Die Grenzboten





Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1903

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1903

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1903. Erstes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Heer

Volkswirtschaft, Verwaltung, Kirche

Literatur und Kunst

Verschiednes

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)



Zum neuen Jahr

In der Gruppierung und in dem Verhältnis der großen Mächte hat das vergangne Jahr nichts wesentliches geändert. Europa hat sich daran gewöhnt, daß hier zwei Gruppen von Großmächten, der wieder erneuerte mitteleuropäische Dreibund und der französisch-russische Zweibund, mehr neben- als gegeneinander stehn, mehr einander das Gleichgewicht und damit den Weltfrieden erhaltend, als zu einem verheerenden Entscheidungskampfe rüstend, und daß England weder zu der einen noch zu der andern Verbindung gehört, ohne doch in der frühern splendid isolation zu verharren. Es hat sich auch darein gefunden, daß einerseits jeder Genosse des einen oder des andern Bündnisses außerhalb der gemeinsamen Zwecke seine selbständige Politik treiben kann, anderseits das Bündnis zuweilen auch über diese Zwecke, über Europa hinaus wirksam wird.

Unzweifelhaft hat Italien eine gewisse Annäherung an Frankreich vollzogen, um sich für den Fall neuer Erschütterungen der Türkei den Anspruch auf Tripolis zu sichern, nachdem es das viel wichtigere Tunis an Frankreich hat überlassen müssen, ohne es verschmerzt zu haben, und es sucht mit Rußland anzuknüpfen, um in demselben Falle an der Ostküste der Adria etwaigen österreichischen Plänen auf Albanien, das es keiner andern Großmacht überlassen darf, entgegentreten zu können. Der bevorstehende Besuch des Zaren in Rom wird ein solches Einverständnis besiegeln oder fördern und zugleich aufs neue Rom als Hauptstadt des Königreichs feierlich anerkennen, während die Vatikanische Politik jedem katholischen Staatsoberhaupte den Besuch Roms verbietet. Ob deshalb Loubet hier erscheinen kann, ist sehr zweifelhaft. Dann aber wird der junge König von Italien auch Paris nicht besuchen, so wenig wie Wien. Denn das berechtigte Selbstgefühl der Nation fordert immer nachdrücklicher, daß ihre Nachbarn und Bundesgenossen Rom als ihre Hauptstadt rückhaltlos anerkennen und sich nicht an die Proteste des Vatikans kehren. Seit langer Zeit besteht das Einvernehmen Italiens mit England. Denn in dem Fall eines Zusammenstoßes mit Frankreich würde die italienische Flotte allein die langgestreckten Küsten der Halbinsel schwerlich decken können, und England hat in Italien eine wertvolle Stütze für seine Mittelmeerstellung, die

es niemals aufgeben kann, so lange es eine Weltmacht bleiben will, die aber in Frankreich ihren gefährlichsten Gegner hat. Diese Gegnerschaft ist es, die auch das tief gesunkne Spanien in die große Politik wieder hereinzieht, und die über das Schicksal Marokkos entscheiden, mindestens es zum Streitobjekt zwischen den beiden Mächten machen wird, da England die seinem Gibraltar gegenüberliegende afrikanische Küste nicht in Frankreichs Hände fallen lassen kann, ohne seine Herrschaft über die Meerenge zu gefährden, und Frankreich sie nicht englisch werden lassen darf, wenn es sich nicht den Zugang zum Mittelmeer, den freien Verkehr zwischen seinen eignen Küsten versperren will.

So besteht am Mittelmeer eine besondre Gruppierung der Mächte, auf der einen Seite Frankreich, das sich auf Rußland stützt, also der Zweibund, auf der andern Italien und England, wobei aber Italien mit den Mächten des Zweibunds in einem nicht unfreundlichen Verhältnis steht. Dieses stärkere Hervortreten einer aktiven auswärtigen Politik ist für Italien offenbar nur deshalb möglich, weil Finanzen und Volkswirtschaft dort in der Kräftigung begriffen sind. Wohl leidet das Land noch heute unter den Nachwirkungen uralter Mißbildungen, gegen deren Heilung die Ablösung der bäuerlichen Lasten in Deutschland eine Kleinigkeit war, und vom deutschen Standpunkt aus darf man diese Dinge überhaupt nicht ansehen; aber die Nordhälfte des Landes hat große wirtschaftliche Fortschritte gemacht, die schweren Gebrechen des Südens sind erkannt, einschneidende Reformen sind in Vorbereitung, und die Lebenskraft der Nation ist unerschöpft. Überhaupt würde man in Deutschland gut tun, nicht fortwährend über den „Verfall" der romanischen Völker zu deklamieren. Es ist noch kein christliches Volk gestorben, auch die Polen nicht, wohl aber haben alle Perioden scheinbar tödlicher Schwäche durchgemacht und überwunden.

Auch die Lebenskraft Österreichs wird bei uns oft weit unterschätzt. Noch ganz abgesehen von der Stärke der dynastisch-geschichtlichen und der geographisch-wirtschaftlichen Bande, die man nicht leicht überschätzen kann, wird das alte Völkerreich der Habsburger schon dadurch zusammengehalten, daß sich gerade die ungebärdigsten Nationalitäten an eine andre Macht gar nicht anschließen könnten, und jede für sich ohnmächtig wäre; sogar Ungarn, das auch seine schwere Nationalitätenfrage hat und jetzt auf die Politik einer Großmacht maßgebenden Einfluß ausübt, wäre, auf sich selbst gestellt, nur ein kräftiger Mittelstaat. Es kommt offenbar nur darauf an, daß Österreich die heutige Überspannung des „Nationalismus," die nicht ewig dauern kann, übersteht, und daß seine Regierung der Begehrlichkeit kleiner Völkerschaften, die gar keine eigne Kultur haben können und gerade deshalb ihre Mundarten so hoch halten, immer wieder die Staatsnotwendigkeiten scharf entgegenhält. Parlamentarisch kann freilich dieses Völkergemisch nicht regiert werden, weil in dem herrlichen Griechenbau des Wiener Parlamentshauses nicht Parteien, sondern nationale Gruppen miteinander ringen, die ihre Lebensinteressen keiner Mehrheit unterwerfen können; aber diese Wahrheit ist jetzt auch endlich erkannt. Das Ministerium Körber ist ein monarchisches Beamtenministerium, das über den Nationalitäten und den Parteien steht. Eine energische auswärtige Politik kann

natürlich ein solches Staatswesen nicht führen, die Zeit, wo die österreichische Diplomatie Europa regierte, ist längst vorüber; aber es bedarf einer solchen auch kaum, und soweit sie vorhanden ist, wird sie mit ruhiger Konsequenz geleitet, nur daß ihre Hauptaufgaben nicht mehr in Mitteleuropa, sondern auf der Balkanhalbinsel liegen, wo sie in Bosnien und der Herzegowina eine Kulturleistung ersten Ranges mit den Mitteln des alten Absolutismus vollbracht hat und in Albanien den Italienern unbequem genug wird.

Ob das scheinbar so gewaltige Rußland innerlich nicht kränker ist als Österreich, dessen Zerfall seit Jahrzehnten prophezeit wird, das ist doch sehr die Frage, oder vielmehr, es ist keine Frage. Das Riesenreich leidet an einem unausgleichbaren Widerspruch zwischen dem Bestreben, eine Kulturmacht zu sein, und der Tendenz, die abendländischen Kulturen auf seinem Boden zu Gunsten eines einförmigen, kulturfeindlichen demokratischen Despotismus zu zerstören, zwischen einer rastlosen, unersättlichen Ausdehnungspolitik, die alle Mittel des Staats auf Heer und Flotte verwenden muß, und an einer zunehmenden Schwäche seiner Volkskraft. Der russische Bauernstand muß hungern und verkommen, damit von der Ausfuhr des gar nicht vorhandnen Überschusses an Getreide die riesigen Kosten für die Wehrmacht des Reichs und seine asiatische Politik bestritten werden können. Denn dorthin ist der Kurs des Staatsschiffs gerichtet. Persien und China in russische Schutzstaaten zu verwandeln — noch weiß man freilich nicht, was an dem Vertrage mit Tibet eigentlich ist —, das ist heute das Hauptziel, und es ist wohl möglich, daß es erreicht wird, wenn nämlich Rußland diese Anspannung aushält. Daraus folgt freilich für das verbündete Frankreich die schmerzliche Konsequenz, daß der Zweibund seine teuern Revanchehoffnungen nicht erfüllt, also seines ursprünglichen deutschfeindlichen Charakters mehr und mehr entkleidet wird trotz gelegentlicher säbelrasselnder Reden phantasievoller Generale und Minister; ja Frankreich ordnet sich so ganz der russischen Führung unter, daß der Zweibund nunmehr auch für Ostasien Geltung erhalten hat, also seine Spitze nicht mehr gegen Deutschland kehrt, sondern gegen England, mit dem allerdings auch Frankreich auf kolonialem Gebiete rivalisiert. Die Schöpfung dieses 1870 nur in seinen Anfängen vorhandnen Kolonialreichs ist jedenfalls die bedeutendste Leistung der dritten Republik und straft das alte Vorurteil, die Franzosen verstünden nicht zu kolonisieren, Lügen, scheinbar wenigstens und wirklich insofern, als sie unzweifelhaft zu herrschen und zu organisieren verstehn. Wirtschaftlich werden sie in ihren eignen Besitzungen von Fremden überflügelt, weil sie keine starke Auswandrung haben. Denn die Bevölkerung des Mutterlandes ist so gut wie stationär, und mit Bekümmernis sehen patriotische Franzosen, daß sie aus diesem Grunde Deutschland auch militärisch nicht mehr gewachsen sind. In der Tat ist diese Erscheinung das Symptom einer ernsten, schweren Volkskrankheit, das Ergebnis einer überspannten und überfeinerten Zivilisation. Im übrigen ist der alte Gegensatz zwischen der klerikal-monarchischen und der republikanisch-liberalen, kirchenfeindlichen Richtung durch die jüngsten gewaltsamen Maßregeln gegen die Kongregationsschulen noch verschärft worden, ohne daß allerdings der Vatikan die älteste Tochter der Kirche zu einem neuen Kulturkampfe heraus-

gefordert hätte, denn die Kurie sieht in Frankreich trotz alledem nach wie vor ihre Schutzmacht und rechnet offenbar auf einen Wechsel der Regierung, der die radikale Partei wieder verdrängen kann. Was sind für diese päpstliche Politik, die gewöhnt ist mit Jahrhunderten zu rechnen, schon die Staatsformen, geschweige die wechselnden Ministerien der französischen Verlegenheitsrepublik!

Zwischen den beiden großen Bündnissen, die Festeuropa beherrschen, steht England. Wohl hat der südafrikanische Krieg arge Schwächen seines Heerwesens bloßgelegt, aber das Reich hat viel größere Massen ins Feld stellen können, als man anfangs annehmen zu dürfen glaubte, und die Flotte bewährte sich wieder als die stärkste Kraft des Landes, denn ihre Überlegenheit machte jede auswärtige Intervention unmöglich und sicherte das von Truppen fast ganz entblößte Mutterland. Dazu zeigte die Nation ein Maß von Zähigkeit und Opferbereitschaft, das ihr nur zum Ruhme gereicht, und die Kolonien fühlten sich mit dem Mutterlande enger verbunden, als man ihnen zugetraut hatte. So gelang es endlich, die Buren niederzuringen, Südafrika unter britischer Flagge zu einigen; das letzte Nachspiel des zweihundertfünfzigjährigen Kampfes zwischen Angelsachsen und Niederländern hat mit dem Siege Englands geendet, trotz der leidenschaftlichen Sympathien Europas für die Buren, trotz aller Ausbrüche des Hasses gegen England. Eine Macht, die das durchgesetzt hat, geht gekräftigt aus dem schweren Kampfe hervor. Sie hat während dieser Jahre allerdings ihre alte Vorherrschaft in Ostasien verloren; sie hat im wichtigsten Teile Chinas, im Jangtsetal, den Grundsatz der offnen Tür anerkennen müssen und ist nur im Bunde mit Deutschland imstande gewesen, der russischen Politik entgegen zu treten. Aber sie hat auch während des Burenkrieges den äußersten Osten nicht aus dem Auge gelassen und durch das Bündnis mit Japan dem russisch-französischen Zweibund ein starkes Gegengewicht gegeben. Da England zugleich die Vormauern Indiens nach der allein gefährdeten Seite, nach Afghanistan hin, unermüdlich verstärkt, und die Russen, je weiter sie in Zentralasien vordringen, desto mehr erkennen, daß es sehr schwierig sein wird, ein ansehnliches Heer in schlagfertigem Zustande nach Indien zu bringen, so ist das Gleichgewicht der Mächte in Asien während des abgelaufnen Jahres noch befestigt worden.

Mit dieser britischen Macht in möglichst gutem Vernehmen zu stehn, soweit dem unsre Interessen nicht widersprechen, ist doch wohl eine Hauptaufgabe der deutschen Politik. Ihre Lösung ist durch die bei uns herrschende Burenbegeisterung gerade nicht erleichtert worden, und dem feindseligen Tone unsrer Presse antworteten nicht minder feindselige Äußerungen von der andern Seite des Kanals, wo es bekanntlich genug Leute gibt, die Deutschland durch eine Verständigung Englands mit Rußland und Frankreich isolieren möchten, um unsre unbequeme wirtschaftliche Konkurrenz niederzuhalten, und die durch die Haltung des größten Teils der deutschen Tagespresse von ihren Bestrebungen wahrhaftig nicht abgeschreckt werden konnten. Jetzt ist die Burenbegeisterung, die am 18. Oktober beim Empfange der drei Generale in Berlin ihren Höhepunkt erreichte, entschieden im Abflauen. Das Idealbild, das man sich von diesen südafrikanischen Niederländern gemacht hatte, beginnt unter dem Eindruck ihrer

eignen Darstellungen zu erbleichen, und so berechtigt die Sympathie für die schwächere Partei und ihre Führer gewesen war, als ein Volk von Helden erscheinen danach die Buren keineswegs mehr; ja manche Stimmen erinnern schon an die Polenbegeisterung von 1831, die wir jetzt als die Verirrung eines politisch ganz ungeschulten Volks belächeln. Aber haben wir jetzt etwa eine bessere Schulung bewiesen? Nun, der unglückselige Krieg ist zu Ende, und eine ruhigere Stimmung beginnt sich endlich einzustellen; diese Möglichkeit, das „Volk“ gegen die Politik seines Kaisers zu verhetzen, ist nun abgeschnitten, und man wird wohl endlich anfangen, sie als eine berechtigte und wohlüberlegte zu begreifen.

Wie Deutschland in China mit England gegangen ist, so haben sich jetzt beide Mächte verbündet, ihre Forderungen in Venezuela, wenn es sein muß mit Gewalt durchzusetzen. Daß die Partie so für uns sehr viel günstiger steht, als wenn wir die Sache allein, ohne Flottenstützpunkt in Amerika ausfechten müßten, das muß selbst der kurzsichtigste Englandhasser zugeben. Die Politik des Kaisers gegenüber der nordamerikanischen Union beginnt ihre Früchte zu tragen, denn sie legt der deutsch-englischen Exekution gegen den dreisten südamerikanischen Gernegroß nicht nur kein Hindernis in den Weg, sondern hat auch die Staatsangehörigen der beiden Mächte unter ihren Schutz genommen. Wieder einmal tritt es jedem deutlich vor Augen, daß der Ausbau unsrer Schlachtflotte und die Vermehrung der Auslandschiffe zu den dringendsten Erfordernissen unsrer Politik gehört, und ohne diese Expansionspolitik, die sich nicht nur in unsern aufblühenden Kolonien, sondern auch noch weit mehr in der Ausbreitung unsers Handels und in der Anlage deutschen Kapitals in zahllosen Unternehmungen auf fremdem Boden äußert, kann Deutschland nicht mehr bestehn, seitdem es überwiegend zu einem nicht zum geringsten Teile für die Ausfuhr arbeitenden, also vom Auslande wirtschaftlich abhängigen Industriestaate geworden ist. Aber auch noch aus einem andern Grunde erweist sie sich als unvermeidlich. Was unsre Getreidepreise drückt und die „Not der Landwirtschaft“ begründet, soweit diese nicht durch Verschuldung, unverständige Lebensführung und allzugroße Ansprüche der Grundeigentümer herbeigeführt wird, das ist doch schließlich die Konkurrenz solcher Länder — Rußlands, Ungarns, Nordamerikas —, die billigere und dabei bessere Qualitäten produzieren, als es der deutsche Boden, der keineswegs zu den besonders gesegneten gehört, mit seinen teuern Arbeitskräften vermag. Gegen diesen Druck kann kein Zolltarif auf die Dauer helfen, und er wird sich noch steigern, wenn auch die uralten, nur verwüsteten Kulturländer, die dereinst die Bagdadbahn durchziehn soll, ihre Getreidemassen über Europa ausschütten werden. Schon ertönen deshalb Warnungsrufe vor der Förderung dieses großen Unternehmens, das keineswegs in deutschem Interesse liege; nur vergessen diese klugen Leute, daß die Frage gar nicht mehr so steht, ob die Bahn gebaut werden soll, sondern nur noch so, ob sie von Deutschen oder von Fremden gebaut werden soll. Bemächtigen wir uns wirtschaftlich dieser Gebiete, dann fließen uns wenigstens die Vorteile des Unternehmertums zu; wollten wir das Fremden überlassen, so würden wir die Konkurrenz dieser Länder mit unsrer heimischen Landwirtschaft zwar keineswegs

abschneiden, wohl aber uns auch des Unternehmergewinns begeben. Wie gefährlich freilich die wachsende Verflechtung unsrer ganzen wirtschaftlichen Existenz mit der Weltwirtschaft für die Sicherheit und die Stetigkeit dieser Existenz ist, das zeigt die noch nicht überwundne Krisis, und wie sie die innern Gegensätze zwischen Landwirtschaft und Industrie verschärft, das haben die leidenschaftlichen, schließlich alle parlamentarische Zucht zerrüttenden Kämpfe bewiesen, die jetzt zum Glück durch die Annahme der Zolltarifvorlage beendet worden sind, nachdem die Obstruktion der Sozialdemokratie der Reichsregierung, die es klugerweise vermied, in den Kampf einzugreifen, den unschätzbaren Dienst erwiesen hatte, eine feste zolltariffreundliche Mehrheit zusammenzuschweißen.

Wenn damit für die nun bevorstehenden Verhandlungen über die neuen Handelsverträge den deutschen Diplomaten, wie Graf Bülow sagte, eine scharfe Waffe in die Hände gegeben worden ist, deren geschickte Anwendung hoffentlich zu recht günstigen Abschlüssen führt, so stehn auch andre wichtige Fragen der innern Reichspolitik auf der Tagesordnung des Jahres 1903, die Reichsfinanzreform und — vielleicht — die deutsche Eisenbahnbetriebsgemeinschaft. An der Not der Einzelstaaten, deren Finanzkraft unter den natürlich fortwährend steigenden Anforderungen des Reichs immer mehr angespannt wird, trägt der Reichstag die Hauptschuld, da er Bismarcks Monopolvorschläge ablehnte, an den Eisenbahnverlegenheiten die Politik der Mittelstaaten, indem sie dem Übergang der Eisenbahnen an das Reich entgegentrat und damit die einheitliche Verwaltung unsers wichtigsten binnenländischen Verkehrsmittels hinderte, ohne doch die Bildung des kolossalen preußischen Eisenbahnnetzes aufhalten zu können, das jetzt mit der ganzen Wucht im Interesse des führenden Staats auf die übrigen Eisenbahnstaaten drückt. Wenn die erste Frage vielleicht in Verbindung mit der Zollreform gelöst werden wird, so steht die Lösung der zweiten offenbar noch in sehr weiter Ferne, da sie durch einzelne Vereinbarungen entschieden werden muß. Denn von der Wiederaufnahme des alten Reichseisenbahnprojekts kann jetzt gar keine Rede mehr sein, weil Preußen seine Autonomie hier niemals aufgeben wird. Aber die deutsche Eisenbahngemeinschaft wird um so sichrer kommen, je länger man sie aufzuschieben sucht, so sicher, wie der Zollverein gekommen ist; nur wäre den Mittelstaaten zu wünschen, daß es ihnen nicht gehn möchte, wie dem König Tarquinius Superbus mit den sibyllinischen Büchern.

Es ist eben nicht anders, die Notwendigkeit der Dinge drängt zu immer schärferer Zusammenfassung der nationalen Kräfte; die partikularistischen Velleitäten, mögen sie nun bayrisch oder welfisch oder lippisch oder sonst etwas sein, sind Anachronismen und würden gar keine Beachtung verdienen, wenn in ihnen nicht der unausrottbare Hang unsers Volks zu selbstgefälliger Sondertümelei hervorträte, der unsre Geschichte verdorben hat. Die Dynastien sind national geworden, das Volk ist es noch immer nicht. Die Massen sind immer noch vielfach partikularistisch oder international-sozialdemokratisch, verhetzt durch eine gewissenlose Agitation, mit Feindschaft und Mißtrauen gegen die besitzenden und herrschenden Stände erfüllt, gleichgiltig gegen das Vaterland wie nirgends sonst in Europa, auf ein utopisches Ziel, die Herrschaft des vierten Standes eingeschworen, das niemals erreicht werden darf, weil es entweder den souveränen

Unverstand oder einen Haufen von Demagogen auf den Thron setzen würde. Möglich, daß die Empörung über die schändlichen Verleumdungen Krupps und die kraftvollen Kundgebungen des Kaisers in dieser Sache einem Teile der deutschen Arbeiter endlich die Augen öffnen, aber sehr viel Hoffnung darauf hegen wir nicht.

Der Partikularismus, aus dem im sechzehnten Jahrhundert die kleinen deutschen Landeskirchen herausgewachsen sind, Notbildungen an Stelle einer deutschen Nationalkirche, widersetzt sich jetzt auch dem Gedanken einer engern Vereinigung dieser Landeskirchen, obwohl diese doch weder ihre Verfassung noch vollends ihr Bekenntnis antasten soll, und diese Opposition hüllt sich in das Gewand der Bekenntnistreue, ohne zu bedenken, daß sich die gebildeten Protestanten auf konfessionell bestimmte Dogmen nicht mehr verpflichten lassen, sondern durch ihre zu starke Betonung nur mit Gleichgiltigkeit gegen die Kirche oder gar gegen die Religion erfüllt werden. Und doch entfaltet trotz mangelhafter Organisationen und dogmatischer Engherzigkeit der Geist des Protestantismus fortwährend eine mächtige Lebenskraft in der freien Wissenschaft, die er begründet hat, und in der Propaganda auf dem Gebiete andrer Religionsgenossenschaften. Eine solche liegt im Wesen jeder Kirche, aber wir betrachten sie, ganz offen gestanden, mit etwas gemischten Gefühlen, denn wir glauben nun einmal nicht an eine „Evangelisation" der katholischen Welt — die Ergebnisse dieser Bewegung in Deutsch-Österreich sind doch auch recht bescheiden geblieben —, wir sehen in dem Nebeneinander verschiedner Kirchen eine Bürgschaft gegen die Erstarrung des religiösen Lebens, weil es sie zu beständiger Selbstbesinnung und zu fortwährendem Wetteifer zwingt.

Das klingt seltsam, denn Deutschland hat unter dem konfessionellen Zwiespalt furchtbar gelitten, leidet auch noch darunter. Aber die Tatsache besteht eben doch, und die konfessionelle Spaltung unsers Volks läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Was wir wünschen und hoffen, ist nicht die konfessionelle Einheit, sondern eine innere Erneuerung des katholischen Geistes. Viele bestreiten, daß eine solche möglich sei, und die jetzt in Rom herrschende Partei will sie auch gar nicht. Aber wenn ein deutscher Bischof öffentlich erklären kann, die Aachener Reliquien verdienten Verehrung, nicht weil sie echt seien, sondern weil sie durch den Glauben von Jahrhunderten geheiligt seien, wenn ein zweiter davor warnt, Einrichtungen und Anschauungen vergangner Zeiten festzuhalten, die gar nicht zum Wesen der Kirche gehören, wenn unsre katholischen Landsleute eifrig und nicht ohne Erfolg dabei sind, besonders auf dem Gebiete der Geschichte den Vorwurf der „Inferiorität" katholischer Wissenschaft zu entkräften, wenn der „religiöse Katholizismus," der von den Weltherrschaftsansprüchen der Hierarchie, d. h. von der Regierung der Völker durch den Klerus über seinen geistlichen Beruf hinaus nichts wissen will, gerade in Deutschland hervorragende Vertreter hat, so ist unsre Hoffnung doch wohl nicht ganz eitel. Jedenfalls ist es weder klug noch gerecht, unsern Katholiken und dem Zentrum fortwährend „Reichsfeindschaft" vorzuwerfen; sie werden dadurch für den nationalen Gedanken nicht gewonnen, sondern geradezu zurückgestoßen. Gegen die ausschlaggebende Stellung des Zentrums sind alle Deklamationen unnütz, so lange die Zerfahrenheit der andern Parteien die Reichsregierung zwingt, die

notwendigen Mehrheiten im Reichstage mit dem Zentrum zu bilden. Das Richtige ist die kaiserliche Politik, die katholischen Deutschen, die nun einmal ein Drittel unsers Volkes ausmachen, durch Pflege ihrer kirchlichen Interessen immer enger an das Vaterland zu fesseln und mit dem Vatikan ein gutes Verhältnis zu behaupten, das doch unsre nationalen Interessen niemals preisgibt. Diese freilich sehr schwierige Politik hat doch auch schon ihre Erfolge aufzuweisen. Die jüngst in Metz und in Köln durch das Vertrauen des Kaisers eingesetzten Bischöfe sind keine Hierarchen, sondern Seelenhirten ihrer Sprengel, und wenn der Staat mit den Bischöfen geht, so ist dies das beste Mittel, der demagogischen Kaplanokratie entgegenzutreten, die im Kulturkampf aufgekommen ist. Die bevorstehende Einrichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg liegt in derselben Linie; sie wird ihre Lehrer in enge Beziehungen zu den größtenteils protestantischen Professoren der andern Fakultäten bringen, und auf solche Annäherung der Konfessionen kommt es an, nicht auf die Erweiterung ihrer Trennung.

Was das Geistesleben Deutschlands bedroht, das ist gar nicht die konfessionelle Spaltung, wenn sie in vorsichtigem und patriotischem Sinne behandelt wird, das sind ganz andre Dinge: das sind zerstörende Philosopheme, die einen Teil der Gebildeten betören, der unheilvolle Einfluß einer aus den skandinavischen Ländern und aus Rußland eindringenden Dichtung, die von wahrer Sittlichkeit nichts mehr weiß und fast nur das Häßliche, Abstoßende, Gemeine als wirklich darstellt, während sich unsre eigne Dichtung und Kunst immer mehr von den Idealen der klassischen entfernt, ein platter Nützlichkeitsdrang, der unsre alte Bildung verflacht, ein überspannter „Nationalismus," der den großen Kulturzusammenhang dieser Bildung zerreißen möchte und doch gegen das Eindringen fremder, moderner Verirrungen ganz ohnmächtig ist, und der unter allen diesen Einflüssen sinkende Idealismus gerade unsrer gebildeten Jugend, bei der oft die frechsten Spöttereien unsrer widerwärtigsten Witzblätter ein nur allzu williges Echo finden. Wenn wir aber erst unsern Idealismus verloren haben, den frohen Glauben an geistige Güter, an alles Gute, Wahre und Schöne, dann hat unser Volk sein Bestes verloren. Das ist es, was uns mit Besorgnis für die Zukunft erfüllt. *



Die innere Lage



In unsern auch politisch so schnelllebigen Tagen ist es für eine Wochenschrift schwer, sich vor Überholungen zu hüten. Das geschriebne Wort riskiert auf dem Wege durch die Druckerei post festum zu kommen, auch wenn der Reichstag Weihnachtsferien hat. Kaum war der neue Zolltarif, trotz der vorhergegangnen Verschleppung zuletzt überraschend schnell, zustande gekommen, da war die Tagespresse auch schon darauf gespannt, ob etwa noch am Silvester Handelsverträge gekündigt werden

könnten oder der Zeitpunkt für das Inkrafttreten des neuen Tarifs vom Kaiser bestimmt werden würde. Das wolle man beim Lesen der nachstehenden Gedanken über die innere Lage beim Jahreswechsel von vornherein berücksichtigen.

Der Kampf um den Zolltarif, der unser politisches Leben jahrelang und vornehmlich im letzten Jahre in hohem Grade erregt und verbittert hat, ist durch die verfassungsmäßige Verabschiedung des Gesetzes durch Reichstag und Bundesrat noch im alten Jahre zu Ende gebracht worden. Das ist unstreitig ein Ergebnis von außerordentlicher und bei unbefangner Beurteilung auch von höchst erfreulicher Bedeutung. Mochte man auch vom prinzipiellen und theoretischen Standpunkt aus schon an dem Regierungsentwurf des neuen Tarifs manche Änderung für wünschenswert halten, mochte man erst recht manche Änderung, die die Kommission vorgenommen hatte, und die durch die „Verständigung“ Gesetz geworden ist, als verfehlt betrachten, so war doch die rechtzeitige Herstellung der von den verbündeten Regierungen für unentbehrlich erkannten neuen gesetzlichen Basis für die Vereinbarung neuer Handelsverträge ein so auf der Hand liegendes, dringendes Bedürfnis, daß wir schon vor Jahresfrist trotz aller prinzipiellen und theoretischen Bedenken die schleunige Einigung der Mehrheit auf der Regierungsvorlage empfehlen mußten und uns auch jetzt — nach der monatelangen unnötigen Verzögerung dieser Einigung — des ungewöhnlich beschleunigten Zustandebringens des Gesetzes im berechtigten Interesse der praktischen Politik aufrichtig erfreuen können. Immer haben wir die Ansicht vertreten, daß man bei der Neuordnung unsrer handelspolitischen Beziehungen zum Auslande im Reichstag den verbündeten Regierungen und der zur Vereinbarung von Handelsverträgen berufnen Stelle ein größeres Maß von Vertrauen entgegen bringen, in weiterm Umfange freie Hand lassen müsse, als man bis in die jüngste Zeit rechts ebenso wie links gewillt war. Die Natur internationaler Verhandlungen macht das doch nun einmal unabweisbar nötig. Vollends hier, wo es sich um die Vereinbarung eines neuen Netzes internationaler Handelsverträge über Europa hinaus handelt, bei denen nicht nur der Ausgleich zwischen den Interessen Deutschlands und des Auslands in Betracht kommt, sondern sich auch die vielgestaltigen handelspolitischen Beziehungen der außerdeutschen Vertragsstaaten untereinander überall geltend machen. Ganz abgesehen von den rein politischen Rücksichten, die — man mag theoretisch sich noch so sehr bemühen, Politik und Handelspolitik auseinander zu halten — praktisch doch vielfach von großem Einfluß sein müssen. Kaum von einer unsrer Parteien wird es bestritten, daß die Handelsverträge des Deutschen Reichs in gewissem Grade bestimmend sein können für die Gestaltung der Gesamtheit der neuen Handelsverträge der Welt überhaupt. Gerade deshalb sollte man doch einsehen, daß unsrer Diplomatie in der Verabredung neuer Handelsverträge eine ganz außerordentlich große, heikle, verantwortungsvolle Aufgabe gestellt ist, deren gedeihliche Lösung durch nichts so sehr gefährdet würde, als durch parlamentarische Vinkulierungen und Indiskretionen. Jeder verständige Parlamentarier, der überhaupt die Fortführung einer den Bedürfnissen des Deutschen Reichs entsprechenden Handelsvertragspolitik wollte, mußte es als

selbstverständlich anerkennen, daß die Vertreter der Regierung bei den Verhandlungen über den Zolltarif die praktisch vielleicht am schwersten wiegenden, in dem besondern Gebiet der Diplomatie liegenden Gründe nicht der parlamentarischen Diskussion preisgaben und auch hinter den Kulissen nur mit aller Reserve einige Karten aufdeckten. Die Geschichte früherer Handelsvertragskampagnen lehrt, wie leicht man geneigt ist, wirkliche und vermeintliche üble Folgen von Verträgen auf vorzeitige Offenherzigkeit der Regierungen und ihrer Unterhändler zurückzuführen, und doch scheint man nicht zu bedenken, daß die Offenherzigkeit gegen das eigne Parlament genau derselbe Fehler ist wie die Offenherzigkeit gegen das Ausland. Was für einen Tarif die Regierung für die Durchführung des jetzt gewiß schon eröffneten Kampfes um eine möglichst günstige Position des Deutschen Reichs in der neuen internationalen Handelsvertragspolitik haben muß, das konnte sie nur selbst beurteilen und entscheiden.

So mußte der Regierung im parlamentarischen Kampf um den Zolltarif ein ziemlich weitgehendes Benefizium des Besserwissens und des Geheimhaltens nach der Natur der Sache eingeräumt werden. In gewissem Sinne gilt das vielleicht auch für den Schlußakt dieses Kampfes, für die in der parlamentarischen Geschichte des Deutschen Reichs immerhin einzig dastehende Abkürzung der zweiten Beratung im Plenum des Reichstags. Die Regierung hat mit Recht jede Verantwortung für die Art, wie der Reichstag seine Geschäftsordnung auslegt und handhabt, abgelehnt. Daß das „Bedenkliche" im Antrag Kardorff — um mit dem Grafen Ballestrem zu reden — nicht vermieden worden ist, wenn es vermieden werden konnte, ist jedenfalls nicht ihre Sache. Wenn die Mehrheit nicht früher zur „Verständigung" zu bringen war, und wenn sie die Verständigung endlich nur in einer „bedenklichen" Form zustande kommen lassen wollte, so mußte die Regierung natürlich die Sache über diese von ihr gar nicht abhängende Form setzen und die unerwünschten Nebenwirkungen in den Kauf nehmen. Sie brauchte die schleunige Verabschiedung des Tarifs, und wo doch offenbar der energische Beginn der diplomatischen Aktion auf die Nägel brennt, hat kein Mensch das Recht, ihr zu bestreiten, daß sie ihn brauchte, um das Reich vor schwerem Schaden zu bewahren. Das in Grund und Boden verfahrne Parteiwesen im Reichstag, das unstaatsmännische, pflichtwidrige Verhalten der Parteien rechts und links seit Jahr und Tag — sogar als die Obstruktion der Sozialdemokraten und ihrer Gehilfen schon angekündigt war und begonnen hatte — mußte für das Reich eine ernste, wirkliche Notlage heraufbeschwören. Die Vernunft ist den Herren erst sehr spät gekommen, erst dann, als nur noch ein Notweg zur Rettung offen stand. Erst das Verhalten der Obstruktionisten hat ihnen den willkommenen Vorwand geboten, schließlich aus der Not eine Tugend zu machen.

Wir haben von dem bösen Willen der Sozialdemokratie immer das Schlimmste erwartet, und die Mehrheitsparteien hatten schon längst keinen Grund, etwas andres zu erwarten. Sie wußten, was kommen würde, und sie schienen zum Teil auch damit zu rechnen. Wenn sie jetzt von ihrer Notwehr gegen die Obstruktion reden und schreiben, so sollten sie hinzusetzen, daß sie selbst sich

erst in die Notlage versetzt haben. Ihre Parteipresse mag ihnen Ruhmeskränze für den durch ihre Schuld verzögerten Sieg winden, die Geschichte, die die Wahrheit sagt, wird ihnen den Dank versagen, denn ihre Schuld ist es gewesen, daß die Verabschiedung des Zolltarifs schließlich in einer Form erfolgt ist, die — mag man diese oder jene juristische Deutung der Geschäftsordnung für zulässig halten — tatsächlich die politische Lage am Jahreswechsel unnötig verschärft und vor allem den sozialdemokratischen Landschädigern unnötig die Waffen geschliffen, ihnen unnötig neue halbe und ganze Freunde geworben hat. Das mag manchen von der Mehrheit gleichgiltig, einigen vielleicht sogar erwünscht sein, wir müssen es bedauern. Die Sozialdemokraten zu isolieren scheint uns der ernstesten Sorge wert, und deshalb schon der Schein des „Bedenklichen" im Kampf für den Zolltarif vom Übel zu sein.

Das mußte gesagt werden, denn gerade daraus erwächst uns und vollends den Parteiorganen der Mehrheit doppelt die Pflicht, in den Kämpfen, die das neue Jahr bringen wird, mit Nachdruck allen Einflüssen entgegenzutreten, die das Vertrauen zum Kaiser und zu den verbündeten Regierungen zu untergraben drohen in Stadt und Land. Die Lage ist nicht dazu angetan, daß wir in heller Freude über das Zustandekommen des Zolltarifs vor der gewaltigen Macht die Augen schließen dürften, mit der namentlich die sozialdemokratische Partei — alle Mauserungshoffnungen zum Narren machend — ihre verbitternde Wühlarbeit aufzunehmen entschlossen ist. Die ans Irrenhaus erinnernde Form, die nach der Einbringung des Kardorffschen Antrags die Obstruktion im Reichstag annahm, war eine wohl vorbereitete Fanfare, mit der die in der Auswahl ihrer Agitationsmittel nur zu geriebne Partei die Eröffnung des Feldzugs unter der erlognen Parole „gegen den Brotwucher" den unzufriednen Massen ankündigte. Sie brüllten ihr Martyrium zum Fenster hinaus, während sie im Herzen jubelten, daß sie so die deutschen Arbeiter noch fester an ihr Narrenseil knüpften.

Es wird im neuen Jahre wohl noch manchmal den Grenzboten zur Pflicht werden, die Verlogenheit des gegen die verbündeten Regierungen und den neuen Zolltarif erhobnen Vorwurfs, daß sie sich dem „Brotwucher" dienstbar machten, ins rechte Licht zu rücken, wie sie es von Beginn des Kampfes an wiederholt für ihre Pflicht gehalten haben. Wir wollen heute, im Rahmen dieser allgemeinen Betrachtung, das Pulver nicht in Einzelheiten verschießen. Nur über die durch den verabschiedeten Tarif veränderte Sachlage im ganzen sollen die Hauptpunkte kurz besprochen werden.

In § 1 des Tarifgesetzes ist von der durch die Kommission beschlossenen Erhöhung der Mindestzollsätze auf die Hauptgetreidearten Weizen, Roggen und Hafer Abstand genommen und die Regierungsvorlage wieder hergestellt worden. Es stellen sich die Mindestzollsätze für den Doppelzentner wie folgt:

	Neuer Tarif	Kommissionsbeschluß	Bestehender Generaltarif	Bestehender Vertragstarif
	Mark	Mark	Mark	Mark
Weizen auf	5,50	6	5	3,50
Roggen „	5	5,50	5	3,50
Hafer „	5	5,50	4	2,80

Daß das eine wesentliche Erhöhung der Brotgetreidezölle im Vergleich mit dem bestehenden Vertragstarif bedeutet, ist in den Grenzboten gegen die extrem agrarischen Forderungen oft genug betont worden, und daß von „Brotwucher" bei dem weitgehenden Notstande der deutschen Landwirtschaft trotzdem nicht geredet werden kann, sollte vom sozialdemokratischen Standpunkt aus von Leuten, die nicht lügen wollen, am wenigsten geleugnet werden. Für Gerste hatte der Entwurf einen Mindestzoll von 3 Mark vorgesehen gegenüber dem Satz des bestehenden Generaltarifs von 2,25 Mark und des bestehenden Vertragstarifs von 2 Mark. Im verabschiedeten Gesetz ist der Mindestzoll für Futtergerste weggefallen, dagegen für die Braugerste ein solcher von 4 Mark festgelegt worden. Nichts ist verkehrter und verlogner, als aus dieser Abänderung des Gerstenzolls der Regierung den Vorwurf des „Umfalls" zu machen. Es möge hier genügen, darauf hinzuweisen, daß gerade Professor J. Conrad in Halle, der als „Antiagrarier" verschrieen und gepriesen wird, die Unterscheidung der beiden Gerstenarten und den höhern Schutzzoll für Braugerste im volkswirtschaftlichen Interesse warm befürwortet hat. Brotwucher wird man den Braugerstenzoll nicht nennen, eine höhere Besteuerung des Biers als Bierwucher kaum verdammen können. Die technische Schwierigkeit der Unterscheidung der Brau- und der Futtergerste zu bemängeln, haben die überprotektionistischen Sozialdemokraten am wenigsten das Recht. Das Protektionssystem ist ja ein „System" von lauter solchen Schwierigkeiten. Die starke Erhöhung des Haferzolls ist eine Sache, die die Agrarier unter sich abmachen müssen. Tatsächlich schreien die Bauern am meisten danach. Mögen sie ihre Erfahrungen am eignen Leibe machen. Die Hauptsache ist: von einem „Umfall" der verbündeten Regierungen bei den Mindestzöllen des § 1 zu reden ist einfach gelogen.

Wesentlich ist noch der Verzicht der Reichstagsmehrheit auf den zu § 12 des Entwurfs gefaßten Kommissionsbeschluß, wonach der Tarif spätestens am 1. Januar 1905 in Kraft treten sollte. Es bleibt hier dabei, daß dieser Zeitpunkt, gesetzlich ganz unlimitiert, durch Kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats festgesetzt werden wird. Daß die Regierung in das Verbot von Gemeindeabgaben auf Getreide, Hülsenfrüchte, Mehl, Backwaren, Vieh, Fleisch u. dergl. vom 1. April 1910 ab, und in die gesetzliche Festlegung der Mehrerträge aus den wichtigsten Nahrungsmittelzöllen zur Erleichterung der Durchführung einer Witwen- und Waisenversorgung hat einwilligen müssen, kann man als unzweckmäßig bemängeln, aber ein „Umfall" vor den Agrariern ist auch das auf keinen Fall, und eine Verschlechterung des Tarifs als Basis für neue Handelsverträge doch vollends nicht. Von großer Bedeutung zu Gunsten der Handelsvertragspolitik dagegen ist der Verzicht des Reichstags auf die von seiner Kommission verlangte Festlegung von Mindestzöllen für Vieh, Fleisch u. dergl. Die Annahme niedrigerer Zölle im Generaltarif — also Maximalzölle — für Spaten, Heu- und Düngergabeln, Sensen, Sicheln und andre landwirtschaftliche Bedürfnisse aus der Produktion der Eisenindustrie wird von der Linken schwerlich ernstlich angefochten werden. Wenn aber für eine Reihe zum Teil sehr wichtiger Nahrungsmittel, namentlich landwirtschaftlicher Produkte, so auch für Vieh und Fleisch, und für einzelne industrielle Hilfsstoffe, z. B. Quebrachoholz,

die von der Kommission beschlossenen, unsers Erachtens teilweise übermäßigen Erhöhungen der Maximalsätze des Regierungsentwurfs infolge der „Verständigung“ Gesetz geworden sind, so konnte die Regierung hier ohne Gefährdung des Abschlusses günstiger Handelsverträge eben deshalb Konzessionen machen, weil es sich um Maximalsätze handelte. Das als Unglück zu verschreien, kann uns nicht einfallen, so sehr wir auch die Kommissionsbeschlüsse als unnötig oder übermäßig verurteilen mußten. Die Regierung hat freie Hand behalten, im Interesse der Handelspolitik selbst unter die in ihrem Entwurf vorgeschlagnen Generaltarifsätze hinabzugehn. Wenn alles gewissenhaft erwogen wird, so muß jeder, der gerecht und sachlich urteilen will, zu dem Ergebnis kommen: die Aussichten für den Abschluß günstiger langfristiger Handelsverträge im Sinne der Handelsvertragsfreunde sind durch die infolge der „Verständigung“ im Gesetz vorgenommnen Änderungen des Regierungsentwurfs überhaupt kaum berührt, auf keinen Fall aber sind sie schlechter geworden. Der Vorteil, der der Handelsvertragspolitik des Deutschen Reichs zweifellos aus der Verabschiedung des Tarifs im alten Jahr erwächst, ist also nicht durch seine geringere Tauglichkeit als Rüstzeug der Handelsvertragspolitik erkauft worden.

Und kann wohl nach allem, was das abgelaufne Jahr gezeigt hat, jemand im Ernst noch an der festen, ehrlichen Absicht der verbündeten Regierungen zweifeln, die Handelsvertragspolitik, wenn irgend möglich, ohne Unterbrechung fortzusetzen? In dieser Beziehung ist doch Gott sei Dank an der Jahreswende die Lage vollständig geklärt, beruhigt, fest. Nur Toren, mit denen man nicht zu rechnen braucht, können freilich erwarten, daß der Bau der neuen Handelsverträge auf einen Hieb fertig dastehn wird, und nur Toren können daran denken, daß einem solchen Widersinn zuliebe das Deutsche Reich à tout prix seine Stellung im Zusammenhang der neuen Handelsverträge der Welt leichtfertig festlegen sollte. Jetzt sind die Diplomaten an ihrer schwierigen Arbeit. Das öffentliche Dreinreden muß aufhören, und namentlich werden sich die Handelsvertragsfreunde hüten müssen, sich den Vorwurf gemeinschädlicher, unpatriotischer Indiskretion zuzuziehn dadurch, daß sie noch ferner durch rechthaberisches Betonen vermeintlicher Schwächen unsrer Position und des neuen Tarifs die Geschäfte des Auslands besorgen. Mancher Unverstand in dieser Richtung, der während des parlamentarischen Kampfes um den Zolltarif vielleicht noch auf ein gewisses Maß von Entschuldigung hoffen durfte, müßte jetzt als unverzeihlicher Verrat an der deutschen Volkswirtschaft, am Deutschen Reiche verurteilt werden. Die Grenzboten haben die ehrlichen Freunde einer liberalen Handelspolitik oft genug davor gewarnt, das Gewicht ihres sachverständigen Rats bei den Verhandlungen über die Handelsverträge selbst nicht durch unverständige, bis zur Billigung und Ermunterung der Obstruktion getriebne Opposition gegen den von der Regierung geforderten Zolltarif zu verscherzen. Wenn sie nicht ganz von Sinnen sind, sollten sie sich wenigstens jetzt ehrlich auf den Boden des zum Gesetz gewordnen Tarifs stellen. Sie werden dann wahrscheinlich — hoffentlich nicht ohne Beschämung — erfahren, daß, wo es dem gemeinen Besten dient, die Regierung ihren guten Rat im neuen Jahre, trotz des törichten Verhaltens im alten, zu hören bereit sein wird. Vor allem ist ihnen dringend

zu raten, daß sie ihrer Presse und ihren agitatorischen Sprechern die höhnischen Prophezeiungen, daß die Regierung mit diesem Tarif überhaupt keine Handelsverträge zustande bringen werde, ernstlich verbieten. Wie kann gebildeten Handelsvertragsfreunden die Albernheit solcher Prophezeiungen verborgen sein? Sehen sie denn nicht ein, daß die Regierung, die allein die Beziehungen zum Auslande, soweit sie hierbei in Betracht kommen, übersehen kann, den Propheten so weit überlegen ist, daß eigentlich mit jedem Worte, das ihnen vom Regierungstische gegönnt wird, zu viel Ehre angetan wird? Die beschämende Erfahrung, daß sie sich mit ihrer verrannten Opposition schon sträflich blamiert haben, kann den Propheten eine kurze Zeit als mildernder Umstand angerechnet werden. Aber fortsetzen dürfen sie die Weissagungen nicht, wenn sie nicht unrettbar an der öffentlichen Blamage zu Grunde gehn wollen. Das mag scharf und grob klingen, aber diesen höhnenden, verbissenen Propheten gegenüber ist es weder zu scharf noch zu grob.

Der wichtigste Erfolg der „Verständigung" zu Gunsten der Handelsvertragspolitik ist aber vielleicht darin zu sehen, daß es der Regierung gelungen ist, für die Annahme der zu vereinbarenden neuen langfristigen Handelsverträge im neu zu wählenden Reichstag eine Mehrheit, wenn nicht zu sichern, so doch in hohem Grade wahrscheinlich zu machen. Die Mehrheit des jetzigen Reichstags, die nach der Verständigung für den Tarif gestimmt hat, hat sich in dieser Beziehung gebunden. Die Gefahr der Ablehnung neuer Handelsverträge, wenn die Regierung ihre Vereinbarung auf der Grundlage des bestehenden Generaltarifs hätte versuchen wollen, stand handgreiflich vor Augen. Wie wäre denn in dem neuen Reichstage für solche Verträge eine auch nur einigermaßen zuverlässige Mehrheit zu schaffen gewesen? Eine Erhöhung der Getreidezölle gegen den geltenden Vertragstarif in den neuen Verträgen vorzusehen, wären die verbündeten Regierungen verpflichtet geblieben. Die Sozialdemokraten und ihre Bundesgenossen hätten Abschaffung jedes Getreidezolls verlangt, die extrem-agrarische Strömung würde, gewaltig gestärkt, in den konservativen Parteien und dem Zentrum sicher erfolgreich für die Ablehnung eingetreten sein, und eine vertragslose Ära wäre wahrscheinlich unvermeidlich geworden. Es ist bezeichnend, daß sogar der so viele Köpfe und Federn in Bewegung setzende Handelsvertragsverein einer ernsten Erwägung dieser Eventualität bisher immer aus dem Wege gegangen ist. Er soll jetzt noch sagen, wie er sich die Sache eigentlich gedacht hat. Notabene: ohne Staatsstreich, gegen den sich die Herren mit Recht, wenn auch grundlos, so sehr entrüsten. Die ganze Forderung hatte tatsächlich nur Sinn, wenn die, die sie stellten, den verbündeten Regierungen einen regelrechten Staatsstreich, einen Verfassungsbruch in optima forma gegen die heutigen Mehrheitsparteien zumuteten. Und das konnten sie doch nüchternen Kopfes nicht tun. Also was wollten sie, was geschehn sollte?

Daß die „entwegten" Agrarier der Mehrheitsparteien die Hände nicht in den Schoß legen dürfen, wenn sie in ihren, von der extremen Richtung — nicht ohne ihr Verschulden — aufgeregten Wahlkreisen den „unentwegten" Herren vom Bunde der Landwirte, und was sich zu ihm schlägt, nicht vielfach unter-

liegen wollen, liegt auf der Hand. Aber wir halten ihren Sieg, wenn sie sich ordentlich rühren, für leicht und sicher. Es ist erst kürzlich in den Grenzboten darauf hingewiesen worden, daß unsre Landwirte gern Frieden haben, und am liebsten mit der Regierung, und daß anderseits gerade sie ihren Abgeordneten ein so hohes Maß von persönlichem Vertrauen entgegenbringen, daß der Einfluß der bündlerischen Agitatoren, so gut sie ihre schwächsten Seiten zu packen wissen werden, dagegen verhältnismäßig wenig bedeutet. Solange die Herren Abgeordneten der Mehrheit selbst Bündler waren, oder doch der bündlerischen Propaganda die Stimmenwerbung überließen, wie sollten da die Wähler zu einer selbständigen Kritik der extremen Agitation gelangen? Diese Lage ist jetzt von Grund aus verschoben. Die Extremen haben sich zum neuen Kampf gerüstet und viel Zuversicht an den Tag gelegt, soweit das auf Papier mit Druckerschwärze möglich ist. Ob sie im Herzen so viel Zuversicht haben, ist eine andre Sache. Wir sind fest überzeugt, daß die Mehrzahl der unentwegten Herren nichts sehnlicher vom neuen Jahre wünscht, als daß es ihnen einen Weg zeigen möchte, auf dem sie mit Anstand aus der Affaire herauskommen können, in die sie sich verrannt haben. Der Bund der Landwirte — das steht trotz aller entgegengesetzten lärmenden Behauptungen jedenfalls fest — geht aus dem Kampf um den Zolltarif infolge der „Verständigung“ bis zur Krisis geschwächt hervor. Er ist, wenn die Verständigungsleute sich treu bleiben — und sie werden es wahrscheinlich müssen —, keine Macht mehr und deshalb keine Gefahr mehr.

Ganz anders steht es mit den Extremen links. Sie gehn mit verschärftem Rüstzeug in die bevorstehende Wahlkampagne, und wenn auch vorläufig das Mehr an Mandaten, das sie vielleicht erobern, für das Reich mehr eine Schande als eine wirkliche Gefahr bedeuten wird, das Mehr an Verbitterung und an Blindgläubigkeit, das sie dabei in der Masse der deutschen Arbeiterschaft, in der ganzen breiten Schicht der von der Hand in den Mund lebenden, vermögenslosen und von Vermögenserwerb so gut wie ausgeschlossenen Bevölkerung erzeugen werden, das ist in der Tat eine furchtbare Gefahr, gegen die vor allem die gebildeten Deutschen, reich und arm, gar nicht zeitig und nachdrücklich genug zu wohl überlegtem, energischem Kampf aufgerufen werden können.

Es ist in den Grenzboten vor kurzem die tief beklagenswerte journalistische Leistung verdientermaßen abgetan worden, zu der sich der alte Theodor Mommsen hat verleiten lassen. Wir brauchen deshalb hier nicht mehr auf sie einzugehn. Aber leider hat Mommsen in seinem Artikel nur einem Gedanken Ausdruck gegeben, der seit einiger Zeit in immer weitern Kreisen der liberalen Politiker, der liberalen Presse, des liberalen gebildeten Bürgertums, und man muß hinzufügen, auch der liberalen Beamten, soweit es noch solche gibt, Eingang zu finden anfängt oder doch gläubig nachgesprochen wird, dem Gedanken, daß das Bündnis mit der Sozialdemokratie im Interesse und im Sinne des Liberalismus geboten sei. So ungeheuerlich die Begriffsverwirrung ist, die diesem Gedanken zu Grunde liegt, so verhängnisvoll ist der Vorspanndienst, den er dem gemeingefährlichen, der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung ins Gesicht schlagenden Wesen der Sozialdemokratie als

politischer Partei leistet, und so furchtbar schwer ist der Schade, den er dem berechtigten deutschen Liberalismus zufügt. Wenn auf irgendwen und irgendwas das Wort des Abgeordneten von Kröcher von der politischen „Minderwertigkeit" der Epigonen zutrifft, so trifft es auf die Liberalen zu, die das Bündnis mit der sozialdemokratischen Partei predigen. Bei manchen von ihnen mag die Freundschaft für die Sozialdemokratie einfach parteitaktischer, freilich überaus kurzsichtiger und irrtümlicher Erwägung entspringen. Sie sehen, daß sie durch eigne Wähler keine Mandate mehr erreichen können, und deshalb hoffen sie auf das Almosen sozialdemokratischer Stimmen, sei es auch nur bei dieser und jener Stichwahl. Das Wesen der Sozialdemokratie ist ihnen ganz gleichgiltig. Aber die große Mehrzahl der Sozialdemokratenfreunde glaubt, wie es scheint, wirklich an eine berechtigte politische Mission, und zwar an eine „liberale" Mission der Partei der Singer, Liebknecht und Bebel. Sie glaubt an den Beruf dieser Partei, die berechtigten Interessen der Arbeiter, der Vermögenslosen, der gesellschaftlich unten stehenden großen Mehrheit der Mitbürger im Reich politisch gegen die obern, die sogenannten herrschenden Klassen vertreten zu müssen. Dieser Grundirrtum über Wesen und Bedeutung der Sozialdemokratie ist unendlich mächtiger und gefährlicher als die taktischen Notbehelfe, und er findet leider Boden und Nahrung weit über die Grenzen des Parteiliberalismus hinaus. Daß es der sozialdemokratischen Partei gelungen ist, die politische Vertretung der Arbeiterschaft in so weitem Umfang an sich zu reißen, wie das jetzt der Fall ist, macht sie noch längst nicht zur berufnen und berechtigten Vertreterin dieser weitaus größten Mehrheit des deutschen Volkes. Das Wesen der politischen Partei wird bestimmt durch ihr politisches Endziel, ihre unmittelbare praktische Wirkung und die Mittel, die sie anwendet. Das politische Endziel der Sozialdemokratie ist und bleibt der Umsturz der staatlichen Ordnung im Sinne einer unklaren, utopischen Ochlokratie, ihre unmittelbare Wirkung ist die Erhaltung, Erregung und maßlose Verschärfung der Unzufriedenheit und des Hasses der Massen gegen alles, was besteht, und ihr Hauptmittel dazu ist eine raffinierte, fast virtuose Verlogenheit.

So viel man auch von ihrer Mauserung geredet hat und noch reden mag, die Sozialdemokraten als Partei bleiben ein Ding sui generis, etwas Fremdes, ein Todfeind dem Ganzen und den andern Parteien gegenüber. Was einzelne Sozialdemokraten in der Theorie an Mauserung zeigen, vermag an dem Wesen der Partei gar nichts zu ändern. Die Theorie beherrscht nicht die Massen, und die viel gepriesenen Herren Revisionisten der Sozialistischen Monatshefte müssen, wo es sich um die praktische Politik der Partei handelt, bestenfalls den Mund halten. Und was das erst recht vielgepriesene schätzenswerte „Zusammenarbeiten" mit den bürgerlichen Parteien betrifft, so müßten die Sozialdemokraten ja die ärgsten Narren sein, wenn sie, wo immer die Gesellschaft in Staat und Gemeinde die Interessen der untern Schichten zu fördern sucht, den Dank bei den Massen nicht für ihre Partei abzufangen bemüht wären. Dazu gehört natürlich, daß sie auch Initiative entwickeln und überall da, wo die bürgerliche Gesellschaft soziale Pflichten versäumt oder nur halb erfüllt, mit dem allergrößten Geräusch als die Pflichtgetreuen in den Vordergrund

treten. Und ebenso natürlich ist es, daß sich die Partei trotz ihrer charakteristischen Verlogenheit eifrig bemüht, die Wahrheit mit ausgesuchter Rücksichtslosigkeit zu sagen und an den Tag zu bringen, wo es ihren Zwecken dient und der Gesellschaft schadet. Und sie machen das alles fast immer mit einer so ausgesprochnen Schadenfreude, lassen fast immer die Absicht so herausfordernd merken, daß es aussieht, als ob sie ihre besondre Freude daran hätten, zu erproben, wie weit die Dummheit oder Angst ihrer bürgerlichen Liebhaber eigentlich geht. Es ist uns immer unbegreiflich gewesen, daß die liberalen und auch die kathedersozialistischen Mauserungsgläubigen aus diesem selbstverständlichen, durch die primitivste taktische Klugheit gebotnen äußerlichen Gutestun der Sozialdemokratie auf ein Gutsein ihres Wesens, ihrer Ziele, ihrer Wirkungen und ihrer Mittel schließen konnten. Nicht die Sozialdemokraten verdienen deshalb Lob, sondern wir verdienen dafür Tadel und Schande, daß wir ihnen die Initiative in der sozialen Pflichterfüllung so oft überlassen, und daß wir, Gott seis geklagt, so vielfach der Wahrheit nicht zu ihrem Recht verhelfen, wo es zum Wohl des Ganzen und namentlich im Interesse der tiefer stehenden, schwächern Mitbürger geboten ist. Es ist hier nicht möglich, auf das Einzelne im sozialdemokratischen Parteitreiben näher einzugehn oder das, was zu seiner Bekämpfung im einzelnen zu geschehn hat, darzulegen. Nur das sei noch hervorgehoben, daß in diesem Kampfe gegen die Herrschaft der Sozialdemokratie über die aus der Hand in den Mund lebenden vielen Millionen deutscher Männer und Frauen die politische Flunkerei und Scharfmacherei der größte Fehler, die unverantwortlichste Sünde sein würde. Niemand, weder nach oben hin noch nach unten, ein X für ein U zu machen, gewissenhaft das Recht zu wahren gegen jedermann, das müssen wir uns geloben, denn sonst würden wir den Feind stärken, den wir schlagen wollen. Es wird wohl unter denen, die das lesen, manche geben, die andrer Meinung sind, die im politischen Kampf, auch im innern, die Gewalt über das Recht stellen und die Waffen danach wählen, wie der Gegner kämpft. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie hat aber seine eigne Art; er besteht zum guten Teil in der Versöhnung irregeleiteter Massen, denen der Glaube an unsre Unehrlichkeit und Ungerechtigkeit tagtäglich gepredigt wird. Man soll sich hüten, sie in diesem Glauben zu bestärken.



Das Goldne Vließ



Wenn man von den drei halbgeistlichen Ritterorden absieht, die gegenwärtig der Krankenpflege und andern frommen Zwecken gewidmet sind, so gehören zum vollen Festschmuck eines europäischen Souveräns bekanntlich acht Ordensdekorationen, deren Embleme für fünf der Heiligen Schrift und der Hagiographie, für drei dem Tierreiche entlehnt sind. Mit den Heiligen haben es der St. Andreasorden (russ.), der Annunziatenorden (ital.), der unter dem Patronate des heiligen Georgs

stehende Hosenbandorden (engl.), der St. Hubertusorden (bayr.) und der Seraphinenorden (schwed.), mit dem Tierreiche der schwarze Adler (preuß.), der Elefant (dän.) und das Goldne Vließ (österr. oder span.) zu tun. Neben ihnen gibt es zwar noch eine Anzahl andrer Ordenszeichen, die privilegierten Personen und Ständen vorbehalten sind, darunter z. B. den bayrischen St. Georgsorden, der durch seine zugleich prächtige und geschmackvolle Ordenstracht sowie durch den von seinen Mitgliedern alljährlich in vollem Ornat abgehaltnen Kirchgang bekannt ist, aber sie gelten als nur dem einzelnen Lande zugehörige Hausorden, und auch der offiziöse Gothaische Kalender tut ihrer bei der Aufzählung der Titel, Ehrenämter und Orden auswärtiger Potentaten und Untertanen keine Erwähnung.

Ein Rangverhältnis zwischen den acht Orden steht nicht fest. Wenn man den Reichtum eines Souveräns an Dekorationen aufzählt, nennt man gern zuerst den Orden, dessen Großmeister er als Landesherr ist, und läßt dann die übrigen in bunter oder alphabetischer Reihe folgen. Vor hundert Jahren rangierten der Hosenbandorden, das Goldne Vließ und der Elefant als die drei ersten, und namentlich für das Hosenband und das Goldne Vließ ist vielleicht dieser ererbte Nimbus einer besondern Vornehmheit noch nicht ganz verschwunden. Auf ritterliche Großtaten, die in corpore geleistet worden wären, wie die der Deutschritter, der Malteser und der Johanniter, schaut freilich keiner dieser „hohen" Ritterorden zurück. Das Sprichwort: „Gib dich für Braten, so wirst du für Braten gegessen!" gilt auch für sie. Sie verdanken ihren Rang in der allgemeinen Wertschätzung dem Umstande, daß ihre Insignien immer nur Souveränen und besonders angesehenen Leuten meist vornehmster Herkunft verliehen worden sind, und sogar in dieser Beziehung, das heißt wenn es nach der Vornehmheit der Dekorierten gehn sollte, müßte ein zu den acht nicht gehörender neuerer spanischer Orden, der Karls des Dritten, der erste sein, da er der einzige ist, der je unter der Zahl seiner Großkreuze ein Mitglied des himmlischen Hofstaats gezählt hat: in diesem Falle den heiligen Ignaz von Loyola, über dessen Annahme der ihm post mortem zu teil gewordnen Ehrung allerdings nichts bekannt ist.

Der Ritterorden des Goldnen Vließes, von dem hier gesprochen werden soll (la toison d'or, früher auch als Ritterorden des Lämbleins von Burgund oder des belgischen Schäpers, in Spanien aber als el Toysan de oro, el Tusan bezeichnet), entspricht allerdings als Institut in seiner gegenwärtigen Gestalt schwerlich dem Bilde, das sich sein Gründer, Herzog Philipp der Gute von Burgund, von seiner Körperschaft und seinem Kapitel gemacht zu haben scheint. Er hatte den Orden zur Ehre der Jungfrau Maria und des heiligen Andreas (de Monseigneur sainct Andrieu Apostre et Martyr) in Brügge am 10. Januar 1430, dem Tage seiner Vermählung in dritter Ehe mit der Prinzeß Isabella von Portugal gestiftet, und es war ihm dabei, wie aus dem Wortlaut der im nächsten Jahre am 27. November von ihm vollzognen Statuten hervorgeht, um Förderung feudal-ritterlichen Wesen (pour l'honneur et l'accroissement du noble estat et ordre de Chevallerie) und um kirchliche Zwecke zu tun gewesen (l'exaltation de la foy et de saincte Eglise et excitation de vertus et bonnes mœurs).

Den heiligen Andreas, der den Herzögen von Burgund ein Kreuz von der besondern Form der sogenannten Andreas- oder burgundischen Kreuze geschenkt haben sollte, sah Herzog Philipp als seinen eigensten Schutz- und Schirmherrn an (Mon joye Sainct Andrieu nannte er ihn). Man vermutet, daß sein Wahlspruch Autre n'auray, der in Goldstickerei ausgeführt mit dem seines Sohnes Karls des Kühnen: Je l'ai empris auf den weißen Atlassäumen des purpurnen Ordensmantels abwechselt, seine ausschließliche Verehrung dieses Heiligen feierlich bekräftigen sollte.

Unter dem Goldnen Vließ, das der Spruch des Ordens mit einem Claudianschen Zitat als: Pretium laborum non vile bezeichnet, war im Sinne der Zeit der Lohn ritterlicher Abenteuer und Heldentaten verstanden, eine Anschauung, die sich an die Mythe des von Jason und seinen Genossen nach Bestehung so vieler Fährlichkeiten aus Kolchis zurückgebrachten goldnen Widderfells anschloß. Man dürfte kaum irren, wenn man den Wahlspruch des Sohns Je l'ai empris dahin deutet, daß auch er dem vom Vater aufgestellten Ziel ritterlich tapfrer Unternehmungen habe zustreben wollen. Dafür, daß das veraltete Zeitwort emprendre mit entreprendre gleichbedeutend und namentlich dann im Gebrauche war, wenn es sich um ein Ausgehn auf ritterliche Unternehmungen handelte, scheint die von Littré aus Ronsard (Seite 684) für das Hauptwort emprise angeführte Stelle zu sprechen, wo es heißt: Hardis feront des emprises si belles, Que le vieil temps n'en sera le vainqueur. Auch was Littré über l'emprise à l'écu pendant sagt, scheint diese Annahme zu bestätigen.

Die blau emaillierten Feuersteine mit Feuerzungen, die nach beiden Seiten hervorschlagen, diese Feuersteine, aus denen im Wechsel mit ornamentierten Feuerstählen die Ordenskette der Vließritter zusammengestellt sein sollte, waren das Emblem der Herzöge von Burgund. Es wurde durch den Sinnspruch Ante ferit quam flamma micat erläutert, und für die Schwertmagen eines Hauses, das sich nie wohler fühlte, als wenn es seine und seiner Gegner Helme und Rüstungen unter den Schlägen der Toledoklingen in hellen Funken aufblitzen sah, hätte auch kein Sinnbild bezeichnender sein können als dieses. Uns vom nachgekommnen Geschlecht ist nicht bloß diese Art des Buhurds, sondern auch der als reichverziertes Handgerät behandelte Feuerstahl so wenig geläufig, daß die Glieder der Kette dem einen und dem andern neuern Schriftsteller als willkürlich gewählte „Ornamente“ gelten. Namentlich ist dies der Fall mit der obern Hälfte des Anhängers (pendeloque), die bei dem österreichischen Orden mit einem Drachentöter verziert ist, und von der das durch einen Ring gezogne goldne Widderfell herabhängt. Auch in einem Handbuche neuern Datums wird sie nicht als ornamentierter Feuerstahl, sondern als „gewundner Knoten“ beschrieben.

Mag das bei full dress getragne Ordenszeichen vom Goldschmied noch so klein und zierlich hergestellt worden sein, es beweist doch immer, wenn man es irgendwo am roten Bande auf eine Hemdenbrust herabhängen sieht, daß der neben einem stehende schwarze Frack nicht so banal ist, wie man sonst vielleicht geglaubt hätte, denn wenn ein Vließritter nicht geradezu Mitglied eines souveränen Hauses ist, kann man doch darauf rechnen, daß sein Name

durch seine oder seiner Väter Veranlassung zu den historischen des Landes gehört. An die Verdienste des Ritters soll man ja durch das Widderfell nicht notwendig erinnert werden, sondern vielmehr daran, daß er sich bei der Wahl seines Vaters einen Namen aus den obersten Repositorien des Gothaischen Hof- und Staatskalenders heruntergeholt hat, und damit ist zugleich das ausgesprochen, was gegenwärtig neben dem historischen Interesse der einzig verbliebne Nimbus des Ordens ist, daß man ihn, wie die wirklich schönen Tenorstimmen, verhältnismäßig selten antrifft. Auch von der Briefmarke sagt ja der Sammler: Je schwerer es ist, sie zu bekommen, umso wertvoller ist sie.

Die Ordenskleidung, ursprünglich Wolle, ist nach und nach immer prächtiger und kostbarer geworden. Sie besteht bestimmungsgemäß für Österreich in einem hochroten, sammetnen und mit weißem Taft gefütterten Talar, über den ein purpurfarbner, mit weißem Atlas gefütterter langer Mantel geworfen wird, dessen handbreite posamentierte, à jour angesetzte Goldborte aus Feuerstein und Feuerstahl zusammengestellt ist. Auf dem breiten weißen Atlassaum des Mantels prangen, wie schon erwähnt, die in Gold gestickten, miteinander abwechselnden Devisen: Autre n'auray und Je l'ai empris. Als Kopfbedeckung dient eine Mütze von purpurfarbnem, goldgesticktem Sammet mit einem auf die Schultern herabfallenden Nackenschutz und einer auf der linken Seite angebrachten glatt herabhängenden Streifbinde. Wegen der weitern Einzelheiten mag auf das dem Almanach der Ritterorden von Friedrich Gottschalk (Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1817) beigegebne illuminierte Kostümbild verwiesen und dabei bemerkt worden, daß sich der Beschauer Schuh und Strümpfe nicht, wie es nach dem Bilde scheinen möchte, weiß, sondern von roter Seide vorzustellen hat.

Ob Herzog Philipp, wie behauptet wird, bei der Wahl des dem Orden gegebnen Namens den Kreuzzug in Syrien im Auge hatte, der bekanntlich nie zur Ausführung gekommen, wohl aber von ihm geplant worden ist, mag dahingestellt bleiben. Weder in den Ordensstatuten noch in andern Quellen aus derselben Zeit ist von einer Anspielung hierauf etwas zu finden. An sich hätte ja ein solches Unternehmen zur Not mit einem zweiten Argonautenzuge verglichen werden können, aber die von dem Herzog für das Goldne Vließ getroffnen Bestimmungen, die offenbar auf Herstellung einer dauernden, alle staatlichen und sozialen Verhältnisse beeinflussenden Gemeinschaft berechnet waren, standen mit den mehr augenblicklichen Bedürfnissen eines einzelnen kriegerischen Unternehmens im Widerspruch. Wenn jemand zum Zweck einmaligen Übernachtens eine Burg hätte aufführen lassen, hätte er nicht zweckloser über das Ziel hinausschießen können, als es Herzog Philipp getan haben würde, wenn man annehmen müßte, daß er lediglich, um einen festen Truppenkern für eine einmalige Unternehmung zu haben, einen Orden gegründet haben sollte, dessen Einwirkung auf die Haltung und die Gesinnungen des burgundischen Adels erst nach Jahren erwartet werden konnte. Wohl aber paßt es recht zu der Anschauung der gelehrten Chronisten der Zeit, daß sie sich ein als pretium laborum non vile vorgehaltnes goldnes Vließ nicht anders als jenseits des Wassers vorstellen konnten, weil ja auch Jason und die Argo-

nauten eine solche Trophäe über das Meer herübergebracht haben sollten. An ähnlichen künstlichen und späterer Phantasie entsprungnen Erklärungen an sich einfacher Dinge hat es bekanntlich zu keiner Zeit gefehlt.

Daß den Herzog Philipp bei der Wahl des Widderfells als Emblems für einen Orden die Absicht einer Glorifizierung der — Schafwolle mitbestimmt haben könnte, wird von den meisten Schriftstellern als eine unwürdige Vermutung zurückgewiesen. So ganz außer Frage scheint jedoch die Sache nicht zu sein. Den erstaunlichen Reichtum der flandrischen und brabantischen Städte verdankte man vor allem der Schafzucht und der Tuchfabrikation. Das konnte dem Beherrscher dieser Landstriche unmöglich entgangen sein. In den Statuten wird Wolle ausdrücklich als Stoff für die Ordenskleidung bestimmt; auch die beiden dem Orden oft beigelegten Namen des Lämbleins von Burgund und des belgischen Schäpers beweisen, daß man in weiten Kreisen den goldnen Widder weniger in Kolchis als auf den nahrhaften Triften der niederländischen Tiefebne suchte. Warum sollte es dem Herzog so gar fern gelegen haben, bei Gründung seines Ritterordens zugleich auch dankbar derer zu gedenken, durch deren Wolle und durch deren Fleiß Wohlleben und Überfluß ins Land gekommen war? Und das waren — in dem Gedanken liegt für die Ritterschaft nichts Entwürdigendes — die Widder und die Tuchmacher. Man konnte mit dem Widderfell den Nährstand und den Wehrstand zugleich ehren: sollte ein Herzog, der sich den Beinamen des Gütigen erworben hat, nicht an alle seine Untertanen gedacht haben?

Wenn in einem Handbuche gesagt wird, es gebe sich auch beim Goldnen Vließ (wie beim Hosenbandorden) „schon der Übergang vom mittelalterlichen Ordenswesen zu dem modernen monarchischen kund," so ist das zwar richtig, aber es muß jedenfalls für die ersten Jahrhunderte des Bestehns des Ordens cum grano salis verstanden werden. In den Anfängen war der Charakter des Ordens, wie der Leser selbst am besten aus den Tatsachen ersehen wird, noch sehr mittelalterlich; er war ganz kirchlich und feudal, alles andre als im modernen Sinn monarchisch.

Den von Leo dem Zehnten im Jahre 1516 erteilten Privilegien zufolge hatte der Ordenskanzler, der geistlichen Standes sein sollte, die Befugnis, die Ritter und die Beamten des Ordens auch in „vorbehaltnen" Fällen zu absolvieren, deren Gelübde abzuändern, auch ihnen alljährlich einmal sowie in articulo mortis völlige Sündenvergebung zu erteilen. Die Ritter durften während der Fastenzeit Eier und Milchspeisen genießen und sich zwei Altäre wählen, denen der Papst alle Ablaßberechtigungen der römischen Wallfahrtsstationen verlieh; es war ihnen erlaubt, die Messe bei sich im Hause lesen zu lassen. Anderseits war der Souverän durch die ersten Ordensstatuten in seinen Machtbefugnissen so beschränkt, daß er ohne vorheriges Anhören der Vließritter weder Krieg erklären noch Frieden schließen konnte. Sie waren berechtigt, am Staatsrat mit Sitz und Stimme teilzunehmen. Wie sie die Befugnis und die Pflicht hatten, die Lebensführung ihrer Ordensbrüder zu kontrollieren, so durften sie auch dem regierenden Fürsten mit Vorwurf und Tadel entgegentreten.

Im Jahre 1468 zog es der Graf von Nevers, der der Zauberei angeklagt und aufgefordert worden war, sich vor dem Kapitel zu verantworten, vor, nicht zu erscheinen. Er sandte die Ordenskette zurück, und sein Wappenschild wurde aus dem Kirchenchor, wo die Schilder der übrigen Vließritter hingen, entfernt.

In den Anecdotes historiques sur l'ordre de la Toison d'Or teilt Malte Brun (vergl. Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire S. 184 des neunten Bandes, Paris, 1809) mit: En 1431 le 6 mai, les chevaliers étant assemblés, le Sire de Vauldray entra au chapitre et demanda au souverain le collier de l'Ordre pour Louis Prince d'Orange. Philippe lui répondit, qu'il était informé que ce prince, se trouvant l'année précédente dans une action en Dauphiné à la tête d'un corps de troupes, avait contre les statuts de l'Ordre fait battre en retraite, et que pour cette raison il — also hier der Herzog, nicht das Kapitel — s'était déterminé à ne pas lui donner le collier qu'il sollicitait.

Noch viel unerwarteter kommt einem, wenn man sich Karl den Fünften nur als den absoluten Herrscher, der er in Spanien war, vorstellen kann, das, was über das Auftreten des Kapitels des Goldnen Vließes ihm gegenüber zu zwei verschiednen Malen berichtet wird.

So wurde ihm im Jahre 1531 bemerklich gemacht, daß man ihn in der Erledigung der Staatsgeschäfte lässig (lent) gefunden habe. In seinen Privatangelegenheiten bekümmere er sich viel um Nebendinge und vernachlässige darüber das wichtigste. Sein Staatsrat, den er wenig oder gar nicht befrage, sei nicht ausreichend besetzt, er trage nicht genügend dafür Sorge, daß die Gerichte, vor denen die Prozesse arg verschleppt würden, aus den rechten Leuten bestünden; endlich bezahle er seine Hofleute und die in seinem Solde stehenden Kriegsleute (ses gens d'armes) sehr schlecht.

Der Kaiser, heißt es, nahm diese Ausstellungen dankbar und gütig auf. Er schob die Schuld der von dem Kapitel gerügten Prozeßverschleppungen auf die, die er während seiner Abwesenheit mit der Aufsicht hierüber betraut habe. An der eingetretenen Vernachlässigung seien auch die wichtigen Geschäfte schuld, die ihn immer von neuem in Anspruch nähmen und ihn bisher gehindert hätten, sich mit allem Fleiß seinen eignen Angelegenheiten und denen seiner Untertanen zu widmen. Er fügte hinzu, was seinen Staatsrat anlange, so sei es ihm bisher nicht gelungen, Leute zu finden von Erfahrung und Pflichteifer, auf die er sich hätte verlassen können, und er sei deshalb gezwungen gewesen, eine Menge Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, in deren Besorgung er sich sonst mit andern hätte teilen können. Er versprach übrigens, sein möglichstes zu tun und mit größter Beschleunigung die von dem Kapitel gerügten Mißbräuche abzustellen.

Noch stärker trat man in einem spätern Kapitel gegen ihn auf. Es wurde ihm bemerklich gemacht, daß er die Großmeisterwürde im Fall einer Verzichtleistung auf Burgund werde aufgeben müssen — ein Fingerzeig, der, wenn er gerechtfertigt gewesen wäre, die gegenwärtigen Ansprüche der habsburgischen wie der spanischen Krone ausschließen würde. Auch wurden ihm seine vielen

Schulden zum Vorwurf gemacht, da diese seine Gläubiger zu lauten Klagen veranlaßten. Auch dieses Mal erkannte der Kaiser den Eifer der Vließritter sehr lobend an. Was seine Schulden betreffe, so hätten ihn seine Geschäfte bisher daran verhindert, Maßnahmen zu ihrer Tilgung zu treffen, es sei jedoch sein Vorsatz, dies nicht länger zu versäumen, und er habe dementsprechend auch schon dem Schatzmeister Streck Befehl gegeben, eine Aufstellung aller Summen, die er schulde, anzufertigen. Wenn er sich an etwas versäumt habe, so sei es geschehn, weil er diesen Angelegenheiten nicht die nötige Beachtung geschenkt habe, keineswegs aber in böser Absicht (plutôt par in advertance que dans quelque vue sinistre). Er gab schließlich dem Kapitel die Versicherung, daß er sich künftighin mehr angelegen sein lassen werde, seinen Pflichten wirklich nachzukommen.

Die in burgundischer und altfranzösischer Sprache abgefaßten Ordensstatuten, deren Verlesung beim ersten Ordensfeste am 30. November 1431 zu Ryssel erfolgte, lassen erkennen, worum es dem Gründer zu tun war. Er wollte sich und seine Nachfolger mit einer aus der Mitte der burgundischen Ritterschaft gewählten Tafelrunde, einer goldnen Schar umgeben, die durch Tapferkeit, Umsicht und das gute Beispiel frommer Gesinnung und edler Sitte in Krieg und Frieden eine Stütze des Throns und der Kirche werden sollte. Bei den Anschauungen der damaligen Zeit konnte er diesen Zweck nicht besser erreichen, als indem er einen halb kirchlichen halb feudalen Orden stiftete, den er vor der übrigen Ritterschaft auszeichnete, und dessen Mitgliedern er solche Privilegien einräumte, daß sie tatsächlich aufhörten, unter den ordentlichen weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten zu stehn und nur noch unmittelbar vom Herrscher selbst und von der höchsten kirchlichen Stelle abhingen.

Die Zahl der Ritter war ursprünglich auf 31 festgesetzt: sie wurden von dem Kapitel, das aus sämtlichen Ordensmitgliedern bestand und sich aller drei Jahre versammeln sollte, durch absolute Stimmenmehrheit ernannt.

Es durfte neben dem Goldnen Vließ kein andrer Orden getragen werden. Als Beweis dafür, wie streng es in den ersten Zeiten auch Souveränen gegenüber mit dieser Bestimmung gehalten wurde, gilt der Umstand, daß man gegenüber dem König von Portugal, der im Jahre 1468 den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, in eine Vakanz des Ordens einzutreten, geltend machte, er sei Ritter des Hosenbandordens und könne deshalb, solange er diesem angehöre, nicht in den der Vließritter aufgenommen werden. Auch in fremde Kriegsdienste durfte den Statuten nach der Vließritter nicht treten. Dafür war er frei von jeder Abgabe, sie mochte Namen haben, welchen sie wollte, und von wem auch immer ausgeschrieben sein. Bei Hoffestlichkeiten hatte er Vorrang und Vortritt vor allen, außer vor gekrönten Häuptern und „Prinzen von Geblüt." Er sollte keinen andern Gerichtsstand anerkennen, als eine Versammlung der Ordensritter unter dem Vorsitze des Großmeisters oder eines von diesem bevollmächtigten Ritters. Dieses Vorrecht, das auch durch Goethes Egmont in den weitesten Kreisen bekannt ist, und dem Herzog Alba mit Genehmigung Philipps des Zweiten zuwiderhandeln durfte, war freilich schon kurz vorher von der Statthalterin Margarete von Parma außer acht gelassen worden.

Denn es wird uns erzählt, daß sie einen Vließritter in Gewahrsam bringen ließ, ohne daß dessen Verurteilung durch das Ordenskapitel erfolgt war. Diese Nichtachtung ihrer Privilegien hatte die Vließritter aufgebracht. Die Statthalterin, der sie darüber offizielle Vorstellungen machten, fragte höhnisch, was sie denn aus ihren Statuten, die sie nach eignem Gutdünken auslegten, noch alles für Sonderrechte herleiten wollten? Wenn sie, statt eine Frau zu sein, ein Mann wäre, so würde sie die Statuten herbeiholen und sich durch die Ritter vom Blatte vorsingen lassen.

Die seit der Gründung des Ordens damals schon vergangnen hundertunddreißig Jahre hatten, wie man auch hieraus sieht, seine Stellung gegenüber dem Herrscher, der zugleich sein Großmeister war, wesentlich geändert. Nach dem Tode Karls des Kühnen in der Schlacht bei Nancy (am 5. Januar 1477) hatte statutengemäß Maximilian als Gemahl des „Fräuleins von Burgund" die Großmeisterstelle übernommen, und unter ihm wie unter seinem Enkel Karl dem Fünften war dem Orden seine bevorzugte Stellung erhalten geblieben. Freilich war durch die Abtretung des Herzogtums Burgund im Frieden zu Cambrai (vom 5. August 1529) die alte Residenz der burgundischen Herzöge in französischen Besitz gekommen, und nach der oben erwähnten Anschauung des Kapitels hätte damit auch das Großmeistertum des Ordens von Karl auf Franz den Ersten übergehn müssen, aber der Begriff Burgund, insoweit darunter das von den Herzögen von Burgund und namentlich von Philipp dem Kühnen und dessen Enkel Philipp dem Guten gegründete Reich verstanden wurde, war doch weniger eng begrenzt, als das Kapitel geglaubt hatte. Da er auch Flandern und die Niederlande, die Karl geblieben waren, umfaßte, und es neben dem an Frankreich abgetretenen Herzogtum Burgund auch einen burgundischen Kreis gab, der zu der habsburgischen Hausmacht gehörte, und wo tatsächlich mehr als in Dijon die Wiege des Ordens gestanden hatte, so war hinreichend Grund dafür vorhanden, daß der Kaiser das Großmeistertum des Goldnen Vließes behielt und es auf seinen Sohn Philipp den Zweiten vererbte.

Dieser zähe und um Auskunftsmittel nie verlegne, aber überall da, wo es sich um einen weitern Ausblick handelte, merkwürdig beschränkte und kurzsichtige Despot hat denn auch an die Schöpfung Philipps des Guten seine schwerfällige Hand gelegt und aus dem unabhängigen, tatenfreudigen Ritterorden etwas höfisch beschränktes gemacht, das den modernen Orden, die nur Gunstbezeigungen und im besten Fall Verdienstanerkennungen sind, schon um vieles ähnlicher ist. Er zeichnete durch die Verleihung des Goldnen Vließes mit Vorliebe seine spanischen Staats- und Hofleute aus. Man erfährt, daß sich die Vließritter in Madrid und in Aranjuez wie die Granden erster Klasse in der Gegenwart des Königs bedecken durften, und daß ihnen der unangemeldete Zutritt zu den Audienz- und Staatsgemächern der königlichen Paläste erlaubt war. Die in einem der großen Handbücher in etwas zu allgemeiner Fassung abgedruckte Behauptung, die Vließritter hätten ohne Unterschied zu allen Gemächern des Palastes Zutritt gehabt, könnte einen allerdings auf den Gedanken bringen, ihre Stellung sei der der Eunuchen im Serail ähnlich ge-

wesen, die auch überall Zutritt haben, aber die Memoiren aus der damaligen Zeit belehren uns eines bessern: der den Vließrittern gewährte freie Zutritt beschränkte sich auf die Empfangsräume, zu denen allerdings auch das unmittelbar vor dem Kabinett des Königs befindliche Vorzimmer mitgehörte.

Mit Rittern, die ihm die Meinung sagten, wie sie es seinem Vater gegenüber hatten tun dürfen, wünschte sich Philipp nicht zu umgeben, lieber mit Kreaturen, die nur im Sonnenschein seiner Gnade gediehen und hinwelkten, wenn sich diese von ihnen abwandte. So wurden aus den Vließrittern Hofkavaliere, insoweit die, deren Hals das noch immer „selekt“ gehaltne rote Band schmückte, nicht auswärtige Souveräne waren. L'ordre de la Toison d'Or, heißt es in den Anecdotes historiques, devint ainsi un établissement de parade, les décorations devinrent le prix d'un attachement servile à une cour despotique. Es war der Papst Gregor der Dreizehnte, der Philipp die Erlaubnis erteilte, die Ritter selbst zu ernennen, und der ihm damit die hohe Hand über die Zusammensetzung des Ordens und seine Zukunft gab. Das letzte Kapitel — wozu hätte es auch unter den veränderten Verhältnissen eines solchen bedurft? — wurde 1559 gehalten.

Aber dem Orden standen noch andre sonderbare Fügungen bevor. Als die spanisch-niederländische Linie des Hauses Habsburg am 1. November 1700 mit Karl dem Zweiten ausstarb, und über sein Erbe der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, konnte es in der Tat eine Zeit lang zweifelhaft erscheinen, wem von den beiden Prätendenten, dem Sohne Leopolds des Ersten oder dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten der bessere Anspruch auf das Großmeistertum des Goldnen Vließes zustehe. Nach der Beendigung des Krieges durch den Utrechter Frieden (11. April 1713) stand dieser bessere Anspruch offenbar dem zu, dessen Recht auf die Niederlande durch den eingegangnen Vertrag anerkannt worden war, und das war Erzherzog Karl, der inzwischen seinem Vater in die habsburgische Hausmacht und als Karl der Sechste in die Kaiserwürde gefolgt war.

Er hatte, als er Madrid nach kurzem, wenig erfreulichem Aufenthalt auf Nimmerwiedersehen verließ, das Ordensarchiv nach Wien bringen lassen, und das Ordensfest wurde dort am St. Andreastage (dem 30. November) 1713 mit besondrer Feierlichkeit gewissermaßen als Neugründung begangen.

Philipp der Fünfte hätte nicht Ludwigs des Vierzehnten Enkel sein dürfen, wenn er es hätte zulassen sollen, daß der Krone Spanien die Würde eines Großmeisters vom Goldnen Vließ, die seit Karl dem Fünften mit ihr vereinigt gewesen war, entrissen würde. Daß er seinem Gegner die Niederlande hatte überlassen müssen, kam seiner Ansicht nach nicht in Betracht, denn das Goldne Vließ hatte für ihn aufgehört, ein burgundischer oder belgischer Orden zu sein, und war statt dessen, wie darauf allerdings die Zahl der damit beliehenen spanischen Granden hinzuweisen schien, eine spanische Dekoration geworden. Er legte 1721 auf dem Kongreß zu Cambrai gegen die Ansprüche des Hauses Habsburg auf das Großmeistertum Widerspruch ein, und obwohl man sich vier Jahre später im Wiener Frieden dahin verglich, daß die beiden Souveräne, der Habsburger und der Bourbone, die angenommenen Titel, worunter an-

geblich der des Großmeisters vom Orden des Goldnen Vließes stillschweigend mitverstanden wurde, zeitlebens behalten, ihre Erben aber nur die Titel der Länder führen sollten, die sie wirklich besäßen, war damit die Streitfrage über die Zugehörigkeit des Goldnen Vließes noch nicht aus der Welt geschafft.

Als Maria Theresia nach ihres Vaters Tode ihrem Gemahl Franz dem Ersten die Großmeisterwürde übertragen hatte, ließ Philipp der Fünfte 1741 in den Wahlkonventen zu Wien und zu Frankfurt a. M. auch hiergegen Widerspruch einlegen und verlangte, daß die Krone Österreich auf das Großmeistertum keinen Anspruch mache und vielmehr anerkenne, daß es der Krone Spanien zustehe. Es kam jedoch weder bei dieser Gelegenheit noch bei den Friedenstraktaten zu Aachen (1748) zu irgend einer Entscheidung über diesen strittigen Punkt.

Da beide Teile auf ihren Ansprüchen beharrten, wurde vielmehr ein Ausweg gefunden, über den sich in der Hauptsache nur das Haus Habsburg beklagen kann, während die ordenshungrige Welt dadurch mit einer doppelten Serie von Vließrittern beschenkt worden ist. Da nämlich neben dem Kaiser von Österreich auch der König von Spanien die Würde eines Großmeisters vom Goldnen Vließ in Anspruch nimmt, und da beide Souveräne den unter ihrer Leitung stehenden Orden durch Neuernennungen ergänzen, so gibt es bis auf den heutigen Tag zwei Goldne Vließe, ein österreichisches und ein spanisches, und es würde ihrer sogar drei geben, wenn sich der in Schönbrunn zur Welt gekommene Gedanke Napoleons des Ersten, einen Orden der Trois Toisons d'Or zu stiften, verwirklicht, und dadurch auch die französische Krone Anteil an den Ernennungen erlangt hätte.

Das österreichische Vließ für das vornehmere zu halten würde schon um deswillen schwer angehn, weil das spanische aus der Zahl der europäischen Potentaten jederzeit ebenso hochstehende und mächtige Persönlichkeiten umfaßt hat als dieses. Es ist zwischen den beiden vielmehr nur der Unterschied, daß, wie dem Kaiser von Österreich historisch das bessere Recht zur Seite zu stehn scheint, so auch die Art und Weise, wie man seither in Wien das Überkommene behandelt hat, die konservativere ist. So wird das österreichische Vließ den Eingangsworten der Statuten gemäß („damit der wahre Glaube, die Kirche verteidigt, beschützt und aufrecht gehalten werde") fast ausnahmlos nur an Katholiken, das spanische auch an Andersgläubige, ja sogar bisweilen, wenn auch selten an Mohammedaner verliehen; die mit der Feier des Ordensfestes und der geistlichen Bedeutung des Ordens zusammenhängenden kirchlichen Zeremonien haben sich in Wien länger als in Madrid erhalten, und ebenso ist es auch mit der für feierliche Gelegenheiten vorgeschriebnen Ordenskleidung des Großmeisters und der Ritter gewesen.

Diese Verschiedenheiten setzen ja die Welt nicht in Flammen, und auch das Vorhandensein der einander gegenüberstehenden Ansprüche der beiden fürstlichen Häuser hat nur ein historisches, man möchte fast sagen antiquarisches Interesse. Aber eigen bleibt es immerhin, wie sich in gewissen höhern Sphären, die vom Zugwind der öffentlichen Meinung wenig berührt sind, die wunderlichsten Bestimmungen erhalten, die jeder Denkende als Anachronismen an-

erkennt, und an denen nur deshalb nichts geändert wird, weil man sie doch ohnehin als toten Buchstaben ansieht und sich scheut, an die unschädlichen und ehrwürdigen Wahrzeichen einer entschwundnen Zeit in vermessner Weise Hand anzulegen.

So ist es zum Beispiel mit der Bestimmung der Statuten, wodurch dem österreichischen Vließritter noch heutigentags die mit allen Mitteln in Angriff zu nehmende Befehdung des spanischen zur heiligsten Pflicht gemacht wird. Die hohen Herren versprechen zwar bei der Investitur auf das feierlichste den ihnen durch die Statuten auferlegten besondern Pflichten in aller und jeder Weise nachzukommen, aber sie sowohl wie der allerdurchlauchtigste Großmeister selbst wissen sehr gut, daß wenn sie dem Wortlaut der Statuten nachgehn wollten, ihr Haus vater- und brudermörderischer werden müßte als das der Atriden, denn die Fälle, wo der Vater das österreichische, der Sohn das spanische Vließ hat, oder wo von zwei Brüdern der eine dem, der andre jenem Orden angehört, sind seit dem Schisma zu keiner Zeit Seltenheiten gewesen. Und doch liest man Gott sei Dank nirgends von einer durch den Ingrimm der Statuten veranlaßten fanatischen Tat.

Die Statuten scheinen vielmehr die Ordensinsignien zu begleiten wie die Papyrusrollen die Mumien, schweigsam und vom Laufe der Zeit längst überholt, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen die sie entrollende Hand nie von ungefähr einen vergessenen Gesang Homers, ein verloren geglaubtes Äschyleisches Drama wieder auffinden wird. Eher möchte man fürchten, die Statuten selbst könnten wie die Mumien in ein Häufchen leichten braunen Staubes zusammenfallen, wenn dem Licht und der Luft Zutritt zu ihnen gewährt würde.



Gobineaus Renaissance



Die Einheit von Geist und Sinnlichkeit, deren sich angeblich die Griechen erfreut haben, ehe philosophische Grübelei und dann noch gründlicher das Christentum die Seelenharmonie auflöste, ist erst in der christlichen Zeit erreicht worden. Menschen, die ohne Gewissensbisse ihren Lüsten frönen, kommen wohl in den platonischen Dialogen vor, aber ein Übermensch aus Fleisch und Blut ist erst im fünfzehnten Jahrhundert erschienen, und zwar auf dem päpstlichen Stuhle.

Als Cesare Borgia den jungen Gemahl seiner Schwester Lucrezia ermordet hatte, eilte die trostlose Witwe zu ihrem Vater, den die übertreibende Volksmeinung auch noch zu ihrem Geliebten machte, um ihm anzukündigen, daß sie sich von der Welt zurückziehn wolle. Alexander redet ihr das aus und sagt unter anderm: „Wisse hinfort, daß für die zur Herrschaft berufnen die gewöhnlichen Pflichten nicht gelten. Gut und Böse rücken in eine höhere Sphäre hinauf, und was man an einer gewöhnlichen Frau loben darf, das würde bei

dir ein Fehler sein. Das große Gesetz, das die Welt beherrscht, besteht nicht darin, daß uns gewisse Dinge ein für allemal geboten und andre verboten wären, sondern es gebietet, zu leben, zu wachsen, was man Tüchtigstes und Gewaltigstes in sich fühlt zu entfalten, sodaß man jederzeit bestrebt bleibt, aus seinem Wirkungskreis in einen weitern, höhern überzugehn. Überlaß den kleinen Geistern, dem gemeinen Volke die Schwachheiten und Bedenklichkeiten. Für dich gibt es nur ein Ziel, das deiner würdig ist, die Erhöhung des Hauses Borgia, deine eigne Erhöhung. In diesem Gedanken liegt Kraft genug, deine Tränen zu trocknen und deinen Unfall als etwas hinzunehmen, das der Vergangenheit angehört und darum gleichgiltig ist. Ich verlasse dich, Lucrezia [er verreiste und übergab ihr die Regierung der Kirche während seiner Abwesenheit], und bitte, dich als die zu betrachten, die binnen kurzem Herzogin von Ferrara sein wird, und die in diesem Augenblick für die Völker den Statthalter Gottes vorstellt."

Nicht in der Form der kindlichen Unschuld, sondern nur in der Form der Ruchlosigkeit vermag der erwachsne gebildete Mensch Sinnenglück und Seelenfrieden in seinem Herzen zu vereinigen, und erst das Christentum hat solche Ruchlosigkeit möglich gemacht. Den vergeistigten Menschen, der frei vom Verlangen nach Sinnenlust nur der Betrachtung Gottes und dem Dienste der Nächsten lebt, hatten die Alten als Ideal erstrebt und hatte Jesus verwirklicht. Die Kirche sollte dieses Ideal pflegen und durch das allgemein verbreitete Streben nach ihm die Menschheit veredeln. Sie tat das in der Weise, daß sie aus dem, was nur Eigentümlichkeit von wenigen Begnadigten sein kann, die Berufspflicht und Berufsarbeit, sozusagen das Handwerk eines nach Hunderttausenden zählenden Standes machte, den Laien aber sagte: Ihr könnt zwar selig werden, wofern die priesterliche Lossprechung eure Unvollkommenheit zu ergänzen vermag, aber wollt ihr euer ewiges Heil sicher stellen, so müßt ihr in den Stand der Religiosen eintreten. Der schreiendste Widerspruch zwischen solchem Beruf und dem wirklichen Leben seiner Träger konnte nicht ausbleiben, und die jahrhundertelange Gewöhnung an diesen Widerspruch als an etwas Alltägliches, eine Praxis, die das höchste Ideal nur noch predigt, um es entweder frech zu verhöhnen oder dadurch aus dem einfältigen Volke Geld herauszuschlagen, mußte das Gewissen töten. Gelingt es einmal einem aufrichtigen Enthusiasten, eine ganze Bevölkerung für das christliche Ideal zu begeistern, so ist die Begeisterung nur ein kurzer Rausch, dessen politische Wirkungen die Staatsmänner Mühe haben, ein paar Jahre lang aufrecht zu erhalten. Sie lassen Savonarola fallen, dessen Gewalt über die Gemüter sie zur Vertreibung der Medici und zur Wiederaufrichtung der Republik benutzt hatten, und der Mönch wird verbrannt. Armer Girolamo, seufzt Machiavelli in der Leichenrede, die er ihm ohne Zuhörer im verschlossenen Kämmerlein hält; „es war das einzig mögliche Ende. Er hatte sich seit seiner frühesten Jugend ein Dichtwerk von Religion, von Reinheit, Ehrbarkeit, Weisheit, Redlichkeit aufgebaut. Weil er diese schönen und guten Traumwesen für möglich hielt, nahm er sie als wirklich an; er sah nicht, daß die Welt desto mehr davon redet, je weniger sie sie kennt. Armer Girolamo! Weil er selbst rein

war von schlimmen Leidenschaften, wähnte er auch seine Umgebung fähig, sich von allem Schlechten freizumachen; und als er sich die Wahrheit nicht mehr verbergen konnte, da vermochte er sie nicht zu fassen, die Wahrheit, daß die meisten seiner Mitbürger — ach großer Gott! wir dürfen wohl sagen, fast alle, bis auf seltene Ausnahmen — so geschaffen sind wie die Götzenbilder der Moabiter, mit Augen, die nicht sehen, und mit Ohren, die nicht hören. Man kann alle Pracht der Tugend vor ihnen ausbreiten, sie werden nichts davon verstehn und höchstens wie Blödsinnige darüber lachen. Armer Girolamo! Zu glauben, daß Redlichkeit mehr sei als ein Begriff, oder höchstens eine Gabe weniger einsamer Herzen! In diesem falschen Glauben hat er unter uns das Reich des Friedens, der Freiheit, der Gerechtigkeit zu gründen versucht, und das bezahlen wir nun mit Bürgerkrieg, Gemetzel, Blutströmen auf dem Straßenpflaster, mit der Rückkehr der Medici, mit Entweihung des Rechts und mit deinem Tode! Da sieht mans, was es heißt, falsche Voraussetzungen aufstellen und sich über die wahre Beschaffenheit des Menschen täuschen .... Armseliges Getier!"

Die beiden Anführungen sind nicht einer historischen Quelle entnommen, sondern einer Dichtung, die aber jeder, der nur den Charakter der Zeit kennen lernen will, getrost als Quelle benutzen darf: Die Renaissance, historische Szenen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe. (Straßburg, Karl J. Trübner, 1903.) Es würde sehr viel Gelehrsamkeit und jahrelange Arbeit dazu gehören, die Einzelheiten dieser Szenen, die uns fast alle bedeutenden Gestalten und das Volk der italienischen Hochrenaissance vorführen, auf ihre historische Genauigkeit zu prüfen. Doch könnte nur ein Pedant des Verismus solche fordern. Wer die Zeit aus Ranke, Gregorovius und Burckhardt, wer ihre Kunstwerke kennt, wer einige ihrer Dichter und Novellisten, wer Machiavelli gelesen hat, der weiß, daß das große Freskogemälde — so nennt Gobineau selbst seine Szenen — so wahrheitsgetreu ist wie nur irgend ein gutes historisches Gemälde. Das Hauptbild zeigt uns Julius den Zweiten, der das mittelalterlich hierarchische und das modern ästhetische Ideal verschmelzen und seine Verwirklichung mit einem Ruck seines Titanenarms auf dem höchsten Thron der Welt für alle Zeiten sichern will. Auf der einen Seite dieses Hauptbildes führen Savonarola und Cesare Borgia zur Höhe der Renaissance hinauf, in Leo dem Zehnten und Michelangelos resigniertem Ende sinkt die große Zeit in das Dunkel der drohenden Barbarei hinab, das die Inquisition und die Religionskriege über Europa breiten. Die fünf Stücke könnten so gut Dramen genannt werden wie Shakespeares Szenen aus der englischen Königsgeschichte. Gobineau mag die Bezeichnung verschmäht haben, um den Schein zu vermeiden, als habe er es auf Bühnenfähigkeit abgesehen. Diese ist durch den immerwährenden raschen Wechsel der Schauplätze — im ganzen mögen ihrer nahe an hundert sein — ausgeschlossen. Wir werden in allen bedeutenden Städten Italiens und in einigen niederländischen herumgeführt, aus Palästen und Fürstensälen in Bürgerhäuser, aus Kirchen auf Straßen und Plätze, aus Lustgärten und Künstlerwerkstätten in Kriegslager versetzt; und ließe sich vielleicht der

Szenenwechsel möglich machen, so würde doch kein königlicher Kunstliebhaber die Mittel haben, die Kulissen zu bezahlen. Denn die Paläste, die Kirchen, die Stadtbilder sind bekannt und dürfen nicht gefälscht werden, und nicht wenige davon müßten mit den Kopien bekannter Kunstwerke ausgestattet werden. Wir versuchen das an Figuren, an Gruppen und an Handlung reiche Riesengemälde zu skizzieren.

Papst Alexander der Sechste schickt Giorgio Bosardi nach Konstantinopel. Der Esel, wie der heilige Vater seinen ergebnen Diener nennt, soll dem Sultan Bajazet „die hübsche Madonna von Giambellini" überbringen und die vierzigtausend Dukaten Jahrgeld einmahnen, die er, der Papst, so gut verdiene wie sein Vorgänger, da er den Prinzen Zizimi, des Sultans Bruder, in strengem Gewahrsam halte; sollte er vom französischen Könige gezwungen werden, den Gefangnen auszuliefern, so würde er diesen vorher so zurichten lassen, daß er dem Sultan nicht mehr schaden könnte. Die Gefahr, die dem Sultan drohen würde, wenn sich die Franzosen Neapels bemächtigten, soll Bosardi dem Sultan und seinem Minister so lebhaft wie möglich ausmalen. Einen Gesandten des Herzogs von Mailand empfängt der Papst mit den Worten: „Wie befindet sich Herr Ludovico? Sein Neffe Galeazzo ist also an einer plötzlichen Krankheit gestorben, und dessen kleiner Sohn ist dem Vater nachgefolgt? Dein Herr neigt zu solchen Unglücksfällen." Der Gesandte fordert die Beseitigung Savonarolas; der Papst entgegnet, Mailand solle nur erst mit dem Widerstand gegen die Franzosen Ernst machen. Des Mönchs Schwärmerei und Bußpredigt kümmert ihn nicht. Wie er nur lacht, wenn schwaches Gewürm, das seine großen Pläne nicht versteht, ihm Inzest und andre Schändlichkeiten nachsagt, so spricht er zu dem Gesandten über den Bruder Girolamo: „Ihr seid alle empört über den Schwätzer, weil er euch die Wahrheit sagt; mir sagt er sie auch tüchtig; frage ich danach? Mache ich Anspruch darauf, ein Heiliger zu sein? Ich will in Frieden leben. Genug der garstigen Händel! Ich mag mir keine neuen zuziehn. Ich bin alt, ich will, euch zum Trotz, ruhig sterben und meine Kinder versorgen." Erst als ihm der Gesandte mitteilt, daß Savonarola den König von Frankreich und andre Fürsten eingeladen habe, ein allgemeines Konzil zu berufen und Alexander absetzen zu lassen, wird dieser wütend und beschließt, den Mönch zu vernichten. Mittlerweile haben die Florentiner diesen satt bekommen. Die Piagnoni haben Banden von Kindern organisiert, die herumziehn, in die Läden und Wohnungen einbrechend alles, was schön ist, zerstören, auf der Straße den Damen die Kleider und den Schmuck vom Leibe reißen. Es zeigt sich, daß die Lebensweise, zu der sich die Leute haben überreden lassen, ihre Existenz untergräbt; für ein hochzivilisiertes Volk ist der Luxus Lebensbedingung im volkswirtschaftlichen und im psychologischen Sinne. Die Kaufleute, deren Handel vernichtet ist, beraten heimlich über die Lage; die Ehemänner, denen die heulenden und betenden Weiber und Kinder das Heim zerrüttet und zur Hölle gemacht haben, verfluchen den Mönch im stillen. Äußerlich gehorcht ihm noch alles, denn wer sich auflehnt, verfällt der Folter und dem Tode. Girolamo durchschaut die Lage und verzweifelt. „Ich fürchte, daß ich mich getäuscht habe. Ich gleiche

einem Pilger, der auszieht, das himmlische Jerusalem zu suchen, und sich plötzlich am Rande des Höllenschlundes findet. Ich glaubte, das Gute ließe sich so leicht verwirklichen wie erkennen. Ich ahnte nicht, daß die Tat gemeiniglich zum Verräter an der Absicht wird. Geistige Wohltaten werden nicht willig angenommen. Man muß sie aufzwingen. Wenn ich rate, so hört man mich nicht, ich muß also strafen. Wo ist dann das Maß? Schelte ich, so gerate ich ins Fluchen; der Verweis wird zur Beleidigung. Schlage ich mit dem Hirtenstabe, so verwandelt sich dieser in ein blutbeflecktes Schwert, und ich bringe die Menschen um, die ich zu retten gedachte. Alles verkehrt sich bei meinem Wirken: der Honig in Galle, die Milde in Wut, die Festigkeit in Raserei. Glaubt ihr, ich wüßte nicht, wie es meine Getreuen treiben? Sie hausen wie Wölfe. Ach mein Gott, ich wollte nur das Recht, und eitel Reinheit; rufe mich ab von hier!" Sein Wunsch wird erfüllt, und sein getreues Volk atmet nicht allein auf, da es vom Zwange zur Heiligkeit befreit wird, nein, es freut sich königlich auf das Schauspiel seiner Hinrichtung und genießt es mit Wollust. „Erster Bürger. Wir werden eine gute Stunde zu warten haben; ich kenne die heutigen Regierenden; die geben sich gar keine Mühe, uns gefällig zu sein. Hätten wir doch die Medici bald wieder! Erste Frau. Ach das hübsche Kind! Ist es euer, Monna Teresa? Zweite Frau. Ja, meine Liebe; es ist mein Ältester. Erste Frau. Komm an mein Herz, Engelchen! Diese schönen schwarzen Haare! Was machst du denn da mit deinen artigen Kameraden? Das Kind. Wir machen unsre Stöcke spitz. Zweiter Bürger. Was habt ihr denn damit vor, kleiner Schelm? Das Kind. Wir wollen Bruder Girolamo in die Füße und in die Beine stechen, wenn sie ihn geführt bringen. Erste Frau. Sind das Schelme! Komm, laß dich in den Arm nehmen, mein Herzchen! Erster Bürger. Wohl den Staaten, wo schon die Kinder mit der öffentlichen Meinung harmonieren lernen! Ein Mann. Er ist derb gefoltert worden, der Schuft; sechsmal haben sie ihm die Wippe gegeben; er ist ganz zerschlagen. Ein Kind. Das war recht! Ein Kaufmann. Mit dir, du kleiner Bengel, hätte man es gerade so machen sollen, als du mir, es sind kaum vierzehn Tage, die Spiegel in meinem Laden zerbrochen hast. Das Kind. Die Leute haben mir gesagt, ich solle sie zerbrechen. Eine alte Frau. Das Kind hat Recht; wir sind alle von diesem Bösewicht zum Narren gehabt worden. Ein Handwerker. Waren wir dumm! Ah ... er steigt auf die Leiter ... Werden sie ihn nicht lebendig verbrennen? Ein junges Mädchen. Hoffentlich doch! Sagt doch, Herr Soldat, wird er nicht verbrannt? usw."

Nach Savonarolas Untergang wendet sich Machiavelli dem Herzog von Valentino, Cesare Borgia, zu, der zwar so schlimm oder schlimmer als die andern sei, aber große Pläne habe: ein prachtvolles Raubtier. Und in der Tat, als Herr Niccolo im Namen der Florentiner mit ihm verhandelt, vernimmt er das Bekenntnis: „Ich bin nicht, wie der armselige Herzog von Mailand, eine Schlange, die einen Säugling verschlingt. Ich bin die lernäische Hydra, ein großes Ungeheuer, das die kleinen Ungeheuer vertilgt; ich will die Dreckfürsten und die Condottieri ausrotten bis auf den letzten, will mir aus den Trümmern

ihrer Nester meinen Horst bauen, und ein Tag wird kommen, wo es vom Fuße der Alpen bis zum sizilischen Meere keine andre Herrschaft mehr geben wird als die meine. Und ich weiß wirklich nicht, welches von den dreien mir mehr Vergnügen machen wird, die elenden französischen und deutschen Barbaren verjagen, die Herzöge, Prinzen und Podestas hängen, über ein so schönes Reich herrschen." Die Bauern und die Bürger gewinnt er für sich, indem er strenge Mannszucht hält und nicht duldet, daß sich seine Soldaten an ihnen vergreifen. Bauern schinden, den Spaß mögen sich die italienischen Landsknechte in Deutschland erlauben, nicht in der Heimat. In den Lagern sind wir Zeugen, wie die Condottieri, die Abgesandten Cesars und der übrigen großen und kleinen Mächte miteinander feilschen und einander betrügen, sich bald über die greuelvolle, für sie aber sehr interessante Kriegführung, bei der immer nur die Wehrlosen, niemals die Söldlinge bluten, bald über Literatur und Kunst unterhalten. Denn die Kerle sind alle Kunstkenner geworden und imstande, sich mit einem Gemälde, mit einem Schmuck, der Kunstwert hat, bestechen und übertölpeln zu lassen; Bravi lesen den Plutarch und ergötzen sich dabei zur Abwechslung an neu erfundnen Methoden des Meuchelmords. Franz von Frankreich wird ungeduldig, weil sich seine Tölpel nicht rasch genug bilden lassen; seine Maitresse lernt besser. In den Kirchen sehen wir, wie es die schwatzenden Domherren, die Ablaßkrämer, die Hausierer, die Kuppler, die Ehebrecherinnen, die Verschwörer treiben. Cesare vollführt seinen großen Streich und läßt die Condottieri hängen, die ihm vertrauensvoll ins Garn gegangen sind. Nachdem er an ihrer Wut, ihrem Gebrüll und ihrem Todesröcheln sein Herz erfrischt hat, plaudert er mit Machiavelli über Virgil und schwärmt bei süßer Musik ästhetisch. Mit dem Vater bereitet er die Vergiftung der unbequemen Kardinäle vor, aber unglücklicherweise hat der Papst, was ihm sonst nie passiert, seinen Talisman nicht bei sich, ein goldnes Büchschen mit einer konsekrierten Hostie, und so werden denn die Flaschen verwechselt: Alexander und Cesar trinken den Giftwein. Mit den Füßen stampfen fluchende Packträger den aufgedunsenen Leichnam des Papstes in den Sarg hinein. Cesars kräftiger Körper überwindet das Gift, aber seine letzten Anschläge mißlingen, und wir sehen ihn in finstrer, kalter Nacht, seinem spanischen Gefängnis entkommen, in der Uniform eines gemeinen Soldaten sterben. Sein Freund und getreuer Diener Michele ruft ihm nach: „Zertreten im Kot wie ein Wurm ... er, der stolzeste der Dämonen! Tausend Millionen Teufel! ... Bleiben wir nicht hier; kommt uns wärmen!"

In tiefem Gram gedenkt seine fromme Schwägerin, die verwitwete Herzogin von Gandia, der Greuel ihres Hauses, während ihre Tochter Isabella meint: „Ich hasse diese böse Welt nicht, von der man mir erzählt; sie erschreckt mich nicht; sie ist mir nichts. Sie umgibt mich vielleicht, aber sie vermag nichts über mich, und wenn ich an sie denke, so kommt es über mich wie eine reine Freude, weil ich erkenne, daß ich nichts gemein habe weder mit dem, was sie liebt, noch mit dem, was sie will." Der Vertraute der beiden Frauen aber, ein Mönch, erwidert: „So entnehmet ihr beide denselben Gegenständen eine ganz verschiedne Nahrung für das Gemüt. Ihr, edle Frau — die Schläge

der Bosheit haben Euch getroffen, haben Schrecken und Schmerz als unauslöschliche Spuren in Euch zurückgelassen. Ihr, Donna Isabella, habt von der Bosheit erzählen hören, ohne etwas dabei zu empfinden. So wirken die Handlungen der Menschen nur auf einen kleinen Kreis, wirken nicht länger als ein Blitzstrahl; ihre Nachwirkung ist ein Schwingen, das immer schwächer wird und endlich aufhört. Ihre Verheerungen richten wenig aus, und was zurückbleibt, das ist ein Abglanz des ewigen Lebens. Dieses Licht — es gibt keinen teuflischen Frevel, dem es gelingen könnte, es auszulöschen. So schreitet ihr denn beide, die eine trauernd und entsagend, die andre heiter in ihrem von der Welt abgekehrten Gemüte, der unwandelbaren Region des Guten und Wahren zu. Die Herzogin. Wir beide? Ihr vergeßt, aus welcher schrecklichen Höhle wir kommen. Der Mönch. Das ist eben das wunderbarste Geheimnis des Weltalls, ja seine Achse. Aus dem Gift der Viper werden Heiltränke bereitet, und aus dem Dünger wächst die duftende Krone prachtvoller Blumen hervor. Glaubt Ihr nicht, daß für mich, für das Volk von Rom, das Euch seit so vielen Jahren bewundert, schon Eure bloße Gegenwart eine Wohltat ist? Und wenn sie mit Wut und Schauder Cesare Borgia rufen, fügen sie nicht mit Tränen der Liebe hinzu: Maria und Isabella Borgia?"

Julius der Zweite liebt die Schönheit wie das ästhetisierende Meuchelmördergezücht, er will die Barbaren verjagen und in ihre heimatlichen Wüsten einsperren, die kleinen Tyrannen bändigen, Italien einigen wie der Valentino, aber er liebt auch das Gute und die Kirche; bei diesem Wort denkt er freilich nicht an die Gemeinde der Heiligen, sondern an ein glänzendes Weltreich, als dessen Kaiser er sich träumt. Du begreifst, sagt er zu Bramante, „die Schwierigkeit, Ordnung zu stiften in den Trümmern, die barbarische Jahrhunderte und die Ruchlosigkeit meiner Vorgänger über Italien aufgehäuft haben. Dieses bejammernswerte Land ist ärger beschmutzt als die Ställe, für die es eines Herkules bedurfte. Zwischen Steintrümmern, Gedörn und giftigen Kräutern blähen sich Schlangen und Kröten, und dennoch — dieser Schutt, dieses unsaubre Dickicht sind Überreste einer herrlichen Vergangenheit. Ich will sie in ein Paradies verwandeln, so schön wie das der Heiligen Schrift." Julius ist alt, er weiß, daß er nicht mehr lange zu leben hat, aber er will sein großes Werk vor seinem Tode vollendet sehen, darum schilt er alle seine Diener Faulenzer und Schildkröten, treibt sie mit Scheltworten und Prügeln an, eilt von Baugerüst zu Baugerüst, von Belagerung zu Belagerung. Michelangelo ist seinen Tyrannenlaunen entflohn; dem Wiedereingefangnen hält er alle die Unverschämtheiten vor, die dieser sich gegen ihn herausgenommen hat. „Ein Bischof. Allerheiligster Vater, Eure Heiligkeit wird geruhn, Mitleid mit diesem armen Menschen zu haben. Solche Leute haben wenig Einsicht und verstehn nur ihr Handwerk. Julius (aufspringend und mit seinem Stock den Bischof bearbeitend). Flegel! Schulfuchs! Einfaltspinsel! Wie kannst du dich unterstehn, meinen Künstler zu beleidigen! Habe ich ihm ein kränkendes Wort gesagt? Werft mir den jämmerlichen Kerl hinaus, den Esel, den Tölpel! Und du, Michelangelo, komm hierher! Tritt näher, tritt doch näher! Auf die Kniee! daß ich dich segne!" Das Endergebnis seiner stürmischen Tätigkeit unter-

scheidet sich nicht wesentlich von dem der davon so verschiednen Lebensarbeit Savonarolas. Auf dem Sterbebett stammelt und phantasiert er: „Ich habe mein Leben in einem verhexten Zirkel verzehrt. Um mit der Kleinstaaterei aufzuräumen, mußte ich die Tyrannen vernichten. Dazu brauchte ich die Ausländer; mit Fremdherrschaft aber gibts kein Italien. Begreifst du das, Schwarzgesicht? (fährt er einen Kardinal an). Da liege ich nun, auf mein Bett genagelt. Michelangelo! Raffael! Der eine ist bei der Arbeit. Aber der andre? Wohl bei einem Weibe. Und Bramante? Was mag der in diesem Augenblick machen? Alfonso von Ferrara ... der Verräter! Alles wird wirr in meinem Kopf ... Der Venetianer bin ich nicht sicher. Geist, Genie, Leben, Leidenschaft, doch nichts von dem, was zusammenhält, das ist der Italiener. Tod den Franzosen, Tod Alfonso von Este! Jagt sie hinaus!" Um dieselbe Zeit gibt Alfonsos Gemahlin, Lucrezia Borgia, in einem Gespräch mit dem geistreichen Pietro Bembo eine Definition von Italien. „So, seht ihr, Freund meines Lebens, ist mein Kopf trunken von Poesie, mein Verstand gequält von politischen Sorgen, mein Herz bekümmert um Gatten und Kinder, und mein Geist ... mein Geist ein wenig zerstreut und vielleicht nach Euch hin schweifend ... kurz, haben wir da nicht Italien? Poesie, Angst, Interesse und Liebe?"

Den leichtherzigen zehnten Leo sehen wir dann dieses Italien an den Rand des Abgrundes führen, in den es sein zweiter Nachfolger, der andre Mediceer, vollends hineinstößt. Leo dünkt sich sehr klug. Luther, der gelehrte Mann, der ein vortreffliches Latein schreibt, gefällt ihm ausnehmend. Der Papst wird nicht zugeben, daß dumme Fanatiker wie Eck und Tetzel Deutschland in Brand stecken. Mit dem Ablaß hat man das große Unternehmen falsch angefangen. Die Hauptsache, so wird Miltitz instruiert, ist, daß wir Geld kriegen, unter welchem Titel oder Vorwand, das ist uns gleichgiltig. Fromme Mönche nähren im stillen die Hoffnung, Luther werde die Kirche aus dem Sumpfe herausheben. Sadolet und Bibbiena, die feinen Köpfe, erörtern auf einem Spaziergange, hier einer Bettlerin ein Goldstück reichend, dort einen armen Dieb aus den Händen der Häscher befreiend, die Lage. Die Völker fangen an, zu fragen, mit welchem Recht wir ihnen das Mark aussaugen. Es ist wahr, wir nähren mit dem Erpreßten Kunst und Wissenschaft, mästen freilich auch die Laster. Aber — jede gebildete Gesellschaft ist verderbt; sollen wir in die Barbarei zurückkehren? Schließlich — die Völker sind an unsre Herrschaft gewöhnt, und die Macht der Gewohnheit ist groß. Die Religion der Masse ist nie etwas andres gewesen als ein Wust heidnischen Aberglaubens. Neue Ideen scheinen uns jetzt zu bedrohen, aber Ideen sind der Luxus einer kleinen Minderheit, und diese braucht sehr lange Zeit, ehe es ihr gelingt, in den Wall der allgemeinen Narrheit Bresche zu legen. Übrigens stiftet diese Narrheit doch manchen Nutzen; auch der abgeschmackteste Heilige verschafft Architekten, Malern, Baumeistern Arbeit.

Es gibt kaum einen Künstler der Zeit, dessen Gestalt nicht, mit einigen kräftigen Strichen umrissen, an uns vorüberzöge. Die größten sehen wir sich entwickeln und vollständig entfalten: Raffael, den Glücklichen, der nicht die

Zügellosigkeit liebt, aber keinen irdischen Genuß verschmäht, ohne auf die himmlischen Visionen zu verzichten, die ihm Religion, Weltweisheit und ideale Liebe gewähren, und der, völlig neidlos, seine Rivalen schon darum liebt, weil er jeden von ihnen benützt, von jedem lernt, alle besondern Begabungen in sich aufnimmt und zu einem harmonischen Ganzen verschmilzt; und Michelangelo, den grimmen Titanen, der damit anfängt, alle seine Rivalen zu hassen, aber je älter, desto milder wird. Ihm gelingt, was seinem Jugendfreunde Niccolo Machiavelli versagt bleibt, die Bitterkeit zu überwinden, mit der ihn das eigne Schicksal und das Schicksal Italiens erfüllen, aber er versteht den unglücklichern Freund — unglücklicher, weil dieser mehr scharfsinniger Kritiker als Schöpfer war, und weil sein Arbeitsgebiet die Politik ist, deren Erfolge weniger von der Fähigkeit des Künstlers als von tausend Zufällen abhängen. Der Bildhauer gibt dem Politiker und Historiker zu, daß die Lage elend und die Aussicht in die Zukunft unerfreulich sei; die Fremdherrschaft werde man möglicherweise loswerden, kaum aber die Laster und den lasterhaften Klerus. Michelangelos Schüler und Verehrer Granacci kann die beiden Schwarzseher nicht begreifen; eine herrlichere Zeit habe es doch nie gegeben. So denken aus andern Gründen die zahlreichen zu Handwerkern herabgesunknen Künstler, die, die Mode ausbeutend, das Malen und Meißeln fabrikmäßig betreiben, so denken die Bürger, die ihre Jungen nicht mehr zum Kaufmann in die Lehre schicken, sondern pinseln und bossieren lassen, was jetzt mehr bringt, so denkt der alte Tizian, der, nie von des Gedankens Blässe angekränkelt, nie von Idealen genarrt, ein Heidengeld verdient und mit Aretino um den Preis der verleumderischen Pamphlete feilscht, mit denen dieser den jüngern Malern die Kundschaft rauben soll. In Aretino lebt noch eine Spur von Gerechtigkeitsgefühl und Scham; er sträubt sich ein wenig gegen die gar zu abscheulichen Zumutungen des alten Nimmersatt. Auf dieser Folie glänzt als Schlußbild der greise Michelangelo, der nicht müde, sondern begierig zu leben ist, aber zu leben ohne die Fleischeslast, wie er der angebeteten Vittoria Colonna bekennt. „Mich dürstet nach voller Freiheit; mich hungert nach dem, was ich errate; mich drängt es zu schauen, was ich begreife.“ Und nicht trostlos schaut er das Elend Italiens. „Wir hinterlassen der Menschheit große Dinge und große Beispiele. Die Erde ist reicher, als sie war, ehe wir kamen. Was verschwindet, wird nicht ganz verschwinden. Die Felder mögen ruhen und eine Zeit lang brach liegen, das Samenkorn ist in die Erde gesenkt. Nebel mögen das Land bedecken, die Sonne bleibt.“ Die Nebel steigen aus den Niederlanden und aus Spanien auf. „Karl der Fünfte. Diese Freuden, diese elenden Freuden, diesen Glanz, diesen schmachvollen Glanz, diese Feinheiten, diese schändlichen Feinheiten, Italien hatte sie zu höherer Vollendung gebracht, als irgend ein Land, irgend eine Zeit. Ich habe den Fuß auf Italien gesetzt. Die Welt lebt nicht so sehr von Brot als von Zucht. Laßt Eure Untertanen diese Wahrheit nie vergessen. Don Philipp (mit traurigem Lächeln). Schuldvolle Fröhlichkeit liegt nicht in meiner Natur. Die Aufgabe, die Ihr mir übergebt, habt Ihr mir durch die Unterwerfung Italiens erleichtert; aber was ich über alles schätze, das sind die beiden Hauptschöpfungen Eurer Regierung: die Wiederherstellung der

Inquisition und die Gründung der Gesellschaft Jesu. Mit diesen im Geiste des starrsten Gehorsams gehärteten Werkzeugen, deren ich mich viel zu bedienen gedenke, wird es mir möglich sein, an der Rettung der Kirche ohne die Kirche fortzuarbeiten und die politische Ketzerei so vollständig zu vernichten wie die religiöse.“

Schemann, den die Grenzbotenleser als Übersetzer des großen Rassenwerkes des französischen Gelehrten und Dichters kennen, hat den 1877 erschienenen dramatischen Zyklus zuerst für die Bayreuther Gemeinde übersetzt (Richard Wagner war Gobineaus gläubiger und begeisterter Jünger), dann durch Reclams Universalbibliothek dem großen Publikum zugänglich gemacht und jetzt durch die der Würde dieser Dichtung angemessene feine Ausstattung der vorliegenden Ausgabe den Wunsch vieler ihrer Freunde erfüllt. In einer schönen Einleitung legt er die Tendenz der „Szenen“ dar. Er findet sie in dem Gedanken, daß Papst Julius und Michelangelo den Keim der echten Kunst gepflanzt hätten, der dann später, besonders in Deutschland, aufgegangen sei, nachdem die Himmelsgabe zuerst von Lüstlingen mißbraucht und dann von Fanatikern verschüttet worden war. Die Stellen, die wir zuletzt angeführt haben, drücken ohne Zweifel diesen Gedanken aus, aber die übrigen, die wir auswählen, zeigen wohl deutlich genug, daß der Sinn der Dichtung damit nicht erschöpft ist, daß sie einen weitern Gedankenkreis umfaßt und tiefer eindringt. Diesen weitern und tiefern Sinn in Worte zu fassen, überlassen wir dem Leser.



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

1. Attika, Euböa und der saronische Golf



Die „Kephallenia,“ ein kleiner griechischer Dampfer, der vom deutschen archäologischen Institut zu Athen zum Preise von 900 Drachmen (= 470 Mark) täglich für die sogenannte „Inselreise“ gemietet worden war und im Piräus zur Abfahrt bereit lag, füllte sich zur festgesetzten Stunde rasch mit Passagieren beiderlei Geschlechts, bebrillten und unbebrillten. Zu den eigentlichen archäologischen Teilnehmern der Reise kam noch eine ganze Anzahl Herren und Damen, die mit der griechischen Altertumskunde kaum etwas zu tun hatten und die bequeme, angenehme Inselreise zu andern Zwecken oder auch lediglich zum Vergnügen mitzunehmen gedachten, weshalb sie im Kreise der strengen Männer der Wissenschaft bisweilen verstohlen als „Schlachtenbummler“ bezeichnet wurden.

Auf dem Verdeck herrschte das bunte Gedränge, wie es sich in der Regel an Bord eines Schiffes vor der Abfahrt zu entwickeln pflegt. Ich machte dabei eine Probe auf die griechische Ehrlichkeit. Einem Händler, der mir seine Waren anpries, kaufte ich eine ganze Menge Zigaretten und Lukumia (dickgekochte, parfümierte Zuckerwürfel) ab, gab ihm außerdem noch

ein ansehnliches Bakschisch und bat ihn, dafür einige Briefe, die ich in der Eile in den Kasten zu stecken vergessen hatte, auf die Post zu geben. Er verschwur sich hoch und teuer, dies tun zu wollen, und ich vertraute seinen Schwüren. Dörpfeld freilich, unser Chef, der erste Sekretär des archäologischen Instituts, dem ich davon sprach, sagte, der Mann werde die Postmarken ablösen und die Briefe wegwerfen. Ich wollte es nicht glauben, aber die Folge erwies nur zu sehr, wie gut er die Griechen kannte. Keiner der Briefe hat je seinen Bestimmungsort erreicht, und sogar die Postkarten, die dem Manne doch nichts nutzen konnten, sind spurlos verschwunden. Ich hätte es eigentlich wissen müssen, Treue und Redlichkeit sind ja schon seit den Tagen des vielgewandten Odysseus nicht eben die stärksten Seiten des griechischen Volkscharakters gewesen. Übrigens sollen dergleichen Dinge auch bei uns vorkommen können.

Unsre Fahrt ging durch den saronischen Golf auf den spitzen Berg der Insel Ägina*) los, der unser erster Besuch galt. Wir landeten aber nicht an der Stadt, die an der Westküste liegt, sondern auf der Ostküste an der Hagia Marina, dem einzigen natürlichen Hafen der Insel, der aber wegen der weiten Entfernung von den fruchtbaren Landstrichen nie zur Anlage einer Stadt benutzt worden ist. Ziemlich beschwerlich ging es von diesem Hafen den Berg hinauf über weißlichen Kalkstein durch Gestrüpp und verkrüppelte spärliche Eichen. Die Sonne brannte uns heiß auf den Rücken, aber bald langten wir oben auf der Terrasse an, wo der alte Tempel stand, dem die berühmten Münchner „Ägineten" entstammen. Die bayrische Regierung hatte, um gewissermaßen einer Ehrenpflicht zu genügen, neue Ausgrabungen veranstalten lassen, und diese waren gerade beendet worden. Wir trafen oben auf der Terrasse außer einigen jüngern Archäologen noch den Leiter der Arbeiten, Professor Furtwängler aus München, der sich auf Dörpfelds Bitte sofort mit der größten Liebenswürdigkeit bereit erklärte, uns unter den Säulen einen Vortrag über seine Entdeckungen zu halten. Er hat den ganzen Tempel bis zum Grunde aufräumen lassen und unter dem offen zu Tage liegenden noch einen zweiten ältern gefunden. Er hat ferner die prachtvolle Terrasse bloßgelegt, auf der diese Tempel lagen, und die Rampe, die zu dem jüngern emporführte. Auch Reste eines Altars und viele Vasen und Weihgeschenke sind gefunden worden, darunter ein elfenbeinernes Auge von ungeheurer Ausdehnung, das zuerst einem Kolossalbilde zugeschrieben wurde. Jetzt weiß man, daß es an einem Kultschiffe angebracht war.

Ägina ist neben dem Grabe zu Menidi und dem Heraion in Argos nunmehr der dritte Punkt, wo „aus der griechischen Zeit eine ununterbrochne Kontinuität der Weihgeschenke und Vasen in die mykenische hinaufführt, und so der Beweis erbracht wird, daß die Mykenäer Griechen gewesen sind." Der Tempel stammt ferner nicht, wie man bisher annahm, aus dem sechsten, sondern aus dem fünften Jahrhundert, ist also erst kurz vor der Unterwerfung Äginas unter die athenische Herrschaft gebaut worden; er ist auch nicht der Athene

*) Die heutige griechische Aussprache des Namens legt den Ton auf die erste Silbe. Auch Dörpfeld und unser ganzer Kreis sagten aégina, nie nach lateinischer Weise aegína.

geweiht gewesen, sondern einer äginetischen, der Demeter ähnlichen Gottheit namens Aphaia. Denn es sind zahlreiche Idole einer mütterlichen Gottheit mit einem Kind an der Brust hier aufgefunden worden. Diese Mitteilung Furtwänglers erregte selbstverständlich nicht geringe Sensation, und einer meinte nachher, das große Standbild der Athene im Giebelfelde des Tempels beweise doch wohl mehr als die kleinen Idole, wogegen andre wiederum sagten, dieses große Bild sei nur ein notwendiger Bestandteil der Schlachtdarstellung, wie das des Apollo im Giebel des Zeustempels zu Olympia. Die Wissenschaft wird sich jedenfalls noch eingehend mit dieser Frage zu befassen haben.

Wie so viele griechische Tempel, so bot auch der von Ägina eine herrliche Aussicht. Man hat den Griechen jedes tiefere Naturgefühl abgesprochen. Sicher mit Unrecht; sonst hätten sie ihre Tempel nicht an landschaftlich so hervorragende Plätze gebaut. Wir sahen, unter den Säulen stehend und wandelnd, nach der einen Seite über waldige Schluchten und Höhen hinweg die spitze Pyramide des Eliasberges, gewöhnlich nur „Oros" (Berg) genannt, der mit seinen 531 Metern der hervorragendste Punkt des ganzen saronischen Meerbusens ist, aber sehr beschwerlich zu ersteigen sein soll. Von der andern Seite winkten die niedrigern Hügel der Akropolis und Munychias, die weiß-lichen Brüche des Pentelikon und die „Hörner" Megaras. Ringsum aber blaute — das schönste von allem — das ewige Meer.

Wir hätten gern noch länger an diesem entzückenden Punkte verweilt, aber Furtwängler lud uns ein, mit ihm nach dem Dorfe Misagro hinab-zusteigen, wo noch die plastischen Funde seiner Ausgrabungen lagen. Wären wir zwei Tage später gekommen, so wären diese Stücke schon verpackt, vielleicht auch verschickt gewesen. So stiegen wir denn nach der andern Seite hinunter und gingen durch das einsame, stille, grüne Felsenland. Die drei jüngern Archäologen, die Furtwängler unterstützt hatten, begleiteten uns und führten uns direkt in die Bauernstube, in der sie während der Ausgrabungswochen mit ihrem Chef gehaust hatten. Der kleine Raum vermochte kaum die Menge der Besucher zu fassen. Man gruppierte sich auf den primitiven Gestellen, die den Herren als Lagerstätten gedient hatten, auf Truhen, Stühlen und Schemeln, so gut es ging, einige schauten auch von draußen durch Tür und Fenster herein. Furtwängler aber legte in der einen Ecke des Zimmers auf ein Brett, hinter das er trat, sechs neu ausgegrabne Äginetenköpfe der Reihe nach hin, hob dann einen nach dem andern in die Höhe und sprach mit hin-reißender Begeisterung von ihrer knospenden Schönheit und herben Anmut. Nur zwei jedoch kann man den Münchner Giebelgruppen mit Sicherheit zu-weisen, die vier andern stimmen teils in den Maßen, teils aus andern Gründen nicht zu diesen und müssen andern Kunstwerken angehört haben. Alle aber hatten noch das Lächeln und die streng geschnittnen Lippen, die wir an den Münchner Köpfen kennen, und die einzelnen Löckchen und Haarsträhnen waren mit Stiften angesetzt. Der jüngste und vorgeschrittenste Kopf war der eines jungen Mädchens mit einem Haarnetze von wunderbarer Naturwahrheit, sogar die Legefalten waren hinten zu sehen, wieder einmal ein Beweis, daß der Naturalismus in der Kunst so alt ist wie diese selbst.

Wir waren die ersten Europäer, die diese neuen Äginetenköpfe zu sehen bekamen, und sehr viele Europäer werden sie überhaupt nicht zu sehen bekommen. Denn sie werden in dem kleinen Stadtmuseum zu Ägina aufgestellt werden, also abseits von der großen Reisestraße und schwer erreichbar. Die griechische Regierung hat sich gegen ihr früheres Prinzip der Sammlung aller Altertümer im großen Nationalmuseum zu Athen neuerdings vielmehr für die Errichtung kleiner Lokalmuseen entschieden, um auch den abgelegnen Orten etwas von dem goldnen oder vielmehr papiernen Segen des Fremdenbesuchs zuzuwenden. Auch kann man das neue Prinzip ja trotz der Unbequemlichkeiten, die es für den Forscher mit sich bringt, vom historischen und ästhetischen Standpunkt aus nur billigen. Ägineten gehören eben nach Ägina.

Der glänzende Vortrag Furtwänglers wurde durch einen furchtbaren Krach unterbrochen. Auf der Lagerstätte des einen der Ausgraber saßen schon zwei Malerinnen; eine dritte vom Stehen ermüdete Dame wollte sich zu ihnen setzen, da krachte das „wohldurchbrochne Bett“ auseinander, und mit einem Schrei stürzten die drei auf den Boden. Auf solche Belastung war die einfache archäologische Lagerstätte nicht eingerichtet gewesen.

Trotz dieses „Zwischenfalls“ — im eigentlichen Sinne des Wortes — waren die beiden Malerinnen von Ägina, seinem Tempel, seiner Landschaft derart begeistert, daß sie erklärten, sie würden alsbald nach Beendigung der Inselreise in eben dieses Bauernhaus zurückkehren und einige Wochen lang ihre Skizzenbücher mit äginetischen Motiven anfüllen. Die eine der Damen ließ sich sogar auf der Stelle den Mann kommen, der den Archäologen ihr tägliches Arnaki (Schaf) gebraten hatte, und engagierte ihn für denselben Dienst, was der biedre Äginet mit grinsendem Vergnügen annahm.

Nachdem wir uns noch in der Schenke mit Mastixschnaps und klarem Wasser gelabt hatten, verließen wir Misagro und zogen durch die abwärts führende Senkung langsam zum Meer. Die drei jüngern Gehilfen Furtwänglers schlossen sich uns für die ganze Inselreise an, nämlich der Dresdner Professor Herrmann, der Schweizer Architekt Fiechter, der in Alexandria bei den Sieglinschen Grabungen gearbeitet hatte und auch dorthin zurückgehn wollte, und der Münchner Thiersch. Dieser hatte sich, soweit wie irgend möglich, äginetisiert, er trug eine runde Kappe und ein Paar rote Schuhe mit dicken Quasten auf den Spitzen, sodaß er, wo wir auch hinkamen im Archipelagus, von den Griechen sofort als Äginet angesprochen wurde. Diese drei Herren waren durch ihre Kenntnis der Landesart, ihre frische Begeisterung, ihre Anspruchslosigkeit und entgegenkommende Liebenswürdigkeit eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Bereicherung unsrer Reisegesellschaft.

Am Meere setzten wir uns auf den leichtumbrandeten Klippen nieder. Das Wasser war von solcher Klarheit, daß wir bis tief hinunter die Pflanzen und Muscheln sahen und die kleinen, zierlichen Fischchen, wie sie leicht und leise zwischen den Felsen und Gewächsen dahin glitten. Als uns das Schiff aufgenommen hatte, schauten wir noch, solange wir konnten, nach der herrlichen, stillen Tempelruine zurück, dann fuhren wir an der Stadt vorbei, deren Wahrzeichen eine einsame dorische Säule am Hafen ist, die, wie es heißt, von einem

alten Aphroditetempel stammt. Zuletzt sahen wir noch den spitzen Oros hinter uns, während vor uns schon das Gebirge der Halbinsel Methana unsre Aufmerksamkeit fesselte, das schroff aufsteigend, fein gezeichnet und kühn gezackt deutlich seinen vulkanischen Ursprung verrät.

Wir steuerten an diesem vorüber und landeten in einer Bucht der Insel Poros, wo kein Mensch und keine menschliche Behausung zu sehen war. Ehemals hatte an diesem schönen, natürlichen Hafen die Stadt Kalauria gestanden, während das jetzige Poros an der Südseite der Insel liegt. Ein herrliches, urwüchsig wildes Tal führte von der Bucht hinauf in das Gebirge, wo auf hoher Terrasse der alte Tempel unser wartete. Aber einen Weg hatte das Tal nicht aufzuweisen, und der Aufstieg erwies sich als so schwierig, daß unser Zug, der im Gänsemarsch ging, trotz Dörpfelds Mahnung, immer genau dem Vordermann zu folgen, bald gänzlich auseinander kam, und jeder sich auf eigne Faust seinen Weg nach oben suchte. Eine üppige Vegetation, kleine Bestände von Fichten und Eichen, dann wieder Anpflanzungen von Ölbäumen, Wein und Feigen, sowie dichtes Oleander- und Mastixgestrüpp hinderten den Marsch, mehr noch zahlreiche Terrassen, tiefe Schluchten, jähe Abhänge, grünüberhangne Wände. Zuletzt klomm ich an der rechten Talwand steil zur Tempelhöhe hinan, wo Dörpfeld schon stand und der Nachkommenden wartete. Es sollte jedoch lange dauern, bis er seine ganze Schar zusammen hatte. Denn nur sehr allmählich wanden sich die einzelnen durch das Dickicht und an den abschüssigen Halden entlang zum Tempel empor. Einige Amerikanerinnen waren gleich anfangs falsch gegangen und erschienen auf der uns gegenüberliegenden Talwand, die von unserm Standpunkt durch eine Schlucht getrennt war. Sie kletterten mutig über Stein und Stock, durch Wald und Gebüsch immer weiter aufwärts. Wir riefen ihnen aus Leibeskräften zu, sie sollten umkehren, aber sie hörten uns nicht. Endlich aber merkten sie, daß sie auf verkehrten Wegen wandelten, setzten sich einfach auf einen Stein und dachten wohl: „Wenn doch was käme und mich mitnähme"! Und es kam was. Zwei junge Amerikaner machten sich auf, ihre Landsmänninnen zu holen. Sie stürzten sich voll verzweifelten Mutes in die Wildnis zu unsern Füßen, wo sie für lange Zeit unsern Augen entschwanden. Natürlich verfehlten unsre Witzbolde nicht, über diese verkletterten und im Walde ihrer Ritter harrenden Töchter des Westens gar manchen „Kalaurier" zu reißen.

Wir standen hier ja an der heiligen Stätte des kalaurischen Bundes, der bis weit nach Arkadien hineinreichte. Das Heiligtum lag, bis auf die Fundamente ausgegraben, sichtbar vor uns. Hier also war es gewesen, wo einst Demosthenes das Gift, das er so oft gegen seine politischen Gegner aus der Feder aufs Papier hatte fließen lassen, selbst aus seiner Feder sog und eines männlichen antimakedonischen Todes starb. Wir gerieten hier auf den Resten des durch seinen freiwilligen Hingang geweihten Tempels in einen heftigen Streit, indem die meisten von uns ihn nach der alten Auffassung für einen weitschauenden Patrioten, einige wenige dagegen für einen partikularistischen Querkopf von starker Verbohrtheit erklärten. Ich neigte mich den letzten zu, entzog mich aber dem Wortgefechte, das mit steigender Heftigkeit geführt wurde, und

trat lieber an den Rand der Tempelterrasse, um den Blick in das wundervolle wilde Waldtal und über das blaue Meer bis Ägina und bis zu den umschleierten attischen Bergen zu genießen, während sich die Gebirge von Methana und Epidauros vom rötlichen Westhimmel silhouettenhaft abhoben.

Inzwischen begann Dörpfeld seinen Lehrvortrag und hatte ihn fast beendet, als die ausgesandten Amerikaner ihre verirrten, echauffierten und an der Toilette ziemlich ramponierten Schäflein zurückbrachten. Dann erklärte Dörpfeld, er wolle das Kloster aufsuchen, wer dazu nicht Lust habe, solle direkt zur Stadt Poros gehn. Ich schloß mich seiner Partei an, und er führte uns durch schönen Fichtenhochwald, wie man ihn in Griechenland selten findet, rechts herum durch Schluchten und über Höhen, stockte bisweilen und überlegte sich die Richtung, bis wir plötzlich von einem Waldhügel aus das große, wohlgebaute Kloster im Tale vor uns sahen; wir schauten gerade in den Klosterhof hinein, wo eine schlanke Zypresse mit einer noch schlankern Palme um den Preis der Schönheit zu ringen schien. Durch eine Schlucht war von dem Monastiri ein primitives Kaffenion getrennt, das offenbar wegen seiner kühlen Lage und seiner frischen Quelle den Neukalauriern oder Poriern zu einem beliebten Ausflugsort diente. An zwei Tischen saßen, gerade wie bei uns, Honoratiorenfamilien, die über den plötzlichen Einbruch der Fremden vom Innern der Insel her nicht wenig erstaunt schienen, uns aber mit griechischer Freundlichkeit begrüßten. Noch mehr fast wurde die Überkultur dieses Ortes bezeugt durch einen an der Felswand aufgetürmten Berg leerer Limonadegazeuseflaschen, auf den wir uns sofort losstürzten, um damit das köstliche dem Felsen entströmende Wasser zu schöpfen. Der während der verschiednen Klettereien aufgesammelte, seit lange ungestillte Durst war so groß, daß zehn Hände zugleich die Flaschen unter den Strahl zu halten suchten, und eine allgemeine Planscherei und Durchnässung das Ende des allzu gierigen Drängens wurde.

Da es schon dunkelte, öffnete uns das Kloster nicht mehr seine Pforten, wir eilten vielmehr die Schlucht hinab zum nahen Meere, bestiegen das dort harrende Boot und fuhren um die durch einen schmalen Landstreifen mit Kalauria verbundne kleine Insel herum, auf der die Stadt liegt. Hier steckte im Jahre 1831 Miaulis die griechische Flotte in Brand, um sie nicht dem Befehl des Präsidenten Kapodistria gemäß den Russen ausliefern zu müssen. Später wurde der Hafen der Hauptkriegshafen des Königreichs. Wir sahen beim Mondschein die weißen Häuser der Stadt, wie sie in Form einer unregelmäßigen Pyramide den Berg hinanstiegen, und die zahlreichen Lichter am Strande — ein herrlicher Anblick. Selbstverständlich stimmte eine deutsche Dame, während wir über das schwarze, vom Mond zitternd gestreifte Wasser dahinfuhren, von der Poesie dieser Fahrt überwältigt, das Lied „In einem kühlen Grunde“ an, dessen letzten Vers wir noch sangen, während wir an Bord stiegen. Bei Windlichtern wurde uns dann unter ausgespanntem Zeltdache das Mahl serviert. Um Mitternacht etwa, als wir schon in den Kabinen ruhten, setzte sich unser Schiff nordwärts in Bewegung.

Am andern Morgen früh um fünf verließ uns Professor Duhn aus Heidelberg, um nach Laurion hinüber zu fahren, das wir soeben passierten. Als

ein lebendiger Briefkasten zog er ab, mit Briefen und Karten reich beladen; wir brauchten bei ihm ja nicht dasselbe zu riskieren, wie bei dem griechischen Lukumihändler. Wir andern landeten einige Stunden später in Eretria auf Euböa und frönten hier zunächst dem herrlichsten Vergnügen, das uns die Inselreise gewährte, wir nahmen ein Bad in den Fluten des Meeres. Dörpfeld pflegte schon vor der Landung den Herren- und den Damenstrand zu bezeichnen, und es war dann ein Hochgenuß, sich von den laulichen, blaulichen Wogen umplätschern zu lassen. Freilich hatten diese sanften Fluten auch ihre Mucken, die sich in der Folge einigen von uns recht unangenehm fühlbar machten. Diesem ersten Bade gewährte eine gewisse Weihe der Blick auf den gegenüberliegenden Strand von Aulis, wo Agamemnon, der Hirt der Völker, seine Scharen zur Ausfahrt nach Ilion gesammelt hatte, wo die schöne Iphigenia dem Opfermesser entrückt und zu einer literarischen Persönlichkeit geworden war.

In Eretria selbst gab es mancherlei zu sehen, das übliche Lokalmuseum mit Stelen, Lekythen und ganzen Körben voll Gefäßscherben, sodann Mauer- und Tempelreste, und vor allem ein gut erhaltenes Theater, an dem uns in ausführlichem, besonders gegen Puchstein gerichtetem Vortrage mancherlei Unerwartetes gezeigt und gelehrt wurde. Wir erfuhren, daß schon die Griechen den Gewölbebau gekannt und hier für den engen „charontischen Durchgang" benutzt haben, mit Hilfe dessen Geister, z. B. der des Darius, plötzlich dicht vor den Zuschauern erschienen. Zu meiner großen Befriedigung räumte Dörpfeld energisch mit dem sogenannten ekkyklema auf, einer Rollmaschine, durch die Personen oder Personengruppen aus dem Palaste des Hintergrundes auf die Bühne herausgerollt sein sollten, z. B. die schlafenden Eumeniden, die dann vor den Augen der Zuschauer erwacht seien. Ich habe diese Einrichtung im Innersten meiner Seele immer für unglaublich gehalten, obwohl ich sie gewissenhaft gelernt und wieder gelehrt habe. Dörpfeld erklärte sie schlankweg für eine Erfindung der Lexikographen, die sich nicht mehr vorstellen konnten, wie es in Wirklichkeit zugegangen war. Es wurde nämlich einfach die Tür des Palastes geöffnet, dann konnten die Schauspieler hineinschauen und dem Publikum, das nur zum Teil ebenfalls hineinsehen konnte, berichten, was sie drinnen sahen. Die Götter aber erschienen teils auf einem Flügelwagen, dessen Geleis noch zu sehen war, teils an einem Kran hängend, der herein und wieder hinaus gedreht wurde. Aristophanes, der diese Göttererscheinungen mit seinem Käfer persifliert hat, gebraucht dafür die Ausdrücke ekkyklein und eiskyklein, und daraus haben die spätern Grammatiker das ganze ekkyklema erdichtet. Beiläufig äußerte Dörpfeld auch, er glaube nicht daran, daß bloß drei Schauspieler in jedem Stücke aufgetreten seien, auch die Nebenrollen seien nach seiner Meinung von besondern Schauspielern gegeben worden. Über alle diese Dinge wird jedenfalls noch ein heftiger Streit entbrennen.

Vom Theater wurden wir zum Gymnasium geführt, wo besonders die Waschgelegenheit unsre Aufmerksamkeit fesselte, drei große und tiefe Steinbecken nebeneinander, mit Buchstaben bezeichnet und mit Wasserdurchfluß versehen. Die Jünglinge mußten, wenn sie sich in reinem Wasser waschen wollten, an das oberste, mit A bezeichnete Becken zu gelangen suchen. Von der Akro-

polis, die wir dann bestiegen, konnten wir die lelantische Ebne, die sich nach Chalkis zu erstreckt, den Strand von Aulis, den euböischen Olympos und die böotischen Berge sehen. Auch über das jetzige Eretria, das sich Nea Psara nennt, gewannen wir einen Überblick. Es ist ein trauriger Ort. König Otto hat ihn gebaut, und um ihn zu heben, die griechische Marineschule hineingelegt. Aber die Stadt ist nicht gediehen, Fiebersümpfe und die Anophelesmücke haben die Bewohner zum großen Teil wieder verscheucht, sodaß die Stadt mit ihren breiten, schattenlosen, dörfischen Straßen und ihren niedrigen Häusern den Eindruck macht, als könne sie weder leben noch sterben. Übrigens hat das alte, von den Persern zerstörte Eretria wahrscheinlich nicht hier, sondern weiter südlich gelegen; die Ruinen, die wir betrachtet hatten, rühren von der Neugründung der Stadt nach den Perserkriegen her.

Höchst kompliziert ist das Mauerwerk des Apollotempels, so kompliziert, daß eine der Amerikanerinnen Dörpfelds Auseinandersetzungen nicht zu folgen vermochte und mich nach dem Verlauf einiger Grundmauern fragte. Sie wolle, sagte sie in gebrochnem Deutsch, ihren Schülerinnen in Minnesota diese Dinge auseinandersetzen. Nun, das wird ja die jungen amerikanischen Misses ungemein interessieren — dachte ich —, die Grundmauern des Apollotempels zu Eretria expliziert zu bekommen! Der Fall war mir wieder eine Bestätigung der schon öfter gemachten Erfahrung, daß dem weiblichen Geschlechte trotz aller Intelligenz — ich bin weit entfernt, das weibliche Gehirn zu unterschätzen — doch der rasche Blick für die Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, in wissenschaftlichen Dingen wenigstens, nicht gegeben oder, um mich feministisch auszudrücken, in den Jahrhunderten künstlicher Verdummung, die die Männer dem Weibe auferlegt haben, ihm abhanden gekommen ist.

Während des Mittagsmahls fuhr unser Schiff von Eretria hinüber nach der historisch bedeutungslosen Stadt Rhamnus. Ihre Mauern und Trümmer liegen auf einem steil aus dem Meere aufsteigenden, ziemlich isolierten Hügel unter Dornen und Gestrüpp begraben, ihre Hauptsehenswürdigkeit sind aber die beiden Tempel der Nemesis, weiter oben auf der Paßhöhe, da wo sich der Weg nach Marathon zu senkt. Sie standen hart nebeneinander, der kleine schon vor den Perserkriegen aus Kalkstein gebaut, der große aus dem fünften Jahrhundert aus pentelischem Marmor, doch niemals ganz vollendet, wie die bloß oben und unten angesetzten Kanellüren, der noch vorhandne Werkzoll auf Stufen und Fußboden, sowie die Kante auf der Außenseite zum Schutze gegen das Abtreten beweisen. Offenbar sollte der kleine Tempel nach Vollendung des großen abgebrochen werden. Interessant waren die zahlreichen in die Steine eingegrabnen Fußmale, durch die die Pilger bezeugen wollten, daß sie wirklich an Ort und Stelle gewesen seien. Aus dem kleinen Tempel stammt übrigens das bekannte altertümliche Standbild der Nemesis im athenischen Nationalmuseum. Durch ein einsames Tal am Fuße des Burgberges kehrten wir zum Meere zurück.

Um sechs Uhr abends etwa hielt unsre „Kephallenia" vor der Ebne von Marathon. Diese sieht beim ersten Anblick, da sie von hohen Bergen umschlossen ist, kleiner aus, als sie tatsächlich ist. Das Wetter erweckte ganz

die Stimmung, in der man einen Ort betreten soll, wo eine so ernste Entscheidung über das Schicksal Europas gefallen ist. Schwarzes Gewölk lag drohend auf dem Gipfel des Pentelikon, während die Sonne fahl und blendend, als wollte sie die letzten Augenblicke ihrer Herrschaft noch recht auskaufen, auf die dunkelgrüne Ebne herniederschien. Solche Beleuchtung hat immer etwas Unheimliches, Schicksalschweres. Ich hatte die Empfindung, daß dies der rechte Ort sei für das eiserne Würfelspiel um der Menschheit große Gegenstände, um Freiheit und um Knechtschaft, um die Unabhängigkeit des Abendlandes von dem übermächtig drohenden Morgenlande.

Daß die Perser bei der Landung an dieser hafenlosen Küste ganz gewaltige Schwierigkeiten bestanden haben, wurde uns sehr bald klar. Denn auch unsre, der ungerüsteten leichtgekleideten Reisenden Ausbootung ging nicht ohne Not und Mühe von statten. Die Wellen brandeten gehörig gegen den Strand, und während das Vorderteil unsers Schiffsbootes schon fest saß, ging das Hinterteil noch furchtbar auf und nieder. Da half uns nichts als ein kühner Sprung, aber ohne nasse Füße oder Beine kam wohl niemand ans Ufer. Eins von unsern Malweiblein glitt beim Abspringen aus und lernte die marathonischen Gewässer intimer kennen, als ihr lieb war. Durch einen glücklichen Zufall gelang es mir, gerade diesen Moment im Kodak abzufangen. Wären die Grenzboten illustriert, würden die Leser ihre Freude an diesem prächtigen Genrebilde haben. Daß ferner Hippias beim Landen an der marathonischen Küste einen Zahn verloren habe, berichtet Herodot. Ich hatte das bis zu diesem Tage für eine der mannigfachen Scherze gehalten, die „der Vater der Geschichte“ seinen noch kindlich unverwöhnten Lesern vorsetzt; seit meiner eignen Landung in Marathon aber ist mir die Geschichte viel wahrscheinlicher geworden, und Herodot stark in meiner Achtung gestiegen. Denn ich selbst verlor beim Abspringen vom Boot einen meiner Backenzähne, und ich war noch lange nicht so alt wie der Extyrann von Athen, als er denselben Sprung riskierte. Nur fand ich meinen Zahn wieder, Hippias bekanntlich nicht.

Unter Führung des Dr. Brückner, der die Gegend schon als junger Stipendiat kennen gelernt hatte, zogen wir dann im Gänsemarsch durch die Felder, Weinberge und Ölbaumgruppen der Ebne nach dem sogenannten „Soros,“ dem Grabhügel der gefallnen Athener. Er ist ziemlich steil und zwölf Meter hoch, sodaß man die Ebne von seiner Spitze weithin überschauen kann. Sie ist gut angebaut, die Sümpfe liegen mehr im nördlichen Teile. Zwei Täler steigen von ihr aus aufwärts, in dem einen lagerten die Athener, bevor sie zum Sturmlauf gegen die Schlachtlinie der Meder antraten. Herr Brückner hielt uns auf der Spitze des Soros einen Vortrag über den Verlauf der Schlacht, aus dem hervorging, daß mehr oder weniger alles unklar und unsicher ist. Die antiken Schlachten geben uns wohl sämtlich schwer zu lösende Rätsel auf, die von Marathon aber ist ein einziges fortgesetztes Rätsel, das wohl kaum jemals ganz gelöst werden wird. Nur das eine steht fest, daß die 192 gefallnen Athener — eine nach unsern Begriffen lächerlich geringe Anzahl — wirklich in dem Soros begraben worden sind. Das haben die im Jahre 1890 veranstalteten Ausgrabungen bewiesen.

Immer drohender zog sichs über uns zusammen, und immer schwermütiger wurde das Aussehen der Landschaft. Wir beeilten uns, wieder ans Meer zu gelangen, saßen dort auf Tanghaufen und sahen hinaus auf die gelblich umränderten, unheimlichen Wolken, aus denen es wetterleuchtete, und auf die sich dumpf grollend am Strande überstürzenden Wogen. Hinter uns lag einsam im Weinfeld ein großes Keltergebäude, ein öder fensterloser Schuppen, worin aber ein Jüngling ein gutes Getränk aus einem kleinen Fasse verzapfte. Wir tranken das Andenken des wackern Miltiades, der hier die Welt vor dem orientalischen Despotismus bewahrt und der abendländischen Freiheit eine Gasse gebrochen hatte. Der Wein wird auf dem marathonischen Gefilde jetzt rationell behandelt und in Paris als vin de Marathon mit vier Goldfranken die Flasche bezahlt. Er ist weiß und steht auf der Grenze zwischen Frühstücks- und Tischwein. Wir versäumten nicht, uns ein paar Flaschen davon mitzunehmen.

Jetzt tauchte die sinkende Sonne unter dem Gewölk hervor und übergoß mit rotgelbem Wetterschein die Kämme der Wogen, auf denen unser Schiffsboot herantanzte, um uns zu holen. Es vermochte aber, da die Brandung heftiger geworden war, noch weniger heranzukommen als bei der Landung, und die Schiffer trugen uns alle, einen und eine nacheinander auf treuen Armen in das Boot, das sich bald mehr als gut schien mit Menschen füllte. Ganz vorn im Bug saß Herr Thiersch mit seinen roten Quastenschuhen und fuhr in wahrhaft beängstigender Weise zugleich mit dem Bootsschnabel auf und nieder. Da stimmte Frau Brückner zur allgemeinen Erheiterung in dem Gedanken an die Schlacht „Heil dir im Siegerkranz“ an, und in diesem Zeichen überwanden wir den Wogendrang.

Unser Schiff fuhr nun bei Beginn der Nacht an der attischen Küste südwärts und lag am Morgen vor dem Kap Kolonnäs (Säulenkap), dem Vorgebirge Sunion. Ein dänischer Privatgelehrter aus unsrer Gesellschaft, der bei einer frühern Reise schon einmal dort gewesen war, hatte uns die Herrlichkeit dieses Kaps in begeisterten Worten geschildert. Es mußte nach seiner Darstellung so ziemlich die schönste Landschaft der Erde sein. Welches andre Bild bot sich uns dar, als wir ziemlich übernächtig — denn das Schlafen unter dem Wirbeln der Schiffsschraube hatten wir noch nicht recht gelernt — am Deck erschienen. Eine zerrissene Berglandschaft, braun und grau, eine wilde, klippenreiche Küste, deren Vorsprünge und vorgelagerte Inseln sich wie Kulissen hintereinander schoben, dazu ein wolkenverhangner Himmel, ein grauschwarzes Meer mit weißschäumendem Brandungsstreifen. Nicht das geringste Grün erfreute das Auge. Die weißen Säulen des Tempels mit den schmalen Architravbalken sahen fast wie das Gerippe eines verwesten Leichnams aus. Hatte Marathon schon einen schwermütigen Eindruck gemacht, so war Sunion die Melancholie selbst.

Wir stiegen den Berg in die Höhe und verweilten lange unter und auf dem ausgedehnten Trümmerfelde. Dörpfeld hat im Jahre 1884 den ganzen Tempelbezirk, auch die äußern Befestigungsmauern, aufgeräumt. Durch eine von Herrn Staïs gefundne Inschrift ist ferner bewiesen worden, daß der

große Tempel nicht, wie man bis dahin annahm, der Athene sondern dem Poseidon gehört hat, wie ja auch bei seiner Lage nur natürlich ist. Dagegen wurde auf einer Nebenkuppe ein kleinerer Athenatempel entdeckt. Der ganze Bezirk wurde im peloponnesischen Kriege befestigt, ebenso wie der kleine Hafen am Fuß des Vorgebirges, der den aus dem Pontos kommenden athenischen Getreideschiffen als Zufluchtsstätte diente.

Öde und tot war auch der Eindruck, den das attische Binnenland machte mit seinen braunen kahlen Hügeln. Ehemals prangte das alles wohl im Schmucke von Gärten und Feldern. Aber auch in ihrer jetzigen Verödung übte die traurige Landschaft je länger desto mehr auf das Gemüt einen eigentümlichen Reiz aus, besonders als die Sonne die Wolkendecke verscheuchte und das Braun der Heide übergoldete, und Meer und Himmel nun wieder ihr griechisches Blau zeigten, das ich entschieden dem Berliner Blau vorziehe. Unsre beiden Malerinnen waren denn auch nur schwer wegzubringen. Sie ließen sehr bald den Vortrag Vortrag sein und saßen mit ihren Skizzenbüchern noch emsig zeichnend zwischen den Säulen, als wir schon wieder unten am Strande standen. Hier tat ein recht gelehrter Herr eine recht gescheite Frage:

Sagen Sie einmal, Herr Dörpfeld, was ist das dort für ein komisches Türmchen, wohl ein antiker Befestigungsturm?

Ein Kalkofen! schallte es ihm von zehn Seiten zugleich entgegen.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

1

Feuer!

Schrecklicher Ruf! Wem es nicht bestimmt gewesen ist, Tag und Nacht dieses Rufes gewärtig sein zu müssen, der wird sich kaum eine treffende Vorstellung machen können von seiner nervenerschütternden und nervenabstumpfenden, zu fieberhafter Tätigkeit anregenden und doch jede vernünftige Tätigkeit lähmenden Wirkung.

Die Woche mit ihrer Arbeitlast ist glücklich vorüber. Der Handwerker, der Kaufmann, der Beamte, alles, was sein Brot ehrlich durch der Hände oder des Kopfes Arbeit verdient, hat eifrig geschafft und dabei immer gehorcht, ob nicht irgendwo in der Nachbarschaft Feuerlärm zu hören sei. Der Sonnabend ist gekommen. Die Beschäftigungen sind zu Ende. Behaglich dehnt sich jeder in seinem Heim. Sogar in dem müßiggehenden Pflastertreter und Gesellschaftsbummler regt sich unwillkürlich das Bewußtsein, daß der nächste Tag der Erholung, der Ruhe gewidmet sein soll. Wenn es diese Nacht nicht brennt, wollen wir uns gründlich ausschlafen, ist der allgemeine Gedanke. Eine Tür nach der andern wird geschlossen. Immer vereinzelter schimmert Licht aus den Scheiben der Fenster und durch die Ritzen der sie schützenden Läden. Zuletzt liegt alles in tiefem, jede Sorge und Gefahr vergessendem Schlummer.

Feuer!

Schrill gellen die Pfeifen der Schutzleute. Dumpf hallen die Glocken. Tosend rasseln die schweren Gefährte der Feuerwehr auf dem Pflaster. Wildes und klagendes

Geschrei ist an die Stelle der frühern Stille getreten. Sinnlos fahren die Schläfer aus ihren Betten, betäubt von dem Lärm, geblendet von dem blutroten Schein, der ihnen von draußen her unheilverheißend entgegenleuchtet.

Dort, wo die blendend weißen Vorhänge an den drei kleinen freundlichen Fenstern so kokett aufgesteckt sind, daß sie mit den schön blühenden Gloxinien darunter ein wunderliebliches Bild bieten, das die Vorübergehenden nicht selten zum Stehnbleiben veranlaßt, haust ein junges Paar. Er hat mehrere Jahre unermüdlich gestrebt und gearbeitet, um sie heimführen zu können. Sie hat ihrerseits vom Morgen bis zur Nacht die Hände gerührt, um ihm die Aufgabe zu erleichtern und einigermaßen das zu erwerben, was jede, die nicht elternlos ist wie sie, dem Manne ohne Mühe in das Haus bringt. Sie haben den Schritt nicht leichtfertig und gedankenlos getan wie andre. Sie haben vorher bedacht, daß die Gründung einer Familie eine gewisse Sicherheit auch für die zu erwartende Nachkommenschaft notwendig voraussetzt. Endlich haben sie es erreicht. Er hat eine Stelle errungen, die ihnen bescheidnen Unterhalt gewährt. Ihre beiderseitigen Ersparnisse reichten zur entsprechenden und ansprechenden Einrichtung. Da haben sie sich geheiratet.

Feuer!

In wenig Augenblicken ist all ihr Schaffen und Wirken in nichts zerronnen. Sie stehn auf dem Punkte, wo sie vor Jahren standen. Sie haben nur die Möglichkeit, ihr Leben kümmerlich weiterzufristen. Sie haben keine Mittel, sich neu einzurichten. Sie haben keine Aussicht, dem bald zu erwartenden Ältesten einen sorgenlosen Empfang zu bereiten. Sie sehen sich in einer Lage, als hätten sie sich ebenso leichtsinnig geheiratet wie andre.

In einer mit gewissem Komfort ausgestatteten Wohnung leitet eine hübsche, rüstige Frau das Hauswesen. Sie hat vollauf damit zu tun und tut es mit Liebe und Lust. Darum hat sie keinen Sinn für Visiten und Klatschgesellschaften, keine Zeit für Konzerte und Theaterbesuch. Der Mann ist meist abwesend. Er müht sich in der Ferne, um der Familie zu verschaffen und zu sichern, was sie gegenwärtig und in der Zukunft nötig hat. Und die Frau unterstützt ihn durch ihr häusliches Wirken nach Möglichkeit. Sie verknüpft der zahlreichen Kinderschar gegenüber die mütterliche Sorgfalt mit dem väterlichen Ernst. Wie müde ist sie aber auch, wenn der Abend kommt, und die Jüngsten, von ihr eigenhändig gebadet und zu Bett gebracht, die rosigen Gesichtchen lächelnd in die Kissen drücken, während die Ältern sich anschicken, der Mutter das Abendgebet herzusagen und ihr dann Gute Nacht zu bieten!

Feuer!

Erstarrt und ratlos steht die sonst so überlegte, so entschlossene Frau. Sie weiß nicht, welches der Kinder sie zuerst ergreifen soll, denn alle kann sie nicht in die Arme fassen. Sie preßt verzweifelt die Hände an die brennenden Schläfen, während die beiden Mägde jammernd und zwecklos in den Zimmern umherlaufen. Da dringen auch schon fremde Menschen in die Wohnung. Die schreienden Kinder werden aus den Betten gerissen. Die Frau selbst packt die beiden jüngsten. Wenig Minuten später sieht sie sich mit den zwei weinenden Kleinen draußen in einem wirren, lärmenden Menschenhaufen. Sie weiß nicht, wohin sie soll. Sie hat keine Ahnung davon, wo die übrigen Kinder sind, und ob es auch wirklich gelungen ist, alle zu retten.

Stumm sitzt ein alter Mann auf einem halb verkohlten Balken und starrt auf den vor ihm dampfenden Schutt- und Trümmerhaufen. Neben ihm kauert eben so stumm, das runzlige Gesicht in die dürren Hände gedrückt, eine alte Frau. Fast ein halbes Jahrhundert haben sie miteinander gelebt, haben jeden Groschen zu Rat gehalten und immer nur ein Ziel vor den Augen gehabt. Die lange Geduld und Ausdauer war glücklich belohnt. Sie wohnten zuletzt ruhig und zufrieden im eignen Häuschen. Sie hatten es da warm, reinlich und bequem. Danach allein hatten sie sich gesehnt ihr Leben lang.

Feuer!

Jetzt sitzen sie vor dem Trümmerhaufen, der allein von dem Häuschen geblieben ist. Sie haben fast ein halbes Jahrhundert in einer Stunde eingebüßt. Sie sehen sich altersschwach, arbeitsunfähig wieder dem Mangel, der Unbequemlichkeit preisgegeben. Sie sprechen es nicht aus, aber jeder von ihnen begreift, daß der andre eben so wie er selbst nur einen Gedanken hat, den Wunsch, unter dem rauchenden Schutt begraben zu sein.

Das ist ja das Schreckliche, wenn der Ruf „Feuer!" erschallt, daß die ganze Schwere des Unglücks gerade die Tätigen, die Nützlichen, die Guten zu Boden drückt, sie entmutigt, entkräftet, vernichtet, während die, die es weniger gewissenhaft mit der Art des Lebens und des Erwerbes nehmen, lange nicht so empfindlich getroffen werden.

Und woher kommt das Feuer, das wie eine Seuche unberechenbar auftritt, sich jahrelang mit einzelnen, sogar ganz vereinzelten Bränden begnügt und dann plötzlich an irgend einem Orte oder in irgend einer Gegend wochen-, ja monatelang wütet, sodaß fast kein Tag vergeht, wo sich nicht die Lärmglocke wenigstens einmal vernehmen ließe; und daß die Feuerwehr, wo eine solche vorhanden ist, kaum dazu kommt, zu essen und die Pferde fressen zu lassen, vom Schlafen gar nicht zu reden?

Wer könnte darauf antworten! Wäre die Antwort auf diese Frage leicht, ließe wohl auch das Mittel zur Beseitigung der Plage nicht lange auf sich warten. Es ist viel und schön darüber geschrieben und noch mehr und schöner darüber geredet worden. Man hat an die Enge der Straßen und Höfe, an das schlechte, dem Feuer keinen Widerstand bietende Baumaterial, an die Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit des Volkes, an den Trunk, an bösen, verbrecherischen Willen, ja sogar an Selbstentzündung gedacht. In alledem zusammen — natürlich mit Ausnahme der Selbstentzündung — werden ja wohl auch die Gründe zu finden sein. Ein Heilmittel läßt sich aber eben deshalb nicht finden, weil die Ursache so zusammengesetzt ist. Wenn es wenigstens gelänge, festzustellen, wie hoch die Beteiligung des bösen, verbrecherischen Willens anzuschlagen sei, so wäre damit schon ein großer Schritt vorwärts getan, aber — wie selten läßt sich mit völliger Bestimmtheit der Ursprung eines Feuers nachweisen!

An der Polizei wäre es, Klarheit in die Sache zu bringen. Die arme Polizei! Sie gibt sich wahrhaftig Mühe genug. Sie ruht nicht und erholt sich nicht. Sie reibt sich auf und fährt aus der Haut. Mancher Polizeibeamte weiß zur Zeit häufiger Feuersbrünste bei dem besten Willen nicht anzugeben, wann er eigentlich schläft. Ich kann aus Erfahrung davon sprechen.

Ich war Polizeioffiziant in einer kleinen abgelegnen Kreisstadt. Bei uns war alles ruhig und still. Aus der Provinzialhauptstadt aber gelangten den ganzen Herbst über fast täglich Gerüchte von größern oder kleinern Bränden zu uns. Die Polizei und die Feuerwehr komme dort gar nicht aus den Kleidern, hieß es. Ich war jung und leicht empfänglich. Ich stellte mir die schwierige Lage der Kollegen in der Provinzialhauptstadt recht lebhaft vor, wenn ich mich des Abends zu Bett legte und meine letzte Papiros rauchte. Ich hatte mich oft nach Versetzung in die Hauptstadt gesehnt. Jetzt schlief ich gewöhnlich mit dem Gedanken ein, daß auch der Dienst in dem Kreisstädtchen, das halb ein Dorf genannt werden konnte, seine Vorzüge habe. Da erhielt ich eines Morgens aus der Kanzlei der Kreisverwaltung ein Papier. Ich war auf Befehl des Chefs der Provinz zur Verstärkung des Polizeistandes in die Provinzialhauptstadt abkommandiert.

Als ich mich in der folgenden Nacht im Postwagen meinem Bestimmungsorte näherte, sah ich vor mir am Himmel Feuerschein, der mehr als eine Stunde währte.

Bei den ersten Hütten der Vorstadt begegneten mir einige Fuhrleute, die neben ihren mit Kaufmannsgut beladnen Wagen hergingen.

Wißt ihr nicht, gute Leute, rief ich sie an, war es ein großes Feuer?

Feuer? antwortete einer. Wo Feuer? Ach ja, vorhin in der Stadt? Dummheiten. Nur drei oder vier Häuser.

So stand es! So hatten sich die Menschen an das Feuer gewöhnt, daß sie einen kleinen Brand, der nur drei oder vier Häuser umfaßte, kaum der Beachtung wert hielten. Was für ein Loch hätte das Niederbrennen von drei oder vier Häusern in das Kreisstädtchen gerissen, aus dem ich kam!

Im Gasthause überlegte ich, um welche Zeit es wohl am passendsten sei, mich dem Polizeimeister vorzustellen. Ich konnte mir denken, daß er und auch sein Gehilfe kaum sehr zeitig im Dienst erscheinen würden, da sie sich jedenfalls erst nach dem Feuer, also gegen Morgen zur Ruhe begeben hatten. Anderseits fürchtete ich den Schein der Bequemlichkeitsliebe von vornherein auf mich zu laden, wenn ich spät käme. Ich beschloß zuletzt, schon gegen neun Uhr in der Polizeiverwaltung zu sein und lieber dort zu warten als den Verdacht zu erwecken, daß mir selbst viel am Ausschlafen liege. Ich legte mich gar nicht zu Bett, saß bis zur völligen Helle bei der Teemaschine, brachte dann meine Uniformstücke in die beste Verfassung und machte mich um acht Uhr auf den Weg.

Im Lokal der Polizeiverwaltung fand ich nur einen wachthabenden Schutzmann. Ich fragte ihn nach dem Offizianten du jour.

Ich kann nicht wissen, rapportierte er. Weggegangen. Man hat ihn irgend wohin geschickt, glaube ich.

Wer hat ihn geschickt?

Ich kann nicht wissen. Ich glaube, der Gehilfe des Polizeimeisters.

Ist der denn schon hier gewesen?

Jawohl. Ist vor kurzem weggegangen. Der Polizeimeister hat beliebt, ihm einen Auftrag zu geben, glaube ich.

Auch der Polizeimeister ist schon hier gewesen?

Jawohl. Er hat heute morgen schon zweimal beliebt herzufahren.

Wann wird der Polizeimeister wohl wieder kommen?

Ich kann nicht wissen, Euer Wohlgeboren.

Ist er oft hier?

Wie es sich trifft. Jawohl, sehr oft.

Wenn ich warte, werde ich ihn in einer Stunde oder zwei hier sehen?

Ich kann nicht wissen, Euer Wohlgeboren. Vielleicht kommt er gegen Abend.

Aber der Gehilfe wird am Vormittag bestimmt hier sein?

Jawohl, das ist bestimmt, wenn er nicht einen langen Auftrag hat. Der Sekretär und die Schreiber werden gewiß bald kommen.

Meine Lage wurde peinlich. Den Sekretär und die Schreiber brauchte ich nicht. Ich mußte mich bei dem Polizeimeister melden oder in seiner Abwesenheit bei seinem Gehilfen. Wenn nun jener zufällig gegen Abend kam, und der andre zufällig einen „langen" Auftrag hatte, konnte ich hier den ganzen Tag sitzen und hinterher als Begrüßung einen Verweis für meine Ungewandtheit erhalten. Aber freilich der Offiziant du jour mußte mir sagen, wo ich die Möglichkeit finden könnte, den Polizeimeister zu sehen.

Der Dejourierende wird jedenfalls bald zurückkommen? Er muß ja doch immer hier sein?

Jawohl, Euer Wohlgeboren. Der kommt bald und ist auch immer hier, wenn er nicht vielleicht auf lange Zeit irgend wohin befohlen ist.

Narrte mich der Mann? War er dumm? Oder war der Dienst wirklich so rege, und waren die Leute so rar, daß sogar die Dejourierenden auf den Beinen sein mußten?

Die Tür ging auf, und ein alter, invalider Schutzmann auf einem Stelzbeine trat ein. Er trug eine Mappe unter dem Arme.

Sind Eure Tintenseelen noch nicht da? rief er dem Kollegen zu. Schlafen noch wie Ratten? Hier sind . . .

Er bemerkte mich, grüßte militärisch und legte dann die Mappe auf den Tisch.

Hier sind Papiere aus unserm Stadtteile, sagte er geschäftlich zu dem Wachhabenden. Wenn Ihr uns wieder Papiere zukommen laßt, schickt sie in derselben Mappe. Der Schriftführer brummt, daß die Mappen hier verloren gingen.

Dabei machte er kehrt und stelzte zur Tür, sah mich aber so gutmütig pfiffig an, daß er mich zu der Frage verleitete, ob er unterwegs nicht den Polizeimeister gesehen habe.

Nein, Euer Wohlgeboren, sagte er, aber — ich weiß nicht — verzeihen Sie, Euer Wohlgeboren —

Was willst du sagen, Bruder?

Euer Wohlgeboren, sind Sie nicht aus — er nannte die Kreisstadt, wo ich gedient hatte — hierher angereist?

Ja.

Zum Dienst bei uns bestimmt?

Ja.

Euer Wohlgeboren, dann belieben Sie nur mit mir zu gehn. Sie sind für unsern Stadtteil bestimmt. Der Aufseher hoffte, Sie würden schon früher eintreffen.

Aber ich muß mich erst bei dem Polizeimeister melden.

Ich kann nicht wissen, Euer Wohlgeboren, ob das nötig ist. Aber ich glaube, Sie tun besser, wenn Sie gleich mitgehn, denn der Aufseher hat Gehilfen nötig, wie das liebe Brot. Bei dem vielen Feuer können wir gar nicht fertig werden.

Der Alte sah so intelligent aus und sprach bescheiden, aber mit solcher Überzeugung, daß ich mich unwillkürlich veranlaßt fühlte, seinem Rate zu folgen, und nach meiner Mütze griff.

Sie können sich denken, Euer Wohlgeboren, fügte er lächelnd hinzu, während er mir die Tür öffnete, wie notwendig die Leute jetzt bei uns sind, wenn sogar ich, der alte Krüppel Iwan, der sonst nur die Stube zu kehren hat, mit Papieren umherlaufen muß.

Unterwegs stelzte Iwan trotz seinem Holzbein einen ganz ordentlichen Schritt, sodaß wir rasch vorwärts kamen, und ich den anfänglichen Gedanken aufgab, eine Droschke zu benutzen.

Der Polizeimeister! erklärte er mir auf meine Frage. Ja, natürlich war der in der Nacht bei dem Feuer. Vordem hat er die Runde in der Stadt gemacht und die hauptsächlichen Posten revidiert. Nach dem Feuer hat er den Chef der Provinz zum Posthofe begleitet. Seine Exzellenz fuhr, glaube ich, zur Revision in die Provinz aus.

Dann hat er diese Nacht gar nicht geschlafen?

Iwan zuckte die Achseln.

Ja, wie soll ich sagen, Euer Wohlgeboren! Wie diese Nacht, so ist es fast jede Nacht, und wie es in der Nacht ist, so bleibt es am Tage. Es ist jetzt eine schwere Zeit. Die Menschen werden immer schlechter. Der Dienst wird schwerer. Was ist von mir zu reden, Euer Wohlgeboren! Und auch ich alter Krüppel komme gar nicht zum Schlafen.

Du trägst Papiere aus?

Ach nein, Euer Wohlgeboren, das kommt nur selten vor. Mein ganzer Dienst besteht darin, daß ich die Stube im Stadtteilhause rein halte. Aber kann ich schlafen, Euer Wohlgeboren, wenn alles zum Feuer eilt und ich im Stadtteilhause allein bleibe! Ich habe doch auch ein Gewissen, Euer Wohlgeboren.

In der Dienststube des Stadtteilhauses fand ich eine Menge einfacher Leute vor, Weiber und Männer aus den untersten Klassen und von meist sehr unappetitlichem Äußerm. Einige hielten Papiere in den Händen, waren also offenbar gekommen, um ihre Aufenthaltscheine visieren zu lassen oder sonstige schriftliche Auskünfte zu geben oder zu erhalten. An einem Seitentische drehte sich der Schriftführer mit Gemütlichkeit eine Papiros, während der Schreiber, ein schmieriger Junge von

sechzehn oder siebzehn Jahren, den Finger in der Nase hatte. Hinter dem Haupttische lehnte im Sessel des Aufsehers ein junger Mann in der Polizeiuniform; daß es aber nicht der Aufseher selbst war, konnte keinem Zweifel unterliegen. Die Stadtteilaufseher waren nicht so glänzend besoldet, und ihr Dienst war nicht so angenehm und sauber, daß sie sich aus den besten Leuten hätten rekrutieren können, aber dennoch — diesen verlebt und verdorben aussehenden Menschen hätte niemand zum Aufseher gemacht. Es konnte nur ein Aufsehergehilfe sein wie ich.

Er hatte die Uniform zur Hälfte aufgeknöpft, die Hände in den Hosentaschen, und die Beine weit von sich gestreckt. Er sah starr und nichtssagend zur verräucherten Zimmerdecke empor und pfiff meisterhaft eine Melodie aus einer der neuen Operetten.

Ein alter Mann aus der Gruppe der Wartenden trat eben zu dem Schriftführer und streckte ihm ein Papier hin, das er in der Hand hielt.

Seien Sie gut, fertigen Sie mich ab!

Der Schriftführer arbeitete so ruhig an seiner Papiros weiter, als hätte der Mann zur Wand geredet und nicht zu ihm.

Herr, sein Sie so gut, wiederholte der Mann und schob das Papier vor, wobei er die Tabakschachtel des Schriftführers fast von dem Tische stieß.

Der Schriftführer griff blitzschnell nach seiner Schachtel, wehrte das Papier mit der Hand ab und warf dann erst einen Blick auf den Mann.

Was wünschen Sie?

Ich habe es Ihnen schon vor einer halben Stunde gesagt. Ich brauche eine Bescheinigung auf diesem Papier, daß ich . . .

Der Schriftführer wies mit dem Kopfe auf den pfeifenden jungen Mann in der Polizeiuniform und vertiefte sich von neuem in seine Papiros.

Der hört aber nicht, was man zu ihm spricht, sagte der Mann ungeduldig. Der ist nur zum Pfeifen da.

Der Schriftführer gab der Papiros den letzten Strich und betrachtete dann mit Kennermiene sein Kunstwerk.

Der Mann ging zu dem Pfeifenden.

Herr Gehilfe!

Keine Wirkung.

Herr Gehilfe des Stadtteilaufsehers!

Kein Erfolg.

Die Miene und die Kopfbewegung, womit der Mann das übrige wartende Publikum auf das Mißlingen seines Anrufs aufmerksam machte, waren so voll grober Komik, daß die ganze Gesellschaft in lautes Lachen ausbrach.

Das schallende Gelächter schien dem Pfeifenden doch über den Spaß zu gehn und ein gar zu arger Verstoß gegen den schuldigen Respekt zu sein. Er sprang auf.

Was soll das werden! schrie er wütend. Wie unterstehst du dich! Was willst du?

Herr Gehilfe, sagte der Alte, ich brauche hier eine Bescheinigung, daß ich . . .

Warten! schrie der Uniformierte und wollte sich wieder in den Sessel fallen lassen.

Ich kann aber nicht mehr warten, versetzte der Alte heftig. Ich habe mein Geschäft. Wie lange soll ich warten und Ihrem Pfeifen zuhören, ehe es Ihnen belieben wird . . .

Warten, habe ich gesagt! brüllte der junge Mann. Ich nehme gleich ein Protokoll auf, daß du dich hier unterstehst . . .

Sein Blick fiel auf mich, da ich unterdessen schon bis zu ihm gelangt war.

Grigori Ssemenytsch, sagte er zum Schriftführer, sehen Sie doch nach, was es mit der Bescheinigung ist, und fertigen Sie den alten Krakeeler ab.

Womit kann ich dienen? wandte er sich an mich, indem er die Uniform zurechtzog.

Ich nannte meinen Namen und fragte nach dem Aufseher.

Ah, sagte er und schüttelte mir die Hand, ein neuer Kollege. Ich heiße Guido, Peter Arkadijewitsch Guido. Sehr erfreut, sehr erfreut. Aber ich bedaure Sie auch. Es ist ein Hundedienst hier. Sie sind, hoffe ich, nicht auf Ihren eignen Wunsch hierher gekommen.

Ich bin abkommandiert. Wird der Aufseher bald kommen?

Jemeljan Afanasjewitsch? I ja, er wird sich schon einfinden. Bestimmte Stunden lassen sich hier gar nicht einhalten. Heute Feuer, morgen Feuer, zum Frühstück Feuer, am Abend Feuer. Wir sind gehetzt wie Hunde. Jemeljan Afanasjewitsch ist stets auf den Beinen oder in der Fuhrmannsdroschke. Die beiden andern Gehilfen sind immer mit der Feuerwehr aus und zeigen sich hier fast gar nicht. So bin ich allein wie ein Kettenhund Tag und Nacht hier angebunden. Man kann den Verstand verlieren. Mit Ihnen sind wir nun vier Gehilfen in diesem Stadtteile. Jetzt wird es doch hoffentlich möglich werden, manchmal auf Augenblicke Menschen zu sehen und zu besuchen. Haben Sie Bekannte hier in der Stadt?

Keine Seele. Ich bin selbst zum ersten Mal in meinem Leben hier.

Ah, also ein ganz Fremder, sozusagen, ein Neuling! Na, warten Sie, ich will Sie bekannt machen, will Sie unter meinen Flügel nehmen. Es gibt hier nette Leute. Und Mädchen! Sie werden sehen, werden die Finger lecken.

Er hob dabei die Hand zum Munde und tat, als ob er die Fingerspitzen absöge.

Ich war nicht gerade sehr entzückt von dem freundlichen Anerbieten. Die Aussicht, unter die Flügel des mir gar nicht ansprechend und achtungswert aussehenden Peter Arkadijewitsch Guido zu geraten, lockte mich durchaus nicht.

Wenn Jemeljan Afanasjewitsch nur bald käme! sagte ich. Die Zeit vergeht, und ich habe mich noch nirgends gemeldet.

Lassen Sie das, warf Guido leicht hin, indem er mich in die Fensternische zog. Zum Dienst kommen Sie immer noch zeitig genug und werden über und über zu tun kriegen. Ich will Ihnen lieber einige Ratschläge geben, wie Sie sich am besten einrichten, um das Hundeleben hier so gut wie möglich zu genießen. Vielleicht ist es am besten — Sie sind doch nicht gar verheiratet? Nein. Nun, Gott sei Dank. Da ist es vielleicht am besten, Sie werden Kostgänger in einer Familie. Ich kenne zum Beispiel eine Witwe, die sich möglicherweise dazu entschlösse. Sie ist selbst noch ganz passabel und hat zwei Töchter, ich sage Ihnen, Mairöschen, eine hübscher als die andre, zum Verlieben!

Er küßte seine Fingerspitzen.

Herr Gehilfe, sagte eines der wartenden Weiber und trat an die Fensternische, seien Sie barmherzig, entlassen Sie uns. Wir stehn hier schon seit dem frühen Morgen.

Warten! sagte Guido kurz und wollte fortfahren, mir seine Vorschläge zu machen.

Mehrere Leute folgten dem Weibe und näherten sich der Nische.

Wollen Sie die Leute nicht lieber erst abfertigen, Peter Arkadijewitsch, warf ich ein.

Mögen sie warten, sagte er flüchtig und drehte mich am Ärmel ganz zum Fenster. Da ist dann ferner ein pensionierter Hauptmann, bei dem Sie es auch ganz gut hätten. Er selbst ist wohl nicht viel wert, aber er hat eine Nichte, die ihm die Wirtschaft führt. Man spricht allerlei, aber wissen Sie, die Menschen reden oft unnützes Zeug, und zudem — was geht das uns an! Aber hübsch ist die Nichte, das ist die Hauptsache; und wenn das Gerede begründet sein sollte, ist das vielleicht noch besser. Nicht wahr, Alexander Andrejewitsch?

Herr Gehilfe, machen Sie uns glücklich und entlassen Sie uns, sagte das Weib dringend und setzte den Fuß in die Fensternische.

Warten! schrie Guido und sah sich drohend um.

Mein Gott, mein Gott! seufzte das Weib. Mehrere Stimmen murrten.

Guido redete eifrig weiter zu mir von seinen Bekannten, die mich vielleicht als Kostgänger aufnehmen möchten, und von den Töchtern und andern Mädchen und jungen Frauen in den Häusern. Das Murren hinter uns wurde lauter.

Peter Arkadijewitsch, unterbrach ich ihn, warum fertigen Sie die wartenden Leute nicht erst ab? Wir könnten dann ungehinderter sprechen.

Ah, das verfluchte Volk mag warten, sagte er unfreundlich. Das Gesindel kommt doch nur her, um uns das Leben sauer zu machen. Wirklich nötig hat selten jemand etwas. Und zudem — er faßte mich vertraulich am Säbelbande —, sehen Sie, ich will Ihnen ganz aufrichtig sagen, Jemeljan Afanasjewisch muß bald kommen. Mag er sich mit dem Volke plagen. Der hat darin eine eigne Kunst, die Leute schnell abzufertigen. Wozu soll ich mich ärgern und ihm das Vergnügen rauben? Nicht wahr, Alexander Andrejewitsch?

Lassen Sie Gottes Gnade sichtbar werden, Herr Gehilfe! Geben Sie uns Gelegenheit, Gott für Sie zu bitten, Euer Wohlgeboren! riefen mehrere Weiber laut und drängten sich zu uns in die Nische.

Hinaus, Gesindel! schrie Guido in der höchsten Wut. Schutzmann, hierher! Grigori Ssemenytsch, Papier! Protokoll aufnehmen!

Der wachhabende Schutzmann, der bis dahin teilnahmlos in der Fensternische neben der Tür gelehnt hatte, kam zum Vorschein. Zugleich flog aber auch die Tür auf. Ein andrer Schutzmann erschien und stellte sich stramm hin, die Hand auf dem Drücker des geöffneten Türflügels. Er ließ einen Polizeibeamten eintreten und schloß dann die Tür.

Der eintretende Beamte war von starkem, stattlichem Wuchse, hatte ein offnes Gesicht und trug freies und einfaches Wesen zur Schau. Man sah ihm an, daß er gewohnt war zu befehlen. Wenn das der Stadtteilaufseher war, mußte es ein tüchtiger Aufseher sein. Ich wünschte, es wäre der Aufseher, aber ich fürchtete fast, es sei eher der Polizeimeister oder dessen Gehilfe.

Ich stellte mich in Diensthaltung neben der Nische auf. Die wartenden Leute räusperten sich und rückten dem Eingetretenen entgegen. Guido nahm einem Weibe das Papier aus der Hand und schlenderte damit zu dem Tische des Schriftführers. Ich sah dorthin. Der Schriftführer hatte die Feder in der Hand und studierte eifrig in einem Dokument. Der Schreiber hatte den Finger nicht in der Nase, beugte den Kopf auf das vor ihm liegende Papier, schrieb freilich noch nicht, fuhr aber mit der Feder hin und her, als ob er mitten in der angestrengtesten Schreiberei steckte.

Wieder haben sich hier Menschen angesammelt, sagte der Ankömmling mit wohlklingender, Unzufriedenheit verratender Stimme, indem er einen Blick auf mich warf und im Vorschreiten links und rechts Papiere von den wartenden Leuten empfing.

Ja, antwortete Guido nachlässig und gab sich dabei den Schein, als ob er dem Schriftführer eben Anweisung über das Papier erteilte, das er ihm zugetragen hatte, die Leute kommen so auf einmal, daß man sie nicht schnell abfertigen kann.

Wer bei der Polizei dienen will, muß die Leute schnell abfertigen können, sagte der Angekommne, und ich konnte nicht klug daraus werden, ob das eine Rüge oder ein Scherz sein sollte.

Hören Sie, Peter Arkadijewitsch? fügte er streng hinzu.

Zu Befehl, Jemeljan Afanasjewitsch!

Es war also doch der Aufseher. Ich freute mich herzlich darüber.

Er hatte sich unterdessen genähert und sah mich fragend an.

Ich trat vor und meldete mich.

Er betrachtete mich prüfend von oben bis unten. Ich hatte das Gefühl, daß er mit meiner äußern Erscheinung zufrieden sei.

Wann haben Sie Ihre Abkommandierung erhalten?

Gestern morgen, Herr Aufseher.

Er nickte mit dem Kopfe.

So geht es immer, sagte er bitter. Wir brauchen Sie, wollen Sie schnell haben, unterdessen schreibt erst der Sekretär, dann schreibt der Schreiber es ab, darauf unterschreibt der Chef, der Tischvorsteher kontrasigniert. Dort notiert der Schriftführer das Papier. Dann liest es der Kreischef, und wieder schreibt der Schriftführer, der Schreiber kopiert, der Gehilfe unterschreibt, der Tischvorsteher kontrasigniert. Die unselige Schreibekrankheit und das unglückliche Formwesen! Wieviel Zeit, wieviel Arbeit wird dadurch unnütz vergeudet! Mir hat der Polizeimeister schon vor einer Woche gesagt, daß Sie herkommandiert seien.

Während er sprach, sah er flüchtig in die Papiere, die er von den wartenden Leuten empfangen hatte, und machte, ohne sich zu unterbrechen, kurze Notizen mit der Bleifeder darauf, worauf er jedesmal die so erledigte Schrift seitwärts von sich abstreckte. Der mit ihm gekommne Schutzmann nahm dann sogleich das Papier aus seiner Hand und trug es auf den Tisch zum Schriftführer.

Ich bewunderte die geschäftliche Gewandtheit des Aufsehers. Das war endlich ein Beamter nach meinem Geschmack, rasch, entschieden, klar im Kopf. Ich war glücklich, daß ich gerade ihm zukommandiert war. Ich nahm mir vor, alles aufzubieten, um mir seine Zufriedenheit zu erwerben. Ich hatte sogleich Gelegenheit, ihn noch besser kennen zu lernen.

Nachdem die Papiere erledigt waren, hörte er an, was einige der Wartenden ihm mündlich zu sagen hatten, und traf seine Bestimmungen, ehe die vielredigen Leute ihre Gründe und Ansichten zur Hälfte vorgebracht hatten. Dabei fiel es mir auf, daß er einen ziemlich gut gekleideten Mann mit einem tückischen, falschen Gesicht ganz zu übersehen schien, obwohl der Mann schon mehrmals angefangen hatte zu sprechen.

Als alle Leute befriedigt waren, und nur noch am Tische des Schriftführers einige wenige auf die Ausfertigung ihrer Papiere warteten, wollte der Mann endlich seine Sache vortragen, aber wieder schien der Aufseher ihn nicht zu bemerken, wandte sich zu mir und erkundigte sich nach meinem frühern Dienste.

Der Schriftführer und sein Schreiber waren fertig. Alle Wartenden hatten das Lokal verlassen bis auf den Mann mit dem falschen Gesicht. Da kehrte der Aufseher sich plötzlich um.

Wie heißen Sie? herrschte er den Mann an, während er zugleich dem Schriftführer ein Zeichen gab, die Antwort aufzuschreiben.

Der Gefragte zog die Brauen zusammen und nannte mürrisch seinen Namen. Er mußte auch seine Beschäftigung und seinen Wohnort genau angeben.

Alles das wollte ich Ihnen ja selbst melden, sagte zuletzt der Mann ungefragt, denn ich komme, um zu bitten . . .

Wer hat in der vorigen Woche in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag im dritten Stadtteile das Feuer angelegt? donnerte der Aufseher.

Der Mann riß die Augen weit auf und trat einen Schritt zurück.

Antworten Sie, oder ich lasse Sie sogleich einsperren!

Erbarmen Sie sich, Euer Wohlgeboren, sagte der Mann, wie kann ich das wissen!

Sie haben damals in der Nacht vor vielen Menschen gerufen, Sie wüßten, das Feuer sei angelegt.

Gott bewahre, Euer Wohlgeboren!

Sie haben geschrieen, man müsse die Brandstifter totschlagen.

Euer Wohlgeboren, sagte der Mann und blinzelte mit den Augen, ich war gar nicht bei dem Feuer. Ich erfuhr erst am Sonntag Morgen, daß es gebrannt hätte —

Jegorow! rief der Aufseher, in das Loch mit ihm!

Der Schutzmann, der mit Jemeljan Afanasjewitsch gekommen war, nach seinen Abzeichen der Wachtmeister des Stadtteils, sprang herbei und faßte den Mann am Arme.

Euer Wohlgeboren, Herr Aufseher, klagte der Mann, wofür? Ich habe ja nichts getan.

Sie haben das Volk aufwiegeln wollen, haben gesagt, Sie wüßten, wer das Feuer angelegt habe. Jetzt sollen Sie gestehn, wer der Brandstifter ist.

Bei Gott, Herr Aufseher, ich weiß nichts davon. Ich war gar nicht . . .

Schweigen! Ich habe Sie nur mit einem Auge von weitem gesehen. Aber es ist genug, Sie wieder zu erkennen. Gestehn Sie, wer die Brandstifter sind, oder Sie kommen ins Loch.

Der Mann warf sich in die Brust.

Herr Aufseher, sagte er trotzig, wenn Sie durchaus wollen, machen Sie ein Protokoll. Ich werde mich vor dem Richter verantworten. Es gibt keinen Grund, mich einzusperren.

Gratuliere, lachte Jemeljan Afanasjewitsch. Sie denken, der Richter muß Sie wegen Beweismangels freisprechen, und Sie lachen sich hinterher ins Fäustchen und wiegeln nächstens wieder das Volk auf? Nein, lieber Freund! Vor den Richter sollen Sie kommen, aber weil ich nicht garantieren kann, daß Sie sich nicht unterdes unsichtbar machen, lasse ich Sie auf Nummer Sicher setzen. Da sollen Sie bis zur Verhandlung vor dem Richter einen Monat oder auch zwei sitzen, und daß wir Sie in der Zeit nicht zärtlich behandeln werden, können Sie sich denken. So steht die Sache. Wollen Sie jetzt gestehn?

Herr Aufseher, bat der Mann ängstlich und verbeugte sich tief, seien Sie gnädig, Euer Wohlgeboren. Ich war in jener Nacht betrunken. Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was für Unsinn ich gesprochen habe.

Gut, sagte Jemeljan Afanasjewitsch, Sie wissen jetzt, daß ich Sie kenne. Ich werde Sie nicht aus den Augen verlieren. Sobald Sie irgendwo ein unnützes Wort reden, sich betrunken auf der Straße zeigen, in einer Schenke sitzen oder das Geringste tun, was gegen die Ordnung ist, nehme ich dich beim Kragen, du Hundesohn. Verstanden?

Er wandte sich ab, und der Mann drückte sich mit einem scheuen Blick zur Tür hinaus, ohne weiter an das Geschäft zu denken, das ihn hergeführt hatte.

Mit dem größten Interesse war ich der Verhandlung gefolgt. Ich begriff im Anfange nicht, was der Aufseher beabsichtigte. Dann wurde es mir klar, daß er die Gelegenheit benutzte, energisch gegen das Verbreiten aufregender Gerüchte einzuschreiten. Ich mußte vor allen Dingen seinen scharfen Blick bewundern. Was für ein unbeirrtes, geübtes Auge gehörte dazu, einen Menschen, den er sich zur Nachtzeit im Gewühl vor einer Woche nur flüchtig gemerkt hatte, sogleich bei dessen Erscheinen mit Sicherheit wiederzuerkennen! Zudem hatte es seit jener Nacht, wie ich später erfuhr, fast täglich gebrannt, und doch hatte der Aufseher den Mann nicht vergessen.

Jemeljan Afanasjewitsch setzte sich und lud mich durch eine Handbewegung ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Da trat Guido linkisch vor ihn hin.

Haben Sie mich jetzt nötig, Jemeljan Afanasjewitsch?

Der Aufseher kniff die Augen zusammen.

Grigori Ssemenytsch! rief er dem Schriftführer zu, welche Heiligen werden heute gefeiert?

Heute? antwortete der Schriftführer, indem er nach dem Kalender suchte. Gleich, Jemeljan Afanasjewitsch. Wo ist denn der — aha! Heute ist der Prophet Hosea und der ehrwürdige Märtyrer Andreas.

Hm, meinte der Aufseher, das ist merkwürdig. Ich glaubte, heute wäre irgend eine Agafja oder Wassilissa, und Peter Arkadijewitsch müßte notwendig zur Gratulation. Darf ich erfahren, Peter Arkadijewisch, wohin Ihr Herz Sie zieht?

Jemeljan Afanasjewitsch, sagte Guido mit geckenhaftem Lächeln und warf den Kopf auf die Seite, bedenken Sie, ich habe heute noch nichts Warmes im Leibe. Ich möchte frühstücken gehn.

Wissen Sie, versetzte der Aufseher nach kurzem Bedenken, ich habe jetzt wahrscheinlich zwei oder drei Stunden nichts vor. Ich hoffe wenigstens, daß unterdes nichts Unerwartetes geschieht. Gehn Sie darum, frühstücken Sie, und essen Sie auch gleich zu Mittag. Gegen zwei Uhr erwarte ich Sie aber, denn dann will ich ebenfalls essen. Grigori Ssemenytsch, benutzen Sie die Gelegenheit und gehn Sie auch. Entlassen Sie den Schreiber. Essen Sie alle heute früher, und stellen Sie sich am Nachmittage zeitiger ein. Man kann nie wissen, was der Abend bringt, und jetzt bin ich gerade hier.

So, Alexander Andrejewitsch, sagte er gemütlich, nahm den Säbel ab und hängte ihn an die Lehne seines Sessels. Darauf setzte er sich bequem, holte seine Papirosdose aus der Tasche, bot mir zu rauchen an und blies selbst den aromatischen Rauch mit Genuß durch die Nase.

So, Alexander Andrejewitsch, nun will ich Sie in kurzen Worten mit Ihrer Stellung bekannt machen. In dieser unruhigen Zeit kommen wir vielleicht nicht so bald wieder dazu, uns ruhig auszusprechen. Wie Sie schon wissen, brennt es jetzt bei uns beständig, und wir geben uns alle Mühe, dem Feuer vorzubeugen, Panik und Unruhe zu verhüten und entstandnes Feuer zu löschen. In meinem Stadtteile hat es, einige wenige Fälle ausgenommen, noch gar nicht gebrannt. Mein Stadtteil ist überhaupt der solideste und ruhigste von allen dreien, und ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, dafür zu sorgen, daß er der solideste und ruhigste bleibt. Darum habe ich dem Polizeimeister in den Ohren gelegen, bis er es bei dem Chef der Provinz durchgesetzt hat, mir noch einen Gehilfen, nämlich Sie, zuzukommandieren. Nach offizieller Rechnung habe ich jetzt vier Gehilfen, nach meiner eignen aber nur einen, nämlich Sie, und es sollte mich freuen, wenn Sie meine Erwartungen nicht täuschten. Der eine meiner Gehilfen ist ein Säufer. Ihm kann ich den Stadtteil nicht anvertrauen, denn er bleibt, sobald er sich unbeobachtet glaubt, in der ersten besten Schenke sitzen oder gar liegen. Der zweite verspielt seinen Gehalt in den ersten drei oder vier Tagen des Monats und hat die ganze übrige Zeit nichts als Schlemm und Honneurs im Kopfe. Der ist noch unzuverlässiger. Der dritte, den Sie schon kennen gelernt haben, ist faul bis zur Unglaublichkeit und dabei immer hinter den Schürzen her. Er ist der unbrauchbarste von allen. Die beiden ersten taugen wenigstens, wenn es gilt, mit der Feuerwehr aus zu sein. Da dampft und spritzt der eine seinen Rausch aus, und der andre wird auch aus seinen Kartenphantasien geweckt. Aber mit Guido ist selbst da nichts aufzustellen. Er ist imstande, sich wegzuschleichen und hinter dem nächsten Zaune zu schlafen oder mit einem Dienstmädchen zu schäkern. Darum lasse ich ihn immer im Stadtteilhause dejourieren. So mag die Sache auch ferner bleiben. Auf Sie habe ich meine ganze Hoffnung gesetzt. Sie sollen den Stadtteil in die Hand nehmen, die Posten revidieren, die Reinlichkeit und Ordnung handhaben, die Schutzleute in Zaum halten und instruieren. Den Nachtdienst, das Beaufsichtigen der Nachtwächter und so weiter wollen wir ehrlich teilen und uns gegenseitig die Möglichkeit gewähren, wenigstens dann und wann ruhig zu schlafen. Wollen Sie?

Er hielt mir die Hand hin.

Ich sprang auf und schlug kräftig ein. Der Mann hatte mein ganzes Herz gewonnen. Solches Zusammenwirken mit dem nächsten Vorgesetzten hatte mir von jeher als Ideal vorgeschwebt, seit ich im Dienste war. Ich sagte ihm, daß ich mir alle Mühe geben würde, die gute Voraussetzung, die er sich von mir gemacht habe, zu befestigen und zu rechtfertigen. Er winkte abwehrend mit der Hand.

Ich habe schon von Ihnen gehört, Alexander Andrejewitsch, sagte er einfach. Der Gehilfe Ihres frühern Chefs — ich bin flüchtig bekannt mit ihm — hat sich im Gespräch über Ihren Diensteifer beklagt, der ihm das Leben sauer gemacht habe. Darauf hin drang ich in den Polizeimeister, daß man gerade Sie hierher abkommandiere. Diensteifer ist eben das, was ich brauche. Ich bekomme nun etwas freiere Hand und kann mich mehr mit der Feuerfrage befassen. In mehreren

Fällen ist es nämlich kein Zweifel — er sprach leise, damit die Schutzleute ihn nicht verstehn konnten —, daß Brandstiftung vorliegt, aber durch wen — ob der Versicherungsprämie wegen, ob zum Zweck des Diebstahls, zur Aufwieglung des Volkes oder aus Mutwillen und Schadenfreude, das sind unbeantwortete Fragen. Ich werde jetzt dahinter her sein wie der Teufel hinter einer sündigen Seele. Auch Sie, Alexander Andrejewitsch, müssen die Augen und Ohren offen halten, so viel Sie können. Lassen Sie kein verdächtiges Wort an sich vorüber gehn. Achten Sie auf jede zweifelhafte Person, auf jede zweideutige Bewegung. Greifen Sie kräftig ein, wo Sie es für nötig halten. Bauen Sie fest auf mich: so lange ich Aufseher bin, werde ich Sie nicht im Stiche lassen.

Das war gesprochen, wie ich es in meiner bisherigen Dienstzeit von einem Vorgesetzten noch nicht gehört hatte. Ich schaute ihm mit Verehrung in die Augen. Dem stattlichen Manne mit dem ruhigen, entschlossenen Gesicht sah man es an, daß er keine leichtfertigen Versprechungen machte.

Haben Sie in der vorigen Nacht geschlafen, Alexander Andrejewitsch? fragte er.

Ich bin erst gegen Morgen angekommen und habe nur meinen Tee getrunken.

Gut. Dann sind Sie jetzt frei bis morgen früh. Suchen Sie sich eine Wohnung, richten Sie sich ein, und ruhen Sie aus. Jegorow — er deutete auf den mit ihm gekommenen Schutzmann —, unser Stadtteilwachtmeister, wird Ihnen bei dem Suchen nach der Wohnung behilflich sein, und er wird Ihnen auch am besten einen Schutzmann zur Bedienung aussuchen. Er ist ein zuverlässiger Mensch, auch voll Diensteifer, nur — er klopfte mit dem Finger gegen die Stirn — etwas beschränkt. Was den größten Wert hat, er trinkt nicht. Er wird nun zunächst Ihr Leiter sein und Sie mit dem Stadtteile und allem Nötigen bekannt machen. Zu dem Zwecke wird er sich morgen früh bei Ihnen einfinden und sich zu Ihrer Verfügung stellen. Damit wären wir fertig. Auf Wiedersehen.

Er reichte mir die Hand und bedeutete Jegorow, mit mir zu gehn.

Beiläufig, Alexander Andrejewitsch, sagte er, als ich aufbrechen wollte, können Sie erraten, was ich jetzt tun werde?

Er holte vom Tische des Schriftführers einen großen Folianten und schlug ihn auf, während er sich an seinen frühern Platz setzte.

Die Bücher des Schriftführers revidieren? riet ich achselzuckend.

Er lächelte.

Nein, sagte er leise, ich werde schlafen, sehen Sie, so.

Er stemmte einen Ellbogen auf den Tisch und stützte die Stirn gegen die ausgebreitete Hand, als ob er bei dem Lesen die Augen gegen das Licht schütze.

Seien Sie unbesorgt, fuhr er fort. Ich schließe dabei die Augen kaum und bin wach, sobald jemand mit der Fingerspitze die Tür berührt. Sie werden das mit der Zeit auch noch lernen. Wer bei der Polizei dienen will, muß verstehn, mit offnen Augen zu schlafen, das heißt, verbesserte er sich gleich, muß verstehn, auch im Schlafe die Augen und Ohren offen zu halten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Rätsel Simsons. Es ist nicht lange her, daß sich in Leipzig, im Brühl, auf dem Leitungsdraht der Großen Leipziger Straßenbahn ein Bienenschwarm niederließ, der nur durch die Hilfe der mit der Maschinenleiter anrückenden Feuerwehr beseitigt werden konnte. Die Feuerwehr brachte die Tiere unter einen Bienenkorb, und dieser wurde später im Garten des Feuerwehrdepots aufgestellt.

Der Unkundige wunderte sich vielleicht dabei, daß die Insekten nicht durch die Elektrizität getötet wurden, aber das wäre nur möglich gewesen, wenn sie eine Verbindung des Stroms hätten herbeiführen können, wie die Gans in Kemnitz, die bei ihrem Auffliegen auf der Schooner=Grundstraße zugleich zwei Drähte der elektrischen Licht= und Kraftleitung mit den Flügeln berührte. Aber auch sonst gab der interessante Vorgang Anlaß zu mancherlei Betrachtungen und Kombinationen. Man erinnerte sich, wie die Bienen auch bisweilen die Telegraphenanlagen stören; und daß einst ein Bienenschwarm einen beim Telegraphenamt in Karlsruhe aufgestellten Weck= und Meldeapparat für einen passenden Unterschlupf hielt und den leeren Raum innerhalb des hölzernen Schutzkastens gänzlich mit Waben ausbaute, ohne sich durch das häufige Anschlagen des Apparats stören zu lassen. Man gedachte, wie im verflossenen Sommer in der Hauptstadt des Staates Virginia, in Richmond, das eherne Reiterstandbild des Generals Lee von einem Bienenschwarm in Besitz genommen wurde, der durch die offnen Nüstern des Pferdes in die metallne Höhle eindrang und sich dort ansiedelte; man wiederholte sich unwillkürlich die schöne Geschichte aus seiner Kindheit: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken."

Das war bei der Stadt Thimnath, wo die Braut Simsons wohnte; hier zerriß der starke Hebräer einen Löwen. Ein paar Tage darauf kam er wieder vorbei: siehe, da war ein Bienenschwarm in dem Aas des Löwen und Honig, an dem er sich gütlich tat. Das war der Anlaß, weshalb er das berühmte Rätsel machte, jedenfalls eines der ältesten Rätsel, aber leider überhaupt kein Rätsel, weil es von den Philistern gar nicht geraten werden konnte. Simson hatte die Geschichte wohlweislich auch seinen Eltern gegenüber verschwiegen. Die Bibelforscher haben sich die Köpfe zerbrochen, ob das überhaupt möglich gewesen sei, und ob das Aas schon trocken gewesen sei, und ob es nicht vielmehr Hornissen als Bienen gewesen seien; aber an sich hat das Vorkommnis weiter nichts Befremdendes, und es steht auch gar nicht vereinzelt da. Herodot erzählt, im Jahre 498 v. Chr. sei auf der Insel Cypern ein gewisser Onesilus in der Schlacht gefallen, seinen Kopf hätten die Einwohner von Amathus abgeschnitten und über dem Stadttor aufgehängt. In diesen Kopf hätten sich die Bienen gleichfalls eingebaut und ihn mit Honigwaben ausgefüllt. Es ist das ungleich wahrscheinlicher, als daß sich dem schlummernden Platokinde Bienen auf die Lippen gesetzt haben sollen; denn die Bienen werden den großen Rednern und Dichtern von der Sage häufig zugeteilt, um die Süßigkeit ihrer Rede sinnbildlich anzudeuten. Auch der hohe Ruhm des griechischen Dichters Pindar soll durch einen Bienenschwarm, der sich ihm auf den Mund setzte, als er schlief, wunderbar vorausverkündet worden sein; dasselbe wird von dem heiligen Ambrosius erzählt. Eines Tages, als er in einem Hofe seines Vaters mit offnem Munde schlief, schwärmte um ihn ein Bienenschwarm, so heißt es. Die Bienen ließen sich auf dem Angesicht des Knaben nieder und schwärmten in seinem Munde ein und aus. Darauf erhoben sie sich hoch in die Luft, daß man sie ganz aus dem Auge verlor. Und diese Begebenheit, fährt der Berichterstatter fort, wurde als eine Andeutung der künftigen kraftvollen und sanften Beredsamkeit des Erzbischofs von Mailand, des berühmten Kirchenlehrers, angesehen.

Daß dergleichen nicht völlig aus der Luft gegriffen ist, ich meine, daß die schwärmenden Bienen gelegentlich auch auf Kinder verfallen, beweist das folgende Vorkommnis, von dem der „Elsässisch=Lothringische Bienenzüchter" im Jahre 1901 berichtete: Ein zehnjähriger Knabe stand barhäuptig nahe bei dem Bienenstande, als eben ein Schwarm auszog. Nach einigem Hin= und Herfliegen nahm die Königin auf dem Kopfe des Knaben Platz, und rasch war das ganze kleine Heer dort versammelt. Der Vater, der die Sachlage sofort erkannte, rief dem Jungen, der beim Schwarmfassen schon öfters zugesehen hatte, in aller Eile zu: „Rühr dich nicht, Hansl! Mach den Mund zu und die Augen zu, ich werd den Schwarm gleich taufen und einfassen!" Der Knabe gehorchte; der Vater goß Wasser über den von Bienen eingehüllten Kopf des Knaben, bog den Kopf etwas nach vorn und strich die ganze Gesellschaft mit einem Flederwisch in einen untergehaltenen Stroh=

korb. Der Knabe hatte keinen einzigen Stich erhalten. Vielleicht ist der Hansl auch ein zukünftiger Ambrosius und Pindar? — Daß solche Geschichten nachträglich gemacht und erfunden worden sind, verrät einmal der Umstand, daß die Bienen gerade den Mund des schlafenden Knaben ausgewählt haben sollen, was höchst unwahrscheinlich ist. Sodann ist eben das verdächtig, daß es solche Wunderkinder gewesen sind, denen die Auszeichnung widerfuhr. Die Bienchen fragen viel nach einem Plato, und der Hansl liegt ihnen genau so wie der Ambros, der Leitungsdraht einer elektrischen Straßenbahn ist ihnen so willkommen wie die Lippe Pindars.

Auch andern Tieren gewähren unsre oberirdischen Leitungen Nutzen und Vergnügen. In Ostindien sieht man die Affen an den Telegraphendrähten turnen und allerhand äquilibristische Kunststücke ausführen; abschießen darf man sie nicht, da die Affen den Hindus heilig sind. Ein findiger englischer Telegraphenbeamter kam deshalb auf den Gedanken, zur Vertreibung der ebenso mißtrauischen wie übermütigen Gesellen die Telegraphenstangen wie Vogelscheuchen mit abgetragnen Kleidungsstücken zu behängen; der Erfolg war anfänglich überraschend. Aber bald hatten die Affen ihr Mißtrauen gegen den sonderbaren Schmuck der Pfähle überwunden, und eines schönen Morgens setzten sie sogar die alten Hüte auf und tanzten, angetan mit den bunten Fetzen, toller denn je auf den schwankenden Drähten herum, zum ungeheuern Jubel der Eingebornen und zum großen Verdrusse des erfinderischen Schlaukopfes. Daß sich Sperlinge, Schwalben, Bachstelzen und Meisen auf die Drähte setzen, ist ja etwas Alltägliches; die Schwalben versammeln sich hier nicht selten, ehe sie abziehn. Es giebt aber auch Vögel, die direkt auf die Drähte bauen und sie zur Anlage ihrer Nester benutzen, ganz so wie die Bienen.

Die britische Kolonie Natal, an der Ostküste von Südafrika, hat ein ziemlich ausgedehntes Telegraphennetz, dessen Linien eine Länge von 1101 Kilometern ausfüllen. Diese Drähte hat sich nun eine Art von Webervögeln zum Aufhängen ihrer künstlichen, beutelförmigen Nester ausersehen. Sie hängen sonst ihre Nester zum Schutz gegen Raubtiere gewöhnlich an schwanken Baumzweigen auf, aber sie sind hier doch noch den Angriffen von Schlangen ausgesetzt. Deshalb haben sie sich neuerdings zur Sicherung ihrer Brut entschlossen, die Nester an den Telegraphenleitungen zu befestigen. Da die Webervögel immer in größern Gesellschaften zusammen leben, so sind die Drähte außerhalb der Städte auf lange Strecken hin mit Nestern dicht besetzt. Wenn der alte Simson heute wiederkäme, könnte er vielleicht ein neues Rätsel machen, das die Philister vermutlich ebensowenig raten würden: Speise ging von dem Leiter und Süßigkeit von dem Dünnen! — Als ein Kuriosum sei noch erwähnt, daß bei den alten Römern Bienen, wenn sie sich an einen ungewöhnlichen Ort setzten, Unglück bedeuteten; da werden abergläubische Leute befriedigt sein, wenn sie hören, daß die Verirrung der Bienen auf den Draht der Straßenbahn in Leipzig mit dem großen Krach der Leipziger Bank zusammentraf.

Rudolf Kleinpaul

Modern. Als meine kleine Tochter gestern aus der Schule kam, fragte sie mich: Vater, was ist ein moderner Mensch? — Wie kommst du darauf? — Ach, ich las einen Anschlag: Was bedeutet für uns moderne Menschen die Gestalt Jesu? Das verstehe ich nicht. Sind wir auch moderne Menschen? — Diese Frage machte mich beklommen. Modern — überall umschwirrt uns modern, moderne Kleider, moderne Barttracht, moderne Weltanschauung, moderner Jesus. Es soll den neuen Geist bezeichnen, den Geist „der Moderne." Ist der Ausdruck dazu geeignet? „Die Sturm- und Drangperiode," darunter kann ich mir etwas denken. „Die romantische Strömung," das gibt mir eine Anschauung. „Das junge Deutschland," da spüre ich den vorwärtsstrebenden Jugendmut. Aber „die Moderne" — wie anspruchslos und wie anmaßlich ist diese Bezeichnung! Anspruchslos: die Moden wechseln ja so schnell; ihnen kommts nicht auf den Gehalt an, sondern auf die Erscheinung. Die neue Mode begnügt sich, zu überraschen, Aufsehen zu erregen, beneidet zu werden; damit ist sie zufrieden. Und doch, wie anmaßend. Der Moderne ist geschichtslos. Auch wenn er Altes bringt, ignoriert er die schon getane Arbeit. Er sieht auf die Unmodernen herab. Modern — in seiner Anwendung auf Geisteserzeugnisse und auf

Gesinnung erhebt es einen Anspruch, aber sagt nichts über den Wert. Es erinnert an den Pharisäer, der Gott dankte, nicht wie der Zöllner zu sein; — aber ich vergesse, daß es ja auch sehr modern ist, Gott nicht mehr zu danken. Ja, was antworte ich nun meiner Tochter? Mein Kind, wir sind wohl recht unmoderne Menschen, im übrigen brauchst du das noch nicht zu verstehn. H.

Literatur

Hauptwerke der bildenden Kunst in geschichtlichem Zusammenhange. Zur Einführung erläutert von Georg Warnecke. Mit 441 Abbildungen im Text und vier Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann, 1902

Dieses vortreffliche Buch ist etwas in seiner Art ganz neues. Anstatt einer zusammenhängenden Kunstgeschichte, die in der Kürze eines einziges Bandes für die heutigen Ansprüche notwendigerweise so oberflächlich ausfallen muß, daß man vor allen solchen neuern Büchern, so sehr sie auch angepriesen werden, nur warnen kann, gibt der Verfasser eine geschickt getroffne Auswahl von Werken der Architektur, Plastik und Malerei aller Zeiten von den Ägyptern und Assyrern bis auf Klinger, Stuck, Thoma, Liebermann und Uhde, die Werke werden abgebildet und kurz besprochen, die wichtigern Künstler mit wenig Strichen charakterisiert, und die einzelnen Gruppen von Kunstwerken und Künstlern durch fest und klar gezogne Grundlinien der Geschichte miteinander verbunden. Der Gedanke ist glücklich, und für die ebenso glückliche Durchführung gebührt dem Verfasser der Dank aller, denen an geschmackvoller Popularisierung der Kunst gelegen ist: er kennt die Literatur, versteht zu sehen und hat die Gabe, deutlich und ohne Phrasen zu belehren. Sein Buch setzt gar keine Vorkenntnisse voraus und unterrichtet doch so gründlich, mühelos und angenehm, wie keines der bis jetzt für Anfänger geschriebnen Handbücher, die es mit seinem gediegnen Inhalt, seinem reichen Bilderschmuck und dem spottbilligen Preise von 7,50 Mark für den Band in Leinwand alle aus dem Felde schlägt. Warnecke hat sich schon durch einen gutgeschriebnen Text zu einem kunstgeschichtlichen Bilderbuche desselben Verlags bekannt gemacht, er ist ein gebildeter, tüchtiger Schulmann, der nicht nur die Methoden des Unterrichts kennt, sondern auch weiß, daß, was man andre lehren will, man zunächst erst selbst gelernt haben muß. So trivial das klingt, so nötig scheint es mir, es gerade bei dieser Gelegenheit zu sagen, weil ich zufällig in einer Rezension seines Werkes die einfältige Bemerkung finde: den sachlichen Inhalt der Kunstwerke gebe er meist richtig an, im Technischen und Ästhetischen „versage er." Ich bin ihm dankbar, daß er sich das billige Vergnügen versagt hat, seine Leser mit seichtem ästhetischem Geschwätz zu überschütten, weil ich seine „sachliche" Art, die ich allein für wissenschaftlich berechtigt halte, vorziehe, und das „Technische" z. B. in den Architekturbeschreibungen so ausreichend berücksichtigt finde, wie es von einem solchen Buch überhaupt nur erwartet werden kann. Ich habe es einer ganzen Anzahl kluger Männer zunächst als Geschenk an junge Mädchen empfohlen; sie haben es dann zum Teil auch noch für sich selbst gekauft und mir nachträglich gesagt, daß sie nicht gedacht hätten, daß es ein so schönes Buch überhaupt gebe. Es erscheint nun gerade zur rechten Zeit. Kunst für die Schule, Kunst für das Volk, Kunsterziehung, noch niemals hat man davon soviel gesprochen und geschrieben wie in diesen letzten Jahren. Wenn es sich aber dabei häufig wenigstens um die Förderung bestimmter moderner Richtungen in der Kunst und um die Einführung neuer sogenannter Methoden in der Betrachtung von Kunstwerken gehandelt hat, so gibt uns Warneckes Buch das bewährte Alte, d. h. die ganze Kunst der Vergangenheit in ihren besten Beispielen und, was die Behandlung betrifft, auf die für das allgemeine Verständnis einleuchtendsten Begriffe zurückgeführt, die niemals veralten können, weil sie in der Sache liegen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Tripolis, eine politische Wetterwarte

Von Richard Geest, Generalleutnant z. D.



owohl im Parlament wie in der Presse Englands hat in der letzten Zeit die Annäherung der Regierungen Frankreichs und Italiens lebhafte Besorgnis hervorgerufen. Man fürchtete, daß hierdurch das bisherige unbedingte Einvernehmen Italiens mit der englischen Mittelmeerpolitik in die Brüche ginge. Die englischen Staatsmänner haben nun zwar erklärt, daß der freundschaftliche Verkehr mit der italienischen Regierung ganz ungetrübt sei, aber sie haben nicht in Abrede gestellt, daß mehrfach über Tripolis ein Meinungsaustausch nötig geworden sei. Der Wirklichkeit entsprechende genaue Mitteilungen verboten sich dabei von selbst, weil Tripolis einfach eine türkische Provinz ist, und völkerrechtlich weder England noch Frankreich noch Italien darin auch nur das Geringste zu sagen haben.

Nun hat sich aber, während der König von Italien in Petersburg weilte, ein italienisches Panzergeschwader in den Häfen von Tripolis und Bengasi gezeigt, und die italienischen Zeitungen haben unwidersprochen verkündet, daß England die übliche Fahrt seines Mittelmeergeschwaders an diesen Küsten unterlassen werde, um nicht den Gedanken hervorzurufen, als wolle es sich in dem Machtbereich Italiens breit machen. Wer sich erinnert, daß wesentlich die Rivalität mit Frankreich in Tunis Italien dreibundfreundlich gemacht und es zum Anschluß an die englische Mittelmeerpolitik bewogen hat, der ermißt leicht, welche Bedeutung es hat, daß das Wort von der Machtsphäre Italiens in Tripolis auch von französischer Seite nicht beanstandet worden ist, ja es ist nicht einmal etwas eingewandt worden, als kürzlich die offiziöse Tribuna schrieb: „Italien hat auf Marokko verzichtet, damit andre auf Tripolis verzichten. Jede Verletzung marokkanischen Gebiets würde aber Italien gleichfalls ernste Pflichten und Rechte auf einen Teil der afrikanischen Küste auferlegen.“ Damit ist offenbar die Besetzung von Tripolis gemeint.

Aber auch die Türkei beweist, voraussichtlich durch englische Einflüsterungen angeregt, daß sie aufmerksam geworden ist. Ihrer starken 15. Division in Tripolis ist auch Fußartillerie zugeteilt, den alten Befestigungsmauern dort sind neue Batterien hinzugefügt, allein von den in Deutschland ausgebildeten

Offizieren sind kürzlich sieben als Instruktoren dorthin gesandt worden, der anerkannt tüchtigste der europäischen Kavallerieinstrukteure bildet die dortige Kavallerie aus, und die eingeborne Miliz, die bisher nur selten beachtet wurde, hat in der letzten Zeit ihre zehntägigen Übungen wirklich abgehalten; und da sie sich freiwillig bereit erklärt hat, auch aktiv zu dienen, so ist befohlen worden, daß die Tripolitaner von jetzt ab zwei Jahre bei der Truppe, vier Jahre bei der Reserve, acht Jahre in der Landwehr und sechs im Landsturm dienen sollen. So erwächst der türkischen 15. Division durch Angliederung der Miliz, die auf 30000 Mann zu Fuß und 10000 zu Pferde geschätzt ist, eine wesentliche Verstärkung, deren Wert durch die in Tripolis mit Ungeduld erwartete Aufstellung der Stämme für die Landwehr- und die Ersatztruppen noch bedeutend gesteigert werden wird.

Aus allem diesem geht hervor, daß Tripolis allgemein als Schauplatz bevorstehender wichtiger Ereignisse betrachtet wird. Es verlohnt sich deshalb wohl, die Verhältnisse näher anzusehen. Zu Tripolis wird außer der großen südlich liegenden Oase Fezzan auch das Plateau von Barka, die Cyrenaika der Alten gerechnet, sodaß es die ganze Küstenlandschaft von Tunis bis Ägypten umfaßt und somit die französische Schutzherrschaft von der englischen trennt. Abgesehen von zwei Vorstößen der Wüste, die Barka von dem eigentlichen Tripolis und von Ägypten scheiden, ist die Küste durch die vom Atlas herabströmenden kleinen Flüsse anbaufähiges Land; dieses wurde in alten Zeiten zu den Kornkammern Roms gerechnet. Auch jetzt sind einige Teile, wie die 22 Kilometer lange Meschia, reiche Gemüse- und Fruchtgärten, und es könnten sehr wohl noch weitere Strecken planmäßiger Kultur erobert werden. In erhöhtem Maße trifft dies ferner zu auf die teilweise sehr fruchtbaren Täler der nur noch niedrigen und vielverzweigten Atlasketten, durch die die Wege in das Innere Afrikas laufen. In der ganzen Provinz finden sich überall sehr brauchbare Pferde, vortreffliche Kamele und viel Rindvieh, das meist nach Malta ausgeführt wird. Der auswärtige Handel über die beiden zur Zeit brauchbaren Häfen von Tripolis und von Bengasi, dem alten Berenice in Barka, liegt noch großenteils in englischen Händen, doch haben auch Frankreich und Italien größern, Österreich und Deutschland geringern Anteil daran. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Industrieerzeugnissen, Mehl und Grieß, die Ausfuhr in Espartogras, wichtig für die Korb- und die Teppichwarenindustrie wie für Papierfabrikation, in Schwämmen, Südfrüchten, Straußenfedern und Tierhäuten.

Die Bevölkerung versteht fast durchweg arabisch, sodaß sich die türkischen Offiziere, die sämtlich des Arabischen mächtig sind, sehr gut überall verständlich machen können. Von den Landbewohnern sind nur der fünfte Teil Neger, die übrigen sind verhältnismäßig rein arabischen Blutes, denn als die Araber Nordafrika überschwemmten, blieben zunächst sehr viele in Tripolis zurück, töteten die Berber und nahmen deren Weiber in solcher Menge in ihre Harems auf, daß sich einzelne eines Segens von 180 Kindern rühmen konnten. Diese waren natürlich stolzer auf ihre arabischen Väter als auf ihre berberischen Mütter und strebten danach, sich und ihre Nachkommenschaft in Sprache und Sitte immer mehr zu arabisieren. In den Küstenstädten kreuzte sich das arabische mit dem

dort zahlreichen griechischen Element; aber die Eroberung der Spanier 1510, die Besitznahme durch die Johanniter 1530 bis 1551, die Christensklaven, die die darauffolgende Korsarenherrschaft ins Land brachte, die hierdurch hervorgerufnen englischen und französischen Rachezüge, die bisweilen mit einer vorübergehenden Besetzung der Hauptstadt endeten, und kürzlich mancherlei Handelsbeziehungen haben auch andres europäisches Blut dorthin geführt, sodaß in den Städten die arabischen Rassenmerkmale weniger rein auftreten. Trotzdem ist die Bevölkerung als eine im wesentlichen arabische anzusehen. Alle arabischen Nationaleigenschaften, ein hohes Selbstbewußtsein, Stolz, Tapferkeit und Todesverachtung sind auch in Tripolis lebendig und werden durch den in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründeten Orden der Senussi rege erhalten, der, wie die Jesuiten für den Papst, für den Kalifen die unbedingte Herrschaft über die Geister der Gläubigen anstrebt. Dieser Orden hatte ursprünglich seinen Sitz in der Oase des Jupiter Ammon zwischen Tripolis und Ägypten; um sich jedem europäischen Einfluß zu entziehn, ist er kürzlich in das Innere Afrikas, das unzugängliche Land von Tibbu gewandert und sucht jetzt zu Nordafrika auch noch die Haussaländer bis zum Tschadsee in seinen Machtbereich zu ziehn. Inwieweit hierbei englisches Gold mitgewirkt hat, dem Vordringen der Franzosen im Innern Afrikas Steine in den Weg zu wälzen, entzieht sich zwar der Feststellung, aber es ist auffällig, daß die englischen Zeitungen das Haupt der Senussi als einen untergeordneten Wüstenprediger hinstellen, während die Franzosen, die erst kürzlich einen heftigen Kampf mit den von ihm fanatisierten Scharen zu bestehn hatten, seine Macht mit der des Mahdi, der den Engländern im Sudan soviel zu schaffen machte, auf eine Stufe stellen. Jedenfalls ist es verdächtig, daß man in England so tut, als wisse man nicht, welches Ansehen die Senussi in Afrika genießen, und wie sie besonders in Tripolis den islamitischen Fanatismus aufzuregen gewußt haben. Zu diesem Glaubenseifer kommt nun, daß der Tripolitaner äußerst bedürfnislos ist und neben etwas Reis und Kaffee für sich höchstens noch eine Melone als Tageskost verlangt. In ähnlicher Weise sind auch seine Pferde an Entbehrungen gewöhnt; sie erhalten lediglich Grünfutter und brauchen nur aller drei Tage einmal getränkt zu werden. Ein europäischer Einmarsch würde demnach auf große Schwierigkeiten stoßen, die man mit denen der Engländer bei der Besetzung Ägyptens nicht vergleichen kann, weil dort das Niltal eine ausgezeichnete Vormarschstraße bietet, während in Tripolis erst Wege gebahnt und Brunnen angelegt werden müssen, ehe man auch nur einen Tagemarsch vorrücken kann.

Sogar das jahrzehntelange Ringen der Franzosen um Algier gibt kein einwandfreies Vorbild, denn Frankreich hatte es zunächst nur mit der verrotteten Herrschaft des Deys und nachher allein mit der eingebornen Bevölkerung zu tun, die bei weitem nicht die einheitliche Struktur wie die in Tripolis hatte, und deren Bewaffnung höchst mangelhaft war. Die Türkei versieht aber jetzt die Tripolitaner nicht nur mit guten Waffen, sondern sie gibt ihnen auch eine militärische Ausbildung und wird im Notfall auch wohl noch rasch alles etwa fehlende Kriegsmaterial hinüberschaffen. Ist der Krieg erklärt, so kann eine europäische Großmacht freilich den Verkehr zwischen

Konstantinopel und Tripolis gänzlich unterbrechen, aber auch wenn der Sultan durch Zwangsmaßregeln auf europäischem oder asiatischem Gebiet dem Namen nach zur Aufgabe von Tripolis gedrängt würde, so würden doch die türkischen Truppen, des heimlichen Einverständnisses ihres Souveräns gewiß, in ihrer Mehrzahl einem Befehl aus Konstantinopel zum Abzug nicht Folge geben, sondern sich dem Widerstand der einheimischen Truppen anschließen. Die türkische Division ist schon im Frieden um Tripolis und um Bengasi, die Häfen, die bei einem Einbruch allein in Betracht kommen, versammelt. Die einzelnen Infanteriekompagnien, die an den Küstenorten und im Atlas zerstreut stehn, können rasch herangezogen werden oder dienen, wie das Bataillon in Mursuk, der Hauptstadt der Oase Fezzan, als Stützen für die Aufstellung der Miliz. Wenn die türkischen Truppen in Tripolis und in Bengasi aber auch noch so gut ausgebildet, mit der Örtlichkeit vertraut sind und durch die neu angelegten Strandbatterien unterstützt werden, so vermögen sie doch auf die Dauer einer Panzerflotte und einem größern Landungskorps den Besitz dieser Häfen nicht streitig zu machen; mit deren Eroberung aber würden zunächst die Erfolge auch abgeschlossen sein, denn gegenüber den türkischen Regimentern, die durch die unterdes gesammelten Milizen verstärkt wären, würde jeder weitere Schritt ins Innere Ströme von Blut kosten, gegen die die von Italien für die erythräische Kolonie geopferten verschwindend klein erscheinen würden.

Wenn dem nun aber so ist, warum werfen denn die Italiener so begehrliche Blicke auf Tripolis? Vor allem kommt da eine gewisse Eitelkeit in Betracht, die bei allen lateinischen Rassen leicht erregt und wach gehalten werden kann. Italien liegt im Mittelpunkt des Mittelmeers. Dieses Meer und die Nordküste von Afrika wurden einst von Rom, später von Genua und Venedig beherrscht. Jetzt haben sich die Engländer in Gibraltar, Malta und Ägypten festgesetzt, Frankreich gebietet in Algier und in Tunis, ja auch Spanien hat seine Presidios, fünf feste Plätze in Nordafrika, nur Italien hat dort keinen festen Stützpunkt, und doch leben mehr Italiener an der Nordküste Afrikas als Angehörige andrer Staaten. In Ägypten leben 25000 Italiener und nur 20000 Engländer, diese sind in der Mehrzahl englische Soldaten und Beamte; in Tunis wohnen neben 64000 Italienern und 13000 Maltesern, die man doch auch zu ihnen rechnen muß, nur 26000 Franzosen mit den dorthin verlegten vielen Soldaten und Beamten, ja sogar in Algier machen die Italiener neben den Spaniern einen großen Teil der europäischen Bevölkerung aus. Ist es da nicht natürlich, wenn Italien den einzigen ihm naheliegenden freien Raum in Nordafrika zwischen Tunis und Ägypten, wo an Europäern fast nur Italiener und Malteser leben, sein eigen nennen möchte?

Aber es gibt auch noch ganz besonders schwerwiegende Gründe, weshalb man, wenn auch vorläufig Tripolis nicht besetzen, so doch das Italienertum dort ausbreiten möchte. Bei planmäßigem, tatkräftigem Vorgehn kann es erstens nicht schwer werden, fast den ganzen Handel von Tripolis an sich zu ziehn, einen Handel, der einer außerordentlichen Steigerung fähig ist. Es gehn ja die Karawanen von dort bis Dikfa im deutschen Kamerungebiet, und deshalb bedürfte es nur eines ordnungsmäßigen Schutzes, wenn man

einen sehr lebhaften Verkehr hervorrufen will. Weit mehr aber noch lockt zweitens die Möglichkeit, italienische Landbauern in den fruchtbaren Atlastälern anzusiedeln. Je mehr der überwiegende Großgrundbesitz in Italien das Aufsteigen des landbauenden Arbeiters zu eignem Landbesitz erschwert, um so wünschenswerter ist es, ein Neuland zu beschaffen, in das der starke Strom arbeitseifriger, genügsamer Auswandrer abgeleitet werden könnte, der jetzt für das Vaterland nutzlos in Nordamerika verschwindet und in Südamerika doch nur die allgemeine neue lateinische Rasse stärken hilft, die dort in der Bildung begriffen ist. Ganz anders würde das Verhältnis in Tripolis sein. Der fleißige italienische Kleinbauer würde jederzeit im Verkehr und unter dem Schutze der Heimat bleiben und vermöchte leicht immer neuem Nachschub von dort die Wege zu ebnen. Der Araber ist überall eigentlich mehr Viehzüchter als Ackerbauer und bestellt nur soviel Feld, als er für sich braucht; der Italiener würde der richtige Ackerbauer werden, der das Wort: Afrika die Kornkammer Roms, an seinem Teile bald wieder wahr machen würde. Daß aber auf die Dauer der Ackerbauer den Halbnomaden immer verdrängt, ist eine bisher überall beobachtete Tatsache. So würde sicher auch in Tripolis allmählich ein neues Italien erwachsen, das sich bei passender Gelegenheit von selbst dem alten auch politisch angliedern würde. Die Pforte würde zwar einem friedlichen Einströmen der Italiener nicht gerade erfreut zusehen, aber man hat doch im Yildis Kiosk zu viel dringendere Sorgen und lebt doch zu sehr von der Hand in den Mund, als daß man sich von einem langsamen Anwachsen italienischen Wesens in Tripolis sonderlich beunruhigen ließe.

Man könnte sich wundern, warum unter diesen Umständen nicht schon mehr geschehn ist, als die Einrichtung eines italienischen Postamts in Tripolis und der wöchentlich einmal von Genua und zweimal von Neapel dorthin abgehenden Dampfer sowie die Gründung einiger italienischer Schulen. Aber von Unternehmungen größern Stils, täglicher Dampferverbindung zu ganz billigen Preisen von Syrakus, Zollermäßigungen bei der Einfuhr und Ausfuhrprämien, großen Landankäufen und Vorschüssen an Ansiedler, Gründung vielfacher Schulen und dergleichen Vorkehrungen mehr hielt bisher die Besorgnis vor dem heimlichen Widerstreben Englands und dem Wettbewerb Frankreichs ab. Denn wenn auch die Pforte aus sich selbst heraus nichts Ernstliches gegen solche Maßnahmen einwenden würde, so würde sie sich doch unter dem Drucke Frankreichs und seines Verbündeten Rußland und dem stillen Einverständnis Englands zu tatkräftiger Gegenwirkung ermannen.

Verdenken kann man es England ja nicht, daß es die ausschließliche Herrschaft in Tripolis der Türkei lassen möchte. Jedes Festsetzen einer europäischen Macht in Tripolis und jede Verbesserung der dortigen Wegeverhältnisse können zur Bedrohung der englischen Stellung in Ägypten führen, der sonst schwer beizukommen ist, solange die englische Flotte das Mittelmeer beherrscht. Es hat aber anderseits auch alle Ursache, sich Italien wohlgeneigt zu erhalten, damit es im Mittelmeer wie in Afrika nicht gemeinsame Sache mit Frankreich mache. Die Kolonialbegehrlichkeit Italiens wurde deshalb nach Erythrea gelenkt, wenn auch damit Steine statt Brot geboten wurden, und in Tripolis wurde tatsächlich nichts getan, was der Ausbreitung der Italiener entgegen-

wirken könnte, kein Postamt, keine Dampfersubvention eingerichtet, und keinerlei sonstige Anordnungen wurden zur Aufrechthaltung des Handelsübergewichts getroffen.

Aber eine solche frostige Höflichkeit Englands allein genügt nicht für Italien, in Nordafrika gegen Frankreich aufkommen zu können, das hat seinerzeit die französische Besitznahme von Tunis deutlich gezeigt. Nun war bis vor kurzem Frankreich beflissen, seine Herrschaft in Afrika nach allen Seiten möglichst auszudehnen. Das französische Postamt in Tripolis und die wöchentliche direkte Dampferverbindung mit Marseille beförderten wesentlich den französischen Handel dorthin, und wenn die Bahn von Tunis nach Sousse über Sfax nach Gabes, wie beschlossen worden ist, weiter verlängert wird und später die tripolitanische Grenze erreicht, so ist Frankreichs Einfluß auch in Tripolis maßgebend.

Es sind jedoch in letzter Zeit Umstände in den Vordergrund getreten, die es Frankreich nahe legen, den italienischen Gelüsten auf Tripolis nachzugeben. Seit dem Tage, an dem England dem Major Marchand in Faschoda sein herrisches: „Hebe dich weg!“ zudonnerte, ist man in Paris zu der Überzeugung gelangt, daß man allein mit Rußlands Hilfe das Kolonialreich in Afrika nicht wesentlich wird erweitern können, denn man kann nicht darauf rechnen, Englands Vormacht im Mittelmeer niederzuzwingen. Überdies rückt die Gefahr, daß man als Bundesgenosse Rußlands gegen England wird auftreten müssen, immer näher. Die Japaner wollen unter keinen Umständen eine Schutzherrschaft Rußlands über Korea dulden, die eine notwendige Folge des großen russischen in der Anlage begriffnen Kriegs- und Handelshafens Dalny bei Port Arthur sein wird. Vielmehr erstreben die Japaner mit allen Fibern ihres lebhaften Geistes selbst die Vorherrschaft in Korea, was jedoch die Russen nicht zugeben können, wenn sie nicht alle ihre Erfolge in Ostasien in Frage stellen wollen. Rußland kann freilich warten mit dem Austrag des Streites, für Japan aber gilt es den Augenblick auszunutzen, solange das Bündnis mit England in Kraft ist.

Ein englischer Regierungsvertreter hat nun zwar kürzlich durch die hoffärtige Bemerkung, England pflege nur auf die Bitte andrer Staaten Bündnisse abzuschließen, den japanischen Kriegseifer zu zügeln versucht, und die japanische Kriegspartei hat das auch verstanden, denn sie antwortet mit der Drohung eines Ausgleichs mit Rußland. Aber die beiderseitigen Ansprüche auf Korea sind unvereinbar, und die Drohung ist deshalb nur ein Schreckschuß, England beim Bündnis festzuhalten und, wenn möglich den Weltkrieg, Japan und England gegen Rußland zu entfesseln. Diesen Krieg muß Frankreich aber mitkämpfen, sonst verliert es den einzigen Bundesgenossen in der Welt, und es muß sich im Falle einer russischen Niederlage eine gewaltige Zinsreduktion der Rußland geliehenen Milliarden gefallen lassen. Dieser Krieg würde wesentlich auch im Mittelmeer ausgefochten werden, und da fühlt sich nun eben Frankreich mit Rußland allein der britischen Seemacht nicht gewachsen. Wie ganz anders aber wäre es, wenn man Italien als Bundesgenossen erwerben könnte?

Faßt man die Seestreitkräfte für die Schlachtentscheidung etwa so auf, wie man für einen Landkrieg die Zahl der aufstellbaren Armeekorps berechnet, so muß man als Schlachteneinheit das Doppelgeschwader von zwölf oder dreizehn

großen Panzerschiffen ansehen. Von solchen Doppelgeschwadern vermag nun England fünf, Frankreich zweieinhalb, Rußland ein halbes im Mittelmeer und eins in der Ostsee flott zu machen, abgesehen von den in Ostasien festgelegten Seestreitkräften. Es leuchtet ein, daß bei diesem Verhältnis England nicht nur der Zahl nach im Vorteil ist, sondern auch in der einheitlichen Führung und dem gleichartigen Material und Personal ein Übergewicht hat, das durch die Kriegshäfen und die Kohlenstationen, sowie durch das unterseeische Telegraphennetz, das ihm fast überall zu Gebote steht, noch stark vermehrt wird. Hielte es mit drei Doppelgeschwadern die französische Kanalflotte und die russische Ostseeflotte im Zaum, so blieben ihm immer noch zwei Doppelgeschwader für das Mittelmeer, denen Frankreich dann höchstens anderthalb entgegenstellen könnte, denn auf das sichere Eintreffen der an sich schwachen russischen Schwarzemeerflotte kann man doch nicht rechnen.

Aber wenn Italien durch das Versprechen von Tripolis und Malta, Spanien durch das Angebot von Gibraltar und der Schutzherrschaft über Marokko auf Frankreichs Seite gezogen würden, dann könnten die französischen Mittelmeergeschwader, verstärkt durch die beiden Doppelgeschwader Italiens, gestützt auf das spanische vortreffliche Port-Mahon in Menorka, auf die französischen und die italienischen Kriegshäfen und den neuen starken Seewaffenplatz Bizerta bei Tunis doch sehr wohl die englische Mittelmeerflotte wenigstens so weit zurückdrängen, daß zwei französische Armeekorps nach Ägypten übergesetzt werden und der englischen Schutzherrschaft dort ein Ende machen. Wird dann später auch die russische Schwarzemeerflotte verfügbar, so wäre wohl der Vorherrschaft Englands im Mittelmeer ein Ziel gesetzt, und damit wäre auch seine Widerstandskraft auf allen übrigen Kampffeldern gelähmt. Aber wird das Liebeswerben Frankreichs und Rußlands bei Italien von Erfolg begleitet sein? Daß der junge König von Italien seinen ersten Besuch in Petersburg gemacht hat, ist kein übles Vorzeichen, aber doch auch nur ein Vorzeichen. Wenn dagegen der französische Marineminister kürzlich in Korsika von einem Stoß ins Herz Italiens faselte, so beweist das jedenfalls nur, daß man mit dem Einverständnis noch nicht weit gekommen ist, und daß kurzsichtige Leute in Frankreich darüber ungeduldig werden und glauben, in solchen Dingen könne man mit Drohungen etwas erreichen. Verständigerweise wird man jedoch dort zunächst nicht erwarten, daß sich Italien, ohne schon im Frieden Vorteil davon zu ziehn, für einen Krieg binde, dessen nähere Umstände noch nicht abzusehen sind. Vielmehr werden sich einsichtige französische Staatsmänner die Sache so zurechtlegen: Wir wollen für Italiens Absichten auf Tripolis alles mögliche tun, damit es einerseits an unsre Freundschaft glaubt, und damit es sich anderseits dort wirklich in friedlicher Weise festsetzt und sich dort als zukünftigen Herrn ansieht. Nähert sich dann der Ausbruch des Krieges, so werden wir Italien mitteilen, wir müßten zur Befreiung Ägyptens vom englischen Joch zu Lande von Tunis durch Tripolis vorgehn, und fordern es zum Anschluß an uns auf. Italien wird dann einsehen, daß, wenn wir einmal allein in Tripolis einrücken, dieses Land uns für immer verfallen ist. Es muß sich also entscheiden. Es darf uns nicht wider seinen Willen ruhig durch Tripolis marschieren lassen,

das es als zu seinem Machtbereich gehörend ausgegeben hat, ohne sein Ansehen als Großmacht aufzugeben; duldet es aber und unterstützt es unsern Kriegszug, so verfeindet es sich mit England. Eine Großmacht kann eben nicht neutral bleiben, wenn innerhalb ihres Machtbereichs Krieg geführt wird.

Wenn Italien jedoch vor die Wahl eines Krieges mit England oder mit Frankreich gestellt wird, so spricht alles für Frankreich. Abgesehen von der Rassenverwandtschaft und von der Tatsache, daß England jederzeit nur seinen Vorteil, nie den seiner Bundesgenossen wahrgenommen hat, Frankreich jedoch, schon aus Eitelkeit, großmütig gegen seine Verbündeten zu sein pflegt, kann Italien mit diesem Malta und den unanfechtbaren Besitz von Tripolis erlangen, mit England höchstens eine immer von Tunis bedrohte Stellung in Tripolis. Man kann hoffen, daß die französisch-italienische Flotte die Küsten Italiens schützt, schlimmstenfalls kommt es zu einem Bombardement der Seeplätze und zu einer Blockade; Frankreich dagegen könnte auch mit englischer Hilfe schwerlich an der Besetzung Oberitaliens gehindert werden, denn daß Deutschland und Österreich einen Angriff Italiens gegen Frankreich in Tripolis als einen casus foederis auffassen sollten, dazu ist wohl keine Aussicht vorhanden. Der Dreibund ist doch nur ein Verteidigungsbündnis, und weder Deutschland noch Österreich hat Vorteil davon, daß die englische Oberherrschaft in Ägypten und seine Vorherrschaft im Mittelmeer aufrecht erhalten werde, vielmehr kann es ihnen nur recht sein, wenn Frankreich und Italien Anteil an der Herrschaft im Mittelmeer, und wenn Italien die Schutzherrschaft in Tripolis erhält. Selbsttätig hierzu mitzuwirken, haben die Dreibundmächte freilich keinen Anlaß, sie vermindern jedoch die Gefahren eines Krieges für Italien, weil sie nicht zulassen werden, daß England allzu ungünstige Friedensbedingungen auferlegt. Zwei Doppelgeschwader Deutschlands in der Nordsee und ein österreichisches im Mittelmeer wird sich England in einem Kriege, worin es so schon alle möglichen Kräfte aufbieten muß, nicht auch noch auf den Hals ziehn wollen und deshalb etwaige Erfolge lieber anderwärts als gegen Italien auszubeuten suchen.

So dient der Dreibund mittelbar Frankreich und Rußland bei einer Gewinnung von Italiens Seestreitkräften, und es scheint die Einsicht in diese Verhältnisse zu sein, die neuerdings den immer unter der Asche glimmenden Funken des Geschäftsneides in England zur hellen Flamme angeblasen hat. Die unverbindlichen Freundlichkeiten, die man den Burengeneralen in Berlin bewiesen hat, können wirklich so nüchterne Geschäftsleute, wie unsre Vettern jenseit des Kanals sind, nicht besonders aufregen. In Paris sind sie sogar von Loubet begrüßt worden, und in Amerika werden sie ebenfalls gefeiert werden. Es ist eben einfach menschlich, tapfern Besiegten den Zoll des Mitleids nicht vorzuenthalten. Es sind also sicher ganz andre Sorgen, die die Vorkämpfer für ein größeres Britannien in Wut versetzen, wenn sie auf Deutschland und seine Seemacht schauen. Allein sie sollten bedenken, daß sie selbst dereinst ihre Rettung einer starken deutschen Flotte verdanken könnten, denn wenn einmal Englands Seemacht in Gefahr käme, vernichtet oder dauernd niedergehalten zu werden, so würde im idealistischen Deutschland die Rassenverwandtschaft uns an die Seite der Blutsvettern rufen, so wenig sich auch diese auf

ihrem einseitigen Nützlichkeitsstandpunkt jemals irgendwie für solche Gefühle zugänglich gezeigt haben.

Um nun aber ein Machtwort in dem einen oder dem andern Falle sprechen zu können, müssen Deutschland und Österreich ihre Flotten nicht nur im Frieden soweit irgend möglich verstärken, sondern auch zugleich mit den Kriegführenden mobilisieren, damit nicht wertvolles Schiffspersonal nach auswärts angeworben wird und so der deutschen Handelsflotte, die bestimmt ist, die Kriegsflotte zu unterstützen, verloren geht. Überdies werden voraussichtlich die entscheidenden Schläge zur See so rasch fallen, daß man zugleich mit den Kämpfenden auf dem Plan sein muß, wenn man eine unliebsame Ausnutzung der Siege hintanhalten will. Es heißt also ein scharfes Auge auf die französisch-italienische Annäherung haben, und man wird sie in ihren Fortschritten am sichersten in Tripolis erkennen.

Der Dampferlinie Marseille-Tripolis kann die französische Regierung freilich ohne weiteres nicht die Subvention entziehn, weil die Fahrt- und die Ausrüstungsprämien für alle Dampferlinien ins Ausland gleichmäßig festgelegt sind, aber sie hat doch kleine Mittel genug in der Hand, dem Wettbewerb gegen die italienische Schiffahrt jede Schärfe zu nehmen. Man verfügt in Paris ferner, seitdem man die französischen Antisemiten bekämpft und die algerischen ganz niedergeworfen hat, über den Einfluß, den die alliance israélite universelle auf die sehr zahlreiche und mächtige Judenschaft in Tripolis ausübt. Wird diese in allen streitigen Angelegenheiten an die italienische Regierung gewiesen, wird ihr angeraten, die Kinder in die Schulen der Italiener zu schicken, und vor allem, wird sie veranlaßt, italienischen Landankäufen oder sonstigen Ansiedlungsunternehmungen Vorschub zu leisten, so wird Italien der Boden für alle Schritte geebnet. Hierzu kommt nun noch, was Frankreich und Rußland bei der Pforte vermögen, damit sie Italien nichts in den Weg legt. An Drohmitteln hat ja Rußland immer die Kriegskostenentschädigung, Frankreich die Loandafrage, Italien kürzlich die Seeräubergeschichte im Roten Meere, und alle haben die heikle mazedonische Angelegenheit, an Lockmitteln kann die Befreiung Ägyptens und vielleicht auch noch Cyperns vom Joche Englands geboten werden, das sich durch sein herrisches Vorgehn im Hinterlande von Aden auch die letzten Sympathien in Konstantinopel verscherzt hat. Warum sollte da der Kalif nicht nur zu der friedlichen Ausbreitung Italiens in Tripolis ein Auge zudrücken, sondern auch allen Verwicklungen durch eine freundliche Haltung aller seiner Organe die Spitze abbrechen?

Übrigens kann Frankreich alle Kulturarbeit in Tripolis, insbesondre alle Besserung der Wegeverbindungen, und die Stimmung der einheimischen Bevölkerung dafür nur mit Genugtuung begrüßen, denn ein Zug von Tunis nach Alexandria unter Begünstigung des Sultans bleibt vielleicht doch einmal die ultima ratio im Kriege gegen England, und dieser Zug sieht bei der jetzigen Gewöhnung der französischen Truppen an die Kriegführung in der Wüste lange nicht so abenteuerlich aus wie Napoleons Unternehmen in Ägypten. Jedenfalls liegen augenblicklich die Umstände für Italien so günstig wie möglich, zu einer friedlichen Ausbreitung in Tripolis zu schreiten. Wird es wagen,

Unternehmungen größern Umfangs ins Werk zu setzen? Tut es das, so gibt es sich Frankreich in die Hände und sagt sich von England los. Dieses verliert damit den letzten Bundesgenossen in Europa, der es wenigstens in seiner Mittelmeerpolitik bisher willig unterstützt hatte, und der in der Lage ist, die Machtverhältnisse zur See einer gründlichen Prüfung unterziehn zu helfen.



Die preußisch-italienische Allianz von 1866



Daß sich Preußen und Italien im Frühjahr 1866 zu gegenseitiger Hilfe verbündeten — Preußen, um dem Vormachtstreit in Deutschland ein Ende zu machen, Italien, um in den Besitz Venetiens zu gelangen —, war, wie sich die politischen Dinge gestaltet hatten, etwas Natürliches, Selbstverständliches; von lange her schien die geschichtliche Entwicklung dieses Zusammentreffen vorbereitet zu haben. Dennoch ist dieses Bündnis nur unter großen Schwierigkeiten zu stande gekommen. Es lag gleichsam in der Luft. Hier und dort war das nationale Ziel verwandt, der Gegner, den es zu bekämpfen galt, war derselbe. Die öffentliche Meinung in beiden Ländern stand den Staatsmännern zur Seite: in Deutschland hatte sich das zögernde Vertrauen erst dann der nationalen Politik des leitenden Staatsmannes vollends zugewandt, als man sie im Bunde mit dem seiner Vollendung zustrebenden Nationalstaat der Italiener sah. Und dennoch ist die Geschichte dieses Bündnisses voll von Irrungen und Mißverständnissen. Mehr als einmal hat es nur mit Mühe die Probe bestanden. Ein Stein des Anstoßes nach dem andern mußte aus dem Wege geräumt werden, die Auslegung des Bündnisses war bis zum Ende ein Gegenstand des Streits. Mißtrauisch folgte jeder der Verbündeten den Schritten des andern. Und auch dann, als sich das Bündnis allen Hindernissen zum Trotz als zuverlässig bewährt hatte und sein Doppelzweck glücklich erreicht war, auch dann noch hatte es ein unerquickliches Nachspiel, dessen Wirkungen sich in der Literatur beider Länder dauernd erhalten haben. Das sind bekannte Dinge, aber sie werden wieder aufgefrischt und in manchen Einzelheiten schärfer beleuchtet durch ein Buch, das kürzlich in Italien erschienen und dem Andenken einer der Hauptpersonen von damals gewidmet ist.*) Der Unterhändler des Bündnisses auf italienischer Seite war der General Joseph Govone. Er ist schon vor dreißig Jahren gestorben. Jetzt erst hat der Sohn gesammelt, was von amtlichen Schriftstücken und von intimern Aufzeichnungen, Tagebüchern, Briefen seines Vaters vorhanden war; ein sehr fragmentarisches Material, mit dessen Hilfe aber doch ein urkundlich treues Bild des Mannes

*) Umberto Govone, Il Generale Giuseppe Govone. Frammenti di Memorie. Torino, Fr. Casanova, 1902.

hergestellt werden konnte, der in einem kurzen Leben seinem Vaterlande vielseitige Dienste geleistet hat.

Aus einer alten piemontesischen Adelsfamilie stammend und in der Schule des piemontesischen Heeres aufgewachsen, war Govone von Jugend auf gewöhnt, in Lamarmora seinen Gönner und Vorgesetzten zu verehren. Er galt als einer der fähigsten Offiziere, zuverlässig und mit einer ungewöhnlichen wissenschaftlichen Bildung ausgerüstet. Ein rasches, erregbares Temperament verband er mit der kühlen Vorsicht des Diplomaten. Als er mit einundvierzig Jahren die Mission nach Berlin erhielt, hatte er schon mannigfache Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt; er stand schon in den Kriegen von 1848 und 1849 in den Reihen des Heeres und hatte als militärischer Attaché der Gesandtschaften in Wien und in Berlin die dortigen Heereseinrichtungen kennen gelernt. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges begab er sich in das Lager Omer Paschas, machte die beiden Donaufeldzüge 1853 und 1854 mit und leistete besonders bei der Verteidigung Silistrias nützliche Dienste. Amante delle avventure, wie er sich selber nennt, wäre er gern der Aufforderung Ismail Paschas gefolgt, ein Kommando in Asien zu übernehmen, aber Lamarmora schlug ihm den Wunsch ab und schickte ihn nach der Krim, wo er den Operationen der Engländer und der Franzosen folgte. Aus dem Briefwechsel, den er in dieser Zeit mit Lamarmora und mit Freunden führte, sind so interessante Bruchstücke mitgeteilt, daß wir es bedauern, daß er keine zusammenhängenden Aufzeichnungen gemacht hat. Schon im Juli 1854 hatte er gefragt: „Non entreremo in questa guerra? Ich hoffe, wir stecken unsre Nase darein, um unsrer Rolle als enfant terrible treu zu bleiben." Im Januar 1855 kann ihm endlich Lamarmora den Abschluß des Allianzvertrags mitteilen. Er wird zurückgerufen, begleitet Lamarmora nach Paris, wo dieser die Expedition vorbereiten sollte, und anfangs Mai geht es wieder nach der Krim, Govone als Major im Generalstab Lamarmoras. In der Schlacht an der Tschernaja, der einzigen Waffentat, an der die Piemontesen teilnahmen, gelang es ihm, sich auszuzeichnen, und nach dem Fall Sebastopols hatte er den Bericht darüber an das Kriegsministerium zu erstatten. Im Kriege von 1859 war er Oberst im Generalstab des Königs. Die Tagebuchnotizen und Brieffragmente aus dieser Zeit enthalten gleichfalls lesenswerte militärische Einzelheiten; auch verraten sie wiederholt den Unmut darüber, daß die Siege französische Siege sind, und daß sie, wie namentlich nach Magenta, nicht mit größerm Nachdruck ausgenützt wurden. Nach der Schlacht von Solferino hatte er wieder den Bericht über den Anteil der piemontesischen Armee an dem siegreichen Kampf abzufassen. Sehr verdienstvoll war Govones Tätigkeit in den Jahren 1863 und 1864 gegen den Brigantaggio im Neapolitanischen und gegen das Unwesen der Renitenti, d. h. der Militärflüchtigen in Sizilien. Was andern Generalen nicht gelungen war, das gelang ihm durch ein sinnreich ausgedachtes Verfahren, das zwar wegen seiner Strenge angefochten wurde, das er aber in einer Rede im Parlament erfolgreich verteidigte.

Dies war der Offizier, den Lamarmora im März 1866 nach Berlin sandte, wo er Vereinbarungen wegen eines Bündnisses gegen Österreich treffen

sollte. Preußen selbst hatte sich nach dem entscheidenden Ministerrat vom 28. Februar die Sendung eines Unterhändlers erbeten. Bisher hatte man in Florenz ziemlich ungläubig den preußischen Gesandten Grafen Usedom angehört, der nicht müde wurde, zu versichern, daß die Dinge in Deutschland unabwendbar dem Kriege zutrieben. Kam es aber wirklich zum Kriege, so durfte Italien die Gelegenheit mitzutun nicht versäumen, denn wenn Österreich nicht gutwillig auf Venetien verzichtete, so mußte sein Besitz mit den Waffen erstritten werden, und Krieg konnte Italien nur führen im Bunde mit einer andern Macht. Österreichs Gegner war Italiens natürlicher Bundesgenosse. Anderseits hatte Preußen das größte Interesse daran, für den Fall eines kriegerischen Ausgangs der Verwicklungen in Deutschland Italien zum Bundesgenossen zu gewinnen. Einmal aus militärischen Gründen, denn Moltke wollte den Krieg mit Österreich und seinen Verbündeten nicht wagen, ohne daß Österreich zu einer Teilung seiner Streitkräfte gezwungen wäre. Noch wichtiger war für Bismarck der politische Gewinn aus dieser Verbindung. Hatte man Italien zum Bundesgenossen, so hatte man in gewissem Sinn auch den Kaiser Napoleon als stillen Teilhaber, er stand als Beschützer hinter Italien, und man war zum mindesten seiner Neutralität sicher. Auch hoffte Bismarck, wenn einmal Preußen feste Verabredungen mit Italien getroffen hätte, den König leichter auf der einmal betretenen Bahn festhalten, leichter zu einer kriegerischen Politik fortreißen zu können. Es war die Absicht, Moltke selbst dazu nach Florenz zu senden, daß er dort die Bündnisverhandlung führen sollte, und es waren schon die Instruktionen für ihn aufgesetzt, deren Inhalt Sybel (4, 290) mitgeteilt hat, aber die Sendung unterblieb, eben weil sie durch die Ankunft Govones unnötig wurde.

Die Instruktionen, die Govone von Lamarmora erhielt, sind nicht bekannt. In seiner berüchtigten Verteidigungs- und Anklageschrift: Un po' più di luce behauptet Lamarmora, sie seien verloren gegangen. Der Verfasser unsers Buches sagt, sie seien überhaupt nur mündlich gewesen. Man kann ihren Inhalt erschließen aus den Berichten, die Govone über seine ersten Unterredungen mit Bismarck nach Hause sandte. Er war in der Voraussetzung gekommen, daß Preußen ungesäumt den Krieg erklären werde, und war ermächtigt, nach Feststellung eines gemeinsamen politischen Programms eine Militärkonvention abzuschließen. Aber zugleich hatte ihn Lamarmora mit dem tiefen Mißtrauen gegen Preußen erfüllt, das ihn selber beherrschte, und er hatte ihm auch von andern Kombinationen gesprochen, die nebenherliefen, und für die die eingeleiteten Verhandlungen mit Preußen, wenn sie nicht rasch zum Ziele führten, nur ein Hindernis sein konnten. Lamarmoras Ruf lassen seine Landsleute nicht antasten; er hat auch ohne Zweifel in den Jahren der politischen Vorbereitung dem piemontesischen Staat und seinem Heere wichtige Dienste geleistet, aber für die Zeiten der Erfüllung, für die Aufgaben, vor die sich jetzt Italien gestellt sah, reichten seine Kräfte nicht aus. In einem engherzigen Ideenkreise befangen und wie seine ganze Umgebung zu der piemontesischen Militärkonsorterie gehörend, für die die Freundschaft mit dem Kaiser Napoleon, dem großmütigen Helfer von 1859, die unverrückbare Richt-

linie der italienischen Politik war, hatte er keinen Sinn dafür, daß jetzt für Italien eine Gelegenheit gegeben war, die drückende Bevormundung Frankreichs abzuschütteln und durch einen waffenfreudigen Aufschwung der Nation, Hand in Hand mit einem uneigennützigen Bundesgenossen, der gleichen Zielen zustrebte, die nationale Selbständigkeit zu erringen. Nur mit halbem Herzen ließ er sich überhaupt in eine kriegerische Politik ein. Venetien wollte er allerdings für das unvollständige Königreich erwerben — wie der Ministerkollege Lamarmoras, Stefano Jacini in seiner Flugschrift: Due anni di politica italiana ausgeführt hat, war die baldige Lösung der venetianischen Frage zu einer Notwendigkeit für die innere Politik Italiens geworden —, aber es war Lamarmora gleichgiltig, durch welche Mittel die Lösung gelang. Jeder Weg war ihm recht, und einen friedlichen Weg zog er einem neuen Waffengang vor. Als er nach den Turiner Unruhen im September 1864 die Regierung übernommen hatte, sagte er in seiner Programmrede vom 12. November geradezu, daß er hoffe, durch friedliche Mittel in den Besitz von Venedig zu gelangen. „Wenn ich betraut wäre, mit dem Kaiser von Österreich unmittelbar zu reden, so hätte ich ihm Erwägungen beiderseitigen Interesses vorzutragen, die, so scheint es mir, ihn überzeugen müßten." Und er hatte, das Wohlwollen des Kaisers Napoleon für Italien rühmend, hinzugefügt, da Italien keine direkten Beziehungen zu Österreich habe, so wäre es natürlich, gegebnenfalls dessen Vermittlung und Beistand anzurufen. Es war ganz dieser Überzeugung gemäß, daß Lamarmora damals anfing abzurüsten, und als ihn einen Monat später der Garibaldiner Bixio deshalb interpellierte, von einer gutwilligen Abtretung Venetiens nichts wissen wollte, vielmehr an die Ehre des Landes appellierte, für den moralischen Gewinn eines erfolgreichen Krieges beredte Worte fand, entgegnete ihm Lamarmora mit Lobpreisungen des Friedens, die seinem humanen Sinn alle Ehre machten, aber im Munde eines Soldaten befremdlich klangen.

Konnte aber überhaupt an eine friedliche Lösung der venetianischen Frage gedacht werden? War sie im Bereiche der Möglichkeit? Ausgeschlossen war diese nicht. Man wollte durch private Sondierungen in Wien schon Anhaltspunkte dafür haben, daß Österreich unter Umständen einem Verzicht auf die feindselig gesinnte Provinz nicht mehr so unbedingt abgeneigt sei wie früher. Soeben, im Februar 1866, war der rumänische Thron erledigt worden. Ließ sich nicht die Gelegenheit benützen, Österreich zu einem Tauschgeschäft zu bewegen? Sybel hat es wahrscheinlich gemacht, daß sich die altre combinazioni, von denen in Govones Depesche vom 14. März die Rede ist, eben auf diesen Handel bezogen. Von Frankreich und Italien ist der Plan ernsthaft angeregt worden. Nun mußte man sich sagen, daß durch ein Kriegsbündnis mit Preußen ein friedliches Abkommen dieser Art nicht gefördert wurde. Aber anderseits konnte gerade die Einleitung zu einem solchen Bündnis wie eine Drohung wirken, die Österreich zu einem freiwilligen Verzicht geneigter machen konnte. Und welcher Verlaß war denn auf Preußen, das im Jahre 1850, als die Heere schon gegeneinander gerüstet standen, vor den Drohungen Österreichs unrühmlich zurückgewichen war? Doch viel näher noch lag eine andre Erinnerung.

Zum erstenmal hatte Bismarck wegen eines Bündnisses mit Italien im August 1865 angeklopft, und es scheint, daß Lamarmora damals wirklich mit beiden Händen zugreifen wollte. In diesem Augenblick, wo der Bruch wegen der Elbherzogtümer unvermeidlich schien, schloß Preußen die Gasteiner Konvention, und für die italienischen Staatsmänner war dies eine Enttäuschung, die sie aufs äußerste verstimmte und von da an vorsichtig, zurückhaltend, mißtrauisch machte. Wer konnte glauben, daß man in Berlin ernstlich den Krieg wollte? Mußte man nicht besorgt sein, daß Preußen, wenn es sich jetzt wieder an Italien wandte, seinerseits das Bündnis bloß dazu benützen würde, einen Druck auf Österreich auszuüben, der ihm den Besitz der Herzogtümer ohne Krieg verschaffte? Wer bürgte dafür, daß es dann den Verbündeten nicht preisgab und allein der Rache seines Feindes überließ? Es gab nur eine Bürgschaft für seinen ernstlichen und ehrlichen Willen, wenn es sich nämlich verbindlich machte, sofort loszuschlagen. Mit solchen zwiespältigen Gedanken ließ sich Lamarmora in die Verhandlungen mit Preußen ein, und solche zwiespältige Gedanken gab er auch seinem Abgesandten mit auf den Weg nach Berlin.

Govone traf am 14. März in der preußischen Hauptstadt ein, und das erste, was er erfuhr, war, daß durch eine Indiskretion seine Ankunft, die ein Geheimnis sein sollte, schon im voraus in die Öffentlichkeit gebracht worden war. Schon hierin sah er eine Bestätigung seines Argwohns. Wenn die Ankunft eines italienischen Unterhändlers sofort an die große Glocke gehängt wurde, konnte das einen andern Zweck haben, als Österreich einzuschüchtern und mürbe zu machen? Die Unterredung, die er noch an demselben Tage mit Bismarck hatte, warf ihm vollends sein Konzept über den Haufen. Er kam in der Absicht, Verabredungen über einen sofort zu eröffnenden Feldzug zu treffen, und er mußte nun erfahren, daß die Dinge in Berlin noch lange nicht bis zu diesem Punkte gediehen waren. Bismarck sagte ihm, die Persönlichkeit des Königs bürge dafür, daß Preußen nicht wie im Jahre 1850 zurückweichen werde, aber nun sei er, Bismarck, daran, eine politische Verwicklung in Deutschland wie die damalige herbeizuführen, um das vor sechzehn Jahren Versäumte dieses mal zu erreichen. Wegen des Besitzes der Herzogtümer könne er keinen Krieg führen. Das sei ihm ein zu geringes Ziel. Um der öffentlichen Meinung in und außerhalb Deutschlands willen bedürfe er ein größeres und unangreifbares Ziel, und das sei die Neugestaltung Deutschlands. Die Berufung eines deutschen Parlaments werde den Knoten unlösbar verwickeln. Um diese Situation vorzubereiten, brauche er aber Zeit, drei bis vier Monate, und um den König auf dem Wege zu diesem Ziel festzuhalten, wünsche er, daß sich Italien schon jetzt verpflichte, Preußen bei diesem Unternehmen beizustehn, während sich Preußen seinerseits für eine gleichzeitige Lösung der venetianischen Frage verbürge.

Das entsprach nun ganz und gar nicht den Weisungen, die Govone von Lamarmora erhalten hatte. Anstatt des sofortigen Krieges war dies eine Verpflichtung für entfernte Möglichkeiten, bei deren Eintritt es für Italien vielleicht ganz andre Umstände gab. Es verschloß sich die Möglichkeit einer andern Lösung, die Möglichkeit eines unmittelbaren Abkommens mit Österreich, während

Preußen noch gar keine bestimmte Verpflichtung einging. Auch den Vorschlag Govones, ein Abkommen zu schließen, wonach sich Preußen verbindlich machte, daß die Herzogtümerfrage nicht ohne die venetianische gelöst werde, lehnte Bismarck ab, der zuletzt, um Italien nicht loszulassen, als Minimum einen allgemeinen Freundschafts- und Allianzvertrag vorschlug, der zu nichts verpflichte, der ihm aber für die Festhaltung des Königs von Nutzen sei. Govone gewann den Eindruck, daß Preußen noch lange nicht an Krieg denke. Er sah schon seine Mission als zwecklos an und wurde in dieser pessimistischen Ansicht bestärkt durch den Gesandten Italiens am Berliner Hofe, den Grafen Barral, gleichfalls einen Piemontesen (beschränkt und empfindlich nannte ihn Bismarck, Bernhardi, 7, 262), aber auch durch die andern Mitglieder des diplomatischen Korps. Lord Loftus warnte ihn, sich mit Preußen einzulassen, das sicher im gegebnen Augenblick Italien im Stich lasse, und Benedetti glaubte gleichfalls nicht, daß es zum Kriege kommen werde.

Immerhin blieb Govone in Berlin, es wurde Zeit gewonnen, und es konnte seiner Regierung nur angenehm sein, wenn Österreich den Glauben gewann, daß ein preußisch-italienisches Bündnis im Werke sei. Auch die folgenden Unterredungen mit Bismarck brachten keinen wesentlichen Fortschritt. Govone machte gegen Bismarck gar kein Hehl aus seinem Argwohn, man brauche die Verhandlungen mit Italien bloß zu dem Zweck, Österreich einzuschüchtern. Bei dem Vorschlage Bismarcks, gegenseitig Militärbevollmächtigte nach Berlin und Florenz zu senden, argwöhnte Govone von neuem den Hintergedanken, daß es nur auf eine Demonstration abgesehen sei. Er könne, schrieb er am 17. März, von den eingeleiteten Verhandlungen keinen ernsthaften und praktischen Gewinn für Italien erwarten.

Mittlerweile hatte sich durch den Beginn der Rüstungen die Lage verschärft, und auch die italienischen Unterhändler zeigten sich jetzt geneigter. An dem Willen Bismarcks zum Kriege konnte Govone nicht mehr zweifeln, er hatte schon nach der ersten Unterredung mit Bismarck ausgerufen: Das ist Cavour, wie er leibt und lebt! und am 21. März empfing er auch aus dem Munde des Königs die Versicherung, daß er entschlossen sei, zum Schwert zu greifen, falls es nicht gelinge, sich in befriedigender Weise mit Österreich auseinander zu setzen, und daß er in diesem Fall auf ein Einvernehmen mit Italien rechne. Es wurden mehrere Entwürfe eines Bündnisvertrags erwogen und durchgesprochen, wobei Bismarck darauf bestand, daß Preußen die Initiative der Kriegserklärung gewahrt bliebe, während die Italiener es durchsetzten, daß die Wirksamkeit des Vertrags auf eine gewisse Frist, zwei oder drei Monate, beschränkt wurde, nach deren Ablauf Italien wieder frei war. Eine Klausel wegen Welschtirols aufzunehmen, wurde von Bismarck verweigert. Auch Benedetti drängte jetzt zum Abschluß.

Konnte Italien eine Gelegenheit versäumen, die so nicht wiederkehrte? Das rumänische Nebelbild war längst zerflossen. Es kam endlich soweit, daß man sich über einen Vertragsentwurf einigte, und daß sich die Italiener von ihrer Regierung Vollmacht erbaten, den Vertrag zu unterzeichnen. Govone schrieb am 18. März an Lamarmora: „Die Gefahr scheint noch immer die,

daß Bismarck den Vertrag als Waffe benützt für den Plan einer Bundesreform, den er in diesem Augenblick betreibt, und daß er dazu bestimmt ist, Österreich und die kleinern Staaten zu erschrecken und die Herzogtümer ohne Schwertschlag zu erlangen. Eure Exzellenz werden denken, daß es bedauerlich wäre, wenn unsre Teilnahme an dem Vertrag keinen andern Gewinn brächte und für Italien ohne Wirkung bliebe; allein es wäre noch viel bedauerlicher, wenn es zu einer Verständigung zwischen Österreich und Preußen käme, nachdem wir alle Kosten einer unnützen Mobilisierung getragen hätten." Noch am 2. April schrieb er: „Was die hiesige Meinung über die Wahrscheinlichkeit des Krieges betrifft, so glaubt man, daß der Graf Bismarck bei der Unmöglichkeit, die Herzogtümerfrage mit den Demonstrationen zu lösen, bis zum Krieg gehn werde. So urteilt, wer ihn kennt. Aber die ältesten Diplomaten in Berlin sind der Ansicht, daß ihm der König niemals bis dahin folgen wird; sie sind überzeugt, daß eines schönen Tages die Sendung eines Generals nach Wien den Streit zum Ende bringen kann." Auch das preußische Volk in allen seinen Ständen sei gegen den Krieg, Haß gegen Österreich sei nirgends vorhanden, und nicht einmal in der Stimmung des Heeres finde Bismarck eine Stütze. Solche Bemerkungen konnten nicht dazu beitragen, die Bedenken Lamarmoras zu beseitigen. Wirklich zauderte dieser. Von Tag zu Tag warteten die Unterhändler auf Nachricht aus Florenz. Es kam keine Antwort. Bismarck wurde ungeduldig, und die Stellung Govones wurde, wie er in einer nach seiner Heimkehr aufgesetzten Denkschrift sagte, peinlich und falsch, bis endlich eines Tages Lamarmora in furia ed in fretta den Wortlaut des Bismarckischen Entwurfs verlangte und darauf in furia ed in fretta telegraphisch die Weisung zur Unterschrift gab. Barral und Govone konnten sich die plötzliche Eile nicht erklären. Die Erklärung war einfach genug. Lamarmora hatte, wie immer in solchen Fällen, in Paris angefragt und durch Nigra und durch den Vertrauensmann Grafen Arese, den er eigens zum Kaiser geschickt hatte, die Weisung zuzugreifen erhalten. So konnte denn endlich am 8. April der Bündnisvertrag unterzeichnet werden, dessen Wortlaut zuerst Bonghi im Jahre 1870 veröffentlicht und den Thiers das größte Ereignis der europäischen Politik genannt hat. Bismarck selbst nahm die Nachricht von der Einwilligung Italiens mit Freuden auf und sagte zu Govone: Auch wenn der Krieg, was höchst unwahrscheinlich sei, nicht ausbräche, würden doch die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Preußen und Italien einen geschichtlich bedeutsamen Punkt im Leben beider Völker bezeichnen und eine neue politische Zukunft einleiten, zum Segen für beide Völker.

Der Vertrag hat nach beiden Seiten seinen Zweck erfüllt. Er hat Preußen sowohl als auch Italien das von ihnen erstrebte Ziel verschafft, und auch die Italiener — unser Buch beweist dies — erkennen es jetzt an, daß Preußen nicht in der Lage war, einen anders lautenden Vertrag abzuschließen. Daß es ihnen damals nicht leicht war, einen Vertrag einzugehn, der in der Tat einseitig war, der Rechte und Pflichten nicht gleichmäßig verteilte, der sie selbst für den Kriegsfall fest an Preußen band, während sich dieses nicht bloß die Stunde des Kriegs, sondern den Entschluß zum Kriege vorbehielt, der ihr Los

von einer Politik abhängig machte, die im Grund auf einer einzigen, im eignen Vaterland nicht in ihrer Größe erkannten Persönlichkeit ruhte, das ist begreiflich und verzeihlich genug. Bismarck hatte ihnen immer wieder vorgestellt, daß gerade durch die Tatsache des Bündnisses eine kriegerische Lösung an Wahrscheinlichkeit gewinne, aber möglich war doch noch immer ein friedlicher Ausgang, während sie sich für drei Monate gebunden hatten. Nicht ihr Zögern, nicht ihre vorsichtige Zurückhaltung kann man ihnen zum Vorwurf machen, wohl aber dies, daß sie auch, nachdem Bismarck die Schiffe hinter sich verbrannt hatte, ihre argwöhnischen Gedanken nicht verwinden konnten. Gleich am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrags mit Italien hatte Bismarck in Frankfurt seinen Antrag auf Bundesreform gestellt und damit sein gegebnes Wort eingelöst. Den Italienern aber war die Besorgnis nicht auszutreiben, daß sie am Ende im Stiche gelassen würden, oder daß ihnen durch das Bündnis andre Gelegenheiten versperrt werden könnten, und das hat dann lähmend auch auf ihre Kriegsrüstungen, auf ihren Kriegsplan und auf ihre Kriegführung eingewirkt.

Bald genug trat ein kritischer Augenblick für das kaum geschlossene Bündnis ein. Als Österreich in Berlin die beiderseitige Abrüstung vorschlug, und Bismarck, dem starken Druck nachgebend, der in diesem Augenblick von allen Seiten im Sinne der Friedensbewahrung ausgeübt wurde, den Vorschlag zustimmend beantwortete, verloren die italienischen Bevollmächtigten sofort den Mut. Barral schrieb am 19. April: „Herr von Bismarck ist sehr unzufrieden mit der friedlichen Wendung, die der Konflikt zu nehmen scheint. Die Aussicht auf einen Kampf mit den Waffen ist für den Augenblick entschieden beseitigt. Unser Eindruck, der meinige und der des Generals Govone, ist der, daß Bismarck durch den österreichischen Vorschlag betroffen und durch die neue friedliche Phase, in die der Konflikt eintritt, sichtbar entmutigt ist.“ Entmutigt waren jedenfalls die Italiener, Govone hielt seine Anwesenheit in Berlin jetzt für nutzlos und trat am 24. April eine Reise nach Hamburg und Kiel an. Doch schon am 1. Mai wurde er durch Lamarmora telegraphisch nach Berlin zurückgerufen. Die Ursache war die Note des Grafen Mensdorf vom 26. April, worin erklärt war, daß Österreich von Italien bedroht sei, weshalb es die Kriegsvorbereitungen nach dieser Seite nicht einstellen könne. Schon am 21. April war der Befehl zur Mobilisierung der Südarmee ergangen, die Wendung zum Krieg war damit zur hellen Freude Bismarcks entschieden, auch die italienische Armee wurde jetzt auf den Kriegsfuß gesetzt, hoch auf loderte durch ganz Italien kriegerische Begeisterung, und Govone erhielt nun den Auftrag, in Berlin anzufragen, wie sich Preußen verhalte, im Fall Italien Österreich angreife, und wie im umgekehrten Fall, wenn Italien von Österreich angegriffen würde.

Bismarck erwiderte, der König sei bei seiner friedliebenden Gesinnung nicht dazu zu bringen, seine Unterschrift unter eine Stipulation zu setzen, die Italien eine Handhabe gäbe, womit es Preußen wider dessen Willen in den Krieg ziehn könnte. Was den zweiten Fall betreffe, einen Angriff Österreichs auf Italien, so folge aus dem Wortlaut des Vertrags in diesem Fall für Preußen

keine Verpflichtung zur Bundeshilfe. Bismarck sagte aber zu, daß Preußen im eignen Interesse Italien nicht im Stich lassen werde, und setzte sogar seine persönliche Stellung dafür ein. Italien möge vertrauen auf die Gewalt der Umstände, auch wenn die Bedenken des Königs gegen eine bestimmte Zusage nicht zu überwinden wären. Das genügte aber Govone nicht. Der Vertrag sei eine „Offensiv- und Defensivallianz," und daraus folge, daß beide Teile gegenseitig zur Hilfe verpflichtet seien. Ja er deutete an, daß sich bei der Weigerung Preußens, die Gegenseitigkeit anzuerkennen, Italien seinerseits von dem Vertrage lösen und anderweitige Kombinationen, z. B. ein französisches Bündnis, suchen könne. „Italien sei voll Zuversicht, habe ein vorzügliches und starkes Heer, ein patriotisches Volk, aber anstatt uns allein mit Österreich in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen, rate uns trotz unsrer Zuversicht die Klugheit, uns lieber anderswohin zu wenden zum Zweck andrer politischer und militärischer Kombinationen, und was die militärischen betrifft, so würde es uns beispielsweise genügen, auf unsrer Seite nicht ein französisches Heer, sondern allein das französische Banner zu haben, um den Kampf auch allein zu wagen."

Man kann kaum annehmen, daß diese Drohung Bismarck sehr imponiert haben sollte. In unserm Buche wird es aber so dargestellt, als ob Bismarck, betroffen und die Gefahr eines Abspringens des Alliierten befürchtend, rasch die Autorität des Königs zu Hilfe gerufen hätte, um die Bedenken Govones zu zerstreuen. An demselben Abend rief er diesen in Eile zu sich und sagte ihm, er habe den König gesprochen, dieser rate Italien, sich des Angriffs zu enthalten, er habe sich aber vollkommen einverstanden erklärt mit seiner, des Ministerpräsidenten, Zusage, daß nämlich Preußen, obwohl durch den Vertrag nicht gebunden, Italien nicht im Stich lassen werde. Govone nahm mit Befriedigung diese im Namen des Königs abgegebne Erklärung entgegen. An Bismarcks Willen zum Krieg zweifelte er längst nicht mehr. „Graf Bismarck schreitet mit seiner ganzen Energie und geistigen Überlegenheit auf sein Ziel los, und dieses ist der Krieg mit Österreich. Da er es mit dem schwankenden König zu tun hat, kann er heute nicht mit absoluter Bestimmtheit sagen, daß er ihn immer auf seiner Seite haben wird, aber er kommt mit jedem Tag einen Schritt weiter. Sieht man auf die großen Interessen, die für Preußen auf dem Spiele stehn, sieht man auf den schon zurückgelegten Weg, und bedenkt man, wie günstig jetzt alles für Preußen liegt, so kommt man zum Schlusse: die Wahrscheinlichkeit wird immer größer, daß Bismarck sein Ziel erreichen kann."

So war denn auch diese Wolke glücklich zerstreut, aber es blieb immerhin eine leichte Verstimmung zurück. Doch schon nach wenig Tagen sollte das Bündnis einer neuen, der stärksten Belastungsprobe ausgesetzt werden. Der Kaiser, der den Konflikt bisher geschürt, die Italiener zum Bündnis ermuntert hatte, war stutzig geworden, da die Zusagen, die er von Preußen erwartete, ausblieben, nie eine greifbare Gestalt gewannen, Bismarck jeder bestimmten Erklärung auswich. So in seinen Berechnungen unsicher geworden, hatte er sich Österreich zugewandt: er suchte jetzt geradezu die Allianz zu sprengen, die

unter seinen Auspizien zu stande gekommen war, und in diesem Sinne übernahm er es, das Angebot zu übermitteln, zu dem sich Österreich, gleichfalls um die verhaßte Allianz zu sprengen, entschlossen hatte, und das, wenn es vier Wochen früher erfolgt wäre, in der Tat den Abschluß des Bündnisses verhindert hätte.

(Schluß folgt)



Leibniz

1. Seine Physik



Der Kaiser hat in seiner von den Zeitungen vielleicht nicht ganz genau wiedergegebnen Görlitzer Rede u. a. gesagt: „Das neue Jahrhundert wird beherrscht durch die Wissenschaft, die Technik einbegriffen, nicht wie das vorige durch die Philosophie.“ (Das philosophische Zeitalter ist um das Jahr 1850 vom naturwissenschaftlichen abgelöst worden.) Da gewisse Realisten diese Äußerung dazu mißbrauchen werden, die Philosophie aufs neue als ein Hirngespinst vergangner Jahrhunderte zu verschreien, so kommt uns ein Buch gelegen, das an den unlösbaren Zusammenhang der Naturwissenschaften mit der Philosophie erinnert: Leibniz System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen von Dr. Ernst Cassirer. (Marburg, N. G. Elwert, 1902.) Die Physik ist sowohl bei den Griechen, wo sie in ihren Anfängen stecken blieb, als auch bei uns, wo sie sich zu einer endlosen Fortschritt verbürgenden Kraft und Fülle entfaltet hat, aus der Philosophie hervorgegangen und würde zur Überlieferung toter Formeln und Fertigkeiten erstarren, wenn das methodische schöpferische Denken — das und nichts andres ist die Philosophie — einmal abstürbe. Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, die größten Mathematiker, Physiker und Astronomen, sind Philosophen, die großen Philosophen Cartesius und Leibniz sind Mathematiker gewesen. Nicht Zufall oder Laune war es, was den Philosophen Leibniz zum Miterfinder der Infinitesimalrechnung machte, sondern diese ist die Wurzel, aus der seine Physik und seine Metaphysik in unauflösbarer Wechselwirkung hervorgegangen sind. Wenn dieser Zusammenhang in den meisten Darstellungen nicht einmal erwähnt, viel weniger ausführlich beschrieben wird, so kommt das wohl daher, daß die Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts — jetzt ändert sich das — in der Regel keine Mathematiker gewesen sind und die mathematischen Schriften des größten aller Polyhistoren nicht gelesen haben. Die Infinitesimalrechnung zu erlernen, habe zwar auch ich bis jetzt noch nicht Zeit gefunden, aber ihren Grundgedanken verstehe ich wenigstens (den Schlüssel habe ich bei Liebmann gefunden), und das genügt, auch Cassirers Buch zu verstehn, das uns erzählt, wie Leibnizens Philosophie samt der ganzen modernen Naturwissenschaft aus dieser Wurzel hervorgegangen ist.

Die Hälfte der Eins ist zweimal, das Viertel viermal in der Eins ent-

halten. Arithmetisch ausgedrückt $\frac{1}{1/2} = 2$, $\frac{1}{1/4} = 4$. Je kleiner der Nenner wird, desto mehr wächst der Wert des Bruches. Eins dividiert durch ein Milliontel ist eine Million, und wird der Nenner unendlich klein, verschwindet er endlich ganz, so wird der Quotient unendlich groß: $\frac{1}{0} = \infty$, Eins dividiert durch Null ist eine unendlich große Zahl. Dasselbe gilt natürlich auch, wenn statt der Eins die Vier oder die Fünfzehn oder eine Million als Zähler gewählt wird. Aber das Unendliche, das dann herauskommt, ist offenbar viermal oder fünfzehnmal oder millionenmal so groß als das erste Unendliche. Daß ein Unendliches das Vielfache von einem andern Unendlichen sein soll, erscheint dem gemeinen Verstande als Unsinn; arithmetisch aber ist es eine unbezweifelbare Wahrheit. Wenn wir sehen wollen, wie die Sache nach der entgegengesetzten Seite hin verläuft, müssen wir den (ebenfalls von Leibniz entwickelten) Begriff der Funktion zu Hilfe nehmen. Wenn die beiden geometrischen oder arithmetischen Größen x und y veränderlich gedacht werden, und wenn y von x in der Weise abhängig ist, daß es sich bei jeder Veränderung von x nach einem bestimmten Gesetze mit verändert, so wird y eine Funktion von x genannt. Die Kreislinie ist eine Funktion des Radius, oder, wollen wir des bequemern Ausdrucks wegen lieber sagen, des Durchmessers; sie mag groß oder klein sein, wachsen oder abnehmen, sie bleibt immer ungefähr $3^1/_7$ mal so groß wie ihr Durchmesser. Man denke sie sich nun in kleinen Abständen immer kleiner werdend. Die Unterschiede zwischen jeder vorhergehenden und ihr folgenden Länge heißen Differenzen. Wird der Kreis verschwindend klein, und denkt man sich ihn trotzdem noch weiter abnehmend, so heißen die ebenfalls verschwindend kleinen Unterschiede Differentiale. Wird die Länge der Kreislinie zu Null, so widerfährt ihrem Durchmesser dasselbe, aber die erste Null bleibt $3^1/_7$ mal so groß als die zweite, und die Differentiale beider Linien behalten innerhalb des Nichts ihre bestimmten Größen. Daß das keine leere Gedanken-, Wort- und Zahlenspielerei ist, bezeugen die Astronomen, die Ingenieure, die Geometer, denen die Philosophie in der Differential- und der Integralrechnung das wunderbar feine Instrument geschliffen hat, womit sie in ihren Berechnungen den denkbar höchsten Grad von Genauigkeit zu erreichen vermögen.

Leibnizen lieferte die Infinitesimalrechnung zunächst einen Beweis für die Richtigkeit seines Apriorismus. Daß das Differential nichts Wirkliches, daß es, arithmetisch verstanden, einfach Null sei, davon war er überzeugt. Aber es erwies sich ihm als eine nützliche Fiktion gleich der $\sqrt{-1}$, die auch nichts Wirkliches ist. Und weil solche Rechengrößen, die gedacht werden müssen, obgleich in der Wirklichkeit nichts vorkommt, was ihnen entspricht, zu wirklichen und richtigen Ergebnissen führen, so sah er in ihnen einen Beweis dafür, daß das gesetzliche Denken und die gesetzliche Wirklichkeit einander wunderbar entsprechen, und daß wir ohne die Denkgesetze, die bald angeborne Ideen, bald aprioriſche Begriffe, bald Kategorien genannt werden, die Wirklichkeit nicht wahrnehmen könnten, denn eine Wahrnehmung, die keine geordnete Erkenntnis wäre, würde so gut wie gar keine Wahrnehmung, würde nur ein wüster Traum sein. Wenn demnach die Sensualisten sagen: nihil est in

intellectu, quod non fuerit in sensu, so ergänzt der Apriorismus oder Idealismus: nisi intellectus ipse. Vor der Wahrnehmung der Dinge muß der wahrnehmende Geist da sein, der zwar insofern tabula rasa ist, als er noch keine Vorstellungen enthält, von dem aber die unbeschriebne Tafel überhaupt kein richtiges Bild ist, weil er die Dinge nicht wie ein Spiegel oder wie die Platte des Photographen leidend aufnimmt, sondern sie mit dem ihm angebornen Mechanismus verarbeitet und in eine gesetzliche Ordnung bringt. Die beiden Hebel seiner ordnenden Tätigkeit sind der Satz vom Widerspruch und der Satz vom zureichenden Grunde. Mit dem ersten Satze schafft er, von Schlußfolgerung zu Schlußfolgerung fortschreitend, die Geometrie, deren Gebilden nichts Wirkliches entspricht — denn es gibt in der Natur weder mathematische Punkte, noch Linien, noch Flächen, das alles sind nur Gedankendinge —, nach denen sich aber die Wirklichkeit richtet, wie Kant die Tatsache der Übereinstimmung zwischen Denken und Sein parador ausgedrückt hat.

Kant habe, sagt Cassirer, Leibnizens „obwohl" (obwohl das methodische Denken nur ideale Gebilde schafft, gilt es doch für das Reale) in „weil" verwandelt. Ein übergeschnappter Idealismus hat sich zu der Einbildung verstiegen, der einzelne Mensch schaffe die Dinge dadurch, daß er sie schaue oder erkenne. Der Idealismus bedeutet aber nur, daß die Menschen mit Hilfe der äußern Dinge die in ihnen lebende Welt gemeinsam schaffen, indem sie alle nach den ihnen angebornen und in allen übereinstimmenden Gesetzen des Wahrnehmens und des Denkens verfahren. Ohne diese doppelte Übereinstimmung in der Gesetzlichkeit, die Übereinstimmung der Geister untereinander und mit der Natur, wäre kein Wirken, kein geordnetes Zusammenleben möglich, wie denn schon eine geringe Abnormität des seelischen oder des leiblichen Organismus, eine fixe Idee zum Beispiel oder Farbenblindheit, das Wirken hemmt und die Ordnung der Gesellschaft stört. In der lückenlosen Übereinstimmung des wahrgenommenen Verlaufs der Ereignisse mit den Forderungen der Denkgesetze haben wir die Gewähr, daß unser waches Leben nicht Traum, nicht Illusion ist. Quoique les méditations mathématiques soient idéales, cela ne diminue rien de leur utilité, parceque les choses actuelles ne sauraient s'écarter de leurs règles; et on peut dire en effet, que c'est en cela que consiste la réalité des phénomènes, qui les distingue des songes. Wenn wir wissen, daß heute der Mond um sieben Uhr aufgeht, was eine mathematisch ermittelte Wahrheit ist, wenn wir mit der Uhr in der Hand seinen Aufgang erwarten, und er pünktlich erscheint, so dürfen wir ziemlich sicher sein, daß wir nicht träumen. Wissenschaftliches Erkennen und wissenschaftlicher Fortschritt beruhn nun darauf, daß wir die mit Hilfe der unserm Verstand angebornen „ewigen Wahrheiten" ermittelten Urteile und Begriffe nach festen Regeln auf das Wahrgenommene anwenden. Die Methoden sind Hilfsmittel, mit denen wir „die Erscheinungen buchstabieren, um sie als Erfahrung lesen zu können."

Ehe es Naturwissenschaft geben kann, muß also vorher die Kunst des methodischen Denkens, des Philosophierens erfunden sein; ein wüster Haufe

von Wahrnehmungen, von Kenntnissen ist keine Erfahrung im wissenschaftlichen Sinne. Die rohe Empirie kann zum methodischen Denken anregen, aber ohne dieses ist sie noch nicht das, was die moderne Wissenschaft Erfahrung nennt. Wenn nun auch der Idealismus klar macht, daß die Menschenseele selbst der geheimnisvolle Schoß ist, aus dem ihre Welt quillt, die sie mit Hilfe ihrer von den Außendingen angeregten Sinne erzeugt, so bringt er doch den Besonnenen nicht in Gefahr, Illusionist oder Skeptiker zu werden. Die Sinne täuschen nicht, lehrt Leibniz. Die Einbildung und die Fehlschlüsse des nicht methodisch denkenden Kindes, des gemeinen Mannes sind es, die verleiten, in die Dinge hineinzulegen, was nur für die wahrnehmende Seele einen Sinn hat, wie Farbe, Ton und Wohlgeruch, und den von einer Tischecke erlittnen Stoß für die Wirkung einer starren innerlich ungeteilten Masse zu halten, während sie von der Abstoßung unzähliger unzusammenhängender Massenteilchen hervorgebracht wird. Wie die Dinge einem anders organisierten Wesen, wie sie Gott erscheinen mögen, und wie es zugeht, daß uns überhaupt die Dinge erscheinen, das heißt, von uns wahrgenommen werden, danach zu fragen, meint Leibniz, sei nicht wissenschaftlich.

Weit wichtiger als die Bestätigung des Idealismus, der dem Philosophen schon ohnehin feststand, ist der Dienst, den ihm der Begriff des Unendlichen und besonders des unendlich Kleinen als ein Schlüssel zur Erschließung des Innern der Natur leistete. Da alles Erscheinende aus unendlich kleinen Teilen bestehe, meinte Leibniz, so müsse man, um ins Innere der Natur einzudringen, überall die kleinsten Teile aufsuchen, und er ging nun folgendermaßen vor. Cartesius hatte alles Leben dem Geist allein zugesprochen, die Körperwelt als einen starren und toten Mechanismus beschrieben, dem Körper als einzige Eigenschaft die Räumlichkeit oder Ausdehnung beigelegt und die Ausdehnung als Größe definiert. Leibniz wies nun zunächst nach, daß die Größe keineswegs den Raumgrößen ausschließlich zukomme, daß auch die Zahl, die Bewegung, die Kraftwirkung teilbar und meßbar seien. So bildete er den Begriff der Intensität aus und gesellte der extensiven Größe die intensive bei. Dann wandte er den Apriorismus auch auf den Raum an und zeigte, daß nicht allein die sekundären Eigenschaften der Körper wie Farbe und Temperatur Schöpfungen der Seele sind, sondern daß das auch von der bis dahin für primär gehaltenen Eigenschaft der Räumlichkeit gilt. Weder gibt es einen absoluten Raum, in den die Körper hineingesetzt würden, noch ist der Raum, den ein Körper einnimmt, etwas ein für allemal fertiges und unveränderliches. Die Räumlichkeit ist eine Vorstellung, die die Seele bildet, um die zugleich wahrgenommenen Dinge zu ordnen, jedem seine Lage, seinen Ort anzuweisen, und damit die Lagenverhältnisse der Dinge zueinander festzustellen. Der Raum ist demnach eine vom Verstand erzeugte Ordnung von Lagen und Lagenverhältnissen. Nun kann ein Ort schon durch einen Punkt bestimmt werden. Der Punkt ist also etwas räumlich vorgestelltes, obwohl er gar keine Ausdehnung hat. Und er ist das wichtigste Raumelement, denn aus ihm gehn alle andern hervor. Der sich bewegende Punkt zeichnet eine Linie, und wie die Linie die Bahn des Punkts, so ist die Fläche die Bahn der Linie, der Körper die Bahn

der Fläche. Und zwar entstehn diese Raumgrößen durch stetig zuwachsende unendlich kleine Größen von derselben Art wie die wachsende ist. Die Linie besteht nicht etwa aus Punkten und dazwischen liegenden leeren Räumen. Sie ist ein Kontinuum, eine stetige, zusammenhängende Größe. Ihre Teile sind Linien. Die Teile aber bis ins unendlich Kleine hinein, bis an die Grenze des ausdehnungslosen Punkts zu verfolgen, ist deswegen von Wichtigkeit, weil gleich der erste unendlich kleine Teil die gerade Richtung der Linie bestimmt, wenn sie eine gerade, die Krümmung, wenn sie eine Kurve ist.

Damit ist aber eine ganze Reihe von Gesetzen ermittelt, die für die Naturerkenntnis von entscheidender Bedeutung sind. Erstens, daß sich schon im Anfang jeder Veränderung ihr ganzer Verlauf offenbart. Im ersten Gliede einer Reihe wird die ganze Reihe erkannt (4, 5, 6; 4, 6, 8; 4, 8, 16). Im winzigsten Samenkorn steckt die Pflanze und stecken ihre Sprößlinge; im heutigen Ereignis das morgige. Die Welt ist eine Ordnung von verflochtenen Reihen, deren jede ihr Gesetz hat, und wer ihren heutigen Zustand durchschauen könnte wie Gott, würde die ganze Zukunft nicht daraus erraten sondern darin ablesen: omne praesens gravidum est futuro. Zweitens erkennt man auf diesem Wege, daß die Körperwelt, die Natur, das Universum keine starren Substanzen sind, daß ihnen kein unveränderliches Sein zu Grunde liegt, sondern daß die Wirklichkeit ein unaufhörliches Werden ist, ein Prozeß, ein Fortschreiten in unmerklich kleinen Schritten, und daß durch unmerkliche Übergänge ein Ding aus dem andern wird. Das Polygon geht durch Vervielfältigung seiner Seiten ins unendliche zuletzt in einen Kreis über. Der Schein des unveränderlich Seienden wird nur dadurch erzeugt, daß man eine Station des Prozesses für die Betrachtung herauslöst; in Wirklichkeit ist die Ruhe nur eine unendlich kleine Bewegung, die Gleichheit nur eine unendlich kleine Ungleichheit. Diese Betrachtung ergibt als drittes Gesetz, daß die Natur keine Sprünge macht, woraus dann weiter folgt, daß auch die organischen Wesen in unmerklich kleinen Übergängen das eine aus dem andern hervorgegangen sind, und daß es keine festen, unveränderlichen Arten geben kann, daß also die Entwicklungslehre recht hat. (Diese Folgerung zieht nicht etwa Cassirer oder sein Berichterstatter; Leibniz selbst hat sie gezogen.) Als viertes Gesetz erkennen wir, daß es, wie nichts Unveränderliches, so auch nichts Beziehungsloses geben kann. Jedes Wesen ist in jedem Augenblick das, was es ist, nur durch seine Stellung in seiner Reihe und nur durch das augenblickliche Stadium des Prozesses, worin es wirkt oder leidet. (Woraus u. a. folgt, daß, wie schon wiederholt bemerkt worden ist, wenn Gott vorweltlich gedacht werden soll, man ihn unmöglich einpersönlich denken kann.)

Damit wenden wir uns zum Raum zurück, der, wie wir gesehen haben, eine Ordnung von Beziehungen ist, sodaß, wenn man nicht allermindestens zwei voneinander entfernte Punkte hat, die aufeinander bezogen werden, von Raum keine Rede sein kann. Diese Beziehungen aber samt den vorgestellten Bewegungen von Punkten schaffen erst den geometrischen Raum; soll es wirkliche Raumgrößen, Körper geben, so muß ein Etwas dasein, das die Bewegungen vollführt und den Raum füllt, eine Substanz; und zwar muß diese

Substanz Qualitäten haben. Eine Ausdehnung an sich ist nicht denkbar. Ausdehnung setzt etwas ausgedehntes voraus; extensio est alicujus extensio, sowie Menge und Dauer die Menge von irgend etwas, die Dauer von irgend etwas sind. Ausdehnung ist die „Diffusion oder Kontinuation einer Qualität.“ Dabei ist jedoch nicht an die Diffusion dieses Weißen, Warmen und Harten zu denken, das wir den Ofen nennen, denn diese Qualitäten sind ja nur in unsrer Vorstellung, sondern an Qualitäten, die diese Vorstellungen in uns erzeugen. Leibniz bezeichnet sie als Kräfte. Der Berechnung zugänglich und deshalb unmittelbar brauchbar für die Wissenschaft sind die bewegenden Kräfte. Diese fassen wir als Ursachen auf. Die Betrachtung geht also nun aus dem Gebiete der Mathematik, dessen Gebilde allein durch den Satz vom Widerspruch erzeugt werden, in das Reich der körperlichen Wirklichkeit über, dessen Inhalt der Satz vom zureichenden Grunde ermittelt. Aus diesem Satze folgt, daß die Wirkung der Ursache gleich sein müsse. Leibniz entwickelt daraus den Begriff der lebendigen Kraft, der Arbeitgröße, und das Gesetz der Äquivalenz. Wenn Cassirer meint, man müsse von Leibnizens Darstellung den gewöhnlichen Ausdruck der mechanischen Arbeit: mg, das Produkt von Masse und Geschwindigkeit, fern halten, so scheint mir das nicht richtig zu sein. Die Arbeit in diesem Sinn erschöpft freilich nicht den Leibnizischen Kraftbegriff, aber dieser wird von Leibniz selbst an ihr klar gemacht. Der Philosoph schreibt unter anderm: Gleich nenne er Kräfte, die einer gleichen Zahl von Elastizitätseinheiten denselben Grad von Spannung verleihen, gleiche Gewichte auf dieselbe Höhe über die Anfangslage heben, gleichen Massen dieselbe Geschwindigkeit mitteilen, überhaupt dieselbe Wirkung irgend einer Art hervorbringen können. Alle Arten von Kraftwirkung müssen, behauptet er, vergleichbar sein und auf ein gemeinsames Maß zurückgeführt werden können. Wäre das nicht der Fall, so wäre die Kraft nicht eine bestimmte Quantität, sondern etwas Unbestimmtes und Regelloses (absonum), und es gäbe keine Wissenschaft der Dynamik. Die Hauptstelle lautet: Au lieu du principe Cartésien (man kann nicht erkennen, welches er meint) on pourrait établir une autre loi de la nature que je tiens la plus universelle et la plus inviolable, savoir qu'il y a toujours une parfaite équation entre la cause pleine et l'effet entier. Elle ne dit pas seulement que les effets sont proportionnels aux causes; mais de plus que chaque effet entier est équivalent à sa cause. Et quoique cet axiome soit tout-à-fait métaphysique (metaphysisch nennt Leibniz die Prinzipienlehre im Gegensatz zur Physik, die die Grundsätze und Begriffe auf die Körperwelt anwendet), il ne laisse pas d'être des plus utiles qu'on puisse employer en physique, et il donne moyen de réduire les forces à un calcul de géométrie.

Der entwickelte Lehrsatz ist nach Leibnizens Redeweise metaphysisch, weil er aus dem Satze vom zureichenden Grunde abgeleitet, nicht aus der Erfahrung geschöpft ist. Denn die rohe Erfahrung lehrt überall das Gegenteil. Nur in dem einzigen Falle der in einer Linie aufgehängten gleich großen Elfenbeinkugeln tritt das Gesetz in die Erscheinung, und auf diese Vorrichtung würde man gar nicht verfallen sein, wenn man nicht vorher den Satz „auf

metaphysischem Wege" gefunden hätte. Nur an diesem Apparat wird Leibnizens Forderung, daß die ganze Kraft in dem stoßenden Körper völlig ausgelöscht werden und in dem gestoßenen unvermindert wiedererstehn müsse, augenscheinlich erfüllt: die Kugel, die man herabfallen läßt, bleibt unten still liegen, die angestoßne schwingt in einem Bogen zu der Höhe, von der die anstoßende gekommen ist, und das Spiel wiederholt sich, bis der Luftwiderstand es zur Ruhe bringt. Auch in diesem Falle tritt also die Äquivalenz nicht vollkommen in die Erscheinung, weil der Luftwiderstand bewirkt, daß jeder spätere Schwingungsbogen um ein unmerkliches kleiner ist als der vorhergehende. In den allermeisten Fällen bewirken Reibung und andre Umstände, daß die Ursache und die sichtbare Wirkung von sehr ungleicher Größe sind. Aber Leibniz läßt sich durch den Augenschein nicht irre machen; ihm steht das Gesetz der Äquivalenz, das unter dem Namen des Gesetzes der Erhaltung der Energie von Robert Mayer aufs neue formuliert worden ist, a priori fest. Er schreibt in einem Briefe (an Clarke): „Man wendet mir ein, daß unelastische Körper beim Zusammenstoß Kraft verlieren. Dies ist jedoch nicht der Fall. Es ist wahr, daß die Körper an Massenbewegung verlieren; das für die Bewegung Verlorne wird jedoch auf die innern Teile übertragen, und die Differenz ist somit nur scheinbar. Die Kräfte werden nicht zerstört, sondern in den kleinen Teilen zerstreut, sodaß kein Verlust stattfindet, sondern der Gesamtvorgang sich etwa der Umwechslung von Geld vergleichen läßt." Daß sich uns die Bewegung der kleinen Teile, die Molekularbewegung, in die ein Teil der Ortsbewegung umgesetzt wird, als Wärme offenbart, scheint Leibniz noch nicht bemerkt zu haben, aber der Satz von der Erhaltung der Kraft war in dem angeführten Satze ausgesprochen, und der Fortschritt zur Erkenntnis der Umwandlung der Energieformen ineinander nur noch eine Frage der Zeit.

So hat sich auch hier die apriorische Methode als die Kunst bewährt, die Erscheinungen so zu buchstabieren, daß sie als Erfahrung gelesen werden konnten. Nachdem die Überzeugung, daß sich alle Veränderungen auf Bewegung zurückführen lassen und meßbar sein müßten, zur Herrschaft gelangt war, hatten die Physiker so lange Hypothesen über die Umwandlung aufzustellen, bis es gelang, die Äquivalenz der Wirkungen verschiedner Energieformen zu ermitteln. Helmholtz hat die von Leibniz im Umriß entworfne mechanistische Naturerklärung vollends ausgebaut. Ob sie von der neusten Energetik, die fordert, daß man auf anschaulich machende Hypothesen wie Ätherschwingungen verzichte, verdrängt werden wird, bleibt abzuwarten. Um Anschaulichkeit war es gerade Leibnizen am wenigsten zu tun. Er hat die Mathematik gepriesen, daß sie ihn durch die Infinitesimalrechnung von der Gewohnheit, anschaulich, geometrisch zu denken, befreit habe. Die damalige Armut an wissenschaftlichem Erfahrungsstoff brachte es mit sich, daß er mit seinen Untersuchungen über das Gebiet des Anschaulichen, der mechanischen Bewegung, nicht hinauskam. Von Kepler übernahm er noch zur Vervollständigung seiner Körperlehre den Begriff der Masse. Wenn man sich, zeigte er, wie Cartesius bei der Betrachtung der Körper auf Ausdehnung und Bewegung beschränke, so bleibe man in der Geometrie stecken. Und auch die

aktive Kraft allein führe noch nicht zur Wirklichkeit. Denn wenn die Welt so eingerichtet wäre, daß sich jede Bewegung eines kleinen Körpers jedem beliebig großen unverändert mitteilte, so würde ein Chaos herauskommen. Es müsse also, was ja die Erfahrung bestätige, ein Etwas angenommen werden, was dem Stoß Widerstand leistet. Dieses Etwas sei die Passivkraft oder Masse, die sich als Undurchdringlichkeit und als Widerstand gegen Einwirkungen von außen, als Trägheit offenbare.

Unter Kraft versteht aber Leibniz nicht etwas Metaphysisches — dieses Wort hier im gewöhnlichen Sinne als jenseits der Erscheinungswelt liegend genommen —, sondern nichts andres als eben die Wirkung des bewegten Körpers, bei mechanischer Bewegung die Masse mal der Geschwindigkeit. Er nennt diese Kraft derivative Kraft und sagt, sie verhalte sich zur primitiven so, wie ein einzelnes Glied einer Reihe zum Gesetz der Reihe; sie sei nichts andres als der gegenwärtige Zustand des Körpers, der zum folgenden strebt und diesen folgenden schon einschließt: status praesens, dum tendit ad sequentem, seu sequentem praeinvolvit, uti omne praesens gravidum est futuro. Das alle Fälle einschließende, den ganzen Verlauf der Bewegung, der Lageänderung oder des sonstigen Wandels, nenne er die Primitivkraft. Mit dem Kraftbegriffe bleibe man ebenso wie mit dem der Ursache, aus dem er hervorgegangen sei, innerhalb der Erscheinungswelt. Das Wort Ursache besage weiter nichts, als daß jeder augenblickliche Zustand eines Wesens oder des ganzen Universums aus dem unmittelbar vorhergehenden erklärbar sein müsse, d. h. aus ihm müsse berechnet werden können. Das ganze Universum bilde so eine geschlossene Kausalkette oder vielmehr ein Gewebe solcher Ketten. Nach der Ursache dieser Ursachenverkettung zu fragen, sei so wenig wissenschaftlich, wie die Frage nach der Entstehung der Phänomene.

Die Bedeutung Leibnizens für die Physik ans Licht gezogen zu haben, ist gewiß kein kleines Verdienst. Aber Cassirer würde sich ein noch größeres Verdienst erworben haben, wenn er sein Buch durch verständlichere Darstellung einem größern Leserkreise zugänglich gemacht hätte. Seit Lotze schreiben ja auch die Philosophen verständlich; manche von ihnen erklären es freilich auch heute noch für eine Herabwürdigung und Verflachung der Philosophie, wenn sie in der Sprache Lotzes, Paulsens, Liebmanns oder Wundts vorgetragen wird, und Cassirer mag sich schon deswegen vor allzu großer Verständlichkeit gefürchtet haben, weil er seine Arbeit im Auftrage der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin verfaßt hat. Aber sollte es wirklich unbedingt notwendig sein, daß ein Bearbeiter Leibnizens unverständlicher schreibt als dieser? Jeden der Sätze, die er aus den Werken der Philosophen Cartesius und Leibniz anführt, verstehe ich; daß ich jeden seiner Sätze verstanden hätte, kann ich mich nicht rühmen. Vielleicht rührt der Unterschied daher, daß die meisten Schriften der beiden Philosophen lateinisch und französisch abgefaßt sind, denn nur die deutsche Sprache, scheint es, hat das Privilegium odiosum, denen zu dienen, die unverstanden bleiben wollen.

Ein Beispiel! Leibniz schreibt: non omnia de quibus cogitamus sunt possibilia. Ich würde nicht so grausam sein, diesen Satz einem Quintaner

vorzulegen, weil er dann bei der nächsten Gelegenheit das Wort possibilis gebrauchen und sich einen roten Strich zuziehn würde, aber wenn man es täte, würde er das Sätzchen verstehn. Mehr Kopfzerbrechen würden auch einem Primaner die Sätze verursachen, mit denen Cassirer das Sätzchen umschreibt. „Sofern dem Denken objektivierende Kraft zugesprochen werden soll, ist es der nivellierenden Gleichsetzung mit der Vorstellung zu entziehn. Es muß gegenüber einer Bezeichnung, die jedes beliebige psychologische Geschehn in gleicher Weise umfaßt, zum prägnanten erkenntniskritischen Wertausdruck werden. So lange diese Scheidung nicht erfolgt ist, ist die Möglichkeit eines Begriffs — in dem tiefern Sinne, in dem sie hier gesucht wird — durch sein Denken nicht hinreichend umgrenzt und bestimmt." Er hätte doch ein wenig an den Ausspruch des Cartesius denken sollen, den er ein paar Seiten dahinter anführt, daß wissenschaftliche Definitionen nicht immer das geeignetste Mittel seien, einem eine Sache klar zu machen; wenn man dem Schüler einen bewegten Gegenstand zeige, so erkenne er daraus viel besser, was Bewegung ist, als wenn man ihm sage: est actus entis in potentia prout in potentia.



Auf Befehl des Zaren

Zum zweihundertjährigen Bestehn der Stadt St. Petersburg

Von Eberhard Kraus



St. Petersburg ist wohl die einzige Residenz neuern Ursprungs, die ihre Entstehung dem bloßen Machtwort eines gewaltigen Willensmenschen verdankt. Auf Befehl Peters des Großen strömten im Mai 1703 etwa 40000 Arbeiter an der Mündung der Newa zusammen, wo der Zar kurz zuvor die kleine Schwedenfeste Nyenschanz dem Erdboden gleichgemacht und mit den auf Schaluppen gesetzten Mannschaften des Preobrashenskischen und des Ssemjonowschen Regiments zwei schwedische Wachtschiffe mit zusammen 24 Kanonen in erfolgreichem Überfall genommen hatte. Der Elefant war zum erstenmal ins Wasser gegangen, und wenige Hiebe seiner furchtbaren Stoßzähne hatten genügt, es mit dem Blut seiner bisherigen Beherrscher zu färben. Auf Befehl des Zaren erbauten emsige Helotenscharen an der Stätte dieser seiner ersten Triumphe auf mächtigen Pfahlrosten, die sie in den Sumpfboden trieben, eine neue Hauptstadt für das „Mütterchen Rußland." Der Tagelohn dieser in einer Art Nebel- und Sturmhölle arbeitenden Leute betrug drei Kopeken (etwa sechs Pfennige) Nachdem sechs Jahre ins Land gegangen waren, wateten noch immer 40000 unermüdlich schaffende Menschen in dem schwanken Moorboden der „Petersburger Seite" am Norduser des Stromes und der Insel Wassili Ostrow umher. Es waren aber nicht mehr dieselben, denn etwa hunderttausend waren inzwischen von den Fieberdünsten und den übermenschlichen Mühsalen dahingerafft worden.

Auf Befehl des Zaren siedelten sich die Einwohner des zerstörten Nyenschanz in der neuen Stadt an, trafen Kaufleute aus Moshaisk und Kaluga ein, die genau nach der ihnen erteilten Vorschrift Läden errichteten oder Großhandelsverbindungen mit dem Auslande anknüpften. Bei dem Tode des Gründers im Jahre 1725 hatte die Stadt schon etwa 75000 Einwohner; sie hat ihre Bewohnerzahl seitdem verzwanzigfacht.

Der Handel von Archangel, wo die Vorgänger Peters die sie vom Auslande trennenden Schranken durchbrochen und sich ein Luftloch nach dem befreienden Ozean geschaffen hatten, verlor seine Vergünstigungen und mußte sich für den der neuen Zarenstadt opfern. Die Einzugsstraße, die Peter der europäischen Kultur öffnete, war mit vernichteten Existenzen und zerstörtem Glück gepflastert.

Das Merkwürdigste an der jungen Hauptstadt der neuen Großmacht war, daß sie auf schwedischem Boden emporwuchs — der allerdings vor Zeiten zu Rußland gehört hatte und im Jahre 1240 der Schauplatz des glorreichen Sieges des Großfürsten Alexander von Nowgorod über ein Schwedenheer unter Jarl Birger gewesen war. Noch waren nicht drei Jahre seit der schweren Niederlage der Russen bei Narwa verflossen, noch stand Karl XII. mit einem mächtigen Heere furchtbarer als je im Felde und erfocht über die Verbündeten Peters einen Sieg nach dem andern. Der Zar muß eine außerordentliche Menschenkenntnis, einen unbeirrbaren staatsmännischen Weitblick gehabt haben, wenn er schon damals darauf rechnen konnte, diese wichtigen Küstengebiete gegen einen Gegner wie den Schwedenkönig zu behaupten. Die Größe des Unternehmens wurde nur von seiner Kühnheit übertroffen. Peter handelte mit dem verzweifelten Wagemut des altrömischen Feldherrn, der den Adler mitten in den dichtesten Schwarm der Feinde warf und seine Legionare dadurch zwang, sich ihr Eigentum als Siegesbeute zu erkämpfen. An dieser durch Gustav Adolfs Feuergeist für Schweden gewonnenen Meeresküste gab er das Sammelsignal für alle Söhne Rußlands, und er wußte, daß er auf sie zählen konnte. Das in den Feind geschleuderte Feldzeichen ist nicht wieder verlassen worden.

Ebenso schwierig wie die Behauptung der neuen Stadtgründung nach außen war ihr innerer Ausbau. Der Zar war allgegenwärtig. Er entwarf in seinem schlichten zweizimmrigen Holzhäuschen neben der Peter-Pauls-Festung eigenhändig die Pläne zu allen öffentlichen Gebäuden. Er fuhr den ersten Handelsschiffen entgegen, lotste sie in den Hafen, beschenkte die Kapitäne mit kaiserlicher Freigebigkeit und — betrank sich in ihrer Gesellschaft mit echt sarmatischer Unmäßigkeit. Er überwachte die Anlage der Werften, den Bau von Landstraßen nach schwedischem Muster, das Einrammen der Pfähle in den Moorboden und schlug die Arbeiter, wenn sie ihm lässig schienen, mit der Faust oder dem Stock blutig. Die Mittel zur Fortführung der begonnenen Arbeiten schöpfte er zum Teil aus höchst zweifelhaften Finanzoperationen. Die Zölle mußten in deutschen Speziestalern erlegt werden. Diese nahm Peter nur zu 50 Kopeken an, obwohl sie etwa 90 Kopeken Metallwert hatten. In der Münze wurden aus jedem Speziestaler mit Einschluß der Legierung

130 Kopeken. Der russische Staat gewann also an jedem Taler nahe an 80 Kopeken oder 160 Prozent.

Unablässig ergingen Ukase des Zaren, die den Aufschwung der neuen Residenz bezweckten. Aus allen Gegenden des Reiches mußten Handwerker nach Petersburg kommen, die sich dort dauernd niederließen. Mehrere hundert adliche Familien erhielten den Befehl, sich an der Newa anzubauen und dort die Wintermonate zu verbringen. Peter wußte nicht, daß diese gewaltsame Begründung einer großstädtischen Aristokratie die allmähliche Entwurzlung des russischen Adels aus der Heimatscholle anbahnte. Er legte ferner Schulen an, und alle Einwohner wurden verpflichtet, ihre Kinder hineinzugeben unter der Drohung, daß jeder Sohn, dessen Vater 500 Rubel Einkommen und darüber habe, seines Erbteils verlustig gehn solle, wenn der Vater ihn nicht im Lesen, Schreiben und Rechnen und im Lateinischen oder in andern Sprachen unterrichten lasse. Eine Buchdruckerei wurde angelegt. Ihre erste Arbeit war der Druck des Wörterbuchs des Budäus, das vier Prager Mönche im Auftrage des Zaren ins Slawonische übersetzt hatten. Die slawonische Bibel wurde mit einem Kostenaufwand von 15000 Dukaten gedruckt, und jeder Hauswirt mußte ein Exemplar kaufen, wobei die Reichen mehr als die Armen zu zahlen hatten. Im Jahre 1713 begründete der Zar die Naturalien- und die Kunstsammlung, für die alles, was es an Merkwürdigkeiten im Privatbesitz gab, einfach auf höhern Befehl mit Beschlag belegt wurde. Den Anfang machte eine aus 25000 Bänden bestehende Bibliothek, die Peter aus Kurland, einem Vasallenstaat des ihm verbündeten Polens, weggeschleppt hatte. Am 4. April 1714 erging ein Ukas, daß alle Häuser auf der Petersburger und der Admiralitätsseite nach preußischer Art in zwei Stockwerken aus Fachwerk erbaut und mit Dachpfannen versehen werden sollten. Bis zur Vollendung der großen Bauten in Petersburg durfte im ganzen übrigen Reiche kein gemauertes Haus gebaut werden. Jedes aus dem Innern auf der Newa ankommende Schiff, jeder Fuhr- oder Bauernwagen mußte eine Anzahl von Mauersteinen mitbringen und an bestimmten Stellen abladen.

Am wunderlichsten waren die fieberhaften Versuche, aus den Russen mit einem Schlage ein seetüchtiges Volk zu machen. Wie auf ein Zauberwort war eine mächtige Kriegsflotte entstanden, die die weiße Flagge mit dem blauen Andreaskreuz an allen Ostseegestaden zeigte. Unter der Regierung Peters wurden auf russischen Werften 8 Dreidecker von 88 bis 110 Geschützen, 27 Zweidecker von 50 bis 88 Geschützen, 5 Fregatten und 2 Bombardierschiffe erbaut und verschiedne Kriegsschiffe im Ausland angekauft. Zwei Fregatten wurden für die Unterhaltung eines regelmäßigen Postverkehrs mit Lübeck bestimmt. Befehlshaber und Mannschaften dieser aus dem Nichts hervorgerufnen Flotte waren zum großen Teil Ausländer. Peter hatte gehört, daß Kyros seine Perser, die als Gebirgsbewohner wenig Gelegenheit zum Reiten hatten, gezwungen hatte, sich täglich dem Rücken eines Rosses anzuvertrauen, und dasselbe Erziehungsmittel suchte er nun ins Nautische zu übertragen. Beim Übersetzen über die Newa durften nicht Ruder, sondern, sobald ein leises Lüftchen wehte, nur Segel benutzt werden. Da die Fährleute mit diesen nicht umzugehn ver-

standen, so verloren in den ersten Jahren nach der Gründung Petersburgs Hunderte von Menschen durch diese Laune des Zaren ihr Leben. Jeder vornehme Mann, der sich in der neuen Residenz ansiedelte, erhielt die strenge Weisung, ein Fahrzeug mit drei Matrosen zu unterhalten. War er zu Hofe geladen, so durfte er kein andres Beförderungsmittel benutzen. Ferner hatte er sich regelmäßig an den Übungen der sogenannten „Newaflotte" zu beteiligen. Nach Peters Tode wurden die Übungen auf dem Wasser noch eine Zeit lang fortgesetzt, schliefen aber bei der angebornen Abneigung der Russen gegen ungewohnte Anstrengungen schließlich ganz ein.

Mit welchen Mitteln der Zar für Zucht und Ordnung zu sorgen wußte, geht aus folgendem Vorkommnis hervor. Im Jahre 1710 hatten mehrere Soldaten aus den in Brand geratnen Bretterbuden des Marktes Waren gestohlen. Da die Täter nicht zu ermitteln waren, so wurden vier Mann der Garnison durchs Los für den Galgen bestimmt. Mit Knute und Henkerbeil trieb der ungeduldige Despot sein Volk in den Fortschritt hinein. Er hat seinen Willen durchgesetzt und wäre mit weniger Härte und Schonungslosigkeit wohl nicht halb so weit gekommen. Er streute mit gewaltigem Wurf eine reiche Zukunftssaat aus. Es waren aber nicht bloß fruchtbringende Keime, sondern auch gefährliche Gärstoffe, die er in Rußlands Boden senkte. Nie hat eine Zeit in schrofferm Widerspruch zu allen organischen Entwicklungsgesetzen gestanden, als die petrinische Reformära. Peter begründete seine eigentümliche Kulturarbeit mit barbarischen Zwangsmitteln, die ein geistvoller Beurteiler mit den Worten gekennzeichnet hat: „In Rußland gibt es nur Gemachtes im Gegensatz zum Gewordnen, nur Gesetz im Gegensatz zum Recht." Alles, was Peter schuf, nahm den Weg von oben nach unten, für die geistige und wirtschaftliche Hebung der breiten Massen geschah so gut wie nichts. Er rief Lateinschulen, Fachanstalten, die Akademie der Wissenschaften ins Leben; das Volk verharrte in sklavischer Gebundenheit und dumpfer Unwissenheit. Den Adel zog er nach sich, das „schwarze Volk" vermochte auch er mit seinen Riesenkräften nicht von der Stelle zu bewegen. So konnte denn mit Recht der Zustand der russischen Gesellschaft mit einem „Tarantaß" verglichen werden, dessen Vorreiter mit den Zugpferden davongaloppiert waren und das schwerfällige Gefährt unbekümmert in Schlamm und Steppe hatten stecken lassen. Der russische Bauer ist heute im Grunde noch derselbe, der er zu Peters Zeit war, ja er steht zum Teil noch tiefer, denn er beginnt wieder in die angeerbten Nomadentriebe zurückzusinken, während er damals an die Scholle gefesselt und zu ihrer Bearbeitung und Pflege gezwungen war.

In den Straßen der am völkerverbindenden Meer erbauten Hauptstadt des modernen Rußlands ist sicher soviel Blut geflossen, wie auf dem berühmten „Roten Platz" in Moskau, der Hinrichtungsstätte der alten Zarendespoten. Der Kampf zwischen Fortschritt und trägem Beharren, den Peter mit so ungeheurer Energie eröffnet hatte, kleidete sich später in die mannigfachsten Formen. Während des achtzehnten Jahrhunderts war es meist die der Palastrevolution und des Prätorianerhandstreichs. In mancher dunkeln Winternacht kündete der dumpfe Gleichschritt heranmarschierender Garderegimenter der herrschenden

Partei an, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hatte. Beim Regierungsantritt Nikolaus des Ersten verbarg sich unter dem legitimistischen Deckmantel der angeblich der Schilderhebung seines ältern Bruders Konstantin geltenden Dezemberrevolution die fortschrittliche Ungeduld der aristokratischen Offiziere, die mit aufgeklärten Anschauungen von der französischen Okkupation zurückgekehrt waren. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts brachte schon die radikal-sozialistische Bewegung der Nihilisten, deren dunkle Anschläge die Explosion im Winterpalais und den Tod des Zar-Befreiers herbeiführten, auf den Gipfel ihrer zerstörenden Macht. Heute holt die Opposition zu neuen Vorstößen aus — vielleicht den gefährlichsten von allen. Die Rollen sind dabei vollkommen vertauscht: zu Peters Zeit war die Volksmasse reaktionär, die Regierung fast revolutionär. Heute erhebt unter einer reaktionären Regierung eine immer breitere Schichten ergreifende revolutionäre Bewegung ihr Haupt.

Die Verworrenheit und Bedrohlichkeit dieser Lage muß auf ein proton pseudos zurückzuführen sein, einen innern Sprung, der jahrhundertelang nicht bloß durch die ganze russische Gesellschaft, sondern auch durch die Psyche ihrer Führer ging. Die Widersprüche in Peters eignem Charakter zu lösen vermag auch der nicht, der den Russen jahrelang studiert und beobachtet hat. Peter ist bloß aus seiner Zeit heraus zu verstehn, und auch die Vertiefung in die damaligen Zustände bietet keinen vollkommnen Schlüssel zu seiner sonderbar zusammengesetzten Natur. Was den Russen von den ältesten Zeiten bis heute auf das schärfste vom Abendländer unterscheidet, ist seine Fähigkeit zu Kraftanstrengungen ohne Vorbereitung, wie sie schon seinem berühmten Sagenhelden Ilja von Murom geglückt sein sollen, sein unbesieglicher Widerwille gegen jede geregelte Tätigkeit, jede dauernde Anspannung. Der Begründer des heutigen Rußlands kam aber sozusagen aus dem Schweiß gar nicht heraus. Obwohl er als Jüngling eine merkwürdige Scheu vor fließendem oder wogendem Wasser zu überwinden hatte, zog es ihn immer wieder auf die Ströme und die Salzflut hinaus. Er wurde Zimmermann, Werftdirektor, Lotse, Schiffer, Admiral in einer Person. Wenn arme Fischersleute auf der Newa oder dem Ladoga dem Ertrinken nahe waren, dann rettete er sie mit Einsetzung des eignen Lebens. Bei Feuersbrünsten war der Zar gewöhnlich der erste, der auf dem Dache saß und mit der Axt in das rauchende Sparrenwerk schlug. Sein Pflichteifer, sein Tätigkeitstrieb, seine schlichte Lebensweise waren die eines germanischen Heerkönigs, seine Ausschweifungen die eines asiatischen Sultans. Sein Hofstaat kostete bloß 40 bis 60000 Rubel jährlich. Nur die Kaiserin Katharina hatte Kammerherren, er selbst unterhielt keine, auch keine Pagen. Auf seinen Tisch kam an gewöhnlichen Tagen kein Silberzeug. Ein Dutzend junger Edelleute und ebensoviel Grenadiere waren in der Regel seine Umgebung. Seine Belustigungen hatten oft einen Zug ins Rohe und Gemeine. Bekannt sind die widerwärtigen Zwergenhochzeiten, deren geräuschvollste und barockste unter Beteiligung von nicht weniger als siebzig Zwergen aus allen Teilen des Reichs am 31. Oktober 1710 zur Feier der Vermählung seiner Nichte Anna Joannowna mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland veranstaltet wurde. Die Senatoren mußten auf den Fastnachtsbällen während der Butterwoche maskiert

erscheinen und auch am folgenden Morgen in den albernsten Vermummungen ihre Beratungen abhalten. Unermüdlich war Peter in Possen, die er der Hierarchie spielte. Noch bevor er die Patriarchenwürde gänzlich aufhob, suchte er ihr Ansehen dadurch zu schädigen, daß er den größten Säufer Petersburgs, einen gewissen Sotow, zum russischen Papst ernannte. Der zu dieser Würde Erhobne wurde mit einem ebenfalls aus lauter Süfflingen zusammengesetzten Kollegium von Kardinälen umgeben und erhielt zu Bedienten zwölf Stotterer, die während ihrer mühseligen Redeversuche die lächerlichsten Gebärden machten. Sotow bezog ein Gehalt von 2000 Rubeln, hatte ein festes Haus in Petersburg, eins in Moskau und das Recht, aus dem Hofkeller beliebige Mengen von Bier und Branntwein zu beziehn.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Herrscher, der an solchen läppischen Späßen, an solchen niedrigen Bosheiten Gefallen fand, in den Tiefen seines Wesens eine Seelengröße barg, wie Peter sie im Jahre 1711 am Pruth bekundete, als er dem Senat schrieb, daß er wahrscheinlich in die Gefangenschaft der Türken geraten und in diesem Fall nicht mehr Zar sein werde. Der Senat solle dann keinen seiner Befehle mehr befolgen und den Würdigsten aus seiner Mitte zum Nachfolger ernennen unter Übergehung des für den Thron nicht geeigneten Zarewitsch Alexei.

Die Gründung Petersburgs hatte für die höhern Schichten der russischen Gesellschaft zunächst die Folge, daß sie gezwungnermaßen in enge und dauernde Berührung mit dem abendländischen Leben treten mußten. Sie lebten hier anfangs auf rein germanisch-protestantischem Boden. Das erste Gotteshaus der neuen Residenz scheint ein lutherisches Bethaus gewesen zu sein, das für die Bewohner des zerstörten Nyenschanz errichtet wurde. Schon im Jahre 1704 predigte dort ein Pastor Müller, der zehn Jahre später, im Jahre 1724, Beichtvater der Großfürstin Thronfolgerin Charlotte Christine Sophia, gebornen Prinzessin von Wolfenbüttel und Gemahlin des unglücklichen Zarewitsch Alexei, wurde. Mit größter Duldsamkeit wurden den fremden Konfessionen an der Hauptstraße, dem Newski-Prospekt, Bauplätze für ihre Kirchen eingeräumt. Die Deutschen, die Holländer und die Engländer traten in der neuen Stadt nicht bloß als Gleichberechtigte, sondern als Herren und Meister auf, und der Zar wurde nicht müde, sie den Russen als Vorbilder vor die Augen zu rücken. Wäre die Residenz wieder nach Moskau zurückverlegt worden, wie Peter II. das beabsichtigte, so würde die Mitwirkung der Fremden am Fortschritt Rußlands wohl kaum so bedeutend gewesen sein, würde anderenteils das russische Volk schon früher zum Selbstbewußtsein und zu eigner Initiative erwacht sein. Aber auch in dem Falle, daß die altrussische Rückströmung schon früher eingesetzt hätte, würde es um die religiösen Zustände des Riesenreichs schwerlich schlimmer bestellt sein als jetzt. Peter und später Katharina II. waren die einzigen wirklich aufgeklärten Köpfe unter allen russischen Herrschern. Heute geht dort auf kirchlichem Gebiet der nämliche dumpfe Geist um, den Peter so leidenschaftlich verfolgt und bekämpft hatte.

Von größter Bedeutung wurde die Nähe der Residenz für die baltischen Deutschen, die dadurch mit magnetischer Gewalt zum Staatsdienst herangezogen

wurden. Wäre das Zentrum Rußlands in Moskau geblieben, so würden sie weniger zur Größe des Reichs beigetragen, vielleicht aber durch regere Entwicklung des heimischen Unternehmungsgeistes besser für ihre eigne Zukunft vorgesorgt haben. Finnland war seit der Verlegung der russischen Residenz nach der Ostsee der Attraktionskraft des mächtigen Nachbarreichs rettungslos überliefert. Die Hauptstadt einer Großmacht kann auf die Dauer nicht Grenzstadt bleiben. Schweden hat noch nach dem Nordischen Kriege zwei Präventivkriege geführt, um Rußland wieder nach Moskau zurückzuwerfen und den Verlust Finnlands zu verhüten. Es war umsonst. Die ungeheure Übermacht und die geographische Lage gaben den Ausschlag zu Gunsten Rußlands.



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

2. Von Keos bis Mykonos



Nach dem gedruckten Reiseprogramm sollten wir von Sunion hinüber nach dem naheliegenden Andros fahren, aber der starke Nordwind machte das unmöglich, und wir kamen so um den Anblick der „Andria," des Mädchens von Andros, auf das sich besonders die Jüngern unter uns schon gefreut hatten. Statt dessen steuerte unser Schiff südwärts der Insel Keos zu, der Heimat des Dichters Simonides und des Philosophen Prodikos. Es landete aber nicht an der Hauptstadt Kea, sondern an der Südostküste, wo einst die alte Stadt Karthaia gelegen hat. Hier waren der Herren- und der Damenstrand durch eine starke ins Meer vorspringende Felskulisse gesondert, aber niemand mochte bei dem kalten Winde von der vortrefflichen Badegelegenheit Gebrauch machen. Vielmehr stiegen wir alle zu der schmalen, schrägen Felsterrasse hinauf, wo früher die Heiligtümer der Stadt gelegen hatten, und fanden dort „eine schöne, polygonale Mauer" nebst Gräbernischen und Höhlen. Auch eine zweite noch höhere, schmalere und schwerer zugängliche Terrasse wurde von den Kühnern bestiegen. Auf beiden Terrassen, wo einst eine blühende Stadt gestanden hatte, herrschte jetzt absolute Einsamkeit. Keine Spur von Anbau war in dem Felstal unterhalb der beiden Terrassen zu entdecken, nur eine kleine byzantinische Kapelle dämmerte verfallend am Strande hin, und ein Hirtenjunge ließ einige Ziegen, man kann nicht sagen grasen — denn Gras gab es wohl kaum —, eher buschen. Dem mag wohl hier manchmal in der Mittagsstunde der große Pan erscheinen, sodaß er entsetzt mit seiner Hirtenflasche strandwärts flüchtet, wie das Böcklinsche Gemälde das so wunderbar darstellt.

Während der Weiterfahrt überzogen Wolken das Firmament, und „es brach vom Himmel herein die Nacht." Ich setzte mich in das auf allen Seiten mit Glas umwandete Kompaß- oder Steuerhäuschen auf Deck und sah von dieser

trocknen Stelle aus, wie Zeus einen gewaltigen Platzregen mit Hagel vermischt auf die dunkelwogende Salzflut herniedersandte und mit dreifach gezacktem Blitz die Wolken spaltete. Furchtbar rollte der Donner über das Meer, alle Spitzen und vorspringenden Warten wurden unsichtbar, wie in einem grauen Sacke fuhr das Schiff seine Straße. Wie leicht war es da, sich in die Seele des göttlichen Dulders zu versetzen, der ja öfters in gleicher Lage gewesen war, nur ohne den rettenden Kompaß und ohne die Kraft des Dampfes und auf schlechtem, ungedecktem Boot. Es kam mir vor, als blitzte und krachte es in diesen Breiten bedeutend stärker als bei uns. Der hammerschwingende Donar ist doch wohl gutmütiger als der ägisschüttelnde Zeus.

Unser Kapitän erklärte, er könne bei solchem Wetter trotz Dampf und Kompaß und allen andern seemännischen Errungenschaften der Neuzeit nicht nach Tinos fahren, wie er sollte, er müsse vielmehr in Hermupolis auf Syra Schutz suchen. Hier ist nämlich der sicherste Hafen des ganzen Kykladenmeeres, der bis vor kurzem noch der Mittelpunkt des gesamten europäisch-levantinischen Dampferverkehrs war. Erst in neuster Zeit ist Hermupolis durch den Piräus und durch Patras überflügelt worden. Als wir in den Hafen einfuhren, war der Himmel schon wieder hell, wenn auch die Wogen noch hoch gingen, und sehr malerisch erhob sich vor uns, zwei Hügel hinansteigend, die Stadt. Auf dem einen wohnen die von venetianischer Zeit her reichlich vorhandnen römischen Katholiken, auf dem andern die griechisch Orthodoxen, vor beiden Hügeln dehnen sich die Magazine und die Quais am Strande hin.

Kaum war unser Schiff vor Anker gegangen, so wurde es von einer Bootsflottille angegriffen und geentert. Die Schiffer von Syra, schon von jeher durch ihre Unverschämtheit berüchtigt, sind, seit in den letzten Jahren ihr Verdienst zurückgegangen ist, zu einer Art Hafenhyänen geworden. Sie besetzten in dichten Massen die Treppen unsers Schiffes und erklärten, sie würden uns ans Land fahren, und zwar für zwei Drachmen die Person. Unsre Bootsleute setzten dagegen eine Ehre darein, uns, wie immer, so auch hier ans Land zu bringen. Einige von uns wollten sich schon, um dem wüsten Hader zu entgehn, den syrischen Schiffern anvertrauen, wurden aber von Dörpfeld und dem Kapitän energisch daran verhindert. Während des hin- und herwogenden Lärmes ließen zwei unsrer Matrosen auf der der Stadt abgewandten Seite eine Jolle zu Wasser, fuhren, von allgemeinem Geheul begrüßt, um die uns dicht belagernden Kähne auswärts herum und meldeten den Fall der Hafenpolizei, die sich bis dahin, obwohl sie unsre Bedrängnis gesehen haben mußte, in orientalischem Quietismus nicht gerührt hatte. Nun erschien das Boot mit dem blauen Kreuz, und unter furchtbaren Püffen und Stößen von den Vertretern des Gesetzes und einem wahrhaft ohrenbetäubenden Geschrei, das sie selbst ausstießen, wurden die braunen Syrier auseinander getrieben und in ihre Boote zurückgeworfen.

Stolz ruderten wir nun im eignen Boot an den von Menschen übervollen Strand und zogen durch die engen Straßen auf die Platia. Die Stadt macht mit ihren Bazaren, ihrem Früchte- und Fischmarkt, ihren engen Straßen, ihrem bunten Volksgewimmel schon einen stark orientalischen Eindruck, der

noch durch die schönen Palmen auf der Platia verstärkt wird. Hier erquickten wir uns bei rauschendem Regen an Kaffee, Wein und Lukumi. Dann gings natürlich in das Museum, wo uns ein uralter Grabstein mit pflugförmiger Inschrift erbaute. Auch Kirchen wurden besichtigt. Zum Besteigen eines der beiden Stadthügel war jedoch keine Zeit vorhanden. Nachdem ich noch mit zwei wackern Genossen in einer von oben bis unten mit Fässern und Flaschenregalen besetzten engen Hafenkneipe gesessen, mit den Hermupolitanern fraternisiert und eine große ehemalige Petroleumflasche zu meinem Privatgebrauch voll feurigen Syraweins hatte füllen lassen, kehrten wir, um das Abendbrot nicht zu versäumen, zum Schiffe zurück.

Nach Tische wurde eine zweite Expedition an Land veranstaltet. Herr Brückner hatte einen Spazierstock, der mit 1,25 Drachmen ausgezeichnet war, mit 1,50 bezahlt und wollte nun einmal sehen, ob die geschäftliche Ehrlichkeit der Hermupolitaner soweit ginge, daß man ihm die 25 Lepta (etwa 13 Pfennige) zurückgäbe. Er erlangte das auch durch Berufung auf die vielgerühmte griechische „Philoxenia“ (Gastfreundschaft), in Italien hätte man ein solches Ansinnen unter höflichstem Wortschwall abgelehnt. Darauf kam ein zweiter Handel an die Reihe. Es war nämlich samt seiner freundlichen Gattin ein schon ziemlich betagter, aber noch recht rüstiger Herr K. bei uns, ein Seidenfabrikant aus der Rheinprovinz, der mit Glücksgütern einigermaßen gesegnet war. Dieser besaß eine Sammlung merkwürdiger Kunstgewebe und bat Herrn Brückner, er möge sich doch, da er des Griechischen mächtig sei, erkundigen, ob hier irgendwo solche Arbeiten käuflich seien. Man brachte uns zu einem Hause, dessen Besitzer uns, da die Ladentür schon geschlossen war, durch das Schlafzimmer in die gute Stube führte. In der Kammer lagen zwei kleine Inselgriechen schon in den Betten. Ihre Mutter küßte sie mit einem liebkosenden **matja mu** (meine Augen) und schloß sich uns dann an. Sie war eine prachtvolle Erscheinung, groß und schlank wie das Palmreis, das Odysseus einst auf Delos gesehen hatte, und der Hera vergleichbar durch die strahlende Größe ihrer Augen. Durch diese leitete sie, an der Tür stehend, den ganzen sich nun entwickelnden Handel. Ihr Mann brachte einige herrliche Handwebereien und Stickereien herbei, die sicher über hundert Jahre alt waren und Herrn K. offenbar in die Augen stachen. Außerdem bot er einen schönen Dolch und eine Vase mit seltsamem silbernem Mundstück zum Verkauf an. Das Geschäft kam aber nur sehr langsam vom Fleck. Der Mann schaute immer nach den Augen seiner Frau und beobachtete ängstlich, ob sie die Brauen verneinend hochzog oder bejahend senkte. Meistens tat sie das erste, sowie sich aber Herr K. an sie direkt wandte, wehrte sie mit einem imme syssygos (ich bin nur die Gattin) ab. Ist dies nicht die Art der Frauen bei allen Völkern und in allen Zeitaltern? Sie regieren, vermeiden aber ängstlich den Schein des Regierens. Herr K. gab die Waffe schließlich auf, weil sie allein hundert Goldfranken kosten sollte, für das Gewebe und die Vase sollte er fünf Napoleons zahlen, wollte aber nur zwei geben. Wir waren schon wieder auf der Straße und hatten die Abschiedsgrüße ausgetauscht, da zog der Grieche, jedenfalls auf einen Wink seiner Gattin, Herrn K. noch einmal

ins Haus zurück und machte sein letztes Angebot für drei Napoleons. Diese zahlte Herr K. und zog erfreut mit Gewebe und Vase ab.

Es wurde auch die höchste Zeit, denn wir wollten nun noch ins Theater gehn. An den Straßenecken hatten wir nämlich angekündigt gelesen: Magda, to exochon ergon tû megálu germanikû syngraféos Sudermann, „die Magda, das hervorragende Werk des großen deutschen Schriftstellers Sudermann," zu Gunsten tis kallitechnidos kyrías (der schönkünstlerischen Dame) Aikaterine Berone. Die Namen auf dem Personenverzeichnis hatten recht seltsame Gestalt bekommen. Der Oberstleutnant a. D. Sbartse (Schwartze) führte den vollklingenden Titel antisyntagmatarchis apostratos, aus Max von Wendlowski war ein Maximos Bendolbskis geworden, gänzlich korrumpiert war der Pastor Heffterdingk, der war den Griechen offenbar zu barbarisch gewesen, sie hatten ihn in einen ierefs Cheltertin gewandelt, Klebs und Beckmann erschienen als Klemps und Mpekman, und die Frau Ellrich trat in seltsamer Metamorphose auf als kyría Ouxrich.

Wir betraten das Theater, als das Schauspiel schon begonnen hatte. Das Publikum wußte natürlich, daß wir Deutsche waren, und machte uns, trotz der Störung, die wir verursachten, aufs höflichste und freundlichste Platz, ganze Reihen erhoben sich, uns durchzulassen. Man ehrte in uns die Landsleute des „großen Schriftstellers Sudermann." Die Aufführung selbst war gut und offenbar sorgfältig einstudiert. Höchst interessant war es, die deutschen Gestalten des Schauspiels hier gleichsam ins Griechische übersetzt zu sehen. Die Leidenschaft der Sprache, der Bewegungen, des ganzen Gebarens war durchaus südländisch, die Damen gingen mit ihren Fächern um, wie es unsre nie tun, weder im Leben noch im Schauspiel. Die seltsamste Gestalt war der Pastor „Cheltertin," der mit wohlgedrehtem Schnurrbart und kurzem schwarzem Röckchen erschien. Das Stück erregte das größte Interesse bei dem zahlreich versammelten griechischen Publikum. Da wir jedoch von den gesprochnen Worten selbstverständlich nur herzlich wenig verstanden und uns an dem leidenschaftlichen Gebaren der Agierenden bald satt gesehen hatten, verließen wir nach dem zweiten Akte das Theater wieder und zogen unter fröhlichem deutschem Gesange durch die jetzt in weißem Mondlicht liegenden Straßen der Hermesstadt an das Meer, wo die Barke unser wartete. Ein fröhliches Konvivium im engern Kreise bei frischgekauftem Syrawein vereinigte uns noch bis nach Mitternacht auf Deck unsers Schiffes. Der erste unangenehme Eindruck, den die Frechheit der Bootsleute auf uns gemacht hatte, war durch die Liebenswürdigkeit der Hermupolitaner völlig verwischt worden, und freundlich glänzten jetzt, wie zum Abschied, die Lichter am Hafen über die leicht bewegte See zu uns herüber.

Noch vor Sonnenaufgang setzte sich unser Schiff wieder in Bewegung und fuhr zunächst auf Tinos (das alte Tenos) zu. Hier landeten wir jedoch nicht, da die Insel keine nennenswerten Reste des Altertums und nicht einmal ein Museum hat. Um so interessanter wäre freilich ihr Besuch für den Freund des griechischen Volkslebens und der griechischen Sitten, wenigstens zur Zeit der großen Feste. Auf der Insel steht nämlich eines der größten

Heiligtümer der griechischen Welt, die Kirche der Panagia Evangelistria (der gute Botschaft verkündigenden allerheiligsten Gottesmutter). Wir sahen dieses große Bauwerk im Vorbeifahren hoch über der Stadt unmittelbar unter dem bis mehr als siebenhundert Meter schroff aufsteigenden Felskegel. Dort finden um die Osterzeit und im Herbst Festversammlungen statt, zu denen je fünfzehn- bis zwanzigtausend Menschen aus allen Teilen der griechischen Welt, sogar aus Ägypten und vom Schwarzen Meer, zusanmenströmen. Es geschehn regelmäßig dabei acht bis zehn wunderbare Heilungen. Die Stadt Tinos ist bei so starkem, regelmäßig wiederkehrendem Andrange frommer und genesungsbedürftiger Wallfahrer ganz auf Fremde aller Gattungen eingerichtet. Für die Reichern giebt es Hotels und Xenodochia, für die Ärmern sind große Unterkunftshallen gebaut. Ich hätte gern diesem Lourdes des Inselmeeres einen Besuch abgestattet, aber unser Schiff führte uns an der modernen Wallfahrtsinsel vorüber zu der antiken, dem hochheiligen Delos.

Es gibt zwei Inseln dieses Namens, Groß-Delos und Klein-Delos. Beide sind nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt. Das westlich liegende Groß-Delos hieß im Altertum Rheneia und war eine Art profanen Vorhofs für die heilige Nachbarinsel und zugleich der Ort, wo die Delier ihre Toten bestatteten; denn ihre eigne heilige Insel duldete nichts Unreines. Jetzt ist Megálo-Dili Quarantänestation des Königreichs Griechenland. Alle aus verdächtigen Häfen kommenden Schiffe müssen, ehe sie im Piräus landen dürfen, die jedesmal festgesetzte Anzahl von Tagen dort vor Anker liegen bleiben. Wir sahen im Vorbeifahren einen großen Dampfer, der aus dem pestverdächtigen Konstantinopel kam und im Begriff war, seine Zeit dort abzuliegen. Es soll nichts Langweiligeres geben, als zwischen diesen dürren Inseln zehn bis zwölf Tage lang in der Sonne zu schmoren ohne jede Abwechslung und Beschäftigung. Am Strande stehn gelbe Holzbaracken, in denen man Unterkunft und Verpflegung findet, natürlich nur gegen angemessene Bezahlung, sodaß die Quarantäne nicht nur ein langweiliges, sondern auch ein recht kostspieliges Vergnügen ist.

Wir fuhren um den bösen Ort in großem Bogen und gingen in Klein-Delos, der alten hochheiligen Insel, vor Anker, die der Sage nach früher im Meere schwamm und erst von dem Augenblick an fest stand, wo Leto hier den Apollo und die Artemis zur Welt brachte. Von da ab galt sie als der Mittelpunkt des Archipels, um den sich die übrigen Inseln, die deshalb „Kykladen" hießen, im Kreise gruppierten. Die Insel war zuerst das religiöse Zentrum des ionischen Stammes, dann der Mittelpunkt des attischen Seebundes; sie wurde nach dem Sturze der athenischen Macht selbständig und zuletzt dem römischen Reiche einverleibt. Aus allen vier Perioden sind Bauwerke erhalten, die zahlreichsten natürlich aus den beiden letzten. Zu Ende der Kaiserzeit verfiel der Kultus, und damit verödete die Insel. Da jedoch keine Stadt in der Nähe lag, so wurde nichts weggeschafft. Es blieb alles unter dem Schutt erhalten. Darum war es eine dankbare Aufgabe, die heiligen Stätten wieder auszugraben. Die Franzosen, die sich in archäologischer Beziehung als getreue Jünger und Diener Apollos beweisen — auch Delphi haben sie ja aufgegraben —,

haben zu verschiednen Zeiten in Delos Ausgrabungen veranstaltet, bis jetzt aber nur in ungeordneter und unvollständiger Weise, sodaß ohne ein genaues Studium kein Überblick möglich ist. Die spätern Ausgraber pflegten nämlich um der größern Bequemlichkeit willen ihren Schutt immer auf die Ausgrabungen der frühern zu werfen. Jetzt hat aber Monsieur Homolle den Plan gefaßt, wenn er mit Delphi fertig ist, den gesamten Schutt ins Meer zu schaffen. Er will zu diesem Zweck eine Eisenbahn zum Meere bauen und mit dem Schutt den alten Molo wiederherstellen, wenn möglich bis zu einem der Insel gegenüberliegenden Riff. Dadurch würde der antike Hafen in seinem alten Umfange wieder erstehn. Diese so geplante gründliche Aufräumung würde einen saubern, übersichtlichen, anständigen Trümmerplatz schaffen, wie es die zu Olympia und Delphi sind.

Von den Gebäuden zog natürlich vor allem der Apollotempel in der Mitte der ganzen Anlage unsre Augen auf sich. Baedeker nimmt neben ihm einen Tempel der Leto an. Dörpfeld hat aber festgestellt, daß hier drei Apollotempel dicht nebeneinander liegen, die drei verschiedne Entwicklungsstufen der Architektur darstellen; der rechts ist der älteste aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, der in der Mitte entspricht in seinen Abmessungen genau dem Parthenon auf der Akropolis ohne die Ringhalle und ist diesem offenbar nachgebildet, stammt also aus athenischer Zeit, der links gehört der hellenistischen Periode an und ist etwa in das Ende des vierten Jahrhunderts zu setzen.

Nicht weit von diesem in drei Auflagen erhaltenen Tempel liegt der große Rinderstall für die Hekatomben, die dem Gotte geschlachtet wurden. Es wird nicht leicht einen schönern Stall in der Welt gegeben haben oder geben als diesen. Fast scheint es, als habe man den Schlachttieren vor ihrem Opfertode noch eine besondre Freude und Ehre bereiten wollen. Der apollinische Rinderstall ist ein langer, prächtiger Saal mit Vorraum und Hinterraum und einer bassinartigen Vertiefung in der Mitte. Der Fußboden ist mit breiten, schönen Marmorplatten bedeckt, die Wände sind mit Marmor verkleidet und mit einem umlaufenden Fries geziert. Liegende Stiere und Stierköpfe bilden die Kapitäle der Eingangspfeiler. Neben diesem Stalle sieht man die Reste des als eines der sieben Weltwunder gepriesenen „Hörneraltars," der die Form eines Schiffsschnabels hatte und seinen Namen von den ihm angehefteten Widderhörnern trug.

Außer diesen dem Kultus geweihten Gebäuden sowie den üblichen Säulenhallen, Schatzhäusern und Marktplätzen sind in Delos noch die guterhaltenen Privathäuser bemerkenswert. Delos ist in dieser Hinsicht ein zweites Pompeji. Diese Häuser stammen aus hellenistischer und römischer Zeit und gleichen in der Anlage den pompejanischen, nur daß sie sämtlich unter dem Atrium eine Zisterne haben. Die Pompejaner hatten vorzügliches Leitungs- und Brunnentrinkwasser, auf den griechischen Inseln fehlt es daran, und noch heute hat dort jedes Haus seine eigne Zisterne.

Im ganzen macht der Platz, wo einst die heilige Stadt Delos gestanden hat, den Eindruck einer ziemlich ungeordneten, wüsten Trümmerstätte. Schutthaufen bedecken stellenweise die Überreste, und zwischen den Säulentrommeln und Gebälkstücken sproßt hartes, stachliges Gestrüpp. Überragt ist das Ganze

von dem Torso der überlebensgroßen Statue des Römers Ofellius, die im zweiten Jahrhundert von zwei athenischen Künstlern in praxitelischer Manier angefertigt wurde. Jetzt steht der Torso neben der Basis, auf der einst die Bildsäule gestanden hat, und erhebt sich über all den heiligen und profanen Trümmern wie ein nackter, verstümmelter Riese.

Zuletzt kamen wir auf unsrer Wandrung auch an den heiligen See, an dessen Ufer Leto das göttliche Geschwisterpaar geboren haben soll. Auf ihm wurden Schwäne gehalten, die wegen des schönen Gesangs, den man ihnen zuschrieb, dem Apollo heilig waren. Der See wird damals wohl etwas anders ausgesehen haben als heute, wo er aller Göttlichkeit entkleidet ist. Noch immer umgibt ihn, wenigstens zum Teil, eine verfallne Umfassungsmauer von elliptischer Form, aber sein Wasser ist schlecht und lau, und es ist niemand zu raten, davon zu trinken. Wir sahen keine Schwäne, aber es sprangen bei unsrer Annäherung einige Frösche ins Wasser. Dieser See liegt an der tiefsten Stelle der Insel, wo sich das Regenwasser sammelt, und bleibt das ganze Jahr, wenn er auch im Sommer zu einem kleinen Teiche zusammenschrumpft.

Wo so viele Jahrhunderte lang ein freies, fröhliches und frommes Leben herrschte, wo rauschende Feste mit glänzenden Umzügen gefeiert wurden, wo Handel und Wandel blühten, da herrscht jetzt die Ruhe des Todes. Delos ist unbewohnt. Nur die beiden Wächter der Ausgrabungen schleppen hier ihre einsamen Tage dahin mit ihren Schafen und Rindern, die auf „der heiligen Straße“ und der alten Agora das spärlich vorhandne Gras abweiden. „Da wandeln ja noch lebendige Hekatomben,“ rief einer unsrer Gesellschaft aus, als am Rinderstall des Apollo zwei Kühe auftauchten.

Zum Mittagessen begaben wir uns auf unser Schiff zurück. Dann folgte die Besichtigung des Theaters, die wie gewöhnlich eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Gerade das Theater zu Delos hatte Puchstein zum Gegenstand kühner Hypothesen gemacht. Er hatte das ganze um das Bühnengebäude herum laufende Podium für Bühne erklärt (in Wirklichkeit ist es nur Dekorationshalle), er hatte auf ganz dünnen Pfeilern eine zweistöckige Wand aufgeführt, von der kein Stein erhalten ist u. dgl. Das sollte dann eine „methodische Rekonstruktion“ sein. Etwa ein Dutzend von unsern Leuten hatte, weil sie sich über die Theaterfrage schon durch die frühern Besichtigungen genügend klar geworden waren, statt diese Erörterung mit anzuhören, eine Fahrt nach Megolo-Dili, dem alten Rheneia, unternommen, um die Totenstadt der Delier zu besichtigen. Diese kehrten jetzt zurück, ziemlich angeödet; denn es war nichts zu sehen gewesen. Es sollte nun gemeinsam vom Theater aus der Berg Kynthos bestiegen und die unter dem Gipfel liegende Pansgrotte besucht werden. Kaum aber hatten wir uns in Bewegung gesetzt, so führte der Gott, der uns den Besuch des ihm heiligen Berges verwehren wollte, eine so dunkle Wetterwolke herauf, daß wir die Besteigung aufgaben und statt dessen so rasch wie möglich zu dem einen der beiden Wächterhäuschen flüchteten. Als wir dort anlangten, begann der Regen mit aller Macht niederzugehn, und das Unglück wollte nun, daß man den Schlüssel nicht finden konnte. So drängten wir uns denn dicht an die Wände des kleinen Gebäudes, um wenigstens einigermaßen geschützt zu sein,

während der Wächter sorgfältig unter jedem Stein nachsah, ob etwa der Schlüssel darunter läge.

Ein eiskalter Wind, wie ich ihn der Insel Delos überhaupt nie zugetraut hätte, fegte über das kahle Gefilde und machte uns erschauern, während der Regen in unheimlicher Fülle auf uns niederschlug. Zum Glück dauerte es nicht lange, bis auch der andre Wächter, den Schafpelz über Kopf und Nacken gezogen und den Schlüssel in der Hand, herbeigeeilt kam. Er hatte die Boote herangeholt und vorher den Schlüssel abzugeben vergessen. Nun konnten wir wenigstens unter Dach und Fach kommen, indem der größere Teil der Gesellschaft in dem Wächterhäuschen selbst, der kleinere in einem der starkduftenden Steinhäuschen Platz fand, die des Nachts den Schafen zum Aufenthalt dienen. Gegen die Behausung dieses Hirten muß das Anwesen des alten Sauhirten Eumäus der reine Palast gewesen sein. Eng, schmutzig und fensterlos glich sie mehr einer Höhle als einer menschlichen Wohnstätte. In der einen Ecke war aus Steinen eine primitive Feuerstelle errichtet. Als einzige Sitz- und zugleich Liegegelegenheit diente das sogenannte Bett, bestehend aus einigen Brettern, die mit schmutzigen Schaffellen bedeckt waren. Der Phylax, höflich wie er war, machte die Honneurs seiner Höhle, indem er die ihm die vornehmste scheinende Dame — es war Dörpfelds Gattin — aufforderte, auf seinem Staatssofa Platz zu nehmen. Die Frau Professor spürte jedoch begreiflicherweise nicht die mindeste Lust, mit den zweifelhaften und nicht gerade goldnen Vließen in nähere Berührung zu kommen, und lehnte die Einladung ab. Das nahm nun wieder der Wächter übel und bemerkte nachdrücklich, daß es in seinem Hause kein Ungeziefer gebe. Um ihn zu begütigen, opferte sich dann die kyría Dörpfeld und mit ihr eine andre unsrer Damen. Beide setzten sich mit Heroismus in die Wolle, während wir Herren von unserm schönen Privilegium, stehn zu dürfen, mit Freuden Gebrauch machten.

Wir verließen unsern unerfreulichen Aufenthalt, sobald der Regen nur ein wenig nachgelassen hatte. Inzwischen war bemerkt worden, daß einer von unsrer Gesellschaft fehlte. Er hatte die Expedition nach der Toteninsel mitgemacht und war nun nirgends zu finden. Von den Teilnehmern dieser Fahrt erinnerte sich keiner, ihn auch bei der Rückfahrt im Boote gesehen zu haben. So mußten wir uns, nachdem wir auf dem Trümmerfelde vergeblich nach ihm gesucht und gerufen hatten, dazu entschließen, das eine Boot nochmals nach Rheneia hinüberzusenden, um dort nach dem verlornen Sohn zu forschen. Da fand man ihn denn auch in der Tat. Er hatte sich, leichtsinnig wie die Jugend ist, an eine versteckte Stelle des Strandes gelegt, war eingeschlafen und so zurückgelassen worden. Der Regen hatte ihn geweckt, und er war dann wie ein Verzweifelter am Strande umhergeirrt und hatte die Stimme, die suchende, weithin geschickt, ohne daß ein Nachen vom rettenden Strande gestoßen wäre. Da er nun nicht Lust hatte, auf Rheneia eine Robinsonade aufzuführen, so wäre ihm schließlich nichts andres übrig geblieben, als sich auf der Quaranténestation zu melden und bei den Verdächtigen internieren zu lassen, womit er selber verdächtig geworden wäre. Er hätte dann wahrscheinlich tagelang in der gelblichen Baracke sitzen und dann nach dem Piräus zurückkehren müssen.

Nun war er froh, daß ihm doch noch ein Boot gesandt worden war, obwohl er von den im Boote Sitzenden mit nichts weniger als freundlichen Worten begrüßt wurde.

Als wir endlich wieder alle an Bord waren, ging unser Schiff nach dem nahen Mykonos in See. Hier erwartete uns schon seit Sonnenaufgang der Professor der Geographie, Dr. Philippsohn aus Berlin mit heißer Sehnsucht. Nach dem ursprünglichen Plane hätten wir nämlich schon am Morgen des Tages in Mykonos eintreffen müssen, das schlechte Wetter hatte alles umgestoßen, und Herr Philippsohn hatte sich in dem kleinen Nest „elend geödet." Nun fuhr er mit einem gemieteten Boot an unser Schiff heran und lud uns ein, gleich einzusteigen. Dann führte er uns bei rasch wachsender Dämmerung — es war schon gegen sieben Uhr — in den Ort, um uns, wie er sagte, die Geheimnisse von Mykonos zu zeigen. Diese bestehn erstens in 360 Kirchen; genau so viel, nicht mehr und nicht weniger, zählt die kleine Insel. Sie liegen wie Winzerhäuschen oder kleine weiße Mühlen in den Feldern uud Weinbergen zerstreut. Sodann in dem unglaublichen Gewirr und Gewinkel der Gassen, die häufig nicht so breit sind, daß man die Arme ausbreiten kann. Die Häuser sind alle weiß, die Dächer flach, und geländerlose Steintreppen führen direkt von der Straße an den Außenwänden hinauf zu den obern Stockwerken. Leider gab es hier in Mykonos sogar zwei Museen zu besichtigen. Ich hoffte, die Dunkelheit würde uns diese Arbeit, wenigstens für den Abend, ersparen. Aber es half nichts. Der Epistates brachte die Schlüssel; Streichhölzer und Lichter wurden hervorgeholt und ohne Gnade den Göttern und Göttinnen unter die unsterblichen Nasen geleuchtet. Mir wurde das bald langweilig. Ich hatte an diesem Tage schon genug und übergenug Antikes und Totes gesehen und strebte nun entschieden nach etwas Modernem und Lebendem.

Die Mykonierinnen sind nämlich von alters her wegen ihrer Schönheit berühmt, sie gelten durch schlanken Wuchs und Reinheit der Rasse als die schönsten der Inselgriechinnen, und das will etwas sagen. Denn schon in Hermupolis hatten wir prachtvolle weibliche Erscheinungen zu bewundern Gelegenheit gehabt. Die Frauen und die Jungfrauen von Mykonos ergingen sich nun zur Feierabendzeit am Meeresufer. Sie zu sehen, verließ ich schnöde die Grabstelen, Vasentrümmer, Löwenköpfe und Reliefs der Sammlungen. Als ich ins Freie kam, sah ich, daß auch andre von demselben Verlangen getrieben worden waren. Alles, was nicht bloß Archäologe sondern auch noch ein wenig Neologe und Parthenologe war, war schon draußen oder kam noch heraus an den Strand, und nur die eingefleischtesten Stein- und Kunstfexe blieben bis zuletzt in den dumpfen, niedrigen Räumen der Museen. Auch unsre Damen trieb die Neugier, ihre vielgerühmten Konkurrentinnen in der Schönheit kennen zu lernen. In der Tat, das Schauspiel war sehenswert. Die Mykonierinnen führten ihr göttlichen Reize am Strande spazieren. Zu zweien oder dreien gingen die prachtvollen Gestalten mit den stolzen Köpfen und dem mächtigen schwarzen Haarwuchs, der durch keinerlei Hüte oder Hauben verdeckt war, langsam auf dem Quai hin und her. Sie beobachteten dabei

die allergrößte Zurückhaltung und Sittsamkeit, und nur ihre sonnenhaft leuchtenden großen Augen schweiften mit einem leichten Anflug von Neugier zu den europäischen Männern und mehr noch zu den Damen hinüber.

Einer von uns, ein schon älterer Herr, brach bei dem Anblick eines ganz auffallend schönen Mädchens unwillkürlich in die bewundernden Worte aus: Diese hier ist die eigentliche Schönheit von Mykonos.

Darauf erwiderte Herr Philippsohn erregt: Ich werde hier als Gastfreund betrachtet und muß Sie deswegen bitten, solche Äußerungen zu unterlassen. Man kann gar nicht wissen, wie viel Deutsch hier verstanden wird.

Glauben Sie denn, antwortete der Getadelte, daß ein solches Lob, auch wenn es verstanden würde, bei der Jungfrau Anstoß erregen würde?

Allerdings. Sie wissen gar nicht, wie zartfühlend diese Griechinnen sind, zumal auf den Inseln.

Es war inzwischen so finster geworden, daß nicht einmal die leuchtende Schönheit der zartfühlenden Mykonierinnen die Dunkelheit mehr zu durchdringen vermochte. Auch zogen sich die Frauen jetzt allmählich zurück. Es blieben nur die Männer und einige halbwüchsige Bengel, die sich alsbald zu prügeln anfingen. Das hatte für uns keinen Reiz, wir fuhren zum Schiffe zurück.

Hier erlebten wir bald darauf ein bemerkenswertes Beispiel griechischer Gastfreundschaft. Einer unsrer Ungarn hatte sich beim Baden im Meer — die südlichen Gewässer haben ungeahnte Tücken, wie auch ich sehr bald am eignen Leib erfahren sollte — eine Muschel in den Fuß getreten und eine ziemlich tiefe halbkreisförmige Wunde davongetragen. Anfangs hatten ihn seine Landsleute verbunden, aber die Sache ließ sich doch zu bedenklich an, als daß man es bei so dilettantischen Bemühungen hätte bewenden lassen können. Da es nun in Mykonos einen brauchbaren Arzt geben sollte, so wurde unser Boot noch einmal zurückgesandt, diesen Äskulap an Bord zu holen. Er erschien, verrichtete seine Arbeit und weigerte sich dann, für seine Bemühungen etwas zu nehmen. Das verbiete ihm die philoxenía. Und doch war er bei nachtschlafender Zeit geholt worden, hatte eine lange Fahrt gemacht und wieder zurück zu machen — denn unser Schiff lag ziemlich weit draußen — und hatte außerdem sein eignes Verbandzeug mitgebracht. Dennoch ließ er sich nur mit Mühe bewegen, eine entsprechende Gratifikation anzunehmen. Der Ungar hatte übrigens großen Nachteil von seinem unheilvollen Bad. Er mußte beständig an Bord bleiben und den Fuß hochlegen. Von all den Inseln, die wir noch besuchten, hat er keine betreten. Amphitrite war dem Steppensohne nicht hold.





Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

2

Auf der Straße blieb ich zögernd stehn. Ich hatte vergessen zu fragen, ob ich mich bei dem Polizeimeister melden müsse.

Wohin befehlen Sie, Euer Wohlgeboren? fragte Jegorow.

Ich sprach meinen Zweifel aus und sah den Wachtmeister prüfend an. Was würde er, den der Aufseher als beschränkt bezeichnet hatte, wohl zu der Sache sagen?

Er hieb den Knoten ohne Bedenken durch.

Hat der Aufseher Ihnen keine Anweisung gegeben, Euer Wohlgeboren? fragte er.

Nein.

Dann belieben Sie nicht hinzugehn, Euer Wohlgeboren.

Der Aufseher wird nicht daran gedacht haben.

Er lächelte überlegen.

Euer Wohlgeboren, der Aufseher denkt an alles. Der vergißt nie etwas. Wenn er nichts davon gesprochen hat, ist es nicht nötig, daß Sie hingehn.

Sei es, wie du gesagt hast, Jegorow, antwortete ich und machte ihn mit meinen Wünschen wegen eines Logis bekannt. Er blickte nachdenklich die Straße auf und ab, nickte plötzlich befriedigt mit dem Kopfe und führte mich an den Rand der Stadt zu einem Gemüsegärtner, der ein Gartenhäuschen von zwei Stübchen und einem kleinen Vorzimmer zu vermieten hatte. Die Wohnung lag freilich etwas weit von dem Stadtteilhause und ganz am Ende des Stadtteils, aber das Häuschen stand so freundlich und still zwischen alten Obstbäumen, das Innere war reinlich, und der Preis so gering, daß ich gleich den Handel abschloß. In kaum zwei Stunden besorgte Jegorow einen jungen Schutzmann als Burschen, schaffte ungewöhnlich billig ein gebrauchtes eisernes Bett und die notwendigsten Geräte an, und es war noch lange nicht Abend, so lag ich schon völlig eingerichtet in der eignen Wohnung und schlief fest und zufrieden.

Als Jegorow am folgenden Morgen gegen sieben Uhr zu mir eintrat und mich schon fertig zum Ausgehn fand, konnte er sich nicht enthalten, mit beifälligem Lächeln zu bemerken:

Euer Wohlgeboren, Sie werden mit Jemeljan Afanasjewitsch gut auskommen.

Wir machten die Runde durch den Stadtteil. Er wies mir die Wachtposten und schaute sehr befriedigt drein, als ich gleich von vornherein den wachthabenden Schutzleuten Bemerkungen wegen ihrer Unsauberkeit und unmilitärischen Haltung zukommen ließ. Er lenkte meine Aufmerksamkeit auf Schenken und Vergnügungslokale, die wegen verschiednen Unfugs in Verdacht standen. Er deutete im Vorübergehn mit Ingrimm auf einige Häuser, deren Besitzer ihm beständigen Ärger verursachten, weil sie sich den Vorschriften für das Reinigen der Straßen und Höfe nur mit Widerstreben unterzogen oder sich gar dagegen auflehnten. Er ließ dabei

sogar einen kleinen Seitenhieb gegen Jemeljan Afanasjewitsch fallen, weil dieser kein Freund davon sei, wegen solcher Kleinigkeiten, wie er sie zu nennen beliebe, Protokolle aufzunehmen.

Wir kamen allmählich zu der Mitte unsers Stadtteils, die von zwei geraden, nebeneinander hinlaufenden Straßen durchschnitten wurde, der Verkündigungsstraße mit der Verkündigungskirche und dem Stadtteilhause und der Steinstraße, der freundlichsten und reinlichsten von allen. Die Straße führte ihren Namen von dem Umstande her, daß sie noch vor kurzem die einzige gepflasterte im Stadtteile gewesen war. Diese Auskunft erhielt ich später. Jegorow wußte nichts davon. Für den hatten solche historischen Notizen kein Interesse und keinen praktischen Wert. Beide Straßen führten zum Flusse, an dessen anderm Ufer der dritte Stadtteil lag, und vereinigten sich in der entgegengesetzten Richtung außerhalb der Stadt zu einem großen Landwege. Keine der beiden Straßen wurde durch eine Brücke mit dem dritten Stadtteile verbunden. Die Brücke war weiter unten, nicht fern von der Grenze der beiden diesseitigen Stadtteile.

Als wir uns am Ufer hingehend den beiden Straßen näherten, sprachen wir eben von der Häufigkeit der Feuersbrünste. Jegorow betonte mit Stolz, daß es in unserm Stadtteile fast gar nicht brenne. Meine Frage, was nach seiner Meinung als die Hauptursache des Feuers anzusehen sei, schien ihn sehr in Verlegenheit zu setzen. Diese Frage hatte er sich offenbar noch nie vorgelegt. Die Frage hatte nach seinen Begriffen wohl auch gar nichts mit dem Dienste zu tun und erschien ihm vielleicht gar unpassend und naseweis, denn er sah mich unsicher und gewissermaßen tadelnd an, schneuzte sich in ein reines blaukarriertes Taschentuch, rückte den Säbel zurecht und antwortete erst nach langem Bedenken.

Euer Wohlgeboren, sagte er, wie soll man das sagen! Davon ist im Befehl nichts gewesen. Es fängt an zu brennen, und dann brennt es.

Sollten vielleicht Leute, die ihre Häuser hoch versichert haben, das Feuer anlegen?

Wir können es nicht wissen, Euer Wohlgeboren. Natürlich, alles ist möglich.

Euer Wohlgeboren, rief er plötzlich erfreut, vielleicht belieben Sie etwas darüber zu hören. Bei unserm Richter liegt eben heute eine Sache über Brandstiftung vor.

Eine städtische Sache?

Jawohl, Euer Wohlgeboren, aus unserm Stadtteile.

Und wer führt die Anklage? Jemand von uns oder von der Hauptpolizeiverwaltung?

Nein, Euer Wohlgeboren, eine Privatklage.

Es war gerade Sitzungszeit. Das Gerichtslokal war, wie Jegorow sagte, in der Steinstraße. Ich entließ also den Wachtmeister, damit er sich zum Stadtteilhause begebe, und wanderte allein weiter.

Vom Flusse aus kam ich in der Steinstraße an einer Anzahl ziemlich eleganter Steinhäuser vorbei, die sich zu beiden Seiten hinzogen und nach den Toraufschriften Edelleuten oder Beamten gehörten. Dann sah ich größere und kleinere Holzgebäude vor mir, die durch Zäune geschieden waren, hinter denen Obstbäume emporragten. Eines der ersten Holzhäuser zur linken Hand trug den Adler des Richters. Ich trat ein.

Vorbei an einem Schutzmann in voller Ausrüstung mit Säbel und Revolver und einem Dorfzehntner mit dem Messingadler auf der Brust, vorbei an den zur Sitzungszeit für jeden Fall anwesenden Vertretern der Stadt- und der Landpolizei, gelangte ich aus dem Vorzimmer in den Gerichtssaal. Ich blieb an der Tür stehn, um nicht zu stören, denn es war gerade ein Verhör im Gange. Es handelte sich um einen unbedeutenden Diebstahl.

Ich sah mich im Saale um. Vor dem Tische des Richters standen die an der vorliegenden Sache Beteiligten. Im Zuhörerraum saßen mehrere gutgekleidete

Herren und Damen, die offenbar zum Teil den bessern Ständen angehörten. Dort war auch Jemeljan Afanasjewitsch, der mir freundlich zunickte.

Aha, dachte ich, er ist auch gekommen, um die Brandstiftungssache anzuhören.

Der Diebstahl war erledigt. Die Leute, die vor dem Richter gestanden hatten, verließen den Raum.

Ein junger Mann mit einem dicken, roten Schnurrbart war mir dadurch aufgefallen, daß er mich die ganze Zeit starr angesehen hatte. Jetzt stand er auf und kam auf mich zu.

Es ist unmöglich, daß ich irre, sagte er leise. Alexander, ich glaube, Andrewitsch, erkennen Sie mich nicht?

Ich verneinte. Die Art des Sprechens wie der Blick der Augen kamen mir bekannt vor, aber ich konnte mich der Persönlichkeit nicht erinnern.

Sehen Sie mich nur genau an. Erkennen Sie mich gar nicht? Ich bin ja Burin, Wassili Burin.

Der rote Waska?

Nun, jawohl. Sehen Sie, ich habe doch ein besseres Gedächtnis!

Dabei fiel er mir um den Hals und küßte mich von rechts, von links und wieder von rechts.

Es war ein Schulkamerad von mir. Wir hatten damals als etwa zehnjährige Knaben nebeneinander gesessen. Wir wußten seit fast achtzehn Jahren nichts mehr voneinander, und doch hatte meine Erscheinung seine Erinnerung wachgerufen. Mußte der Talent für das Behalten von Gesichtern und Leuten haben!

Er lachte, als ich ihm meine Bewundrung aussprach.

Darum ist man auch Künstler, sagte er selbstzufrieden.

Er war fein und dabei zwanglos gekleidet. Der breite Hemdkragen und das leicht um den Hals geschlungne Seidentuch gaben ihm allerdings einen Maler- oder überhaupt Künstleranstrich.

Er forderte mich auf, ihn zu besuchen; am besten sofort nach der Gerichtsverhandlung. Er wohne hier gleich schräg gegenüber.

Ob er etwa der sei, den man der Brandstiftung anklage, fragte ich.

Er lachte.

Nein, diesesmal nicht, meinte er. Nur als Zeuge sei er vorgeladen, obgleich er gar nicht wisse, um was es sich handle.

Als er erfuhr, daß ich ganz in der Stadt bleiben würde und in diesem Stadtteile angestellt sei, fiel er mir vor Freude wieder um den Hals, vergaß, wo wir waren, und rief laut:

Hurra, wir haben gewonnen!

Herr Burin, ließ sich die Baßstimme des Richters vernehmen, ich bitte Sie, hierher zu treten.

Sie haben, fuhr der Richter fort, als sich Burin wie ein ertappter Schuljunge dem Tische näherte, ich sage, Sie haben beliebt die Stille in dem Lokal des Gerichts während der Sitzung und während ich die Kette trage, die die Ausübung meines Amts anzeigt, durch den Ruf Hurra zu stören, und kraft der mir zustehenden Befugnis verurteile ich Sie, ich sage, ich verurteile Sie, den Künstler Wassili Burin, wohnhaft hier am Orte in der Steinstraße, zu — er nannte eine winzig kleine Geldsumme — zum Besten der Gerichtsinstitutionen. Haben Sie etwas gegen das Urteil einzuwenden?

Nein, Herr Richter, sagte Burin verlegen lächelnd und zog den Kopf tief zwischen die Schultern; aber ich bitte, mir zu glauben, daß ich gewiß keine Störung beabsichtigt habe. Es war nur die Freude, einen Schulkameraden nach einer ganzen Ewigkeit wiederzusehen.

Also ein Schulkamerad!

Der Richter warf einen prüfenden Blick auf mich und fuhr dann geschäftlich fort:

Da der Künstler Wassili Burin erklärt, daß er die Ruhe nicht habe stören

wollen, und daß ihm der Ruf Hurra nur aus Unbedachtsamkeit entschlüpft sei, und da der Künstler Burin ein Mann ist, dem man die Absicht der Ruhestörung nicht zutrauen kann, ich sage, da ich den Künstler Burin persönlich kenne und überzeugt bin, daß er die Wahrheit spricht, wenn er sagt, er habe die Ruhe nicht stören wollen, so erlasse ich kraft der mir zustehenden Befugnis dem Künstler Burin diesesmal die Strafe. Herr Burin, Sie dürfen sich setzen.

Der Künstler verneigte sich, streifte mich mit einem drolligen, das lächelnde Publikum mit einem bösen Blick und nahm auf einem der Stühle Platz.

Der Richter sprach weiter.

Jetzt kommt die Klage des dimittierten Obersten Przebucki, wohnhaft hier nebenan, gegen den Händler Abramow wegen böswilliger Verleumdung des Kutschers des erstern seitens des letztern zur Verhandlung, welche Verleumdung darin ihren Ausdruck gefunden hat, daß der Händler Abramow den Kutscher der Brandstiftung fälschlich beschuldigt haben soll. Sind alle Vorgeladnen erschienen?

Hier stand Jemeljan Afanasjewitsch auf und verließ mit unzufriednem Gesicht und sporenklirrend den Saal. Ich begriff ihn. Er hatte erwartet, einen Fingerzeig wegen der Brandstiftungen zu erhalten, und plötzlich stellte es sich heraus, daß er seine Zeit wegen einer dummen Personalbeleidigung vergeudet hatte, die möglicherweise in betrunknem Mute gefallen war. Ich wollte ihm folgen, blieb aber doch, um zu hören, was für ein Zeugnis Burin ablegen werde. Zudem wohnte der Kläger hier nebenan, und ich fand vielleicht Gelegenheit, einen Blick in die Moralität einiger Einwohner des Stadtteils zu werfen.

Der Richter sah dem Abgegangnen mit erhobnem Kopfe und strenger Miene nach. Er schien nicht abgeneigt zu sein, auch Jemeljan Afanasjewitsch wegen Störung der Stille zur Verantwortung zu ziehn, mochte jedoch überlegen, daß der Stadtteilaufseher gewiß dringende Dienstgeschäfte habe, die ihn veranlaßten, so unzeremoniell aufzuspringen und fortzueilen.

Der Kläger Przebucki ist nicht erschienen, nahm der Richter wieder das Wort. Der Oberst Przebucki, der hier nebenan wohnt, ist . . .

Euer Hochgeboren, ich bin für ihn erschienen, sagte ein hochgewachsener Mann mit einem breiten schwarzen Barte und erhob sich von seinem Sitze. Er trug einen schwarzen Tuchrock nach Kutscherschnitt und lange blanke Stiefel.

Wer sind Sie? fragte der Richter. Wo haben Sie Ihre Vollmacht?

Ich bin Timofé, der Kutscher des Obersten, Euer Hochgeboren.

Der Richter sah in das vor ihm liegende Heft.

Timofé Timofejew, Kutscher des Obersten Przebucki, grollte er im tiefsten Basse, Sie sind selbst als Zeuge und Geschädigter in dieser Sache vorgeladen. Wie können Sie für den Obersten eintreten!

Euer Hochgeboren, ich muß alle Geschäfte des Obersten besorgen. Seine Hochwohlgeboren kann das Haus nicht verlassen, und da . . .

Timofé Timofejew, sagte der Richter die Stimme erhebend, Sie schweigen, bis Sie gefragt werden, sonst . . .

Da hast du die Feige, Besorger aller Geschäfte, sagte schadenfroh und ziemlich vernehmlich ein breitschultriger, blondbärtiger Mann im Hintergrunde des Zuhörerraums.

Der Richter unterbrach sich und schaute drohend dahin, wo die Worte sich hatten hören lassen. Auch das Publikum wandte die Köpfe nach der Richtung. Der Blonde aber saß mit dem unbeweglichsten Gesicht ruhig da. Hätte ich nicht so nahe bei ihm gesessen, wäre ich selbst zweifelhaft geworden, ob er geredet habe.

Sonst verurteile ich Sie wegen unbefugter Störung der Gerichtsverhandlung, schloß der Richter nach einer Pause, wieder zu Timofé gewandt.

Der Kläger Przebucki ist nicht erschienen, begann er von neuem. Er wohnt hier nebenan und ist mir persönlich bekannt. Ich weiß, daß er das Zimmer nicht verläßt, weil seine Gesundheit es nicht erlaubt. Darum, und weil er an dieser

Sache eigentlich unbeteiligt ist, nichts von ihr weiß und die Klage nur geschrieben hat, um dem Geschädigten, der in seinen Diensten steht, zum Recht zu verhelfen, so ziehe ich ihn wegen seines Nichterscheinens nicht zur Verantwortung.

Timofé Timofejew! Was haben Sie zur Sache zu sagen? Der Oberst Przebucki hat das Vorgefallne in dieser seiner Bittschrift auseinandergesetzt. Was wünschen Sie Ihrerseits hinzuzufügen?

Euer Hochgeboren, sagte Timofejew mit einer tiefen Verbeugung, ich bitte den Händler Abramow möglichst streng zu bestrafen. Er läßt uns nie in Ruhe. Er verleumdet uns immerzu. Er schimpft uns. Er schneidet uns Gesichter. Er hat einen Haß gegen uns, Euer Hochgeboren.

Angeklagter Abramow, treten Sie vor.

Der Blondbärtige ging rasch zum Tische, wo er sich gewandt verneigte.

Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorzubringen?

Herr Richter, sagte Abramow mit höflichem Ton und sah rund umher, wobei seine klugen blauen Augen Verwundrung ausdrückten; ich muß um Entschuldigung bitten. Ich weiß gar nicht, wessen ich beschuldigt werde. Ich habe von Ihnen gehört, daß der Herr Oberst Przebucki über mich klagt. Ich weiß, daß der Herr Oberst mir gegenüber in seinem Hause wohnt; aber ich habe den Herrn Obersten seit Jahren nicht gesehen und nichts mit ihm zu tun gehabt.

Sie sind angeklagt worden, sagte der Richter und blätterte in dem Hefte vor sich, den Kutscher des Obersten Przebucki verleumdet zu haben, ich sage, beschuldigt zu haben, daß er Ihr Haus hat anzünden wollen. Gestehn Sie die Tatsache ein?

Herr Richter, sagte Abramow die Achseln zuckend, wie kann ich den Kutscher des Herrn Obersten verleumdet haben! Der Herr Oberst hat gar keinen Kutscher.

Der Richter blätterte in seinem Hefte.

In der Bittschrift steht: Meinen Kutscher Timofé Timofejew. Timofé Timofejew! Sie sind der Kutscher des Obersten?

Jawohl, Euer Wohlgeboren, sagte der Schwarze, indem er sich verbeugte.

Erbarmen Sie sich, Herr Richter! rief der Händler. Wen kutscht denn der Timofé bei dem Obersten? Der Herr Oberst hat keinen Wagen und keine Pferde. Die ganze Straße kann das bezeugen.

Ja, das ist wahr, bestätigte der Richter und sah den Schwarzbärtigen fragend an. Ich weiß selbst, daß der Oberst keine Equipage und keine Pferde hält.

Euer Hochgeboren, erklärte Timofejew, ich war Kutscher bei Seiner Hochwohlgeboren; aber als die gnädige Frau starb, und das gnädige Fräulein heiratete, da verkaufte Seine Hochwohlgeboren die Pferde. Ich blieb im Hause und werde nach alter Gewohnheit der Kutscher genannt.

Welchen Dienst versehen Sie jetzt im Hause?

Ich besorge alle Geschäfte für Seine Hochwohlgeboren. Ich bin sozusagen der Hausverwalter.

Ah, das läßt sich begreifen. Also, Angeklagter Abramow, Sie werden beschuldigt, behauptet zu haben, Timofé Timofejew, der im Dienste des Obersten Przebucki steht, habe Ihr Haus anzünden wollen. Gestehn Sie die Tatsache ein?

Herr Richter, sagte Abramow und verbeugte sich verbindlich, ich habe das nicht behauptet.

Sie bestreiten die Tatsache?

Ja, Herr Richter, obgleich ich gestehn muß, daß nach meiner Überzeugung Timofé wohl imstande wäre, es zu tun.

Hören Sie es, Euer Hochgeboren! warf Timofejew entrüstet ein.

Schweigen, befahl der Richter. Angeklagter Abramow, wenn Sie noch einmal von Sachen reden, die nicht hierher gehören, zum Beispiel von Ihrer Überzeugung, so muß ich Sie wegen Störung der Gerichtsverhandlung verurteilen. Also Sie bestreiten die Tatsache?

Ganz entschieden, Herr Richter.

Fräulein Wera Schtschepin! Sie sind auf Verlangen des Obersten Przebucki als Zeugin vorgeladen. Belieben Sie näher zu treten. Was haben Sie auszusagen?

Eine hagere Dame in ziemlich reifem Alter sprang auf und begann sogleich hastig zu reden, während sie sich dem Tische näherte.

Herr Richter, eiferte sie, ich habe nur darauf gewartet, daß Sie mich aufrufen möchten. Ich fühle mich beleidigt, Herr Richter. Ich kann sagen, ich bin empört. Ich bin ein adliches Fräulein, Herr Richter, und ich beanspruche feine Behandlung, wie sie meinem Stande gebührt. Ich werde in der Nacht gestört, Herr Richter. Meine Ohren werden durch grobes Gezänk beleidigt. Ich halte mir die Ohren zu, um nichts zu hören, und ich werde noch vor das Gericht gefordert. Ich muß als Zeugin erscheinen. Mancher macht sich nichts daraus, Herr Richter; aber ich bin als Fräulein erzogen. Ich bin nie vor Gericht gewesen. Ich bin nicht gewöhnt daran. Ich schäme mich, ich muß mich durch grobe, rohe Leute dazu zwingen lassen. Aber ich bitte Sie um Ihren Schutz, Herr Richter. Ich hoffe, Sie werden die ganze Strenge des Gesetzes anwenden, um die Leute empfindlich zu strafen, daß sie merken, daß sie es nicht mit Menschen ihres Schlages zu tun haben. Anstand muß sein, Herr Richter, Anstand vor allem! Und wo bleibt der Anstand, wenn . . .

Der Richter hatte mit wachsendem Erstaunen die Dame angesehen und zuletzt vor Verwundrung sogar den Mund geöffnet. Jetzt faßte er sich soweit, daß er ihr mit seinem Basse in die Rede fiel:

Fräulein Wera Schtschepin . . .

Wo bleibt der Anstand, Herr Richter, rief die Dame schneller und lauter, wenn jeder ordinäre Mensch in der Nacht meine Ohren durch grobes Gezänk beleidigen darf, und wenn ich hinterdrein noch die Schande erleben muß, daß ich vor das Gericht gefordert werde, als ob ich etwas verbrochen . . .

Fräulein Schtschepin, ich fordere Sie auf . . .

Ich habe nichts verbrochen, fuhr sie noch schneller und fast schreiend fort. Ich bin gar nicht imstande, etwas zu verbrechen, denn ich bin ein adliches Fräulein. Diese Leute aber sind ordinär. Schon der Ton ihrer Stimme beleidigt meine Ohren. Und wenn das noch in der Nacht geschieht, so ist es mehr als Beleidigung. Es ist ein Überfall. Dafür muß die härteste Strafe . . .

Schutzmann! dröhnte jetzt des Richters Baß, daß die Fensterscheiben klirrten, führe diese Person hinaus.

Die Dame schwieg erschrocken und hob die Hände in die Höhe, als ob etwas unendlich Schauerliches vor ihren Augen erschienen oder zu ihren Ohren gedrungen wäre. Als nun gar der Schutzmann von der Tür her mit schweren Schritten ankam und den Arm nach ihr ausstreckte, kreischte sie auf und flüchtete zur Wand, an die sie den Rücken lehnte, während sie die Hände wie zur Abwehr vor sich streckte.

Fräulein Schtschepin, sagte der Richter streng, ich fordere Sie auf, zu schweigen und nur auf das zu antworten, was ich Sie frage. Sonst muß ich Sie hinausführen lassen.

Sie sah wie geistesabwesend starr vor sich hin und schien die Worte nicht zu vernehmen.

Das wäre eine Liebhaberin für das Theater! meinte Abramow zum Publikum gewandt. Erste Sorte! Schade, daß sie schon zu alt dazu ist.

Zum Glück des Händlers war des Richters Aufmerksamkeit zu sehr von der Dame in Anspruch genommen, sodaß die unpassende Bemerkung ungerügt blieb.

Fräulein Schtschepin! wiederholte der Richter drohend, ich fordere Sie zum letztenmal auf. Treten Sie hierher. Reden Sie ungefragt kein Wort, und antworten Sie kurz und genau auf das, was ich frage. Bedenken Sie, daß ich Sie für unpassendes Benehmen während des Verhörs, ich sage, daß ich Sie kraft der mir zustehenden Befugnis nicht allein hinausführen lassen sondern auch sonst noch bestrafen, ich sage, daß ich Sie in Arrest schicken kann.

Sie haben die Macht, tun Sie mit mir, was Sie wollen, hauchte die Dame und trat einige Schritte vor, wobei sie scheu auf den Schutzmann blickte.

Stellen Sie sich hier mir gegenüber.

Herr Richter! bat sie mit ganz erbärmlich klingender Stimme.

Er sah sie fragend an.

Herr Richter, thun Sie mir die Gnade!

Was wünschen Sie?

Schicken Sie den schrecklichen Menschen fort.

Sie deutete mit der Hand auf den Schutzmann. Dieser entfernte sich auf einen Wink des Richters, und sie stellte sich an den Tisch.

Fräulein Wera Schtschepin, begann der Richter das Verhör, Sie haben Ihr Haus hier in der Steinstraße?

Ja.

Ihr Haus befindet sich neben dem Hause des Händlers Abramow?

Ja, brachte sie mit Mühe heraus und warf einen Blick des Abscheus auf den blonden Händler, der einige Schritte von ihr stand.

Sie waren in der Nacht des — er suchte mit dem Finger in dem Hefte und nannte dann das Datum — auf der Straße und zugegen, als der Händler Abramow den Kutscher, das heißt den im Dienste des Obersten Przebucki stehenden Timofé Timofejew beschuldigte, er habe ihm das Haus anzünden wollen?

Die Dame hob den Kopf wie ein wildes Roß, das im Begriff ist, sich zu bäumen.

Antworten Sie kurz auf meine Frage, sagte der Richter vorbeugend.

Herr Richter, sagte sie — es war sichtbar, daß sie sich Gewalt antat —, ich kann nicht auf der Straße gewesen sein. Ich bin nicht so erzogen. Ich lebe anständig und würdig, wie ich es meiner Geburt schuldig bin. Ich gehe nur auf die Straße, wenn ich in Geschäften das Haus verlasse, und nur am Tage. Aber ich hörte laute Stimmen auf der Straße, und da ich noch nicht schlief, wollte ich erfahren, ob es nicht brenne. Man ist jetzt immer in Angst wegen des Feuers. Und da öffnete ich die Tür.

Sie hörten also von Ihrer Tür aus. Und was hörten Sie? Sagte der Händler Abramow, Timofejew habe ihm das Haus anzünden wollen?

Ja.

Herr Richter, versetzte Abramow mit überzeugendem Ausdruck in der Stimme, das ist nicht wahr! Erstens hat sie nicht von ihrer Tür aus gehört. Das wäre auch zu weit, denn zwischen unsern Häusern ist, wie Sie selbst wissen werden, der lange Gartenzaun. Sie kam ganz zu mir heran und sprach schon von weitem. Zweitens habe ich das nicht gesagt. Ich kann es beschwören.

Fräulein Schtschepin, Sie hören, was der Händler Abramow gegen Ihre Aussage einwendet.

Sie schleuderte einen Blick der höchsten Verachtung auf den Blondbärtigen und kehrte sich mehr von ihm ab.

Timofé Timofejew, fragte der Richter den schwarzen Hausverwalter, wo befand sich das Fräulein während des Wortwechsels?

Ich weiß nicht, Euer Hochgeboren, entweder stand sie schon mit Abramow zusammen oder kam von ihrem Hause gelaufen, aber sie waren beide auf dem Trottoir, und ich stand auf der Mitte der Straße.

Sie war also dicht dabei und konnte deutlich hören, was gesprochen wurde?

Jawohl, Euer Hochgeboren. Sie schrie und schimpfte auch ohne Unterlaß, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben, ich kann nicht sagen, ob sie auf mich oder auf Abramow schimpfte.

Das geht über die Grenzen! fuhr die Dame auf. Das kann ich nicht ertragen! Dieser ordinäre Mensch . . .

Fräulein Schtschepin, soll ich den Schutzmann rufen? beeilte sich der Richter mit der ganzen Kraft seiner Stimme einzufallen.

Sie verstummte, suchte in der kleinen Ledertasche, die sie am Arme trug, zog ein Taschentuch heraus und drückte es an die Augen.

Ich frage Sie nun noch einmal, Fräulein Schtschepin, sagte der Richter, das Verhör wieder aufnehmend, hat Abramow wirklich die Behauptung getan? Es ist festgestellt, daß Sie nahe genug waren, alles genau hören zu können. Antworten Sie, und bedenken Sie, daß Ihre Aussage hier ebenso wiegt, als ob Sie einen Eid abgelegt hätten.

Ja.

Wiederholen Sie seine Worte. Was hat er gesagt?

Er sagte, in dieser gefährlichen Zeit dürfe man nicht so leichtsinnig und unvorsichtig mit Zündhölzchen und Papiros umgehn. Man könne dabei leicht ein Holzhaus anzünden, und er wünsche nicht, daß sein Haus abbrenne.

Ja, Herr Richter, bestätigte Abramow, das habe ich gesagt, als der Timofé auf meinem Trottoir die Papiros anrauchte, oder vielmehr, ich habe es nur bekräftigt, denn gesagt hat es zuerst das Fräulein Schtschepin, wenn ich mich recht erinnere.

Ich weise diese grobe Beschuldigung zurück, rief die Dame. Ich kann mir nicht gefallen lassen, daß mir etwas aufgebürdet wird, was ich nicht gesprochen habe. Ich habe überhaupt nichts gesprochen. Ich spreche nie auf der Straße. Ich bin . . .

Schutzmann!

Um Gottes willen! Ich schweige, ich schweige! rief sie und drückte das Tuch vor beide Augen.

Fräulein Schtschepin, Sie dürfen sich setzen, sagte der Richter.

Euer Hochgeboren, nahm Timofejew das Wort, während die Dame zu ihrem Stuhle wankte — erlauben Sie mir zu sagen, das Fräulein Schtschepin spricht nicht so, wie es war, und Abramow benutzt das, um sich weißzubrennen.

Sie haben zu schweigen, versetzte der Richter. Sie sind bereits gefragt und haben zu warten, bis Ihnen wieder das Wort erteilt wird. Herr Wassili Burin!

Mein Schulkamerad trat vor.

Was wissen Sie von der Sache?

Nichts, Herr Richter, antwortete Burin und verbeugte sich.

Der Kläger schreibt, fuhr der Richter fort, indem er in das Heft blickte, der Künstler Burin habe im Fenster gelegen, und da er dicht neben dem Hause Abramows wohne, habe er alles deutlich gehört. Sie wohnen hier schräg gegenüber, und ich weiß also, daß von Ihren Fenstern bis zu dem Hause Abramows allerdings nur ein ganz kleiner Abstand ist. Wenn Sie im Fenster lagen, müssen Sie alles gehört haben.

Burin lächelte.

Im Fenster habe ich nicht gelegen, Herr Richter. Sie können sich das leicht denken, denn der Oktober ist nicht dazu geeignet, daß man sich ins Fenster legt. Die meisten Leute haben schon die Winterrahmen vorgesetzt. Es entstand Lärm auf der Straße, und ich sprang auf und öffnete das Fenster wie das Fräulein — er verbeugte sich gegen Wera Schtschepin — ihre Tür. Ich betrat aber nicht die Straße, was durch das Fenster zudem unbequem und sogar gefährlich gewesen wäre, hielt mich auch nicht auf, sondern als ich hörte, daß es nur zankende Männer- und Weiberstimmen waren, die nicht so klangen, als ob es brenne, schloß ich sogleich das Fenster und setzte mich wieder an meine Arbeit.

Sodaß Sie nicht versucht haben zu erfahren, um was man sich auf der Straße zankte. Die Beschuldigung der Brandstiftung haben Sie nicht vernommen?

Ich habe mich für den Zank nicht interessiert und kein Wort verstanden. Es war mir nur, als ob ich die Stimme des Fräuleins — er verbeugte sich wieder in der Richtung ihres Sitzes — erkenne, die im Sommer, wenn die Fenster geöffnet sind, häufig genug bis in mein Arbeitszimmer hörbar ist.

Der Richter blätterte einige Augenblicke in seinem Hefte, klappte dasselbe dann zu, richtete sich in seinem Sessel auf, räusperte sich und verkündete:

Die Verhandlung ist geschlossen.

Euer Hochgeboren, beeilte sich Timofejew zu sagen, der Herr Oberst bittet noch das Fräulein Ssawinski und den ...

Sie schweigen! brüllte ihn der Richter an. Wie wagen Sie es noch, ein Wort zu reden, nachdem ich die Verhandlung für geschlossen erklärt habe?

Timofejew machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte, er gebe alles verloren. Von den Damen aber, die unmittelbar hinter dem Stuhle des Fräulein Schtschepin saßen, erhob sich eine, als der Name Ssawinski genannt wurde, und schien im Begriffe zu sein, vorzutreten. Als der Richter jedoch den Schwarzen zur Ruhe verwies und nochmals den Schluß der Verhandlung betonte, sah sie um sich und setzte sich rasch. Ich sah ihr Gesicht nur den kleinsten Bruchteil einer Sekunde, aber noch jetzt — es sind seitdem viele, viele Jahre vergangen — könnte ich das Gesicht malen, wenn ich ein sehr kunstreicher Porträtmaler wäre. Ein nicht vollendeter Künstler hätte nicht wagen dürfen, sich an die Darstellung des lieblichen Anblicks zu machen, den das Gesicht in dem Augenblicke bot.

Wie regelmäßig, wie edel geformt waren diese Züge! Freilich, das feine Näschen zeigte einen leisen Anflug von Abstumpfung. Doch gerade diese kaum merkliche Abweichung stimmte prächtig zu dem herausfordernd üppig geschnittnen Mündchen und zu der Stirn, die zur Hälfte unter einem ganzen Walde unendlich kleiner aschblonder Löckchen verschwand. Die grauen Augen schauten entschlossen und dabei doch so mädchenhaft unschuldig und bittend, daß sie dem ganzen Gesicht einen geradezu bezaubernden Reiz verliehen. Zu andrer Zeit, wenn die Besitzerin dieser Augen nicht in der Erwartung stand, vor dem Richter Zeugnis ablegen zu müssen, mochte der sanfte, bittende Ausdruck nicht vorhanden sein — er war es auch für gewöhnlich nicht, wie ich dreist behaupten darf, denn ich habe ja oft genug Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen —, in diesem Augenblick aber kam er voll zur Geltung, und er war es hauptsächlich, der mir zum Herzen drang, mich plötzlich so gewaltig zu dem Mädchen zog, daß ich mich nicht bedacht hätte, ihr zu Hilfe zu eilen, falls sie in dem Falle gewesen wäre, Hilfe oder Beistand nötig zu haben.

Ich bin durch die Aussagen der Befragten zu der Überzeugung gekommen, ertönte der Baß des Richters, daß die Beschuldigung des Händlers Abramow seitens des Obersten Przebucki nicht genügend begründet ist, und darum erkläre ich die Anklage des dimittierten Obersten Przebucki, ich sage, ich erkläre kraft der mir zustehenden Befugnis die Klage wegen ungenügenden Beweises für abgewiesen und die Sache für erledigt.

Die Sitzung ist für heute geschlossen, fügte er hinzu, indem er aufstand und die Kette abnahm.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine geographische Fabel. Seit länger als einem halben Jahrhundert spielt sich im zentralen und im nördlichen Asien ein weltgeschichtlicher Prozeß von gewaltiger Bedeutung ab. In Mittelasien haben sich zwei Jahrtausende lang zwei Welten gegenübergestanden, deren Scheidelinie etwa über Taschkent und Samarkand läuft, und die durch geographische Verhältnisse und durch ihre Kultur voneinander getrennt sind. Auf der einen Seite steht der Westen, zuerst mit ägyptisch-assyrischer, später mit arisch-germanischer Kultur, auf der andern die chinesisch-mongolische, die turanische Welt des Ostens. Früher lag der Schwerpunkt immer im Osten, und

der Westen überschritt nur einmal, unter Alexander dem Großen, die Scheidelinie flüchtig um ein weniges. Umgekehrt drangen mongolische und turanische Scharen wiederholt nach dem Westen vor. Jetzt hat sich die Bewegung geändert, der Schwerpunkt hat sich nach dem Westen verschoben, der erobernd ostwärts vorgeht, und die Völker des Ostens, in ihrer frühern Tatkraft gänzlich gelähmt, beugen sich vor dem von ihnen als unabänderlich erkannten Geschick. In diesen Gebieten liegt Rußlands weltgeschichtlicher Beruf, an dieses Werk sind seine Kräfte auf Jahrhunderte hinaus gebunden; und wenn sich auch immer wieder europäische Fragen in den Vordergrund der russischen Politik drängen, so werden sie doch den dort nach Osten drängenden Strom der Weltgeschichte nicht aufhalten.

Durch die transkaspische Bahn ist Rußland in Zentralasien als zivilisierende Macht aufgetreten und hat europäische Kultur verbreitet, wenn diese zunächst auch noch ein kosakisches Gewand trägt. Sogar Engländer, wenn sie vorurteilsfrei zu sein vermögen, gestehn das zu: „Rußlands Vorgehn in diesen Gegenden bedeutet Fortschritt und Zivilisation in barbarischen Ländern, Sklaverei und Menschendiebstahl hören auf, und der Handel wird mancher Fessel entledigt.“ Tatsächlich steht gegenwärtig in Chiwa und Bochara, wo noch vor dreißig Jahren jeder ankommende „Ungläubige“ in beständiger Lebensgefahr schwebte, das griechisch-orthodoxe Kreuz geduldet nicht fern von der Moschee; die jahrhundertealten Hindernisse, die die von undurchdringlichen Steppen umschlossenen Oasen Mittelasiens von der europäischen Kultur trennten, sind beseitigt. In den früher öden unwirtschaftlichen Wüsten, wo Menschen niemals hatten weilen können, haben sich Massen von Arbeitern und Handwerkern, Kaufleuten und Soldaten gesammelt; sie bauen Häuser und Kirchen, Kasernen und Werkstätten, Apotheken, Fabriken und Geschäftsniederlagen, sie pflanzen Baumschulen und befestigen den beweglichen Sandboden. Aus den Ruinen von Kisil-Arwat, Aschabad, Merw, Tschardschui, Bochara und Samarkand entstehn neue Städte mit ansehnlichem Handel und gedeihlichem Wohlstand, mit zahlreichen Bewohnern, die sich von Jahr zu Jahr mehren.

Die Geschichte der transkaspischen Bahn ist sozusagen die Geschichte des russischen Erfolgs in Zentralasien. Die Erschließung dieser durchaus fruchtbaren Strecken durch den Bau der Militärbahn hat eine förmliche Umwälzung in der wirtschaftlichen Natur des transkaspischen Gebiets mit sich gebracht und die Verbrauchsfähigkeit der ehemaligen Chanate von Chiwa und Bochara sowie Afghanistans für russische Waren auf das Vielfache gesteigert. Namentlich infolge des durch Arbeit erzielten Geldverdienstes hat sich die Bevölkerung, die bis dahin ein freies Räuberleben geführt und ihre Plünderungszüge im Norden bis Chiwa, im Süden bis nach Khorassan ausgedehnt hatte, allmählich an ein geregeltes seßhaftes Leben gewöhnt. Diese Erfolge sind nicht mit einemmal und nur in ihrem letzten Verlauf in raschem Tempo erreicht worden. Jahrzehntelang hatte man schon die Eröffnung einer Wasserstraße bis zum afghanischen Gebiet durch die Ableitung des Amu-Darja (Oxus) in das Kaspische Meer erwogen. Aus leicht begreiflichen Gründen verzögerte sich die Ausführung dieses kostspieligen und in seinem Erfolge keineswegs gesicherten Planes. Um der gegen die räuberischen Tekke-Turkmenen unternommenen Strafexpedition des Generals Skobeleff den Nachschub von Waffen, Munition und Proviant zu sichern, wurde 1881/2 mit den vom letzten türkischen Kriege her im Kaukasus unbenutzt lagernden Vorräten an Schienen und anderm Baumaterial eine Militärbahn vom Kaspischen Meer bis zur Achal-Tekke-Oase gebaut; als sich aber England wegen der Einverleibung von Merw in den russischen Reichsverband und wegen des niemals ganz aufgeklärten „Zwischenfalls“ von Penschdeh sehr kriegerisch gebärdete, wurde 1885 der Weiterbau nach Merw und kurz darauf bis Samarkand angeordnet und binnen zwei Jahren durchgeführt. Die transkaspische Bahn durchschneidet 400 Werst wasserlose Wüste, 160 Werst Halbwüste und nur 400 Werst Kulturland. Für eine durchziehende Armee würde das Land keine Lebensmittel bieten, auch die Zahl der Brunnen ist noch ungenügend. Gerade zwischen dem

Kaspischen Meere und dem Aralsee liegt eine vollkommne Wüste, weit landeinwärts erstrecken sich Wanderdünen von feinem goldgelbem Sande, der sich bei stürmischem Wetter in Bewegung setzt und drei bis fünf Meter hohe Wellen bildet. Da entstehn Hügel und Täler und verschwinden in kürzester Zeit wieder; die wandernden Sandberge machen das Land eigentlich erst zur Wüste, denn sie ersticken auch die geringsten Anfänge von Pflanzenwuchs, versanden die Wasserläufe und nötigen auch größere Ströme zur Änderung ihres Bettes. Dagegen kann nur ausgiebige Bewässerung helfen, die auch das an und für sich nicht unfruchtbare Gelände wieder zu der nutzbaren Blüte bringen würde, wie sie bis ins späte Mittelalter zum großen Teile schon bestand.

Diese Angelegenheit ist von Rußland niemals aus dem Auge gelassen worden. Schon lange, bevor man an den Bau der transkaspischen Bahn dachte, wurde ein andrer Plan erwogen. In allen Atlanten findet man zwischen dem südöstlichen Gestade des Kaspischen Meeres und dem Unterlaufe des Amu-Darja (Oxus) ein trocknes Flußbett eingezeichnet, das die Bezeichnung Usboi (lange Schlucht) führt, und von dem allgemein angenommen wurde, daß durch dieses vor Zeiten der Amu-Darja in das Kaspische Meer geflossen sei, während er heute in den Aralsee mündet. Der russische Admiral Butakoff hat in den fünfziger und den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts umfangreiches Material zusammengetragen, das diese Annahme begründen sollte. Nach ihm habe man in den Zeiten des klassischen Altertums überhaupt nichts vom heutigen Aralsee gewußt, und kein Schriftsteller habe ihn erwähnt. Als Alexander der Große in diese Gegenden gezogen war, ließ er ihre geographischen Verhältnisse untersuchen, und es wurde ihm berichtet, daß Oxus und Jaxartes in das Kaspische Meer mündeten. Für diese Auffassung spreche auch der alte Handelsweg, auf dem Europa innerasiatische Waren bezog. Dieser kam vom „indischen Kaukasus" den Oxus entlang bis an das Kaspische Meer, ging von diesem den Kur aufwärts und von dort bis zum Phasis (Rioni) und an das Schwarze Meer. Während man bis 600 n. Chr. einstimmig darüber gewesen sei, daß sich Oxus und Jaxartes in das Kaspische Meer ergössen, sei man von da bis etwa zum Jahre 1300 gerade entgegengesetzter Meinung gewesen. Alle muhammedanischen Schriftsteller, die von den topographischen Einzelheiten dieser Gegenden genau unterrichtet waren, gaben an, daß Oxus und Jaxartes damals in den Aralsee mündeten, in den See von Charesm, wie er noch heute bei ihnen heißt.

Nach Butakoffs Annahme wäre dann der See wieder verschwunden. Im Mittelalter gingen bekanntlich viele Gesandtschaften von europäischen Höfen nach der Mongolei, und es gibt darüber viele Berichte, aber in keinem wird der Aralsee erwähnt, obwohl die Reiseroute mancher Berichterstatter mitten durch geführt haben müsse. Der See fehlt auch auf den berühmtesten Karten des Mittelalters, der katalonischen, der borgianischen und der venetianischen von San Marco. Nach Butakoff existiert auch ein persisches Manuskript, worin der Zustand der Provinz Khorassan im Jahre 1418 bis in alle Einzelheiten geschildert wird. Der unbekannte Verfasser weiß von der frühern Existenz des Aralsees, er sagt aber, gegenwärtig, im Jahre der Hedschra 820 (1417) ist der See nicht mehr vorhanden. Der Oxus hat sich einen Weg zum Kaspischen Meere gebahnt, und in dieses fällt er bei einem Ort namens Karlawan (Akrischeh). Der Jaxartes soll sich damals in seinem untern Lauf mit dem Oxus vereinigt und ebenfalls ins Kaspische Meer gemündet haben, vom ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts an aber den See von Charesm nicht mehr erreicht, sondern sich in der Wüste verloren haben. Also ist wieder vom Aralsee die Rede, man zeigte um das Jahr 1550 den Ort, wo der Oxus früher ins Kaspische Meer gemündet sei, und erzählte, daß der Strom auf der Strecke nach dem Kaspisee allmählich ausgetrocknet sei und den Aralsee geschaffen habe. Butakoffs Ansicht hatte Widerstand bei namhaften Geographen, unter andern auch bei Kiepert, erfahren, insbesondre wurde gegen ihn ausgeführt, daß sein Material keinen direkten Beweis bringe und seine meisten Argumente nur a silentio gelten

könnten. Nach einer frühern Meldung sollten übrigens die Usbeken durch einen fünf Werste langen Damm den Oxus gezwungen haben, all sein Wasser dem Aralsee zuzuführen. Solche Flußbettverschiebungen durch Sandverwehungen und Eingriffe der Menschenhand gehören in Wüstengebieten keineswegs zu den Seltenheiten, wenn auch vielleicht nur in kleinerm Maßstabe. Für die Veränderung des Oxuslaufes und damit auch des Aralsees war aber doch noch immer kein Beweis beigebracht worden.

In den letzten Jahren hat nun Professor Walther in Jena das Ergebnis seiner Studien über die Oxusfrage veröffentlicht, und aus diesen geht unzweifelhaft hervor, daß ein früherer Lauf des Amu-Darja nach dem Kaspischen Meer niemals bestanden haben kann. Nach Professor Walther gehört der Usboi zu den sogenannten Trockentälern (Wadis), die sich auch in den Wüstengebieten Afrikas und Nordamerikas finden. „Zwei Kräfte sind miteinander bei der Bildung dieser Trockentäler tätig. Die seltenen, aber dann mit großer Gewalt niederstürzenden Strichregen reißen die Erde auf, aber nur soweit, als das raschversickernde Wasser kräftig genug ist. So entstehn überall kurze isolierte Talrisse. Lange Jahre ohne Regen folgen darauf, und in dieser Zeit modelliert der Wind weiter, was das Wasser begonnen hat. So verschwinden bald die Spuren des Wassers, die abhebende Tätigkeit des Windes nagt an den Wunden der Erdrinde und bildet allmählich jenes System von Trockentälern aus, das für alle Wüsten so charakteristisch ist." Waren bis in die neuste Zeit die Geologen über die Bildung der Trockentäler nicht einig, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Wüstenbewohner ihre eignen Gedanken darüber haben. Die Beduinen Nordafrikas halten solche Bildungen für alte Bette des Nils, und diese Meinung galt lange Zeit auch bei den Gelehrten, bis die Rohlfssche Expedition in die Libysche Wüste den Irrtum zeigte. So haben auch die Asiaten den Amu-Darja für die Trockentäler verantwortlich gemacht, die als altes Oxusbett in die Karten gekommen sind. Beweiskräftiger ist noch die Tatsache, daß der Oxus sein rechtes Ufer untergräbt und so nach rechts wandert, während auf seinem linken Ufer langgestreckte Schlammniederlagen entstehn. Bei den Tiefbohrungen für den Bau der Eisenbahnbrücke über den Oxus hat sich ergeben, daß der Grund des Flußbettes auf Wüstenboden ruht, und daß der Flußschlamm 10 bis 20 Meter mächtig und von derselben Beschaffenheit wie der heutige ist. In dem Usboi und vor allem in dem Gebiete der angeblichen einstigen Oxusmündung in das Kaspische Meer fehlt aber jede Spur solches Flußschlammes bis zu Tiefen von 31 Metern, womit der sichre Beweis geliefert ist, daß der Amu zu keiner Zeit in das Kaspische Meer geflossen ist. Nach dem Ergebnis der Forschungen Professor Walthers hat demnach die Bezeichnung „altes Flußbett des Oxus" von den Karten zu verschwinden, und es muß dafür Wadi Usboi und an einer nördlicher liegenden Stelle des vermeintlichen Oxustales Wadi Ungus gesetzt werden.

Mit dieser Aufklärung der Fabel von der Wandrung des Oxuslaufes und des Aralsees ist jedoch die Frage der Ableitung des Flusses (vielleicht auch mit dem Jaxartes) nach dem Kaspisee keineswegs abgeschlossen. Rohrbacher hält zwar die Ableitung für ganz zwecklos, wenn nicht für unmöglich, aber es leuchtet ein, daß der See mit seiner über tausend Quadratmeilen großen Verdampfungsfläche in einem so wasserbedürftigen Lande als eine ungeheure Wasserverschwendung erscheint, umsomehr als er an und für sich wieder zu unbedeutend ist, als daß er einen Einfluß auf das Klima ausüben könnte. Man dürfte darum doch früher oder später in Rußland auf die alte Idee Peters des Großen zurückgreifen, eine Wasserverbindung vom Kaspischen Meere zum Oxus herzustellen. Vorläufig wird wohl freilich auf Jahrzehnte hinaus die transkaspische Bahn dem russischen Verkehrsbedürfnis genügen, und die russische Regierung hat gegenwärtig in Sibirien und der Mandschurei so viele Aufgaben zu erledigen, daß sie für Zentralasien weder Zeit noch Geld übrig hat. Aber schon die in den Jahren 1879 bis 1883 unter der Leitung des Generals Gluchowski stehende wissenschaftliche Expedition, die so-

genannte „Samaraexpedition," hat die Möglichkeit eines Verbindungskanals vom Amu-Darja nach dem Kaspisee erwiesen. Über die Bedeutung einer Wasserverbindung, die die einstigen Kulturstätten westlich von Chiwa durchziehn, gegen 50000 Quadratwerst bisher unbebauten Bodens bewässern und die jährlichen Überschwemmungen im Delta des Amu-Darja beseitigen würde, kann kaum ein Zweifel bestehn. Es hatte auch schon vor Jahren eine Gruppe russischer Kapitalisten eine Eingabe um Konzessionierung einer solchen Kanalanlage beim Ministerium eingereicht, aber die Genehmigung nicht erhalten, weil in Rußland solche Privatunternehmungen nicht beliebt sind. Gerade diese Aufgabe dürfte bei Gelegenheit die russische Regierung selbst in die Hand nehmen. — y —

Ein Beitrag zu den Anfängen der deutschen Kolonialpolitik. In dem jüngst von uns in den Grenzboten (Nr. 50) besprochnen Buche des Obersten Schiel finden wir Angaben aus erster Quelle zur Geschichte der deutschen Kolonialpolitik, die beachtenswert sind. Es ist die erste und, wie es scheint, entscheidende Aufklärung über die Santa Lucia-Bai-Angelegenheit; es ist zugleich ein Beitrag zur Kenntnis der Stellung Bismarcks in den Anfängen der deutschen Kolonien und in den südafrikanischen Angelegenheiten überhaupt. Als Schiel 1884 als Bevollmächtigter der Südafrikanischen Republik im nördlichen Zululand weilte, wo sich damals um die neue Burensiedlung Vryheid nach dem siegreich beendeten Zulukriege die „Neue Republik" zu bilden anfing, die dann in den Mutterstaat aufgenommen wurde, stellte sich ihm ein Deutscher mit Brille, Gehrock und Zylinder vor, als Abgesandter von Lüderitz, der ihn beauftragt habe, von dem Zuluhäuptling Dinizulu die Santa Luciabai mit einem darumliegenden Gebiet zu erwerben, über die dann die deutsche Regierung ihre Schutzherrschaft erklären werde. August Einwald hatte, bezeichnend für ihn und Lüderitz, kein einziges amtliches Papier, nicht einmal einen schriftlichen Auftrag von Lüderitz, angeblich der Geheimhaltung des Auftrags wegen. Trotzdem machten er und sein Plan auf Schiel den Eindruck der Wahrheit, Schiel erwog mit Recht vor allem, daß Lüderitz einen solchen Schritt nicht tun würde, wenn er sich nicht der Gutheißung der deutschen Regierung versichert hätte. Die Santa Luciabai war damals förmlich als ein Gebiet außerhalb der englischen Sphäre erklärt worden, da die englischen Staatsmänner den Umhlatusi zur Nordgrenze gegeben hatten. Schiel führte also ein Zusammentreffen Einwalds mit Dinizulu zu Emniati herbei und brachte es durch seine Vermittlung dahin, daß sich Dinizulu und die andern Zuluhäuptlinge bereit erklärten, die Santa Luciabai mit 100000 Acres Land an Lüderitz zu verkaufen, vorausgesetzt, daß die deutsche Regierung die Schutzherrschaft über die Bai und das Zululand übernehme. Die Abtretungsurkunde wurde sofort auf Schiels Namen ausgefertigt. Während Einwald in Kapstadt blieb, reiste Schiel nach Bremen, erfuhr von Lüderitz, daß alle Angaben Einwalds der Wahrheit entsprächen, zugleich aber auch, daß England wenig Tage nach Schiels Abreise die Santa Luciabai zu seinem Schutzgebiet erklärt habe. Wenig Tage nach seiner Ankunft hatten Schiel und Lüderitz eine Zusammenkunft mit dem Legationsrat von Kusserow im Auswärtigen Amt, und Schiel erhielt an demselben Tage vom Fürsten Bismarck eine Einladung zur Tafel. Er durfte seine Auffassung von der Möglichkeit einer Ausdehnung des neuen deutschen Protektorats über Matabele-, Maschona- und Barotse-Land erörtern und fand den Fürsten bereit, dem Unternehmen näher zu treten, wenn es durchgeführt werden könnte, ohne sich mit dem Burenfreistaate zu verfeinden. England werde mit aller Kraft Opposition machen, aber er fürchte diese Opposition nicht; mit den Buren Hand in Hand könne Deutschland in jenen Gebieten vorgehn; „mit ihnen verfeinden will ich mich nicht." Die deutsche Regierung protestierte einstweilen gegen die englische Besitzergreifung der Santa Luciabai, und Bismarck erklärte einige Tage nach der ersten Unterredung Schiel, daß er den deutschen Generalkonsul in Kapstadt beauftragt habe, nach Pretoria zu gehn. Da er es zugleich für wünschenswert erklärte, daß

Schiel sich mit diesem in Verbindung setze, reiste Schiel nach Kapstadt zurück. Während er sich nun nach Verabredung mit dem Generalkonsul bereit machte, zu Dinizulu zu gehn, während jener nach Pretoria aufbrechen wollte, erschien eine Proklamation der Neuen Republik, die die Santa Luciabai als Freihafen unter ihrer Herrschaft erklärte; Schiel glaubt, daß der damalige Vertreter der Südafrikanischen Republik in Berlin, der ihm versprochen hatte, seine Regierung zu bewegen, keine Schritte zu unternehmen, ehe Deutschland seine Vorschläge gemacht habe, der Ausbreitung des deutschen Einflusses in Südostafrika nicht geneigt gewesen sei. Für einen Blick aus der Gegenwart in jene Zeit erscheint das als eine sehr kurzsichtige Politik, denn wie anders würde sich das Schicksal der Burenfreistaaten in Südafrika gestaltet haben, mit einem deutschen Schutzgebiet und Hafen am Indischen Ozean im Rücken! Deutschland konnte bei dieser Sachlage nicht anders, als seinen Protest zurückziehn, wofür England die deutsche Besitzergreifung im atlantischen Afrika und im Stillen Ozean anerkannte. Der kurzsichtigen Burenpolitik setzten die Vorgänge der beiden folgenden Jahre die Krone auf. Die Neue Republik schloß sich an Transvaal an, England behielt die Santa Luciabai und schnitt durch weitere Besetzungen im Zululand die Burenstaaten vom Indischen Ozean ab. Für einen weitschauenden Politiker war damit schon 1887 ihr Geschick besiegelt. †*

Goethe und Epicharm. Im Philologus (1902 S. 312) ist Albert Müller einem neuen Anschluß Goethes an eine griechische Dichterstelle auf die Spur gekommen, und zwar in dem unter „Epigrammatisch" aufgenommnen „Wie du mir, so ich dir":

> Mann mit zugeknöpften Taschen,
> Dir tut niemand was zulieb.
> Hand wird nur von Hand gewaschen,
> Wenn du nehmen willst, so gib!

Der Hannoveraner Philolog glaubt, daß Epicharm, Fragment 118 (Ahrens) die Vorlage Goethes gewesen sei: *ἁ δὲ χεὶρ τὴν χεῖρα νίζει-δός τι καὶ λάβοις τί κα*; jedoch ist Müller zweifelhaft, ob es eine bewußte Anlehnung Goethes an den dorischen Komödiendichter ist. Uns aber scheint es zweifellos zu sein, daß der Frankfurter Dichter den Syrakusaner hat nachahmen wollen; und wie Horaz von Plautus sagt, läßt sich hier von Goethe sagen: ad exemplar properare Epicharmi. Denn Goethe hat ja auch, was Müller übersehen hat, das Beispiel des raschbewegten, lebendig muntern Epicharmischen, trochäischen Tetrameters übernommen; und zwar ist, soviel ich gesehen habe, dieses Versmaß nur in diesem einen der unter „Epigrammatisch" vereinigten Gedichtchen angewandt. Wo Goethe das Epicharmfragment gesehen hat, überlassen wir den Goethespezialisten herauszufinden. — Müller hatte auch in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw." 1898 auf eine Anlehnung Goethes an eine griechische Gemmeninschrift aufmerksam gemacht. Der Schluß von „Götter, Helden und Wieland" ist identisch mit einer vielfach auf Kameen der spätern Kaiserzeit zu findenden Aufschrift: „Sie reden, was sie wollen: mögen sie doch reden, was kümmerts mich!" (s. Furtwängler, Gemmenwerk III S. 367; 1884 figurierte noch eine solche Kamee auf der Auktion Castellani). Ein schottischer Baron hatte den Spruch als Wahlspruch auf seiner Haustür: Men say — What say they? Who cares: let them say. Eigentlich ist das alte Motto für Liebespfänder bestimmt (z. B. Ringe) und geht weiter: „Du liebe mich! wohl bekomm dirs!" Goethe hatte den Satz, der Wieland in den Mund gelegt ist, entweder aus Winckelmann oder Wieland selbst übernommen. M.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Schells Christus und der Bischof von Rottenburg



ie Reformkatholiken haben den Zorn des württembergischen Bischofs Dr. von Keppler erregt, und er hat ihnen am 1. Dezember vorigen Jahres auf einer Diözesankonferenz den Kopf gewaschen. Die Berichterstatter der Zeitungen sind seiner Rede nicht gerecht geworden. Seit den Tagen Diepenbrocks und Kettelers hat man so etwas aus dem Munde oder der Feder eines deutschen Bischofs nicht vernommen. Die Hirtenbriefe und die sonstigen Kundgebungen der übrigen „Oberhirten" sind bisher immer unpersönliche Kurialleistungen gewesen, deren Inhalt man im voraus kannte, wenn man das Thema wußte. Die Rede Kepplers empfängt ein ganz persönliches Gepräge durch das Geständnis: diese Reformer „haben selbst Wohlmeinende getäuscht — einmal auch mich," und sie ist überhaupt von Anfang bis zu Ende temperamentvoll und originell. Nur darin vergleichen wir sie den Kundgebungen der beiden genannten bedeutenden Männer; in Gedankenfülle, Verstandesschärfe und Stil steht sie ihnen weit nach. In vielem hat Keppler Recht; manches können sich außer den katholischen Reformern auch andre Leute hinter die Ohren schreiben, aber in den entscheidenden Punkten beurteilt er die Weltlage falsch; eben das, was ihm die imponierende Entschiedenheit und Kraft verleiht, seine strenge Orthodoxie, verengt ihm den Gesichtskreis.

Die wahre Reform, beginnt er, „ist immer eine Reform von Grund aus, von innen heraus, nicht von außen nach innen." Eine Reform des Katholizismus müsse deshalb auf seinen göttlichen Kern zurückgehn und dort eingreifen, wo das Menschliche seiner Erscheinung diesem Kern nicht entspricht. Ganz richtig! Aber diesen schönen und richtigen Anfang läßt der Bischof unverwandt liegen. Anstatt daraus die Folgerung zu ziehn: also müssen wir mit dem Rosenkranzgeplärr, mit den unechten Aachner und Trierer Heiligtümern, mit dem Ablaß und mit dem Anspruche des Papstes auf weltliche Herrschaft aufräumen, springt er ab und fährt fort: „Eine falsche Reform ist daher jene, die das Christentum oder die Kirche gewaltsam auf jene Entwicklungsstufe zurückdrücken will, die sie vor 1500 oder vor 500 Jahren inne hatte." Das ist ebenfalls wahr, aber nicht „daher," d. h. nicht deswegen,

weil die Reform auf den Kern des zu reformierenden Wesens zurückgehn und von innen nach außen wirken muß, sondern aus einem andern Grunde, den Keppler dann auch anführt, nämlich weil jedes lebendige Wesen wächst, und der Mann nicht mehr in seine Kinderkleider kriechen kann. Dann biegt er zum Anfang zurück, berührt aber die wunde Stelle nur ganz leise. Die Reformer wollten das Christentum dadurch regenerieren, daß sie es auf das Wesentliche beschränkten, das Unwesentliche abstreiften. „Das kann ihnen nicht verstattet werden; was sie vom Katholizismus abstreifen wollen, ist oft gerade seine lieblichste Blüte, sein süßester Duft.“ Oft gerade — ach ja, aber nicht in allen Fällen. Warum rückt er bei seiner sonstigen Offenheit hier nicht offen mit der Sprache heraus? Heiligenverehrung, Mysterium, Ordensleben, das sind katholische Gewächse, die in der Tat mitunter liebliche Blüten treiben, aber die oben angeführten katholischen Eigentümlichkeiten und manche andre sind ganz und gar nicht lieblich, sondern sehr widerwärtig und schädlich.

Nachdem sich der Herr um die wunde Stelle nicht eben sehr geschickt herumgetastet hat, gelangt er in sein eigentliches Fahrwasser, wo wir ihn ein Stück ohne Widerspruch begleiten können, nur daß hier seine Polemik weniger die katholischen Reformer als andre Leute trifft. Christentum und Kirche könnten nur aus ihrem eignen Geiste heraus reformiert werden; deshalb sei es ein untrüglicher Beweis für die Verfehltheit eines Reformversuchs, wenn dieser unternommen werde nicht im Namen des heiligen Geistes, sondern im Namen des Geistes der Zeit. Es heiße den Katholizismus schlecht beraten, wenn man ihm zumute, sich durch Konzessionen an den Welt- und Zeitgeist das Daseinsrecht in der modernen Welt zu erkaufen oder zu erschleichen. Was dieser Welt am Christentum zuwider sei, das sei in intellektueller Hinsicht das Wunder, in sittlicher Hinsicht die Autorität; solange die Katholiken, die gern von der modernen Welt anerkannt werden möchten, nicht das Wunder ganz leugnen und die Autorität ganz verleugnen, würden ihnen alle Konzessionen nichts nützen. Am allerwenigsten aber sollen sie sich einbilden, durch Zugeständnisse an den modernen Geist die Kirche verjüngen zu können. Die Moderne sei eine geschminkte alte Kokette, jung bleibe nur ein kindlich gläubiges Gemüt; Wissen mache alt, Glauben erhalte jung. „Die Jugend glaubt, das Alter zweifelt.“ Das alles ist an sich richtig, nur muß man, um bei der Anwendung nicht fehl zu gehn, an die zwei Tatsachen denken, daß nicht bloß der oft sehr unberechtigte Geist der Zeit, sondern auch das berechtigte Bedürfnis der Zeitgenossen Reformen fordert, und daß der Mensch nun einmal im Laufe der Zeit durch Erfahrungen alt wird, er mag wollen oder nicht.

Dann geht es wieder ein Stück im Zickzack weiter zwischen einem richtigen und einem Irrwege. „Eine Reform des Katholizismus muß selbstverständlich vor allem eine religiöse Reform sein.“ Selbstverständlich! „Ihre primären Triebkräfte und Hilfskräfte sind daher religiöse“; soweit müssen wir das „daher“ gelten lassen; nicht aber, wenn dann als solche religiöse Kräfte angegeben werden: „die übernatürlichen Heilskräfte und Gnadenmittel, der Glaube, die Sakramente, das Meßopfer, das Gebet, die Beichte,“ und wenn

hinzugefügt wird: „Das Bußsakrament ist das eigentliche Reformsakrament; die Ohrenbeichte hätte man uns nie nehmen sollen, sagt Goethe.“ Die Privatbeichte wirkt in einzelnen Fällen Gutes, und daß man sie als fakultatives Institut für solche Fälle hätte beibehalten sollen, ist Goethes Meinung. Was aber die Wirkungen von Messe und Beichte im allgemeinen betrifft, so lehrt die Erfahrung — jeder alte Pfarrer wird mir beistimmen, laut freilich nicht —, daß ungezwungen niemand täglich in die Messe geht außer Weibern, die zum Arbeiten zu faul sind, daß der Nutzen der Beichte durchschnittlich gleich Null ist, und daß die Leute, die sehr oft beichten, das sind die männlichen und die weiblichen Betschwestern, zu gar nichts taugen, am wenigsten zum Werke einer Kirchenreform. Recht hat er dann wieder, wenn er den von Kraus geprägten Wahlspruch: Religiöser, nicht politischer Katholizismus! verwirft. Keppler will den Namen nicht nennen, weil der Mann nicht mehr unter den Lebenden weile, aber er sagt ganz richtig, gewisse Leute, die dem heutigen Katholizismus vorwerfen, daß er politischer Katholizismus sei, trieben ihr Lebtag nichts andres als Kultur und Politik. Wenn ihnen wirklich so ungeheuer viel an der Religion liege, so möchten sie doch den Ultramontanen mit gutem Beispiel vorangehn und leben, wie Franz von Assisi gelebt hat, der sich weder um Kultur noch um Politik noch sonst um etwas Weltliches kümmerte; niederträchtig sei nach Goethe, wer von andern verlange, was er selbst nicht leiste. Doch gibt es auch hier ein Aber. Weil der Bestand des Katholizismus in Deutschland eine Zeit lang vom Staate bedroht worden ist, so haben die Katholiken dadurch, daß sie sich zur Abwehr politisch organisierten, nur eine religiöse Pflicht erfüllt. Aber die bayrischen Reformkatholiken klagen, daß das bayrische Zentrum die im Verteidigungskriege erlangte politische Machtstellung dazu ausnütze, die Mitglieder seiner Kammerfraktion sowie deren Vettern und Günstlinge mit Ämtern zu versorgen und alle auszuschließen, die nicht zum Klüngel gehören. Sollte das wahr sein, so würde die echt religiöse Reform fordern, daß der Herr Bischof nicht die Reformer, sondern die Zentrumsmänner zauste, und wenn er die mit der Devise „religiöser Katholizismus“ Kämpfenden anklagt, daß sie in die den Katholiken so notwendige Einigkeit einen Trennungskeil eintrieben, so hätte er seine Anklage vielmehr gegen die Zentrumsmänner zu richten, die sich unter dem Vorwande der Religion auf politischem Wege materielle Vorteile verschaffen, immer vorausgesetzt, daß die erwähnte Beschuldigung, die gegen sie erhoben wird, auf Wahrheit beruht.

Unter Vorbehalt zustimmen muß man dann wieder, wenn Keppler den Rationalismus der Reformer und die Vernachlässigung der Volksbedürfnisse tadelt. Religiöse Reform sei Herzensreform, Charakterreform. Die modernen Reformer verlangten mehr Wissen, mehr Bildung, mehr Kultur. Von all dem hätten wir mehr als genug; und je mehr wir davon hätten, desto mehr komme uns die Hauptsache abhanden: der Charakter, die Seele. Gebe es etwas Seelenloseres als die moderne Wissenschaft, Kultur, Literatur und Kunst? Und wahre Reform sei Volksreform; sie gehe von unten nach oben. Von oben komme gewöhnlich die Verderbnis, nicht die Besserung. Die Gebildeten erbarmten sich nicht des Volkes, verstünden es nicht, sondern verachteten es,

schimpften sein Christentum Paganismus. Die Wohlwollendsten gedächten, das Volk auf die Bildungsstufe der höhern Klassen emporzuheben. „Würde man es wirklich dahin bringen, das Volk in eine Masse von Halbgebildeten — denn höchstens Halbbildung kann solches Streben erzeugen — zu verwandeln, so gäbe es gar kein Volk mehr; dieses wäre ruiniert, ermordet; seine Gesundheit, Natürlichkeit, Einfalt, moralische Tüchtigkeit, Reformkraft wären dahin. Aus unserm gläubigen Volke würde dann eine Horde von Sozialisten und Anarchisten werden. Hat die vermehrte deutsche Schulbildung etwa die deutsche Moral gehoben? Seit dem Jahre 1870 [aha!] ist die allgemeine Moralität nicht gestiegen sondern gesunken. [Die Schwaben sind auch vor 1870 nicht lauter unschuldvolle Engel gewesen.] Mit doppelter und dreifacher Liebe schließen wir deshalb das Volk an unser Herz, das heutzutage so vielen Gefahren ausgesetzt ist. Alle Gutdenkenden sollten den vollen Strom ihrer Liebe in die nach Recht und Wahrheit dürstenden Schichten des Volkes ergießen. Herzen zu trösten, ist nötiger, als Geister aufzuklären. Wir alle, die wir gut katholisch fühlen, und vor allem wir Hirten des Volkes müßten dem Rufe Gottes (Jesaja 40, 1) folgen: Tröstet, tröstet mein Volk! Das Herz ists, das den Reformer macht. Wer kein Herz fürs Volk hat, wer die Volksseele nicht kennt und nicht weiß, was ihr not tut, der mag ein großer Gelehrter sein, ein Reformator ist er nicht."

Trotz allen Bedenken, die man hier gegen einzelne Wendungen erheben müßte, ist doch der Grundgedanke wahr und richtig. Dagegen zeugt es von Beschränktheit, wenn der Bischof dann behauptet: „Die Katholiken sollen den Gegnern durch ihren Charakter, nicht durch ihr Wissen imponieren. Reform des Katholizismus bedeutet eine Vertiefung, Reinigung, Verstärkung des Charakters der Katholiken." Erstens hat es Zeiten gegeben, wo der Charakter wenig zu wünschen übrig ließ, wo aber Unwissenheit und Aberglaube unsägliches Unheil anrichteten; in solchen Zeiten war die intellektuelle Reform notwendig, gleichviel ob es sich um Katholiken, Lutheraner, Juden oder Heiden handelte. Es ist also mindestens sehr unüberlegt zu sagen, eine katholische Reform bedeute unter allen Umständen eine Charakterreform. Und zur Zeit der großen Reformkonzilien war die ganze Christenheit einig in der Überzeugung, daß nicht der Charakter der einzelnen Katholiken, sondern Papsttum und Hierarchie die Gegenstände aller Reformtätigkeit sein müßten. Zweitens aber ist zu allen Zeiten bei den Nordländern mehr Charakterfestigkeit, mehr Treue und mehr Wahrhaftigkeit zu finden gewesen als bei den Romanen, und das ist auch nicht anders geworden, als die Germanen und die Angelsachsen vom Katholizismus abfielen. Daß dieser geradezu schuld sei an dem geringen Wert des Charakters so vieler Romanen, wie die meisten Protestanten glauben, soll damit noch nicht behauptet werden. Oder meint Bischof Keppler vielleicht garnicht den sittlichen Charakter, sondern nur das eigensinnige Festhalten an allem spezifisch Katholischen und an allem, was die Fanatiker und das abergläubische Volk für spezifisch katholisch halten? Er sagt nämlich: „Verstärkung des Charakters der Katholiken nach der katholischen Seite hin" und fährt fort: „Die Katholiken zur Mannhaftigkeit zu erziehn, das ist die beste Reform; das

ärgert den Teufel und erfreut Gott. Die neuste Reformbewegung ist aussichtslos. Man wartet vergebens auf klare, bündige, bestimmte Vorschläge seitens ihrer Verfechter. Sie negieren viel und behaupten nur eins: daß der Katholizismus nicht gebildet genug sei. Das ist aber wirklich eine cura posterior. Ob die Katholiken auch katholisch genug seien, das ist die Hauptfrage und Hauptsorge. So würde St. Franziskus, der bisher beste Reformator, heute fragen und sorgen." Nein, hochwürdigster Bischof, so würde der heilige Franziskus nicht fragen, denn die Frage ist ihm sein Lebtag nicht in den Sinn gekommen. Sondern er würde fragen, ob die Katholiken und namentlich die Bischöfe, z. B. ein gewisser Kohn, alle Reichtümer und Ehren verschmähen, ob sie bereit sind, jedem Bettler und Vagabunden die Füße zu waschen, ob sie jedes Geschöpf Gottes, jeden Menschen und jedes Tierlein lieben und ihm Erbarmen erweisen, und ob sie Gott aus tiefstem Herzensgrunde danken und einen Lobgesang anstimmen, wenn sie Prügel kriegen und bei Wasser und Brot ins Hundeloch gesperrt werden. So wenigstens erscheint der Heilige in Ozanams Franziskusblümlein, von denen Fürstbischof Diepenbrock eins verdeutscht hat. Es gehört sehr viel Naivität dazu, die Forderung aufzustellen, jede echte Reform müsse die Katholiken katholischer machen. Da müßte doch zu allererst angegeben werden, welche Art von Katholizismus gemeint ist. Der Katholizismus der Wreschener, die überzeugt sind, daß unser Herrgott zu Adam und Eva polnisch gesprochen hat? Oder der Katholizismus der Abruzzenräuber, die der Madonna eine Kerze geloben, um sich ihren Beistand zu einem Meuchelmorde zu sichern? Oder der Katholizismus Torquemadas? Oder der Albas, der sagte, er wolle lieber sein bestes Regiment missen, als den Hurentroß in seinem Heer? Oder der des Papstes Leo des Zehnten, oder der des Bischofs Sailer, dem die Wiedergeburt des halbtoten Katholizismus in Deutschland zu einem großen Teile zu danken ist, und der die heutigen deutschen Reformer segnen würde, wenn er noch lebte? Oder endlich der Katholizismus des heiligen Franziskus, dem das Leben mancher heutigen Kirchenfürsten und mancher heutigen katholischen Kirchenpolitiker ein Greuel sein würde? Der Katholizismus — und das gereicht ihm wahrlich nicht zur Schande — ist eben nicht so arm und klein, wie sich ihn Bischof Keppler vorzustellen scheint, nicht so arm und klein, daß er in den Hirnkasten eines schwäbischen Bäuerleins eingesperrt werden könnte.

Nur noch zwei Sätze führen wir an. „Reformvorschläge, die jeder Freimaurer unterschreiben kann, sind weder für Katholiken noch für gläubige Protestanten acceptabel." Hier hat der Bischof in einem andern Sinn, als den er meint, die Schwäche der katholischen Reformbewegung angedeutet. Die Reformer wagen nicht zu sagen: eine Menge Dogmen und Einrichtungen, die von der römischen Kurie und vom Volke zum Wesen des Christentums gerechnet werden, sind teils vergängliche Erzeugnisse des Zeitgeistes, teils Erfindungen der Hierarchie, teils kanonisierter Volksaberglaube. Wenn sie das offen aussprächen, würden ihnen allerdings die Freimaurer Beifall spenden, aber vom freimaurerischen Glauben würden sie noch immer weit entfernt sein. Und so lange sie das nicht offen auszusprechen wagen, nicht aussprechen

können, ohne exkommuniziert zu werden, so lange kommt es nicht zu der Reform, die sie ersehnen. Der erste Teil des bischöflichen Herzensergusses schließt: „Wir brauchen, wir wollen katholische Männer, Streiter Gottes. Katholischen Männern fällt es nicht ein, sich in Reformsimpel verwandeln zu lassen. Die mögen jenseits der Vogesen sich ansiedeln. In Frankreich herrscht die Phrase, in Deutschland herrsche das Wort Gottes.“ Also in Frankreich herrscht die Phrase, und nicht das Wort Gottes? Ja, was leistet denn da der katholische Klerus in dem ganz katholischen Lande? Was leisten denn die über hunderttausend Mönche und Nonnen? Was leistet denn die „Mutter Gottes,“ die Patronin Frankreichs, die ab und zu einmal leibhaftig erscheint? Kann man katholischer sein als die französischen Bigotten, und was nutzt nun der echt und streng katholische Charakter, wenn er das Volk der Phrase unterwirft, und was der Bischof zu erwähnen rücksichtsvoll unterläßt, der Herrschaft der Atheisten ausliefert, die dieses katholische Volk durch freie Wahl in die Kammer schickt? Und worauf gründet denn Bischof Keppler die Erwartung, daß in Deutschland das Wort Gottes die Herrschaft behaupten werde? Doch wohl nicht darauf, daß zwei Drittel der Deutschen Protestanten sind? Also auf die Volksart? Aber wenn das Heil vom Volkscharakter kommt, dann kommt es doch nicht von der katholischen Kirche!

Nachdem schon die Kölnische Volkszeitung die unbedingte Verurteilung aller Reformbestrebungen gemißbilligt und einige schwere Gebrechen des heutigen Katholizismus namhaft gemacht hatte, antwortet in der Germania vom 28. Dezember ein Mann „der freiern Richtung“ (eine Bezeichnung, die er dem Ausdruck Reformkatholik vorzieht) dem Bischof Keppler sehr kräftig, ohne ihn zu nennen. Er zählt auf, was die freie Richtung nicht will, und was sie will. Das erste in der Form, daß er 35 Sätze aus Kepplers Vortrag mit „sie will (oder leugnet) nicht“ anführt und zurückweist. Unter anderm heißt es: „Sie will nicht den Gebildeten die bittere Glaubenspille durch Kultursirup versüßen, aber sie glaubt, daß zwischen dem Glauben der Gebildeten und dem der Ungebildeten immerhin ein Unterschied bestehe. Sie will nicht, daß man das christliche Volk verachte oder als misera contribuens plebs behandle; sie bezeichnet das Glaubensleben des Landvolks nicht als Paganismus, sondern fürchtet nur, daß das Christentum immer mehr auf das Landvolk beschränkt und dadurch zum Paganismus im philologischen Sinne des Wortes werde. Sie will nicht, daß man eines aus den Kleinen ärgere, will aber auch nicht, daß man an den Gebildeten in allen Beziehungen den nämlichen Maßstab anlege wie an das gewöhnliche Volk. Sie will nicht, daß das Volk auf die Stufe der Gebildeten emporgehoben werde, denn sie will nichts Unmögliches. Sie leugnet nicht, daß man das Volk mit doppelter Liebe ins Herz einschließen solle, glaubt aber, daß es auch noch andre Aufgaben gibt. Sie will nicht vor dem Unglauben der Gelehrten höfliche Verbeugungen machen, glaubt aber anerkennen zu müssen, was sie Wahres zu Tage fördern. Sie will nicht, daß die Katholiken lediglich durch Vermehrung ihres Wissens gehoben werden sollen, will aber auch nicht, daß die katholische Wissenschaft immer mehr ins Hintertreffen gerate. Sie will nicht Reformvorschläge, die jeder Freimaurer

unterschreiben kann, und noch weniger eine Versöhnung zwischen Kirche und Loge. Sie will nicht, daß die Vernunft als höchste Instanz im geistigen Leben angesehen werde — außer etwa in Dingen, die mit dem Glauben keine Berührung haben; sie will aber auf jeden Fall einen vernünftigen Glauben.“ Im positiven Teile wird gesagt, sie wolle die gebildete Welt für katholisches Denken und Leben wiedergewinnen. „Daß ein großer Teil der Gebildeten dem Christentum entfremdet ist, kann niemand leugnen. Vor der wahren Volksreform haben die Vertreter der freiern Richtung den höchsten Respekt; die größte Achtung und Sympathie bringen sie dem letzten Landkooperator entgegen, der sich zu der Erreichung dieses Zieles abmüht. Aber einer kann nicht alles tun. Darum glauben viele, es könne keine Sünde sein, wenn andre ihre Liebe zur Wahrheit und zum Nächsten dadurch beweisen, daß sie sich an die gebildeten Kreise wenden. Sie glauben nämlich, daß deren Angehörige sozusagen auch Menschen sind mit unsterblichen Seelen, die Christus mit seinem Blute erlöst hat, daß sie darum auch einigen Anspruch haben auf die Fürsorge der Kirche. Sie glauben weiter, daß die Fürsorge für die Gebildeten gerade heutzutage ein besonders dringendes Bedürfnis ist, weil erfahrungsgemäß das Beispiel der gebildeten Stände weit stärker auf das Volk wirkt als umgekehrt, weil noch immer der Unglaube aus den höhern Kreisen ins Volk gedrungen ist, und der Glaube nur selten den umgekehrten Weg gefunden hat. Diese Leute sind also überzeugt, daß durch die Wiedergewinnung der gebildeten Kreise dem Volk ein großer Dienst geleistet werden würde, solche Arbeit also indirekt Volksreform ist.“

Während der seinem Vorgänger Hefele sehr unähnliche Bischof von Rottenburg die Reformer in Bausch und Bogen verdammt, hat der bekannteste und neben Ehrhard bedeutendste dieser Männer, Hermann Schell, mit seinem Buche Christus*) eine Tat vollbracht, für die ihm alle nicht geradezu fanatischen Katholiken dankbar sein müssen. Die neuern protestantischen Darstellungen des Lebens Jesu neigen mehr oder weniger dem Typus des Renanschen zu. Der Gelehrte schafft sich von seinem religionsphilosophischen Standpunkt aus nach seinem Geschmack ein Bild von Jesus von Nazareth, verwendet für die Darstellung dieses Bildes die Abschnitte und die Stellen des Neuen Testaments, die dazu passen, und erklärt die übrigen für Legenden, spätere Zutat oder Fälschung. Selbstverständlich befriedigt ein solches willkürliches Bild nur seinen Schöpfer und solche kritiklose Leser, die zufällig seinen Geschmack teilen, und für die Wissenschaft hat es so wenig Wert wie für das Gemeindeleben; für die Wissenschaft deswegen, weil nun einmal das vorhandne Material nicht hinreicht, eine kritische Geschichte Jesu von Nazareth aufzubauen. Die katholischen Darstellungen des Lebens Jesu dagegen sind Erbauungsschriften ohne allen wissenschaftlichen und von sehr zweifelhaftem erbaulichem Werte. Schells Leben Jesu ist kein geschmackloses Erbauungsbuch, aber trotzdem katholisch. Und es hat wissenschaftlichen Wert gerade deshalb, weil es von vornherein auf die Aufgabe verzichtet, eine kritische Biographie zu liefern, eine

*) Christus. Das Evangelium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Mit Buchschmuck und 89 Abbildungen. Erstes bis zehntes Tausend. Mainz, Franz Kirchheim, 1903.

Aufgabe, an die nun schon so viel Gelehrsamkeit — aus dem eben angeführten Grunde vergebens — verschwendet worden ist. Als Katholik glaubt er an die Gottheit Christi und verzichtet darum von vornherein auf jeden Versuch, ihn psychologisch zu konstruieren und etwa zu zeigen, wie und wann in ihm das Messiasbewußtsein zustande gekommen sei. Ausdrücklich hebt Schell hervor, daß das Seelenleben des Paulus durchaus verständlich ist, während uns das Innere Christi verschlossen und geheimnisvoll bleibt. Nicht von diesem Geheimnis den Schleier zu heben versucht er, sondern die vier verschiednen Bilder seines Wirkens und seiner Lehre, zu denen die vier Evangelisten zerstreute Züge geliefert haben, zeichnet er mit feinem und tiefeindringendem Verständnis, mit gläubiger Wärme und mit der Gabe meisterlicher Darstellungskraft. Katholisch ist seine Evangelienerklärung auch darin, daß er im Neuen Testament die Askese gepredigt findet, aber eine Askese, die kaum ein verständiger, geschweige denn ein gläubiger Protestant abzulehnen wagen wird. Das Evangelium „fordert nicht den Verzicht auf etwas, was wirklich reich, froh, stark macht, nicht den Verzicht auf alle Güter und Freuden, sondern nur auf Ballast und Gift.“ Harnack hat anerkannt, daß Jesus den Verzicht auf Vermögen von den Missionaren, vielleicht auch von den Seelsorgern fordere. „Mindestens aber sollte es bei ihnen strenger Grundsatz sein, sich um Besitz und irdische Güter nur so weit zu kümmern, daß sie nicht selbst andern zur Last fallen, darüber hinaus aber sich ihrer entäußern.“ Aus diesem Zugeständnis des freisinnigen Protestanten leitet Schell eine Rechtfertigung des katholischen Ordenswesens ab. Wer sich dem christlichen Dienste des Nächsten in Werken der leiblichen und der geistigen Barmherzigkeit widmet ohne Vermögen, der wird sich gerade in solche Sorgen verwickeln, von denen sich der Christ frei machen soll. Anders, wenn ein Orden [oder die Kirche, oder der Staat durch Besoldung] ihm die Sorge abnimmt. Nach Schell erfüllen auch die vom Staate besoldeten Lehrer und Forscher das Gebot der Armut; denn, meint er, der Reichtum fängt erst bei einem Vermögen an, dessen Ertrag seinem Besitzer erlaubt, ohne Arbeit zu leben. Wer sich die Mittel zur Erfüllung seiner Pflichten mit Arbeit verdienen muß, der ist arm, und je angestrengter einer arbeiten muß, um leisten zu können, was seine Pflicht, was die Liebe zur Wahrheit, zu seinen Angehörigen, zum Nächsten überhaupt von ihm fordert, desto ärmer ist er. Im Anschluß an solche Betrachtungen sucht er dann noch nachzuweisen, daß aus dem durch die Umstände gerechtfertigten Schweigen des Evangeliums über die Kulturarbeit nicht seine Kulturfeindlichkeit gefolgert werden dürfe. Katholisch ist endlich, daß Schell die Kirche für notwendig erklärt und ihre Gründung im Neuen Testament berichtet findet. „Jesus wäre nicht der Weiseste der Religionsstifter, weder der tiefe Kenner der Wahrheit noch der Menschheit, wie sie leibt und lebt, wenn er das Kirchentum und die kirchenamtliche Autorität verworfen hätte, geleitet von der Meinung Harnacks, das Evangelium sei etwas so Einfaches, Göttliches und darum wahrhaft Menschliches, daß es am sichersten erkannt wird, wenn man ihm Freiheit läßt, und daß es auch in den einzelnen Seelen wesentlich dieselben Erfahrungen und Überzeugungen schaffen wird.“

Die drei hervorgehobnen katholischen Glaubens- und Grundsätze sind in dem Grade notwendig für die Erhaltung des Christentums, daß von ihrer wenigstens stillschweigenden Anerkennung auch der Fortbestand des protestantischen Kirchenwesens abhängt. Wenn manche freisinnigen Protestanten, gestützt auf die vermeintliche Kraft des Evangeliums, von Kirche gar nichts mehr wissen wollen, so beweisen sie damit nur, daß sie von der Menschennatur eine ganz falsche Vorstellung haben, und daß sie in ihrem Leben gar keine Erfahrungen gesammelt haben. Man schenke hundert Primanern je ein Neues Testament und einen Band Zola oder Maupassant, hundert Köchinnen je ein Neues Testament und einen Kolportageroman und forsche nach einem Jahre nach, welches der beiden Bücher sie zuerst, welches sie ganz durchgelesen haben, und falls einige das Neue Testament durchgelesen hätten, was für Erfahrungen und Überzeugungen sie daraus geschöpft haben! Das Experiment kann gar nicht mit der für den Beweis erforderlichen Genauigkeit gemacht werden, weil die Kirche existiert, und weil es unter hundert Primanern und unter ebensoviel Köchinnen immer einige gibt, die durch kirchliche Einwirkung Verständnis für das Neue Testament erworben und Jesus lieb gewonnen haben, also ihren beiden Büchern nicht „voraussetzungslos" gegenüberstehn. Wenn jemand behauptete, nach Aufhebung des Schulzwanges und aller Lehranstalten des Staates, der Kirche und der Gemeinden würden alle Kinder aus eignem Antrieb als Autodidakten Lesen, Schreiben, Rechnen und später alle Wissenschaften erlernen, so würde diese Behauptung der andern, daß sich das Christentum ohne Kirche zu erhalten vermöge, vollkommen gleichwertig sein. Nur weil die Kirche noch lebt und wirkt, kann es auch einzelne Christen geben, die der Kirche für ihre Person nicht mehr bedürfen.

Erläutert also Schell das Neue Testament zweifellos im Sinne des katholischen Glaubens, so geschieht es doch zugleich im Geiste einer gesunden Reform. Es fällt ihm nicht ein, mit läppischen Interpretationskünsten die Erzeugnisse späterer Zeiten: Dogmen, hierarchische Institutionen, Kirchengesetze und Volksgebräuche ins Neue Testament hineinzuschmuggeln; was nicht in diesem Buche steht, das findet man auch bei Schell nicht, und so erfüllt er denn die Forderung, die der Bischof Keppler an die Spitze seiner Charakteristik einer echten Reform des Katholizismus gestellt hat: er geht auf seinen göttlichen Kern zurück. Trotzdem wird Herr Keppler mit Schells Leistung wenig zufrieden sein, denn seinen eignen schönen Grundsatz vergessend macht er, wie wir gesehen haben, in seinen weitern Ausführungen den Glauben der katholischen Bauern zum Prüfstein, an dem die Echtheit des Katholizismus der gelehrten Reformer erprobt werden soll, von Ohrenbeichte aber, Rosenkränzen, Gelöbnissen, Wallfahrten, bekleideten Heiligenpuppen, Seelenmessen, worin zumeist der Katholizismus der Bauern besteht, findet man eben im Neuen Testament und deshalb auch bei Schell keine Spur. Mit den genannten Äußerlichkeiten sind ja in vielen Fällen — keineswegs immer — auch Gottvertrauen, Nächstenliebe und gute Sitte, also Kennzeichen echten Christentums verbunden, aber die sind doch nichts spezifisch Katholisches. Schell fordert so wenig wie irgend ein andrer verständiger Mensch — die Schwarmgeister gehören nicht zu den

verständigen Menschen —, daß die Kirche in ihr Kinderkleid kriechen und die Formen des Urchristentums wieder herstellen soll (diese Forderung wäre schon deswegen unerfüllbar, weil wir die Einrichtungen und die Lebensweise der Christen des apostolischen Zeitalters nur aus dürftigen Andeutungen kennen), aber daß die in der Zeit entstandnen und darum auch dem Gesetze zeitlichen Vergehns unterworfnen spätern Lebenserscheinungen der Kirche nicht zum Wesen des Christentums gehören, und daß gerade das Wesen von den eifernden Kirchenmännern gering geschätzt wird, sagt er deutlich genug, z. B. Seite 25: „Jesus legt das ganze Heil in die Erkenntnis des allein wahren und allein guten Gottes. Er spricht den glaubenseifrigen Wächtern des geoffenbarten Gottesglaubens geradezu die Gotteserkenntnis ab. Welche weite Kluft trennt ihn also von jenen, die im Glauben an den einzigen Gott und Schöpfer das Religionsbekenntnis des Indifferentismus bespötteln und den Schwerpunkt des Christentums in Lehren verlegen, die selber nicht Gotteserkenntnis sind!"

So ist denn Schells Buch eine höchst erfreuliche Erscheinung; ein Stein in der Grundlage, deren Bau vor mehr als hundert Jahren von edeln Männern begonnen worden ist, und auf der zwar nicht die Vereinigung, wohl aber eine Verständigung der Konfessionen dereinst vollzogen werden kann, wie sie im letzten Hefte der vorjährigen Grenzboten („Eine konfessionelle Friedensliga") empfohlen worden ist. Schells Buch ist ein Band der von Kampers, Merkle und Spahn herausgegebnen „Weltgeschichte in Charakterbildern." Wir begrüßen auch dieses ganze Unternehmen als einen erfreulichen Beweis für den Eifer, mit dem die deutschen Katholiken ihre wissenschaftliche Inferiorität zu überwinden bestrebt sind, und gehn auf die Bedenken, die dagegen erhoben werden können, nicht ein, z. B. ob aus einer bloßen Biographiensammlung eine wirkliche Weltgeschichte herauskommen könne, ob dazu nicht wenigstens eine sehr große Menge solcher dünnen Bände notwendig sein würden, ob der Titel noch paßt, wenn der Rahmen der Biographie überschritten wird und in einem Bande „Das deutsche Volk und die Weltwirtschaft" behandelt wird, ein Thema zudem, das mehr der Gegenwart und der Zukunft als der geschichtlichen Vergangenheit angehört, und ob nicht in einem Werke, das sich mehr im biographischen als im geographischen und im kulturgeschichtlichen Gebiete bewegt, der überreiche Bilderschmuck ein ungehöriges Zugeständnis an den Zeitgeschmack genannt werden muß. Im Christus scheint uns die Illustration: eine gute Auswahl von Christusbildern, sehr angebracht. Wenn die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums dargestellt werden soll, so muß auch eine Vorstellung davon gegeben werden, wie es auf Phantasie und Gemüt eingewirkt hat, und wie diese Wirkung bei den verschiednen Völkern und zu verschiednen Zeiten in Kunstwerken offenbar geworden ist.





Die preußisch-italienische Allianz von 1866

(Schluß)

Am 4. Mai teilte der Kaiser dem Gesandten Nigra mit, daß Österreich zur Abtretung Venetiens an den Kaiser bereit sei, der es dann großmütig wie seinerzeit die Lombardei an Italien überlassen werde. Dasselbe Angebot brachte Prinz Napoleon am folgenden Tage nach Florenz. Italien sollte also, Venetiens sicher, von dem Bündnis mit Preußen abgezogen werden und in dem bevorstehenden Kriege seine Neutralität erklären. Bekanntlich hat Italien die Versuchung abgewiesen, es ist dem Vertrage, durch den es für drei Monate gebunden war, treu geblieben, und seine Staatsmänner waren und sind heute noch auf diese Vertragstreue nicht wenig stolz. Der König war empört über die Zumutung eines offnen Vertragsbruchs, und auch Lamarmoras Rechtschaffenheit bäumte sich dagegen auf. Der Buchstabe des Vertrags durfte nicht verletzt werden. Aber es war doch, nach dem Geständnis Jacinis, ein terribil momento für die italienischen Minister, ehe sie sich in der Nacht vom 5. zum 6. Mai zu einer ablehnenden Antwort entschlossen. In der Form, wie das Angebot gemacht war, konnte es nicht angenommen werden. Aber ohne Eindruck hat es nicht bleiben können. Die Lage war nicht mehr dieselbe, und diese veränderte Situation ist dann wirklich auch nach jenem Ministerrat hin und her erwogen worden. Es war immerhin eine starke Verlockung, ohne das Wagnis eines Krieges in den Besitz Venetiens zu gelangen. Man konnte vielleicht durch diplomatische Ausflüchte und Verhandlungen die Entscheidung noch hinausziehn, bis die dreimonatige Frist verstrichen war. Von Lamarmora weiß man ja, daß er im Grunde seines Herzens den friedlichen Erwerb Venetiens vorgezogen hätte. Um der Ehre des Landes willen schien es vor allem darauf anzukommen, daß Venetien nicht als kaiserliches Geschenk an Italien kam, sondern diesem unmittelbar abgetreten wurde.

Entscheidend war am Ende, was der Kaiser dazu sagte; die kriegerische Politik fortzusetzen, wenn der Kaiser seine Gunst entzog, das schien doch ein bedenkliches Wagnis, und das war insbesondre die Meinung Govones. Dieser hatte sofort die Weisung erhalten, nach Paris zu reisen und sich mit Nigra oder mit dem Kaiser selbst zu besprechen, und er legte hier am 8. Mai Nigra eine Denkschrift vor, die, ohne die Annahme des österreichischen Vorschlags zu empfehlen, doch die Gründe für und wider eingehend erörterte und Sätze enthielt, wie diese: „Wenn wir in ein Arrangement mit Österreich einwilligten, würden wir nur tun, was unter Umständen ohne Zweifel Preußen täte. Wollten wir uns von Preußen trennen, so könnten wir es mit denselben Subtilitäten tun, deren sich Preußen nach seinen eignen Erklärungen gegen uns bedienen würde, wenn es ihm paßte. . . . Wenn Frankreich nicht mit uns ist, so könnte die Regierung des Königs nicht wohl die Verantwortung dafür übernehmen,

die Abtretung zurückzuweisen und uns in einen Kampf mit ungewissem Ausgang einzulassen." Die Denkschrift kam zu dem Schlusse, man solle sich an den Kaiser Napoleon wenden und vor der Entscheidung dessen Rat einholen. Der Kaiser aber enthielt sich bei dem Widerstand, auf den er gestoßen war, das Machtwort auszusprechen, das Italien geradezu zum Treubruch aufforderte; Nigra hatte von Anfang an für loyale Erfüllung der Vertragspflichten gestimmt, und so fiel die Entscheidung so aus, wie Pflicht und Ehre es geboten, und wie die Volksstimmung in Italien es gebieterisch verlangte.

Die Versuchung wurde also abgewehrt. Das konnte man freilich kaum vermeiden, daß der Krieg, wenn er nun bündnismäßig geführt werden mußte, doch nach dem aufregenden Zwischenfall einen andern Charakter gewann. Er wurde geführt für einen Preis, den man schon so gut wie gesichert wußte. Wozu dann noch eine Kriegführung mit Anspannung aller Kräfte, mit den äußersten Opfern, in edelm Ehrgeiz wetteifernd mit den Anstrengungen des Bundesgenossen? Wozu ein „Stoß ins Herz" der feindlichen Monarchie, wie der Graf Usedom in seiner berühmten Note vom 17. Juni verlangte, wenn diese Monarchie schon auf halbem Weg entgegengekommen war? Zum Überfluß war die Einflüsterung des Kaisers Napoleon deutlich genug. „Empfehlen Sie dem General Lamarmora, so sagte der Kaiser am 30. Mai zu Nigra, empfehlen Sie ihm die größte Ruhe und Vorsicht, denn wir werden Venetien mit oder ohne Krieg haben." Lamarmora hat sich das gesagt sein lassen. Treffend urteilt Heinrich Homberger (Preußische Jahrbücher 1872, XXX, 178): „So lange Lamarmora in dem Kriege das zwar unliebsame aber unentbehrliche Mittel zur Lösung der venetianischen Frage ersah, hielt er den Ausbruch des Krieges für wenig wahrscheinlich, in dem Maße, als ihm derselbe dann wahrscheinlicher wurde, hielt er ihn für minder unentbehrlich. Als der Krieg sicher geworden war, betrachtete er ihn als geradezu überflüssig; er hätte ihn gern vermieden, doch da dies nicht anging, suchte er ihn zum wenigsten so gefahrlos als möglich zu machen." Lamarmoras Kollege, der Minister Jacini, hat es später in der schon genannten Flugschrift geradezu ausgesprochen, daß der Krieg gegen Österreich ein „militärisches Duell" war, nach dessen ritterlichem Austrag die Waffen wieder in die Scheide gesteckt werden konnten.

Ohne den Rückhalt Frankreichs war es also auch Govone bei dem Bündnis mit Preußen nicht ganz wohl zu Mute. Seine fixe Idee war ein festes Einvernehmen Frankreichs mit Preußen und Italien, und um dieses herbeizuführen, sollte nach seiner Ansicht Bismarck nicht spröde sein und dem Kaiser die „schuldigen" Konzessionen nicht vorenthalten, d. h. die ersehnte Zusage von Gebietsabtretungen am Rhein machen. Wenn sich Cavour zu einem solchen Opfer verstand, warum sollte es auch nicht der deutsche Cavour tun? Man darf, wenn man billig denkt, nicht vergessen, daß es auch deutsche Staatsmänner gab, die zu einem solchen Opfer rieten. So war Usedom nach Bernhardis Zeugnis (8, 233) nicht von der Überzeugung abzubringen, daß man dem Kaiser, um ihn zu beschwichtigen, „eine Kleinigkeit" am Rhein abtreten könne. Es war sein „Lieblingsgedanke" (8, 367). „Daß eine solche Transaktion der moralische Ruin Preußens wäre, dafür hat er kein Verständnis."

Govone wollte zugleich die Gelegenheit ergreifen, sich dem Kaiser, dem besten Freund Italiens, dankbar zu erweisen. Er versuchte deshalb, als er nach Berlin zurückgekehrt war, in diesem Sinn auch dort zu wirken. Am 2. Juni, also unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, hatte er seine letzte Unterredung mit Bismarck, und er berichtete darüber an Lamarmora: Bismarck habe angedeutet, daß er sich persönlich wohl zu einer Abtretung verstehn könnte — es käme nur darauf an, zu erfahren, was das Minimum der Ansprüche des Kaisers sei, er wäre bereit, das ganze Land zwischen Rhein und Mosel an Frankreich abzutreten —, daß aber der König durchaus widerstehe und sich nur in einem äußersten Augenblick dazu entschließen könnte, wenn es nämlich in Frage stünde, alles zu gewinnen oder alles zu verlieren. Würde es sich aber um die ganze Rheingrenze handeln, so wäre es besser, sich mit Österreich zu vertragen und auf die Herzogtümer und alles andre zu verzichten. Bismarck hat später, als Lamarmora diesen Bericht veröffentlichte, und das Zentrum darauf einen Angriff gegen den Reichskanzler gründete, im Reichstag (Sitzung vom 16. Januar 1874) heftigen Widerspruch gegen die Darstellung Govones erhoben. Dieser hatte kein Verständnis für das Spiel, das Bismarck mit der Begehrlichkeit des Kaisers trieb.

Der Ausbruch des Krieges rief Govone wieder an die Spitze seiner Division. Sobald einmal die Entscheidung der Waffen angerufen war, mußte Italien aus Loyalität wie im eignen Interesse den Krieg mit allem Ernst und Nachdruck führen. Dies war wenigstens die Meinung Govones, der als Diplomat kaum weiter sah als Barral und Lamarmora, sobald es aber ins Feld ging, ganz Soldat und nur Soldat war. Noch von Berlin aus hatte er — wahrscheinlich im Einverständnis mit den dortigen militärischen Leitern — eine Denkschrift an Lamarmora gesandt, worin eine kombinierte Kriegführung beider Heere vorgeschlagen und begründet war. Lamarmora legte sie beiseite, er hatte seinen eignen Plan, einen Plan, von dem Govone wenig erbaut war. Lebhaft tadelte er die von Lamarmora beliebte Zweiteilung der Armee. Er war für eine energische Aktion des gesamten Heeres, sei es am Mincio, sei es am untern Po, die von einer unterstützenden Aktion auf Triest und von einem in Ungarn zu entfachenden Aufstand begleitet sein sollte, eine Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, vor der Lamarmoras Gemüt zurückschauderte. Was eigentlich Lamarmoras Plan war, das hat Govone, wenigstens nach Bernhardis Darstellung (8, 284), erst durch diesen zwei Jahre später erfahren, als der Vertrauensmann Moltkes, der preußische „Historiograph," wie Lamarmora ihn mißächtlich nannte, in seiner zweiten Sendung in Italien verweilte.

An der Schlacht von Custozza hat Govone einen hervorragenden und rühmlichen Anteil genommen. Er führte die neunte Division in dem Armeekorps della Roccas und war der Reserve zugeteilt. Im Laufe der Schlacht fiel ihm aber die Aufgabe zu, Custozza den Österreichern wieder zu entreißen. Das gelang ihm auch, aber vergebens schickte er nach della Rocca um Verstärkung, damit er die eroberte Stellung mit frischen Kräften behaupten könnte. Della Rocca blieb, da er vom Hauptquartier die Weisung erhalten hatte: tener fermo, ruhig bei Villafranca; statt in den Kampf einzugreifen, der sich un-

erwarteterweise nach dem rechten Flügel der Italiener hinübergezogen hatte, vertrieb er sich die Zeit damit, daß er, wie Bernhardi wiederholt erzählt, in einem Café saß, sich an Sorbett erfrischte und mit einem seiner Offiziere Billard spielte. Es gelang Govone, auch noch die Höhe des Belvedere zu erstürmen, und wieder wandte er sich um Verstärkung für seine völlig erschöpften Truppen an della Rocca. Wieder dieselbe Antwort. In den dringendsten Worten hatte er den General aufgefordert, aber auch die Ungeduld Bixios und des Kronprinzen, die gleichfalls unter della Roccas Kommando standen, blieb ohne Eindruck auf diesen. So gingen bei einem neuen Angriff der verstärkten Österreicher die eroberten Stellungen wieder verloren, worauf der allgemeine Rückzug angetreten wurde. Govone war außer sich; er war überzeugt, daß er, hätte er die dringend verlangten Verstärkungen erhalten, Custozza hätte behaupten können, und daß den Österreichern der Sieg entrissen worden wäre. Die Erregung, in der er war, da er, wie er glaubte, um den Sieg betrogen war, spiegelt sich lebendig in seinen Tagebuchaufzeichnungen wieder, und ebenso die unglaubliche Konfusion, in der die Armeeleitung nach Custozza war. Vergebens riet Govone, den Rückzug aufzuhalten und sofort die Offensive wieder aufzunehmen. Er machte Lamarmora eine heftige Szene, so daß dieser — es war in der Nacht vom 25. zum 26. Juni — zornig aufbrauste. „Ich gehe, erzählt Govone, zu Lamarmora, bitte ihn, beschwöre ihn, mache ihm Vorstellungen, aber er bleibt beim Rückzug." — „Sie haben, sagt er, immer Ihren eignen Kopf. Sie haben ausgezeichnete Ideen, aber Sie sind noch schlimmer als Cialdini. Lassen Sie die andern auch gelten. Sie haben einen Charakter, der alle Ihre guten Eigenschaften verdirbt." Auch mit Petitti, dem Generalstabschef Lamarmoras, gab es erregte Auftritte. Man sagte von Govone, er sei rasend, und wollte ihn gar nicht mehr anhören. Dem General della Rocca hat er es niemals verziehn, daß er während der Schlacht, anstatt ihm Hilfe zu schicken, im Café zu Villafranca gesessen hatte. Es entspann sich daraus ein erbitterter Federkrieg, und von seiner dauernden Verfeindung mit della Rocca kann man sowohl in dessen Autobiografia di un Veterano wie in dem vorliegenden Buche zahlreiche Spuren finden.

Auch das tadelte er, daß der Krieg, als es sich nach Custozza um die Wiederaufnahme der Operationen handelte, nicht in größerm Stil geführt wurde. Im Einverständnis mit Bixio legte er den größten Wert auf einen Vorstoß Garibaldis gegen Triest, während Cialdini mit dem Hauptheer rasch durch das Venetianische ins Innere der österreichischen Monarchie vordringen sollte. Das war aber ganz gegen den Kopf Lamarmoras, der aus den bekannten Gründen einer nachdrücklichen Kriegführung widerstrebte und damit eben das herbeiführte, was Govone vermeiden wollte, nämlich daß Italien vom Frieden überrascht würde, bevor die Niederlage wieder ausgewetzt wäre. Die erste (noch verfrühte) Nachricht von der Annahme eines Waffenstillstands durch Preußen rief in Italien die größte Bestürzung hervor. Govone selbst schrieb in einem Privatbrief vom 10. Juli: „Gott gebe, daß es nicht wahr sei, aber ich fürchte nur zu sehr! Eine so gut eingefädelte politische Frage, eine so günstige militärische und politische Lage — durch all das einen Strich gemacht

wegen des Leichtsinns oder der Feigheit weniger, das hat das Heer nicht verdient, das ist allzu schmerzlich. Das Heer wird im Innersten erbittert sein, und die erniedrigte Nation, die jugendlich kühn und siegreich im Rate Europas erscheinen konnte, wird unerbittlich sein und wird gerecht sein."

Durch seine disziplinwidrige vorlaute Kritik der Operationen kam Govone in den Ruf, ein unbequemer Tadler zu sein. Della Rocca wünschte, daß er aus seinem Korps entfernt werde, und niemand wollte ihn haben. In Lamarmoras und Cialdinis Heer wies man ihn zurück. Es war davon die Rede, seiner Division irgend eine besondre Verwendung zu geben. Vorläufig sollte sie nach Ferrara gehn. Doch kaum war er dort angelangt, so wurde er zum Könige gerufen, der damals sein Hauptquartier in Ferrara hatte, und der ihm nun seine neue Bestimmung ankündigte. Er sollte sich nach Nikolsburg begeben. Wie er mit Barral das preußische Bündnis abgeschlossen hatte, sollte er nun auch dem Gesandten bei den bevorstehenden Verhandlungen zur Seite stehn. Das war am 19. Juli. Er ließ sich von Ricasoli und Visconti-Venosta seine Instruktionen geben und klagte auch ihnen gegenüber ohne Umschweife über den fehlerhaften Kriegsplan und über den unfähigen Persano, dessen Feigheit kein Geheimnis war.

Noch an demselben Abend, am Vorabend der unglücklichen Seeschlacht von Lissa, reiste Govone über Paris und Berlin nach Nikolsburg, wo er am 26. Juli eintraf. Den Weisungen gemäß, die er in Ferrara empfangen hatte, sollte er versuchen, den Abschluß eines Waffenstillstands aufzuhalten, damit Italien die Möglichkeit gewänne, seine kriegerische Ehre wieder herzustellen. Ihn traf das schmerzliche Los, zuerst das Gewicht der Vorwürfe zu empfinden, die weniger wegen des Schlachtenunglücks als wegen der elend verlornen Wochen nach Custozza auf Italien fielen. Abermals stieg eine Wolke von Zank und Verdruß zwischen den Verbündeten auf. In Preußen war man unwillig, daß die Italiener dem österreichischen Heer erlaubt hatten, unbehelligt nach Norden abzuziehn. Die Italiener umgekehrt waren empfindlich über den Ton, worin sie über die Kriegführung belehrt und zurechtgewiesen worden waren; auch Bernhardi hatte die Usedomsche „Stoß ins Herz-Depesche" in der Form verletzend gefunden. Geradezu niederschmetternd aber wirkte die Nachricht, daß Preußen jetzt wirklich die Einleitung zu Friedensverhandlungen traf, ohne auf Italien zu warten. Auch Usedom und Bernhardi waren im ersten Augenblick betroffen über diesen Mangel an Rücksicht gegen den Verbündeten. Bismarck aber entgegnete kühl: „Wir halten uns an den Vertrag; wenn wir fünf Tage ruhn, so tun wir nur, was die Italiener vier Wochen lang getan haben." Um so schmerzlicher war die plötzliche Wendung für die Italiener, als sie nun wirklich entschlossen waren, rasch und energisch das Versäumte nachzuholen und in den entblößten österreichischen Provinzen weiter und weiter vorzudringen, um sich für den Augenblick der Waffenruhe einen möglichst günstigen Besitzstand zu sichern. Jetzt kam dieser Entschluß zu spät.

Als Govone im Hauptquartier ankam, traf er eine Situation, an der nichts mehr geändert werden konnte. Bismarck hatte schon drei Tage zuvor

durch Barral Italien auffordern lassen, seinerseits dem Waffenstillstand beizutreten. Preußen selbst war eben im Begriff, die Waffenruhe in einen Präliminarfrieden zu verwandeln, ohne sich um die Einwendungen der Italiener zu kümmern. „Bismarck manque de procédés. C'est trop fort. Aber sie sind die Sieger, wir sind Besiegte." Es nützte Govone nichts, daß er Bismarck vorstellte, wie Italien einem fast übermächtigen Druck Napoleons widerstanden habe, um im Einverständnis mit Preußen zu bleiben. Und vergebens erhob er den Anspruch auf Welschtirol und Istrien. Bismarck entwickelte ausführlich die militärischen Gründe, die Preußen zum Friedensschluß bestimmten, und unter diesen Gründen nannte er auch die lässige Kriegführung der Italiener und den unbehelligten Abzug der Österreicher nach Norden. Das verschwieg er, daß vor wenig Stunden Benedetti bei ihm gewesen war und den Anspruch Napoleons auf Gebietsabtretungen formell angemeldet hatte. Als Govone fragte, was Preußen tun würde, wenn Italien seine Zustimmung zum Waffenstillstand verweigerte, sagte er kurz, nach dem Wortlaut des Vertrags könne Italien seine Einwilligung nicht verweigern, wenn ihm Venetien zugesichert sei. Die schüchterne Andeutung, Italien könne sofort einen Separatfrieden mit Österreich schließen, wodurch Preußen für die bevorstehenden Friedensverhandlungen isoliert wäre, auch könnte es sich nach andern Allianzen umsehen, machte auf Bismarck keinen Eindruck. Noch am Abend des 26. Juli unterzeichnete dieser den Waffenstillstand mit den Friedenspräliminarien, ohne Italien offiziell zu benachrichtigen. „Graf Bismarck hat einfach die Zustimmung Italiens vorbehalten, und auf Grund von Artikel 4 des Bündnisvertrags spricht er uns das Recht ab, diese Zustimmung zu verweigern. In dieser Lage sollen wir eine Zustimmung verweigern, über die man entschlossen ist hinwegzugehn, und deren Verweigerung einen Bruch herbeiführen würde?" Er und Barral warteten nur noch die telegraphische Einwilligung aus Florenz ab, um dann wieder abzureisen. Unter dem Eindruck dieser Nikolsburger Tage schrieb er in sein Tagebuch (30. Juli): „Alles in allem sehe ich deutlich, daß Gott die Menschen verblendet, die er verderben will, daß alles dies der Lauf der menschlichen Dinge ist, und daß sich, nachdem die Stunde der Nationalität gekommen ist, für Italien Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi finden, für Preußen Bismarck und die gezognen Geschütze, für Österreich der Bankrott und Benedek."

Als Govone am 31. Juli abends von einer Parade des Korps Herwarths von Bittenfeld nach Nikolsburg zurückkehrte, war Barral, verstimmt über den Gang der Dinge, schon abgereist, ohne sich von Bismarck zu verabschieden. Schriftlich hatte er diesem noch mitgeteilt, daß die Einwilligung zum Waffenstillstand auf vier Wochen, vom 2. August an, aus Florenz eingetroffen war. Auch Govone rüstete sich zur Abreise, hatte aber zuvor noch eine längere Unterredung mit Bismarck, der noch einmal eingehend die Gründe entwickelte, die Preußen zur Einstellung der Feindseligkeiten bewogen hatten, und ihn wegen der Form beruhigte, in der Venetien den Italienern zugesprochen wurde. Ausdrücklich erklärte er, daß Preußen nach dem Eingreifen des Kaisers Napoleon die Einstellung der Feindseligkeiten so lange wie möglich, nämlich vom 5. bis zum 22. Juli hinausgezogen habe, um womöglich nach Wien zu gelangen und zu-

gleich den Italienern noch Zeit zu geben. Aber länger ging es nicht. „Wir rechneten, daß Italien 20 bis 25 Tage brauche, um zur Donau zu gelangen, und so lange glaubte ich Frankreich nicht hinhalten zu können. Sein letztes Telegramm verlangte von uns eine bestimmte Erklärung, ob wir endlich seine Vermittlung und den Waffenstillstand annähmen, oder nicht. Der Kaiser, der bisher so ruhig war, scheint jetzt nervös." Bismarck sagte noch, er hoffe, daß das Bündnis zwischen Preußen und Italien auch nach dem Frieden dauern werde, und verlas ein an den Grafen Usedom gerichtetes Telegramm, das diesen zu der Erklärung ermächtigte, daß, wenn während der Verhandlungen oder nach dem Friedensschluß Verwicklungen entstehn sollten, er durchaus bereit sei, andre Vereinbarungen zu treffen und den Ansprüchen der Italiener eine größere Ausdehnung als im Vertrag vom 8. April zu gewähren. Eine nähere Erklärung dieser Ausdehnung aber vermied er, und Govone fügt in seinen Tagebuchnotizen hinzu: „Es wird für Italien eintretendenfalls gut sein, nicht Preußen entgegenzulaufen, sondern zu warten, bis es die Allianz mit uns sucht, wenn wir Tirol und Istrien erlangen wollen." Für jetzt blieb nichts übrig, als sich mit Venetien zu begnügen. Mündlich hatte Bismarck allerdings bei den Bündnisverhandlungen angedeutet, daß sich je nach dem Gange des Kriegs Italien einen größern Siegespreis holen könne. Im Vertrage selbst war aber bloß von Venetien die Rede, und es war nach den Leistungen Italiens im Kriege nicht der mindeste Grund für Preußen, ihm einen größern Gewinn zu verschaffen. Govone selbst sieht sich zu dem Geständnis genötigt (8. August): „Italien ist in einer falschen Position. Die öffentliche Meinung verlangt Tirol und noch mehr, aber anderseits hat Italien sich schlagen lassen zu Wasser und zu Land, obwohl es mehr Mittel, mehr Schwung und mehr Mut hatte. Wie kann man dann mehr verlangen, als uns der Vertrag vom 8. April zubilligt?"

Das war in Berlin geschrieben. Er war noch am 1. August mit dem italienischen Militärbevollmächtigten Avet über Prag nach Berlin gereist, wohin am 4. August auch König Wilhelm und Bismarck zurückkehrten. Wo er unterwegs preußische Offiziere sprach, wurde ein Krieg mit Frankreich als wahrscheinlich angesehen. „Der General Etzel sagte zu mir: Im nächsten Krieg werden wir nur noch gezogne Kanonen haben. — In welchem? fragte ich. — Nun mit Frankreich. Es wird uns die deutsche Einheit nicht friedlich begründen lassen. — Ich antwortete, der Kaiser sei zu einsichtig, als daß er sich dem entgegenstemmen sollte, was in den Geschicken der Menschheit bestimmt sei. Auch der Generalleutnant Fransecky hatte zu mir gesagt: Ich hoffe, wir werden auch im Kriege gegen Frankreich Verbündete sein. In der Tat hat Benedetti in Nikolsburg gesagt: Man muß nur Österreich Zeit lassen, sich wieder zu erholen!"

Am 10. August hatte Govone eine Audienz beim Könige, der ihm seine Besorgnisse wegen Frankreich nicht verhehlte und geradezu mitteilte, daß der Kaiser die Abtretung deutscher Gebiete von ihm verlangt habe. Bismarck, den er an demselben Tage sah, sprach in demselben Sinne. Auch er hielt den Krieg mit Frankreich für sehr möglich, assai possibile, und wahrscheinlich habe

man es auch mit Österreich zu tun. „Der Kaiser hat uns immer erklärt, daß er nichts wolle; wir taten alles, um ihn zufriedenzustellen, und nun kommt er uns mit ganz unmöglichen Forderungen, mit schlechterdings unzulässigen, die uns in Deutschland alles Ansehen, das wir gewonnen haben, wieder rauben würden. Man schreibt mir, daß er in Frankreich Pferde aufkauft. In Belgien desgleichen. Ich verlangte von Benedetti Aufklärungen; er gab zur Antwort, es sei möglich. Ich will wissen, ob der Kaiser uns den Krieg erklären will; aus den Forderungen, die er erhebt, muß man schließen, daß er Streit sucht. In diesem Fall kehren wir uns nicht mehr an die Mainlinie, wir wenden uns an Deutschland, und ganz Deutschland wird mit uns sein.... Und nun will ich eine allgemeine Frage an Sie stellen, auf die Sie mir die Antwort verweigern werden. Was wird die Haltung Italiens sein, wenn Frankreich uns angreift?" Ich antwortete, so schreibt Govone: „Euer Exzellenz wünschen meine Ansicht als die der öffentlichen Meinung in Italien zu wissen. Sie haben richtig erraten, daß ich darauf nicht antworten könnte. Aber meiner Meinung nach können wir gegen Frankreich nicht Krieg führen, wenn es uns nicht absolut dazu zwingt. Unsre augenblicklichen Beziehungen kenne ich nicht. Undank ist eine böse Sache." Bismarck sagte darauf: „Wir würden von Italien nichts verlangen als eine wohlwollende Neutralität und eine Haltung, die Österreich zu Vorkehrungen zwänge." Ein Gespräch ähnlichen Inhalts mit Govone hat Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen (II, 53) erwähnt, nur ist es dort, wohl irrtümlicherweise, in das Frühjahr 1866 verlegt. Daß Govone gesagt haben soll, eine Anfrage dieser Art, nach Florenz gerichtet, würde sofort nach Paris telegraphiert mit der andern: Was sollen wir antworten? klingt nicht unwahrscheinlich, wenn man sich erinnert, welchen Rat Govone nach der Einmischung Napoleons vom 5. Juni gab. Im Frühjahr 1866 aber, während Govone in Berlin über das Bündnis verhandelte, stand die Möglichkeit eines preußisch-französischen Krieges in weiter Ferne.

Noch an demselben Abend (10. August) trat Govone über Paris die Rückreise nach dem Hauptquartier Ferrara an, um hier dem König mündlichen Bericht über seine Mission zu erstatten. Im ganzen war er mit dem Erfolg seiner Sendung nach Nikolsburg und mit dem Gang der dortigen Verhandlungen wenig zufrieden. Es ergibt sich dies aus einem bisher ungedruckten Privatschreiben, das er aus Badia (Polesina), wo er wieder seine Division übernommen hatte, am 19. August an den Minister Visconti-Venosta richtete. Es heißt darin: „Was Preußens Haltung uns gegenüber betrifft, so war sie nicht immer lobenswert. Als die dringenden Zumutungen Frankreichs, den Krieg einzustellen, ins preußische Hauptquartier gelangten, und Bismarck eine Intervention befürchtete, während die Rheinprovinzen von Truppen entblößt waren, ging er in seinen beleidigenden Verdächtigungen Italiens über alles Maß. Im Hinblick auf unsre militärische Untätigkeit, obwohl die Schlacht von Custozza in seinen Augen keine verlorne Schlacht war, sagte er zum Oberst Avet [dem italienischen Militärbevollmächtigten im preußischen Hauptquartier]: Wenn Preußen die Rheinprovinzen ungedeckt ließ, so tat es dies auf den Rat des Generals Govone. Allerdings hatte ich in den Unterredungen, die ich in Berlin vor dem Kriege hatte, die Überzeugung geäußert, daß man nach dem

entscheidenden Kriegsschauplatz, also gegen Österreich, alle Streitkräfte, auch die vom Rhein, aufbieten müsse, und dies hat in der Tat vielleicht die Schlacht von Sadowa entschieden. Aber in den Augenblicken der Unruhe und des Ärgers ging Bismarck so weit, zu glauben, daß alles mit einer unglaublichen Bosheit zwischen Frankreich und uns abgekartet sei, um Preußen zu verderben. Jetzt war dieser Argwohn verschwunden und unsre Loyalität anerkannt, während im Gegenteil Preußen kein Bedenken trug, ich will nicht sagen offen die mit uns vereinbarten Stipulationen zu verletzen, aber jedem zweifelhaften Ausdruck den für uns ungünstigsten Sinn zu geben. Graf Barral gab mir wiederholt auf, Sie von diesen Anzeichen einer wenig edelmütigen Gesinnung Preußens zu unterrichten, die in diesem Augenblick nicht von Bedeutung, aber für Sie unter allen Umständen ein Symptom sind."

In der letzten Stunde, ehe Govone Berlin verließ (10. August), war aus Florenz die telegraphische Weisung an Barral eingetroffen, auf der Zulassung der italienischen Bevollmächtigten in Prag, die bisher verlangt worden war, nicht zu bestehn. Barral und Govone glaubten daraus auf eine völlige Wendung in der politischen Richtung, auf neue Kombinationen, neue Allianzen schließen zu dürfen. Es scheint, sie waren der Meinung, Italien, von Preußen im Stich gelassen, suche jetzt eine französische Allianz. Sobald Govone in Paris angekommen war, eilte er zu Nigra, und dieser schenkte ihm sofort klaren Wein ein: mit den neuen Kombinationen war es nichts — vedo che le nuove combinazioni d'alleanza sono una chimera. Mit Nigra wurde dann der Artikel verabredet und redigiert, der, Venetien betreffend, in den Prager Friedensvertrag aufgenommen werden sollte (Art. 6). Wirklich wurde der Artikel von Preußen so aufgenommen, wie die Italiener es wünschten. Er schloß die Befürchtung aus, daß an die Abtretung Venetiens für Italien finanziell belastende Bedingungen geknüpft würden. Damit glaubte Preußen den Bestimmungen des Allianzvertrags vollständig nachgekommen zu sein. Gegen das Drängen Govones auf Zulassung der italienischen Bevollmächtigten in Prag und einen gemeinsamen Friedensschluß hatte sich Bismarck ablehnend verhalten; er sagte, er könne nicht noch vierzehn Tage mit Verhandlungen wegen Zulassung der Italiener verlieren.

Während seines kurzen Aufenthalts in Paris ließ ihn auch der Prinz Napoleon rufen, mit dem er sich längere Zeit über die politische Lage unterhielt. In Berlin hatte er den Eindruck empfangen, daß man sich dort auf den Krieg mit Frankreich gefaßt mache. Prinz Napoleon belehrte ihn, daß davon gar keine Rede sein könne. „Er sprach vom Krieg gegen Preußen als der allerunwahrscheinlichsten Sache, ultima delle probabilità, auch der Kaiser wolle ihn keineswegs, und aus guten Gründen, erstens weil er nicht bereit und nicht imstande sei, ihn zu führen, dann weil die innere Lage Frankreichs in diesem Augenblick sehr ernst sei, endlich weil der Kaiser an einer Krankheit leide, von der er sich lange nicht erholen wird, wenigstens nicht so, daß er zu Pferde steigen kann. Der Krieg, sagte er, ist heute unmöglich — ich sage nicht in sechs Monaten, in einem Jahr, in zwei Jahren, aber er ist es heute." Das, fügte Govone hinzu, ist auch die Meinung Nigras.

An dem erbitterten Zeitungs- und Broschürenkrieg, der sich in Italien

an den unglücklichen Feldzug knüpfte, hat Govone, seit Juli 1867 Chef des Generalstabs, nicht teilgenommen. Er wollte nicht für und nicht gegen seinen ehemaligen Vorgesetzten Lamarmora Partei nehmen, dem in Cialdini wie in der preußischen Diplomatie scharfe Ankläger erstanden waren. Bernhardi sagte von ihm, daß er sich zwischen beiden Teilen durchlaviere, nager entre deux eaux, manger aux deux râteliers sei sein Bestreben. Wohl aber hatte Govone Gelegenheit, seine alte Neigung für Frankreich noch einmal in wichtiger Stellung in die Wagschale zu legen. Nach langem Zögern hatte er im Dezember 1869 in dem neugebildeten Ministerium Lanza-Sella das Kriegsministerium angenommen. Der deutsch-französische Krieg stellte diese Regierung vor eine schwere Wahl. Seit Monaten waren Verabredungen mit Frankreich im Zuge, die niemals abgebrochen wurden und niemals zum Abschluß kamen, weil sich Napoleon jedesmal, so noch im Augenblick des Kriegsausbruchs, weigerte, Rom den Italienern preiszugeben. Das Land war in seinen Sympathien geteilt: die Lombardei hatte man der französischen Hilfe, Venetien den preußischen Waffen zu verdanken. „Das nationale Gewissen schwankte zwischen widerstreitenden Gefühlen, zwischen sentimentalen Erinnerungen und politischen Erwägungen, zwischen dem Wunsche, das nationale Programm zu erfüllen, und der Unsicherheit über den Weg, der dahin führen sollte, zwischen der Einsicht, daß Italien den großen Fragen des europäischen Gleichgewichts nicht fremd bleiben konnte, und dem natürlichen Verlangen nach Frieden und nach Widerherstellung der ökonomischen Kräfte."

So kam es, daß im Rate der Krone unter den Politikern und den Generalen alle Möglichkeiten ihre Vertreter und Fürsprecher hatten, und daß sie eben damit sich gegenseitig paralysierten. Der König war für das französische Bündnis, Sella dessen entschiedenster Gegner. Govone neigte persönlich auf die französische Seite, er wußte aber auch, daß Italien, das eben ein Programm der Ersparnisse aufgestellt und in großem Umfang abgerüstet hatte, für eine kriegerische Aktion nicht vorbereitet war; er stand Visconti-Venosta am nächsten, der gleichfalls Frankreich zugeneigt, doch zunächst eine neutrale Haltung empfahl, die sich dann bei der Raschheit der preußischen Siege von selbst verstand. Als Kriegsminister, der sich dem Programm seiner Kollegen gemäß zu starken Reduktionen verstanden hatte, sah sich Govone persönlich aufs heftigste angegriffen durch den General Cialdini. Es war in der Senatssitzung vom 3. August. Der Streich war so plötzlich und so gewaltsam geführt, daß Govone erst am folgenden Tage darauf antworten und den Vorwurf, daß er das Heer erniedrigt und verraten habe, zurückweisen konnte. Die Ungerechtigkeit der Anklage hatte ihn schwer, hatte ihn tödlich getroffen. Noch einen Monat hielt er es für Pflicht, an der Seite seiner Kollegen auszuhalten. Indessen war die römische Frage akut geworden. Die nationale Ungeduld verlangte eine sofortige Lösung. Am 3. und 4. September beriet das Ministerium über den unverzüglichen Einmarsch in den Kirchenstaat und die Besetzung Roms. Mit Sella stimmte die Mehrzahl der Minister im bejahenden Sinn. Govone gehörte mit Visconti-Venosta und Acton zur Minderheit. Diese hielten es für unritterlich, zwei Tage nach Sedan, ohne die Bildung der neuen Regierung in Frankreich abzuwarten, einen Schritt zu tun, der die Franzosen verletzen mußte. Sie wollten gleichfalls nach Rom, aber sie wünschten

eine Lösung, die das besiegte Frankreich schonte, und sie wünschten noch Verhandlungen mit dem Papst, um dem Unternehmen den Charakter eines gewaltsamen Überfalls zu nehmen. Doch als die Entscheidung fiel, war Govones Gesundheit schon schwer erschüttert, ebenso durch die fieberhafte Tätigkeit in seinem Departement während der letzten Wochen wie durch die ungerechten Anklagen, deren Ziel er am 3. August gewesen war. Am 7. September legte er sein Amt nieder. Umnachteten Geistes ist er, 46 Jahre alt, am 25. Januar 1872 auf seinem Stammsitz Alba in Piemont gestorben.

Govones Name bleibt vor allem mit der preußisch-italienischen Allianz von 1866 verknüpft. Daß er der Mittelsmann war, ist sein historisches Verdienst. Die wahre Bedeutung dieser Allianz aber hat er so wenig wie sein Lehrmeister Lamarmora erkannt. Auch er dachte nicht daran, daß sich sein Vaterland durch diese Verbindung vom französischen Gängelbande frei machen konnte und frei machen sollte. Auch er war in einer Politik befangen, die zugleich die Vorteile der französischen und der preußischen Allianz genießen wollte. Persönlich hatte er Eigenschaften, die ihn sympathisch machten. Die preußischen Staatsmänner redeten von ihm mit Achtung. Bismarck selbst unterschied den „anständigen" Govone bestimmt von Lamarmora, über den er sich einmal in wegwerfendster Weise aussprach. (Busch 3, 337.) Govone, der mißtrauische Diplomat, war zugleich ein ehrlicher, freimütiger und klarsehender Soldat. Die Kriegführung Lamarmoras fand an ihm, so eng er mit diesem verbunden war, einen scharfen und sich rückhaltlos aussprechenden Tadler. Daß diese Kriegführung der Ehre der Nation nicht entsprach, dafür hatte er ein lebhaftes Verständnis. Ihre Folgen sind für Preußen ohne Nachteil geblieben, aber sie fielen schwer auf Italien zurück, das noch jahrelang vom Gezänke seiner Generale, ihrer Ankläger und Verteidiger widerhallte. Noch bis zum Jahre 1870 schwankte das Land zwischen dem alten und dem neuen Verbündeten. Erst nachdem das Kaiserreich zusammengebrochen war, abermals durch deutsche Siege, wich das Gefühl der Abhängigkeit von Frankreich, das bis dahin wie ein hypnotischer Bann auf Italien gelastet hatte. Bismarck hatte Recht behalten, der vorausschauend das Bündnis mit Italien ein Ereignis von historischer Bedeutung nannte, das über den gegenwärtigen Augenblick hinausgreifend eine neue fruchtbare Zeit in dem Leben beider Völker einleiten werde. W. L.



Leibniz

2. Metaphysik und Geisteswissenschaften



Die exakte Wissenschaft hat es nur mit der Welt der Erscheinungen zu tun. Aber daß man eine solche abgrenzen könne, ist schon ein metaphysischer Gedanke. Die Erscheinung ist kein leerer oder täuschender Schein, sondern eine Wirklichkeit, die sich dadurch als Wirklichkeit erweist, daß die einzelnen Erscheinungen untereinander und mit den „ewigen Wahrheiten," den Forderungen der Logik übereinstimmen, und daß sich das Eintreffen jeder spätern aus den vorhergehenden berechnen

läßt; sie ist phaenomenon reale seu bene fundatum, quod expectationem ratione praecedentis non fallit. Wirklichkeit ist aber nicht Substantialität. Nach der Substanz oder Dinglichkeit der Phänomene darf man so wenig fragen wie nach dem Ding, das hinter dem Spiegelbilde oder dem Regenbogen steckt. Diese beiden Erscheinungen sind wirklich, aber sie sind keine Dinge. Real im strengern Sinne der Substantialität sind nur die bewußten Wesen; diese sind die Substanzen. Leibniz nennt sie bekanntlich Monaden. Was sich in der Körperwelt bei Stoß und Widerstand extensiv und mechanisch vollzieht, das geht in der Monade intensiv (dynamisch) und konzentriert, ausdehnungslos (monadice) vor sich. Die Monaden sind die lebendige Quelle aller Vorgänge und Veränderungen, sie sind es, die sich in den Erscheinungen offenbaren und durch sie wirken. Die Natur ist darum voller Leben. Alle Körper sind zusammengesetzt, sind Vielheiten; aber das Lebendige, die Seele, der Geist ist eine Einheit. Solche lebendige Einheiten muß es überall geben, weil es ja sonst keine zusammengesetzten Dinge geben könnte, et par conséquent toute la nature est pleine de vie. Seine Monaden sind lebende Atome. Trotzdem ist Leibniz ein Gegner der Atomistik; aber nur darum protestiert er gegen die Identifizierung der beiden Hypothesen, weil die ältere Atomistik unter dem Atom nicht einen Kraftpunkt, sondern einen kleinen unteilbaren Körper verstand. Die Materie, wie wir den Inbegriff der körperlichen Erscheinungen nennen, ist nach Leibniz bis ins Unendliche teilbar, es gibt deshalb keine unteilbaren kleinsten Teile der Materie. Gegen den dynamischen Atomismus Lotzes und Hartmanns würde Leibniz, wie auch Cassirer bemerkt, nichts einzuwenden gehabt haben. Die belebte Materie nennen wir Organismus. Der Organismus kann nicht, wie der Körper und wie die Maschine, auf eine arithmetische Formel gebracht werden, man kann ihn nicht als Mechanismus erklären. „Jeder organisierte Körper eines Lebewesens ist eine Art göttliche Maschine oder ein natürlicher Automat, der die künstlichen Automaten unendlich überbietet. Eine Maschine, die der Mensch baut, ist nicht Maschine in jedem ihrer Teile; der Zahn eines Rades besteht aus Eisen- oder Holzstücken, die keine Kunstwerke mehr sind, da sie nichts enthalten, was die Beziehung auf den Zweck des Ganzen verriete. Die lebendigen Körper dagegen sind Maschinen, sind mit Absicht auf das Ganze gebaut, bis in die kleinsten Teile, ja bis ins unendlich Kleine hinein. Und jeder kleinste Teil der Materie ist eine Welt voll lebendiger Geschöpfe. Jeder Teil der Materie kann als ein Garten voll Pflanzen oder als ein Teich voll Fischen angesehen werden. Und selbst jeder Zweig, jedes Glied des Tieres, jeder Tropfen seiner Flüssigkeiten ist noch ein solcher Teich. So gibt es nichts Unangebautes, nichts Unfruchtbares und Totes im Universum. Wo immer wir ein ungeregeltes Beisammen, ein Chaos wahrzunehmen glauben, werden wir durch den Schein getäuscht, den oberflächliche Betrachtung hervorruft; tieferes Eindringen würde bis ins Unendliche hinein die feinste Gliederung erkennen lassen." Er ist entzückt, als er erfährt, daß ein Naturforscher mit einem Mikroskop in einem Wassertropfen viel tausend Lebewesen entdeckt hat. Jedes solche Lebewesen sei wieder eine Welt für sich, das gehe so fort bis ins Unendliche hinein;

wer sich in die Betrachtung dieses Wunders versenke, der müsse hingerissen werden von der Bewundrung des Schöpfers (non poterit non extasi quadam abripi admirationis transferendae in rerum autorem).

Die Monade kommt aber auf keine andre Weise zu sich, als durch die Verbindung mit organisierter Materie. Diese Verbindung darf man nicht so verstehn, daß zwei Wesen zusammengekoppelt würden, die einander fremd wären und sich nichts angingen. Vielmehr sind die Monade und ihr Leib so füreinander eingerichtet, daß die leibliche Organisation der Monade die Entfaltung ihres Inhalts möglich macht. Darin zunächst besteht die prästabilierte Harmonie, nicht darin, daß, wie sich die Okkasionalisten Geulinx und Malebranche die Sache vorstellten, zwei Mechanismen nebeneinander ablaufen, die Gott so eingerichtet hat, daß, wenn es im auswendigen blitzt, zugleich im inwendigen das Stück Rolle mit der Vorstellung des Blitzes in die vom Bewußtsein beleuchtete Öffnung tritt. Die Monaden sind aber nicht etwa die Bestandteile der Materie, sondern die Träger der Welt der Phänomene. Diese sind eben Erscheinung, Offenbarung und Organ der Monaden. Leibniz verdeutlicht seine Meinung durch ein geometrisches Bild. „Wie es keinen Teil einer Linie gibt, der nicht eine unendliche Menge von Punkten enthielte, so gibt es keinen Teil der Materie, in dem nicht unendlich viele Substanzen vorhanden wären. Aber wie der Punkt nicht ein Teil der Linie ist, so ist auch nicht die seelische Einheit, sondern ihr Leib ein Teil der Materie." Wenn wir uns daran erinnern, daß für Leibniz schon der geometrische Punkt, dessen Bewegung die Linie erzeugt, etwas Lebendiges ist, so werden wir das Bild sehr passend finden. Durch die Materie stehn die Seelen miteinander in Verbindung; wie anders wäre auch eine Verbindung denkbar, wenn sie sich nicht einander erscheinend offenbarten und aufeinander wirkten. (Wir überlassen es den Fachleuten, die Darstellung Cassirers mit der gewöhnlichen, wonach die Monaden „keine Fenster haben" und nicht aufeinander wirken, in Übereinstimmung zu bringen.) Darum sind reine Geister nicht möglich; solche würden vom allgemeinen Weltzusammenhang losgelöst und gewissermaßen Deserteure sein, les déserteurs de l'ordre général. Die Glieder der Monadenwelt hängen durch die Materie derart miteinander zusammen, daß jede Veränderung, die in einer vorgeht, auf alle, auch die entferntesten, fortwirkt, wenn auch die mit der Entfernung immer schwächer werdende Wirkung von den entferntern nicht mehr wahrgenommen wird. Ähnlich wie mit dem örtlichen verhält es sich mit dem Abstande in der Organisation. Je niedriger ein Wesen in der Rangordnung der Vollkommenheit steht, desto dunkler und spärlicher sind seine Wahrnehmungen. Die niedrigsten Organismen genießen keine Selbständigkeit, sondern sind zu Leibern von Zentralmonaden verbunden. Mit der Beseelung der Materie bis ins unendlich Kleine hinein meint Leibniz nicht, daß jeder Teil der Materie beseelt sei. Allerdings sei jeder noch so kleine Teil voll Tiere und Pflanzen, und es könne in der Welt des Kleinen noch andre Organismen geben, die weder Tiere noch Pflanzen sind, und die wir gar nicht kennen; aber er bezeichne die kleinsten Materienteile eben als Fischteiche; der Teich sei kein Organismus, sondern enthalte nur Organismen. Wird dadurch

der Begriff der Materie als der Erscheinung der Monaden nicht aufgehoben? Der moderne Dynamismus löst auch das Wasser des Teiches vollends in Fische auf. Wegen der innigen Verbindung der Monade mit ihrem Leibe nennt Leibniz nicht allein jede Monade, sondern auch jeden Organismus eine Substanz. Auf die Substanz wendet er auch die Bezeichnung der primitiven Kraft an, die er in der Mechanik für die Gesamtheit aller in einer Kausalreihe ablaufenden Kraftäußerungen gebraucht hatte, und er meint hier damit, daß der Organismus die Ursache aller seiner Äußerungen ist, daß alles, was im Laufe der Zeit aus ihm wird, von Anfang an in ihm „präformiert" liegt, wobei die Seele das Gestaltende ist, während ihr der für sie und in Übereinstimmung mit ihr organisierte Leib den Stoff liefert, den Inhalt der Vorstellungen. Cassirer führt hierzu einen Satz aus Weismann an. „Ein Organismus kann nichts erwerben, als wozu die Disposition schon in ihm liegt; erworbne Charaktere sind also nichts andres als Variationen, die durch bestimmte äußere Einflüsse erzeugt sind. Es kann nichts an einem Organismus entstehn, was nicht als Disposition in ihm vorhanden gewesen wäre; denn jede erworbne Eigenschaft ist nichts als die Reaktion des Organismus auf einen bestimmten Reiz." In der Tat ist das ganz leibnizisch gedacht, womit aber natürlich die Richtigkeit der Folgerung nicht bewiesen ist, die Weismann daraus zieht, daß nämlich erworbne Eigenschaften auf die Entstehung neuer Arten keinen Einfluß übten.

Es wäre möglich, daß Weismann zur Ausbildung seiner Theorie auch noch durch andre Aussprüche des großen Philosophen angeregt worden wäre; wenn man will, kann man „die Kontinuität des Keimplasmas" bei ihm finden. Leibniz schreibt: „Ich behaupte, daß nicht allein die Seele, sondern auch das Tier bestehn bleibt, mag auch seine Maschine ein der Auflösung verfallendes Zusammengesetztes sein. Darin liegt eins der größten Geheimnisse der Natur; denn da jede solche natürliche Maschine, die wir einen Organismus nennen, unendlich viel verborgne Schlupfwinkel hat, in denen sich ihr Widerstand gegen jeden noch so gewaltsamen Angriff verschanzt, so ist sie unzerstörbar (car chaque machine organique naturelle ayant des plis et replis infinis est indestructible et a toujours un retranchement de réserve contre quelque violence que ce puisse être); denn obwohl dieselbe Materie, die ja beständig im Fluß ist, nicht beharrt, bleibt doch das Wesen: die Struktur." Die folgende Stelle gibt Cassirer in Übersetzung. „Was wir Zeugung oder Tod nennen, ist nur eine größere und schnellere Verändrung; es gibt im absoluten Sinne keine Sprünge und keine Unterbrechungen der Stetigkeit; sie sind, wie in der Bewegung, so in jeder Ordnung der Dinge und der Wahrheiten ausgeschlossen. Wie es in jeder Kurve gewisse ausgezeichnete Punkte gibt, die man Spitzen, Wendepunkte oder Rückkehrpunkte nennt, und wie es Linien gibt, die eine Unendlichkeit solcher Punkte enthalten, so gibt es im Leben der Menschen und Tiere Zeiten außergewöhnlicher Umwandlungen." Die dritte Stelle ist einer deutschen Abhandlung des Philosophen entnommen. „Ich bin fast der meinung, daß ein jeder leib, sowohl der Menschen als tiere, kräuter und mineralien einen kern seiner substanz habe, der von dem capite mortuo unterschieden ist. Dieser kern

ist so subtil, daß er auch in der asche der verbrannten dinge übrig bleibt, und gleichsamb in ein unsichtbares centrum sich zusammenziehen kan. Wie man dann auff gewisse maase sich der asche der gewächse zum saamen gebrauchen kann, undt in dem foetu oder frucht der tiere das punctum saliens den kern des gantzen Cörpers bereits in sich begreifft." Man kann in diesen Sätzen sowohl die Weismannsche Theorie von der Unsterblichkeit des Keimplasmas finden wie die Ansicht des Franzosen Finot, der in seinem Buche La philosophie de la Longévité*) den Menschen die Todesfurcht u. a. mit der Erwägung auszureden sucht, daß Tod ein Wort ohne Sinn sei oder höchstens den Übergang von einer Lebensform in die andre bedeute, da ja der Mensch im Grabe erst recht lebendig werde, als Tummelplatz und Schlachtfeld von Milliarden kleiner Lebewesen, und sogar die Atome der unorganischen Materie, in die sich ein Teil seines Leibes auflöst, nicht ohne Leben seien. Der Geschmack der meisten Menschen findet diesen Trost nicht sehr erbauend. Cassirer scheint Leibniz für den Begründer der verschiednen modernen Formen des Unsterblichkeitsglaubens anzusehen. Daß jedoch der große Philosoph die Unsterblichkeit der Menschenseele so nicht gemeint hat, geht aus andern Aussprüchen deutlich hervor.

Das Dasein Gottes ist eine unabweisbare Konsequenz seiner beiden Ansichten, daß nur das bewußte geistige Leben Wirklichkeit im höchsten Sinne, und daß das Universum ein Organismus ist; dieses kann also ohne bewußte Zentralmonade nicht gedacht werden. Wenn er einmal sagt: harmonia universalis, id est Deus, so hat er damit Gott sicherlich nicht zu einem bloßen Begriff verflüchtigen sondern sagen wollen, Gott sei der Urquell der Weltharmonie und zugleich die Zentralmonade, die sie wahrnimmt. (Aus andern Darstellungen ist bekannt, daß er Gott keineswegs mit der Welt identifiziert, auch nicht mit der Gesamtheit der Geister; Gott ist ihm Monade, ein einfaches Wesen; die geschaffnen Monaden sind seine „Effulgurationen," denen er relative Selbständigkeit verleiht.) Zur Harmonie gefügt erscheinen Leibniz nicht allein Leib und Seele, die Seelen untereinander und alle Wesen mit der Zentralmonade, sondern auch die Hauptgebiete des geistigen Lebens: Geometrie, Metaphysik und Moral. Im Glauben an diese Harmonie wurzelt, man darf wohl sagen besteht seine Religion. Die durchgreifende, keine Ausnahme duldende Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Welt ist das große Wunder, das für den, der sie erkennt, allen Einzelwundern ein Ende macht. Toute la nature, schreibt er an Bossuet, est pleine de miracles, mais de miracles de raison. Die Vernunft ist autonom; sie ist es allein, die allem das Gesetz gibt und von keinem andern Gesetze empfängt; das gilt auch von der Sittlichkeit. Was sittlich gut sei, das steht nicht weniger a priori fest als die „ewigen Wahrheiten" der Mathematik und ist also nicht ein wandelbares Produkt der Kulturentwicklung. Aber auch die Autoritäten haben es nicht zu bestimmen, da es eben eine Autorität, die über der Vernunft stünde, nicht gibt. Allerdings ist Gott die höchste Autorität, aber nur weil er die Vernunft ist. Nicht willkürlich bestimmt er, was als gut, was als böse gelten soll, sondern Vernunft ist sein Wesen, und im Sittlichen wie im Logischen ist er an die „ewigen

*) Deutsch von Alfred H. Fried: „Die Philosophie der Langlebigkeit," Berlin 1901, H. Walther.

Wahrheiten" gebunden, wie die homerischen Götter an den beim Styx geschwornen Eid. Man darf nicht sagen, heißt es in der Theodicee, „daß der Begriff der Gerechtigkeit für Gott nicht gelte, und daß er der unumschränkte Herr aller Dinge sei, daß er sogar Unschuldige verdammen dürfe und dadurch die Gerechtigkeit nicht verletze, oder daß er selbst zu bestimmen habe, was bei ihm gerecht sei. Wäre dem so, dann wäre es ganz dasselbe, ob Gott oder irgend ein böser Geist, der Fürst der Finsternis oder das böse Prinzip der Manichäer die Welt beherrschte. Nach welchen Merkmalen könnte man denn den wahren Gott von irgend einem falschen Heidengott unterscheiden, wenn alles ohne Regel und Rücksicht von der Laune eines Willkürherrschers abhinge?" Weit entfernt also, daß sich das sittliche Urteil einer äußern Autorität zu unterwerfen hätte, ist vielmehr die Berechtigung aller Autoritäten am sittlichen Urteil zu messen. Dasselbe gilt von dem Dogma, das von der Vernunft geprüft werden müsse. Pascal und Arnauld, die Hauptvertreter der Theologie von Port Royal, wollten, daß sich die erbsündlich verderbte Vernunft den geoffenbarten Glaubenswahrheiten unterwerfe. Leibniz schreibt dagegen: „Da die Vernunft so gut von Gott stammt wie der Glaube, so würde ein Widerspruch zwischen beiden den Krieg Gottes gegen Gott bedeuten; sind demnach die Vernunftgründe gegen ein Dogma unwiderleglich, so muß man schließen: der vorgebliche Glaubensartikel ist nicht offenbart, sondern eine unwahre Erdichtung des Menschengeistes." Wenn nicht die Vernunft über die innere Güte und die Wahrheit religiöser Lehren entschiede, schreibt er in einem der Nouveaux Essais, welchen Grund hätten wir dann, die Bibel dem Koran und den alten Büchern der Brahmanen vorzuziehn?

Leibniz ist bekanntlich der am meisten optimistische unter allen Optimisten. Obwohl für Erkenntnis und Wissenschaft begeistert wie kaum ein andrer Philosoph, geht er doch nicht in lauter Intellektualismus auf, sondern hebt hervor, daß das Erkennen unlöslich mit dem Wollen verbunden ist, und stellt als Ziel des Wollens die Genuß schaffende Selbstbetätigung, die sich stetig steigernde Erhöhung des Selbstgefühls auf. Beweggrund des Handelns soll die Lust nicht sein, aber sie ist die unvermeidliche Begleiterscheinung des gesunden Seelenlebens. Anfänglich wird die Lust unmittelbar und ausschließlich erstrebt. Den ersten Schritt zur Sittlichkeit tut dann der Mensch mit dem Erwachen der Liebe, die darin besteht, daß man durch das Glück eines andern erfreut wird, fremde Glückempfindung in die eigne aufnimmt. So kommt es, daß die versittlichte Empfindungsweise an und für sich selbst beglückt: honestas ipsa nil nisi jucunditas animi est. Die rechte Liebe aber ist die, die der Vervollkommnung vernunftbegabter Wesen dient. Sie steigert sich notwendig zur Liebe Gottes, der der Inbegriff aller Vollkommenheit ist. Da aber „die Vollkommenheit Gottes unerschöpflich ist und nicht in einem Augenblick umfaßt, sondern nur schrittweise erkannt werden kann, so eröffnet sich die Möglichkeit, beim immer weitern Eindringen ins Innere der Dinge aus der beständigen Abwechslung und aus der Bewundrung des Neuen immer höhern Genuß zu schöpfen." Ähnlich hatten sich auch Angelus Silesius und der Theosoph Valentin Weigel geäußert, dessen Schriften 1624 zu Chemnitz

öffentlich verbrannt worden waren, Leibniz erklärt aber ausdrücklich, daß seine Ansicht mit der Mystik dieser Männer nichts zu schaffen habe. Durch die Vereinigung mit Gott werde die bewußte Persönlichkeit des Menschen nicht aufgehoben. Auch dürfe man sich die Seligkeit nicht als einen Zustand wunschlosen Genießens vorstellen, das den Geist abstumpfen würde, sondern müsse sich ihn als eine unaufhörliche Tätigkeit denken, in der die Seele zu immer neuer Lust und immer größerer Vervollkommnung fortschreite. Die entscheidende Stelle, aus der deutlich hervorgeht, daß er die Ansichten der Mystiker über die Vereinigung mit Gott nicht bloß für das Diesseits ablehnt und mit der Fortdauer nach dem Tode nicht die in Mikroben oder Keimen meint, steht nicht in der Theodicee, von der manche glauben, daß sie der Theologie unphilosophische Zugeständnisse mache, sondern in der Vorrede zum Codex juris gentium. „Es steht zu befürchten, daß der Verzicht einiger im schlechten Sinne mystisch Spekulierenden auf die Selbstheit und die Aufhebung des Handelns und Denkens, die sie erdichten, zuletzt in die Lehre von der Sterblichkeit der Seele auslaufe, wie sie die Averroisten und auch einige alte Philosophen gelehrt haben, die meinten, nach dem Tode bestehe die Menschenseele nur noch im Ozean der Gottheit fort, aus dem sie als Tropfen hervorgegangen sei. Keime dieser Lehre glaube ich in Valentin Weigel, in einem gewissen Angelus Silesius und in Molinos zu bemerken. Deshalb wird mit Recht die Lehre jener verworfen, die die Vollkommenheit in einer von der echten Gemütsruhe und Liebe grundverschiednen Ruhe finden, mit der sie das Stillstehn jeder Tätigkeit meinen." *)

Wie für die einzelne Persönlichkeit, so fordert Leibniz für das Universum den steten Fortschritt ins unendliche. Ich glaube, schreibt er, „daß dem Universum immer größere Vollkommenheit zuwächst, und daß es niemals in einer Kreisbewegung auf seinen frühern Stand zurückkehrt; geschähe dies, so würde der teleologische Charakter [so übersetzen wir heute wohl am besten das aristotelisch-scholastische causa finalis] fehlen. Und wenn auch in Gott nicht das ist, was wir Lust nennen, so doch etwas der Lust ähnliches: die Freude an der fortwährenden Verwirklichung seiner Pläne. Verharrte er aber in demselben, wenn auch noch so vollkommenen Zustande, so wäre nicht Lust, sondern Stumpfsinn (stupor) die Folge; Glückseligkeit ist nur denkbar beim unaufhörlichen Fortschritt zu immer neuer Lust und größerer Vollkommenheit. Nun schaut zwar Gott die ganze Weltentwicklung als gegenwärtig, aber die Verwirklichung erfordert Zeit; würde die Vollendung in einem Augenblick erreicht, so gäbe es keine Verändrung; auch dürfen die Zustände, die einander folgen, nicht gleichwertig sein (nec transire ab aequali ad aequale), weil sonst das Wirken kein Ziel hätte. Das Universum gleicht insofern einer Pflanze oder einem Tier, als es zur Reife strebt, unterscheidet sich jedoch von solchen Organismen dadurch, daß es niemals zum höchsten Grade der Reife gelangt, aber auch niemals zurückschreitet oder altert." Man erkennt, nebenbei bemerkt, aus dieser Stelle, daß Leibniz Semipantheist war und die Welt als den Leib

*) Der Begründer des Quietismus, Molinos, ist 1687 in Rom verurteilt worden.

Gottes ansah, Gott also ohne Welt nicht denken konnte. Für die Übel war der Philosoph nicht blind, glaubte aber, daß nur unser niedriger Standpunkt und unser enger Gesichtskreis sie uns als Übel erscheinen ließen. In einem deutschen Aufsatze schreibt er: „Zwar können wir solche Ordnung nicht sehen, weil wir nicht in dem rechten Gesichtspunkt stehn, gleich wie ein perspektivisch Gemälde nur aus gewissen Stellen am besten zu erkennen, von der Seite aber sich nicht recht zeigen kann. Allein wir müssen uns mit den Augen des Verstandes dahin stellen, wo wir mit den Augen des Leibes nicht stehn, noch stehn können. Zum Exempel, wenn man den Lauf der Sterne auf unsrer Erdkugel betrachtet, darin wir stehn, so kommt ein wunderliches verwirrtes Wesen heraus, so die Sternkündige kaum in etlich tausend Jahren zu einigen gewissen Regeln haben bringen können, und diese Regeln sind so schwer und unangenehm, daß ein König von Kastilien, Alphonsus genannt, so Tafeln vom Himmelshof ausrechnen lassen, aus Mangel rechter Erkenntnis gesagt haben soll, wenn er Gottes Ratgeber gewesen, da er die Welt erschaffen, hätte es besser herauskommen sollen. Aber nachdem man endlich ausgefunden, daß man das Auge in die Sonne stellen müsse, wenn man den Lauf des Himmels recht betrachten will, und daß alsdann alles wunderbar schön herauskomme, so siehet man, daß die vermeinte Unordnung und Verwirrung unsers Verstandes schuld gewesen, und nicht der Natur."

Es versteht sich, daß ein Mann wie Leibniz, der so vielfach in das politische Getriebe eingriff, auch über praktische Dinge Verständiges und Beachtenswertes gesagt haben muß. Mit dem, was er in der Abhandlung über das Naturrecht von der Sklaverei schreibt, trifft er, von Nebensächlichem abgesehen, den Nagel auf den Kopf. „Die dritte natürliche Gemeinschaft [neben Ehe und Familie] ist zwischen Herr und Knecht, welche der Natur gemäß, wenn eine Person Mangel an Verstand hat, nicht aber Mangel an Kräften, sich zu ernähren. Denn eine solche Person ist ein Knecht von Natur, welcher arbeiten muß, wie es ihm ein andrer vorschreibt, und hat davon den Unterhalt; der Überschuß ist des Herrn. Denn alles, was der Knecht ist, ist er seines Herrn wegen, dieweil alle ander Kräfte nur des Verstandes wegen sein. [Das widerspricht der Ansicht, daß Lust das Ziel alles Strebens und Glückseligkeit der Endzweck der Welt sei; der Verstand hat demnach dem Willen oder dem Gefühl zu dienen.] Nun ist der Verstand im Herrn, alle andern Kräfte aber im Knechte. Weil ein solcher Knecht des Herrn wegen ist, so ist ihm der Herr nichts als Unterhalt schuldig umb sein selbst willen, damit ihm der Knecht nicht verderbe: dies ist zu verstehn, wenn keine Hoffnung wäre, daß der Knecht zu Verstand kommen könnte, denn sonst wäre der Herr schuldig, seines Knechtes Freiheit durch Erziehung zu befördern, so viel dem Knecht zu seiner Glückseligkeit nötig. Allein die Wahrheit zu bekennen, so zweifle ich, ob ein Exempel solcher Knechtschaft, darin der Knecht gänzlich sei umb des Herrn willen, zu finden; zumal da die Seelen unsterblich und dermaleinst zu Verstand kommen und der Glückseligkeit jenes Lebens teilhaftig werden können. Hat also meines Bedünkens diese Gesellschaft nur statt zwischen Mensch und Vieh." Wir brauchen hier nur den mathematischen Begriff der Funktion an=

zuwenden, um das theoretisch richtige mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit darstellen zu können. Herrenrecht und innere Unselbständigkeit sind zwei Variable, und die erste ist die Funktion der zweiten. In dem Grade, als der äußerlich Abhängige seiner Natur nach unfähig ist, selbständig zu handeln, ist nicht allein das Herrenrecht vorhanden, sondern seine Ausübung Pflicht um des Abhängigen willen. Von der innern Unselbständigkeit und Hilflosigkeit gibt es unzählige Grade, die durch unmerkliche Abstufungen ineinander übergehn. Die gute Ordnung wäre dann vorhanden, wenn jeder Unselbständige einen Vormund hätte, der sein Herrenrecht genau nach dem Grade der Unselbständigkeit seines Kindes, Schülers, Knechtes oder Arbeiters bemäße. Die Gleichung, mit der man für jeden einzelnen Fall das richtige Verhältnis ermitteln kann, hat zwei Konstanten: die Pflicht, den Untergebnen als Menschen zu behandeln, der nicht bloß, wie das Vieh, um des Herrn willen da ist, sondern Anspruch hat auf den Grad und die Art von Wohlbefinden, deren er fähig ist, und die Pflicht, den Abhängigen zur Mündigkeit zu erziehn. Die zweite Konstante wird gleich Null, sobald sich herausstellt, daß der Abhängige zu ganz selbständigem Handeln zeitlebens unfähig bleiben wird, was sehr häufig, und zwar nicht bloß bei Blödsinnigen der Fall ist. Die meisten Verbrecher und Vagabunden sind nur geworden, was sie sind, weil ihnen das Glück lebenslänglicher Vormundschaft nicht zu teil geworden ist und in unsrer heutigen Staatsordnung nicht zu teil werden konnte.

Daß der Zustand vollkommener Mündigkeit aller zum Sozialismus führen würde, hat auch Leibniz erkannt. Er schreibt das eine mal: Übel stünde es um die menschliche Natur, wenn ein Zustand, der es nötig macht, daß unter Umständen einer dem andern sein Eigentum entreißen muß, die vollkommenste Gesellschaftsordnung wäre (oder in wortgetreuer Übersetzung: wenn die höchsten Güter in Dingen bestünden, die man unter Umständen einem andern entreißen muß: si summa rerum in his consisteret, quae aliquando alteri eriperi necesse foret). Vielmehr muß man glauben, es sei der Vorzug (praerogativum) der wahren Glückseligkeit, daß sie in dem Maße wächst, als sich die Zahl der Genossen vermehrt. Kurz und deutlich heißt es an einer andern Stelle: „Im besten Staate würde das Privateigentum (jus strictum proprietatis) aufgehoben sein und statt dessen das Recht der Gemeinschaft (jus strictum communitatis) gelten.“ Aber dafür sei die Menschheit noch lange nicht reif. „Weil die meisten Menschen so schlecht erzogen sind, daß sie die Tugend nicht um ihrer selbst willen als etwas beglückendes, sondern nur als ein unentbehrliches Mittel erstreben, so würde dieses Streben nachlassen, wenn alle einzelnen, von der Gesellschaft mit allem Notwendigen versorgt, im Überfluß lebten.“ Bekanntlich auch heute noch der stärkste aller Gründe, die gegen den Kommunismus sprechen.

Nach einer erschütternden Darstellung der Greuel der Hexenprozesse bemerkt Karl Adolf Menzel bitter: „Und in solcher Zeit beweist Leibniz, daß diese Welt die beste aller möglichen Welten sei!“ Die Tatsache mag anstößig erscheinen, verwunderlich ist sie nicht. Das damalige Geschlecht war hart und mitleidlos, frei von Nerven und von Empfindsamkeit. Leibniz lebte, allen Leidenden

fern, als Günstling hoher Herren und Damen an den Höfen, und kein äußerliches Hemmnis störte ihn im Vollgenuß des Forscherglücks, dessen sein fein organisierter, reicher und starker Geist in so hohem Grade fähig war. Er pries, wie zweihundert Jahre vor ihm Hutten, seine Zeit als die allerglücklichste. Des Menschen Macht sei ins unendliche gewachsen; das Meer habe man mit beweglichen Brücken bedeckt, weit auseinander klaffende Länder verbunden, sich den Himmel mit Hilfe eines unscheinbaren Steinchens nahe gebracht, mit vervielfältigten Augen ins Innere der Dinge geschaut, die Welt verhundertfacht, neue Welten, neue Arten von Wesen entdeckt, die dort durch ihre Größe, hier durch ihre Kleinheit in Erstaunen setzen, und es fehle nicht an andern Spähwerkzeugen (conspiciliis), mit denen nicht allein das örtlich, sondern auch das zeitlich entfernte entdeckt werden könne; so viel Licht sei über die Geschichte verbreitet worden, daß wir immer gelebt zu haben scheinen. — Von der französischen Revolution ab haben sich die Volksmassen, die der Gelehrte des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht unters Mikroskop zu nehmen pflegte, die Aufmerksamkeit der herrschenden Stände erzwungen, und dieser Aufmerksamkeit konnte denn die Tatsache nicht entgehn, die einen gewichtigen Grund für den Pessimismus abgibt, daß nämlich der ungeheuern Mehrheit der Menschen Leibnizens Himmel zeitlebens verschlossen bleibt, weil sie die Harmonie des Universums wahrzunehmen entweder geistig unfähig oder durch den Druck der Not und den Zwang zu mechanischen Beschäftigungen verhindert sind. Dennoch führt der Weg, den Leibniz eingeschlagen hat, zur Überwindung des Pessimismus. Die Weisheit und der Reichtum, die sich im Universum offenbaren, begründen zusammen mit dem aus allen Verirrungen immer wieder hervorbrechenden Drange des Menschenherzens nach Liebe und Gerechtigkeit die Überzeugung, daß im Urgrunde der Dinge Güte und Seligkeit wohnen müssen, und berechtigen zu der Hoffnung, daß wir alle einmal in das Weltzentrum gelangen werden, wo sich dem beglückten Auge die Wirrnis in Harmonie auflöst.

Wir zeigen bei dieser Gelegenheit noch drei philosophische Schriften an, die wir nicht besprechen können. Otto Flögel steht Leibniz nahe und liefert in seiner Schrift Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neuern Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe (dritte, vermehrte Auflage, Köthen, Otto Schulze, 1902) eine vortreffliche Widerlegung des Materialismus. Otto Liebmann bereitet den Lesern seiner Gedanken und Tatsachen (Straßburg Karl J. Trübner, 1902) im dritten Hefte des zweiten Bandes eine angenehme Erholung mit ästhetischen Betrachtungen und einer „Trilogie des Pessimismus“ (Hegesias Peisithanatos, Timon von Athen und Buddha Sakyamuni). Alfons Hoffmann gibt unter dem Titel: Immanuel Kant (Halle a. S., Hugo Peter, 1902) drei Lebensskizzen des Philosophen heraus, die Zeitgenossen und vertraute Freunde: Jachmann, Borowski und Wasianski verfaßt haben.

C. J.





Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt

1. Großenhain und die Großenhainer Pflege



Das sächsische Elbtal zeigt seit Jahrzehnten eine so rasch fortschreitende Besiedlung mit Wohnhäusern und Fabrikgebäuden, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern zu sein scheint, wo die ganze Strecke des offnen breiten Flußtals vom Ende der Talenge des Elbsandsteingebirges bei Pirna bis zum Südabhange der Meißner Sparberge ein einziges zusammenhängendes Häusermeer, ein sächsisches London sein wird, dessen kraftvoll schlagende Herzkammern in dem links- und dem rechtselbischen Dresden liegen. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war es noch eine kleine Reise, wenn jemand in der schwerfälligen Postkutsche von Dresden nach Meißen fuhr, zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts waren Meißen und anderseits auch Pirna der Hauptstadt so nahe gerückt, daß beide in den Vorortsverkehr der Eisenbahn aufgenommen wurden. In den Verkehrsadern dieses gigantischen Häuserleibes brausen schon jetzt Tag und Nacht die Eisenbahnzüge, klingeln die elektrischen Bahnen, schnauben die Schleppdampfer, die Eil- und die Personendampfer zu Berg und zu Tal, rollen die Lastwagen, rasseln die Maschinen, qualmen die Schlote, hetzen die Menschen sich und andre ab, werden die Güter, die beweglichen wie die unbeweglichen, nach den eisernen Gesetzen der Gesellschaftswissenschaft in unaufhörlichem Wechsel herüber und hinüber geschoben.

Diesem Zustande rastloser Entwicklung, unablässigen Entstehns und Vergehns entspricht auch die Wohn- und die Siedlungsweise der Einwohner. Die Verwandlung, die sich hier vor unsern Augen vollzieht, hat fast etwas Amerikanisches. Noch vor dreißig Jahren war Loschwitz ein ländlicher Ort, der die sanften Reize der Körner-Schillerschen Zeit in fast unveränderter Reinheit wiederstrahlte; jetzt ist es ein menschenwimmelnder Vorort, sein an der Elbe liegender Kern ein Stadtviertel in „geschlossener Bauweise," die bergigen Ränder sind voll von übereinandergeschachtelten sogenannten Landhäusern, die aber in Wahrheit meist nur übel angebrachte schwerfällige städtische Steinkolosse sind. So denke ich mir etwa die „Ländlichkeit" des römischen Tusculums oder Tiburs in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit! — Noch vor dreißig Jahren ging ich als Primaner mit der langen Pfeife von Dresden-Friedrichstadt nach dem Bauerndorfe „Froschcotte" (Cotta) spazieren; drang man aber einmal zur Traubenzeit weiter stromabwärts bis in einen der kleinen mit Weinlauben überwachsnen Gasthofsgärten der Elbdörfer Kemnitz oder Stetzsch vor, so saß man in der unberührtesten Dörflichkeit, wo die Bauern in Hemdärmeln beim Glase Schielerwein Kegel schoben. Heute ist an allen diesen Punkten längst die städtische steinerne Mietkaserne mit dem „Hypothekenturm" als Siegerin eingezogen, und

das Dorf, wo es überhaupt noch vorhanden ist, führt nur noch ein geduldetes Dasein auf „Kündigung," etwa wie der rothäutige Sioux unter den amerikanischen Jingos. Vor unsern Augen verschwinden ganze grüne Fluren, eingeschlachtet von den Grundstück- und Bauspekulanten, und wo noch im vorigen Jahre der Pflug über die Stoppel ging, erhebt sich heuer, innen ohne Anmut, außen im erlognen Prunk unechter Fassaden und zweckwidriger Zieraten die lange und langweilige Zeile neuer Miethäuser, neben denen der alte zierliche, ländlich anmutende Fachwerkbau ängstlich und erschrocken dareinschaut wie die Waldfee in einem Kreise aufgeputzter Dienstmägde.

Und nun gar erst die neumodischen Wirtshäuser dieser Pseudodörfer! Das alte gemütliche Haus mit dem efeuumrankten Giebel, dem knirschenden Sande auf reinlich gescheuerter Diele, der behaglichen Wirtsstube mit der vom Alter gebräunten Schankstätte, den blinkenden Tischen und der Kuckucksuhr im dunkeln Gehäuse hat durch Generationen seinen Mann genährt, der Wirt war ja auch immer vor allem Bauer und dann erst „Gastgeber" gewesen. Aber da kommt im Winter ein müßiger Baumeister zum Gastwirt und bringt gleich den Vertreter der großen Aktienbierbrauerei mit, und so lange reden sie von dem alten Gerümpel, das nur noch zum Abbruch gut sei, und von glänzender Zukunftsentwicklung, bis die warnenden Stimmen schweigen. Das alte Haus sinkt in Trümmer, ein klotziger Steinkoloß mit großem Tanzsaal und öden Zimmern, in denen sich niemand recht wohl fühlt, tritt an seine Stelle. Die große Brauerei gibt die Hypotheken und verknechtet dafür den Wirt und seine Gäste, ihr edles Dividendenbier zu trinken. So verschwindet ein alter behaglicher Dorfgasthof nach dem andern, und mit ihm immer auch ein Stück Volksleben.

Doch genug dieser wehmütigen Reflexionen — sie halten den Verwandlungsprozeß nicht auf, dem unsre letzten Elbtaldörfer mit Riesenschritten entgegeneilen. Wir haben auch kein Recht, über die Verwandlung zu seufzen, wenn wirklich Tausenden von Deutschen in diesem werdenden sächsischen London bessere und gesündere Existenzbedingungen geboten werden, als sie vorher hatten. Aber soviel darf man sagen, daß sich wohl mancher, der die einfachern und stillern Verhältnisse des Elbtals vor einem Menschenalter gekannt hat, dann und wann aus dem Bannkreise der Spekulationsbauten und der halbstädtischen Landhäuser, vor deren innerstem Heiligtume die sanfte Rußflocke nicht halt macht, hinaussehnt in eine unberührte Ländlichkeit, wo man noch mit unserm Schiller sagen kann:

> Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
> Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach.
> Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
> Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.

Südlich und südwestlich vom Elbtal auf den Abhängen des nahe bis an den Strom vorstoßenden Erzgebirges ist diese reine Dörflichkeit wegen der mehr und mehr eindringenden Industrie auch kaum noch zu finden, wenn man nicht bis in die nahe dem Kamme liegenden Walddörfer des Gebirgs hinaufsteigt. Nördlich von Dresden ist es nicht viel besser: nicht einmal der Waldgürtel der Heide hat die dahinter liegenden Dörfer vor der städtischen Invasion

geschützt: Klotzsche wird von dem Villenort Königswald aufgezehrt, Weixdorf, Gomlitz, Lausa sind mit städtischen Bauten angefüllt, nur die etwas seitwärts wohnenden Bauern von Marsdorf meiden, wie ich höre, den ersten städtischen Mieter wie die Pest, weil sie das ganze Elend, das diese modernen „Inquilinen" (Einlieger) über den Ort heraufführen, voraussehen. Aber wie lange noch?

Anders steht es nordwärts oder nordostwärts von Meißen. Sowie wir die breite Elbaue und die ersten Höhenränder bei Oberau oder Weinböhla hinter uns haben, empfängt uns in der Burggrafenheide und im Friedewalde wirklich Friede und Stille und geleitet uns über ein welliges, waldiges Hügelland mit spärlicher Besiedlung hinüber ins Rödertal nach Radeburg und weiter ostwärts zu den Waldorten der Niederlausitz. Aber auch wenn wir uns von Meißen nordwärts wenden, in der Richtung auf Großenhain und Elsterwerda, entfliehen wir bald der dumpfen Stadt und baden Seele und Leib in einer reinern Luft. Starke, auf den ersten Anblick packende Reize darf man freilich auf einer solchen Reise nicht erwarten. Aber schön ists doch, am Frühlingsmorgen durch die dampfenden Äcker zu fahren, wenn der Bauersmann hinterm Pfluge geht, und die Lerche mit ihrem Jubelruf im steigenden Nebel verschwindet, schön auch im Herbst, wenn die klare Luft ringsum den Horizont ins Unendliche zu weiten scheint.

Die Straße von Meißen nach Großenhain windet sich zunächst ziemlich steil aus dem Elbtal zu den Höhen empor, die es von der jenseitigen Niederung trennen. Es ist dieselbe Straße, auf der vor einem Jahrtausend von Meißen aus die ersten Vorposten deutscher Sprache und Sitte und deutschen Christentums mutig in die noch unbezwungne, ja noch unerforschte Welt der Slaven hineinzogen. Trotzdem finden sich gerade an und neben dieser Straße keine deutschen Dörfer, sondern fast nur solche slavischer Gründung, ein Beweis, daß diese Gegend eben schon vor der deutschen Eroberung von den Slaven verhältnismäßig dicht besiedelt war.

Die erste Ortschaft, die sich den dörflichen Charakter rein bewahrt hat, trägt den slavischen Namen Ockrilla. Bald hinter diesem Dorfe wandert man durch einen Waldstreifen, der sich westwärts zum „Golk" fortsetzt und bei Diesbar zur Elbe niedersteigt. Als wir an einem schönen Septembertage durch den Wald fuhren, hörten wir plötzlich in der Nähe der Straße ein heftiges Gewehrfeuer wie von Platzpatronen, dazwischen auch Kanonenschläge. Wir meinten im ersten Augenblick, eine manövrierende Militärabteilung vor uns zu haben. Als wir aber näher kamen, entwickelte sich vor unsern Augen ein so merkwürdiges Schauspiel, daß wir uns an den Kopf faßten, um uns des normalen Zustandes unsrer Sinne zu versichern. In einer Lichtung unter hohen Kiefern, inmitten eines mit Seilen abgesteckten Vierecks, brodelten auf loderndem Holzfeuer wie in einem Zigeunerlager zwei mächtige Kupferkessel, denen ein verlockender Duft entstieg. An einer Stelle war die Abzäunung durch ein stattliches Tor unterbrochen, an dem ebenfalls Flammen emporzüngelten. Reiter in deutschen Uniformen galoppierten auf und ab — zwei altväterische Geschütze auf blauen Lafetten, von starken Bauernpferden gezogen, fuhren auf, protzten ab und feuerten unter einem Höllenlärm auf das brennende Tor. Dieses

wurde von etwa dreißig schwarzzopfigen, bunt uniformierten Chinesen verteidigt, gegen die etwa ebensoviel deutsches Fußvolk in Tropenuniform stürmend vorging. Ein kurzes Handgemenge, ein Krachen wie von einstürzenden Pfosten, dann drängten sich die Deutschen durch die eingedrückten Torflügel ins Innere des abgegrenzten Raumes hinein und machten die Chinesen zu Kriegsgefangnen. Man sah die Befehlshaber der Deutschen, unter ihnen einen stattlichen Mann mit schwarzem Schnurrbart, der schon vorher durch seine Reitkünste unsre Aufmerksamkeit erregt hatte, in ein Zelt treten; sie kamen wieder heraus, es wurde einen Augenblick still im Getümmel, ein Todesurteil wurde verkündet — und ein Chinese schwebte am Strick des Henkers am eilig errichteten Galgen empor. Aber diese Prozedur genügte offenbar nicht, die Wut der Sieger zu stillen, Säbelspitzen richteten sich auf den Unglücklichen, aus seiner Brust floß Blut — da reißt der Strick, und der Körper des Entseelten stürzt herunter.

Alles dies hatte sich mit dramatischer Lebendigkeit vor unsern Augen abgespielt; nun erst kamen wir dazu, einen der umherstehenden Zuschauer nach Zweck und Ziel des sonderbaren Schauspiels zu fragen. Da erfuhren wir, daß uns ein günstiger Zufall zum „guten Montage“ der Bauern von Jessen — einem Dorf nordöstlich von Ockrilla — geführt habe, die hier mitten im Walde mit einem so groß angelegten Kampfspiel und einem darunter verborgnen Schweineschlachten die Nachfeier des Erntefestes begingen. Das Schwein, das in den Kesseln brodelte und nunmehr in gewaltigen Portionen als „Wellfleisch“ mit Schwarzbrot, Salz und Pfeffer unter die ermatteten Kämpfer verteilt wurde, war wenig Stunden zuvor noch lebend auf einem von einem riesigen Ziegenbock gezognen Wagen mit in dem Festzuge gewesen, der sich von Jessen nach Ockrilla und von da in den Wald bewegt hatte. Es hatte erst den Deutschen gehört, war dann im Walde von den „Boxern“ erobert und nach „Peking“ gebracht worden — so hieß das umzäunte, mit dem großen Tor verschlossene Viereck — und war nun wieder, unterdessen geschlachtet und gesotten, den braven Blauröcken in die Hände gefallen. Weiter ergab sich, daß diese Art der Feier des „guten Montags“ in Jessen etwa seit fünfzehn Jahren besteht, doch hat sich das Kriegsspiel, das immer den Zeitverhältnissen möglichst angepaßt wird, erst allmählich unter der Leitung eines Fleischermeisters, der ein vortrefflicher Reiter und zugleich ein phantasievoller Kopf ist, bis zu seiner jetzigen Höhe entwickelt. Da die Jessener Bauernsöhne in großer Anzahl bei der Reiterei oder der Artillerie zu dienen pflegen, so fehlt es nie an der nötigen berittenen Mannschaft — sogar „Buffalo Bill und der wilde Westen“ ist vor einigen Jahren aufgeführt worden. Das Ganze ist mir typisch dafür, daß auch in unsrer Bauernschaft die Sehnsucht nach einem fröhlichen Volksfest voll männlicher Lust zu erwachen beginnt.

Hinter dem Walde, wo wir so Denkwürdiges erlebten, liegen an der Straße in kurzen Zwischenräumen die Dörfer Gävernitz, Piskowitz, Wantewitz auf dem Plateau, das das Elbtal vom Rödertal scheidet. Den höchsten Punkt erreicht dieses Gelände westlich von der Straße bei einem trigonometrischen Signal (215 Meter) zwischen Blattersleben und Porschütz; als Wahrzeichen der ganzen Gegend aber gilt die hochliegende Kirche von Wantewitz, deren schlanker Turm

viele Meilen im Umkreis sichtbar ist. Trotzdem hat sich die nur auf dem Gleichklang der Namen aufgebaute Überlieferung, diese Kirche stehe an Stelle eines Heiligtums des slavischen Gottes Swantewit, als irrig erwiesen. Von Wantewitz senkt sich die Straße ziemlich stark nach Pristewitz hinunter, und hier sieht man die Metropole der Landschaft, die Stadt Großenhain, zum erstenmal auf einer die Röderniederung überragenden Anhöhe liegen. Es ist kein imponierendes Stadtbild, das sich da drüben erhebt, wie etwa das von Meißen oder Torgau, sondern ruhig und sanft gliedert es sich in die große Ebne ein, die es umgibt. Und doch hat diese stille Stadt an der Röder mit dem etwas öden Marktplatz und dem wehmütigen Rest einer durch moderne Straßen zerrissenen klösterlichen Siedlung eine reiche und bedeutende Geschichte. Die leicht geschwungne Anhöhe, auf der die Stadt liegt, ist in den beiden Jahrhunderten der deutschen Eroberung des Landes überreich mit slavischem und germanischem Blute befruchtet worden, dann ist „Hain" einer der wirksamsten Ausgangspunkte der Christianisierung und der Germanisierung gewesen, und endlich war es jahrhundertelang ein wichtiges Glied in dem großen mitteleuropäischen westöstlichen und nordsüdlichen Handelsverkehr.

Will man das die Stadt umgebende Gelände, das in gewissem Sinne eine Einheit darstellt, von einem Punkt aus betrachten, so wüßte ich allerdings keinen andern als die Gondel eines über die Gegend hinschwebenden Luftballons. Von da aus würde man sehen, daß die „Großenhainer Pflege" annähernd ein Kreis ist, der im Norden durch die waldigen Höhen der Schradendörfer (Frauenhain bis Ortrand), im Osten durch den Raschütz, im Süden durch den Friedewald und die Wantewitzer Höhen und im Westen durch die Elbe und die Gohrischheide begrenzt ist. Fast drei Viertel dieses Kreises sind eben und reich mit Dörfern angebaut, nur das südöstliche Viertel (zwischen der Berliner und der Großenhain-Frankfurter Bahn) ist etwas ärmer an Ortschaften, ein teilweise bewaldetes, von der Röder durchflossenes, bis gegen 200 Meter ansteigendes Plateau. In dessen nordwestlicher Ecke, also im Mittelpunkt des ganzen Kreises, auf felsiger Anhöhe, dem westlichsten Vorposten des Oberlausitzer Berglandes, an einer Röderfurt und doch hochwasserfrei liegt die Stadt. Sie bot also in einer durch Sümpfe und Wasserläufe schwer passierbaren Gegend eine gesicherte Verbindung ebensowohl zu dem uralten Elbübergange zwischen Boritz und Merschwitz, den die „hohe Straße" benutzte, wie nach der Oberlausitz und von da südwärts nach Böhmen und ostwärts nach Schlesien.

Die ältere Geschichte Großenhains verliert sich im Dunkel der Sage. In den Urkunden erscheint es als Hagen oder Hain, daneben findet sich auch der slavische Name Ozzek, der auf eine der deutschen Eroberung vorausliegende Zeit zurückweist. Schon im zehnten Jahrhundert scheint in Hain einer der Burgwarte bestanden zu haben, durch die man die unterworfnen Slaven im Zaume hielt. Aber während der heimatfremden Politik der Ottonen zerbrechen auch die Slaven der Großenhainer Pflege ihre Ketten. Die Holzkirchen östlich von der Elbe gehn in Flammen auf, die wenigen deutschen Ansiedler werden erschlagen, die christlichen Priester verbluten grausam gemartert auf den Opfersteinen slavischer Götter. Der Krieg wird auf Jahrzehnte der regel-

mäßige Zustand des Grenzgaues zwischen Röder und Elbe — unaufhörlich brechen die Reiterscharen Boleslav Chrobrys auf der hohen und der niedern Straße von Schlesien her aus den düstern Grenzwäldern hervor, unaufhörlich unternehmen auf denselben Pfaden in umgekehrter Richtung die Deutschen den Rachezug. Nur eine kurze Rast bedeutet für dieses Gelände die kraftvolle Regierung Kaiser Heinrichs des Dritten. Unter seinem unglücklichen Sohne Heinrich dem Vierten wird es in die unaufhörlichen Wirren und Kämpfe des deutschen Thronstreites hineingerissen. Vergebens versuchen die Bischöfe von Naumburg, denen der Kaiser große Strecken Landes zwischen Elbe und Pulsnitz verliehen hat, diese Gegenden unter der Herrschaft des Krummstabes zu befrieden, vergebens versucht der kühne Wratislaw von Böhmen, dem Heinrich der Vierte die Mark Meißen versprochen und wohl auch zeitweise übergeben hat, sie dauernder seinem großen Besitz anzugliedern — ein halbes Jahrhundert lang wird sie der Zankapfel zwischen den großen ostsächsischen Dynastengeschlechtern der Brunonen, Wettiner, Wulfinger (Groitzsch): kühne und verschlagne Recken wie Eckbert der Zweite von Meißen und Wiprecht von Groitzsch und hünenhafte Frauen wie die dämonische Adela von Löwen und die mutige Gertrud von Eilenburg gehn hier, an die Helden und Heldinnen des Nibelungenlieds gemahnend, Großes aber auch viel Böses wirkend, über die Bühne der Geschichte, bis endlich die Verleihung der Meißner Mark an den Wettiner Konrad den Großen (1123) eine ruhigere und glücklichere Zeit heraufführt. Erst unter seiner kräftig ausgreifenden Herrschaft beginnt auch auf dem rechten Elbufer das große Werk der deutschen Kolonisation, das westlich vom Strome schon ein Menschenalter früher anhebt.

Rasch blüht nun neben dem Bischofsitz und der Markgrafenstadt Meißen das rechtselbische Hain empor. Der Verkehr mit den östlichen Landschaften wird friedlicher und reger; um ihn zu sichern und zu überwachen, wird er durch den wohlbefestigten Ort hindurchgelenkt. Bald ziehn aber nicht nur Kaufleute und Reisige auf der „hohen Straße" dahin, sondern auch schwerfällige, mit starken Rindern bespannte Bauernwagen: Frauen und Kinder sitzen darauf, zwischen ihnen türmt sich das nötigste Hausgerät aus Ton, Kupfer und Zinn, ein Ballen grober Leinwand und wollenen Gespinstes, einige Säcke voll Mehl und Saatgetreide. Neben dem Wagen aber schreitet gedankenvoll, doch getrost wuchtigen Schrittes der Gatte und Vater, ein schwarzköpfiger Bayer oder ein rothaariger Franke, ein ernster Friese oder ein munterer Thüring, verschieden an Tracht und Sitte, je nach der Heimat, aber alle gleichermaßen bereit, die schwielige Faust an den gewaltigen Pflug zu legen wie an des Schwertes Knauf. So ziehn sie dahin im sichern Gefühl kommenden Gedeihens, die wertvolle Aussaat für ein neues, größeres Deutschland, das östlich vom Elbstrom erwachsen soll. Wir werden noch weiter von ihnen hören. Doch zunächst kehren wir zurück nach Hain.

Die Stadt muß sich durch die günstigen Verhältnisse ihrer Lage schnell zu einem bedeutenden Markt entwickelt haben; denn schon 1205 bei der Gründung des Afraklosters in Meißen werden die Getreidezinsen des Dorfes Diera nach dem Hainer Scheffel (Hainensis mensurae) bemessen. Dieser blieb auf

Jahrhunderte ein weit verbreitetes Maß: noch im Jahre 1615 wurde neben dem riesenhaften Roland am Rathaus in Belgern ein steinerner „halber Haynischer Scheffel“ als Normalmaß angebracht. Die Überführung der Stadt aus der Grundherrschaft der Bischöfe von Naumburg in seine eigne betrieb besonders Markgraf Heinrich der Erlauchte, der 1238 dem Naumburger Bischof gegenüber auf sein Recht, die Anlage von Befestigungen innerhalb der Mark Meißen zu verbieten, verzichtet, dafür aber außer Ortrand, Strehlen, Dahlen usw. auch die jenseit der Elbe liegende Stadt, die Indago (= Hain) genannt wird, mit ihren Gerichten und ihrem Zubehör (cum suis iudiciis et pertinentiis) zu Lehen erhält. Verhältnismäßig spät, nämlich 1390, bekommt die Stadt ihren ersten, vier Tage dauernden Jahrmarkt, dazu aber 1474 einen zweiten, 1498 das Privilegium des Waidhandels, 1501 zwei Wollmärkte. Gewerbliche Tätigkeit kam hinzu, vor allem die aus Niederdeutschland eingeführte Tuchmacherei. Die Hainer Tuchmacher und Tuchscherer waren eine stolze Zunft: ein Altknecht der Tuchknappen, Dietz Grünrad, sollte 1292 den Markgrafen Dietzmann durch seine Tapferkeit errettet haben und Stammvater der Familie von Grünrode geworden sein; die Tuchscherer aber behaupteten gar, daß kein Geringerer als Friedrich Barbarossa 1157 ihre Innung bestätigt habe.

Aber noch viel wichtiger als das Gewerbe war für die Größe und die Wohlhabenheit der Stadt doch der tägliche Handelsverkehr, den die hohe Straße hineinführte. Wir können uns im Zeitalter der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt, der großstädtischen Zentralisation und der Warenhäuser nicht leicht ein Bild von dem schwerfälligen und doch so vielgestaltigen Handelsverkehr des Mittelalters machen, und noch viel weniger will es uns in den Sinn, daß auch eine entlegne Kleinstadt dabei große Bedeutung erlangt haben soll. Und doch ist dies bei Großenhain der Fall: Ritter und Grafen, Fürsten und Herzöge, Kaiser und Könige sind in Bewegung gesetzt worden, um die Privilegien „der Stadt zum Hayn über Elbe“ zu schützen und zu mehren, und im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert begegnen sich hier die duftigen Weine des Rheins mit dem süßen Malvasier von Cypern, die Heringstonnen und Stockfische der baltischen Gewässer mit dem Olivenöl, den Feigen, Mandeln und Rosinen der Mittelmeerküsten, der indische Pfeffer und Ingwer mit dem Hallischen Salz, die Seide Italiens mit den Zobel- und Nerzfellen des innern Rußlands, der litauische Honig mit dem böhmischen Dörrobst, das niederländische Tuch mit der süddeutschen oder Mailänder Prachtrüstung, die polnische Ochsenhaut mit dem ungarischen Leder — in langen Wagenzügen, neben denen die ewig schimpfenden Fuhrleute im Kote einherstapfen und die trunkfesten kurfürstlichen Geleitsknechte einherreiten, wird dies alles bei sinkender Sonne zum Dresdner Tor hereingebracht und während der Nacht auf dem Markte in förmlichen Wagenburgen aufgefahren, von wo es bald nach Sonnenaufgang durch das Naundorfer Tor entschwindet.

Was für ein Treiben muß damals in den Schenken und den Gasthöfen der Stadt geherrscht haben, von denen einige, wie die „Goldne Kugel,“ wohl noch den alten Platz, aber nicht mehr den alten Verkehr behaupten, welches bunte Durcheinander an den Toren, wo die alten Geleitszeichen geprüft, und für schweres

Geld neue gelöst wurden. Wie kam das alles? Wichtiger als die Elbschiffahrt, die infolge der mangelhaften Regulierungsarbeiten vielfach als unberechenbar galt, war im Mittelalter der Verkehr auf den Landstraßen. Wegen der großen Schwierigkeit des Fortkommens aber waren die Tagereisen klein, etwa fünfundzwanzig Kilometer. Hatte der in tiefen Geleisen ächzende und knarrende, meist vierspännige Wagen diese Strecke zurückgelegt, so brauchte man eine sichere Station, wo das Kaufmannsgut vor Räubern geborgen war, wo sich Menschen und Tiere ausruhn, Ausbesserungen des Fuhrwerks vorgenommen werden konnten. So hat das Handelsbedürfnis längs der hohen Straße die Stationen Hain, Königsbrück, Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz usw. hervorgerufen. Zwischen den Stadtbürgern und den reisenden Kaufleuten entstand eine Interessengemeinschaft: die Städter in Verbindung mit dem Landesherrn beschafften eine fahrbare, gesicherte Straße, Unterkommen und Quartier, die Kaufherren und Fuhrleute dagegen zahlten Geleitsgeld und Zoll und gelobten, in einer bestimmten Richtung eben nur eine Straße zu benutzen. So verwandelte sich allmählich „das Recht der gastlichen Einkehr, der Warenniederlage, der Ausbesserung und des Wechsels von Schiff und Geschirr in einen Zwang.“ Wer von der hergebrachten Ordnung oder Straße wich, verfiel der Strafe des Landesherrn, dessen Zoll und Geleit er umging, mit Hab und Gut, ja sogar mit seiner Person.

Wann solche Einrichtungen auf der durch Hain führenden Straße Platz griffen, wissen wir nicht; im vierzehnten Jahrhundert, wo die ersten Urkunden darüber auftauchen, galten sie schon als uralt „über Menschen Gewähr.“ Der 1346 geschlossene Bund der „Sechsstädte“ Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz, Zittau, Lauban hatte außer der allgemeinen Tendenz, den Landfrieden zu sichern, den besondern Zweck, die Sicherheit der „hohen Straße“ zu gewährleisten. Die Stellung der sächsischen Fürsten zu ihr tritt aber besonders deutlich hervor in einem Vertrage, den Markgraf Wilhelm 1399 mit Breslau und 1404 mit dem polnischen Krakau schloß. Darin verheißt er den polnischen und den schlesischen Kaufleuten sichere und geschützte Fahrt durch sein Land, doch sollen sie für jeden mit Kaufmannschatz beladnen Wagen zu Hayn und Oschatz sechs Gulden, zu Grimma zwei Gulden zahlen. In andern Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint Hayn als die älteste und die maßgebende Zollstätte; so verordnet z. B. Kaiser Friedrich der Dritte im Jahre 1443, die Markgrafen Friedrich und Wilhelm von Meißen sollten an jeder Zollstätte soviel nehmen, als sie in ihrer „Stadt zum Hayn über Elbe“ nach altem Herkommen zu nehmen befugt seien; in einer gleichzeitigen Urkunde wird den Fürsten vom Kaiser freigestellt, das wichtige Stapelrecht, nach dem alle oder gewisse Waren eine Zeit lang an einem gewissen Orte zum Verkauf angeboten oder höher verzollt werden mußten, an Dresden oder Hayn zu verleihen.

Vor allem aber sind für den Anteil Hains am mitteleuropäischen Binnenhandel lehrreich die Verhandlungen, die im Jahre 1462 von den Sechsstädten mit Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen gepflogen worden sind. Dabei erscheint das Kurfürstentum Sachsen mit der böhmischen Oberlausitz und ihren östlichen Hinterländern als eine wirtschaftliche Einheit, ein Beweis dafür,

daß damals die Sechsstädte und nicht die Landesherrschaft das Heft in den Händen hielten; ferner erkennen wir, daß sich damals in Hayn eine große nordsüdliche Handelsstraße, die von der Ostseeküste durch Brandenburg nach Böhmen führte, mit der bekannten westöstlichen kreuzte. Die wichtigsten Bestimmungen lauten: Von Budissin sollen die Wagen, die gen Franken wollen, gehn auf Bischofswerda, Dresden, Freiberg, Chemnitz, Zwickau, Voigtsberg und fort gen Franken; die Wagen, die gen Thüringen wollen, sollen gehn auf Königsbrück, Hayn, Oschatz, Grimma (oder Eilenburg), Leipzig und fort gen Thüringen auf Hin- und Wiederwegen, und sonst keinen andern Weg fahren bei Verlust des Gutes und sonderlicher Strafe ... Alle Wagen mit Gütern aus der Mark (Brandenburg), (Nieder-)Lausitz, oder Brandenburg, Berlin, Stettin und andern Orten sollten fahren auf Herzberg, durch den Hayn auf Lommatzsch (Elbübergang bei Merschwitz-Boritz), Meißen, Dresden, Pirna, Freiberg, Brüx und andre Gebirgsstädte (Böhmens); alle Wagen mit Gewand, Wachs, Leder, Schönwerk, Kupfer und andern Gütern, die ein Geleitsgeld zahlten, sollten von Breslau, Görlitz, Budissin und andern Hinterstädten durch den Hayn nach Leipzig, Erfurt, Frankfurt (a. M.), Halle fahren ... wegen der Wagen aber, die durch Mühlberg und Strehlen auf Radeburg und Meißen fuhren, war ein Beigeleit im Amt Hayn zu Grödel eingerichtet, wo auch alle, die mit Gütern nach Leipzig, Halle und Magdeburg über Ortrand wollten, das Geleitsgeld erlegen und ein neues Geleitszeichen lösen mußten, ohne das sie zu Ortrand nicht sollten durchgelassen werden usw. Die angehängte Zollordnung für Hayn bestimmte, daß z. B. ein Wagen Wachs = 12 russische oder 20 lombartsche Scheiben 6 fl., ein Ballen niederländisch Tuch = 12 Tücher 14 bis 18 Gr., ein Wagen Rheinwein 35 Gr. zahlen sollte, doch sollte danach der Fuhrmann des Weinverzapfens entledigt sein.

Aber diese privilegierte Stellung Hains erhielt schon 1485 ihren ersten Stoß durch die unselige Leipziger Teilung der kursächsischen Länder, durch die der Gegensatz zwischen der ernestinischen und der albertinischen Linie geschaffen wurde. Seitdem gehörte die hohe Straße mit ihren beträchtlichen Zolleinnahmen zum herzoglichen Anteil, und nun waren natürlich die Kurfürsten bemüht, einen Teil des westöstlichen Verkehrs auch durch ihr Gebiet zu lenken; so kam allmählich die „niedre Straße" neben der hohen auf, die in verschiednen Zügen das herzoglich sächsische Gebiet nördlich umging. Der Streit darüber entbrennt schon 1488. Damals hatte der herzogliche Geleitsmann zum Hayn mehrere Fuhrleute, die schon mehrmals von Breslau über Priebus, Muskau, Spremberg, Senftenberg, Liebenwerda, Torgau usw. gefahren waren, in Doberstroh bei Senftenberg „mit Kummer (Gefängnis) belegt," und am 5. Juli 1489 schrieb Kurfürst Friedrich der Weise an Herzog Georg den Bärtigen, „daß die Kauf- und Fuhrleute, die gen Senftenberg gekommen seien, von den herzoglichen Amtleuten daselbst mit Gewalt gezwungen würden, die Straße auf Liebenwerda, Belgern, Torgau und Eilenburg, die sie vorher allerwege gefahren und gebauet hätten, zu meiden und die Straßen auf den Hayn und Oschatz zuzufahren, wodurch des Kurfürsten Straßen und Geleite ganz verödet und niedergelegt würden."

Eine weitere Konkurrenz erwuchs dem durch Hayn führenden Handelszuge durch die Brandenburger Kurfürsten. Im Jahre 1503 erfährt Herzog Georg von Sachsen, Joachim von Brandenburg unterhandle mit denen von Breslau, „solche Straße aus dem Niederland und von Frankfurt (a. M.) durch die Mark zu wenden und sonderlich, daß die Waren von Frankfurt zunächst durch Hessen, aus dem Niederland aber durch das Stift Münster, Herzogtum Braunschweig und von da in die Mark gehn sollten, oder auf dem Meere bis Hamburg, von hier auf der Elbe bis Magdeburg, von hier durch die Mark nach Frankfurt a. O., wo die Niederlage sollte eingerichtet werden, dafür sollten aber die Waren zwischen Breslau und Frankfurt ganz zollfrei sein und gegen jedermann vom Kurfürsten beschützt werden." Der Streit über die Konkurrenz der niedern Straße wird in unzähligen Erlassen und Tagfahrten des sechzehnten Jahrhunderts behandelt, ohne erledigt zu werden. Im Jahre 1510 erließ auch König Ladislaw von Böhmen und Ungarn an die unsicher werdenden Breslauer den Befehl, daß sie die Straßen durch die Sechsstädte in der Oberlausitz und durch Schlesien nach dem Spruch des Herzogs Georg gebrauchen, nicht aber die neue Straße auf Frankfurt a. O. oder Berlin fahren sollten, ebenso einigte sich die Tagsetzung zu Fraustadt im Jahre 1512, die von dem Könige Sigismund von Polen, den Herzögen von Pommern, Georg von Sachsen, den Sechsstädten und den Meißner Städten beschickt war, dahin, die Privilegien der „gerechten Straße" zu schützen, damit die Niederlage des Markgrafen Joachim von Brandenburg zu Frankfurt (a. O.) und Breslau „vorgenommen, gedämpft und abgetan werde und der Kaufmann im Auf- und Abziehn desselben Herrschaft und Gebiete mit seinen Gütern nicht berühre." Man sieht, die Tonart dieses Kampfes ist um etliches schärfer und hitziger als die des sogenannten preußisch-sächsischen Eisenbahnkriegs. In Wahrheit behauptete die hohe Straße noch lange Zeit ihre Wichtigkeit; aber daß daneben auch andre Warenzüge entstanden, lag in der Natur der Sache und in dem Wachstum des Verkehrs überhaupt, der im sechzehnten Jahrhundert unter dem Einflusse der immer mehr aufkommenden Geldwirtschaft einen bedeutenden Aufschwung nahm.

So scheint denn Großenhain trotz der eben besprochnen Streitigkeiten etwa in der Zeit von 1450 bis 1550 seine höchste Blüte erreicht zu haben. Aus dem ersten Viertel dieses Zeitraums haben wir die Nachricht, daß es in der innern Stadt im Jahre 1474 238 Ansässige gab und in der Vorstadt 97. Doch wird hinzugefügt, die Zahl der teils den beiden Klöstern, teils der Pfarre, teils Privatpersonen gehörenden Freihöfe sei so groß, „das wol by dem dritten teile der stat nichts gibt noch tut [nämlich zu den Landessteuern]." Diese Zahlen ergeben nach einem von Otto Richter für Dresden ermittelten Verhältnis für Großenhain eine Einwohnerschaft von mindestens 3000 Seelen; es steht mit Chemnitz fast auf einer Stufe.

Die große Zahl der Immunitäten, d. h. steuerfreien Liegenschaften, weist auf eine große Bedeutung des geistlichen Elements; Großenhain war der Sitz einer Propstei des Bistums Meißen und als solcher der kirchliche Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Gebiets. Damit hängt es zusammen, daß Großenhain

am Ende des fünfzehnten und in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts auch eine nicht unbedeutende kirchliche Kunst aufzuweisen hatte. Man kann vielleicht sogar von einer Großenhainer Kunstschule sprechen, obwohl unsre Kenntnisse davon noch sehr im argen liegen. Bei meinen Nachforschungen in den Kirchen der nördlich von Großenhain liegenden Dörfer fiel mir auf, wie viele schön geschnitzte und gemalte Flügelaltäre aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ganz oder teilweise noch übrig sind; in Frauenhain, in Groß-Kmehlen, in Ponickau und anderwärts; auch in Streumen, westlich von Großenhain, stand ein solcher Altar mit recht guter Malerei (links die heilige Barbara mit Kelch und Palmenzweig, rechts die heilige Katharina), dessen Reste jetzt in der Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins in Dresden sind. Wo sollen diese Altäre anders entstanden sein als in einer Künstlerwerkstatt Großenhains? Freilich in der Stadt selbst haben wohl der große Brand von 1540 und spätere Feuersbrünste die meisten alten kirchlichen Kunstwerke zerstört. Aber eins ist doch einigermaßen erhalten geblieben: das 1499 errichtete Altarwerk der Katharinenkirche, das zwar beim Abbruch der Kirche arg beschädigt, dann aber wieder hergestellt und in der Pfarrkirche untergebracht worden ist. Es enthält im Schrein die geschnitzten Figuren der gekrönten Maria, der heiligen Barbara und der Katharina, auf den Türen innen und außen Darstellungen des Martyriums der Katharina und acht Bilder heiliger Frauen. Das Ganze ist ein Werk voll edler Verhältnisse und schlichter Zierlichkeit. Die Großenhainer Figurenschnitzer und Tafelmaler müssen aber weit über den Bereich dieser Propstei hinaus bekannt und berühmt gewesen sein: denn am 21. Mai 1520 schließen der Rat und die Altarleute der Michaeliskirche in Zeitz mit dem „ehrbaren und namhaften Meister Pankratius Grueber“ in Großenhain einen Vertrag, daß er ihnen binnen Jahresfrist für 210 Gulden rheinisch eine geschnitzte „Tafel“ mit sechs Flügeln für den Hochaltar der Michaeliskirche liefern soll. Dieser Flügelaltar ist aus Zeitz verschwunden, aber Eduard Flechsig hat durch eine überaus feine Kette von Schlußfolgerungen nachgewiesen, daß fünf angeblich aus Lindenthal bei Leipzig stammende geschnitzte Figuren der Maria mit dem Kinde, des Erzengels Michael, der Heiligen Georg und Florian, sowie der heiligen Katharina, die jetzt in der Dresdner Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins aufbewahrt werden, die Reste des von Pankratius Grueber verfertigten Zeitzer Altarwerks sind. (Die Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins in Dresden, 1900, Textheft von Eduard Flechsig Seite 39b f.) Auch der in der genannten Sammlung erhaltene Altar aus Hochweitzschen bei Leisnig scheint ein Werk des Pankratius Grueber zu sein. Es wird ein Gegenstand weiterer Untersuchung sein, festzustellen, ob die stilistischen Unterschiede aller der hier genannten Werke so groß sind, daß wir neben Grueber noch andre gleichzeitige Bildschnitzer und Maler in Großenhain annehmen dürfen; ich glaube, daß das der Fall ist.

Empfindlichen Schaden erlitt Großenhain, als Böhmen (1526) in habsburgischen Besitz übergegangen war, und nach der Vernichtung des Wahlrechts der Stände und dem „Pönfall“ der Oberlausitzer Sechsstädte (1547) — Folgen der Schlacht von Mühlberg — die königliche Gewalt Ferdinands dort er-

starkte. Dieses erstarkte Königtum zerriß im habsburgischen Staatsinteresse die uralte wirtschaftliche Gemeinschaft, in der die Lausitzen und Schlesien mit den Gebieten der Wettiner gelebt hatten, im Jahre 1559 durch hohe Zölle, die an den Grenzen der habsburgischen Länder, also auch in Schlesien und den Lausitzen entrichtet werden mußten. Der große sächsische Volkswirt dieser Zeit, Kurfürst August, schickte deshalb auf Anregung Leipzigs eine Gesandtschaft an Kaiser Ferdinand, um ihn daran zu erinnern, „daß in den Erbeinungen zwischen Sachsen und Böhmen auch der gegenseitige Schutz der Handelsstraße, insbesondre der Straße aus Polen und Schlesien über die Sechsstädte, Königsbrück, Hayn, Oschatz nach Leipzig und weiter stets bedacht gewesen sei, daß aber diese wichtige Straße unbebaut bleiben würde, wenn man sie in Schlesien und in der Lausitz mit neuen Zöllen belaste. Denn dadurch würden die polnischen Viehhändler veranlaßt, ihren Markt von Brieg nach Posen zu verlegen und die Viehherden von dort aus über Berlin gehn zu lassen. So werde nicht nur der Viehmarkt zu Döbeln, wo sich die sächsischen Bergstädte mit Schlachtvieh versorgten, ganz aufhören, sondern auch der Tuchhandel Sachsens nach Polen, der einen hohen Durchgangszoll in der Lausitz und in Schlesien nicht tragen könne, durch den märkischen zu Grunde gerichtet werden, ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil der Nürnberger, Frankfurter und Antwerpener Güter, die bisher über Leipzig und Breslau nach Polen gingen, in Zukunft über Wittenberg und die Mark Brandenburg dahin verführt werden könnte."

Aber diese Beschwerde blieb ohne Erfolg. Die Verhältnisse besserten sich etwas nach dem Dreißigjährigen Kriege, da die Lausitzen 1635 an Sachsen übergegangen waren. Aber 1681 z. B. mußte die Handelsstraße statt über Hain wegen der Pest über Ortrand, Strehla und Düben geführt werden. Ein schwerer Schlag für den Großenhainer Handel war auch die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen und endlich die Zerteilung Sachsens im Jahre 1815, durch die die unübersteiglichen Zollschranken von Norden her bis nahe an die Stadt heranrückten. Zwar öffneten sich alle diese hemmenden Schlagbäume in der denkwürdigen Neujahrsnacht 1834, als der deutsche Zollverein seine großartige, die nationale Einigung vorbereitende Wirksamkeit begann: aber für Hain kam diese Hilfe zu spät. Denn unterdessen hatte sich die Schiffahrt auf der Elbe mächtig entwickelt, und so ließ denn die erste sächsische Eisenbahn von Dresden nach Leipzig Großenhain rechtsab liegen und gründete dafür in Riesa an der Elbe einen zukunftsreichen Handels- und Umschlageplatz.

Zwar hat Großenhain in neuerer Zeit auch gute Eisenbahnverbindungen nach Dresden und Leipzig, Berlin und Frankfurt a. O. erlangt, aber es ist doch die stille Stadt an der Röder geblieben. Wenn man ihre Plätze und Gassen durchstreift, so wundert man sich, wie wenig altertümliche Bauten aus der großen Vergangenheit übrig geblieben sind: das ist die Folge der großen Brände und der Drangsale, die die Stadt im Dreißigjährigen, im Siebenjährigen und schließlich in den Napoleonischen Kriegen erlitten hat. Der Gang der alten Mauer und der Gräben ist an der um die Stadt ziehenden Promenade noch erkennbar. Im Norden stehn auch noch beträchtliche Reste des alten ehr-

würdigen Schlosses, dessen Grundmauern wohl bis in die Tage Kaiser Heinrichs des Vierten zurückgehn. Noch ragt der gewaltige Bergfried, wenn er auch durch den Zahn der Zeit längst die Bekrönung verloren hat, wie ein sterbender Gigant über die umgebenden Gebäude, aber aus seiner Mitte steigt siegreich eine schlanke Dampfesse in die Luft: in die Ruine des Schlosses ist eben eine Fabrik eingebaut worden, und der alte Bergfried birgt das Kesselhaus. Gibt es einen treffendern Ausdruck für die Tatsache, daß der alte Feudalstaat durch den modernen Industriestaat überwältigt worden ist? Jetzt herrschen Wollsäcke, Ölfässer und schnurrende Räder an der Stelle, wo einst der weitgebietende „Vogt vom Hayn“ seines Amtes waltete und den ehrenfesten Adel der Umgegend um sich sammelte. Da ritten sie wohl oft zu Rat und Gelag durch die Tore herein, die wohledeln Herren von Marus und von Skassa, die von Quersa und von Ebersbach, von Baselitz und Blattersleben, von Promnitz und von Kalkreuth, späterhin auch die Pflugk und Köckeritz, die Lüttichau und Milkau, und wie alle die Geschlechter heißen, die auf den zahlreichen Rittergütern der Großenhainer Pflege in Lust und Leid gesessen haben. Sie sind zum größten Teil längst ausgestorben, ihre Namen schlummern in den Pergamenten der Urkunden, aber das Gehäuse ihres Daseins ist uns doch in vielen Fällen geblieben, die phantastische Wasserburg, in deren tiefen Gräben die Teichrose blüht und der melancholische Schwan seine Bahnen zieht. Und auch noch ein lebensprühendes Restchen der alten Feudalität ist gerade hier vorhanden: die wiederauflebende Großenhainer Parforcejagd. Gerade als ich an der Stelle des alten Naundorfer Tores die Stadt verließ, ritten drei vornehme Kavaliere in grell roten Fracks, weißen Westen und schwarzen Mützen langsam und feierlich herein — der berittene Diener in gemessener Entfernung. Vermutlich sollte zu Ehren des nahen Hubertustages ein Keiler ausgesetzt werden. Es mag wohl ein schönes und hochgemutes Vergnügen sein, über Stock und Stein, über Hecken und Gräben hinter der Meute herzureiten, aber gefährlich ists auch: die schöne Ahnfrau der Habsburger, Maria von Burgund, fand dabei ihren frühen Tod. Wünschen wir also den kühnen Reitern, daß sie mit heiler Haut davonkommen!

Zur Geschichte Hohentwiels

Von Albert Landenberger in Kirchheim unter Teck



Es sind im Jahre 1901 gerade hundert Jahre gewesen, daß die einst so berühmte, heiß umfochtne, von Konrad Widerhold im Dreißigjährigen Kriege tapfer verteidigte Festung Hohentwiel nach ihrer schmählichen Übergabe durch den Generalmajor v. Bilfinger und den Oberstleutnant Wolff an den französischen General Vandamme zerstört wurde. Vergebens hatte sich der württembergische Herzog Friedrich durch den Kriegspräsidenten von Nicolai bei dem französischen Minister Alexandre Berthier verwandt, auf Grund des einst von Vandamme gegebnen Versprechens, die Festung in demselben Zustande wieder zurückzugeben, wie

sie den französischen Truppen übergeben worden war. Eine heute noch sehr beachtenswerte, sorgfältig geschriebne Monographie des württembergischen Generalmajors Karl von Martens führt uns die Geschichte Hohentwiels in spannender Weise vor Augen. Die durch vulkanische Kräfte im Hegau einstmals emporgetriebnen, kegelförmig oder kuppenartig gestalteten Felsenmassen zeigen uns in dieser fruchtbaren, reizenden Landschaft merkwürdige Gebilde, vor allem den Staufen, den Hohenkrähen, den Mägdeberg, den Hohenhöwen, den Hohenstoffeln und den Hohentwiel. Der Kern des Eruptivgesteins ist von vulkanischem Tuff umlagert, der die Trümmer vom alten Grundgestein, dem Molassesandstein bis auf den Granit und Gneis hinab einschließt. Der Arbeit des Gletschers bis über den Gipfel hinweg verdankt der Hohentwiel sein lebendiges Wasser, das sich in dem sandigen Moränenschutt der Klüfte erhält. Die ältesten Menschenspuren unsers Berges weisen schon auf eine Zeit, wo der Ackerbau getrieben wurde, und die Menschen auf den Bergeshöhen ihren Göttern Opfer darbrachten. Sie stimmen vollkommen mit den Resten der nahen Bodenseepfahlbauten überein. Mit ihnen vermischt finden sich schon römische Bronzestücke und Scherben von Siegelerde.

Es ist ein sehr mannigfaltiges Bild, das der Verfasser von dieser geographisch, geschichtlich und malerisch gleich interessanten Naturfestung entwirft, und man kann in der Tat vom Hohentwiel heute noch rühmen: „es regen sich im Schwabenherzen viel vaterländsche Lust und Schmerzen" bei diesem Namen. Wenn der Bodensee mit seiner lieblichen Umgebung immer mehr das Ziel der schwäbischen Reisesehnsucht geworden ist, so steht dabei meist unser Hohentwiel, der durch Scheffels Ekkehard verherrlicht ist, auf dem Reiseprogramm. Die Ursprünge dieser alten Burg verlieren sich in geschichtliches Dunkel; die erste einigermaßen sichere Nachricht ist vom Jahre 806, doch erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, als die fränkischen Kammerboten und Brüder Berchtolt und Erchanger im Jahre 893 in den Besitz von Hohentwiel gelangten, wird es etwas heller in der Geschichte. Die durch Scheffel verherrlichte Herzogin Hedwig starb in hohem Alter am 28. August 994, und nun fiel Hohentwiel als Erbschaft dem Kaiser Otto dem Dritten zu, der im Jahre 1000 in castro, quo dicitur Duellum, einen Besuch machte. Nach des Kaisers Otto des Dritten Tod im Jahre 1002 erbte es sein Nachfolger, der deutsche König Heinrich der Zweite, der Neffe Hedwigs. Nun verschwindet es wieder aus der Geschichte bis zur Zeit des großen Kampfes zwischen dem Gegenkönig Rudolf, Herzog von Schwaben, und dem Kaiser Heinrich dem Vierten, nachdem auch das Kloster auf dem Hohentwiel nach Stein am Rhein verlegt worden war. Am 18. Mai 1090 kam die Festung in den Besitz des Herzogs Berthold des Zweiten von Zähringen, der jedoch Friedrich von Hohenstaufen als Herzog von Schwaben anerkennen mußte und im Vertrag im Jahre 1095 Hohentwiel an das Haus Hohenstaufen abtrat.

Kurz vor oder bald nach dem unglücklichen Ende des letzten Sprößlings dieses Geschlechts kam die Burg in die Hände des Edeln von Klingenberg aus dem Thurgau. Unter den Klingenbergern wurde sie förmliche Ritterburg und gewann immer mehr an Ansehen, bis sie Herzog Ulrich von Württemberg nach

langen Verhandlungen um 20000 Gulden im Mai 1521 erkaufte, „der österreichischen Regierung und dem Kaiser Karl dem Fünften zu merklichem Mißfallen." Österreich machte alle möglichen Umtriebe, in den Besitz der Burg zu gelangen. Doch Herzog Ulrich, „der Mann von Twiel," befestigte sie und versah sie mit Geschütz, Waffen und Lebensmitteln. Durch den Vertrag vom 24. Mai 1538 kam Hohentwiel in den unbestrittnen Besitz des Herzogs oder vielmehr des Landes, denn nicht für sich, sondern für das Land hatte er es erworben. Im Schmalkaldischen Kriege flüchtete er sich im Dezember 1546 dorthin, und Österreich machte nun wieder von neuem Anstrengungen, es zu gewinnen, bis es im Passauer Vertrag am 6. August 1552 zuletzt darauf verzichtete und es an Herzog Christoph von Württemberg übergab. Die Stärke der Besatzung blieb sich nicht immer gleich; zu Kriegszeiten wurde sie verstärkt, meist waren es damals etwa 30 Mann unter einem Hauptmann, später einige Hundert.

Eine vermutlich schon von Herzog Ulrich eingeführte, jedenfalls aber unter Herzog Christoph von 1554 an bestehende eigentümliche Sitte war es, daß jeder Fremde, der die obere Festung besehen wollte, einen Stein hinauftragen mußte, worauf ihm aus einem silbernen, vom Herzog Christoph gestifteten Becher, der drei Schoppen hielt, der „Willkomm" gereicht wurde. Daß der Wein bei solchen Besuchen nicht gespart wurde, geht aus den Berichten hervor. Auch die Verse, die dazu gemacht wurden, lieferten im Laufe der Jahrhunderte ein köstliches Fremdenbuch, von dem uns Martens eine hübsche Blumenlese gibt. So schrieb unter andern am 16. Mai 1672 der Landgraf Max zu Fürstenberg, der einen 118 Pfund schweren Stein hinauftrug: Lieben und nicht dürfen sagen, ist schwerer als 118 Pfund Stein zu tragen. Christoph Friedrich von Eyb schrieb: Im Regen und im Schnee trug ich 106 Pfund in die Höh.

Ein Herr von Phull am 12. April 1697: Ich habe getragen 53 Pfund, den Becher ausgesoffen auf den Grund.

Dem F. C. Forstner v. Dombenois behagte das Steintragen weniger, denn er bemerkte darüber: O, wie tut mir Buckel und Achsel so wehe, wenn ich muß tragen 67 Pfund in die Höhe.

Ein Graf v. Forstner hatte es sich an demselben Tage leichter gemacht und schrieb: Ich hab getragen gar nicht schwer, hergegen gesoffen desto mehr.

Bescheidner war im Jahre 1708 ein A. H. v. Woellwarth, der diesen Vers parodierend sagte: Ich habe getragen herzlich schwer, aber gesoffen gar nicht sehr.

Zu derselben Zeit äußerte Carl v. Woellwarth: Stein und Wein sollen heut meine Freude sein.

So gehts fort mit den Einträgen. Ein Leibgardist trug sogar einen 210 Pfund schweren Stein hinauf. Am 18. September 1741 schrieben die drei Prinzen Karl Eugen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen ebenfalls ins Fremdenbuch ein: Laß uns gehn von hier, sonst müssen wir krepier; und ihr Kammerherr Golther machte seinem Unmut durch folgenden Eintrag Luft:

In der Festung Hohentwiel
Zeigt Äolus der Kräfte viel,
Bacchus gibt Limonensaft,
Neptun wenig Nutzen schafft,
Ceres uns allein erhält
Nebst der Hoffnung, die nicht fällt.

Die letzten Einträge geschahen am 20. August 1799, als Herzog Friedrich die Festung visitierte. Sie lauten: per aspera ad astra. Friedrich, Friedrich Wilhelm, Erbprinz von Württemberg.

Siegen ohne Gefahr ist siegen ohne Ruhm. P. P. (vermutlich Prinz Paul). Hofmarschall von Behr, Chev. vom großen württembergischen Orden.

Mit Widerholds tapfrer Verteidigung beginnt die eigentliche Blütezeit der Ruhmesgeschichte der Festung. Wie gern Ludwig der Vierzehnte sie für sich gewonnen und behalten hätte, geht auch aus manchen seiner an Widerhold gerichteten Briefe hervor. Nach dem Dreißigjährigen Kriege verlor sie immer mehr an Bedeutung und kam allmählich in Verfall, wenn sie auch in dankbarer Erinnerung an die Rolle, die sie einst gespielt hatte, noch einige Zeit in Ehren gehalten wurde. Die Besatzung belief sich später meist auf zwei- bis dreihundert Mann. Der größte Teil der Mannschaft war jedoch verheiratet, einmal, wie es heißt, mit 141 „Stück Weiber.“ Kleine Kinder waren in einem Jahre nicht weniger als 237 hier oben. Im Erbfolgekriege spielte die Festung noch einmal eine gewisse Rolle, doch schon 1727 ergab sich bei einer Besichtigung, daß die Mauern und das Gebäude so schadhaft waren, daß an einigen Stellen sogar der Einsturz drohte. Dagegen erhielt sie nun eine neue Berühmtheit als Staatsgefängnis. Unter andern Staatsgefangnen hat, vor allen andern berühmt, der „treffliche, grundfreie, grundgescheite und grundbrave“ Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser, der wackre Verteidiger der Rechte und Freiheiten seines württembergischen Vaterlandes, als Opfer fürstlicher Willkür vom Jahre 1759 bis 1764 hier geschmachtet und über tausend geistliche Lieder im Gefängnis gedichtet, und zwar, da ihm Papier und Tinte versagt waren, mit der Spitze seiner berußten Lichtputze auf jedes weiße Fleckchen geschrieben, das er erhaschen konnte. Der große König Friedrich der Zweite war es, der durch seine energische Fürsprache bei Herzog Karl endlich seine Befreiung erwirkte.

Noch strenger als gegen Moser, den der Herzog später völlig restituierte, und dem er das Zeugnis gab, daß er einen „ehrlichen Mann“ in ihm gefunden habe, verfuhr dieser oft so tyrannische Fürst gegen seinen frühern Vertrauten, den Oberst von Rieger, der erst nach harter fünfjähriger Gefangenschaft von hier entlassen wurde. Ein norddeutscher Adlicher, ein Offizier von Knobelsdorf, kam wegen einer Verschwörung als Staatsgefangner hinauf und blieb dort bis kurz vor der Zerstörung der Festung. Er wollte zuletzt gar nicht mehr herab, und es hat den Staat sein Aufenthalt dort oben über 6000 Gulden gekostet. Als im Jahre 1794 die Gefahr eines feindlichen Einfalls von den Franzosen drohte, wurden wieder kräftigere Verteidigungsanstalten getroffen, und Oberstleutnant von Bilfinger auf den Hohentwiel gesandt, die Festung zu untersuchen. Der untere Teil war in grundlosem Zustande; auch mit Geschütz war sie schlecht versehen. Drei große Mörser, ein kleiner, zwei Haubitzen und 24 Kanonen standen zwar dort, aber viele waren unbrauchbar. An Bomben, Granaten und Kugeln war zwar ein großer Vorrat vorhanden, aber viele paßten nicht zu dem Kaliber der Kanonen. Die Besatzung betrug nur 87 Mann. Mit den beschlossenen Verbesserungen ging es langsam,

weil die Kriegsgefahr nicht mehr so dringend zu sein schien. Herzog Friedrich der Zweite gab dem zum Obersten ernannten Bilfinger den Oberstleutnant Wolff als Gehilfen bei, „aus Schonung für seine Jahre“ mit dem Auftrag, in allen Fällen diesem Gehör und Vertrauen zu schenken und alle Maßregeln gemeinschaftlich mit ihm zu überlegen und auszuführen. Der Oberstleutnant von Wolff, damals 55 Jahre alt, galt, wenn er auch keinen Feldzug mitgemacht hatte, doch für einen wissenschaftlich gebildeten Offizier. Der Herzog erteilte ihm bei seiner Ernennung zum Vizekommandanten mündlich den bestimmten Befehl, bei Verantwortlichkeit mit seinem Kopfe die Festung in keinem Falle, auch nicht wenn ein vom Herzog eigenhändig unterzeichneter Befehl vorgezeigt werden sollte, zu übergeben und in fremde Hände kommen zu lassen, mit dem Anfügen, daß, wenn der Kommandant Bilfinger aus Altersschwäche oder sonst einem Grunde bei herannahender Bedrohung zur Übergabe der Festung gestimmt sein könnte, Wolff die Kommandantenstelle allein übernehmen und in keinem Falle die Übergabe der Festung zulassen solle. Die Besatzung wurde aber trotzdem nicht verstärkt. An Geschütz standen zwar 27 Stücke auf der Festung, aber nur wenige waren in brauchbarem Stande; mit Mehl, Wein und Branntwein war sie dagegen auf ein Jahr lang versehen. Am 25. April 1800 zog das französische Heer unter General Moreau über den Rhein. Am 1. Mai näherte sich die 10665 Mann starke Division des französischen Generals Vandamme der Festung. Ein französischer Offizier erschien mit einem Trompeter und sechs Husaren mit dem Verlangen, daß der Kommandant jemand zu einer Unterredung heraussenden möchte. Bilfinger (jetzt zum Generalmajor ernannt) schickte den Oberstleutnant von Wolff hinaus, der dem französischen Offizier, als er die Übergabe der Festung auf Gnade und Ungnade forderte, erklärte, sich aufs äußerste verteidigen zu wollen. Vandamme versicherte nun aber selbst dem Oberstleutnant von Wolff in einer Unterredung, daß ihm der ganze Zustand der Festung, namentlich der Mangel an Wasser und die Schwäche der Besatzung bekannt sei, und versprach der Besatzung volle Kriegsehren und freien Abzug in ihre Heimat, unter der Bedingung, daß sie vor ihrer Auswechslung nicht gegen Frankreich dienen dürfe. Nachdem sich Wolff mit sämtlichen Offizieren beraten, und General Bilfinger erklärt hatte, nur dann kapitulieren zu wollen, wenn sämtliche Offiziere versicherten, daß kein Widerstand möglich sei, wurde beschlossen, daß der Oberstleutnant von Wolff sich nach Singen, dem Quartier Vandammes, verfügen und die Kapitulation so gut als möglich abschließen sollte. General Vandamme verpflichtete sich mit seinem Ehrenworte, bei dem Obergeneral und der französischen Regierung alles zu tun, daß sein Versprechen, die Festung beim Friedensschluß in demselben Zustande, wie sie den französischen Truppen übergeben werde, an Württemberg zurückzugeben, erfüllt werde.

Nun wurde die Kapitulation unterzeichnet. Die Besatzung zog am 2. Mai sechs Uhr mit den üblichen militärischen Ehren aus der obern Festung, die hierauf sogleich durch die Franzosen im Beisein des Generals Vandamme besetzt wurde. Am 3. Mai erstatteten Bilfinger und Wolff von Hohentwiel aus den ersten Bericht an den Herzog und baten ihn darin, „überzeugt zu

sein, daß sie mit Freuden ihr Leben aufgeopfert haben würden, um den noch nie eroberten Platz zu erhalten. Bei der Unmöglichkeit eines nachdrücklichen Widerstands hätten sie es aber für Pflicht gehalten, eine rühmliche Kapitulation einer Verteidigung von wenigen Stunden, wobei alles aufgeopfert gewesen, vorzuziehn." Der Herzog von Württemberg ließ aber beide Kommandanten, als sie am 11. Mai in Stuttgart ankamen, verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Sie führten ihre Verteidigung nicht genügend, und das Kriegsgericht erkannte in seinem Urteil vom 27. Mai, daß beide totgeschossen werden sollten. Von den elf Mitgliedern waren nur fünf dafür, daß die beiden Schuldigen im Hinblick auf manche Milderungsgründe der höchsten Gnade empfohlen würden. Herzog Friedrich erklärte am 1. Juni, Bilfinger hätte zwar den Tod verdient, doch solle er seiner militärischen Ehrenzeichen, des Titels und Charakters verlustig erklärt, und solle ihm lebenslänglich das Dorf Asperg zu seinem fernern Aufenthalt angewiesen werden. Sein ganzes Vermögen wurde zum Besten der Militärinvalidenkasse eingezogen, ihm selbst zu seinem Unterhalt monatlich die Summe von zehn Gulden aus der Kriegskasse verabreicht. Wolff sollte zwar auch mit der wohlverdienten Todesstrafe verschont bleiben, dagegen seiner militärischen Ehrenzeichen beraubt, kassiert, ihm durch den Scharfrichter vor einer Wachparade der Degen vor den Knieen zerbrochen, und er als ein Ehrloser lebenslänglich in ein Gefängnis gesperrt werden, wo ihm täglich aus der Kriegskasse acht Kreuzer zu seinem Unterhalte gereicht werden sollten. Hohentwiel selbst wurde aber, wie schon anfangs erwähnt worden ist, trotz der feierlichen Zusage des französischen Generals Vandamme auf Befehl des ersten Konsuls Napoleon Bonaparte, weil „höhere Rücksichten" nicht erlaubten, dieses vom General Vandamme gegebne Versprechen zu halten, vom 6. Oktober an dem Untergang geweiht. Der Ingenieurhauptmann Prüdhomme vollbrachte mit fünfhundert Arbeitern und hundert Mineurs das Zerstörungswerk, wobei sogar Felsen nicht geschont wurden. Am 1. März 1801 war es vollendet; die Marketenderwohnung war das letzte Gebäude, das der barbarischen Zerstörungswut der Franzosen unterlag.

An die Wiederherstellung der von Grund aus zerstörten Festung konnte nicht gedacht werden, es wurden nur Maßregeln getroffen, daß die noch brauchbaren Grundmauern und Gewölbe nicht zerfielen und nicht alles dem völligen Untergang geweiht würde. Die zerstörten Brücken wurden bis Mai 1819 wieder hergestellt, sodaß von nun an die Berghöhe wieder besucht werden konnte; auch wurde auf dem zu diesem Zweck erhöhten Turm eine Warte errichtet, die eine herrliche Fernsicht auf das ganze Alpengebirge von den Walliser und Berner Alpen bis zu den großartigen Tiroler Gipfeln und in der entgegengesetzten Richtung auf Schwarzwald und Alb gewährt. Besonders reizend ist aber der Niederblick auf die schimmernde Fläche des Sees in der fruchtbaren Ebne, das schöne Konstanz mit seinem prächtigen Dom und die lieblich liegende Insel Reichenau. Unter der großen Linde auf der Terrasse des Berges hat Scheffel einst seinen Ekkehard geschrieben und dadurch dem Hohentwiel einen neuen Zauber verliehen. So bleibt dieser Fleck Erde einer der schönsten, durch Natur, Geschichte und Sage verklärten Punkte des deutschen

Vaterlands mit seinen von Burgen gekrönten, von Laubwäldern bekränzten, frei aus der Ebne aufsteigenden Felskegelbergen in prächtiger Landschaft voll ungemeiner Fruchtbarkeit und reicher Flora. Der Gedanke, aus dem Hohentwiel eine neue Festung nach den modernen Bedürfnissen zu machen, ist zwar von Zeit zu Zeit wieder aufgetaucht, aber da auch über den strategischen Wert die Anschauungen verschieden sind, wurde seither davon abgesehen. Am 31. Oktober 1817 zogen zur dreihundertjährigen Feier der Reformation die Bewohner am Berge mit ihrem evangelischen Pfarrer an der Spitze am frühen Morgen bei Fackelschein auf die Höhe des Berges und begrüßten, dankbar des dreihundert Jahre zuvor aufgegangnen Lichtes gedenkend, die aufgehende Sonne mit feierlichem Gebet.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)



Das Publikum begann sich zu entfernen. Meine Augen hingen an dem Fräulein Ssawinski, und als das junge Mädchen hinter dem Fräulein Schtschepin das Zimmer verließ, wollte ich folgen, um ihr auf der Straße wenigstens nachzuschauen. Aber Burin nahm mich sogleich in Beschlag. Er sprach auf mich ein, während wir unsre Mäntel anlegten, und wollte nichts davon hören, daß ich ein andres mal zu ihm kommen würde.

Das andre mal, Herr Gehilfe des Stadtteilaufsehers, sagte er lachend, versteht sich ganz von selbst. Jetzt ist es aber nicht das andre mal, sondern diesmal. Diesmal habe ich mir Ihretwegen einen Verweis des Richters zugezogen und wäre um ein Haar gestraft worden. Ich bitte das in Betracht zu ziehn, Herr Stadtteilaufseher.

Ich muß aber zu Jemeljan Afanasjewitsch in das Stadtteilhaus, versuchte ich einzuwenden.

Dahin kommen Sie immer noch, und zwar viel häufiger, als Ihnen mit der Zeit lieb sein wird. Erst zu Mittag essen, Herr Gehilfe des Polizeimeisters.

Er sagte das alles so gutmütig drollig, daß ich ihm nicht zürnen konnte, und doch stieß die Familiarität mich etwas ab.

Ich will auf einige Minuten mit zu Ihnen kommen, Burin, sagte ich, aber ich bemerke Ihnen im voraus, daß ich ein langweiliger Gesellschafter bin und vor allem kein Verehrer von Scherz und neckischem Geplauder.

Er sah mich scharf an. Dann verneigte er sich und lächelte.

Das soll heißen: Burin, sei nicht unverschämt und mache keine dummen Witze, erwiderte er treuherzig. Eh, Herr Polizeimeister, lassen Sie den Burin getrost plappern, wie er will. Seien Sie überzeugt, unverschämt wird er nie. Er ist nur eine lustige Haut und jetzt seelenvergnügt, daß er einen alten Kameraden gefunden hat. Bei Gott, Alexander Andrejewitsch, Sie können sich nicht vorstellen, wie froh ich bin!

Dabei fiel er mir wieder um den Hals und küßte mich.

Wir betraten die Straße und schritten schräg hinüber zu einem kleinen, aber höchst saubern Häuschen, das nur drei Fenster in der Front hatte. Ich sah zu

dem Schildchen an dem Pfosten neben der Pforte empor. Wassili Burin, Künstler, stand darauf.

Ah, rief ich, Sie sind sogar Hausbesitzer.

Häuschenbesitzer, Häuschenbesitzer, Alexander Andrejewitsch, verbesserte er lachend. Das tut aber nichts. Es ist doch immer eine kleine Garantie für die Solidität Ihres ganz gehorsamen Dieners, Herr Gehilfe.

Von links her schlug aus der Entfernung eine scheltende Stimme an mein Ohr. Ich erkannte sie sofort als die des Fräuleins Schtschepin. Ich sah hin. Neben dem Häuschen Burins stand ein ebenfalls kleines, aber zweistöckiges Gebäude, dessen unteres Stockwerk von einem Materialladen eingenommen wurde. Hieran schloß sich ein ziemlich langer Zaun, und dann folgte ein einstöckiges Haus, an dessen Eingangstür zwei Damen in Herbstmänteln standen. Eine von ihnen stand unmittelbar vor der Tür, gestikulierte mit den Händen und redete kreischend auf die andre ein, die in das Haus zu wollen schien, an der Redenden aber nicht vorbei konnte. Ich war nicht imstande, sie zu erkennen, aber mein Herz sagte mir, daß die Aufgehaltne das Fräulein Ssawinski sei.

Ah, meinte Burin, der auch hinschaute, das Fräulein Schtschepin hat wieder ihre Mieterin vor.

Ihre Mieterin? fragte ich mit einiger Beklemmung.

Ja, Mascha Ssawinski. Sie wohnt bei ihr.

Wohnt bei ihr? Als was? Ist Sie von ihr abhängig?

Ach nein, sie wohnt mit ihrer Mutter bei ihr zur Miete. Im Hofe ist ein Hinterhäuschen. Das haben sie ihr abgemietet.

Was mag sie von ihr wollen? Sie scheint ihr ja den Eintritt zu verweigern.

Was sie will, Alexander Andrejewitsch! antwortete Burin lachend. Das kann ich Ihnen zufällig ganz genau und mit einem Worte sagen, denn ich habe das Fräulein Schtschepin gründlich studiert. Ja, wen in meiner Nachbarschaft habe ich nicht gründlich studiert! Mein Gott, man ist ja doch nicht umsonst Künstler! Das Fräulein will sich nur auskeifen, weiter nichts.

Sie kommen ja aber eben aus der Gerichtssitzung wie wir. Was für Anlaß kann sie da haben?

Haha, lachte Burin wieder. Wera Schtschepin braucht keinen Anlaß. Sie braucht nur eine günstige Gelegenheit. Ihr kommt es nur darauf an, einen Menschen stellen zu können, daß er nicht zu entwischen vermag. Das ist ihr in diesem Falle gelungen, denn Mascha Ssawinski muß durch die Tür, und sie versperrt ihr diese durch ihre Person. Nun wird sie so lange reden und kreischen, bis das Mädchen die Geduld verliert, auf den Eintritt verzichtet und die Straße hinaufgeht.

Aus der geöffneten Ladentür im Hause nebenbei trat in diesem Augenblick der blonde Händler Abramow in seinem mehlbestaubten Ladenpelze. Er grüßte höflich, als er uns erblickte, und sah dann rasch von uns fort nach der andern Seite, woher sich der Schtschepin Stimme vernehmen ließ. Als er sich wieder uns zukehrte, machte er eine drollige Bewegung mit dem Kopfe.

Die Orgel ist aufgezogen, sagte er.

Ich hätte beinah Lust, mich ins Mittel zu legen, um dem Gekreisch auf der Straße ein Ende zu machen, meinte ich zögernd.

Burin drückte die Augen pfiffig zusammen.

Und dem armen Mädchen den Eingang zu ermöglichen, ergänzte er. Tun Sie das, Herr Gehilfe. Es ist ja gewissermaßen Ihre Pflicht, Beleidigten und Unterdrückten in Ihrem Stadtteile beizustehn. Sie können das auch ganz leicht ins Werk setzen. Sie brauchen nur neben den Damen stehn zu bleiben, so zieht die Schtschepin im Nu die neue Gesellschaft der alten vor, wendet sich an Sie, und — der Zweck ist erreicht, Mascha Ssawinski schlüpft in das Haus. Nun, Alexander Andrejewitsch, wie denken Sie sich dann von dem Drachen loszumachen?

Scherzen Sie, Burin?

So wenig wie eine ägyptische Mumie. Wie wollen Sie von ihr loskommen?

Lächerlich! Ich gehe eben weg.

Hierher, zu mir, vergessen Sie das nicht, Alexander Andrejewitsch. Ich traue Ihnen noch nicht recht. Sie kommen hierher, zu mir? Ich kann mich darauf verlassen?

Jawohl.

Ich schritt auf dem Trottoir fort.

Nehmen Sie meinen Segen mit, Herr Gehilfe, rief Burin mir nach, und seien Sie getrost. Mein Auge wacht über Sie.

Ist das ein unzähmbares Weib! eine wahre Tigerin! sagte Abramow, indem er nochmals die Mütze lüftete, als ich an ihm vorüberging.

Ich erreichte meinen Zweck schneller, als ich erwartet hatte. Die Schtschepin schien, während sie gestikulierte und sich ereiferte, alles im Auge zu haben, was um sie her vorging. Ich war kaum an dem Händler vorüber, als ich schon ihre Blicke auf mich gerichtet sah. Sie sprach weiter, ohne sich zu unterbrechen, und doch hatte ich kaum die Hälfte des Zaunes hinter mir, als ich schon an ihrem Gesicht merkte, daß sie selbst die Absicht habe, mich anzureden.

Sie tat es wirklich.

Ich sage Ihnen, Mascha, verstand ich, während ich mich näherte, ich meine es gut mit Ihnen. Sie wohnen bei mir und sind ein unbescholtnes junges Mädchen. Darum nehme ich Sie in meinen Schutz, als ob Sie meine Tochter oder wenigstens meine Verwandte wären. Aber Sie erkennen das nicht an. Sie sind undankbar. Ja, Mascha, Sie sind ein undankbares Geschöpf. Sie tun, als ob das, was ich zu Ihnen rede, nicht wahr oder nicht zu Ihrem Besten wäre. Es ist aber alles wahr. Jedes Wort aus meinem Munde ist zu Ihrem Besten. Ich kann gar nicht anders, als zu Ihrem Besten reden, denn ich bin ein Fräulein, ein adliches Fräulein. Herr Gehilfe — sie sperrte mir mit einem Schritte das schmale Trottoir —, entschuldigen Sie, aber ich sehe mich genötigt, Ihr Zeugnis anzurufen. Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung, daß ich Sie unbekannterweise anrede, aber ich habe erfahren, daß Sie jetzt unser polizeilicher Schutz sind, und ich nehme mir die Freiheit, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin das adliche Fräulein Schtschepin. Dies ist mein Haus — sie wies mit der Hand auf das Gebäude.

Ich griff an die Mütze. Das junge Mädchen hätte schon durch die geöffnete Tür auf den überdachten Vorplatz und von dort in den Hof gelangen können, denn die Schtschepin ließ ihr jetzt Raum genug dazu. Sie stand aber und sah mich an, nicht bittend und schüchtern, wie sie sich im Gerichtslokal umgeschaut hatte, sondern mit trotzig aufgeworfnen Lippen und bösen Augen. Ich verneigte mich gegen sie und zog höflich die Mütze.

Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit Ihnen auch meine Mieterin vorzustellen, fügte die Schtschepin hinzu und wandte sich halb zurück, das Fräulein Ssawinski. Sie wohnt mit ihrer Mutter bei mir, aber ich . . .

Sie wandte sich ganz um und streckte die Hand nach der Mieterin aus; doch diese hatte kaum ihren Namen vernommen, als sich in ihrem Gesicht plötzlicher Schreck malte. Mit einer leichten Neigung des Kopfes und einer blitzschnellen Bewegung eilte sie durch die Tür und über den Vorplatz. Die Schtschepin sah nur noch, wie sie im Hofe um die Hausecke bog.

Sehen Sie, Herr Gehilfe, sagte die Schtschepin, indem sie dicht vor mich trat und die flache Hand leicht an den Rand meines um die Schultern geworfnen Mantels legte, sehen Sie, wie die jungen Mädchen jetzt sind. Wenn es mit den Mitteln auch gerade nicht brillant stehn mag, so ist Mascha Ssawinski doch immer von verhältnismäßig guter Herkunft. Ihre Mutter, die Frau Ssawinski, bleibt trotzdem die Witwe eines Offiziers, ist also gewissermaßen eine Adliche, und Mascha ist ein Fräulein. Man sollte glauben, sie müßte sich dementsprechend benehmen.

Aber was tut sie! Wie benimmt sie sich! Ich stelle sie Ihnen vor, und sie läuft fort. Ist das Manier! Schickt sich das! Ich kann darüber urteilen. Ich bin selbst ein adliches Fräulein. Ich . . .

Sie hat gewiß . . .

Ich wollte sagen: Eile zu ihrer Mutter zu kommen. Es gelang mir nicht das auszusprechen, denn bei meinem ersten Worte redete die Schtschepin schneller und lauter weiter.

Ich kann mir ein Urteil darüber erlauben. Ich sage Ihnen, es ist jetzt nichts mit den jungen Mädchen. Keine Zucht! Keine Sitte! Sehen Sie, Herr Gehilfe — sie drückte die Hand fester gegen meinen Mantel und lehnte sich fast gegen mich —, ich bin ein adliches Fräulein und als solches erzogen. Darum bin ich aufmerksam und rücksichtsvoll gegen jeden nobeln Menschen und nähere mich ihm vertrauensvoll. Sie sind erst seit gestern hier, Herr Gehilfe, aber ich weiß schon von Ihnen und beeile mich Ihnen mein Vertrauen entgegenzubringen. Ich benutze die erste Gelegenheit, mich Ihnen vorzustellen. Ich kenne freilich noch nicht Ihren Namen . . .

Ich heiße . . .

Ich hob die Hand an die Mütze und wollte mich meinerseits vorstellen. Vergebliche Mühe!

Ich habe Ihren Namen bis jetzt nicht erfahren, sagte sie noch rascher und schon kreischend, wobei sie auch die andre Hand gegen meine Brust drückte, aber das hindert mich nicht, denn ich weiß, Sie sind nun unser Beschützer, ohne den wir armen, verlassenen Fräulein den Roheiten der ungebildeten und unverschämten Nachbarn preisgegeben wären. Ich habe . . .

Mein Fräulein, sagte ich, indem ich jetzt auch die Stimme erhob, ich danke . . . für Ihr Vertrauen und habe die Ehre, mich zu empfehlen, wollte ich schließen.

Ich habe, kreischte sie so laut, als ob sie mit mir zankte, und sie faßte dabei den Rand meines Mantels mit den Fingern; ich habe mit Mascha davon gesprochen. Sie sehen, wie sie meine Lehre aufnimmt. Sie sehen, Herr Gehilfe, auf welchen Boden gute Lehren bei den jetzigen jungen Mädchen fallen. Und glauben Sie, daß Mascha eine Ausnahme ist? Glauben Sie, daß andre besser sind? Gott bewahre! Es fehlt eben die adliche Erziehung, wie ich sie erhalten habe. Ich lasse mich dadurch aber nicht beirren. Ich halte es für meine Pflicht, ich halte . . .

Sie hielt wirklich, und zwar meinen Mantel, wie ich mich eben überzeugte. Mir begann für die Möglichkeit meines Rückzugs bange zu werden, und ich riß kräftig an dem Mantel, indem ich tat, als ob ich im Begriff wäre, ihn besser um mich zu schlagen. Auch trat ich dabei wie unwillkürlich einen Schritt zurück. Gegen derartige Manöver schien Fräulein Schtschepin jedoch völlig abgehärtet zu sein. Sie ließ den Mantel nicht aus der Hand, folgte mir den Schritt nach, als ob wir zusammengewachsen wären, und krallte auch die Finger der andern Hand in das Tuch.

Ich halte fest, schrie sie dabei, fest an meiner Pflicht, an meiner Überzeugung. Ich lasse mich durch schlecht erzogne junge Dinger nicht beirren. Schlechte Erziehung macht auf mich keinen Eindruck, Herr Gehilfe. Und Mascha ist schlecht erzogen, Herr Gehilfe! Ich aber habe eine gute Erziehung genossen, eine adliche Er . . .

Sie schien in ihrem Redeflusse stocken zu wollen und richtete die Augen starr an mir vorbei. Sogleich fühlte ich aber wieder den Druck ihrer Finger, und ungeschwächt floß die Rede weiter.

Wer eine adliche Erziehung genossen hat wie ich, Herr Gehilfe, der läßt sich durch schlechte Manieren nicht aus der Fassung bringen. Wer ist Mascha? Die Tochter eines Offiziers. Sie gilt deshalb für adlich. Aber ob der Vater adlich war, ehe er Offizier wurde, das ist sehr zweifelhaft. Und die Mutter! Nun, wissen Sie, Herr Gehilfe, ich will nichts Schlechtes reden. Ich rede nie von einem Menschen schlecht. Ich achte mich selbst, und darum . . .

Ich freue mich, ließ sich dicht hinter mir die Stimme Burins überlaut vernehmen, daß ich das Glück habe, das Fräulein vor mir zu sehen in einem Augenblick, wo ich gerade das Nötige ...

Herr Gehilfe, kreischte sie und packte mich so fest, daß ich die Absicht, mich nach dem Künstler umzusehen, nicht ausführen konnte, Herr Gehilfe, schützen Sie mich gegen den Unverschämten. Es ist Ihre Pflicht. Es gehört zu Ihrem Amte. Ich habe das Recht, zu verlangen, daß Sie mich schützen.

Ich sah, wie Burin neben uns trat und mit der Hand in der Brusttasche seines Mantels nach etwas zu suchen schien. Aber in demselben Moment hatte die Schtschepin mich von ihm abgedreht, indem sie mich als Schild benutzte, um sich vor den Augen des Künstlers zu verbergen.

Ich bitte sich meinetwegen ja nicht zu derangieren, sagte Burin und erschien wieder neben mir. Ich bedarf nur noch weniger Striche. Nur den zehnten Teil einer Sekunde. Himmel, wo habe ich denn ...

Sie brachte mich mit einem gewaltigen Ruck, der mich für das Tuch meines Mantels besorgt machte, noch einmal zwischen sich und den Künstler. Meine Augen fielen auf ihr Gesicht. Es drückte die höchste Angst aus.

Mein gnädiges Fräulein, sagte Burin, entschuldigen Sie, daß ich so lange — aha! da ist er, jetzt kann es losgehn. Nur einen ganz kleinen Augenblick!

Ich fühlte mich frei. Die Schtschepin flog mit einem Satze zur Tür, die sie hinter sich zuschlug.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich über Sie wachen würde, sagte Burin lachend. Sehen Sie, es bringt manchmal Nutzen, mit uns Künstlern auf gutem Fuße zu stehn.

Das ist ja ein Satan von einem Weibe! rief ich unwillkürlich, während ich neben Burin hinging.

Wie Sie es nehmen wollen, meinte er philosophisch. Man kann sie auch interessant finden, indem sie nicht allen übrigen Weibern gleicht. Originalität ist eine große Eigenschaft und so selten in der jetzigen Schablonenzeit.

Aber erklären Sie mir, Burin, weshalb fürchtete sie sich vor Ihnen? Was wollten Sie mit ihr vornehmen?

Er lachte.

Alexander Andrejewitsch, habe ich Ihnen eben einen Dienst geleistet? einen ganz, ganz kleinen? Ja oder nein?

Ich bitte Sie! Ich denke, einen recht großen.

Ja? Dann seien Sie aber nicht undankbar, und tun Sie nicht so, als ob Sie eine eiserne Elle verschlucken sollen, wenn Wassili Burin, der im Grunde der beste und ehrlichste Kerl ist, Sie bittet, die alte Bekanntschaft und Kameradschaft zu erneuern.

Reden Sie keinen Unsinn, Wassili. Ich habe nicht das Geringste gegen die Kameradschaft. Ich kann dem Dienste nur nicht viel Zeit ...

Hole der Teufel den Dienst! rief Burin. Das heißt, fügte er lachend hinzu, der Dienst ist eine wichtige und gewiß schöne Sache, insofern er den Menschen nährt. Aber um die Nahrung handelt es sich ja eben. Werden Sie bei mir essen, Alexander Andrejewitsch? Ja? Essen müssen Sie ja doch, dieweil es Mittagzeit geworden ist.

Sie haben Recht. Ich danke für Ihre freundliche Einladung. Ich bitte nur meinetwegen keine Umstände zu machen.

Hurra! schrie er und riß vor mir seine Haustür auf, das soll heute schmecken!

In dem Empfangzimmer setzte er mich auf das Sofa. Er schob mir Papiros nebst einigen Albums und Mappen zu, bat mich, nur kurze Zeit Geduld zu haben, und verschwand.

Ich sah umher. Es war peinlich sauber und ordentlich in dem Raume. Die schönen weichen Möbel, der teure Teppich, die Draperien bekundeten Geschmack und Wohlhabenheit. An den Künstler konnten vielleicht nur die zahlreichen Ölskizzen

und Zeichnungen erinnern, womit die Wände geschmückt waren. Doch waren alle diese größern oder kleinern Sachen in niedlichen Rahmen, wie man das bei jungen Künstlern nicht oft findet.

Burin war offenbar in guter Lage. Als wir zusammen die Schule besuchten, genoß er als arme Waise unentgeltlichen Unterricht. Ein entfernter Verwandter gab ihm aus Barmherzigkeit eine Schlafstelle und die notwendigste Kleidung und Nahrung. Durch Fleiß zeichnete er sich damals nicht aus, aber Künstler war er schon, wie ich mich jetzt lächelnd erinnerte. Von jemand eine Karikatur mit nicht wegzuleugnender Ähnlichkeit anzufertigen, das war für ihn eine Sache von wenig Minuten. Er wäre eines solchen Porträts wegen einmal fast von der Schule weggeschickt worden und war froh, als er zu Hause mit einer Tracht Prügel davonkam.

Wie mochte es dieser arme, verlassene Knabe dahin gebracht haben, daß er ein Haus besaß und in der Einrichtung bedeutenden Komfort zur Schau tragen konnte? Ich hatte in meinen Knabenjahren alle mögliche Sorgfalt genossen und konnte jetzt fast nichts mein nennen als den ziemlich karg zugemessenen Gehilfensold.

Ich zuckte die Achseln. Es gab auf diese Frage nur eine Antwort: Er hatte geheiratet, hatte um des leidigen Mammons willen eine Frau genommen, vielleicht ein Scheusal, das ihm das Leben — aber nein, Wassili Burin machte nicht den Eindruck, als ob ihn etwas drücke oder ihm das Leben verbittere. Nun, es mochte ja ein ganz gutes Weib sein, möglicherweise eine sehr einfache, ungebildete Frau, die für den Mann sorgte wie für ein Lieblingskind, während er es nicht einmal für nötig hielt, sie dem Gaste vorzustellen, sondern bis zum Essen da ließ, wohin sie am besten paßte, das heißt, in der Küche. Einerlei. Mir sollte das den Appetit nicht schmälern. Ich empfand gründlichen Hunger und ahnte, daß ich gut gefüttert werden würde.

Ein Wagen fuhr vor, dem Klange nach eine Fuhrmannsdroschke. Ah! Das konnte die Frau sei, die nicht zu Hause gewesen war und jetzt zur Essenszeit zurückkehrte. Ich trat an das Fenster und sah Burin, der mit einer ganzen Menge in Papier gewickelter Kleinigkeiten in das Haus eilte, während der Fuhrmann ihm einen Korb voll Flaschen und Päckchen nachtrug.

War der Mensch beweglich! Kaum zwanzig Minuten war ich allein, und er war unterdes schon im Nebenstadtteile gewesen — dort waren, wie Jegorow mir gesagt hatte, die großen Handlungen — und hatte Einkäufe gemacht. Da steckte er auch schon den Kopf aus dem Nebenzimmer.

Verzeihen Sie, Alexander Andrejewitsch. Gleich, gleich!

Wassili, ich habe Sie gebeten, keine Umstände zu machen.

Nein nein.

Er war schon wieder weg. Ich hörte ihn mit eiligen Schritten hin und her wandern und mit leiser Stimme Anordnungen erteilen. Türen wurden geöffnet und geschlossen, Schiebladen auf- und zugeschoben. Das Klappern und Klingen von Tischgerät ließ sich vernehmen. Ich konnte mich nicht enthalten zu tun, als ob ich die Zeichnungen an den Wänden betrachtete, und dabei einen verstohlnen Blick in das Nebenzimmer zu werfen, um zu sehen, welche Rolle Burin dort eigentlich spielte. Ich sah ihn in Hemdärmeln, wie er eben damit beschäftigt war, mit einem Handtuche Gläser zu wischen, die eine alte, einfach gekleidete Frau ihm zureichte.

Sollte das seine Frau sein? Nein, unmöglich. Eher war es die Schwiegermutter, und dann lag auch die Sache klar da: dann war die Frau ein ganz junges, zu nichts taugliches Geschöpf, das bis in den halben Tag hinein schlief und jetzt wahrscheinlich im Begriff war, für den Gast besonders ausgewählte Toilette zu machen. Unnütze Mühe! Bei mir gewann sie nichts dadurch.

Burin erschien in der Tür. Er hatte jetzt einen leichten Hausrock an.

Nun, Alexander Andrejewitsch, ich bitte. Seien Sie nachsichtig, und nehmen Sie vorlieb, wie der rote Waska es in der Eile bieten kann.

Himmel, was hatte der Mann aufgetischt! Die der Größe nach auf etwa

sechs Personen berechnete Tafel brach fast unter Tellern und Schalen mit allem möglichen Imbiß von Kaviar und mariniertem Salm und holländischem Hering in Senfsauce, von Schweizerkäse und Schinken und aufgeschnittenen Leberwurstscheibchen. Und dabei gab es zu meinem Erstaunen nur zwei Gedecke einander gegenüber.

Setzen Sie sich, Alexander Andrejewitsch. Seien Sie zu Hause. Was Ihnen schmeckt, davon essen Sie. Was Ihnen nicht schmeckt, darüber zürnen Sie nicht.

Speisen wir beide allein, Wassili?

Er nickte zustimmend und kaute schon mit beiden Backen. Doch plötzlich hob er den Kopf und sah mich an.

Wünschen Sie, fragte er, nachdem er den Bissen hastig verschluckt hatte, daß ich noch nach jemand schicke? Sagen Sie nur ein Wort. Es läßt sich im Augenblick einrichten.

Nein, ich meine — Ihre Familie —

Er starrte mich an, als ob ihm ein Gespenst erschiene.

Bei allen vierzehntausend in Bethlehem unschuldig Ermordeten! rief er dann lachend. Alexander Andrejewitsch! Woher soll der rote Waska, der von Geburt an so allein dasteht, daß er nicht einmal mit einer Katze oder einem Hunde verwandt ist, zu einer Familie kommen?

Entschuldigen Sie, aber ich glaubte, Sie wären verheiratet.

Er drückte wieder pfiffig die Augen zusammen.

Warum glaubten Sie das? fragte er kauend.

Aufrichtig, Wassili, ich vermutete, Sie hätten eine reiche Partie gemacht. Das Haus — die ganze Einrichtung —

Er nickte und kaute.

Alexander Andrejewitsch, sagte er nach einer Pause sehr ernst, ich will von meinen Ansichten über reiche Partien nicht reden. Ich räume jedem das Recht ein, darüber seine selbständige Meinung zu hegen. Ich habe bis jetzt nicht einmal an das Heiraten gedacht, weil — ich keine Zeit dazu gefunden habe. — Das kommt Ihnen drollig vor, fuhr er fort, indem er mir einige der entfernter stehenden Teller zuschob, aber es ist buchstäblich so. Ich habe, so lange ich denken kann, nichts getan als gearbeitet und nie zu etwas anderm Zeit gehabt. Als wir beide die Schule besuchten, mußte ich zu Hause Diener, Laufbursche und Küchenjunge sein. Die Lehrer hielten mich für faul, und Sie, Alexander Andrejewitsch, haben es wohl auch getan. Ich war nicht faul. Ich fand nicht die Zeit zum Lernen. Kam es aber vor, daß ich die aufgegebne Lektion gut verstand, so hatte ich mich auf Kosten meines Schlafes in der Nacht vorbereitet. Trotzdem, daß ich das Gnadenbrot, das mir der — na, Gott habe ihn selig! er ist schon lange tot —, also ich wollte sagen, ich verdiente ehrlich das Brot, das ich aß, und doch tat ich immer nicht genug und mußte die Schule verlassen, weil niemand mehr für mich sorgen wollte. Ich blieb mit Freude weg, denn was hatte ich aushalten müssen! Ich habe nie geklagt, aber umsomehr im stillen geweint. Von allen war ich immer über die Achsel angesehen worden, weil ich arm, weil ich ärmer als ein Bettler war — na, es wäre unnütz, darüber zu reden. Zwei Menschen haben mich damals nicht verachtet, es mich wenigstens nicht fühlen lassen. Der eine waren Sie, Andrejewitsch. Ich habe darum täglich oder stündlich an Sie gedacht. Ich habe mich bei jeder passenden und jeder unpassenden Gelegenheit Ihrer erinnert. Ich habe alljährlich Ihren Namenstag gefeiert. Sie können sich denken, welche Freude mich heute ergriff, als ich Sie in das Gerichtszimmer treten sah. Ich erkannte Sie auf den ersten Blick, aber ich wollte nicht glauben, daß mir vom Schicksal unerwartet eine so große Gunst zu teil werde.

Der andre Mensch, der in mir den Menschen zu achten schien, war der Lehrer Ssalow.

Burin hob bei diesen Worten den Kopf und schaute schräg zur Wand empor. Ich folgte mit den Augen seinem Blick. Da hing das getreue Porträt des Lehrers,

den ich auch mehr als alle übrigen Lehrer geliebt und geachtet hatte. Es war ein wunderbar lebhaftes und sprechendes Bild, eine Kreidezeichnung, die aber eher den Eindruck einer Photographie machte.

Durch ihn, erzählte Burin weiter, gelang es mir, nach M. in das Haus eines Kaufmanns zu kommen — aus Gnade, in die Leutestube, und nach unsäglichen Mühen, Erniedrigungen und Entbehrungen endlich in die Malerschule.

Er stützte den Kopf in die Hand und seufzte.

Es wollte auch dort nicht gehn, hob er wieder an. Der Fluch der Armut und der Abhängigkeit machte sich ärger geltend als früher. Aber ich war unterdessen herangewachsen. Ich hatte nicht umsonst gearbeitet wie ein Lasttier. Ich begann mich zu fühlen. Ich verließ die Schule. Ich wußte schon, daß ich oben schwimmen würde. Freilich, schwer ist es geworden. Ich habe, ehe ich mich hier niederließ, in verschiednen Städtchen und Dörfern Ladenschilder gemalt und Aufschriften an Türen und Fenster gezeichnet. Aber ich habe es durchgesetzt. Ich habe kein Diplom. Das Wort „Künstler“ steht gesetzlich eigentlich mit Unrecht an meiner Pforte, aber — er lächelte stolz und blickte wieder zu dem Bilde des Lehrers auf — wenn ich den Herren jetzt irgend eine meiner Arbeiten einsenden wollte, zum Beispiel dieses Porträt, so dürften sie sich wohl kaum lange bedenken, mir den Titel „freier Künstler“ zuzusprechen. Es sind mir in dieser Richtung sogar Andeutungen gemacht worden, doch . . .

Er winkte verächtlich mit der Hand.

Die saubere alte Magd, die ich vor dem Essen für die Schwiegermutter gehalten hatte, räumte den Imbiß weg und trug die Suppe auf. Dann gab es delikate Rippchen mit Gemüse und endlich Kaffee.

Wissen Sie, Wassili, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen, für den Imbiß, an den Sie sündhafterweise ein Heidengeld verschwendet haben, muß ich natürlich als Vorwand dienen. Aber abgesehen davon, scheinen Sie sich ganz gut zu pflegen.

Er lachte.

Was wollen Sie, Alexander Andrejewitsch! Wir essen wirklich gut, ich und meine Alte, die schon Jahre bei mir dient. Heute haben Sie es gerade recht unglücklich getroffen. Sonst ist es meist besser. Ich kann es bestreiten und — nehme dabei hauptsächlich Rücksicht auf die Alte. So trinke ich zum Beispiel den Kaffee eigentlich nur ihretwegen, weil sie ihn verehrt. Sie arbeitet und müht sich den ganzen Tag für mich; da tue ich auch wieder für sie, was ich kann.

Mit solchen Ansichten wären Sie gerade mehr als jemand dazu geeignet, ein junges Mädchen, natürlich eins, das Ihnen — gut wäre —

Glücklich zu machen? fiel er ironisch ein. Verzeihn Sie, ich war von dem Thema abgekommen oder hatte vielmehr den Ausgangspunkt vergessen. Als ich es mit unsäglicher Mühe und Arbeit soweit gebracht hatte, daß ich ordentlich gekleidet war und einige Münzen in der Tasche fühlte, siedelte ich mich hier an und tat mich als Künstler auf. Die Kundschaft war anfangs nicht groß, aber ich packte das Ding an der andern Seite an: ich übernahm eben jede Arbeit. So treibe ich es auch noch bis heute. Malereien und Zeichnungen, wie Sie sie bei mir an den Wänden finden, tragen wenig ein. Es gibt keinen Absatz für solche Sachen. Ich arbeite daran zu meiner eignen Weiterbildung, wenn ich gerade keine Bestellungen habe. Selten verlangt jemand ein Porträt. Aber ich zeichne allerhand Illustrationen für Zeitschriften, verfertige Pläne für Landmesser und Architekten, mache immer noch Etiketten, Vignetten und Aushängeschilder, habe mich auf Kirchenmalerei eingesuchst und übernehme, wenn es sonst nichts zu tun gibt, sogar das Einrahmen von Bildern. Ich bin dabei so in Anspruch genommen, daß die Hände wie der Kopf nur dann ruhen, wenn ich schlafe. Woher soll da die Zeit zu Heiratsgedanken kommen, Alexander Andrejewitsch?

Und Sie fühlen sich wohl und zufrieden dabei?

Sehen Sie mich an, sagte er keck und richtete den Kopf auf.

Gewiß, man brauchte ihm nur in die übermütig lachenden Augen zu sehen, und man war überzeugt, daß er vollständig glücklich sei.

Ja, Alexander Andrejewitsch, sagte er treuherzig, ich fühle mich wohl und zufrieden, namentlich jetzt, nachdem das Schicksal mir Sie zugeführt hat. So lange ich nicht wußte, wohin Sie geraten seien, und wie es Ihnen gehe, gab es oft Stunden, in denen ich Ihretwegen rein verzweifelte, mich einen Stümper, einen Esel und noch viel zärtlicher schimpfte.

Meinetwegen! rief ich.

Ja, Ihretwegen, sagte er und errötete. Es hilft nichts, ich muß Ihnen schon beichten, auch auf die Gefahr hin, daß Sie von meiner Künstlerschaft eine recht schlechte Meinung bekommen. Sehen Sie noch einmal das Bild an — er wies auf das Porträt des Lehrers —, es ist ähnlich, nicht wahr? Sehr ähnlich?

Eine getreuere Darstellung eines Gesichts habe ich noch nie gesehen.

Ich danke Ihnen. Ich halte es auch für gut getroffen. Es ist aus dem Gedächtnis gemacht, nach Jahren aus dem Gedächtnis. Nun sehen Sie, ich habe mich wohl hundert mal daran gemacht, Ihr Gesicht aus dem Gedächtnis zu zeichnen, und — ich habe es nicht zu stande bringen können.

Das ist wohl kein großes Wunder. Ich war damals ja ein Kind. Die Züge hatten sich noch nicht ausgebildet.

Was verschlägt mir das! rief er eifrig. Wenn ein Spatz auf dem Zaune pfiffige Augen macht, und ich ihn im Vorübergehn ansehe, zeichne ich zu Hause seinen Gesichtsausdruck mit der größten Treue. Kind oder Erwachsener ist mir gleich. Und nun Sie, einer von den zwei Menschen, die ich liebte, eines von den beiden Wesen, die ich aus dankbarem Herzen oft lange angeschaut hatte, und — ich konnte Sie nicht darstellen. Herr! — er wurde wieder rot und riß gewaltsam an dem Schnurrbarte —, ich versichere Ihnen, ich begreife nicht, wie ich dabei nicht toll oder wenigstens grau geworden bin.

Na, sagte er dann und lachte, jetzt bin ich getröstet, jetzt sollen Sie in allen Farben und Kreiden gemalt werden.

Wir gingen in sein Empfangzimmer zurück und setzten uns auf das Sofa.

Wassili, Sie sind mir noch die Erklärung schuldig geblieben, weshalb die Schtschepin vor Ihnen erschrak.

Er lachte und sah verlegen um sich.

Das hängt mit meinen dummen Streichen zusammen, die ich noch immer nicht lassen kann. Sie fürchtet, daß ich sie als Karikatur zeichnen werde. Wo sie auch sein mag, im Garten oder auf der Straße — sobald sie sieht, daß ich einen Stift oder ein Blatt Papier in die Hand nehme, läuft sie davon.

Sie waren als Knabe Meister darin. Sie müssen jetzt ganz Vorzügliches in diesem Genre leisten.

Ah, Dummheiten! lachte er.

Heraus, heraus damit, Wassili. Lassen Sie sehen. Die Furcht der Schtschepin hat doch jedenfalls einen guten Grund.

Weiß der Teufel, wer darüber zu ihr geplaudert hat! rief er ärgerlich. Ich sage Ihnen, wir leben hier in einem so nichtswürdigen Klatschneste, daß man sich vor seinen eignen Wänden in acht nehmen muß.

Zeigen Sie her, Wassili.

Er holte eine Mappe aus seinem Kabinett.

Herr Stadtteilaufsehergehilfe, sagte er feierlich, Sie sind im Begriff einen Blick in die tiefsten Geheimnisse Ihres gehorsamen Dieners zu tun, und von Ihrer Diskretion wird es abhängen, ob er noch weiter hier am Orte existieren darf, ob er den Staub von seinen Füßen schütteln und auswandern muß.

Ich verspreche Ihnen die tiefste Verschwiegenheit.

Na, dann in Gottes Namen.

Er reichte mir die Mappe.

Ja, Wassili Burin war wirklich Künstler, war einer von den wenigen Auserwählten, denen die Natur ein scharfes, alles erfassendes Auge verliehen hatte, und dazu eine Hand, die geschickt genug war, das untrüglich wiederzugeben und darzustellen, was das Auge wahrnahm. Wie ich nur die Mappe öffnete, entfuhr mir gleich bei dem ersten Blatt ein lauter Ausruf der Bewundrung. Ich sah die Steinstraße, wie ich sie heute gesehen hatte, als ich mich vor dem Hause des Richters umwandte und zum Flusse zurückblickte. Vorn präsentierte sich rechts das Haus des Richters und links das Häuschen Burins. Zwischen beiden Häusern war eine Hundeschar versammelt. Zwei große, zottige Köter, die sich als Hauptfiguren mit gesträubtem Haare wütend anknurrten, waren in Gesicht und Haltung getreue Konterfeis des Händlers Abramow und des Kutschers Timofé. Mehrere kleinere Hunde von gemeiner Rasse umgaben teils ängstlich, teils böse das Paar. Die höchst ausdrucksvollen, aufgeregten Gesichter deuteten auf mir unbekannte weibliche Geschöpfe, wahrscheinlich Haus- oder Familiengenossinnen der Streitenden. Auf den Stufen vor der Haustür des Richters stand ein gewaltiger Bullenbeißer und schaute verachtungsvoll und mißbilligend auf die Szene zu seinen Füßen. Es war der Richter, wie er leibte und lebte. Das abgerissene Kettenende, das vom Halsbande über das Genick niederhing, machte den Eindruck vollständig. Neben ihm lag ein glattes, wohlgenährtes windspielartiges Tier, dem man es ansah, daß es sich der Gunst und des Schutzes des Bullenbeißers bewußt war. Es schien mit dem Schwanze zu wedeln und betrachtete die Gruppe mit sichtbarem Vergnügen. Schadenfreude und Skandalsucht leuchteten aus den Augen. Gegenüber, auf der Haustreppe Burins, saß der Künstler selbst als geschorner Pudel. Die klugen, beobachtenden Augen schienen zu sprechen. Die dichten Brauen nebst dem Schnurrbarte waren von unnachahmlicher Komik. Geradezu zum Lachen zwang aber die Schtschepin, die im Vordergrunde als Pintscher mit wütendem Gekläff auf die Streitenden losfuhr, während etwas seitwärts in dem kleinen, katzhaarigen Hündchen, das den Schwanz furchtsam eingekniffen hatte, aber trotzig und boshaft blickte, sich die Ssawinski nicht verkennen ließ. Die andre Seite des Vordergrundes wurde von einem etwas magern Hühnerhunde eingenommen, dessen ruhige Augen anzeigten, daß er sich die Sache nicht zu Herzen nahm, sondern nur als kaltblütiger Zuschauer gekommen war.

Wer ist das fette Windspiel, Burin?

Er lachte.

Das ist Agafja, des Richters Agafja. Damit ist alles gesagt.

Hm! Ich versuchte den Sinn seiner Worte zu fassen. Viel ist damit jedenfalls gesagt, aber — klar wird mir die Persönlichkeit dadurch doch nicht.

Agafja ist des Richters Köchin, Stubenmädchen, Kammerdiener, Hausknecht und so weiter. Sie ist ihm alles in allem und bewohnt mit ihm das ganze geräumige Gebäude allein. Freilich kommandiert sie den Zehntner, der immer bei dem Richter dejourieren muß, und auch den Schreiber, der vom Morgen bis zum Abend im Hause ist. Aber zu jedem Feiertage — der Richter ist ohne allen Scherz ein guter, humaner Mann — werden der Zehntner wie der Schreiber beurlaubt, und dann gibt es dort keine fremde Seele. Dabei ist Agafja ein tüchtiges Geschöpf, geschickt, arbeitsam und ihrem Herrn treu wie ein Hund, freilich auch durch das gute Leben übermütig und jeden Augenblick bereit, einen kleinen Skandal anzuzetteln.

Der Richter ist unverheiratet?

Ach nein — Burin zuckte die Achseln —, er hat eine Frau und, ich glaube, auch Kinder; aber die Familie lebt in einer andern Stadt. Frau und Mann haben sich nicht vertragen können.

Und hier der Hühnerhund?

Ah, sagte Burin, vor dem nehme ich die Mütze ab. Das ist der Lehrer Specht. Er wohnt dort weiter unten in der Straße.

Was ist an ihm besondres?

Besondres eigentlich wenig. Er ist Mathematiker und liebt es nicht, viel zu

reden. Aber er weiß alles nnd läßt sich durch nichts aus der Fassung bringen. Er ist immer gleich kaltblütig. Ich zeichne ihn am liebsten als Fisch. Sie werden schon sehen.

Die folgenden Blätter enthielten größenteils dieselben Nachbarn einzeln und in Gruppen. Überall waren die Personen als Tiere dargestellt, und die Ähnlichkeit blieb immer gleich schlagend und in die Augen fallend.

Sie sind wahrhaftig ein großer Künstler, Burin! rief ich bewundernd aus.

Die Magd brachte die Lampe, da es schon dunkel wurde.

Ich fuhr von meinem Sitz auf. Ich hatte bei den Zeichnungen den Dienst vergessen.

Burin nahm mir das Versprechen ab, ihn oft zu besuchen.

Zu Ihnen, Alexander, sagte er, werde ich nicht kommen. Ich weiß, die Polizeioffiziere sind nur zu Hause, wenn sie schlafen wollen. Aber bei mir finden Sie immer ein Glas Tee oder sonst etwas Warmes, und das ist bei Ihrem — entschuldigen Sie — Hundedienste nicht zu verachten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ferienreisen mit Primanern. In unserm Zeitalter der Schulreform äußern Berufne und Nichtberufne der Forderungen, Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen so viele, daß es den verantwortlichen Fachmännern nicht leicht gemacht wird, unzweifelhaft Gutes beizubehalten oder an Stelle des unzweifelhaft Schlechten Besseres zu setzen. Denn Freunde so gut wie Feinde sowohl der realistischen wie auch der humanistischen Bildung lassen sich, um ihrer Sache zum Siege zu verhelfen, unbewußt oder bewußt mannigfache Übertreibungen zu Schulden kommen. Übertriebne Behauptungen machen eben bei den meisten Menschen leider viel mehr Eindruck als maßvolle Abwägungen!

Nur auf einem Gebiete der Erziehung stehn sich im allgemeinen die Ansichten nicht schroff gegenüber, nämlich auf dem der Leibesübungen. Offenbar leuchten jedem die Richtigkeit und die Wichtigkeit des bekannten Satzes von der mens sana in corpore sano ohne weiteres ein, und kein Vernünftiger bezweifelt, daß auch die Ausbildung der Körperkräfte eine wichtige Pflicht der Schule ist. Da kommen nun auch die Schülerfahrten in Betracht, und es ist erfreulich, daß vor einiger Zeit in der Täglichen Rundschau (namentlich in Nr. 347 sowie in der Beilage Nr. 194, 208 und 223) von verschiednen Seiten die Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden ist. In verschiedner Weise, wie das begreiflich ist, werden sie bei den verschiednen Lehranstalten unternommen — oder muß man bei vielen sagen: wurden sie unternommen? Denn das Gespenst der Haftpflicht hat ja längere Zeit eine große, von den Versicherungsgesellschaften offenbar kräftig genährte Beunruhigung hervorgerufen. Jetzt scheinen sich die Wasser etwas verlaufen zu haben. In der Täglichen Rundschau allerdings (vom 23. September 1902, Nr. 223 der Beilage) meint ein Oberlehrer, „der seit dreißig Jahren mit Wort und Tat für die Schülerfahrten eintritt und große Opfer dafür gebracht hat,“ dieser Oberlehrer also äußert: „Wie oft sah man früher jugendfrohe Gesichter unter der Leitung des Lehrers hinausziehn ins Freie; denn *einmal* im Jahre ist es ja den Schulen gestattet, dafür einen ganzen Tag freizugeben. Jetzt kommt das eigentlich, wenigstens bei den höhern Lehranstalten, *nicht mehr vor*.“ Das ist eigentlich eine ganz unbegreifliche falsche Verallgemeinerung!

Ein flüchtiger Blick in die Jahresberichte der höhern Lehranstalten zeigt auch einem oberflächlichen Leser — von einem Oberlehrer ganz zu schweigen —, daß vielerorts bei den Schülerfahrten alles beim alten geblieben ist, noch ehe die Behörde infolge der Beunruhigung wegen persönlicher Haftbarkeit erklärte, sie würde gegebnenfalls sofort den Kompetenzkonflikt erheben.

Ich für meine Person nun habe niemals, von zwei Fällen vielleicht abgesehen, solche Eltern kennen gelernt, die ohne grobe Fahrlässigkeit des Lehrers etwa auf den Gedanken gekommen wären, gegen ihn eine Klage auf Schadenersatz anzustrengen. Deshalb habe ich auch ohne jedes Bedenken die bisher üblichen Turnfahrten, bei denen die eine oder die andre obere Klasse bis auf die Schneekoppe hinauf „turnt," beibehalten; ja ich habe selbst mit einer Anzahl von Primanern größere Reisen unternommen, wobei uns der Turnlehrer, einmal außerdem auf den Wandrungen ein Oberlehrer, begleitete. Soweit ich zu urteilen vermag, unterscheiden sich diese Reisen in der Zeit, der Auswahl der Teilnehmer und der Beschaffung der Mittel wesentlich von den anderswo üblichen.*) Es scheint also wohl gerechtfertigt, daß hier einige Mitteilungen gemacht und Vorschläge geäußert werden. Vielleicht kann man dadurch der öfter erörterten Sache eine neue Seite abgewinnen.

Solche größern planmäßigen Schülerfahrten hat im Sinne der bekannten Forderungen Rousseaus zuerst Basedow in Dessau unternommen, durch Salzmann, Karl Stoy und Guts-Muths sind sie weiter ausgebildet worden, und Heinrich Stoy hat sogar ein mehr als dreihundert (!) Seiten langes Werk über die „Pädagogik der Schulreise" 1898 veröffentlicht, das ich bisher aus Mangel an Zeit nicht gelesen habe. Über den Zweck und die Bedeutung solcher Reisen als Mittel der Jugenderziehung im allgemeinen begnüge ich mich auf die Abhandlung Beyers in den Grenzboten, Jahrgang 1894 Nr. 32, zu verweisen. Auch diese Veranstaltungen dürfen weder überschätzt noch unterschätzt werden. Von „schönen Banden zwischen Schule und Haus" rede ich nicht weiter, hebe aber nachdrücklich hervor, daß man bei jeder Reise, sie sei kürzer oder länger, seine Schüler anders kennen lernt als im Klassenzimmer, und daß dadurch das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden nur segensreich beeinflußt wird. Außerdem bewog mich meine Auffassung von der nationalen Aufgabe **jeder** Bildungsanstalt, mit Primanern nach dem Harze und nach Thüringen zu fahren. Wir haben bei der Jugend zunächst die Vertrautheit mit der Heimat auf jede Weise zu befördern; denn nur das, was man kennt, kann man lieben. Im spätern Leben hat sich dann die Bekanntschaft mit dem Vaterlande weiter auszubilden zur Bekanntschaft mit der Fremde, die namentlich zum Vergleichen wichtig ist. Auf den Wandrungen suche ich in demselben Maße die Freude an der Natur wie an der Kunst bei den Jünglingen zu erwecken, und ich glaube, daß durch eine sieben- bis achttägige Reise z. B. über Dresden und Leipzig nach Weimar und der Wartburg, von da über Friedrichroda und Oberhof nach Ilmenau und Schwarzburg, dann ins Saaltal und auf die Rudelsburg — daß durch eine solche Schülerfahrt bei einigermaßen empfänglichen Gemütern doch vielleicht auch der jetzt so allgemein beklagten Verarmung an idealen Gütern etwas vorgebeugt werden kann. Die aus der Natur und der Kunst geschöpfte Anregung verläuft wohl nur bei recht wenigen wie ein Steppenfluß im Sande. Nicht gering anzuschlagen ist die Tatsache, daß das Anschauungs- und das Beobachtungsver-

---

*) Fachgenossen finden nähere Angaben darüber in einer Marienburger Programmabhandlung von **Kanter** (1900, Nr. 34). Auch die Jahrbücher für Volks- und Jugendspiele enthalten gute Ausführungen darüber, namentlich der zehnte Band (1901) S. 159 ff., ferner die Zeitschrift „Körper und Geist," die im Juli 1902 eine besondre Wandernummer herausgegeben hat. — In den Zeitungen machte Dr. Wiese, ein Berliner Schriftsteller, bekannt, an einer fünftägigen Ferienreise nach Hamburg und Kiel, die neben Erfrischung und Erholung reiche Belehrung biete, könnten Schüler höherer Lehranstalten für 60 (statt 65) Mark teilnehmen. Es wäre interessant, von berufner Seite zu erfahren, ob und mit welchem Erfolge dieses Anerbieten von Schülern angenommen worden ist.

mögen durch eine Reise in ganz fremde Gegenden sehr gefördert wird. Wie mannigfache Vergleiche bieten sich dar, und wie lehrreich sind sie! Daß durch sieben- bis achttägiges Zusammensein die Jünglinge kameradschaftlichen Sinn zu betätigen lernen und aus den Wandrungen auch Befriedigung an eignen Leistungen gewinnen, sei nebenbei, aber nicht als nebensächlich, erwähnt.

Was nun zunächst die Zeit betrifft, so habe ich die Herbstferienwoche gewählt, was mir etwas ganz ungewöhnliches zu sein scheint. Alle Schülerfahrten nämlich, von denen ich gehört und gelesen habe, z. B. die am Falkrealgymnasium in Berlin seit mehreren Jahrzehnten üblichen, werden in der Pfingstwoche, nur wenige in den großen Ferien unternommen. Diese kommen für mich nun gar nicht in Betracht, da viele Primaner dann mit ihren Angehörigen in der Sommerfrische sind; auch dürfte die Benutzung eines Schnellzuges — darüber später mehr! — in den Sommermonaten meist ganz ausgeschlossen sein. Das Herbstwetter ist für Wandrungen im allgemeinen entschieden günstiger als das im „wunderschönen," oft recht nassen Mai. Ferner ergießt sich um die Zeit des „lieblichen" Pfingstfests herum gewöhnlich außer mehr oder minder heftigen Regenschauern ein solcher häufig geradezu unheimlicher Menschenstrom in alle Hauptausflugsorte, daß es um Unterkunft und Verpflegung von Schülern meist nicht sonderlich bestellt sein wird. Im Oktober dagegen haben diese sowohl im Harz als auch in Thüringen bei fast allen Gastwirten nach dem schönen Wahlspruche: Billig und gut! gelebt. Gegen die Reisen im Herbste spricht eigentlich nur die Kürze der Tage. Aber sie tut dem Zweck der Fahrt keineswegs Abbruch, wenn nur morgens recht früh aufgebrochen wird. Dann können die Wandrungen acht, neun, ja zehn Stunden währen (z. B. von Zellerfeld nach Ilsenburg über Schalke, Romkerhall und Harzburg); die Hauptmahlzeit findet zwischen 6 und 7 Uhr statt. Danach „sitzen wir traulich beisammen," ein Rundgesang wird angestimmt, die „Dichteritis" grassiert, und nachdem sie genug Opfer gefordert hat, geht man zeitig zur Ruhe, um am folgenden Morgen zum frühen Aufbruche gestärkt zu sein.

Zur Teilnahme an solchen größern Ferienreisen können sich alle Primaner melden, die in Betragen, Fleiß und Aufmerksamkeit nichts zu wünschen übrig lassen und vom Turnen nicht befreit sind. Aus ihnen werden dann zwölf bis sechzehn ausgewählt, namentlich solche, die wegen ihrer häuslichen Verhältnisse aus der allerengsten Heimat noch nicht herausgekommen sind und voraussichtlich auch später nicht weit hinauskommen werden, die sich aber für die Anregung durch Natur und Kunst durchaus empfänglich zeigen. Also auf den Charakter wird besondre Rücksicht genommen, nicht aber auf Stand oder Vermögen des Vaters; vielmehr wandert, schläft, ißt und trinkt der Sohn eines reichen Geheimrats gemeinsam mit dem eines armen Subalternbeamten. Im allgemeinen habe ich es erreicht, daß sich die Jünglinge in ihrem Wesen gegenseitig ergänzten. Ein sehr braver, aber seltsam stiller und in sich gekehrter Musterknabe, der auf dem besten oder vielmehr schlechtesten Wege war, schon als Primaner ein Sonderling zu werden, ist allem Anschein nach durch das längere Zusammensein mit fröhlichen Altersgenossen zu etwas andern Anschauungen über Kameradschaft gekommen. — Zum Unterschied von dem gewöhnlich geübten und gewünschten Verfahren lasse ich also geflissentlich nicht alle Schüler einer bestimmten Klasse teilnehmen, sondern treffe nach pädagogischen Grundsätzen eine sorgfältige Auswahl. Die Reise, die dem Lehrer zu manchen wichtigen Beobachtungen Gelegenheit gibt, soll für die Schüler ein Ansporn zu gutem Verhalten oder eine Belohnung sein. Weil es manche im ersten Halbjahre, das bei unserm seltsamen Schuljahrsbeginn in das Frühjahr und den Sommer fällt, an Fleiß fehlen lassen, so mache ich gleich nach Ostern den Eltern der Schüler, die überhaupt berücksichtigt werden können und wollen, eine Mitteilung, auch wegen des Plans der Reise im allgemeinen, damit sich die Schüler über das zu durchwandernde Gebiet beizeiten selbst belehren.

Wie werden nun die Kosten aufgebracht? Ich habe hier ein sogenanntes Winterfest eingeführt, das gewöhnlich Anfang Dezember stattfindet. Dabei wechseln

Chorgesänge*) und Instrumentalvorträge des Primaner-Musikvereins mit Deklamationen und einer kleinen Aufführung, und ein Tänzchen sowie zwangloses geselliges Beisammensein von „Schule und Haus" macht den Beschluß. Das Fest ist nicht öffentlich, sondern auf die Angehörigen der Gymnasiasten beschränkt und hat so großen Anklang gefunden, daß schon für die Hauptprobe einige hundert Eintrittskarten ausgegeben werden müssen. Ihr Preis beträgt für die Aufführung 1 Mark, bei nichtnumerierten Plätzen die Hälfte (sämtliche Schüler haben natürlich freien Eintritt). Gelegentlich spendet ein Gönner der Anstalt auch wohl einen besondern Beitrag zu den Kosten. Der Reinertrag der Abendunterhaltung nun — durchschnittlich vier- bis fünfhundert Mark — war einmal ausschließlich für eine Ferienreise nach dem Harze bestimmt, sonst fließt er in die von mir ursprünglich zur Beschaffung von Büchern gegründete Unterstützungskasse für Gymnasiasten. Zwei Herren, die keinesfalls genannt werden wollen, überwiesen mir vierhundert Mark, damit wiederum eine Ferienreise zustande käme. Die Unterstützungskasse, die dann auch für diesen Zweck ausdrücklich bestimmt wurde, deckt den Rest zu Gunsten der weniger Bemittelten. Den Eltern aller der Schüler, die überhaupt in Betracht kommen, lasse ich folgende Benachrichtigung zugehn: „Ihr Sohn darf seinem Wunsche entsprechend an der Reise nach . . . teilnehmen. Die Kosten für Fahrten betragen bei günstigem Wetter etwa . . ., die für Unterkunft und Verpflegung ohne geistige Getränke mindestens . . . Mark. Ich bitte entweder um Äußerung, ob die Unterstützungskasse ganz oder teilweise in Anspruch genommen werden soll, oder um Einzahlung einer entsprechenden Summe in die gemeinsame Reisekasse. Taschengeld bitte ich nur in geringem Betrage mitzugeben." Den Schülern selbst diktiere ich außer den Gasthofsadressen folgende Bestimmungen: 1. Auf feste und schon längere Zeit benutzte Stiefel und nicht zu leichte Kleidung ist Bedacht zu nehmen. 2. Rauchen ist während des Marsches und auf der Fahrt unbedingt verboten. 3. Die Hauptmahlzeit findet zwischen 6 und 7 Uhr statt, nur dabei werden geistige Getränke genossen, aber nicht aus der gemeinsamen Reisekasse bezahlt. — Von dem Taschengelde abgesehen brauchten sieben bis acht Teilnehmer gar nichts aufzuwenden, und von den übrigen manche nur eine verhältnismäßig sehr geringe Summe.

In der geschilderten Weise werden sich ja nun nicht in sehr vielen Orten die Reisen ermöglichen lassen. Aber durch Schüleraufführungen, die auch den Gesangleistungen und der Wertschätzung des Faches zu gute kommen, durch öffentliche Vorträge, sowie durch Anregung des Interesses begüterter Mitmenschen können doch wohl mehr Mittel, als es bisher geschehn zu sein scheint, für unsern Zweck beschafft werden. Daß eine größere Summe in den Etat eingestellt wird, das ist mir nur von zwei Städten bekannt: von Mülhausen im Elsaß und von Wilmersdorf, hier beim Bismarckgymnasium werden sogar dem Leiter „die Kosten aus vorhandnen Mitteln (Beschluß des Kuratoriums!) vergütet durch eine Summe, die ungefähr den Sätzen entspricht, die für Dienstreisen den Beamten gewährt werden." Ich traute meinen Augen kaum, als ich dies in der Täglichen Rundschau vom 20. August 1902, Nr. 194 der Beilage las. Daß eine größere Zahl von Orten den beiden genannten nacheifern werde, das wird nicht nur vorläufig, wie Oberlehrer Schmidt aus Arolsen in der Täglichen Rundschau meint, sondern wohl für immer ein schöner Traum bleiben, geradeso wie die Verwirklichung des auf einer preußischen Direktorenversammlung geäußerten sehr kühnen Wunsches, den Geographielehrern möge jährlich in gewissem Umfange freie Fahrt von den Eisenbahnverwaltungen zugestanden werden.

An diese Verwaltungen richte ich schließlich noch zwei Bitten. Während mir die Eisenbahndirektion in Halle die Benutzung eines Schnellzugs von Leipzig nach Goslar sofort bewilligte, stellte sich die Erfurter Direktion für den Schnellzug nach Eisenach

---

*) Kretzschmars Ausführungen in den Grenzboten 1902 III, Nr. 34, S. 415 f. treffen auf unsre Nachbarstadt Zittau nicht zu. Hier und an den mir im Osten wie im Westen bekannten preußischen Gymnasien wird bei der Befreiung vom Gesange strenger verfahren.

auf den entgegengesetzten Standpunkt. Darauf richtete ich eine Eingabe an den neuen Herrn Minister Budde und legte näher dar, um was es sich bei der Ferienreise handle, und daß unsre Zeit sehr kurz bemessen sei (wir Schlesier haben nämlich nur 78 Ferientage im Jahre, die Brandenburger und Hannoveraner 84!). Aus Berlin bekam ich aber folgende Antwort:

„Die Freigabe von Schnellzügen bei Gewährung von Fahrpreisermäßigungen muß — dem pflichtmäßigen Ermessen der für die ordnungsmäßige Durchführung des Betriebs verantwortlichen Königlichen Eisenbahndirektionen überlassen bleiben. Ich bin daher nicht in der Lage, dem Antrage stattzugeben. Im Auftrage (folgt unleserliche Unterschrift)."

Da wir nun den Frühschnellzug aus Leipzig nicht benutzen durften, so mußten wir den Aufenthalt in Weimar um vier bis fünf Stunden verkürzen. Welche Einbuße das bedeutet, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Die Generaldirektion der Staatseisenbahnen in der Kunststadt Dresden denkt anders als die Erfurter Behörde.*) Nachdem ich darauf hingewiesen hatte, daß wir für den Besuch der Sammlungen kaum Zeit gewinnen könnten, wenn uns nicht die Benutzung eines Schnellzugs von Leipzig nach Dresden gewährt würde, erfolgte umgehend die Genehmigung „ausnahmsweise." Nun scheint mir Laien die „ordnungsmäßige Durchführung des Betriebs" Anfang Oktober nicht im mindesten gefährdet, wenn ein Frühschnellzug von zwölf bis vierzehn Primanern benutzt wird. Ein Wagen braucht deshalb nämlich wohl niemals eingestellt zu werden. Ich schließe das aus folgender Thatsache. Als wir in Corbetha aus unserm recht gefüllten Bummelzuge den Mittagsschnellzug nach Weimar auf sein Besetztsein hin musterten — wir hatten wahrlich genügend Zeit dazu! —, stellten wir trauernd fest, daß in der dritten Klasse für etwa achtzehn Personen hinreichend Platz war; im Frühschnellzug hatten aber wohl sicherlich nicht mehr Personen gesessen, eher weniger.

Die Eisenbahndirektionen bitte ich also in geneigte Erwägung zu ziehn, ob nicht nach Ende der „Saison" zwölf bis fünfzehn Schüler, die eine größere Ferienreise zu gedachtem Zweck unternehmen, die Schnellzüge grundsätzlich — nicht ausnahmsweise — benutzen dürfen. Ferner scheint mir nach meinen Erfahrungen die Bestimmung, daß am Tage vorher die Genehmigung der Fahrpreisermäßigung nachzusuchen ist, eine unnötige Belästigung und Vermehrung des bei uns reichlich vorhandnen Schreibwerkes, vorausgesetzt, daß keine besondern Transportvorkehrungen getroffen werden müssen. In diesem Falle genügt doch wohl das frühere Verfahren, nämlich daß eine halbe Stunde vor Abgang des Zugs die Meldung erfolgt. Mir ist es mehr als einmal vorgekommen, daß trotz meiner tags zuvor vorschriftsmäßig gemachten genauen Anzeige der Schalterbeamte von nichts wußte. Wie wir also im Unterricht es als unsre heilige Pflicht ansehen, zu individualisieren und nicht alle Schäflein über einen Kamm zu scheren, so möge auch die Bahnverwaltung dem Bureaukratismus zum Trotz einen Unterschied machen, wenn es sich um einen Sommervergnügungsausflug von fünfzig bis hundert Schülern und wenn es sich um eine größere Herbstferienreise von zwölf bis fünfzehn Primanern handelt. Diese letzten Reisen, wie ich sie geschildert habe, dürfen doch wohl als nicht unwichtig bezeichnet werden, wenn es gilt, Sinn für Natur, Verständnis für Kunst und dabei zugleich Liebe zur Heimat zu fördern. Ich möchte solche Reise einer besondern kleinen Frucht vergleichen, die gelegentlich — allerdings nicht ohne Mühe — von dem Baume des Schullebens gepflückt werden kann. Von denen, die sie genießen, tritt dann vielleicht der eine oder der andre einst trotz unsrer außerordentlich vielen künst-

*) Auch in Hannover und Altona scheint man anders zu denken. In dem Berichte über eine von der Kieler Oberrealschule unternommene Instruktionsreise heißt es (Programm 1902 Nr. 324 S. 3): „Für die Rückfahrt vom Harze wurde zweimal um die Gewährung der Schnellzugsbenutzung gebeten. Dieselbe wurde schnell und bereitwilligst erteilt." Da auf einer Station keine Wagen eingestellt worden waren, so „wurde die ganze Reisegesellschaft [30 Schüler] bei sehr stark besetztem Zuge in Wagen 1. und 2. Klasse befördert." Solches ist geschehen am 3. Juli 1901.

lichen Beförderungsmittel in die Fußtapfen eines um das deutsche Volk hochverdienten Wandrers, der „Land und Leute“ auf seinen Märschen gründlich kennen lernte und dann trefflich schilderte, eines Mannes, auf den ich meine Primaner oft hinweise, ich meine W. H. Riehl. Und mit diesem Namen — nomen sit omen! — will ich schließen.

Görlitz E. Stutzer

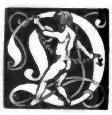
Bürgermeister Curtius. Der im Jahre 1857 verstorbne Lübecker Syndikus Curtius hatte vier Söhne, von denen der dritte, Ernst, als Historiker und als Erzieher des Kaisers Friedrich weltbekannt ist. Mit dem zweiten, der für die juristische Laufbahn bestimmt war, las der Vater schon Institutionen und Pandekten, als der Jüngling noch im Knabenalter stand. Der väterliche Eifer ist mit reicher Frucht belohnt worden. Theodor Curtius hat als Senator, mit rastloser Arbeit und diplomatischem Geschick alle Hindernisse überwindend, die besonders Dänemark auftürmte, der alten Hansestadt zu Eisenbahnverbindungen verholfen und ihre Schiffahrtsverhältnisse verbessert, dann den rechtzeitigen Anschluß an Preußen und den Zollverein durchgesetzt, wobei der Widerstand Hamburgs und Geffckens zu überwinden war. Im Jahre 1869 wurde er zum regierenden Bürgermeister gewählt. Die Wiederwahl, die ihm 1880 bevorstand, mußte er wegen Erschöpfung ablehnen; er hatte sich, auf jede Art von Erholung verzichtend, in Arbeit aufgerieben. Im Jahre 1885 ließ er sich in den Ruhestand versetzen, am 25. Oktober 1889 ist er gestorben. Sein Sohn Paul hat ihm ein Denkmal gesetzt in dem Buche: Bürgermeister Curtius. Lebensbild eines hanseatischen Staatsmannes im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Paul Curtius. (Berlin, Julius Springer, 1902.) Nicht herausgegeben, sondern verfaßt hat Paul Curtius das Lebensbild; er scheint sich aus übertriebner Bescheidenheit möglichst verstecken zu wollen; auch daß er der Sohn des Gefeierten ist, bekommt man nur durch die Kombination der Angabe, daß Theodor Curtius eine Schlözer geheiratet hat, mit der Widmung: Meiner Mutter, Cäcilie Curtius, gebornen von Schlözer, heraus. Savigny hat einmal gesagt, und Bismarck hat ihm beigestimmt: „Eine Großmacht ist und wird der Norddeutsche Bund durch Preußen; eine Weltmacht kann er nur durch die Hansestädte werden.“ Das mag ein wenig zu viel gesagt sein, aber ein unentbehrliches Glied des Reichs sind die Hansestädte unzweifelhaft, darum muß die Geschichte ihrer Eingliederung in das Reich, die in diesem Buch aktenmäßig erzählt wird, als ein wichtiges Kapitel der Reichsgründung bezeichnet, und Bürgermeister Curtius unter den Begründern genannt werden. Als einmal bei Hofe die gut deutsche Gesinnung Lübecks gelobt wurde, warf der alte Kaiser Wilhelm in die Unterhaltung das Wort: „Ja, das hat alles der Bürgermeister Curtius zuwege gebracht.“

Urheberrecht. Als ein praktisches Hilfsmittel sei allen, die es angeht, der Kommentar zu den Gesetzen vom 19. Juni 1901 betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst und über das Verlagsrecht sowie zu den internationalen Verträgen zum Schutze des Urheberrechts von Dr. Philipp Allfeld, ordentlichem Professor der Rechte in Erlangen (München 1902, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung) empfohlen. Die Anordnung des Buchs ist klar und zweckmäßig, Ausstattung und Druck sind gut und sauber, und der Verfasser ist ein kundiger und sicherer Führer durch die Schwierigkeiten der Auslegung dieser Gesetze.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Witwen- und Waisenversorgung



Der Paragraph 15 des neuen Zolltarifgesetzes ist eine etwas unreif geerntete Nebenfrucht der „Verständigung." In ihm ist bestimmt worden, daß der Mehrertrag der Zollerhöhungen, die vielleicht die wichtigsten Nahrungsmittel verteuern werden, „zur Erleichterung der Durchführung einer Witwen- und Waisenversorgung" verwandt werden soll. Über diese „Versicherung" soll durch ein besondres Gesetz Bestimmung getroffen werden. Bis dieses Gesetz in Kraft tritt, sind die Mehrerträge „für Rechnung des Reichs anzusammeln und verzinslich anzulegen." Tritt das Gesetz nicht bis zum 1. Januar 1910 in Kraft, so sollen von da an die Zinsen der angesammelten Mehrerträge und die weiter eingehenden Mehrerträge selbst den einzelnen „Invalidenversicherungsanstalten" im Verhältnis zu den von ihnen im vorhergehenden Jahre aufgebrachten Versicherungsbeiträgen „zum Zweck der Witwen- und Waisenversorgung der bei ihnen Versicherten" überwiesen werden. Die Unterstützung soll auf Grund eines Statuts erfolgen, das vom Reichsversicherungsamt genehmigt werden muß. — So schön sich diese Bestimmungen auf den ersten Blick ausnehmen, so ist doch ihre praktische Ausführung noch vollständig unklar. Die Reichstagsverhandlung vom 21. November 1902, wo über den dem Paragraphen genau entsprechenden Zentrumsantrag (Trimborn) beraten wurde, beweist das schlagend. Wir wollen hier auf die in jedem Punkt berechtigte Kritik, die damals an dem Antrage durch den Schatzsekretär Freiherrn von Thielmann und den bayrischen Bundesratsbevollmächtigten Freiherrn von Stengel geübt wurde, nicht näher eingehn. Die „Verständigung" hat den Paragraphen nun einmal so, wie er ist, zum Gesetz gemacht, und wir können nur hoffen, daß damit die an sich vortreffliche Sache der Witwen- und Waisenversorgung soweit in Fluß gebracht worden ist, daß sich bis 1910 die gesetzgebenden Gewalten des Deutschen Reichs über ein vernünftiges Gesetz zu diesem Zweck aufs neue verständigen, wenn sich auch der Wortlaut des Paragraphen 15 dabei vom Anfang bis zum Ende als unvernünftig herausstellen sollte. Der Abgeordnete Trimborn selbst sagte über den Zweck und das Wesen seines Antrags in der Hauptsache etwa folgendes. Man habe eingewandt, daß die Witwen-

und Waisenversicherung ja doch nichts andres bedeute, als eine Entlastung der Kommunalarmenverwaltung, der man auch ferner die Versorgung der Witwen und der Waisen überlassen könne. Dabei übersehe man vollständig die Hauptsache: „Haben wir eine Witwen- und Waisenversicherung, dann haben die Witwen, die Waisen und die Kinder der Witwen einen Rechtsanspruch auf die Unterstützung, und sie sind befreit von dem Odium, um Armenunterstützung einkommen und solche in Empfang nehmen zu müssen.“ Während er in der Kommission bei der ersten Begründung seines Antrags ausdrücklich gesagt hatte, die nötigen Mittel könnten zur Hälfte aus den Zinsen des anzusammelnden Fonds und aus den jährlichen Mehreinnahmen, „zur andern Hälfte aber durch Beiträge der Versicherten und der Arbeitgeber“ aufgebracht werden, erklärte er am 21. November im Reichstage: „Heute, meine Herren, scheidet für uns die Frage, ob für die Witwen- und Waisenversicherung Beiträge zu erheben sind, vollkommen aus. Keiner meiner Freunde — ich erkläre das ausdrücklich —, der meinem Antrage zustimmt, bindet sich durch diese Zustimmung dafür, daß in dem künftigen, spätestens am 1. Januar 1910 in Kraft tretenden Gesetze betreffend die Einrichtung einer Witwen- und Waisenversicherung auch Beiträge der Arbeitgeber und Arbeiter vorgesehen werden sollen.“ Der Grund dafür sei, „daß im Kreise seiner Freunde lebhafte Bedenken obwalteten, die Landwirtschaft und das Handwerk mit neuen Beiträgen für eine Witwen- und Waisenversicherung zu belasten.“

Es würden danach die Gesamtkosten aus Reichsmitteln gedeckt werden müssen. Ihre Höhe kann auch nicht annähernd voraus gesehen werden, wurde aber in der Kommission auf mindestens hundert Millionen im Jahre geschätzt. Wahrscheinlich werden sich die Kosten beträchtlich höher stellen, ohne daß der neue Zolltarif die geringste Gewähr dafür bietet, daß auch nur ein bescheidner Teil davon durch die Mehrerträge der im Paragraph 15 aufgeführten Zölle gedeckt werden wird. Sollte wirklich auf der Grundlage dieser Mehrerträge die Witwen- und Waisenversorgung durchgeführt werden, so würden die zu versorgenden Personen — die man hier unberechtigterweise als „Versicherte“ bezeichnet — jedenfalls nur auf eine ganz geringe, zur Deckung des Lebensunterhalts bei weitem nicht ausreichende Jahresunterstützung rechnen können.

Der Abgeordnete Trimborn berief sich am 21. November mit besonderm Nachdruck darauf, daß der Reichskanzler am 5. März 1901 im Reichstag erklärt habe, er werde bei einer erheblichen Steigerung der Einnahmen aus den Zöllen vorschlagen, diese Mehreinnahmen, soweit sie aus den Zöllen auf die Lebensmittel flössen, „ganz wesentlich zur Hebung der Wohlfahrtseinrichtungen im Reiche und zum Besten der weniger günstig gestellten Klassen der Bevölkerung zu verwenden.“ Diese Erklärung ist einerseits viel bescheidner als der Antrag Trimborn und der Paragraph 15, aber anderseits viel weniger eng begrenzt. Von einer „Versicherung“ der Witwen und der Waisen ist darin ebensowenig die Rede wie von einer Einschränkung der Verwendung der Mehrerträge auf die sogenannten „arbeitenden Klassen.“ Das, was der Kanzler in Aussicht gestellt hat, konnte er mit gutem Gewissen in Aussicht stellen. Das hauptsächlich veranlaßt uns zu nachfolgenden Betrachtungen und

gibt uns die Hoffnung, daß wenigstens die dringendsten Notstände bald beseitigt werden.

Auch die Armengesetzgebung gibt den Witwen und den Waisen der Arbeiter einen Rechtsanspruch auf Unterstützung, aber nur im Fall der Bedürftigkeit. Ob man diese Bedingung so ohne weiteres wird fallen lassen dürfen, wenn bei einer Versorgung im Sinne des Paragraphen 15 auf Beiträge der Arbeiter und der Arbeitgeber verzichtet wird, ist doch noch sehr die Frage. Wir gerieten damit wahrscheinlich auf eine schiefe Ebne sozialistischer Folgerungen und Widersprüche, die über kurz oder lang zu Unmöglichkeiten führen müßte. Dagegen muß bei grundsätzlicher Aufrechterhaltung der Bedürftigkeitsfrage eine Ergänzung der bestehenden öffentlichen Armenpflege durch getrennt von diesen verwaltete reichlichere öffentliche Mittel sicher dringend gewünscht werden. Die öffentliche Armenpflege, so sehr sie auch noch der Vervollkommnung fähig ist, muß den Begriff der Bedürftigkeit und das Maß der Unterstützung eng begrenzen, das Armenbrot muß nun einmal hart und karg bleiben. Wie sich die neue Witwen- und Waisenversorgung des Paragraphen 15 wird zu ihr stellen müssen, ist noch ganz unklar, aber so viel ist doch klar, daß sie die von ihr unterstützten Witwen und Waisen nur dann der Armenpflege ganz entziehn wird, wenn es sich nicht um sonst Mittel- und Erwerblose handelt. Etwa 80 bis 100 Mark im Jahre für die Witwe und 30 bis 40 Mark für die Waise wären auch für die Durchschnittsverhältnisse des deutschen Arbeiterstandes keine Versorgung, sondern nur ein Zuschuß zur Versorgung. Auch mit 120 Mark im Jahre kann eine sonst mittel- und erwerblose Arbeiterwitwe — zumal in den Großstädten — nicht für Wohnung, Kleidung und Nahrung sorgen. Die öffentliche Armenpflege würde dann immer noch eintreten müssen, und auch die kirchliche und die private Wohltätigkeit würden immer noch die Pflicht behalten, zu ergänzen und zu verbessern.

In dem Paragraphen 15 ist vorläufig nur an die vom Invalidenversicherungsgesetz erfaßten Klassen, das heißt fast nur an die sogenannten Lohnarbeiter gedacht, als ob diese allein und alle in besonders schwerer Sorge darum leben und sterben müßten, daß ihre Witwen und Waisen einmal von der öffentlichen Armenpflege unterstützt werden könnten. Das entspricht zwar den sozialistischen Modeanschauungen, ist aber nicht richtig. Für den Durchschnittsarbeiter ist der Gedanke, daß die „Stadt" nach seinem Tode „schon für das Nötigste" sorgen werde, noch öfter ein Trost als eine Qual, und gerade für das Empfinden der durch die Sozialdemokratie erzognen Arbeiter ist die Fürsorge der öffentlichen Armenpflege für Witwen und Waisen mehr und mehr etwas ganz selbstverständliches geworden, und als einziges „Odium" daran nur das übrig geblieben, daß die „Stadt" zu wenig gibt und so unsozial ist, auch ab und zu nach der Bedürftigkeit und der Möglichkeit eines standesmäßigen Erwerbs zu fragen. Namentlich die Millionen von Arbeitern, die in den letzten Jahrzehnten aus den Ostprovinzen in die Großstädte und Industriegegenden gezogen sind, scheinen darin sehr gelehrige Schüler der Sozialdemokratie zu sein. Daß die Ausnahmen nach vielen Tausenden zählen, ändert an der Regel nichts. Wie sollte es auch anders sein? Die Sozialdemokratie

enthält sich in ihren Blättern und sonstigen Volkslehrmitteln von jeher konsequent jedes Versuchs, die Arbeiter zu gewissenhafter eigner Fürsorge für ihre Witwen und Waisen zu erziehn. Einzig und allein die furchtbare und nur zu verführerische Lehre wird fort und fort gepredigt, daß der eigne Fleiß und die eigne Sparsamkeit unter der bestehenden Wirtschaftsordnung ja doch nichts helfe, und daß der Arbeiter, wenn er von 25 Mark Wochenlohn 15 für sich verbraucht, nicht etwa als grundschlechter Kerl an seiner Familie handle, sondern selbst ein Opfer der „Verhältnisse" sei, also eigentlich gar nicht anders handeln könne. Daß es eine Schande für den Arbeiter sei, die Fürsorge für die Hinterbliebnen einfach der Gesamtheit zu überlassen, steht im sozialdemokratischen Katechismus, der für die Massen bestimmt ist, nirgends geschrieben. Die Sozialdemokratie weiß ja auch sehr gut, daß die Witwen und die Waisen von den unangenehmen öffentlich-rechtlichen Folgen der Armenunterstützung, die zum Teil unbillig sind, tatsächlich gar nicht berührt werden. Witwen und Waisen haben kein Wahlrecht, weder im Staat noch in der Gemeinde, auch wenn sie nicht Ortsarme sind. Die lohnarbeitende Klasse überläßt zwar leider weitaus am häufigsten ihre Hinterbliebnen der öffentlichen Armenpflege, aber daß die Lohnarbeiter das auch am härtesten empfänden, und daß sie und ihre Hinterbliebnen am schwersten darunter litten, ist nicht wahr. Wenn seit der Durchführung der Arbeiterversicherungsgesetze die Aufwendungen für die öffentliche Armenpflege größer statt kleiner geworden sind, weil die Armenpflege nach Form und Maß immer mehr im humanen Sinne verbessert worden ist, so ist das gerade der arbeitenden Klasse und wieder gerade ihren Witwen und Waisen in fühlbarer und deutlich sichtbarer Weise zu gute gekommen. Der Abstand zwischen der Lebenslage der Arbeiterfrauen und der Arbeiterkinder vor dem Tode des Ernährers und nach ihm ist dadurch in erfreulicher Weise gemildert worden. Aber trotzdem — das muß immer wiederholt werden — ist für die Witwen- und Waisenversorgung auch der Arbeiter die Bereitstellung reichlicherer öffentlicher Mittel im Sinne der Andeutung des Reichskanzlers ein unbestreitbares Bedürfnis. Und da die große Mehrzahl der Angehörigen — wie der Kanzler sagt — „der weniger günstig gestellten Klassen der Bevölkerung" auf die Arbeiterklasse fällt, so versteht es sich ganz von selbst, daß auch von den dazu bereitzustellenden Mitteln weitaus der Löwenanteil auf die Arbeiter fallen muß. Nur soll man nicht vergessen, daß erstens zu den weniger günstig gestellten Klassen der Bevölkerung, die weder ein Vermögen haben noch ein Vermögen sammeln können, das ihre Hinterbliebnen vor Armut und Almosen schützt, doch auch eine ganz bedeutende, beständig wachsende und politisch und sozial sehr wichtige Minderheit gehört, die nicht aus Lohnarbeitern besteht, und für die der Gedanke, daß ihre Witwen und Waisen der Armenpflege verfallen, eine sehr viel größere Qual ist als für die Arbeiterklasse, daß deshalb zweitens für sie eine bessere Witwen- und Waisenversorgung zu schaffen ein viel dringenderes Bedürfnis vorliegt, und daß drittens die Pflicht der Gesamtheit, diesem Bedürfnis so bald wie möglich zu genügen, doch am wenigsten dadurch an Ernst verliert, daß dazu bei weitem weniger Geld nötig ist, als die bessere Witwen- und Waisenversorgung der Arbeiter verlangt.

Auch der Paragraph 15 des Zolltarifgesetzes beschränkt sich ja nicht ganz ausschließlich auf die eigentlichen Lohnarbeiter, denn zu den Versicherten der Invalidenversicherungsanstalten gehören — abgesehen von den freiwillig Versicherten und den durch Bundesratsbeschluß versicherungspflichtig gemachten sogenannten selbständigen Gewerbetreibenden oder Heimarbeitern — zunächst auch alle häuslichen Dienstboten. Die aber sind bis auf einen verhältnismäßig kleinen Rest weiblichen Geschlechts und unverheiratet und kommen deshalb wohl für die Witwen- und Waisenversorgung nicht in Betracht. Dann aber sind auch Privatbeamte, Lehrer und Erzieher, Handlungsgehilfen und Handlungslehrlinge, deren Jahresarbeitsverdienst an Lohn und Gehalt zweitausend Mark nicht übersteigt, versicherungspflichtig. Reichs-, Staats- und Gemeindebeamte, auch Lehrer und Erzieher an öffentlichen Schulen sind von der Versicherungspflicht ausgenommen, sofern ihnen eine Anwartschaft auf Ruhegehalt im Mindestbetrage der Invalidenrente nach den Sätzen der höchsten Lohnklasse — 116 Mark im Jahre — gewährleistet ist. Damit sind aber weder alle „Angestellten“ in Handel und Industrie noch vollends alle Beamten im öffentlichen Dienst — um diese beiden wichtigsten hier in Betracht kommenden Berufsklassen herauszugreifen — erfaßt, denen die Unmöglichkeit, für ihre Hinterbliebnen auch nur annähernd hinreichende Lebensbedingungen zu sichern, viel schwerer auf dem Herzen liegen muß als der Masse der Durchschnittslohnarbeiter.

Daß die Klasse der Angestellten in Handel und Industrie im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einem sehr wichtigen Teile des sogenannten Mittelstandes, und namentlich des gebildeten Mittelstandes in den Städten geworden ist, darüber sind wohl alle einig. Ob sie nach dem Invalidenversicherungsgesetz versicherungspflichtig sind oder nicht, ist dabei unwesentlich. Unser Handel und unser Großgewerbe können einen zahlreichen, gebildeten eignen Beamtenstand nicht mehr entbehren, und die weitere Entwicklung unsrer Volkswirtschaft, die wir wünschen müssen oder doch nicht abwenden können, wird dieses Bedürfnis wahrscheinlich noch verschärfen. Die hohen Löhne, die manche solche Angestellte erhalten, und die häufig genug Staatsbeamte der höchsten Gehaltsklassen bestimmen, in den Privatdienst überzutreten, weil sie so für ihre Familien noch ein kleines Vermögen zu erwerben hoffen, dürfen uns darüber nicht täuschen, daß sich die Masse der gebildeten Angestellten — schon ihrer großen und stark zunehmenden Anzahl wegen — mit Löhnen und Gehalten begnügen muß, die weder den Zweck haben noch die Möglichkeit gewähren, Vermögen anzusammeln, sondern wie die Gehalte im öffentlichen Dienst nur dazu bestimmt sind und ausreichen, die Kosten der Lebenshaltung eines Mannes von entsprechendem Bildungsstande mit seiner Familie zu decken und im besten Falle einen Notgroschen für Zeiten vorübergehender Erwerblosigkeit und sonstigen Notstands zurückzulegen. Auch die Lebensversicherung kann der verhältnismäßig hohen Prämien wegen nur für einen Notgroschen sorgen; ein wirkliches Vermögen, von dessen Zinsen die Hinterbliebnen leben könnten, vermag der Angestellte in Handel und Industrie auf diesem Wege ebensowenig sicher zu stellen wie der öffentliche Beamte.

Einen Vermögensnachweis von angehenden Handlungsgehilfen oder Tech-

nikern zu verlangen oder seine Verheiratung vom Hinterlegen einer Kaution, wie beim Offizier, abhängig zu machen, kann niemand einfallen, und wünschen kann man sicher nicht, daß in diesem wichtigen Teile des gebildeten Mittelstandes der Cölibat und die wilde Ehe oder auch das Heiraten von ungebildeten Weibern nach vorangegangner wilder Ehe noch häufiger wird, als es schon ist. Tatsache ist es, daß das Elend, das die erwerbsunfähigen Witwen und Waisen vermögenloser Angestellter zu erwarten haben, viel schmerzlicher ist als das Elend, dem die der öffentlichen Armenpflege verfallenen Witwen und Waisen der Durchschnittslohnarbeiter entgegengehn. Wenn neuerdings unter den Angestellten das Verlangen laut wird, durch Reichsgesetz eine Zwangsversicherung zur Versorgung der Hinterbliebnen eingeführt zu sehen, so ist das nur natürlich. Aber durch Prämien der Angestellten allein wird der Zweck schwerlich in genügendem Umfange erreicht werden. Ob bei der notorischen finanziellen Leistungsfähigkeit der kaufmännischen und der industriellen Unternehmerschaft dafür ein nennenswerter Zuschuß aus Staatsmitteln angebracht wäre, scheint uns mehr als zweifelhaft. Wohl aber könnten die in den Handelskammern vertretnen Kaufleute und Industriellen zur Schaffung von Wohlfahrtseinrichtungen für die standesgemäße Witwen- und Waisenversorgung ihrer gebildeten Angestellten angehalten werden. Was bisher in dieser Richtung von einzelnen Unternehmern freiwillig geschehn ist — so anerkennenswert es auch sein mag —, hat dem allgemeinen dringenden Bedürfnis gegenüber nur eine verschwindende Bedeutung. Die sich leider häufenden Fälle widerrechtlicher Eingriffe der Angestellten in das Vermögen der Unternehmungen, denen sie zu dienen verpflichtet sind, sollten der Unternehmerschaft die Augen über die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustands öffnen. Das Verlangen, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen, entspringt doch viel weniger oft aus der tadelnswerten Sucht nach unberechtigtem Wohlleben, als aus der bittern Notwendigkeit, ein Vermögen für die Hinterbliebnen zu erwerben, wie es die Chefs als ihre selbstverständliche Pflicht betrachten. Wo aber solche Nebeneinnahmen zur Vermögensbildung führen sollen, da ist die Gefahr gewagter Spekulationen und verbrecherischer Manipulationen gerade für die kaufmännischen Angestellten unheimlich groß. Nur ein kleiner Teil der Fälle von Untreue Bediensteter, die dem Unternehmer bekannt werden, kommt an die große Glocke, und nur ein kleiner Teil der überhaupt vorkommenden Fälle wird den Unternehmern bekannt. Die Unehrlichkeit aus Not kommt schon jetzt sehr oft vor. Und doch brauchen Handel und Industrie einen ehrlichen Beamtenstand am allernötigsten. Auch die peinlichste, verletzendste Ausübung von allen möglichen Kontrollmaßregeln kann nur sehr wenig helfen. Not tut vor allem die Milderung der furchtbaren Sorge, die auf dem Angestellten lastet, was aus den Seinen wird, wenn er stirbt. Kein Wunder, wenn der heutige Zustand der Sozialdemokratie gerade in den Privatbeamten einen stark wachsenden Zuwachs gebildeter Leute in die Arme treibt. Leider kann in absehbarer Zeit von der Unternehmerschaft noch keine genügende Initiative erwartet werden, und deshalb ist die Initiative des Staats unerläßlich. Das öffentliche Interesse verlangt sie ganz dringend. Wenn der Reichskanzler die Notwendigkeit

anerkannt hat, für die bessere Witwen- und Waisenversorgung „der weniger günstig gestellten Klassen der Bevölkerung“ Veranstaltungen zu treffen, so möge er auch der Witwen und der Waisen der Privatbeamten, namentlich auch der Angestellten in Handel und Industrie nicht vergessen, deren Klasse zwar viel weniger zahlreich, deren Lage aber verhältnismäßig noch viel trauriger ist, als die der Witwen und der Waisen der Lohnarbeiter.

Vollends aber ist dieser Wunsch berechtigt für die bedürftigen Hinterbliebnen der vermögenslosen Beamten im öffentlichen Dienst. Wenn wir die Fürsorge für diese Bevölkerungsklasse dem Reichskanzler als eine der allerdringendsten Aufgaben überhaupt und namentlich im Rahmen seiner Andeutung über die Verwendung etwa zu erwartender Mehrerträge der Reichszölle ans Herz legen, gehn wir von vornherein von der Überzeugung aus, daß nun einmal für eine gar noch nicht absehbare Zeit das besoldete Berufsbeamtentum in Deutschland einer der allerwichtigsten Träger des nationalen Gedeihens ist und bleiben wird. Je mehr der Zeitgeist dem Materialismus und der eigensüchtigen Interessenpolitik zuneigt, um so nötiger brauchen wir ein den Idealen ihr Recht gebendes, über den Interessen stehendes Beamtentum. Die sogenannte Selbstverwaltung mit ihren Ehrenämtern kann es uns nicht ersetzen. Es liegt ja ein Körnchen Wahrheit darin, daß reiche Beamte, für deren Lebensunterhalt der Gehalt keine wesentliche Rolle spielt, eine gewisse Garantie für die Unabhängigkeit nach oben und damit für eine idealere Pflichterfüllung bieten. Aber gerade in so materialistisch gesinnten Zeiten, wie heute, ist das nur ganz bedingt wahr. Die Rücksicht auf ein großes Privatvermögen — auf seine Erhaltung und, wie man überzeugt ist, pflichtmäßige Vermehrung — macht die reichen Beamten mindestens ebenso oft zum Schaden ihrer Pflichterfüllung von der Interessenpolitik abhängig wie unabhängig, und das ist doch jedenfalls viel schlimmer als die Abhängigkeit von der Staatsleitung. Noch weniger ist es im allgemeinen richtig, zu wünschen, daß die obersten öffentlichen Beamten im Hauptberuf oder im Nebenberuf den sogenannten produktiven Ständen angehören sollten, weil sie nur so wissen könnten, wo diese der Schuh drückte. Das heißt heutzutage so viel, wie überhaupt die Abhängigkeit der obersten Beamten von Interessen, die außerhalb ihrer Amtspflicht liegen, zum Ideal machen. Vollends, wer es mit sozialen Reformen ernst meint, muß wünschen, daß auch die höhere Beamtenlaufbahn immer weniger Monopol der reichen Bevölkerungsklassen bleibe, sondern immer mehr auch den tüchtigen Söhnen ärmerer Eltern zugänglich werde. Jedenfalls kann der moderne Staat auf deutschem Boden ein pflichttreues und unabhängiges Beamtentum, dessen große Mehrzahl ohne Ar und Halm und ohne Geschäftsanteile und Couponschere lebt und leben muß, nicht mehr oder, wie manche sagen werden, noch nicht entbehren, weder in der Klasse der höhern, noch der mittlern, noch der untern Beamten. Es wird nur zu oft auf Kosten der persönlichen Tüchtigkeit Rücksicht auf das Privatvermögen genommen. Die Notwendigkeit, daß bei gewissen Verwendungen darauf Rücksicht genommen werden muß, soll keineswegs geleugnet werden, aber grundsätzlich sollte anerkannt werden, daß die öffentlichen Berufsbeamten in Deutschland als eine Bevölkerungsklasse

behandelt werden müssen, die für ihren und ihrer Familien Lebensunterhalt regelmäßig und hauptsächlich nicht auf Privat- und Nebeneinnahmen, sondern auf ihren Gehalt und ihre Pension angewiesen ist und angewiesen bleiben muß.

Weiter müssen wir uns aber von vornherein auch zu der Ansicht bekennen, daß in Deutschland durch die wiederholten Gehalts- und Pensionsaufbesserungen den öffentlichen Beamten im allgemeinen ein angemessenes Einkommen gewährt worden ist, soweit es sich um Deckung der Unterhaltskosten für sie selbst und ihre Familien handelt, solange sie leben. Freilich sind zahlreiche Unterbeamtenklassen immer noch ganz unzureichend besoldet, reichen die ersten Gehaltstufen von unten sowohl bei höhern wie bei mittlern und bei Unterbeamten vielfach zum Unterhalt einer Familie noch nicht aus, auch wo die Verheiratung des Beamten erwünscht oder doch ganz natürlich ist, und genügen an sehr vielen Orten, wo besonders viele Beamte gebraucht werden, die Wohnungsgeldzuschüsse zur Deckung des Wohnungsbedarfs einer Beamtenfamilie absolut nicht. Hier dem tatsächlichen, mäßigen Bedürfnis gerecht zu werden, ist natürlich die erste Pflicht des Staats auch ohne höhere Zolleinnahmen, erst recht aber, wenn sie ihm in den Schoß fallen sollten. Den modernen Luxus brauchen die Beamten nicht mitzumachen, der Regierungsrat soll in der materiellen Lebensführung nicht mit dem Bankier, der Regierungssekretär nicht mit dem Kolonialwarenhändler, der Schutzmann nicht mit dem Schankwirt rivalisieren. Wo sie das zu tun versuchen, wird die Vornehmheit der Beamtenstellung nicht erhöht, sondern herabgedrückt. Wenn irgend ein böser Geist aus dem Beamtentum wieder ausgetrieben werden muß, so ist es der Teufel der luxuriösen Lebensführung. Ihrem eignen Stande gemäß sollen die Beamten leben können, und dazu reichen trotz allem gegenteiligen Gerede — von den angedeuteten Ausnahmen abgesehen — die Beamtenbesoldungen im allgemeinen jetzt aus.

Aber zu mehr reichen sie nicht aus. Ein Vermögen — nicht nur einen Notgroschen — vom Gehalt zu ersparen, ist dem Beamten bei dem standesmäßigen Leben, das verlangt werden muß, nicht möglich. Für das Alter der Beamten selbst sorgt die Pension, über deren Zulänglichkeit ziemlich dasselbe gesagt werden kann wie über den Gehalt. Sie entspricht im allgemeinen dem Bedürfnis. Wer aufs Altenteil geht, muß und kann ein Loch zurückstecken. Das ist natürlich und billig, wenns auch im modernen Geschäftsleben oft anders gehalten wird. Das Elend, die wirklich dringende Not liegt für unser Beamtentum hauptsächlich in der zurückgebliebnen, vernachlässigten, dem unbestreitbaren Bedürfnis nicht mehr entsprechenden Witwen- und Waisenversorgung.

Im allgemeinen gelten für die Zahlung des gesetzlich ohne Rücksicht auf die Bedürftigkeit zugesicherten Witwen- und Waisengeldes an Hinterbliebne von Reichs- und preußischen Staatsbeamten — die wir hier hauptsächlich im Auge haben — folgende Bestimmungen: Das Witwengeld besteht in vierzig vom Hundert der Pension, zu der der Verstorbne berechtigt war oder berechtigt gewesen sein würde, wenn er am Todestag in den Ruhestand versetzt worden wäre, es soll jedoch in der Regel mindestens 216 Mark betragen. Das Waisengeld beträgt erstens für Kinder, deren Mutter lebt und zu der Zeit des Todes

des Beamten zum Bezuge von Witwengeld berechtigt war, ein Fünftel des Witwengeldes für jedes Kind; zweitens für Kinder, deren Mutter nicht mehr lebt oder zu der Zeit des Todes des Beamten nicht zum Bezuge von Witwengeld berechtigt war, ein Drittel des Witwengeldes für jedes Kind. Witwen- und Waisengeld dürfen weder einzeln noch zusammen den Betrag der Pension übersteigen, zu der der Verstorbne berechtigt gewesen ist oder berechtigt gewesen sein würde, wenn er am Todestage in den Ruhestand versetzt worden wäre. Das Waisengeld wird bis zum Ende des achtzehnten Jahres gezahlt. — Nur ausnahmsweise werden durch diese Bestimmungen den erwerblosen Hinterbliebnen unvermögender Beamten die Mittel zu einem Leben gewährt, das nicht den Zusammenbruch der ganzen bisherigen sozialen Existenz, nicht einen Familienbankrott in schroffster und härtester Form bedeutet.

Auch dann, wenn ein Beamter die höchsten Gehalts- und Pensionssätze verdient hat, ist das Witwengeld von vierzig Prozent der Pension, wenn kein Vermögen da ist, und eigne Erwerbsmöglichkeit fehlt, sehr oft ungenügend, und der Wunsch, den Betrag auf zwei Drittel erhöht zu sehen, deshalb ziemlich allgemein und nicht ganz unberechtigt. Jedenfalls sollte bei Bedürftigkeit eine wirklich angemessene Erhöhung immer eintreten. Das ist aber bei dem Stande der dem Staat dazu zur Verfügung stehenden Unterstützungsfonds ganz unmöglich, wie den diese Fonds verwaltenden Behörden nur zu gut bekannt ist. Hinterläßt der im höhern Alter vermögenlos sterbende oder pensionierte Beamte eine unversorgte erwerbsunfähige Tochter im Alter von mehr als achtzehn Jahren, so ist sie bettelarm. Auch wenn sie noch nicht achtzehn Jahre alt ist, reicht das Waisengeld nicht aus, sie von Almosen unabhängig zu machen, auch nicht bei den allerbescheidensten Ansprüchen, von denen wir hier immer ausgehn. Von den Söhnen wollen wir gar nicht reden. Sie können sich auch bei verminderter Erwerbsfähigkeit viel eher durchschlagen. Das Elend der Beamtenwaisen trifft hauptsächlich die Beamtentöchter.

Eine besondre Beachtung verdienen zunächst die Verhältnisse der Unterbeamten, der Kanzleidiener, Boten aller Art, Aufseher, Schutzleute, Eisenbahner und dergleichen. Bei ihnen sind, wie schon erwähnt worden ist, teilweise schon die Gehalte — im Mittel noch nicht 1200 Mark im Jahre — und die eignen Pensionen dringend der Aufbesserung bedürftig, die Witwen- und Waisengelder aber durchweg so niedrig, daß im Fall der Vermögen- und der Erwerblosigkeit das ergänzende Eintreten der öffentlichen Armenpflege fast unabweisbar erscheint. Steht nun unser Unterbeamtenstand diesem Eintreten ebenso gegenüber wie die Durchschnittslohnarbeiter? Ist auch für ihn auf dem Sterbebett der Gedanke daran häufiger ein Trost als eine Qual? Ganz gewiß nicht, und Gott sei Dank, daß es noch so ist. Wir verlangen von den Unterbeamten ein andres Empfinden auch in dieser Beziehung, und wir müssen es verlangen. Wir verlangen von ihnen — das wird ja immer häufiger und schärfer betont — ein gehobnes, sozusagen ideales Standesbewußtsein und Beamtenehrgefühl nicht nur im Dienst, sondern auch im Privat- und im Familienleben. Schon die feste Anstellung, der eine oft übermäßig lange Probezeit vorausgeht, und die Vorausbezahlung des Gehalts lassen das erkennen und zwingen

dazu. Es wäre ein großes Unglück, wenn es anders würde. Es ist deshalb auch unrecht, die Unterbeamten damit zu trösten, daß ihre Frauen vor der Ehe vielfach Dienstboten gewesen wären, und es ihnen deshalb nichts verschlage, auch als Witwen wieder als Wasch- und Aufwartefrauen oder als Mäntelnäherinnen und dergleichen die Hälfte und mehr als die Hälfte des allernotdürftigsten Unterhalts zu erwerben. Unsre Sozialpolitiker schreiben seit Jahren Bücher über das „Elend" dieses weiblichen Erwerbs, sie fordern, daß er auch den Arbeiterfrauen und Arbeiterwitwen möglichst erspart werden solle, und die Regierungen und Parlamente sagen grundsätzlich ja dazu und versprechen Hilfe. Trotzdem verweist man die Witwen der Unterbeamten auf dieses „Elend"? Und wenn sie auch zu diesem Erwerb unfähig sind, was dann? Möchte man doch zu allererst einmal eine „Enquete" über die wirtschaftliche und soziale Lage der Hinterbliebnen der Unterbeamten veranstalten — sie ist viel leichter zu einem sichern und erschöpfenden Ergebnis zu bringen, ganz ohne Kommission für Arbeiterstatistik und Öffentlichkeit. Man würde dabei zwar auch eine ganze Anzahl „satter" Existenzen finden, bei denen das Witwen- und Waisengeld neben dem Privateinkommen wenig bedeutet. Aber im allgemeinen wird das Ergebnis sein, daß die Hinterbliebnen der Unterbeamten verhältnismäßig viel trauriger daran sind als die der Durchschnittsarbeiter. Jedenfalls soll und darf der Staat die Witwen und Waisen seiner Unterbeamten nicht auf die Armenpflege verweisen, ebensowenig zur Hälfte wie ganz. Aber das geschieht jetzt tatsächlich.

Daher denn auch die Jagd nach irgend welchem Nebenerwerb gerade bei dieser Beamtenklasse. Manchmal gelingt es den Leuten, durch Fürsprache eine recht lohnende Nebenbeschäftigung zu finden, unter der der Dienst nicht zu sehr leidet. Aber in der Regel ist die Sache anders, umgekehrt. Es wäre zu wünschen, daß man auch darüber einmal „Erhebungen" anstellte, wobei freilich die Wahrheit nicht immer gesagt werden würde. Die ganze Frage nach der bessern Versorgung der Hinterbliebnen der Unterbeamten gewinnt noch an Bedeutung durch die Rückwirkung, die sie in zunehmendem Maße auf den Unteroffiziersersatz der Armee ausübt. Zur Kapitulation werden sich immer weniger tüchtige Leute entschließen, wenn ihnen die Aussicht blüht, daß ihre Hinterbliebnen der Armenpflege anheimfallen, auch wenn sie beim Regiment und als Beamte gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt haben.

Bei den höhern und den mittlern Beamten ist der Notstand der Hinterbliebnen namentlich für die untern und die mittlern Dienstaltersklassen und Gehaltsstufen dringend. Wenn ein solcher Beamter mit fünfundzwanzig Jahren fest angestellt wird, mit fünfundzwanzig bis dreißig Jahren heiratet und mit vierzig bis fünfundvierzig Jahren mit Zurücklassung einer Witwe und zweier Kinder aber keines Vermögens, sondern im besten Falle nur eines Notgroschens stirbt, so kann er sich auf dem Sterbebett an den zehn Fingern abzählen, daß die Hinterbliebnen auf Almosen angewiesen sein werden. Das ist ja auch die allgemein herrschende „realpolitische" Ansicht. Nach ihr wird ein solcher Beamter, der ein unvermögendes Mädchen heiratet, als ein leichtsinniger Strick angesehen, mit dessen Familie man am besten gar nichts zu schaffen haben sollte, weil über sie der grundstürzende Bankrott alle Tage hereinbrechen kann.

Der Staat kann sich natürlich nicht zu dem Grundsatz bekennen, daß der Beamte ohne Vermögen nicht heiraten soll. Aber er sagt sich bis jetzt: „Das ist nun einmal so" — und sieht zu, wie das Junggesellentum und leider auch die Maitressenwirtschaft und die Ehen mit ganz ungebildeten Weibern zunehmen. Das ist gerade heute ganz und gar verkehrt und ein wahrer Hohn auf das soziale Öl, mit dem gesalbt zu sein der moderne Staat — Regierungen und Parlamente — so stolz ist. Die armen Geheimrats- und sonstigen Beamtentöchter, deren Bestand unheimlich wächst, werfen sich mit Feuereifer auf die bürgerliche oder nichtbürgerliche Frauenbewegung und greifen zu allen möglichen Erwerbsarten, da der Hausfrauenberuf ihnen verschlossen ist. Wenn sie stellenlos oder erwerbsunfähig werden, worauf sie meist verhältnismäßig bald rechnen können, dann ist das Elend doppelt arg, und das Bettelbrot für sie besonders hart und bitter. Man mache doch wenigstens eine „Erhebung" über diese ärmsten der Armen. Was da an Elend zu Tage kommen muß, schreit zum Himmel. Wenigstens für diese Armen, die erwerbsunfähigen Beamtentöchter und Beamtenwitwen, junge und alte, schaffe man ausreichende, wenn auch bescheidne „Wohlfahrtseinrichtungen," wie sie der Reichskanzler in Aussicht gestellt hat. Man gewähre ihnen Wohnung und Heizung und anständige Pflege in Krankheit und den geringen Geldbetrag, den sie brauchen, um sich vernünftig zu kleiden und sich satt zu essen, ohne Privatpersonen, von denen sie Almosen erwarten können, mit Bettelbriefen lästig fallen und um den Bart gehn zu müssen. Dem privaten freundschaftlichen Wohltun wird daneben noch reichlich Raum bleiben. Nur um die Notdurft handelt es sich hier, für die auch nicht annähernd gesorgt ist.

Dazu gehören noch lange nicht halb so viel Hunderttausende wie zu den Versprechungen des § 15 des Zolltarifgesetzes Millionen. Man soll die bessere Versorgung der Witwen und der Waisen der Arbeiter nicht ad acta schreiben, aber die bessere Versorgung der Beamtenwitwen und -Waisen hat den Vorrang, sie muß als eilige Sache behandelt werden.

Wenn wir zu schwarz gemalt hätten, würden wir mit Freuden den Nachweis, daß es gar nicht so schlimm steht, begrüßen und auch nur zu gern unsern Irrtum eingestehn. Nur glaube man diesen Nachweis nicht damit bringen zu können, daß man sich auf die schon jetzt in Bedürftigkeitsfällen gewährten Unterstützungen beruft. Die sind uns nicht unbekannt, auch nicht, daß sie in manchen Fällen reichlich bemessen werden. Sie sind aber tatsächlich der Masse der notleidenden, ganz oder teilweise auf Almosen angewiesenen Beamtenwitwen und Beamtentöchter gegenüber nicht viel mehr als ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die Hinterbliebnen der Geistlichen und der Lehrer rechnen wir mit ein, und natürlich dürfen die alten Notleidenden am wenigsten deshalb ausgeschlossen werden, weil sie schon ein Menschenalter lang Not gelitten haben. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Das Wort gilt hier ohne jedes Wenn und Aber. Und daß der Wille da ist, daran dürfen wir doch nicht mehr zweifeln.



Marokko

Von Waldemar Hemeling in Marrakesch

1

Marokko hat ein Flächengebiet von ungefähr 700000 Quadratkilometern ohne das Tuatgebiet. Die Schätzungen der Einwohnerzahl schwanken zwischen sechs und acht Millionen. Zur bessern Übersicht empfiehlt es sich, das Land in drei Teile zu zerlegen: den gebirgigen Norden, die Ebnen der Mitte und das Atlas- und das Saharagebiet im Süden. Der Norden wird zerschnitten von einer großen Menge meist kurzer Flüsse; in seinem Innern liegen die Städte Fes mit 100000 Einwohnern, Meknes mit 60000, Udschda, Uassan und El Ksor. Die Küste dieses Gebiets wird umsäumt von den Häfen Melilla, Tetuan, Ceuta, Tanger, Larache und Rabat. Abgesehen von den Städten ist der Norden nur mäßig bevölkert. Die Mitte gliedert sich in die Flußgebiete des Uad el Kbt, der bei Rabat mündet, des Uad el Rbia, der bei Mazagan, und des Uad Tensift, der südlich von Saffi mündet. Die Städte an der Küste sind Casablanca, Asimur, Mazagan, Saffi und Mogador, die Hauptstadt des Innern ist Marrakesch oder richtiger Marracksch (mit 100000 Einwohnern). Diese mittlern Gebiete weisen bis in die Täler des Atlas hinein neben steinigen Flächen weite anbaufähige Gebiete auf, sie sind der wirtschaftliche Kern des Landes und beherbergen die zahlreichste Bevölkerung. Die riesige weiße Mauer des Atlas trennt den Süden von der Mitte und vom Norden Marokkos ab. Dieser Süden Marokkos wird in der Nähe der Küste durchströmt von dem Uad Sus, dessen Stromgebiet denselben Namen trägt. Östlich vom Sus liegen die Oasengebiete von Draua und Tafilelt, während das Tuatgebiet seit der Besetzung durch die Franzosen nicht mehr hinzugerechnet werden kann. Die Städte des Südens sind Tamagrut, Tarudant, Tisnit und an der Küste Agadir, das jedoch dem Handel verschlossen ist, der Hafen für dieses ganze Gebiet ist deshalb Mogador. Südlich vom Sus und vom Tafilelt beansprucht Marokko die Herrschaft über die Sahara bis zur Breite von Kap Jubi, den Kanarischen Inseln gegenüber. An diesem Kap unterhält Marokko einen Burgflecken (Ksba) mit einer Besatzung; das dortige Küstengebiet heißt Torfeia.

Die Bevölkerung ist sechs bis acht Millionen stark und besteht zum größten Teile aus Berbern, zum kleinern aus Arabern. Die Berber sind vor allem Landbewohner, außerdem bestehn aus ihnen in den Städten die niedern Klassen; nördlich vom Atlas sprechen sie arabisch, während südlich vom Atlas die eigentliche Berbersprache, das Schellha, herrscht. Sie waren von jeher und sind

auch noch heute ein Volk mit starkem Unabhängigkeitssinn, mit starker Abneigung gegen die Befehle einer Zentralregierung und einer noch stärkern gegen das Steuerzahlen. Sie zerfallen nach Art der schottischen Clans in Stämme, aber an die Stelle des Stammesoberhaupts tritt hier der Kaid, ein von der Regierung eingesetzter Beamter. Da die Hauptaufgabe des Kaids in der pünktlichen Ablieferung der Steuern besteht, so äußert sich auch das Verhältnis zwischen Volk und Regierung vorwiegend in dem Zahlen oder sehr häufig in der Verweigerung der Steuern; diese Verweigerungen führen dann zu den Prügeleien zwischen Regierung und Stamm, die als ernste Aufstände die Runde durch die europäischen Zeitungen machen. Will man den Charakter des Landvolks beschreiben, so kann man sich leicht in Widersprüche verwickeln, wenigstens geht es dem flüchtigen Beobachter so. Man tut dem Landberber wohl nicht Unrecht, wenn man von ihm sagt, daß er im allgemeinen von Natur aus dumm ist, und doch zeigt er sich in der Verfolgung seines Vorteils zäh, und auch der Geringste unter ihnen ist in Geldangelegenheiten äußerst findig. Das Familienleben ist stark entwickelt, die Bande der Familie und des Stammes sind die heiligsten, sie sind die Grundlage der politischen Gestaltung. Die Stellung der Frau ist nicht ungünstig, die Frau ist zwar dem Manne untergeordnet, wird aber immer mit einer gewissen Ritterlichkeit behandelt. Der Berber ist streitsüchtig, aber auch wieder ein gutmütiger Geselle, dessen liebstes Vergnügen Teetrinken, Singen und Musizieren sind. Diesen Freuden kann er sich nächtelang hingeben, uralte Volksgesänge von großer Mannigfaltigkeit werden mit nie gestilltem Behagen zum Vortrage gebracht. Der Fremde, auch der Christ, wird gastfreundlich aufgenommen, und ganz einfache Leute spielen die Rolle des Wirts mit natürlichem Anstande. Trotzdem darf man den Berbern niemals ganz trauen, denn sie sind auch hinterlistig, ränkesüchtig, und gegen Leute, denen sie freundlich begegnen, intrigieren und hetzen sie hinterm Rücken. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Bevölkerung der Mitte zugänglicher ist als die des Nordens und des Südens, die Fesbewohner zeichnen sich durch Fanatismus aus. Der Körperwuchs ist gut entwickelt, wenn auch etwas hager, die Durchschnittsgröße dürfte die des deutschen Volkes erreichen.

Der städtische Araber unterscheidet sich von dem ländlichen Berber nicht durch das Bewußtsein eines nationalen Unterschiedes, aber der Standesunterschied hat dafür gesorgt, daß die Unterschiede des Blutes nicht verwischt worden sind. Die Angehörigen der obern Kaste haben ein gut Teil spanischer Blutbeimischung, und ich halte sie jeder geistigen Entwicklung für fähig. Sie stellen sämtliche höhern Beamten, sowie die Religions- und die Rechtsgelehrten, vor allem aber sind sie Kaufleute, und zwar gute Kaufleute von ruhiger Überlegung, die ihren Vorteil zäh verfolgen. Sie sind zum Teil wohlhabend, ja reich, und einen gewissen Besitz kann man bei ihnen allen finden. Lesen und schreiben können sie natürlich sämtlich, auch sind sie von einer großen Wißbegier. Ihr Benehmen ist von gutem Anstande, bei den bessern von ihnen von vollendeter Eleganz; dem Europäer kommen sie mit großer Liebenswürdigkeit entgegen, aber im Grunde ihres Herzens wünschen sie ihn dorthin, wo der Pfeffer wächst. Während

in den niedern Klassen schon wegen des Mangels an Frauen die Monogamie herrscht, huldigen die bessern Stände der Vielweiberei, die auf das Familienleben keinen günstigen Einfluß ausübt, weil sie die Frau erniedrigt und an der Entfaltung ihrer Persönlichkeit verhindert.

Ein wichtiger Bestandteil der marokkanischen Bevölkerung sind die Juden, ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 200 000. Sie führen ein von der übrigen Bevölkerung vollständig abgesondertes Leben; sie wohnen in besondern Stadtvierteln (Mellach), haben eigne Gesetze und eigne Gerichte, stehn jedoch in der Verwaltung und der Polizei unter den marokkanischen Behörden. Sie heiraten nur unter sich. Von direkten Steuern sind sie frei, ebenso von der Wehrpflicht, aber sie dürfen außerhalb des Mellachs, abgesehen von Ausnahmen an den Küstenplätzen, weder Grundbesitz erwerben noch Vieh halten. Diese Bestimmung beraubt sie der Möglichkeit, zu allgemeinem Wohlstande zu kommen, denn der Handel allein macht ein Volk nicht reich. Die Juden sind deshalb im Durchschnitt die ärmste Klasse des Landes. Läden dürfen sie, abgesehen von einigen Küstenplätzen, nur im Mellach haben, was ihrer Ausbreitung im Kleinhandel starke Schranken zieht. Die jüdischen Großkaufleute sind zum Teil wohlhabend und beherrschen einen großen Teil des innern Handels. Es gibt unter den Juden recht geschickte Handwerker. An der Religion ihrer Väter hängen sie mit großer Treue, und die europäischen Juden, die in dieser Hinsicht lässig geworden sind, gelten ihnen nicht für voll. Zu erwähnen sind noch die Negersklaven, die auf regelmäßigen Märkten im Innern verhandelt werden. Auf dem Lande sieht man sie wenig, der Landmann kann sie nicht gebrauchen, denn er baut seine Scholle selbst. In den Städten dienen sie als Arbeiter und als Haussklaven, die Negerinnen als Dienerinnen in den Harems. Die Sklaven werden meist ganz jung gekauft, wachsen in den Häusern ihrer Herren auf und werden gut gehalten. Warum das Bekennen des Islams ihnen nicht die Freiheit verschafft, ist mir noch nicht klar geworden.

Das Mittel, das aus der so beschriebnen Bevölkerung ein Volk macht, natürlich mit Ausschluß der Juden, die ein Volk für sich sind, dieses Mittel ist nicht die Vaterlandsliebe, ist nicht das Staatsgefühl, sondern die Religion. Die Religion ist es, was die zahlreichen unter sich und gegen die Regierung verfeindeten Stämme und die Stadtaraber mit ihren aristokratisch-republikanischen Tendenzen zu einem Volke zusammenschweißt und unter die monarchische Spitze zwingt. Der Sultan von Marokko hat nicht etwa den Rang eines Beys von Tunis oder eines Emirs von Afghanistan, er ist für seine Untertanen der Herr aller Herren, der König der Zeit, der Stellvertreter Gottes auf Erden, ein Kind und somit ein legitimer Nachfolger Muhammeds, der Amir el Mumenin, das heißt der Beherrscher der Gläubigen. Bemerkt sei hier, daß der Kalif von Stambul für die Marokkaner nur den Rang eines Türkenhäuptlings hat. Dem Sultan zu gehorchen, ist für den Marokkaner nicht etwa eine bürgerliche Pflicht, sondern ein göttliches Gebot; man glaubt ihm nur dann trotzen zu dürfen, wenn der liebe Geldbeutel durch die Steuern zu sehr bedroht wird. Im übrigen ist man von der göttlichen Sendung von Siedna,

unserm Herrn, vollständig überzeugt, und verwegne Gemüter hoffen wohl, daß sich der Kalif dereinst im heiligen Kriege sein rechtmäßiges Herrschgebiet, das ist die ganze Welt, unterwerfen wird, vor allem das herrliche, in Liedern besungne Andaluus, das Ziel aller maurischen Hoffnungen.

Der Sultan führt das Zepter, zur Seite hat er ein Ministerium, das aus dem Großvezier, dem Minister des Kriegs, dem des Innern und dem des Äußern besteht, die einen großen Stab von Beamten unter sich haben. Aus alter Zeit gibt es die Einrichtung der Aulama, einer Körperschaft von Religions- und Rechtsgelehrten, die die Anordnungen des Sultans auslegen und auf ihre Übereinstimmung mit dem Koran prüfen soll. Diese Leute haben heute nur noch einen dekorativen Wert, denn der Sultan ist allein Herr. Er entsendet seine Beamten in alle Teile des Reichs, zu allen Stämmen und Städten, bei den Stämmen heißen die Beamten Kaid, in den Städten Bascha. Sie führen die Regierung in patriarchalischer Weise, mit der Beschränkung, daß die Schlichtung von Rechtshändeln nicht ihnen, sondern den von ihnen unabhängigen Richtern, den Kadis, zusteht. Diese Regierung hat als ausführende Organe Polizeisoldaten, die häufig als das marokkanische Heer betrachtet werden, aber das ist ein Irrtum. Das Heer ist das Volksaufgebot, denn es herrscht die allgemeine Wehrpflicht, aber ohne eine durchgeführte Dienstpflicht.

Der jetzige Sultan, Mulai Abd el Asis der Vierte (wörtlich: Mein Meister, der Knecht des höchsten Schatzes, nämlich Gottes, also etwa Gottlieb, Gotthard), regiert seit 1894. Er ist ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt und soll ein liebenswürdiger junger Mann sein, der sich für alles Neue, was von Europa kommt, sehr interessiert. Daß sich dieses Interesse manchmal eigentümlich äußert, so im Abbrennen von Feuerwerk am hellen Mittag, ist nicht ohne weiteres lächerlich; es kann der unbeholfne Ausdruck einer glücklichen Geistesanlage sein. Tatsächlich ist seine Regierung bis jetzt nicht übel verlaufen, auch macht sich neuerdings eine Besserung in manchen Zweigen der Verwaltung bemerkbar.

Der Einfluß der Religion äußert sich nicht nur in dem Verhältnis zwischen Sultan und Untertanen, sondern auf allen Gebieten des Lebens. Der Islam mischt sich bekanntlich in alle Angelegenheiten seines Bekenners ein, er ordnet diese bis ins kleinste. Die bürgerlichen Gesetze, das tägliche Leben, Kleidung, Waschungen, die regelmäßigen Gebete, alles dies fußt auf Satzungen des Korans, auch die Pflicht der Frau, ihr Gesicht zu verhüllen. Eine sehr nachteilige Folge des Islams ist der Fatalismus, die übertriebne Vorstellung vom göttlichen Wirken, da er lehrt, daß das Leben des Einzelnen sowie die Ereignisse, die die Gesamtheit treffen, von Gott in einer Weise vorherbestimmt seien, daß kein Menschenwitz und keine Anstrengung an ihnen etwas zu ändern vermögen. Dieser Glaube führt zu der Lähmung der Tatkraft und zum Rückgange des Kulturlebens. Er hat die Schuld an dem Verfalle Marokkos, denn er dämmt den belebenden Strom des Fortschritts zurück und verhindert eine frohe, auf die Zukunft gerichtete Schaffensfreudigkeit.

Das wirtschaftliche Leben Marokkos hat zur Grundlage den Ackerbau, den Gartenbau und die Viehzucht. Je nachdem der Wohlstand der Land-

bevölkerung steigt oder fällt, steigen und fallen Handel und Gewerbe, und somit das Gedeihn der Städte. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Landes sind Weizen, Gerste, Mais, Kanarien- und Leinsaat, Mandeln, Oliven, Wachs, Gummi, Datteln, Wolle; die Viehzucht bringt hervor: Pferde, Esel, Maultiere, Kamele, Ochsen, Ziegen und Schafe. Abgesehen von den Kamelen und den Datteln sind also die Erzeugnisse des Landes durchaus europäischer Art, und hierdurch offenbart sich sein Charakter als Mittelmeerprovinz aber nicht als afrikanisches Land. Der politisch so wichtige Norden ist wirtschaftlich wenig bedeutend, denn der Kern des Landes ist die Mitte mit ihren weiten Ebnen anbaufähigen Landes. Hier lag eine der Kornkammern des alten Roms, und was war, kann wieder werden. Nötig hierzu ist nur Wasser, und das ist verhältnismäßig reichlich vorhanden, aber es fließt unausgenützt in das Meer. Der Atlas ist ein ungeheurer Wasserproduzent, der die wirtschaftlichen Aussichten Marokkos weit über die von Algerien und Tunis erhebt. Auch die Nähe des Atlantischen Ozeans wirkt dabei mit. Die Mengen des Schneeschmelzwassers, die im Frühling vom Atlas herunterstürzen, sind unermeßlich, aber die Schlaffheit des Marokkaners läßt es zu, daß sie unbenutzt im Ozean verschwinden. Auch die Regenmenge, die die Seewinde dem Lande zuführen, ist bedeutend, was ich um so richtiger beurteilen kann, als ich die jährliche Regenmenge sowie den Luftdruck und die Temperaturen von Marrakesch für eine deutsche geographische Gesellschaft festzustellen habe. Durch Stauanlagen im Atlas und ein geeignetes Bewässerungsverfahren könnte man die Fläche des Ackerlandes vervielfachen, so behaupten wenigstens wissenschaftliche Reisende, die einen Blick für solche Dinge haben. Sie haben dabei nur nötig, auf das Altertum zu verweisen, wo diese Möglichkeit eine Tatsache war. Sicher müßte eine weise Ausnutzung des Wassers das Aussehen des Landes gänzlich verändern, denn dort, wo eine gute Bewässerung besteht, wie in den Palmen- und Olivengärten von Marrakesch, schießt der Pflanzenwuchs mit geradezu übermütiger Fülle empor. Die Olivenhaine sieht man in weiten, geschlossenen Gruppen, die Zahl der Dattelpalmen geht in die Zehntausend, und derselbe Boden, der die Palmen und die Oliven trägt, wird mit Erfolg mit Getreide bebaut. Kommt der Reisende aus dem unbewässerten in das bewässerte Gebiet, so tritt er aus der Wüste in das Paradies; der Anblick der Palmengärten tut seinem Auge wohl nach dem Anblick von Sand und Steinen, und die Schneeberge des Atlas stehn zu dem tropischen Bild in einem großartigen Gegensatz.

Überschreitet der Reisende den Atlas, was zwar ein Europäer sehr selten tut, so verläßt er das Mittelmeerland und betritt das wahre Afrika. Das Ackerbauland hat hier ein Ende, und das tropische Plantagenland beginnt. Während nördlich vom Atlas Getreide einerseits und Mandeln, Oliven und Südfrüchte anderseits zugleich gebaut werden, tritt südlich vom Atlas das Getreide sehr zurück, und Mandeln, Oliven und Datteln sind die Haupterzeugnisse. Außerdem darf man vermuten, daß auch die Produktion von Korinthen und Tee und an den glühenden Südabhängen des Atlas die von Kaffee und Tabak möglich sein würde. Dies gilt von der Provinz des Sus

und ihrer Nachbarschaft, während das Tafilelt solche Möglichkeiten nicht u bieten scheint.

In den Städten werden die Hauptmärkte abgehalten, wo der Landmann seine Erzeugnisse verkauft, und wo er einhandelt, was er an Gegenständen der einheimischen und der europäischen Industrie verbraucht. Die heimische Industrie stellt her Wollenzeug, Lederwaren, darunter sehr schöne Pantoffel, Gürtel und Taschen, ferner Teppiche, darunter die vorzüglichen von Rabat, sodann Seidengewebe, eine Spezialität von Fes, Messing- und Eisengegenstände der verschiedensten Art. Die Wollenweberei wird außerhalb der Städte auch von den Landfrauen betrieben. Im Sus gibt es eine primitive Eisen- und Messingindustrie, die einheimisches Material verarbeitet. Das Vorhandensein von Eisen- und Kupfererzen in abbauwürdigen Mengen wird von vielen für sicher gehalten, sowohl nördlich wie auch südlich vom Atlas.

Wenn man ein Land beschreibt, so soll man auch von der Kunst und der Wissenschaft reden. Ich bin gezwungen, mich hier kurz zu fassen, denn leider ist nicht viel davon zu sagen. Die Kunst besteht nur als Kunsthandwerk und äußert sich in der Teppichwirkerei, Gürtlerei, Täschnerei und Holzschnitzerei. Diese liefern sehr niedliche Gegenstände. Die Baukunst ist technisch ganz gut entwickelt, aber künstlerisch wenig bedeutend, nur in der Stuckarbeit wird hervorragendes geleistet. Die heutige maurische Kunst ist nur ein Abglanz der alten Herrlichkeit, die man noch auf der Alhambra und in Cordova bewundern kann. Die Wissenschaft beschränkt sich auf das Koranstudium, weil ja der Koran zugleich Sittengesetz und bürgerliches Gesetz ist. Die Geschichte wird wenig gepflegt, von einem medizinischen Studium ist kaum die Rede. Der Hauptsitz dieser Wissenschaften ist Fes.

Noch auf einen wichtigen Punkt in dem Leben Marokkos will ich eingehn, auf die Steuern. Diese zerfallen in direkte und indirekte; die direkten Steuern werden willkürlich ausgeschrieben und sind der Hauptanlaß zum Streit, ihr Erträgnis ist jedoch viel geringer als das der indirekten. Diese zerfallen in Einfuhr- und in Ausfuhrzölle einerseits und in Markt- und in Torabgaben anderseits. Die ersten werden von Regierungsbeamten erhoben, die andern meistens an Private verpachtet, ohne daß jedoch die Pächter das Recht bekämen, die Sätze nach eignem Ermessen festzustellen.

2

Mit der Außenwelt steht Marokko nur zur See in Verbindung, die Hafenstädte sind für den Europäer die einzigen Tore des Landes. Sie heißen von Osten der Reihe nach: Melilla (spanisch), Tetuan (arab. Tetaun), Ceuta (spanisch), Tanger (arab. Tandja), Larache (arab. El Aräisch), Rabat mit Sla, Casablanca (arab. El dar el Bäida, d. i. das weiße Haus), Asimur, Mazagan (arab. El Tjida, d. i. die Neue), Saffi (arab. El Asfi), Mogador (arab. El Sueera, d. i. das Bild), Agadir (geschlossen). Tetuan ist vorzugsweise Araberstadt, die Araber haben hier die Führung und sollen sich durch gute Bildung auszeichnen. Tanger ist die älteste Stadt des Landes, denn es stammt schon aus den Tagen Roms; es ist der Haupthafen für den Verkehr mit Europa und

der Sitz der Diplomatie; ein Drittel der Bevölkerung besteht aus Mauren, ein Drittel aus Juden und ein Drittel aus Europäern. Rabat ist wiederum eine hervorragende Araberstadt und hat eine gebildete und wohlhabende Bevölkerung. In Casablanca, Mazagan und Saffi haben die Europäer die Führung, während die Hauptmenge der Bevölkerung aus Marokkanern niedrer Klassen besteht. Asimur ist eine heilige Araberstadt ohne Verkehr. Mogador kann man die Hochburg des marokkanischen Judentums nennen; dieses hat hier früher unbedingt vorgeherrscht, auch heute hat es noch den Innenhandel ganz in den Händen, während es im Handel mit Europa durch die europäischen Firmen in den Hintergrund gedrängt worden ist. Die Juden machen hier die Hälfte der Bevölkerung aus, aber gegen frühere Zeiten ist ihr Besitz stark zurückgegangen. Auch Fes, die Hauptstadt des Nordens, und Marrakesch, die Hauptstadt der Mitte, treten mehr und mehr in Beziehungen zu Europa. Fes (mit 100000 Einwohnern, davon etwa 20000 Juden) wurde gegründet von Mulai Idris dem Zweiten um 800 n. Chr., es ist der Vorort der herrschenden Kaste und der Mittelpunkt des Geisteslebens; es ist gut gebaut und hat eine wohlhabende Bevölkerung. Marrakesch (mit 100000 Einwohnern, davon etwa 20000 Juden) wurde gegründet um 1060 n. Chr. von Jussef ben Taschfin, einem Usurpator aus der Sahara. Es ist die größte Stadt der wirtschaftlich bedeutenden Mitte; aus seinem riesigen Umfang von zwanzig Kilometern kann man auf eine frühere Bevölkerung von einer halben Million schließen. Es beherrschte in früherer Zeit den Karawanenhandel bis Timbuktu.

Die Europäer wohnen nahezu sämtlich an der Küste, wo sie sich mehr oder weniger die Bedingungen eines zivilisierten Lebens geschaffen haben. Vor allem sind sie Kaufleute, die dem Einfuhr- und dem Ausfuhrhandel und dem kaufmännischen Betriebe der Landwirtschaft obliegen. Ferner finden wir hier Missionare, die fast ganz ohne Erfolg bemüht sind, dem Christentum unter den Eingebornen Boden zu bereiten; mit um so größerm Erfolge betreiben sie die Krankenpflege und die Verbreitung einer vernünftigen Lebensweise. Als weitere Bestandteile der europäischen Kolonien sind zu nennen die Ärzte und, an Zahl gering, aber an Bedeutung groß, die diplomatischen, die konsularischen und die Postbeamten. In Tanger, Casablanca und Mogador gibt es auch einen spanischen Handwerkerstand. Die Ansiedlungen der Europäer stehn in der Verwaltung und der Gerichtsbarkeit unter ihren Konsuln und ihren Gesandten.

An der marokkanischen Küste finden sich alle Nationen vertreten, in der Hauptsache Deutsche, Engländer, Franzosen und Spanier. Die Deutschen (El Pruss, d. i. Preußen, während sich El Aleman nur allmählich einbürgert) sind zwar an Zahl noch nicht bedeutender als eine der übrigen Nationen, sie sind jedoch am intensivsten tätig, und ihre Bedeutung steigt beständig. An den am weitesten vorgeschobnen Vorposten, in Fes und in Marrakesch, kommen neben ihnen andre europäische Kaufleute kaum in Betracht. Die Deutschen sind es, die in Marokko die größte Zukunft haben, sofern sie mit den übrigen Nationen mindestens gleichberechtigt bleiben. Der große Fehler der Liebedienerei Ausländern gegenüber ist ihnen fremd, und nur vereinzelt findet man eine ungehörige Bevorzugung fremder Sprachen. In dem babylonischen

Sprachengewirr der Küste, wo fünf Sprachen zugleich herrschen, finden sie sich am besten zurecht. Die Engländer (El Ingles) sind zwar tätig, ruhen aber doch zu sehr auf ihren Lorbeeren, sie schreiten nicht mehr vorwärts und müssen deshalb zurückgehn. In dem wichtigen Erlernen der fremden Sprachen sind sie zumeist schwerfällig. Zum Lernen des Arabischen müssen sie sich schon bequemen, aber von den übrigen Sprachen lernen sie gewöhnlich nichts. Immerhin ist der alte Ruf Englands und seiner Erzeugnisse ein Kapital, dessen Zinsen ihnen erlauben, sich noch leidlich zu halten. Die Franzosen (El Frances) leben von der Hoffnung auf eine französische Besitzergreifung, und diese soll ihnen das Monopol bringen, ohne das sie zu keiner großen Bedeutung gelangen können. Kommt es nicht zu dieser Besitzergreifung, so ist ihre Konkurrenz nicht gefährlich. Die Spanier (El Spaniol) sind von ihrer frühern Höhe herabgestiegen, sie sind zwar am zahlreichsten, bedeuten aber im Handel, und hierauf kommt es an, am wenigsten. Von den großen spanischen Häusern früherer Zeit sind die bedeutendsten verschwunden. Das Judentum der Küste spaltet sich politisch in drei Lager, in ein englisches, ein französisches und ein spanisches, deren Anhänger neben dem Arabischen entweder englisch, französisch oder spanisch gelernt haben. Das Deutschtum hat auf diesem Felde noch keine Eroberungen zu verzeichnen, ob dies bedauerlich ist, will ich dahingestellt sein lassen. Vom praktischen Standpunkt aus vielleicht, denn des Sprach ich sprech, des Lied ich sing!

Diesen Verhältnissen entsprechend erscheinen in Tanger drei Wochenzeitungen, eine englische, eine französische und eine spanische, aber keine deutsche, ein Zustand, der durchaus Abhilfe verlangt, denn er macht die Eingebornen glauben, daß dem Deutschtum nur eine mindere Rolle zukomme. Man wende nicht ein, daß eine solche Zeitung nichts abwerfen könne, denn auf den Ertrag kommt es nicht an, aber viel zu verlieren kann doch an einem Wochenblättchen von einem Bogen Stärke auch nicht sein, und den Fehlbetrag müßte eben die Reichsregierung decken, das tun die andern Regierungen bei ihren Zeitungen auch. An umsonst arbeitenden Mitarbeitern würde es der Zeitung nicht fehlen. Erwägen könnte man, ob man eine Zeitung in deutschem und arabischem Paralleltexte herausgeben müsse; ihre Aufgabe würde es sein, bei den Arabern den alten Ruf Englands und Frankreichs auf publizistischem Wege zu erschüttern und Deutschland bei jeder Gelegenheit in das dazu gehörende bengalische Licht zu rücken. Nachher kaufen die Leute unsre Waren noch einmal so gern.

Auf einem andern Gebiete hat Deutschland mit dem schönsten Erfolge die Gleichberechtigung und mehr als das errungen, nämlich auf dem Gebiete der Post. Obgleich die deutsche Post neben der englischen, der französischen und der spanischen die jüngste ist, steht sie dennoch heute unbedingt an erster Stelle, eine gleiche Beliebtheit und ein gleiches Zutrauen kann keine andre aufweisen. Die mit dem Bilde der Germania geschmückten Briefe sind wohl die Hälfte aller Inlandsbriefe, und sie dringen in jedes Haus. Deutsche Postanstalten gibt es an sämtlichen Küstenplätzen mit Ausnahme von Tetuan und Agadir, ferner im Innern in Fes, Meknes, El Ksor und Marrakesch. Die Post in Marrakesch verwalte ich im Nebenamte.

Über die Diplomatie werde ich mir nicht erlauben ein Urteil zu fällen, aber eine Meinung kann ich äußern. Sie geht dahin, daß die deutsche Diplomatie erkennen muß, daß ein wenn auch maßhaltendes, aber immer energisches und bestimmtes Auftreten orientalischen Mächten gegenüber das einzige ist, was zum Ziele führt. Deutschland schaut nicht wie England, Frankreich und Spanien auf jahrhundertelange Beziehungen zu Marokko zurück, ihm dienen zum Ersatze seine Waffenerfolge und der Glanz seiner geschwinden, innerlich gesunden Entwicklung. Die englische Gesandtschaft hat eine gute Stütze an dem Kaid Sir Harry Maclean, einem einflußreichen marokkanischen Beamten englischer Abstammung, die französische Gesandtschaft wird unterstützt von einer Militärmission. Eine solche Militärmission, die zum Teil aus jungen Offizieren besteht, die den Sultan zu nehmen wissen, könnte auch uns gute Dienste leisten. Wir sollten die französische Einrichtung parieren, bevor sie großen Schaden anrichtet. Die Hauptarbeit muß in diesem Lande die Kaufmannschaft tun, sie muß durch ihr Vordringen, ihre Ansprüche und ihren Einfluß der Diplomatie die Grundlage liefern, auf die diese ihren Anspruch auf eine hervorragende Stellung stützen kann.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, ist der Nerv der Beziehungen Marokkos zur Außenwelt der Handel. Der Wunsch, zu kaufen und zu verkaufen und Geld zu verdienen, ist es, was den Marokkaner veranlaßt, zu dem Rumi (d. i. Römer, Europäer) überhaupt in Beziehungen zu treten, und was die Europäer an diese nicht übermäßig wirtlichen Gestade lockt. Die Gegenstände des Ausfuhrhandels sind: Gerste, Leinsaat, Kanariensaat, Foenum graecum, Kümmel, Sesamsaat, Mandeln, Olivenöl, Ziegenfelle, Schaffelle, Kalbfelle, Gummi-Sandaron usw. Früher hatte Marseille die Führung in diesem Ausfuhrhandel, aber es kann mit Befriedigung festgestellt werden, daß Hamburg Marseille zur Seite gedrängt hat und London eine beständig wachsende Konkurrenz macht. Es wird auf diesem Wege fortschreiten. Mit statistischen Zahlen kann ich nicht aufwarten; wer diese wünscht, wende sich an die Konsuln, die über die Handelsbewegung auf das genauste unterrichtet sind. Die Ausfuhrmengen würden sich schnell heben, sobald Marokko dem Fortschritte zugänglich gemacht wäre, auch der Qualität verschiedner Produkte, die nicht als „erstklassig" gelten, würde der Fortschritt zu gute kommen. Der Einfuhrhandel bringt Industriewaren der allerverschiedensten Art, Zucker, Tee, Kaffee usw. Deutschland beherrscht den Markt in Tuchen aus Sachsen, gefärbten Baumwollwaren aus dem Elsaß, Eisenwaren, Haushaltungsgegenständen und Geräten aus Westfalen, bunten Teetassen, Teegläsern und Glaswaren aller Art aus Böhmen und in Musikgegenständen. Englands Stellung ist vorläufig unerschüttert in den so wichtigen weißen Baumwollwaren, ferner in vielen Artikeln Birminghams, das mit Westfalen konkurriert. Seidenwaren und Uhren liefern Frankreich und die Schweiz. Der riesige Zuckerkonsum wird gedeckt von Frankreich und Belgien, aber nach der Aufhebung der Zuckerprämien wird sich der deutsche Zucker hoffentlich das ihm zukommende Feld erobern. In Kolonialwaren, besonders grünem Tee, dem Lieblingsgetränk auch in der entlegensten Hütte, kämpft Hamburg mit London, aber London ist vorläufig noch bedeutender.

Der Anteil der deutschen Kaufleute an dieser Einfuhr ist größer als der Deutschlands, das heißt, daß auch viele nichtdeutsche Waren durch deutsche Hände gehn. So englische Baumwollwaren zum großen Teil und belgischer Zucker zum größten Teil. Die Reisenden in Marokko sind überwiegend Deutsche, selten kommt ein nichtdeutscher Reisender nach Marrakesch. Der deutsche Handel hat sich im letzten Jahrzehnt stärker gehoben als jeder andre, und er kann mit Vertrauen in die Zukunft schauen.

Zur Wahrnehmung seiner kaufmännischen und seiner landwirtschaftlichen Geschäfte bedarf der Europäer einheimischer Hilfskräfte, die von willkürlichen Verfolgungen der Landesbehörden frei sind. Zu diesem Zwecke hat jeder wirtschaftlich selbständige Europäer das Recht, eine gewisse Anzahl von Marokkanern unter den Schutz seines Reichs zu stellen, d. h. sie seinem Konsulat oder seiner Gesandtschaft vorzuschlagen, die sodann den Schutzschein von den marokkanischen Behörden einholt. Diese Schutzbefohlnen sind eine Klientel des Landes, unter dessen Schutz sie stehn, die Sicherheit, die dieser Schutz verleiht, verhilft ihnen zu wirtschaftlichem Gedeihn. Die reichsten unter ihnen sind wohl die englischen, weil diese den Schutz am längsten haben, ihre Zahl schreitet aber meines Wissens nicht mehr fort, während sich die Zahl und der Besitz der deutschen Schutzbefohlnen in aufsteigender Linie bewegen.

An der Schiffahrt an der marokkanischen Küste haben sämtliche Nationen teil; an erster Stelle stehn die Engländer. Die englische Linie ist die Forwoodlinie, sie macht die Rundfahrt London, Gibraltar, Küste von Marokko, Kanaren, Madeira, London in 25 Tagen. Jeden sechsten Tag fährt ein Dampfer, und zwar ein Passagier- und Frachtdampfer von 2000 Raumtonnen (tons register). Diese Linie kann an Größe und Geschwindigkeit der Dampfer mehr leisten als die übrigen Linien, weil sie sich nicht auf den Marokkofrachtverkehr beschränkt, sondern auch die Inseln anläuft, die ihr große Rückladungen von Südfrüchten geben, und ferner, weil sie einem regen Passagierverkehr dient. Diese Rundfahrt, die ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund kostet, betrachten viele Engländer als eine angenehme Erholungsreise, und das Geld, das sie an der Küste von Marokko ausgeben, dient wiederum zur Hebung des englischen Namens.

Den Verkehr mit Deutschland vermitteln die Woermannlinie und die Oldenburgisch-Portugiesische Dampfschiffsreederei. Jede dieser Gesellschaften sendet monatlich einen Dampfer von Hamburg, der die Küste bis Mogador entlang fährt und auf demselben Wege zurückkehrt. Diese Dampfer haben im Durchschnitt 1100 Raumtonnen, sie sind von tadelloser Bauart und zum größten Teile neuere Schiffe. Ihre Kajüteinrichtungen sind in Anbetracht des geringen Verkehrs vorzüglich zu nennen. Schiffe wie die englischen können die deutschen Linien nicht laufen lassen, denn sie beschränken sich auf Marokko. Und doch wäre eine Rundfahrt in der Weise der englischen sehr zu wünschen, einmal, weil sie der deutschen Schiffahrt in Marokko ein ganz andres Ansehen geben würde, und sodann, weil sie dem deutschen Publikum die Gelegenheit zu einer höchst angenehmen und unterrichtenden Seefahrt bieten würde. Es würde doch dem Urteil so manches intelligenten Deutschen weit förderlicher sein, ab

und zu eine richtige Seefahrt zu machen, als sein Geld immer nur an den italienischen Seen oder an der Riviera auszugeben, wo ihm der Wettkampf der Völker gar nicht zur Anschauung kommt. Aber da schon die zahlreichen Südlinien Woermanns die Kanaren und Madeira bedienen, so muß man fürchten, daß die erwähnte Rundfahrt von Hamburg aus nicht so bald ins Leben treten wird. Vielleicht nimmt Bremen diesen Gedanken auf, wenn der Mittellandkanal gebaut worden ist.

Die französische Firma N. Paquet & Komp. sendet von Marseille monatlich drei Dampfer nach der Küste von Marokko. Das sind Schiffe von ungefähr 800 Raumtonnen; es sind alte Kasten, die aber, da sie gewiß ganz abgeschrieben sind, günstig arbeiten mögen. Auch Le Havre sendet neuerdings einen kleinen Dampfer, der monatlich verkehrt. Spanien unterhält einige kleinere Linien an der Küste. Abgesehen von Getreidefrachten, die sie nach Spanien bringen, ist ihr Verkehr nicht bedeutend. Die ungarische Gesellschaft Adria hat vor einem Jahre eine Linie nach Marokko eröffnet, die aller zwanzig Tage verkehrt. Die Dampfer sind neu und schön eingerichtet. Diese Gesellschaft läßt aber neuerdings ihre Dampfer nur bis Tanger laufen, was soviel heißt wie den Verkehr aufgeben.

Leider wird es noch einige Zeit dauern, bis man dem marokkanischen Volke mit Eisenbahnen wird kommen können; auch die kleine Versuchsstrecke Fes-Meknes, die man neulich anfangen wollte, scheint an dem Widerstande der Kabylen zu scheitern. Eine Eisenbahn würde gewiß billiger befördern als die Kameltreiber, die hundert Kilogramm hundert Kilometer weit für drei Peseten befördern, aber eine Bahn kann nur nach wirtschaftlichen Reformen genügend Ladung finden. Dazu kommt, daß auf dem Gebiete der Eisenbahnprojekte Eifersucht zwischen England und Frankreich herrscht. England möchte die Hauptstädte des Landes mit der Küste verbinden, während Frankreich sie an das algerische Netz anschließen möchte, besonders durch die Linie Oran-Udschda-Fes. Vorläufig erscheint alles das unwahrscheinlich. Drei Telegraphenkabel, ein englisches, ein französisches und ein spanisches, reichen bis Tanger, darüber hinaus gehn die Telegramme zu Wasser und zu Lande.

3

Deutschland und Marokko

Eine Abhandlung über Marokko kann bei uns nur halbes Interesse beanspruchen, wenn sie sich nur auf die Darstellung des Landes beschränkt und sich nicht damit beschäftigt, was dieses Land in Zukunft für Deutschland bedeuten kann. Hier lauten die Fragen: Was ist uns Deutschen Marokko? Welcher Vorteil winkt uns dort? Ist es der Mühe wert, und ist es möglich, uns diesen Vorteil zu sichern?

Wenn man ein außerdeutsches Land auf seine Bedeutung für Deutschland hin untersucht, so ist die erste Frage immer die, ob sich das Land als deutsches Pflanzland eignet, ob man es mit deutschen Bauern besiedeln kann. Diese Frage muß man für Marokko mit ziemlicher Bestimmtheit verneinen. Nicht aus klimatischen Gründen, denn das marokkanische Klima ist gesund und fast

ganz fieberfrei; die Hitze ist zwar im Sommer sehr groß, im kühlsten Schatten bis zu 45 Grad Celsius, auf Landflächen, wo steiniger Boden die Sonnenhitze zurückwirft, bis zu 70 Grad Celsius, aber sie ist wegen der Leichtigkeit und der Trockenheit der Luft ganz erträglich. Die wichtige Zeit der Feldbestellung fällt ganz in die gemäßigten Jahreszeiten; die Akklimatisierung einer deutschen Ackerbaubevölkerung wäre also eine Möglichkeit. Aber das schlimmste Hindernis einer Besiedlung liegt in der Bevölkerung selbst; diese ist schon heute sehr zahlreich, und eine Besserung der wirtschaftlichen und der politischen Verhältnisse, möge diese nun von der marokkanischen oder einer fremden Regierung herbeigeführt werden, würde eine starke Vermehrung der Bevölkerung im Gefolge haben. Diese Bevölkerung müßte von dem Reiche erst vernichtet werden, das hier eine Kolonisierung vornähme. Nun liegt die Vernichtung mit kriegerischen oder andern weniger ehrenvollen Mitteln außerhalb der von Deutschland gewünschten Möglichkeiten; es bliebe also die Zurückdrängung im friedlichen Kampfe, aber hierbei würde die eingeborne Bevölkerung große Vorteile auf ihrer Seite haben. Auf eine so entfernte Möglichkeit näher einzugehn, halte ich nicht für meine Aufgabe.

Der heutige Wert Marokkos für Deutschland besteht einerseits in seiner Eigenschaft als Erzeugungsgebiet der Produkte des Südens und als Absatzgebiet für Industriewaren, anderseits in seiner geographischen Lage. Dem Plantagenbau für auswärtige Rechnung würde sich nach Herstellung geordneterer Verhältnisse der weiteste Spielraum eröffnen, es würde möglich sein, hier mit deutschem Gelde Mandeln, Olivenöl und sämtliche Südfrüchte in Mengen zu bauen, die einen großen Teil des deutschen Bedarfs decken würden. Auch die exportfähigen Getreidemengen würden sich stark vermehren. Anderseits würde die deutsche Exportindustrie in Marokko einen Kunden finden, dessen Aufnahmefähigkeit und Kaufkraft im Laufe der Jahrzehnte großer Fortschritte fähig sind. Das Land würde eine große Anzahl von Kaufleuten, Plantagenverwaltern, Beamten usw. ernähren können. Was die Minen anbetrifft, so herrscht noch keine Klarheit. — Die Gunst der geographischen Lage sticht jedem ins Auge, der die Landkarte betrachtet. Marokko gewährt seinem Besitzer die Herrschaft über die Straße von Gibraltar, ferner liegt es auf dem halben Wege nach Südamerika und nach den deutschen afrikanischen Besitzungen. Der deutschen Kriegs- und Handelsschiffahrt würde sich sonach in Marokko ein guter Stützpunkt bieten, dessen die übrigen Völker nicht in demselben Maße bedürfen wie wir, denn sämtliche in Betracht kommenden Nationen haben in der Nachbarschaft schon ihre Hafenplätze. Als Pfeiler eines deutschen Weltkabels ist Marokko ebenfalls wichtig, man denke an die Linie Berlin, Emden, Vigo, Mogador, Buenos-Aires, Santiago de Chile, Samoa, Insel-Indien, Bagdad-Linie, Berlin.

Es ergibt sich hieraus, daß der Besitz oder wenigstens die Selbständigkeit Marokkos für Deutschland zwar augenblicklich keine Lebensfrage ist, aber eine Frage, die die ernste Aufmerksamkeit der deutschen Staatsmänner und des deutschen Volkes gebieterisch erheischt. Viele werden diese Frage damit abzutun suchen, daß sie sagen, sie habe nur eine „sekundäre" Bedeutung. Diese mögen

bedenken, daß Fragen sekundärer Bedeutung häufig die Eigentümlichkeit haben, im Laufe der Zeit eine Bedeutung erster Ordnung zu erlangen. Ein Beispiel aus der englischen Geschichte möge uns warnen. Die Engländer besaßen schon vor zweihundert Jahren Tanger, aber weil der Ort damals ohne Bedeutung war, ließen sie ihn fahren. Es ist dies das einzige mal gewesen, daß die Engländer die Dummheit begangen haben, einen Besitz aufzugeben, der ihnen im Augenblicke nicht wertvoll erschien; sie haben das einmal getan, aber nicht wieder. Auch für Deutschland ist der Umstand, daß Marokko augenblicklich nicht von großer Wichtigkeit ist, kein Grund, in der marokkanischen Frage beiseite zu stehn.

Andre werden einwenden, daß Marokko für Deutschland unerreichbar sei, weil es von England und Frankreich beansprucht werde. Aber die Engländer können auf Marokko kein andres Recht geltend machen als das Gewohnheitsrecht, alles in die Tasche zu stecken, was ihnen unter die Finger kommt. Wollen wir Deutschen dieses Recht anerkennen, so können wir unsre Zukunft begraben. Die Franzosen sagen: Wir sind die Nachbarn, die Sicherheit unsrer Grenzen erheischt es, in Marokko einen herrschenden Einfluß auszuüben und unsichre Grenzgebiete zu besetzen. Den Franzosen kann man erwidern, daß sich ein Staat, der für seine sämtlichen Grenzen einen solchen sichern Zustand verlangt, wie er in Europa besteht, nicht in die Nachbarschaft eines orientalischen Reiches begeben darf. Keinesfalls kann aus der Nachbarschaft ein Recht auf Vorherrschaft abgeleitet werden, und interessierte andre Völker müßten hiergegen energisch Einspruch erheben. Wenn England Marokko wünscht, so tut es dies aus einträglicher Gewohnheit, wenn Frankreich Marokko beansprucht, so erstrebt es damit ein neues Schaustück für die gloiresüchtige Menge, wenn Deutschland in Marokko festen Fuß faßt, so verfolgt es damit eine Politik, die es nötig hat, wie das liebe Brot. Deutschland ist in der Zwangslage, für seine überschüssige Kraft neue Betätigungsfelder zu erschließen, es darf keinen Winkel der Erde aus den Augen lassen und muß an sich reißen, was irgend zu haben ist, damit die Sonne des nächsten Jahrhunderts die Deutschen nicht finde als die Lakaien Rußlands oder Amerikas, sondern als die Herren eines Gebiets, das in seiner Ausdehnung und seiner Beschaffenheit den geistigen und den körperlichen Anlagen des deutschen Volkes entspricht. Dieses Gebiet braucht nicht überall politisch zu sein, die Schutzherrschaft, ja der Zollbund können in vielen Fällen genügen. Es fehlt dem deutschen Volke nicht an Kraft, dieses Ziel zu erlangen, ein Vergleich der deutschen Volkskraft mit der englischen, der französischen oder der slavischen kann nur zu den angenehmsten Hoffnungen berechtigen. Aber die Kraft allein ist eine passive Masse, der Wille muß hinzukommen, der die Kraft befruchtet und in Macht verwandelt, der Wille zum Erfolg, der die Eigenschaften erzeugt, die zum Erfolge führen. Den wirtschaftlichen Machtwillen hat das deutsche Volk glänzend betätigt, aber zur Betätigung des politischen Machtwillens bedarf es noch einer andauernden und strammen Erziehung. Es muß dahin kommen, daß das deutsche Volk mit schnellem Verständnis den Vorgängen im Weltgebiete folgt und freudig arbeitet an dem Ausbau seiner Land- und Seemacht,

die, wie die Geschichte lehrt, zu den ergiebigsten Kapitalanlagen gehören. Es darf nicht sein, daß die Regierung und der Kaiser allein den politischen Karren ziehn, die leitenden Männer könnten die Lust verlieren, für ein störrisches und verständnisloses Volk ihre Kräfte aufzureiben. Ein auf bestimmte Ziele gerichteter Volkswille ist immer die beste Seitendeckung für die Regierung. Mit welchem großen Geschick unterstützen die Londoner und die Pariser Presse ihre Regierungen; wenn es irgendwo an guten Gründen fehlt, füllen die Zeitungen ihre Spalten mit betäubendem Geschrei, und die halbe Welt betet nach, was dort geschrieben steht. Es ist nun einmal wahr, daß zur Verfechtung von Ansprüchen nicht nur gute Gründe, sondern auch gute Lungen gehören. Mögen der Reichstag und die Presse ihre Aufgabe in dieser Hinsicht besser erkennen.

In Marokko ist auf das beste vorgearbeitet worden. Die Deutschen sind überall angesehen, und ihr Anhang ist bedeutend, der deutsche Kaufmannsstand in Marokko kennt seine nationale Pflicht, die Handelsherrschaft im Lande an sich zu reißen. Daß er diese Pflicht erfüllen kann, muß aber sein Rücken gedeckt sein, er muß wissen, daß ihm nicht das traurige Geschick der tunesischen Italiener bevorsteht. Kann Deutschland Marokko nicht besetzen, so mag das unterbleiben, dafür muß aber die Unantastbarkeit Marokkos und auch Siams ebenso durchgesetzt werden, wie die der Türkei und Chinas durchgesetzt worden ist. Nichts ist auf dieser Erde so gering, daß wir es vernachlässigen dürften, jeden Erfolg, der irgend zu haben ist, müssen wir erhaschen, und wir müssen immer bedenken, daß jeder Schritt vorwärts auf dem Wege der Erfolge deren zwei bedeutet auf dem Wege der Ansprüche.



Die Ausbildung der höhern Verwaltungsbeamten in Preußen und andres

Ein Mahnruf an alle, die es angeht



Der Gesetzentwurf über die Neuregelung der Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst in Preußen, den das Abgeordnetenhaus in seiner letzten Session nicht verabschiedet hat, soll dem Landtage bei seinem nächsten Zusammentritt wieder vorgelegt werden. Es dürfte deshalb angebracht sein, einmal die großen Bedenken darzulegen, die jeder Verwaltungsbeamte, der seinen Beruf liebt, gegen den Entwurf erheben muß. Dabei wird sich Gelegenheit bieten, auch andre Fragen des Verwaltungsdienstes zu erörtern, die ebenso wichtig sind, wie die Frage der Ausbildung.

1

Man hat an dem Gesetzentwurf besonders gelobt,*) daß mit ihm an maßgebender Stelle nun endgiltig der Gedanke aufgegeben worden sei, die Anwärter für den höhern Verwaltungsdienst nur aus der Zahl der Gerichts-

*) Regierungsrat Cuno im Preußischen Verwaltungsblatt für 1902, S. 529 ff.

assessoren zu entnehmen. Ich habe umgekehrt dem Entwurf vor allem vorzuwerfen, daß er zwar auf Umwegen, dafür aber um so sicherer die Verwaltung einfach dem Gerichtsassessor ausliefert. Den ersten Schritt auf diesem Wege tut der Entwurf in § 2, der die praktische Beschäftigung der zukünftigen Verwaltungsbeamten bei Justizbehörden von zwei Jahren auf acht Monate herabsetzen will, denn dadurch wird die Leistungsfähigkeit der höhern Verwaltungsbeamten in der bedenklichsten Weise vermindert.

Es ist doch — meine ich — für jeden, der in der Verwaltung Bescheid weiß, mit Händen zu greifen, daß heutzutage ein höherer Verwaltungsbeamter seine Stelle nur ausfüllen kann, wenn er auch ein tüchtiger Jurist ist. Früher war es ja anders. Die Landräte hatten früher meist überhaupt nicht studiert, und von den Mitgliedern der Regierungskollegien ist nach der Regierungsinstruktion von 1817 der Justitiar der einzige Rechtskundige, und zwar nicht bloß auf dem Gebiete des privaten, sondern auch auf dem des öffentlichen Rechts; die Verwaltungsdezernenten sind neben ihm eigentlich nur Techniker. Inzwischen hat sich aber, wie Regierungsrat Leidig schon bemerkt hat,*) ein Recht der Verwaltung ausgebildet, das immer weitere Gebiete ergreift, und das nur von dem beherrscht werden kann, der Jurist ist, d. h. die Fähigkeit hat, juristisch zu denken, und gewöhnt ist — wie sich die Begründung des Entwurfs ausdrückt —, praktische Lebensverhältnisse unter Rechtsbegriffe zu bringen. Aber auch die Anforderungen an die privatrechtlichen Kenntnisse der Verwaltungsbeamten sind fortgesetzt gewachsen.**)

Nun — diese Fähigkeit des juristischen Denkens und diese privatrechtlichen Kenntnisse erwirbt man nicht durch noch so fleißiges und eindringendes theoretisches Studium, sondern nur durch vielseitige und längere Übung in der Praxis der Gerichte. Die in dem Entwurf vorgeschlagne, nur achtmonatige Beschäftigung bei einem Amtsgericht genügt schon wegen der kurzen Zeitdauer nicht, und sie würde noch weniger ihren Zweck erfüllen, wenn sie, wie man scheinbar beabsichtigt, einseitig auf die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit beschränkt werden sollte; diese können die für einen zukünftigen Verwaltungsbeamten nötige Geistesgymnastik nimmermehr gewähren.

Nun hat man gemeint,***) daß eine ausgedehntere Beschäftigung der Regierungsreferendare beim Bezirksausschuß den Mangel einer längern Ausbildung bei der Justiz ersetzen könne. Man übersieht dabei aber, daß die Tätigkeit beim Bezirksausschuß notwendig einer der letzten Abschnitte der prak-

*) Preußisches Verwaltungsblatt für 1902, S. 483.

**) Nur ein Beispiel! Während früher die Veranlagung der Klassen- und der Einkommensteuer rechtliche Schwierigkeiten kaum jemals machte, sind jetzt bei der Einkommensteuerveranlagung die schwierigsten Rechtsfragen aus den Gebieten des Familien-, des ehelichen Güter-, des Erb-, des Obligationen-, des Aktienrechts usw. das tägliche Brot schon der untern Veranlagungsbehörden. Und während früher die Gewerbesteuer ganz mechanisch nach äußern, nicht mißzuverstehenden Merkmalen bestimmt wurde, sodaß ihre Veranlagung ruhig den Bureaubeamten überlassen werden konnte, macht jetzt z. B. häufig die Vorfrage, ob überhaupt ein Gewerbebetrieb im Rechtssinne vorliegt, Schwierigkeiten, denen nur ein juristisch geschulter höherer Beamter gewachsen sein kann.

***) Regierungsrat Cuno a. a. O.

tischen Ausbildung des Regierungsreferendars ist, während dieser doch von Anfang an imstande sein muß, juristisch zu denken. Auch hat der Regierungsreferendar beim Bezirksausschuß doch wahrlich andres zu lernen als juristisches Denken. Und endlich fehlt ihm bei dieser Behörde fast jede Gelegenheit, die für ihn so wichtigen privatrechtlichen Kenntnisse zweckentsprechend zu erweitern und zu vertiefen. Die Vertröstung auf den Bezirksausschuß kann ich also nur für graue Theorie halten. Ich fürchte vielmehr, daß die Verwaltungsbeamten in Zukunft auf Schritt und Tritt versagen werden, wenn die in dem Entwurf vorgeschlagne ungenügende praktische Ausbildung bei der Justiz wirklich durchgeführt werden sollte. Es wird dann schon aus diesem Grunde nichts andres übrig bleiben, als den Gerichtsassessor in immer mehr steigendem Umfange in die Verwaltung zu übernehmen, um die ungenügenden Leistungen der Verwaltungsbeamten auszugleichen.

Außerordentlich gefördert würde nun eine solche Überflutung der Verwaltung mit Gerichtsassessoren werden durch die Bestimmung in § 11 des Entwurfs, wonach die Minister des Innern und der Finanzen befugt sein sollen, solche Personen, die die Befähigung für den höhern Justizdienst erlangt haben, ohne weiteres als befähigt für den höhern Verwaltungsdienst zu erklären. Darin liegt insofern eine Änderung des geltenden Rechtszustands, als jetzt einem Gerichtsassessor die Befähigung für die höhere Verwaltung erst verliehen werden kann, wenn er drei Jahre bei bestimmten Verwaltungsbehörden gearbeitet hat. Die Gesetzesbegründung rechtfertigt die neue Bestimmung zunächst damit, daß es unter der Herrschaft der jetzt geltenden immer schwieriger geworden sei, die unentbehrlichen rechtskundigen Mitglieder der Verwaltungsbehörden, also die Justitiarien zu beschaffen. Sodann soll nach ihr die Änderung die Möglichkeit gewähren, „das Personal der Verwaltung auch durch die Heranziehung tüchtiger und für den Verwaltungsdienst als geeignet erkannter Beamtenkräfte mit juristischer Durchbildung in fruchtbringender Weise zu ergänzen."

Für jeden, der Augen hat zu sehen, heißt dies doch: Wir wollen Gerichtsassessoren in der Verwaltung nicht nur als Justitiarien, wie jetzt, sondern von vornherein auch in den Verwaltungsdezernaten, die sie jetzt erst nach drei Jahren erhalten dürfen, beschäftigen können. Damit ist aber doch zweifellos die von Herrn Cuno so gelobte angebliche Grundlage des ganzen Gesetzentwurfs zerstört! Und wer nur einigermaßen weiß, wie es bei uns in Personalsachen zugeht, wer noch die Verhältnisse vor der Aufhebung der alten Bestimmungen über die Befähigung zur Verwaltungslaufbahn im Jahre 1869 kennt, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der Gerichtsassessor durch diese neu eröffnete Pforte in hellen Scharen in die Verwaltung eindringen wird. Es ist dies umsomehr zu erwarten, als in Zukunft, sobald § 11 des Entwurfs Gesetz geworden sein sollte, der Zudrang zu der Verwaltungslaufbahn sicherlich stark nachlassen wird. Denn wer wird noch Regierungsreferendar werden wollen, wenn er infolge seiner „Beziehungen" sicher sein kann, als Gerichtsassessor einfacher, schneller, billiger und bequemer dasselbe Ziel zu erreichen? Die auffallende Verminderung der Zahl der Regierungsreferendare in den letzten Jahren müßte meines Erachtens doch zu denken geben.

Die unter der Herrschaft gesetzlicher Bestimmungen, wie sie § 2 und § 11 des Entwurfs enthalten, in Zukunft bestimmt in Aussicht stehende Überwucherung der Verwaltung durch Gerichtsassessoren würde meiner festen Überzeugung nach einen verhängnisvollen Rückschritt und ein Unglück für unser Volk und unsern Staat bedeuten. Von Ausnahmen abgesehen, die ich selbstverständlich nicht leugne, mit denen aber nicht gerechnet werden kann, ist der Gerichtsassessor zum Verwaltungsbeamten nicht geeignet. Ich bin hier in der glücklichen Lage, mich einfach auf die Gesetzesbegründung berufen zu können, die mit anerkennenswerter Unbefangenheit alles anführt, was gegen die Verwendung einseitiger Juristen in der Verwaltung spricht: ihre Unwissenheit auf dem großen Gebiet des Staats- und Verwaltungsrechts und der Staatswissenschaften, die in ihrer Ausbildung begründete Neigung zu einer rein formalistischen Auffassung der Geschäfte und zur Geringschätzung des praktischen Lebens und seiner Forderungen, und endlich ihr Mangel an Initiative.*) Es ist eins der vielen Rätsel, die der Entwurf und seine Begründung aufgeben, daß man aus diesen richtigen Vordersätzen nicht den unabweisbaren Schluß gezogen hat: Der Gerichtsassessor muß aus der Verwaltung möglichst ferngehalten werden. Ich hoffe, daß der Landtag diese Versäumnis wieder gut machen und den § 11 einfach streichen wird, und zwar ganz, denn auch die höhern Verwaltungsbeamten der Reichslande haben eine überwiegend juristische Vorbildung. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Unfruchtbarkeit, die das Kennzeichen der preußischen Verwaltung und Verwaltungsgesetzgebung im vorigen Jahrhundert, in der Zeit etwa von den dreißiger bis in die achtziger Jahre, ist, auf den Umstand zurückführe, daß man damals in immer steigendem Umfange Gerichtsassessoren in die Verwaltung herübergenommen hat. Ich fürchte somit, daß sich diese Erscheinung wiederholen wird, wenn, wie dies nach der inzwischen eingetretnen Veränderung unsrer Verhältnisse sicher anzunehmen ist, in Zukunft Gerichtsassessoren in größerer Zahl nicht nur in die höhern Behörden, wie im vorigen Jahrhundert, sondern auch in die Landratsämter eindringen werden. Die jetzigen Zeitläufte sind aber nicht dazu geeignet, solche Experimente zu machen.

Ich bestreite dabei keineswegs, daß die Verwaltung Beamte braucht, die eine abgeschlossene juristische Bildung haben. Aber dieser Bedarf läßt sich für

*) Der Kundige wird in dieser der Begründung des am Anfang genannten Gesetzentwurfs entnommnen Schilderung alles wiederfinden, was den Bureaukraten ziert. In der Tat ist auch gerade der Gerichtsassessor überall zuerst der Träger des Bureaukratismus und des damit nahe verwandten Fiskalismus, also der beiden liebenswürdigen Eigenschaften, durch die sich die preußische Verwaltung so tausendfach mißliebig macht. Es ist deshalb auch sehr bezeichnend, daß gerade bei den Spezialverwaltungen, die der Gerichtsassessor schon heute uneingeschränkt beherrscht, mehr über Bureaukratismus und Fiskalismus geklagt wird als bei der allgemeinen Landesverwaltung. Ich erinnere nur an die Generalkommissionen und was damit zusammenhängt. Die Klagen über sie sind im Laufe der Zeit so lebhaft geworden, daß sich die Regierung entschließen mußte, an eine Reform zu denken, bei der aber nichts herauskommen wird, da man den Grund des Übels, eben die ausschließliche Herrschaft des Gerichtsassessors, nicht wird beseitigen wollen oder können. Das richtigste wäre, nicht zu reformieren, sondern die besondern Behörden der sogenannten landwirtschaftlichen Verwaltung einfach aufzuheben und ihre Geschäfte den Behörden der allgemeinen Landesverwaltung zu überweisen. Wenn diesen tüchtige Techniker in genügender Zahl und geeignete Laienkollegien beigegeben würden, dann würden die Klagen über diesen Zweig der Verwaltung bald verstummen.

die mittlern Behörden, wo er am größten ist, leicht dadurch decken, daß man die nötigen Juristen vorübergehend auf zwei bis drei Jahre von der Justizverwaltung borgt. Dabei würde weder die Verwaltung noch auch die Justizverwaltung geschädigt, was ich für ebenso wichtig halte. Die Justizverwaltung würde vor allem nicht mehr ihre besten Beamten dauernd verlieren, wie dies bei der jetzigen Einrichtung nur zu häufig vorkommt, es würde so auch auf die einfachste und für alle Beteiligten förderlichste Weise die häufig erhobne, sehr berechtigte Forderung erfüllt werden, daß den Justizbeamten Gelegenheit gegeben werden müsse, sich wenigstens einige Kenntnisse des öffentlichen Rechts zu erwerben und einen Blick in die Verwaltung zu tun.*)

Die Durchführung dieses Vorschlags könnte kaum praktischen Schwierigkeiten begegnen. Wenn man an maßgebender Stelle darüber keinen Zweifel läßt, daß Beamte, die bei der Verwaltung gearbeitet haben, den ersten Anspruch auf die höhern Stellen in der Justizverwaltung haben würden — was ja auch sachlich durchaus gerechtfertigt wäre —, dann werden sich immer genug Juristen für die Verwaltung melden. Äußerstenfalls würden die Bestimmungen über die Beschäftigung der Gerichtsassessoren im Ausführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz zu ändern sein. Auch finanzielle Bedenken dürften gegen meinen Vorschlag kaum bestehn. Die Juristen würden das Diensteinkommen, auf das sie nach ihrem Dienstalter bei der Justizverwaltung Anspruch hätten, aus Mitteln der Verwaltung weiter beziehn. Da sie meist in jüngern Jahren sein würden, so könnten dadurch Mehrausgaben über den zur Besoldung der jetzigen Justitiarien in der Verwaltung nötigen Betrag kaum entstehn. Vielleicht ließen sich sogar noch Ersparnisse machen, die man zu Funktionszulagen für die Herren verwenden könnte. Die Auswahl der bei der Verwaltung zu beschäftigenden Juristen könnte man im allgemeinen ruhig der Justizverwaltung selbst überlassen.

Wie man aber auch die Frage der Verwendung von Juristen in der Verwaltung lösen will, es muß unbedingt vermieden werden, daß die juristische Ausbildung der Verwaltungsbeamten verschlechtert wird. Ob es dazu nötig ist, die jetzige zweijährige praktische Ausbildung bei Justizbehörden beizubehalten, lasse ich dahingestellt. Ich glaube, daß eine neunmonatige Beschäftigung bei einem Amtsgericht und eine ebenso lange bei einer Zivilkammer genügen, wenn diese Zeit gut ausgenützt wird. Dazu gehört vor allem, daß die Richter, denen der Referendar überwiesen wird, wirklich befähigt sind, seine Ausbildung zweckentsprechend zu leiten.**)

Die Ausbildung müßte so geregelt werden, daß der Referendar vom Standpunkt der Praxis aus eine vollständige Übersicht erhält über das ganze Gebiet des Privatrechts, des Strafrechts und des Prozesses unter Hervorhebung der für die Verwaltung besonders wichtigen Teile, und daß er ausreichende Gelegenheit hat, sich im juristischen Denken zu üben. Zu diesem Zweck müßte er, namentlich während der Beschäftigung bei der Zivilkammer, häufig schriftliche

*) Kluge Leute haben zu diesem Zweck empfohlen, sämtliche Gerichtsreferendare drei bis sechs Monate bei der Verwaltung zu beschäftigen, und damit gezeigt, daß sie von der Verwaltung keine Ahnung haben.

**) Es würde nur billig sein, wenn man diesen Herren für ihre Tätigkeit zum Vorteil eines andern Zweiges des Staatsdienstes eine besondre Entschädigung gewähren würde.

Relationen anfertigen. Der Abschluß müßte eine Prüfung sein, durch deren Bestehn der Prüfling den Anspruch erwirbt, in der großen Staatsprüfung nicht mehr, wie dies jetzt regelmäßig geschieht, über privat- und prozeßrechtliche Gebiete gefragt zu werden. Diese Prüfung könnte im übrigen ganz einfach und leicht sein; etwa: zuerst als häusliche Arbeit eine Relation aus nicht zu schwierigen und umfangreichen Akten, sodaß sie bequem in einer Woche vollendet werden kann; dann zwei bis drei Klausurarbeiten von ein bis zwei Stunden Dauer über praktische Fälle unter Benutzung einiger bestimmter Hilfsmittel und endlich eine mündliche Prüfung von anderthalb bis zwei Stunden, die mehr eine Unterhaltung als eine Prüfung sein würde. Der Leiter der Prüfung würde ein höherer Verwaltungsbeamter sein, die Prüfer selbst könnten aus der Zahl der praktischen Juristen genommen werden.

2

Als ein weiterer Mangel des Entwurfs muß bezeichnet werden, daß er versäumt, die Verwaltungslaufbahn von der juristischen von Anfang an vollständig zu trennen. Ich beeile mich zu bemerken, daß ich diese Trennung so verstehe, daß die Verwaltung die Ausbildung ihres Nachwuchses von vornherein selbst in die Hand nimmt und leitet und sie weder in den wichtigen Universitätsjahren noch in der nicht minder wichtigen ersten Zeit der Praxis den Angehörigen eines andern Berufs vollkommen und ohne die Möglichkeit des eignen Eingreifens überläßt.

Die Gründe, die man gegen eine solche Trennung geltend gemacht hat, kann ich beim besten Willen nicht für zutreffend halten. So hat man gesagt, daß für eine Trennung der beiden Laufbahnen die Zeit noch nicht gekommen sei. Aber sie ist doch schon längst gekommen, seitdem die Verwaltung von der Justiz abgetrennt und eine besondre Verwaltungslaufbahn mit besondrer Ausbildung geschaffen worden ist! In diesem Augenblick ist ein besondrer Stand der Verwaltungsbeamten entstanden, der wie jeder andre Berufsstand nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, seinen Nachwuchs vom ersten Tage an selbst zu erziehn und zu bilden. Ebensowenig kann ich zugeben, daß unter einer solchen Trennung die juristische Ausbildung der künftigen Verwaltungsbeamten leiden müsse, wie man behauptet hat. Diese Trennung hindert ganz und gar nicht, daß der Verwaltungsnachwuchs z. B. alle juristischen Vorlesungen hört, die für eine gründliche Ausbildung nötig sind, und bei Justizbehörden praktisch arbeitet. Höchstens würde notwendig sein, die Verpflichtung der Justizverwaltung, die zukünftigen Verwaltungsbeamten zu beschäftigen, gesetzlich festzulegen. Schwierigkeiten könnte dies nicht machen, da diese Verpflichtung ja jetzt schon besteht, und außerdem die Verwaltung ja auch in der Lage ist, sich erkenntlich zu zeigen, indem sie nach meinem frühern Vorschlag Beamten der Justizverwaltung Gelegenheit gibt, bei ihr zu arbeiten und dadurch ihr Wissen und Können zu mehren.

Ein sehr merkwürdiger Einwand gegen die von mir empfohlne Trennung geht dahin, daß dabei die Ausbildung der Juristen leiden würde; auch diese müßten von öffentlichem Recht, von andern Zweigen der Staatswissenschaften usw.

etwas lernen. Aber dafür hat doch die Justizverwaltung selbst zu sorgen! Richte sie ihre juristischen Prüfungen nur entsprechend ein, dann werden ihre jungen Herren über Privatrecht, Strafrecht und Prozeß hinaus alles lernen, was von ihnen verlangt wird, ohne daß, wie jetzt, die Ausbildung der Verwaltungsbeamten geschädigt zu werden braucht.

Ferner kann ich nicht zugeben, daß durch die Scheidung zwischen Justiz und Verwaltung schon auf der Universität notwendigerweise die jetzt leider zwischen Juristen und Verwaltungsbeamten bestehende Kluft vergrößert werde. An der Entstehung dieser Kluft sind allein die Juristen schuld; sie beruht zunächst auf einer unter ihnen weit verbreiteten Überhebung gegenüber den Verwaltungsbeamten. Diese entspringt vor allem aus der auch heute noch, wenn auch nicht mehr unbedingt, in den maßgebenden Kreisen herrschenden Anschauung, daß ein Gerichtsassessor notwendigerweise alles verstehe und könne. Dazu kommt dann noch bei manchem Juristen das bittere Gefühl, daß ihm mangels einflußreicher „Beziehungen“ der Eintritt in die heiligen Hallen der Verwaltung versagt ist, während mancher Kollege, den er für weniger tüchtig hält, als sich selbst — vielleicht nicht mit Unrecht —, ohne weiteres infolge solcher „Beziehungen“ dieses Ziel erreicht. Wenn es also überhaupt ein Mittel gibt, diese Kluft zu beseitigen, dann liegt es sehr viel eher in der von mir empfohlnen Trennung beider Laufbahnen, als in der Beibehaltung ihrer jetzigen Vereinigung, namentlich wenn nach meinem Vorschlag eine größere Anzahl Justizbeamter Gelegenheit erhalten würde, die Verwaltung durch vorübergehende längere Beschäftigung bei ihr wirklich kennen zu lernen und sich zu überzeugen, daß ein Verwaltungsbeamter doch etwas mehr leisten muß, als die Herren Juristen jetzt von der Höhe ihres Selbstbewußtseins herunter zugeben wollen.

Zum Schlusse will ich der Vollständigkeit halber noch anführen, daß man gesagt hat (z. B. der verstorbne Professor Nasse in Bonn), der junge Student könne unmöglich schon wissen, ob er innern Beruf für die Verwaltung habe. Demgegenüber behaupte ich, daß kaum einer oder der andre der jungen Gerichtsreferendare, die jetzt zur Verwaltung übergehn, diesen Schritt aus dem Gefühl eines innern Berufs für die Verwaltung tut. Die allermeisten lassen sich dabei von äußern Rücksichten leiten, meistens von der angeblichen größern Vornehmheit der Verwaltung. Auch diesem Grunde gegen die möglichst frühe Trennung der Verwaltungslaufbahn von der juristischen kann ich also keine Bedeutung beimessen.

Die großen Vorteile dieser Trennung würden namentlich sein, daß schon die Universitätsstudien und die erste Prüfung dem Bedürfnis der Verwaltung ganz angepaßt werden können. Ohne die Trennung ist dies nach meiner Erfahrung und Überzeugung ausgeschlossen. Ich erinnere nur an die Volkswirtschaftslehre mit ihren verschiednen Gebieten. Ein zukünftiger Verwaltungsbeamter muß sich mit ihr — darüber sind alle einig — schon auf der Universität so eingehend beschäftigen, wie dies ein Student, der aus ihr kein Fachstudium macht, nur eben kann. Einem Juristen kann man eine so eingehende Beschäftigung aber meines Erachtens nicht zumuten. Bei ihm muß man zufrieden sein, wenn er auf diesem Gebiet das leistet, was die jetzigen Prüfungsvorschriften verlangen, d. h. dartut, daß er eine Übersicht über die sogenannte allgemeine Volkswirt-

schaftslehre hat. Weiter! Die Juristen behaupten vielfach, daß eine Studienzeit von sechs Semestern nicht genüge, und man fordert noch ein siebentes Semester. Ich glaube, daß man, wie ich später noch dartun werde, die Vorbildung der jungen Verwaltungsbeamten so einrichten kann, daß sechs Semester vollständig ausreichen, und daß eine Verlängerung der Studienzeit der Verwaltungsbeamten um ein Semester nur dann zu rechtfertigen ist, wenn man unter die Pflichtvorlesungen auch kurze (drei- bis vierstündige) Vorlesungen über Landwirtschaft, Technologie und dergleichen aufnimmt.

Für besonders wichtig halte ich die Gestaltung schon der ersten Prüfungen, und zwar muß ich da zunächst eine Ketzerei bekennen. Ich halte nämlich neben der Referendarprüfung eine Zwischenprüfung auf der Universität nach dem dritten oder vierten Semester für nötig, das heißt nur für den Verwaltungsbeamten, nicht für den Juristen, sodaß sich auch hier wieder beider Wege schon sehr früh trennen. Diese Zwischenprüfung soll nämlich nicht den Zweck haben, den Studenten zum Fleiß und zur Arbeit zu zwingen, sondern sie soll ihm die Prüfungen erleichtern. Schon jetzt ist der Studien- und der Prüfungsstoff so groß, daß nur ein Übermensch in der Lage wäre, über ihn in einem Prüfungstermin von der durch die Kräfte der Prüflinge begrenzten Dauer in vollem Umfange Rechenschaft abzulegen. Glücklicherweise fällt denn auch das meiste davon in der Prüfung aus; es werden nur ganz wenig Gebiete berührt. Soll dies anders werden, soll sich die Referendarprüfung auf das ganze, ihr zugewiesene Gebiet erstrecken, wie man, meines Erachtens mit Recht, für nötig hält, dann muß, da wir einstweilen noch keine Übermenschen haben, für den Verwaltungsbeamten mit seinem größern Wissensgebiet der Prüfungsstoff auf mehrere Prüfungen verteilt werden. Da liegt dann nichts näher, als daß man in der erwähnten Weise möglichst früh teilt. Die Zwischenprüfung würde sich etwa auf Privatrecht, Strafrecht, Zivilprozeß und die allgemeine Volkswirtschaftslehre erstrecken, die Referendarprüfung auf die übrigen Zweige des öffentlichen Rechts und der Volkswirtschaftslehre.

Ein weiterer Trennungspunkt zwischen Verwaltung und Justiz liegt notwendig in der äußern Einrichtung der ersten Prüfungen. Die Justizverwaltung glaubt, die schriftliche Referendararbeit nicht entbehren zu können. Ob dies auf zutreffenden Erwägungen beruht, kann hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist für den zukünftigen Verwaltungsbeamten eine solche schriftliche Arbeit nicht nötig. Das Wesen der Verwaltungstätigkeit ist die Beherrschung einer unendlichen Fülle von Einzelheiten. Die Voraussetzung dafür ist wiederum die sichere Beherrschung gewisser leitender Grundsätze und Regeln. Das Studium, vor allem das Universitätsstudium, des Verwaltungsbeamten muß demnach dahin gerichtet sein, sich diese allgemeinen, leitenden Regeln anzueignen. Dementsprechend müssen auch die Prüfungen festzustellen suchen, ob die Prüflinge diesen Anforderungen entsprechen. Selbstverständlich kann diesen Zweck auch eine schriftliche Arbeit erfüllen, vorausgesetzt, daß die Aufgabe zweckentsprechend gewählt ist; weit besser erreicht dieses Ziel aber die mündliche Prüfung. Man sollte deshalb dem jüngern Verwaltungsbeamten eine mit dem Verlust von Monaten verbundne schriftliche Arbeit nicht zumuten. Gewiß muß der Verwaltungsbeamte schon auf der Uni-

versität zeigen, daß er eine in sein Fach einschlagende wissenschaftliche Aufgabe schriftlich lösen kann. Aber dazu sind Seminarübungen da, und es scheint mir vollkommen zu genügen, wenn die Zulassung zu den Universitätsprüfungen davon abhängig gemacht wird, daß der Prüfling eine bestimmte Anzahl Seminararbeiten vorlegt, die von dem Leiter des Seminars mindestens als „ausreichend" bezeichnet worden sind.

Daß endlich der Leiter der Universitätsprüfungen der zukünftigen Verwaltungsbeamten nicht ein Justiz-, sondern nur ein Verwaltungsbeamter sein kann, bedarf keines Nachweises. Unter dieser Voraussetzung ist es nicht nur unbedenklich, sondern geradezu erwünscht, daß als Prüfer ausschließlich Universitätslehrer tätig sind.

(Schluß folgt)



Zur Geschichte der Braut von Messina

Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr ihrer Entstehungszeit

1. Entstehungsgeschichte



Nach der Beendigung des Don Carlos und mit der Übersiedlung nach Weimar hatte sich Schiller andern Problemen zugewandt als dramatischen: im Vordergrunde standen — neben kleinern dichterischen Arbeiten — die Beschäftigung mit der Geschichte und als eine Frucht seines Sommeraufenthalts in Volkstädt und Rudolstadt das Studium antiker Dichter. Trotzdem hatte er die Gedanken an ein Drama nicht ganz zurückgestellt; er war ja mit zwei dramatischen Plänen nach Volkstädt gekommen: dem Menschenfeinde und einem „andern." Es entsteht die Frage, welches Stück wir unter diesem „andern" zu verstehn haben. Nun stellt Düntzer in seinen Erläuterungen zu den deutschen Klassikern (Band 52) die Behauptung auf, daß es die Braut von Messina sei. Und die Ausdrücke in den von ihm angeführten Briefstellen scheinen ihm Recht zu geben. — Nachdem Schiller am 26. Mai 1788 an Körner geschrieben hatte, daß unter den Arbeiten, mit denen er im Sommer zustande kommen möchte, auch ein Theaterstück sei, daß es aber noch dahinstehe, „ob dieses der Menschenfeind oder ein andres sein werde," das er, wie der Schwabe sage, an der Kunkel habe, teilt er Körner in einem zweiten Briefe vom 12. Juni mit, daß er sich für den Menschenfeind entschlossen habe. Doch schon bald steht wieder das geheimnisvolle „andre" im Vordergrund, und Schiller berichtet, daß dies ein Stoff sei, den er seit einem halben Jahre im Kopfe habe, ein Stoff, der einer griechischen Manier fähig sei, und den er auch in keiner andern ausarbeiten werde. In dieser griechischen Manier übte er sich zunächst durch die Übersetzung der Euripideischen Iphigenie von Aulis. — Besonders interessant erscheint mir für unsre Frage ein Brief an Körner vom 25. Februar 1789, worin er erklärt, sich für den dramatischen Beruf entscheiden zu wollen, da er

sich im Drama noch am allermeisten zutraue. Bis jetzt freilich seien seine Kompositionen zu weitläufig und zu kühn gewesen; „aber laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten. Einen solchen habe ich in petto, und damit werde ich auch debütieren. Der Menschenfeind ist mir zu verwickelt und zu schwer, als daß ich die neue Manier [die griechische also!] zuerst daran versuchen könnte."

Es kann nicht geleugnet werden, daß angesichts dieser Briefstellen und namentlich der letzten der Gedanke nahe liegt, daß Schiller schon damals an die Braut von Messina gedacht habe, und es bestünde kein Zweifel, daß die Braut von Messina gemeint sei, wenn die betreffenden Stellen nicht auch ebensogut auf ein andres Drama paßten, mit dessen Ausarbeitung sich Schiller seit 1793 ernstlich beschäftigte: die Malteser. Auf diesen Stoff hatte ihn natürlich sein Don Carlos gebracht; 1792 versah er die Geschichte des Malteserordens von Vertot mit einer Vorrede, und seit 1793 wird in zahlreichen Briefen an Körner, Goethe, Cotta u. a. immer wieder die Absicht ausgesprochen, dieses Drama vorzunehmen. Die Malteser scheinen mir demnach gemeint zu sein, wenn Schiller von „simpelm Plane" und „griechischer Manier" in den erwähnten Briefen spricht. In einem Briefe an seine Frau vom 20. September 1794 erklärt Schiller die Malteser für „noch einmal so leicht" als Wallenstein, und er schreibt am 2. Oktober 1794 an Cotta, daß er bis Ostern 1795, also in sechs Monaten, mit dem Drama fertig zu sein hoffe. Ungefähr ein Jahr später, am 5. Oktober 1795, spricht er Humboldt gegenüber sogar die Hoffnung aus, das Drama in vier Monaten, vom Dezember bis zum April, beenden zu können, und rühmt seinem Stoff „eine einfache heroische Handlung und ebensolche Charaktere" nach; ja noch im November 1796 will er die Malteser vor dem Wallenstein beenden, und Dezember 1797, wo er mitten in der Arbeit am Wallenstein saß, hoffte er, wie er an Goethe schrieb, im nächsten Herbste „tief in den Maltesern zu sitzen." Man sieht deutlich, Schiller betrachtete die Malteser als einen „simpeln Plan" und eine leichte Aufgabe; dazu wollte er sie auch in „griechischer Manier" ausführen, denn am 5. Oktober 1795 schrieb er an Körner, daß er in der Tragödie: Die Ritter von Malta „einen Gebrauch von dem Chor zu machen gedenke, der die Idee des Trauerspiels erweitern könne."

Daß zwischen den ersten flüchtigen Gedanken an die Malteser und dem Anfang der Ausarbeitung so lange Zeit verstrichen ist, liegt an veränderten äußern und innern Verhältnissen: an häufigen Krankheitsanfällen, an den Arbeiten für seinen neuen Beruf und dem Studium Kants, d. h. darin, daß sich Schiller fast gänzlich von der Poesie abwendet. Die dichterischen Neigungen beginnen erst allmählich seit dem Jahre 1793 wieder zu erwachen. Das Äußerste, was man demnach wird sagen können, ist, daß Schiller während seines Rudolstädter Aufenthalts, angeregt durch seine allein und mit den Schwestern Lengefeld gemeinsam betriebnen griechischen Studien, den Plan faßte, ein Drama in griechischer Manier zu schreiben oder einen schon ins Auge gefaßten Stoff in griechischer Manier auszuführen. Vielleicht hat ihm die Beschäftigung mit den Phönissen und die Übersetzung dieses Dramas das

Problem der feindlichen Brüder, das ihn schon in seiner Jugend beschäftigte, wieder näher gebracht. Irgend eine Anspielung darauf findet sich jedoch bis zum Jahre 1797 nicht; vielmehr weist alles, und besonders seit 1793, auf die Malteser hin. Die erste Äußerung des Dichters, bei der wir an eine Tragödie in der Art der Braut von Messina denken können, findet sich im Jahre 1797. Schiller schreibt am 2. Oktober dieses Jahres an Goethe, daß er sich „dieser Tage" viel damit beschäftigt habe, „einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vorteile verschaffe." Diese Vorteile seien unermeßlich, besonders der, daß man „die zusammengesetzte Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zu Grunde legen" könne; denn diese Handlung sei schon geschehn und falle mithin „ganz jenseit der Tragödie." Dabei sei „das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher," und „die Furcht, daß etwas geschehn sein möchte," affiziere das Gemüt ganz anders, „als die Furcht, daß etwas geschehn möchte." Da Ödipus nur eine „tragische Analysis," eine „Herauswicklung" sei, so könne alles in der einfachsten Handlung und einem sehr kleinen Zeitraum geschehn, trotz der Verwicklung der Begebenheiten und ihrer Abhängigkeit von den Umständen. Natürlich verhehlt sich Schiller die Schwierigkeiten durchaus nicht, die mit der Wiedererweckung der Sophokleischen Tragödie verknüpft sind: er fürchtet, der Ödipus sei „seine eigne Gattung," es gäbe „keine zweite Spezies" davon. Das liege besonders an der wesentlichen Rolle, die das Orakel dabei spiele, das man nicht, ohne lächerlich zu werden, beibehalten könne.

Vorerst jedoch fesselt Schiller noch die Beschäftigung mit dem Wallenstein, an den er sich, wie er Körner und Goethe auch unter dem 2. Oktober meldet, wieder mache, an dem er „sitze und schwitze." Dann aber finden wir eine ganze Reihe neuer dramatischer Entwürfe und zwei ausgeführte Dramen, ehe wir den Dichter sich seiner Idee einer Ödipustragödie ernstlich wieder zuwenden sehen; aufgegeben hat er sie aber in der ganzen Zwischenzeit niemals. Zu den erwähnten Entwürfen gehören die Malteser und Julian, die Polizei und Warbeck, die ausgeführten Dramen sind Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Anfang 1797 war die Hauptarbeit seines Lebens und die Krone seines dichterischen Schaffens: die Wallensteintrilogie beendet, und sofort ging es an neue Pläne. Am 19. März 1799 schrieb er an Goethe, daß er sich vor dem Augenblicke, sein Werk los zu sein, schon lange gefürchtet habe, es scheine ihm, daß er „bestimmungslos im luftleeren Raume hinge." Um seine Unruhe zu bemeisten, suche er seine Gedanken auf einen bestimmten Stoff „mit Hoffnung und Neigung" zu richten, und zwar auf einen „von freier Erfindung," nicht auf einen historischen, sondern auf einen bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff. Ganz ähnlich schreibt Goethe an Meyer am 21. März 1799: „Schiller ist kaum von dem Wallenstein entbunden, so hat er sich schon wieder nach einem neuen tragischen Gegenstande umgesehen, und von dem obligaten Historischen ermüdet, seine Fabel in dem Felde der freien Erfindung gesucht. Der Stoff ist tragisch genug, die Anlage gut, und er will den Plan genau durcharbeiten, ehe die Ausführung anfängt." Daß hiermit

die Braut von Messina gemeint ist, geht aus Goethes Annalen zum 21. März 1799 hervor: „Kurze Promenade, nachher zu Schiller. Die feindlichen Brüder." Aber vorläufig war weiter keine Rede davon. Am 22. März unterbreitete Schiller vielmehr Goethe einen neuen Plan zu dem Drama Die Polizei; doch tritt auch dieses zurück vor Maria Stuart. Mit dem Studium ihres Prozesses ist er im April beschäftigt, und er bittet Goethe am 26. April um Bücher aus der Weimarischen Bibliothek; das Drama wurde am 9. Juni vollendet.

Schillers rastloser Kopf begnügte sich aber mit dieser einen Arbeit nicht: am 20. August teilt er Goethe mit, daß er „dieser Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie geraten" sei: Warbeck. Er entwickelt kurz den Plan und fragt an, ob Goethe der Sache etwas Gutes absehe. Auch mit einer Übersetzung von Shakespeares Macbeth beschäftigte er sich, begann die Arbeit im Januar 1800 und beendete sie gegen Ende Februar. Nach der Vollendung der Maria Stuart traten zunächst die oben erwähnten Entwürfe noch vor einem neuen Plane zurück: der Jungfrau von Orleans, die er im Juli 1800 in Angriff nahm und am 16. April 1801 beendete. Während der Arbeit an diesem Drama, am 1. August 1800, machte Goethe Schiller auf einen neuen Stoff aufmerksam, dessen Grundgedanke an eine zwischen den beiden Dichtern schon erörterte Idee einer „Braut in Trauer" anknüpft: auf „Die Höllenbraut," und skizziert kurz den Gang der Handlung. Schiller will sich, wie er in seiner Antwort vom 2. August äußert, den Gedanken „gesagt sein lassen." Inwiefern und ob überhaupt diese Anregung auf die Braut von Messina gewirkt hat, kann man nicht mit Sicherheit verfolgen. Möglich ist es immerhin; denn das Thema einer Braut in Trauer wird ja auch in dieser Tragödie behandelt.

Immer mehr treten nun die beiden Stoffe: Malteser und Braut von Messina in den Vordergrund des Interesses, bis endlich die Braut von Messina den Vorrang behauptet. Am 13. Mai 1801 schreibt Schiller an Körner, daß er Lust habe, sich mit einer einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form zu versuchen. Dafür eigneten sich zwei Stoffe: die Malteser und ein andres Sujet, das ganz eigne Erfindung sei. „Es ist ganz im Reinen, und ich könnte gleich an die Ausführung gehn. Es besteht, den Chor mitgerechnet, nur aus zwanzig Szenen und fünf Personen. Goethe billigt den Plan ganz, aber er erregt mir noch nicht den Grad von Neigung, den ich brauche, um mich einer poetischen Arbeit hinzugeben. Die Hauptursache mag sein, weil das Interesse nicht sowohl in den handelnden Personen als in der Handlung liegt, sowie im Ödipus des Sophokles, welches vielleicht ein Vorzug sein mag, aber doch eine gewisse Kälte erzeugt." Daß mit diesem Plane nur die Braut von Messina gemeint sein kann, ist klar. Natürlich beschäftigt den Fleißigen auch jetzt nicht dieser Stoff allein, sondern zugleich die Arbeit am Warbeck und eine Komödie, deren Genre ihm aber fremd sei. Die Ausarbeitung des Entwurfs zur Braut von Messina nimmt Schiller im Mai und Juni in Anspruch, und er teilt am 28. Juni Goethe mit, daß das Schauspiel anfange, sich zu organisieren; in acht Tagen denke er an die Ausführung zu gehn. Der Plan

sei einfach, die Handlung rasch, und er dürfe nicht besorgen, ins Breite getrieben zu werden. Bald jedoch scheint sein Interesse wieder erkaltet zu sein: es trat ein, was er am Schlusse des oben zitierten Briefes an Körner befürchtet hatte. Am 9. Juli war das neue Stück noch nicht begonnen, wohl aber der Plan zu drei andern ausgedacht, unter ihnen, wie aus der Tagebuchnotiz vom 4. Juli hervorgeht, die Gräfin von Flandern; ja am 30. September war er ganz an den Warbeck gegangen, und an diesem Stoff arbeitete er zunächst weiter.

Jedenfalls hatte die Fabel der Braut von Messina schon feste Gestalt gewonnen; denn während seines Aufenthalts bei Körner in Dresden vom 9. August bis 15. September 1801 machte er dem Freunde davon Mitteilung, wie wir aus einem Briefe Schillers an Körner vom 9. September 1802 und der Antwort Körners vom 19. September erkennen. Auf dieser Reise haben ihn auch Frau und Schwägerin oft gefragt, „ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden.“ Aber auch jetzt macht er mit der Arbeit noch nicht recht Ernst; denn von Anfang Oktober bis zum 27. Dezember beschäftigte ihn Turandot. Das Jahr 1801 brachte also nichts wesentliches für die Ausführung unsers Dramas; dagegen sollte das Jahr 1802, besonders in seiner zweiten Hälfte, das Drama seiner Vollendung nahe bringen. Zunächst freilich war es wieder ein andrer und ganz neuer Stoff, der Schiller anzuziehn begann. Zwei Briefe, an Goethe vom 10. März 1802 und an Körner vom 17. März, geben darüber Auskunft. Als Körner am 5. März 1802 den Freund brieflich fragte, ob er am Warbeck oder an einem andern Stücke arbeite, antwortete Schiller am 17. März, er habe vorläufig den Warbeck liegen lassen, den er übrigens „unfehlbar mit Succeß“ ausführen werde, aber es habe sich ein andres Sujet gefunden, das ihn jetzt ungleich stärker anziehe, und das er getrost auf die Jungfrau folgen lassen könne. Aber es fordre Zeit; denn es sei ein gewagtes Unternehmen und wert, daß man alles dafür tue. Es ist unmöglich, bei diesen Worten an die Braut von Messina zu denken; denn es wäre doch auffällig, wenn Schiller hier von diesem Stoffe Körner gegenüber als von einem ganz neu auftretenden Stoffe spräche, während er doch am 13. Mai 1801 und während seines Dresdner Aufenthalts im August oder September mit dem Freunde den Plan hinlänglich besprochen hatte. Ebenso deuten die Worte des Briefes an Goethe vom 10. März auf einen ganz neuen Stoff: „. . . wiewohl ich von meinem Tun noch lange keine Rechenschaft geben kann. Ein mächtiger Interesse als der Warbeck hat mich schon seit sechs Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar bloß der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er ist fruchtbar und vielversprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde.“ Man kann nicht bezweifeln, daß Schiller dieses mächtige und warme Interesse dem Wilhelm Tell zuwendet. Darüber gibt ein Brief an Cotta vom 16. März 1802 völlige Klarheit. Denn in diesem Briefe bittet Schiller Cotta um eine genaue Spezialkarte von dem Vierwaldstätter See und der Umgegend. Er habe so oft das Gerücht hören müssen, daß er an einem Tell arbeite, daß er nun wirklich darauf aufmerksam

geworden sei. Er studiere Tschudis Chronicon Helveticum, das ihn so angezogen habe, daß er nun „in allem Ernst“ einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke. Dann fährt er fort: „Ein andres kleineres Schauspiel wird gegen den Herbst fertig und könnte allenfalls auf Neujahr herauskommen.“ Das ist natürlich die Braut von Messina.

Am 29. März 1802 bat Körner Schiller, er möge ihm bald mitteilen, welchen Stoff er gewählt habe. Doch darauf antwortet Schiller vorerst nicht, schrieb überhaupt bis Juni nur zwei Briefe an Körner, sodaß dieser am 9. Juni ihm einen sanften Vorwurf macht, aber die auffällige Seltenheit der Briefe Schillers sogleich selber mit der Annahme entschuldigt, er sei mit seiner neuen Arbeit eifrig beschäftigt. Dem war jedoch nicht so, vielmehr hatte, wie Schiller ihm am 5. Juli mitteilte, ein krampfhafter Husten und die Krankheit seines Sohnes den Dichter am Arbeiten verhindert. Er muß deshalb „alles mögliche anwenden, um endlich in eine suivierte Arbeit zu kommen.“ Am 3. August ist er wirklich „an ernstlicher Arbeit“; aber nicht, wie man denken sollte, am Wilhelm Tell, sondern nun endlich an der Braut von Messina, für die er in dieser Zeit auch den Titel erfand, wie aus dem Briefe an Körner vom 9. September hervorgeht. Freilich schwankte er noch zwischen den Titeln: Die feindlichen Brüder und Die Braut von Messina, später entschied er sich für die Vereinigung beider Fassungen. Es ist interessant, aus diesem Briefe auch die Gründe kennen zu lernen, aus denen er „über dem langen Hin- und Herschwanken von einem Stoffe zum andern“ endlich nach diesem gegriffen hat. Es heißt da: „1. war ich damit, in Absicht auf den Plan, der sehr einfach ist, am weitesten; 2. bedurfte ich eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form, und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre, welches hier der Fall ist; denn das Stück läßt sich wirklich zu einer äschyleischen Tragödie an; 3. mußte ich etwas wählen, was nicht de longue haleine ist, weil ich nach der langen Pause notwendig bedarf, wieder etwas fertig vor mir zu sehen.“ Gegen Ende des Jahres hofft er mit dem Stücke „zustande“ zu sein, „weil es Ende Januar zum Geburtstag*) unsrer Herzogin (am 20. Januar) aufgeführt zu werden bestimmt ist.“ Dann will er an den Warbeck und „unmittelbar nach diesem an den Wilhelm Tell.“

Mitte August 1802 ging Schiller, als er nach und nach in Stimmung gekommen war, an die Ausführung des Entwurfs und schrieb am 18. August an Goethe, daß er in den letzten Tagen „nicht ohne Succeß“ mit seinem Stücke beschäftigt gewesen sei. Er fügt hinzu, daß er noch bei keiner Arbeit soviel gelernt habe, wie bei dieser. „Es ist ein Ganzes, das ich leichter übersehe und auch leichter regiere; auch ist es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu

*) Als Schiller im Verlauf seiner Arbeit einsah, daß das Drama zu dem bestimmten Termin unmöglich fertig werden könne, hoffte er wenigstens, es bis zum 8. Februar zu beenden, „als dem Geburtstag des Archichancelier, um ihm, der sich mit einem schönen Neujahrspräsent eingestellt hat, meine Aufmerksamkeit zu bezeigen.“ Mit dem Archichancelier ist der Kurenzkanzler und Erzbischof von Mainz, Karl von Dalberg, gemeint, der Schiller zu Neujahr 1802 650 Taler von Frankfurt aus anonym als „Neujahrspräsent“ geschickt hatte.

reichen und breiten Gegenstand einzuschränken." Dieses letzte Problem hatte er im Wallenstein vorgefunden und gelöst, dessen vielverzweigte Handlung die Hauptarbeit erforderte und mehr Zeit in Anspruch nahm als die dichterische Ausführung.

So hatte Schiller also doch endlich seine gefürchtete Abneigung gegen den Stoff des neuen Dramas glücklich überwunden, und die Arbeit stockte nicht mehr völlig, wenn er auch im Sommer 1802 nicht viel mehr förderte. Dagegen war er vom Oktober bis Dezember ununterbrochen in Tätigkeit, sodaß er am 27. November Cotta die neue Tragödie für Februar 1803 versprechen zu können glaubte. Am 15. November meldete der Dichter seinem Dresdner Freunde, daß 1500 Verse fertig wären. Der Brief vom 15. November ist interessant, denn er legt von der schwärmerischen Verehrung und der hohen Meinung, die Schiller (und mit ihm seine Zeitgenossen) dem Geiste der Antike entgegenbrachte, beredtes Zeugnis ab! Er schreibt: „Die ganz neue Form hat auch mich verjüngt, oder vielmehr das Antikere hat mich selbst altertümlicher gemacht; denn die wahre Jugend ist doch in der alten Zeit. Sollte es mir gelingen, einen historischen Stoff, wie etwa den Tell, in diesem Geiste aufzufassen, wie mein jetziges Stück geschrieben ist und auch viel leichter geschrieben werden konnte, so würde ich alles geleistet zu haben glauben, was billigerweise jetzt gefordert werden kann." Am 30. November las Schiller schon einige fertige Akte im Familienkreise vor und hoffte, wie er an Körner, Cotta und seine Schwester Christophine Reinwald am 7. Januar 1803 übereinstimmend schrieb, im Februar mit der Arbeit fertig zu sein, die so oft „durch unstete Gesundheit und Schlaflosigkeit" unterbrochen wäre. Gegen Ende Januar 1803 konnte er Goethe melden, daß sein Stück bis auf fünf Sechstel gefördert sei; d. h. es waren die vier ersten Akte beendet.

Eine Einteilung in Akte ist weder in dem zu Schillers Lebzeiten besorgten Druck und seiner Revision, noch in den Handschriften und spätern ersten Drucken vorhanden. Nur in seinem Theatermanuskript von Hamburg ist das Drama in Akte eingeteilt, und zwar in vier. Der erste schließt mit dem Ende des Chorliedes: Sage, was werden wir jetzt beginnen; der zweite beginnt mit Beatrices Auftreten und schließt mit dem Aufbruche Manuels und Cesars, um die vermeintlich geraubte Schwester wieder zurückzubringen. Der dritte Akt umfaßt die Ermordung Don Manuels vom Streit der Chöre bis zum Schluß des Klageliedes des ältern Chors an der Leiche Manuels; der vierte Akt schließt das Drama ab. Nun geht aber aus einer Stelle des eben erwähnten Briefes an Goethe mit Sicherheit hervor, daß Schiller ursprünglich eine Einteilung in fünf Akte vorgesehen hatte; denn er sagt: „Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geschäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelassenen Lücken in den vier ersten Akten nun beseitigt und sehe auf diese Weise wenigstens fünf Sechsteile des Ganzen fertig und säuberlich hinter mir, und das letzte Sechsteil (also der fünfte Akt, der immer kürzer zu sein pflegt als die vorhergehenden!), welches sonst immer das wahre Festmahl der Tragödiendichter ist, gewinnt auch einen guten Fortgang." Dieser fünfte Akt sollte das Begräbnis Manuels und den Selbstmord Cesars umfassen,

also mit den Versen beginnen: Das Recht des Herrschers üb' ich aus zum letztenmal. Der erste Akt enthielt demnach in der ersten Anlage 979, der zweite 725, der dritte 320, der vierte 560 Verse. Auf den fünften wären zwar wahrscheinlich weniger Verse gekommen (er hat in der vorliegenden Fassung, die jedoch damals noch nicht beabsichtigt war, nur 248 Verse), doch scheint es, als ob er durch die Handlung längere Zeit in Anspruch genommen hätte. Offenbar erschien dann aber Schiller, als er seinen ursprünglichen Plan geändert und die Katastrophe abgekürzt hatte, das Mißverhältnis der Länge der einzelnen Akte, und besonders das des letzten zu den übrigen, zu bedeutend, und er legte den vierten und fünften zusammen.

In dem nunmehr letzten (also dem vierten!) Akte nahm der Dichter dann noch die schon angeführte wesentliche innere Änderung vor, über die uns auch der Brief an Goethe unterrichtet. Schiller schreibt nämlich hinter „Fortgang" weiter: „Es kommt dieser letzten Handlung sehr zu statten, daß ich das Begräbnis des (einen) Bruders von dem Selbstmord des andern getrennt habe, daß dieser jenen Aktus vorher rein beendigt als ein Geschäft, dem er vollkommen abwartet; und erst nach Endigung desselben, über dem Grabe des Bruders, geschieht die letzte Handlung, nämlich die Versuche des Chors, der Mutter und der Schwester, den Don Cesar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermischung der theatralischen Zeremonie mit dem Ernst der Handlung vermieden." Vermutlich sollte also zuerst das, was Schiller Don Cesar jetzt für das Begräbnis seines Bruders anordnen läßt, zum größten Teil als Darstellung des Begräbnisses auf der Bühne vorgeführt werden, und Cesar ermordete sich am Schlusse der Zeremonie, nachdem der Chor, Isabella und Beatrice vergeblich versucht hatten, ihn am Leben zu erhalten. Doch auch so, wie Schiller in dem Briefe an Goethe vom 26. Januar andeutet, blieb die Einrichtung des Aktes noch nicht. Zwar werden in der zweiten Fassung die Zeremonien des Begräbnisses nicht mehr vorgeführt, sondern von Cesar nur angedeutet, aber der letzte Teil, die Versenkung des Sarges, die nach Cesars Anweisung in derselben Weise vollzogen werden sollte wie bei der Bestattung seines Vaters (vergl. Vers 1505 ff.), war schon erledigt, und über dem Grabe Manuels geschieht die letzte Handlung, während jetzt, in der dritten Fassung, der Sarg in der Schloßkapelle aufgebahrt ist, und Chor, Isabella und Beatrice vor ihren geschlossenen Pforten Cesar am Leben zu erhalten versuchen; dann erst öffnet sich die Pforte, und Cesar ersticht sich am Sarge des Bruders.

Am 1. Februar 1803 war die Braut von Messina, wie aus dem Kalendervermerke Schillers hervorgeht, beendet, und er meldete am 4. Februar Goethe diese Tatsache und zugleich die Absicht, das Drama in Gegenwart des Herzogs von Meiningen, gewissermaßen zur Feier des Geburtstags seines „Dienstherrn," „in einer Gesellschaft von Freunden, Bekannten und Feinden" oder, wie es in einem Briefe an Körner vom 6. Februar heißt: „in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern" vorzulesen. Goethe ladet er dazu nicht ein, da er ja doch nicht gern ausgehe und das Buch auch wohl lieber allein genieße. Auf die Bitte Goethes,

ihm über den Ausfall der Vorlesung zu berichten, meldet Schiller am 5. Februar, daß seine Vorlesung, von der er wenig erwartet habe, durch eine recht schöne Teilnahme belohnt worden sei. „Die Furcht und der Schrecken erwiesen sich in ihrer ganzen Kraft, und auch die sanftere Rührung gab sich durch schöne Äußerungen kund — der Chor erfreute allgemein durch seine naiven Motive und begeisterte durch seinen lyrischen Schwung, sodaß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Brettern eine bedeutende Wirkung von dem Chore versprechen kann."

Die Vorlesung in diesem Kreise, zu dem auch der Regisseur Becker gehörte — denn Schiller war es wichtig, zu wissen, „wie sich die neue Erscheinung in seinem Theaterkopfe vorstellte" —, wahrscheinlich aber auch eine „Konferenz" mit Goethe, um die ihn Schiller für den 6. Februar mittags bat, mögen noch eine weitere Änderung in der Anlage des Dramas herbeigeführt haben: die Auflösung des Chors in verschiedne Personen. Am 6. Februar schreibt Schiller an Körner, daß er Hoffnung habe, das Drama „mitsamt dem Chore auf die Bühne bringen zu können," es sei nichts weiter nötig, als den Chor in fünf oder sechs Individuen aufzulösen, womit er eben beschäftigt sei. Beendet ist diese Arbeit schon am 8. Februar, wo er an Goethe schreibt, daß sich der Chor „in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolyt, sowie die zwei Boten in einen Lanzelot und Olivier verwandelt habe, sodaß das Stück jetzt von Personen wimmle." Die Einführung der Namen ist aber nur in den für die Theater bestimmten Handschriften (für Berlin, Hamburg und Dresden) durchgeführt; der erste Druck von 1803 hat sie nicht, statt der Namen steht: „Einer aus dem Chor," „ein Zweiter," „ein Dritter," oder einfach „Erster," „Zweiter," „Dritter."

Da Schiller auf Kritiken und Mißdeutungen seines Dramas bei der Anlehnung an die Antike und besonders bei dem Gebrauch des Chors gefaßt sein mußte, entschloß er sich, vor das Drama eine „Vorerinnerung" zu stellen, in der er „ein Wort über den tragischen Chor" sagen wollte. Die Sache machte ihm, wie er an Goethe schrieb, Not: „das ganze Theater mitsamt dem ganzen Zeitalter" drückte auf ihn ein. Aber die Arbeit interessierte ihn, und er wollte suchen, etwas Ordentliches zu sagen. Er hoffte damit der Sache, die den beiden Dichtern gemeinsam wichtig war, zu dienen, der Idealität der Bühne. Am 7. Juni war diese Vorerinnerung fertig. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Schiller (und auch Goethe) sich mit der Absicht trug, „die lyrischen Intermezzos des Chors, deren fünf oder sechs sind, nach Gesangsweisen rezitieren zu lassen und mit einem Instrument zu begleiten." Er schrieb deshalb an Zelter unter dem 28. Februar nach Berlin, um das „Plänchen" seinem sachverständigen Gutachten zu unterbreiten. „Vielleicht aber interessieren Sie sich doch für diese Arbeit, und Sie überraschen uns einmal mit einer musikalischen Ausführung derselben." — Ich finde nicht, daß Schiller jemals darauf zurückgekommen wäre.

(Schluß folgt)





Ravenna



Vor zweiundzwanzig Jahren hat mich auf meiner ersten Fahrt nach Italien der Weg in das östliche Oberitalien durch das Ampezzotal hinabgeführt. Als Studenten sind wir, mein Reisekamerad und ich, damals den ganzen Weg von Toblach bis Vittorio zu Fuß gewandert; ihn kürzte noch nicht die Bahn ab, die inzwischen bis Belluno geführt worden ist. In Pieve di Cadore, dem Geburtsorte Tizians, hielten wir Rast, und die Berge seiner Heimat sahen wir dann in der kraftvollen Darstellung des Landschaftlichen auf seinen Gemälden wieder; in Serravalle, diesem Schmuckkästlein venetianischer Baukunst, hatten wir eine Vorempfindung von der Architektur Venedigs, dieser herrlichsten aller italienischen Städte, von der man nicht glauben kann, daß sie dem Untergange geweiht sein soll.

Damals in der Genußfreudigkeit der Jugend erschien mir diese Eintrittsroute in das östliche Oberitalien als die schönste; aber sie steht, was die Großartigkeit der Gebirgslandschaft betrifft, hinter dem Wege von Bozen durch das Eggental über Karersee, dann über den Rollepaß nach San Martino di Castrozza und von da über Primör nach Feltre bedeutend zurück. Bis San Martino sieht man auf diesem Wege die Gebirgsszenerie gewaltig steigen: die wundervolle Lage des Karerseehotels zwischen Latemar und Rosengarten, der Blick von dem Karerpaß auf die Fassaner Dolomiten, die Fahrt durch den mächtigen Forst von Paneveggio hinauf zum Rollepaß mit seinem großen Schaustück, meines Erachtens dem schönsten im Gebiete der Dolomiten, dem grandiosen Absturze des im Lichte der Abendsonne fast überirdisch leuchtenden Cimone della Pala, der braungolden, ähnlich der Form des Matterhorns, zum Passe abfällt. Sein Bild verschiebt sich zwar gegen San Martino zu, aber es tauchen nun die andern Riesen der Palagruppe bis zum Saß Maor mit ihren phantastischen Formen und ihren gewaltigen Abstürzen auf. Gegen Süden schließen das Bild die sanfter geschwungnen Berge von Feltre ab und künden gegen die rauhe gewaltige Gebirgsnatur die Harmonie des Südens, in den hinab über Primör nach Feltre, dieser kleinen Landstadt mit Erinnerungen an die venetianische Baukunst, ein entzückender Weg führt. Noch einmal rafft sich die Gebirgsnatur im Val Schenero zu einem Talschluß zusammen, und dann gibt sie dem Reisenden das flache Land frei. Von Feltre führt dann über Treviso die Bahn nach Venedig, und wer einen halben Tag Zeit hat, mag eine Seitentour nach Castelfranco machen und sich dort an Giorgiones Meisterwerk, der thronenden Madonna, erfreuen.

Diesen Eintrittsweg hatte ich genommen, als ich einen längst gefaßten Plan ausführen und Ravenna besuchen wollte. Ravenna liegt in Italien

außerhalb der Welt, nicht im Bereiche der üblichen Rundreisekarten, und es gehört immer ein gewisser Entschluß dazu, wenn man den modernen Zwang dieser Fahrkarten brechen und den ausgetretenen Fremdenweg verlassen will. So bin ich früher ein paarmal in Bologna gewesen, aber der Plan, Ravenna aufzusuchen, blieb immer wieder unausgeführt. Man kann von Ferrara oder Bologna mit der Eisenbahn dorthin gelangen. Ferrara, die Stadt der Este, ist eine tote Stadt, und Ravenna ist noch einsamer und verlassener, und da man sich in der Welt der Gegensätze an Gegensätzen erfreuen soll, so ist es besser, man fährt dorthin von Bologna, dieser lebendigen italienischen Stadt, in der, ähnlich wie in Mailand, Handel und Verkehr in kräftigem Aufschwunge sind. Dann empfindet man die melancholische Einsamkeit Ravennas umsomehr; aber Ravenna ist keine Stadt des Genießens für Durchschnittsreisende, die ohne tiefere Kenntnis der Geschichte Sehenswürdigkeiten rasch abzumachen pflegen. Sie bietet auch keinen Zeitvertreib, verlangt volle Beschaulichkeit und ist kein Ort des äußern, sondern des innern Genusses; denn Ravenna ist die Stadt der Schicksale und der Erinnerungen oder, wie sie Gregorovius nennt, „das Pompeji der gotischen und byzantischen Epoche, das Avignon der römischen Kaiser."

Fährt man dorthin von Bologna, so treten die Berge des Apennins allmählich zurück; die Gegend wird öder und macht den Eindruck einer Sumpflandschaft. Aus dieser Ebne voll schwermütigen Charakters ragen braune Türme empor, die Glockentürme der ravennatischen Basiliken, das Wahrzeichen der Stadt. Aus rohen Ziegelsteinen erbaut, ragen sie kreisrund in zylindrischer Form ohne Verjüngung und Gliederung zu nicht beträchtlicher Höhe empor, und nur eine Mittelsäule in den Rundbogenfenstern ist ihr architektonischer Schmuck. Verläßt man dann den Bahnhof, auf dem der Zug mit üblicher italienischer Verspätung anzukommen pflegt, dann hat man vor sich ein Bild des modernen Italiens, das nicht gerade illusionsfördernd wirkt, die Statue des ehemaligen Diktators der Emilia, Luigi Carlo Farini, der in modernem Gewande auf einem Sessel sitzt, an dem die Naturtreue so weit getrieben ist, daß auch die Quasten des Sessels in Marmor gebildet sind. Auch der weitere Eindruck ist, wenn man durch die Strada Farini in die Stadt hineingeht, zuerst der der Enttäuschung. Eine kleine italienische Landstadt mit kleinbürgerlichem Leben, die Häuser ohne architektonische Zierde. Auf dem Marktplatze, der Piazza Vittorio Emanuele, wohl das antike Forum Senatorium, stehn acht Granitsäulen einer antiken Halle, der sogenannten Basilika des Herkules, die eigentlich die einzige Erinnerung an die ältere römische Zeit sind. Es ist das Eigentümliche dieser Stadt, daß ihre Baudenkmäler nicht emporragen; man muß sie in den stillen Straßen der Stadt förmlich suchen, und wenn man sie recht beschauen und würdigen will, dann muß man mit Hilfe der geschichtlichen Erinnerungen eine Brücke aus der Gegenwart in die Vergangenheit schlagen. Man muß sich in die Stadt von einst denken, als deren jetzt verschwundne Stadtteile Cäsarea und Classis — die Hafenstadt — noch bestanden, und als die Flut des Meeres, dessen Küste jetzt vier Kilometer draußen liegt, in die Kanäle der Stadt hereinströmte.

Ravenna ist die Stadt der letzten Dekadence des weströmischen Kaisertums, des ostgotischen Königtums in seiner größten Machtfülle und dann in seinem Niedergange und schließlich die Stadt der byzantinischen Herrschaft in Italien. In die Spanne dieser wenigen Jahrhunderte drängt sich die geschichtliche und kulturhistorische Bedeutung Ravennas zusammen. In seinen Kirchen, von den Basiliken bis zum Kuppelbau San Vitales, in seinen Baptisterien, die den Basilikenstil auf den Rundbau übertragen, in seinen Mosaiken und Sarkophagen ist Ravenna die Fundgrube für das Studium der altchristlichen Kunst vom fünften bis zum achten Jahrhundert; denn in keiner andern italienischen Stadt sind aus dieser Zeit des Umsturzes, in der der Kampf zwischen Römertum und Germanentum in Italien ausgefochten wurde, Denkmäler altchristlicher Kunst in solchem Umfange vorhanden wie in Ravenna. Als die Stadt dann an den Kirchenstaat fiel und kurze Zeit auch in venetianische Hände kam, verschwindet sie aus der Geschichte, und keine Baudenkmäler aus dieser Periode zieren sie besonders. Nur einmal im Mittelalter, in der Vorrenaissance, als die Stadt unter der Herrschaft des Geschlechts der Polenta stand, sind die Augen Italiens noch einmal auf Ravenna gerichtet gewesen, von dem aus einst die Geschichte des Orients und zum Teil auch des Occidents bestimmt worden ist, ich meine die Zeit, als Guido Novello da Polenta dem Dichter der göttlichen Komödie, Dante, hier Zuflucht und Heimat bot. Der königliche Sänger hat hierfür im Inferno dem Geschlechte der Polentaner seinen Dank gezollt.

Aber dies ist nur eine Episode in der Geschichte der Stadt. Die weltgeschichtlichen Erinnerungen knüpfen sich hauptsächlich an die Namen Stilicho, Honorius, Galla Placidia, Odoaker, an Theodorich den Großen, den Ostgotenkönig, an seine Nachfolger Totilas und Tejas, die in dem Heldenkampfe gegen die byzantinische Macht unterlagen, an Belisar und an Narses, die den Untergang der Ostgoten besiegelt und für Justinian hier die Herrschaft von Byzanz aufgerichtet haben. Welche Häufung von Schicksalen, welches Ringen der Völker verkörpern diese Namen! Diese drei Perioden, die letzte Dekadence des oströmischen Kaisertums, die Gotenherrschaft und die Herrschaft von Byzanz haben in Ravenna Erinnerungen durch ihre Bauten zurückgelassen, und in diesem Verhältnis der Bauten zur Geschichte liegt der eigentümliche Zauber, den Ravenna auf den Besucher ausübt.

Die Dekadence des weströmischen Kaisertums verkörpert das Mausoleum der Galla Placidia, San Nazario e Celso genannt, das in der Nähe von San Vitale liegt, und wo diese Frau, die Schwester des Honorius, die Gattin des Westgoten Ataulf und des Feldherrn Constantius, die Mutter Valentinians des Dritten, des Letzten aus dem Geschlechte des großen Theodosius, nach einem sturmbewegten Leben ihre Ruhe gefunden hat. Eine bescheidne Ruhestätte für die Schwester eines Kaisers, die ihre Schicksale durch den ganzen Orient und Occident geführt haben, ein kleiner Ziegelrundbau, in den durch vier kleine Fenster das Licht hereinfällt. Aus dem Dämmerlichte leuchten die Mosaiken auf dunkelblauem Grunde; sie stammen aus der Mitte des fünften Jahrhunderts, zeigen die Christusgestalt in doppelter Darstellung mit und ohne

Bart und sind neben den Mosaiken im Baptisterium, San Giovanni in Fonte, die ältesten in Ravenna. Dieses Baptisterium, dessen Erbauung auf Bischof Ursus im vierten Jahrhundert zurückgeführt wird, ist ein kleiner, achteckiger, schmuckloser Bau, dessen Kuppel aus Tongefäßen gebildet ist, und dessen Inneres jetzt noch zwei übereinanderstehende Säulenreihen, reicher Mosaikenschmuck und die Reste der einstigen Marmorbekleidung zieren. Es ist wohl das älteste christliche Baudenkmal in Ravenna.

Ist das Mausoleum der Galla Placidia das Wahrzeichen des schicksalsmüden, sich zur Ruhe sehnenden weströmischen Kaisertums, so verkörpert sich in der Basilika San Apollinare Nuovo, der arianischen Kathedrale, die Macht der Gotenherrschaft unter Theodorich. Es ist für das arianische Gotentum, an dessen Untergang trotz seiner Toleranz der religiöse Gegensatz zwischen Arianismus und Katholizismus mitgewirkt hat, bezeichnend, daß ihm besonders Kirchenbauten am Herzen lagen; denn die ravennatischen Kirchen Santa Maria Maggiore, San Vitale und San Apollinare in Classe sind noch unter Theodorich begonnen worden. In San Apollinare Nuovo hat sich Theodorich wohl seine Hofkirche erbaut, von deren dreischiffiger Anlage noch das Mittelschiff die alte Innendekoration zeigt. Hier ist auch die wohl idealisierte Darstellung des Palastes Theodorichs, eine Fassade von Säulenstellungen in Rundbogenform, unter den Mosaiken der rechten Wandfläche erhalten. Von diesem Palaste, der in der Nähe dieser Kirche gestanden hat, sind nur dürftige Reste vorhanden; sie stehn wenig Meter von der Kirche entfernt, am Corso Garibaldi, sind nun freigelegt und sind wohl die Reste eines zweigeschossigen Seitenflügels des Palastes. Aber nicht die Überreste seines Palastes oder eines seiner Paläste, nicht die Kirchen, deren Erbauung man auf die Initiative Theodorichs zurückführen muß, verkörpern die Erinnerung an diesen Herrscher, dies tut allein sein prunkloses, gewaltiges Grabmal, das rechts draußen vor der Porta Serrata liegt. Hier lebt seine gigantische Gestalt weiter in der Erinnerung. Ein Weg durch Gärten, in denen die Rosen blühn, führt zur Grabstätte des deutschen Heldenkönigs. La Rotonda nennen die Ravennaten kurzweg den trotzigen Rundbau, dessen festgefügte Quadern den Sturm der Jahrhunderte überdauert haben. Er ist ein massives zweigeschossiges Zehneck, das im Untergeschosse nach außen durch vertiefte Wandbogen gegliedert ist, und das ein riesiger Flachkuppelstein aus istrischem Kalk im Gewicht von acht- oder neuntausend Zentnern deckt. In diesem gewaltigen Kuppelabschluß liegt eigentlich die packende Kraft des Monuments; es wird dadurch zum Riesenhaften und erhält eine starre, gewaltige Ruhe, und wenn man es beschaut, findet man es selbstverständlich, daß nur ein so gigantischer Block den gigantischen Gotenkönig zur ewigen Ruhe bedecken konnte. In diesem Grabmale, dem ureigensten Überreste aus der Gotenzeit, liegt der Höhepunkt dessen, was Ravenna dem Deutschen so wert macht; es ist die mächtigste Erinnerung an das Volk der Ostgoten, das einen Eintagstraum im Sonnenlichte Italiens geträumt hat, und dessen Spuren die byzantinische Herrschaft so rasch wie möglich zu beseitigen bestrebt war.

Hat in dem Mausoleum Theodorichs die Periode der Ostgoten ihr Ab-

bild erhalten, so verkörpert die Kirche San Vitale die byzantinische Zeit. Hier das Zierliche des byzantinischen Wesens, dort das Männliche, Kraftvolle des Deutschtums. Zwar noch unter Theodorich begonnen, wurde sie doch erst unter der byzantinischen Herrschaft vollendet und ist nach Stil und Innendekoration ein Abbild des byzantinischen Stils geworden. In der Form eines überkuppelten Achtecks erbaut, erinnert sie an die Sophienkirche in Konstantinopel; nach ihr ist der Dom zu Aachen gebaut worden. Unter den Mosaikgemälden in der Tribuna sind an den Wandflächen links und rechts Justinian und Theodora mit ihrem Hofgefolge abgebildet, beide jung, schön und stattlich. Die Musiven in San Vitale sind wohl die schönsten in Ravenna, das ja auch noch an andern Orten, wie in der Kapelle des erzbischöflichen Palastes, in Santa Maria in Cosmedin, Mosaiken birgt.

Aber mag San Apollinare Nuovo die am besten erhaltene Basilika und San Vitale als Bau die interessanteste Kirche Ravennas sein, die schönste ist San Apollinare in Classe, die Basilika der alten Hafenstadt Classis, die nicht mehr besteht, und deren wohl ebenfalls idealisiertes Abbild man in den Mosaiken in San Apollinare Nuovo sehen kann. Hier tritt zu dem durch den Bau Interessanten noch in besonderm Maße die Einsamkeit der ravennatischen Landschaft hinzu. Fährt oder geht man durch den Korso Garibaldi hinaus, der in keiner italienischen Stadt fehlt und insbesondre in Ravenna nicht fehlen durfte, weil sich Garibaldi hierher im Jahre 1849 geflüchtet hatte, dann kommt man zuerst durch eine sumpfige Ebne. Den Horizont umgrenzen die Bäume der jetzt stark gelichteten Pineta, des Pinienwaldes, der sich an der Küste bis gegen Cervia hin ausdehnt. Von dem Walde her winkt der braune Glockenturm von San Apollinare in Classe. Man meint aus der Ferne, die Kirche läge am Waldesrand. Die Basilika, eine kleine Stunde von der Stadt entfernt, ist von außen verwitterter als San Apollinare Nuovo. Aber mit dieser äußerlichen Verwitterung, zu der die Einsamkeit der Lage paßt, kontrastiert die Pracht des Innern auf das wirkungsvollste. Die Basilika hat eine geschlossene Vorhalle, ist dreischiffig mit erhöhter Tribüne, und 24 Marmorsäulen mit den herrlichsten Kapitälen tragen den Innenraum, den ein offner Dachstuhl abschließt. Von der Tribüne her leuchten Mosaiken aus der Zeit des Exarchats; prächtige Marmorsarkophage, in denen Patriarchen Ravennas aus dem sechsten und achten Jahrhundert ruhen, stehn in den Nebenschiffen. San Apollinare in Classe ist die Kirche der Toten, das letzte im weiten Felde allein stehende Zeichen einer untergegangnen Stadt.

Wer Ravenna recht genießen und die Vergangenheit vor sich auftauchen lassen will, der gönne sich gegen Abend, wenn die scheidende Sonne ihre Lichter über die Bäume der Pineta spielen läßt, einen Ruheplatz vor der altersgrauen Kirche. Es ist kein Blick, wie von der Cäcilia Metella auf Rom, wo die leuchtende Kuppel von St. Peter die Kraft des Lebens und der Gegenwart trotz aller Vergangenheit atmet, es ist nur ein Blick in das Wesenlose historischer Erinnerung. Im Rücken die dahinschwindende Pineta, die schon Boccaccio und Dante gepriesen haben, und hinter ihr das Meer, das nun der Stadt fehlt, im Vordergrunde die stille, unansehnliche Stadt. In dieser Ebne,

die sich endlos auszudehnen scheint, da die Berge des Apennins im Abendlichte verschwinden, ist alles auf Erinnerung gestimmt. Die Ebne scheint sich zu bevölkern, die Gestalten der Weltgeschichte tauchen auf, die Hafenstadt, das alte Ravenna ersteht wieder. Doch es ist nur ein Reflexbild historischer Erinnerung. In Wirklichkeit liegt nur eine einsame Ebne vor uns, die Gefilde der Schlacht von Ravenna, wo am 12. Mai 1512 die Truppen Frankreichs unter dem heldenmütigen Gaston de Foix gegen die Spanier und die Truppen des Papstes Julius des Zweiten an dem Ufer des Roncoflusses einen in der Folge ergebnislosen Sieg errungen haben. Welcher Gegensatz, auf dem Felde, wo einst um die Geschicke der Welt gerungen wurde, ein Kampf um die Geschicke des durch seine Dynasten und seine Staatenbildung zerrissenen Italiens der Renaissancezeit, aus der sich die große Gestalt des Papstes aus dem Roveregeschlecht, Julius der Zweite, abhebt, dessen Antlitz Rafael in seinem Gemälde im Palazzo Pitti verewigt hat.

Wenn man Ravenna betritt oder verläßt, so sendet den ersten und den letzten Gruß aus den Gärten herüber Theodorichs Grabmal. Es ist die bleibende Erinnerung an die alte Rabenstadt. Man denkt sich unwillkürlich die Heldengestalt Dietrichs von Bern, nicht so zierlich, wie sie in der Innsbrucker Hofkirche am Grabmal Maximilians gebildet ist, aber doch vielleicht mit einem schwermütigen Zug in dem Antlitze, der die Trauer des Herrschers zum Ausdruck bringt, daß es seinem Volke nicht gelingen sollte, in Italien die Heimat zu finden.

München Karl Meyer



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

4



Kalter Regen mit Schneeflocken vermischt empfing mich auf der Straße. Der Wind blies eisig. Ich schauderte. Dabei war ich höchst unzufrieden mit mir. Gleich am ersten Diensttage hatte ich mich verleiten lassen, saumselig zu sein. Was sollte ich Jemeljan Afanasjewitsch sagen, falls er Rechenschaft über den Tag von mir forderte? Ärgerlich wickelte ich mich in den Mantel und eilte zum Flusse, um am Ufer die Verkündigungsstraße zu erreichen und mich im Stadtteilhause zu zeigen. Kaum war ich um die Ecke gebogen, als ich den Aufseher vor mir sah.

Ah, Sie sind es! sagte er, als ich die Hand an die Mütze legte. Es ist schändliches Wetter, Alexander Andrejewitsch, und Sie sind, wie ich erfahren habe, gar nicht zu Hause gewesen, haben vielleicht noch nicht zu Mittag gegessen. Fassen Sie die Sache nicht gar zu hitzig an. Der Mensch kann auch zuviel tun. Sie wollten jetzt wohl in das Stadtteilhaus?

Ja, Jemeljan Afanasjewitsch, preßte ich verlegen heraus.

Lassen Sie es für heute genug sein. In der vorigen Nacht habe ich die Posten revidiert. Heute haben Sie es getan, und zwar, wie ich von Jegorow

gehört und aus einzelnen Worten der Schutzleute aufgefaßt habe, mit Strenge und Sachkenntnis. Ich bin den ganzen Tag unsichtbar gewesen, und nun erwarten die Kerle mich mit Sicherheit wieder in der Nacht. Wir wollen sie in der Erwartung lassen und beide diese Nacht zu Hause verbringen. Bei der Nässe ist hoffentlich kein Feuer zu erwarten. Also auf morgen.

Er reichte mir die Hand und ging weiter.

Ich schlich nach Hause wie ein begossener Pudel. Ich hätte mich ohrfeigen mögen. Ich hatte gewissenlos gesessen und mich gepflegt, während der Aufseher glaubte, daß ich mich im Dienste aufriebe. Oder tat er nur, als ob er es glaubte? War ihm mein langer Besuch bei Burin nicht vielleicht ebensowenig verborgen geblieben wie der Umstand, daß ich den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen war?

Als ich in meiner Wohnung ankam, und mein Schutzmann mich einließ und mir den nassen Mantel abnahm, traf mich das Bewußtsein einer zweiten Gewissenlosigkeit wie ein Keulenschlag. Ich hatte richtig den Tag über nicht an den armen Menschen gedacht.

Gerassim, fragte ich und behielt die triefende Mütze in der Hand, warst du essen gegangen?

Nein, Euer Wohlgeboren. Ich durfte nicht, Euer Wohlgeboren, fügte er schüchtern hinzu, als er bemerkte, daß ich ihn unzufrieden ansah. Sie hatten nicht beliebt zu befehlen, und ich konnte doch das Quartier nicht verlassen.

Was hast du denn gegessen?

Euer Wohlgeboren hatten beliebt zu befehlen, ich sollte den nachgebliebnen Tee trinken. Ich hatte noch ein Stückchen Brot von gestern abend.

Ich drehte mich rasch ab, damit er mein Gesicht nicht sehe. Ich fühlte, ich wurde rot vor Scham. Ich langte nach dem nassen Mantel. Er sprang zu und half mir ihn mit vor Erstaunen offnem Munde wieder über die Schultern werfen.

Besorge hurtig die Teemaschine, sagte ich im Hinausgehn. Ich komme gleich wieder.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.

Fluchend über meine Gedankenlosigkeit ging ich fort. Der zur Bedienung gegebne Schutzmann hatte allerdings die Verpflichtung, sich selbst zu nähren. Dann hätte er aber auch die Möglichkeit haben müssen, sich etwas zu kochen. Da das nicht ging, und der Mensch seine ganze Zeit an meine Bequemlichkeit setzte, war es nicht mehr als recht und billig, daß ich ihn fütterte. Mir fiel ein, wie Burin für seine Magd sorgte. Ich nannte mich noch einmal mit einem kräftigen Worte und eilte die Quergasse entlang zur Ecke der Steinstraße, wo Jegorow mir am Morgen die Schenke Suskins gewiesen hatte mit dem Bemerken, daß es da alles gebe, was zum Trinken und Essen nötig sei. Ich erhielt auch wirklich Eier, Würstchen, ein Stück Käse und Weißbrot.

Als ich mit diesen Dingen zurückkehrte, war der Tisch schon gedeckt. Die Teemaschine kochte. Ich entledigte mich des Rockes und setzte mich zum Tee, hatte aber erst einen Streit mit Gerassim. Ich belud ihm einen ganzen Teller mit Eiern und Würstchen, fügte zwei Weißbrote hinzu und verlangte, er solle sich in seinen großen Krug Tee gießen und gleich trinken und essen. Er trug die erhaltnen Eßwaren in das Vorzimmer und stellte sich dann an der Tür auf.

Wo ist dein Krug, Gerassim?

Ich komme später, Euer Wohlgeboren.

Bringe den Krug her.

Wenn Sie getrunken haben, Euer Wohlgeboren.

Narr, ich brauche dich nicht hier an der Tür. Du kannst unterdes schon essen und trinken.

Später, Euer Wohlgeboren.

Höre, Bruder, mache mich nicht böse, hole den Krug.

Es schickt sich doch nicht, Euer Wohlgeboren, sagte er, indem er zögernd den Fuß auf die Schwelle setzte.

Marsch! den Krug!

Er brachte ihn, aber während ich ihm den Tee eingoß und einige Stücke Zucker auf eine Untertasse legte, schüttelte er mißbilligend den Kopf. Er saß auch noch eine Weile im Vorzimmer am Tische und schien über die Sache nachzudenken. Der Anblick der guten Dinge vor ihm war aber doch zu verlockend. Er nahm erst einen Schluck Tee, dann noch einen, brach ein Stückchen Brot ab, biß endlich in ein Würstchen — und nun war das Eis gebrochen. Er erhielt einen zweiten und dritten Krug Tee, aß, trank und schwitzte.

Auch ich begann mich bei dem warmen Tee gemütlich zu fühlen. Der Ärger verging. Ich freute mich, daß ich in dieser Nacht bei dem schlechten Wetter noch nicht auf der Straße zu sein brauchte. Ich rauchte eine Papiros nach der andern und machte Pläne, wie ich gleich morgen Erkundigungen einziehn wollte, wo ich am besten auf das Mittagessen abonnieren könnte, und wo in der Stadt die Möglichkeit vorhanden wäre, mich mit Büchern zum Lesen zu versorgen. Ich faßte den festen Beschluß, mich so bequem wie möglich einzurichten, um die wenige Zeit, die mir der Dienst lassen würde, angenehm in der eignen Wohnung zu verbringen. Bekanntschaften wollte ich nicht anknüpfen. Natürlich, Burin mußte ich dann und wann besuchen. Was für ein tüchtiger Mensch hatte sich aus dem armen roten Waska herausgearbeitet! Und seine Nachbarin, die Ssawinski — hm, ob es sich wohl so machen würde, daß ich mit ihr näher bekannt werden könnte? Sie hatte an der Haustür kaum meinen Gruß erwidert. Wie trotzig und böse sie dabei blickte! Wie so ganz anders hatte sie im Gerichtslokal ausgesehen! Mir schwebte das liebliche Gesicht mit dem flehenden Blick so deutlich vor, als ob es mich in Wirklichkeit durch den Papirosrauch ansähe.

Gerassim sprang plötzlich auf und lief hinaus. Ich horchte. Es war mir, als ob die Schläge einer Glocke zu meinen Ohren gedrungen wären. Da kam auch schon Gerassim hereingestürzt.

Euer Wohlgeboren, meldete er in dienstlicher Haltung, man signalisiert Feuer jenseit des Flusses. Befehlen Sie, Ihnen die Kleider zu reichen?

In wenig Minuten hatte ich die für den Nachtdienst bereit gelegten dicken Stiefel und den alten Paletot angezogen, den Säbel umgehängt und die Revolvertasche umgeschnallt. Ich lief zum Stadtteilhause. Ich wollte vor allen Dingen den Aufseher treffen, denn mir war nicht recht klar, ob ich auch zum Feuer mußte, oder ob ich im Stadtteile zu bleiben und nach der Ordnung zu sehen hätte. Der Wind blies erstarrend kalt, und nasser Schnee fiel in großen Flocken.

Vor dem Stadtteilhause stand der Schutzmann mit dem Stelzfuße, beschattete trotz der Dunkelheit die Augen mit der flachen Hand und schaute auf die Röte, die sich jenseit des Flusses am Himmel zu bilden begann.

Ist der Aufseher hier, Iwan?

Gott mit Ihnen, Euer Wohlgeboren! Es ist ja Feuer. Wie soll der Aufseher hier sein!

Ich wollte weiter laufen, besann mich aber. Iwan war ja doch ein gescheiter Alter.

Wie denkst du, Bruder? Ich habe den Aufseher nicht gefragt. Muß ich zum Feuer, oder muß ich im Stadtteile die Runde machen?

Es ist, wie es ist, Euer Wohlgeboren, sagte er nachdenklich. Beim Feuer sind einerseits immer alle außer Herrn Guido, der hier bleiben muß. Anderseits habe ich gehört, wie Ihnen der Aufseher den Stadtteil besonders anbefohlen hat. Ich kann es nicht wissen, Euer Wohlgeboren, aber ich denke, Sie machen besser die Runde in dem Stadtteile. Vielleicht finden Sie aber auch noch den Aufseher im Depot.

Mir schien die Runde auch mehr dem Sinne der Aufträge zu entsprechen, die Jemeljan Afanasjewitsch mir angedeutet hatte. Vielleicht traf ich ihn aber noch an. Ich eilte die Verkündigungsstraße entlang zum Ufer, wo ich links einbog, um

zum Feuerwehrdepot zu gelangen, das in unserm Stadtteil in der Nähe der Brücke war.

Dort gab es lauter Hast und Getümmel. Pferde stampften. Menschen wetterten und fluchten. Fackeln beleuchteten blutigrot das belebte Bild und spiegelten sich in den blanken Messinghelmen der Steigermannschaft. Eine Spritze fuhr eben donnernd aus der Pforte des Depots zur Brücke. Vor ihr her jagten zwei reitende Leute mit Fackeln in den Händen. Hinter ihr rasselten die zu ihr gehörigen Tonnen. Kaum hatte ich den Hof betreten, als ich mich an die Wand drücken mußte, denn eben setzte sich noch eine Spritze in Bewegung, wieder gefolgt von zwei Tonnen.

Euer Wohlgeboren, sagte ein Schutzmann, indem er mit der Hand an der Mütze auf mich zutrat, belieben Sie nie sich an diese Wand zu stellen. Hier sind schon früher Leute zerquetscht worden. Gut, daß es nicht die Spritze Nummer eins war, mit der der Brandmeister selbst fährt. Die rast hinaus wie der Teufel, sodaß sie manchmal ein Stück Mauer mitreißt.

Wieviele Spritzen haben wir?

Vier sind schon fort. Die fünfte bleibt bespannt als Reserve zurück. Jetzt kommen nur noch die Leiterwagen mit den Steigern.

Zwei lange Gefährte mit je drei Pferden bespannt erschienen in diesem Augenblick zugleich aus zwei geöffneten Toren eines großen Schuppens. Auf ihnen stand je ein Dutzend behelmter Leute, unter deren Füßen längere und kürzere Leitern und Haken zu sehen waren. Beide Dreigespanne setzten sich sofort in Galopp und suchten einander den Weg abzulaufen und zuerst die Pforte zu erreichen. Ich sprang entsetzt zur Seite, denn der mir nähere Wagen bog plötzlich auf mich zu. Der die Pferde lenkende Mann machte eine ungeheure Anstrengung und brachte die Tiere dicht an der Wand zum Stehen, während der andre Wagen unter jubelndem Hurra seiner Bemannung mit unglaublichem Gepolter und Geklirr durch die Pforte flog.

Teufel! sagte auf dem zurückgebliebnen Wagen zu dem Pferdelenker ein junger Mann mit einem vollen roten Gesicht, das lachend unter einer Polizeimütze hervorguckte, du hast uns blamiert. Wir sind richtig die letzten.

Tut nichts, Euer Wohlgeboren, antwortete der Mann, indem er die Pferde zurückriß, um sie zur Pforte zu wenden. Das folgende mal wollen wir die Sache einholen.

Springen Sie auf, Kollege, rief der mit der Polizeimütze mir zu, als er mich bei dem Fackelschein erblickte.

Ich sah ihn an. Das war jedenfalls der meiner Kollegen, der trank, und den der Aufseher ganz zur Feuerwehr kommandiert hatte.

Sie sind doch der neue Gehilfe? rief er wieder, als ich nicht sogleich Folge leistete. Springen Sie auf. Der Polizeimeister ist wild wie ein Satan, wenn er bemerkt, daß jemand zu spät ankommt.

Da waren die Pferde aber schon in Schuß geraten und jagten durch die Pforte, daß die Enden der Leitern und Haken hinter dem Gefährt wie Rohrhalme schwankten.

Schade, daß Sie nicht beliebt haben aufzusteigen, Euer Wohlgeboren, sagte der Schutzmann, indem er sich wieder an mich wandte. Sie werden jetzt schwerlich einen Fuhrmann finden, und bis Sie zu Fuß hinkommen, ist der Polizeimeister schon lange da.

Müssen denn alle bei jedem Feuer sein?

Das steht außer Zweifel, Euer Wohlgeboren. So verlangt es der Polizeimeister.

Auf der Straße blieb ich zweifelvoll stehn. Wie dumm, daß ich den Aufseher nicht um genaue Verhaltungsregeln gebeten hatte! Diese unangenehme Ungewißheit war aber wieder nur die Folge davon, daß ich den Nachmittag bei Burin zugebracht hatte, statt in das Stadtteilhaus zu gehn, wo ich von Jemeljan Afanasjewitsch über alles aufgeklärt worden wäre. Ich mußte jetzt gute Miene zum

bösen Spiel machen. Zum Feuer kam ich zu spät. Darum war es besser, ich tat, als hätte ich die Sache so begriffen, daß ich während des Feuers den Stadtteil hüten und bewahren müsse.

Trotz dem beispiellos schlechten Wetter und der Dunkelheit zogen Menschen in Scharen zur Brücke, um zu dem Feuer zu eilen. Wollten sie helfen, löschen, retten? Gott bewahre! Die wenigen, die wirklich die Absicht hatten, sich der Hilfe zu widmen, die Feuerleute bei dem Pumpen abzulösen oder der Rettungsmannschaft bei dem Schleppen und Tragen beizustehn, waren schon längst vorübergelaufen. Die Menge bestand zum größten Teil aus jungen Mädchen, die bei dem Mangel an nützlicher Beschäftigung mit Freude jede Gelegenheit begrüßten, wo sich Zeitvertreib bot, wo es etwas zu sehen gab, und wo zudem die Hoffnung nicht fern lag, mit bekannten jungen Herren zusammenzutreffen. Fast eben so müßige junge Herren machten nächst ihnen einen Hauptteil der zur Brandstätte Eilenden aus. Auch an ältern Herren und Damen fehlte es nicht, die sogar von kleinen Kindern begleitet waren, die schon früh daran gewöhnt wurden, unglückliche Ereignisse als Schauspiel zu betrachten. Hin und wieder drängte eine zerlumpte Gestalt hastig vorwärts, der ein geübtes Auge schon an den Bewegungen die Absicht ansah, wo möglich irgend einen Vorteil aus der Feuersbrunst und der durch sie hervorgerufnen Unordnung zu ziehn.

Ich hatte kaum einige Schritte getan, als ein Polizeimann grüßend vor mir stehn blieb. Ich erkannte ihn anfangs nicht.

Euer Wohlgeboren, meldete er, ich habe Sie in der Wohnung und im Stadtteilhause gesucht.

Es war der Wachmeister.

Ah, Jegorow! Sage mir, Bruder, muß ich zum Feuer oder hier bleiben?

Hat Jemeljan Afanasjewitsch Ihnen keine Anweisung gegeben, zum Feuer zu fahren?

Nein.

Dann belieben Sie auch nicht hinzufahren.

Aber die Leute sagen, daß alle beim Feuer sein müßten, weil der Polizeimeister es verlange.

Was sagen die Leute nicht alles!

Wohin willst du jetzt?

Jemeljan Afanasjewitsch hat beliebt zu befehlen, sobald es brenne, solle ich zu Ihnen, um Sie bei der Runde durch den Stadtteil zu begleiten.

Bruder, das hättest du gleich sagen sollen.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.

Bisher hast du allein die Runde gemacht?

Jawohl.

Gut, dann mache du auch jetzt die Runde allein, und ich werde sie ebenfalls allein machen. Da haben wir dann gleich zwei Runden. Das wird, glaube ich, besser sein.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren. Besser wäre es schon. Die Halunken von Schutzleuten warten nur darauf, daß ich vorbeigehe, und dann treiben sie, was sie wollen. Aber —

Was, aber?

Es ist nicht gut, daß Sie allein gehn.

Warum?

Es ist dunkel, Euer Wohlgeboren, und die Menschen sind schlecht. Bisher ist noch nie ein Polizeioffizier allein gegangen.

Unsinn! Du gehst doch allein.

Nun ja, ich!

Dann kann ich es auch. Vorwärts. Nimm du zuerst die halbe Strecke zu — nun ja, zu dem Markte. Ich gehe erst zu den Sandbergen.

Zu Befehl — er legte die Hand an die Mütze —, aber Euer Wohlgeboren, halten Sie an abgelegnen Stellen die Hand am Revolver. Ich sage Ihnen, die Menschen sind wild und toll, wenn es brennt.

Wir trennten uns.

Ich hatte mir die Gegend an den Sandbergen gewählt, weil hier das Ende der Stadt war, wo mein Quartier lag, und wo ich mir die Straßen und Posten besser gemerkt zu haben glaubte. Um dorthin zu gelangen, mußte ich wieder über die Verkündigungs- und die Steinstraße zurück.

Der Feuerschein jenseit des Flusses war heller geworden. Man sah gegen den geröteten Himmel, wie sich der Rauch langsam vor dem Winde hinwälzte.

Am Flußufer standen kleine Gruppen, auch einzelne Personen, die nach dem Feuer und dem Rauch ausschauten.

Als ich mich der Ecke der Steinstraße näherte, sah ich zwei weibliche Gestalten, die auch nach der Feuersbrunst hinübersahen und scheu zurückwichen, als sich zwei Männer neben ihnen aufstellten.

Warum ziehn Sie sich zurück, meine schönen Damen! sagte einer der Männer. Mit uns zusammen ist es viel besser, das Feuer zu betrachten.

Es war mir, als ob jemand mir zugeflüstert hätte, daß eine der beiden Damen die Ssawinski sei. Oder glaubte ich sie an der Haltung und an den Bewegungen zu erkennen?

Komm nach Hause, Mama, sagte die, die ich für die Ssawinski hielt, und wandte sich zum Gehn.

Warum nach Hause! rief der Mann lachend. Bleiben Sie doch, meine Schöne. Ich versichere Ihnen, wir sind sehr angenehme Leute.

Komm, Mama.

Sie ging weg, und ihre Begleiterin schickte sich an, ihr zu folgen.

Warten Sie, warten Sie, wir gehn mit Ihnen, rief der Mann und tat, als ob er nachlaufen wollte.

Ich erreichte in diesem Augenblick die Ecke.

Treiben Sie keinen Unfug auf der Straße, sagte ich streng, indem ich vom Ufer einbog.

Was geht das Sie an! schrie er grob. Ach, entschuldigen Sie, fügte er sogleich hinzu, als er die Polizeiuniform erkannte, und wandte sich wieder zum Flusse.

Ich hätte nun vernünftigerweise erstens schweigen und zweitens dem Ufer folgen sollen, um in die weiter abliegenden Straßen zu gelangen, wie ich mir vorgenommen hatte; aber ich war jetzt ganz überzeugt, daß die weggehende die Ssawinski sei, und — nun, ich folgte ihr in die Steinstraße und beging noch außerdem die kindische Dummheit, mich ihr im besten Lichte zeigen zu wollen, indem ich dem Manne einen Verweis erteilte.

Das Entschuldigen ist unnütz, sagte ich. Ich warne Sie, wieder Damen auf der Straße zu belästigen. Ich verstehe in dieser Hinsicht keinen Spaß.

Der Mann brummte etwas Unverständliches. Sein Begleiter aber sagte spöttisch lachend: Verzeihen Sie großmütig. Machen Sie uns nicht unglücklich. Es ist das erstemal.

Ich biß mich auf die Lippe, tröstete mich jedoch sogleich damit, daß die Ssawinski — sie mußte es sein — schon zu weit entfernt war, das Lachen zu hören, und darum die Worte wohl für bare Münze nehmen konnte.

Als ich die Damen mit raschen Schritten einholte, blieben sie stehn, als ob sie mich vorbeilassen wollten. Ich grüßte.

Ich bin empört über diese Art von Frechheit, die sich sonst ganz anständige Herren in der Dunkelheit gegen Damen erlauben, sagte ich, indem ich langsam weiterging.

Ja, anwortete die Ältere, und beide setzten sich neben mir in Bewegung, es ist schrecklich unangenehm. Sogar eine bejahrtere Frau darf sich am Abend ohne

Begleitung gar nicht auf der Straße zeigen, von jungen Mädchen schon nicht zu reden.

Ist die Unsitte hier in der Stadt wirklich so eingerissen? fragte ich.

Ah, Sie sind kein Hiesiger! sagte sie. Ja, leider.

Sie erging sich in Klagen und erzählte von verschiednen Zudringlichkeiten, denen sie mit der Tochter oder vielmehr der Tochter wegen in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen wäre.

Ich sprach meine Entrüstung aus und betonte meinen Entschluß, diesem Unwesen nach Möglichkeit zu steuern. Ich suchte auch die Tochter — es mußte die Ssawinski sein — in die Unterhaltung zu ziehn. Allein sie wanderte neben uns her und öffnete den Mund nicht. Es schien mir einmal, als ob sie vor sich hin kicherte.

Wir waren bei dem Hause der Schtschepin angekommen.

Hier wohnen wir, sagte die Mutter und grüßte.

Mama, ließ sich plötzlich, als ich an die Mütze griff, die Tochter vernehmen, obgleich ich den Herrn selbst nicht kenne, muß ich ihn dir doch vorstellen. Der Herr hat mich heute schon zweimal von einer Unannehmlichkeit befreit: am Vormittag von unsrer Wirtin und jetzt von dem Zudringlichen. Es ist der Polizeioffizier, von dem ich dir erzählt habe.

Ah, sehr erfreut! rief die Frau und streckte mir die Hand entgegen. Ich danke Ihnen. Ich bin die Witwe Ssawinski, und dies ist meine Tochter Mascha.

Sie drückte mir die Hand, und ich hob die Mütze, während ich mich ganz dem angenehmen Gefühl hingab, das mich bei den Worten des Mädchens ergriff. Die Stimme klang hell und weich und hatte doch einen Anflug von neckischer Keckheit, der das Ohr angenehm berührte.

Ich nannte meinen Namen und Stand und lüftete nochmals die Mütze, indem ich mich der Tochter zuwandte und nicht wußte, ob ich es wagen dürfte, ihr auch die Hand zu reichen.

Herr Gehilfe, sagte die Mutter treuherzig, entschuldigen Sie meine Geradheit. Ich bin ja eine Soldatenfrau. Der Tee steht bei uns auf dem Tische. Wir wollten uns gerade setzen, als wir den Feuerschein sahen. Trinken Sie bei dem schlechten Wetter vielleicht ein Glas Tee mit uns? Ohne Umstände, wenn Sie es nicht verschmähn, bei zwei armen, alleinstehenden Weibern einzutreten.

Ich wollte mich eben bedanken, als Mascha schon die Haustür öffnete und gedämpft zurückrief:

Aber nur rasch und leise über den Vorplatz und Hof, daß uns die Wirtin nicht hört!

Die Mutter trat ein, und ich folgte. Mascha war schon verschwunden. Ich schloß die Tür, schritt vorsichtig über die Dielen des Vorplatzes und der Frau nach um das Haus. Kaum waren wir in einem kleinen Hintergebäude angelangt, als die Tür zu einem erleuchteten Zimmer von innen geöffnet wurde, und Mascha uns entgegenlächelte. Sie hatte es in den wenigen Augenblicken schon zustande gebracht, sich der Mütze, des Paletots und der Galoschen zu entledigen.

Ich entschuldigte mich wegen meiner großen Nachtdienststiefel, doch die Mutter meinte, während sie sich aus ihrer warmen Kleidung schälte, das seien ganz unnütze Worte, denn sie sei wie die Tochter Militärperson, also an die großen Dienststiefel gewöhnt.

Ich hängte den Revolver und den Säbel nebst meinem Paletot an den neben der Tür angebrachten Kleiderrechen, und als ich weiter in das Zimmer vortrat, wo auf dem Tische vor dem lederbezognen Sofa der Tee serviert war, verneigte sich Mascha zeremoniell vor mir und „nahm sich die Freiheit," sich mir als Marja Iwanowna Ssawinski, Tochter des Hauptmanns Ssawinski, vorzustellen.

Es war offenbar halb Scherz halb Ernst, und ich verbeugte mich ebenso formell und nannte mich nach dem Taufnamen, dem Vater und der Familie. Wie ich aber dabei ihre zarte schmale Hand zwischen meinen Fingern fühlte, wurde mir

ganz eigentümlich zu Mut, und ein Blick in ihr von der Lampe auf dem Tische hell beschienenes Gesicht mit den blendend weißen Zähnchen, die wie Perlen zwischen den etwas geöffneten frischen Lippen hervorglänzten, mit den Mutwillen verratenden Augen und dem von der Mütze in die reizendste Unordnung gebrachten Löckchenbusche über der Stirn raubte mir fast vollständig die Fassung. Ich war deshalb ziemlich einsilbig, als ich ihr gegenüber am Tische saß, während die Mutter die schon erkaltete Teemaschine hinaustrug, um frische Kohlen nachzulegen. Es gelang mir nicht, mich soweit zu sammeln, daß ich eine fließende Unterhaltung in Gang gebracht hätte. Erst als die Mutter mit der summenden Maschine zurückkehrte, als ich ein Glas des heißen Getränks vor mir hatte und aufgefordert wurde, mir eine Papiros anzuzünden, damit auch sie sich nicht zu genieren brauchten, dasselbe zu tun, als die Mutter den Rauch von sich blies, und auch die Tochter schelmisch lächelnd kleine Ringe aus dem Munde aufsteigen ließ, wobei sie wieder die schönen Zähne zeigte — erst da fand ich mich zurecht, und wir gerieten in heiteres Geplauder.

Beide sprachen offen und gerade. Sie hatten, wie es schien, keine Geheimnisse. Das Gespräch kam bald auf die Wirtin. Sie malten teils lachend teils ärgerlich aus, was sie von der aufdringlichen, boshaften Person zu leiden hätten. Ich lachte und ärgerte mich mit. Warum sie nicht auszögen, fragte ich. Das sei leichter gesagt als getan, meinten sie. Zwei so reinliche und bequeme Zimmer ließen sich schwer zu einem so billigen Preise wieder finden. Mehr zahlen könnten sie aber nicht, denn ihre Mittel seien gar zu beschränkt. Sie hätten nichts als die geringe Pension und die Kleinigkeit, die die Tochter mit verschiednen Handarbeiten verdiene. Sie hielten darum auch keine Magd. Die Mutter besorge eigenhändig und mit Vergnügen die kleine Wirtschaft, und die Tochter nähe für einige Magazine und auch für Privatbestellung. Ich deutete mein Bedauern an, daß ein junges Fräulein sich mit der Sklaverei solcher Arbeiten abgeben müsse. Mascha lachte, verneigte sich übermütig und empfahl sich mir für den Fall, daß ich mir Tücher mit Arabesken und Monogrammen bestellen wolle. Die Mutter aber erklärte, daß von Sklaverei doch nicht die Rede sein könne, da Mascha eben nur soviel Bestellungen übernehme, wie sie mit Bequemlichkeit und ohne Anstrengung bewältigen könne. Das trage jedoch soviel ein, daß Mascha ihre Garderobe vollständig damit bestreite.

O, meine Mascha ist ein tüchtiger, prächtiger Kerl! sagte die Mutter stolz.

Eben war die Unterhaltung wieder auf die Wirtin gekommen. Mascha hatte ein Geschichtchen zum besten gegeben, wobei sie treffend die Schtschepin nachahmte. Wir lachten von Herzen. Da ging die Außentür. Jemand tastete mit den Händen an der Zimmertür umher, öffnete diese, und herein trat — Wera Schtschepin in eigner Person.

Hundertmal habe ich Ihnen gesagt, Mascha, begann sie ohne jegliche Einleitung, indem sie bis zum Tische vorrückte und das große Tuch, in das sie sich gehüllt hatte, vom Kopfe auf die Schultern sinken ließ, daß Sie nicht das richtige Benehmen haben. Ich bin ein adliches Fräulein und kann das beurteilen. Sie sind auch ein Fräulein, und Sie müßten stets so tun und auftreten, wie es einem Fräulein ziemt; aber Sie haben nicht die rechte Art, Ihnen fehlt der feine Takt. Ihre Mutter sieht nicht genug nach Ihnen. Ja, Sie sehen zu wenig nach ihr — sie wandte sich zur Mutter, streckte den Arm vor und bewegte die gespreizte Hand Schweigen gebietend hin und her —, viel zu wenig. Sie sehen so gut wie gar nicht nach ihr. Reden Sie nichts, gar nichts. Es ist, wie ich sage. Ich kann das beurteilen, denn meine Erziehung befähigt mich dazu. Und ich bin nicht egoistisch. Ich erteile Ihrer Mascha gute Lehren. Aber hört sie darauf? Nimmt sie sich ein Beispiel an mir? Gott bewahre! Und Sie sehen das an und sagen nichts dazu. Sie machen mit ihr noch gemeinschaftliche Sache. Es brennt draußen — sie sah mich an, als ob sie mir erzähle —, und ich armes, verlassenes Geschöpf erfahre nichts davon. Meine Magd meldet es mir nicht, denn meine Magd

weiß auch nichts davon. Sie sollte es wissen und sollte es mir melden, aber sie kümmert sich nicht darum. Sie lebt wie taub und blind. Ihr kann man das nicht verdenken, denn sie ist eine Bäuerin, ein rohes Geschöpf ohne jegliche Erziehung. Wenn sie essen und schlafen kann, so glaubt sie damit ihre Aufgabe in der Welt erfüllt zu haben. Aber Sie, Mascha — sie kehrte sich zu dem Mädchen und erhob zwei Finger wie zum Schwur —, Sie dürfen doch nicht so tun wie solch ein unverantwortliches Geschöpf. Sie sind ein Fräulein und haben als solches Ihre Pflichten, ja, Pflichten der Bildung und des guten Tons. Erfüllen Sie diese Pflichten? Erfüllt sie diese Pflichten? — Die Frage war wieder an mich gerichtet. — Sie bemerkt das Feuer. Sie läuft auf die Straße, um zu sehen, wo es brennt. Sie nimmt auch die Mutter mit. Und die Mutter — sie streckte von neuem die Hand beschwichtigend vor —, schweigen Sie, schweigen Sie, Sie sind schuld. Ich kann das beurteilen. Beide gehn fort. Ich allein erfahre nichts und weiß nichts. Ich habe keine Ahnung. Ich sitze verlassen in der Falle. Das Feuer kann plötzlich mein Haus erfassen. Das Dach kann mir über dem Kopfe zusammenstürzen. Was machen meine Mieterinnen sich daraus! Ich frage Sie, Herr Gehilfe, ist das rücksichtsvoll? Erfüllt man so die Pflichten, die jeder Mensch von guter Erziehung anerkennt?

Die Damen hatten jedenfalls gleich . . .

Begriffen, wollte ich zur Rechtfertigung der Beschuldigten sagen, daß es in der Ferne brannte und keine Gefahr drohte. Ich kam jedoch nicht dazu, denn sie fing lauter und schneller an zu sprechen, wie ich nur den Mund öffnete. Ich sah jetzt auch ein, warum die Mutter und die Tochter schwiegen. Jede Silbe der Entgegnung verstärkte den Redestrom.

Es durfte so nicht weitergehn. Meine Anwesenheit konnte die Verlegenheit, worin sich die Ssawinskis befanden, nur vergrößern. Blieben sie allein, so wußten sie wohl eher, wie sie sich von der redesüchtigen Wirtin losmachten. Ich mußte mich entfernen, und zwar mit Entschiedenheit, in einer Art, die jedes Aufhalten unmöglich machte.

Die Schtschepin redete davon, wie taktlos es ferner gewesen sei, den Herrn Gehilfen mitzubringen und ihr auch davon nichts zu wissen zu tun, während sie mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit warte, den Herrn Gehilfen zu sprechen. Sie habe es durchaus nötig. Sie habe vielerlei auf dem Herzen . . .

Ich stand auf und verbeugte mich vor den Ssawinskis, die auf dem Sofa saßen. Sie erhoben sich und boten mir zum Abschiede die Hand. In der Tochter Augen schien dabei eine Bitte zu liegen. Ich solle, glaubte ich zu verstehn, die Schtschepin mitnehmen. Diese streckte mir auch die Hand hin, als ich sie grüßte, wobei ich sie aus Vorsicht in einem weiten Bogen umgehn wollte. Die Hand konnte ich ihr jedoch nicht gut verweigern — und richtig, sie hielt die Hand fest.

Herr Gehilfe, ich muß Sie durchaus sprechen. Ich muß Ihnen viel sagen. Ich sehe aber, Sie haben Eile, und ich will Sie deshalb nur mit einer einzigen Sache belästigen. Die Sache ist aber so wichtig.

Ich hatte meine Hand nicht mit Gewalt befreit. Ich weiß auch nicht, ob es mir gelungen wäre, denn die knochigen Finger der Dame hielten eisern fest. Ich war aber nicht stehn geblieben, sondern zur Tür geschritten, und sie mußte wohl oder übel folgen. Hier hob ich mit der freien Linken meinen nassen Paletot vom Rechen, und wie ich ihn mir absichtlich recht ungestüm über die Schultern warf, spritzten ihr Tropfen in das Gesicht. Sie trat zurück, soweit der Arm reichte, zögerte jedoch noch. Eine neue Bewegung schleuderte einen Ärmel des Paletots auf ihre Hand und ihren halbnackten Arm. Jetzt ließ sie los. Während ich in die Ärmel fuhr, den Gurt umschnallte und den Säbel überhängte, eiferte sie gegen Burin. Seinetwegen müsse sie noch heute Rücksprache mit mir nehmen, denn der unverschämte Mensch sei zu gefährlich. Er verfolge sie beständig und trachte . . .

Ich gab ihr ein warnendes Zeichen mit dem Kopfe.

Draußen, draußen, raunte ich ihr zu.

Sie zog gleich das Tuch über den Kopf, und wir marschierten ab, ich voran, sie hinter mir. Kaum waren wir im Freien, so hörte ich, wie die Tür verschlossen wurde. Die Schtschepin begann in diesem Augenblick zu reden, ich aber setzte meine Beine in Bewegung und war mit wenig Schritten auf dem Vorplatz und auf der Straße, wo ich weiterrannte, ohne mich umzusehen. Ich lachte und hielt erst an, als ich wieder das Ufer erreicht hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politisch-anthropologische Zukunftsträume. Ich war ermüdet nach Hause gekommen. Allerlei Widerwärtiges hatte mich in meiner Arbeit gehemmt. Wie sind unsre Lebensverhältnisse doch verwickelt! ja sie werden immer verwickelter. Und die Sorgen der vertieften naturwissenschaftlichen und sozialen Bildung! In absehbarer Zeit wird Übervölkerung eintreten. Der Kulturmensch verbraucht seine Nerven unheimlich schnell. Überall grinst dem Vorurteilsfreien aus fröhlichem Lachen und roten Wangen die erbliche Belastung entgegen. Da ist es mir wie ein erfrischender Ausblick in eine neue Welt, in der alles, was unser öffentliches Leben „durchquert" und holprig und sorgenvoll macht, geordnet und geglättet erscheint, wenn ich Buhmanns „Politisch-anthropologische Revue" in die Hand nehme. Da wird mit unbeirrter, selbstzufriedner Konsequenz auf biologischer Grundlage ein neuer Staat, eine neue Bildung, eine neue Sittlichkeit entdeckt. Alles klärt sich, die Staatsordnung, die sozialen Fragen, die pädagogischen Probleme. Die Welt von vermeintlichen Idealen, mit denen sich der Kulturmensch noch quält, erweist sich als eine Welt von Gespenstern und von Illusionen. Alles gründet sich auf „politisch-anthropologische Tatsachen."

Und so wandten sich auch jetzt meine Gedanken unter dem Eindruck dieser weiten Ausblicke ab von der unerquicklichen Gegenwart. Wie wohlgeordnet könnte doch unser Staatsleben sein, ohne Parlamentarismus, ohne überflüssige Reden, ohne Obstruktion, ohne Schulquälerei, wenn wir uns auf biologischer Grundlage einen anthropologischen Bienenstaat oder Ameisenstaat begründen könnten, alles wohlgefügt ohne sentimentale Rücksichten. Unwillkürlich drängt sich mir dabei die Erinnerung an manche Wanderung durch das mustergiltige Gestüt im ostelbischen Trakehnen auf. Für die Erziehung der Menschenjugend scheint ja in seinen Gefilden manches noch zu wünschen zu sein; das sind eben atavistische Erscheinungen. Aber in der Pferdezucht feiert allerdings die „zielbewußte" Züchtungsmethode glänzende Triumphe. Wenn wir in den lichten luftigen Ställen, Pferdesalons könnte man sie nennen, die edeln Rosse musterten, wurde das Auge gefesselt durch die Tafeln, die ihre Abstammung sei es von englischen Rassepferden, sei es von arabischem Vollblut angaben. Man wußte sofort, was von ihnen zu erwarten stand. Und dann gings hinaus auf die Vorwerke. Da waren die einzelnen Jahrgänge nach strenger Auslese gesondert, um dann weiter in steter Sichtung dem Alter der Leistungsfähigkeit entgegengezüchtet zu werden. Die jährigen Fohlen, die ältern Jahrgänge — jede Gruppe hatte, man möchte sagen, in ihrem Zusammenleben ein eignes Selbstgefühl, als wollte sie dartun: seht, wie sind wir so vorsorglich gezüchtet und so angemessen eingeordnet; jedes an seinem Platze. Und weiter — merkwürdig, wie ich so hinwanderte, dehnte sich vor meinen Augen eine neue Stadt unabsehbar weit über die Ebne aus. Die hatte ich noch nicht gesehen. Lauter gleichförmige, langgestreckte niedrige Gebäude in geraden Straßen, die konzentrisch auf einen weiten Platz

führten. Auf diesem türmten sich, mit phantasievoll geschweiften Ornamenten geziert, deren Motive an Schlingpflanzen, Sumpfblumen und Schlangen erinnerten, mächtige Bauwerke auf. Ein Zentralbau mit kühn geschweifter Kuppel überragte sie alle. Von ihm gingen strahlenförmig Hallengänge aus, die zu den stolzen Palästen führten.

Das war alles neu und wunderbar. Schon die lange Straße, durch die ich dem großen Rundplatz zueilte, war so fremdartig. Ein Haus wie das andre, als wären sie alle gleichförmige Abbilder eines Musters, wie auf höhern Befehl hergestellt, streng abgemessen und abgezählt. Aber ich hielt mich nicht dabei auf. Mich zogs zum Mittelpunkt.

Da stand ich vor dem hochstrebenden Kuppelbau. Mit Riesenlettern prangte darauf die Inschrift: Zentraldirektorium für „Höherzüchtung der Menschenrassen." Eine weitausladende Freitreppe führte in die offne Halle. Niemand verwehrte den Eintritt. Und ich war nicht mehr allein. Männer und Frauen, alle nach gleichem Schnitt, aber in verschiednen Farben gekleidet, strömten aus und ein. Keiner achtete auf mich. Es war, als wenn sie sich nach gleichmäßigem Rhythmus fortbewegten. So trat ich unbemerkt ein. Gegenüber dem Eingang füllte ein ungeheures Mosaikbild die Wandfläche. Es erinnerte mich an den Kampf der Götter mit den Giganten, der den Zeusaltar auf Pergamon schmückte, aber — es stellte den Sieg der Titanen und ihrer Genossen über die lichten Olympier dar. Unter dem Keulenschlag des Kronos sank Zeus vom Thron, Athene floh vor Japetus, und Python verschlang den Apollo. Was war das? Ich wagte einen Greis, der neben mir stand, zu fragen. Er sah mich durchdringend an. Das weißt du nicht? Das ist der Sieg der Wissenschaft über die Illusionen. Und dort, zur Rechten und zur Linken, so fuhr er fort, siehst du die Erzväter der reinen Rassenzüchtung. Er zeigte auf eine Reihe von Riesenbüsten; sie erinnerten an den Kolossalkopf bei der Pyramide des Cheops. Da sah ich trotz der übermenschlichen Dimensionen manche bekannten Züge. Im Mittelpunkt Darwin mit seinen umbuschten tiefliegenden Augen und seinem sich weit vorschiebenden Unterkiefer, neben ihm Ibsen, das grimmige Apothekergesicht. Auch Ludwig Büchner, Karl Voigt, Ernst Häckel hoben sich aus der unabsehbaren Reihe von „Wahrheitsmenschen" ab.

Mächtig packte mich der Eindruck. Das ist ja eine neue Welt. Der Forschungstrieb überwältigte mich. Aber wie mich zurecht finden? Von der Zentralhalle führten die Korridore nach allen Seiten. Über den Ausgängen waren Tafeln befestigt: Zum Direktorium für die Entwilderung der erblich Belasteten, zum Direktorium der Arbeitsverteilung, der Werterzeugungen, der Volksernährung, der Zuchtwahl und der Rassenauslese. Überall hin zogs mich. Aber eins nach dem andern, und mit dem Anfang muß man anfangen.

Ich betrat den Hallengang, der zum Direktorium der Zuchtwahl und der Rassenauslese führte. Die geschlossene Wand war mit Drudenfüßen geschmückt, dem Symbol der Urzelle, die ja der geheimnisvolle Urgrund ist von allem, was da lebt und webt. Darunter reihten sich unabsehbar in kristallnen Phiolen genial hergerichtete Präparate von Embryonen, immer in mehreren Exemplaren, um Züchtungsdifferenzen zu veranschaulichen. Häckels berühmte Embryonentafel schien der Anordnung zu Grunde zu liegen. Die Gruppe der Schweinsembryonen und der Menschenembryonen stach besonders in die Augen. Wer konnte bei ihrem Anblick die wenn auch abgestufte Gleichheit der Organismen dieser beiden Spezies von Säugetieren leugnen? Gewiß, das war zwingender Anschauungsunterricht. Doch weiter, weiter — was werde ich noch alles heute lernen!

Der Hallengang mündete wieder auf eine Rotunde, in der sich rechts der Eingang zum Direktorium der Zuchtwahl, links sich der zum Direktorium der Rassenauslese oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, des „biologischen Auslesemechanismus" öffnete. Ich hatte es gut getroffen. In beiden Direktorien war heute einer der großen Tage, wie die Anschläge an den Portalen bewiesen. Hier las ich: „Kürtag. Alle männlichen Individuen in der Altersstufe von

28 bis 35 Jahren und alle weiblichen in der Altersstufe von 18 bis 25 Jahren haben sich zur Vollziehung der Geschlechtsverbindungen von zehn Uhr vormittags ab einzufinden. Zur Deckung der Ausfälle sind zweihundert Paare zu küren." Gegenüber prangte ein andrer Anschlag mit der Aufforderung, alle Kinder im Alter von fünf Jahren behufs definitiven Entscheids über ihre Züchtungseinordnung vorzustellen.

Ich wandte mich zur Rechten. In einem langgestreckten Saale, dessen Wände mit Aktenschränken verdeckt waren, saßen in langen Reihen einander gegenüber die Jünglinge und die Jungfrauen, alle mit Nummern versehen. Durch farbige Abzeichen schieden sich einzelne Gruppen aus. Sie entsprachen den verschiednen Klassen der Auslese. Nach diesen war die Rangordnung bestimmt. An der Querseite stand eine Tafel für die Kürherren. Da saßen sie, kahle Schädel, die auffallend breit und hoch waren, auf dürftig schmalen Schultern. Gewiß, bei ihnen lag der Schwerpunkt des Lebens in der Intelligenz. Ihre Augen blickten scharf und durchdringend, als schauten sie die Natur ohne Schleier.

Eben wurden zwei Nummern aufgerufen. Ein Jüngling und eine Jungfrau erhoben sich, erstklassige Züchtungsprodukte. Stellen wir die Abstammung fest und die politisch-anthropologischen Tatsachen der Züchtungsperiode, sagte der Vorsitzende mit eigentümlich näselnder matter Stimme. Er war offenbar von der schon geleisteten Arbeit recht abgespannt. Diener schleppten aus den Aktenschränken zwei Faszikel heran. Es steht nichts im Wege, daß sie sich zusammentun, keine erbliche Belastung, keine Naturdefekte. Wir dürfen hoffen, daß die Rasse durch ihre Mittätigkeit sich hebt. Die beiden reichten sich die Hände. Es wurde ihnen in Distrikt IV, Straße 6, Haus 127 eine Familienwohnung durch Zertifikat angewiesen, und sie entfernten sich. Es folgte ein andres Paar. Hier ging die Entscheidung nicht so glatt von statten. Beim männlichen Teil fanden sich Beanstandungen. In den Züchtungsakten waren Spuren anthropologischer Geringwertigkeit vermerkt, ein gewisser Hang zur Absonderung, zu Träumereien. Er wurde zurückgestellt als ungeeignet, „im Züchtungsprozeß des Volkes mitzuhandeln (dem Staate neue Staatsbürger zuzuführen)." Eine andre Nummer ersetzte ihn, die sich als geeignet erwies. Und so gings fort. An meiner Seite stand wieder der Graubart, mich still beobachtend, als wäre er mein Mentor. Mir entschlüpfte, obgleich ich die Empfindung hatte, ich müßte mich jeder Kritik enthalten, die Frage: Aber werden die Paare denn so einfach zusammengetan, ohne daß man nach ihrer Neigung fragt? Gewiß, antwortete er mit überlegner Bestimmtheit. Die Neigung ergibt sich eben aus der durch die Züchtung erzielten Gleichartigkeit der Lebenskräfte ganz von selber.

Wie einfach und wie einleuchtend! Aber wie wird diese Gleichartigkeit herausgearbeitet? Mich verlangte es, einen Blick zu tun in die Praxis des „biologischen Auslesemechanismus."

Das war ein andres Bild. In dichten Gruppen standen die Mütter mit ihren Sprößlingen beieinander. Bis zum fünften Jahre nämlich bleiben die Sprößlinge in der Pflege ihrer Erzeuger. Einer nach dem andern wurde nach der Folge der ihnen zugeteilten Nummern vorgeführt, um nach seinen Qualitäten eingeschätzt und dann den einzelnen Züchtungsabteilungen zugewiesen zu werden. Das geschah nach exakter Methode. Zuerst befragte man die Ursprungsregister, um zu ermitteln, ob etwa Anzeichen erblicher Belastung oder spontaner Entartungen vorlägen. Sodann wurde die Schädelmessung vorgenommen. Sie gab den Entscheid; denn ihr Verfahren war so vervollkommnet, daß mit mathematischer Sicherheit aus der Schädelbildung und Schädelweite die Begabung und die Leistungsfähigkeit des Kindes festgestellt werden konnte. Nur über die Art und Spannkraft der Triebe, unter deren Einwirkung es stand, konnte man in Zweifel bleiben. Aber im allgemeinen hatte die rationelle Überwachung der Fortpflanzung die Affekte, die den atavistischen Kulturmenschen früher anhafteten, schon soweit gereinigt und beseitigt, daß sie einem sichern Funktionieren des intellektuellen Mechanismus bei erstklassigen Züchtungen nicht mehr hinderlich waren. Nur selten stieß man bei den Messungen auf bestimmte Merkmale von „anthropologischem Proletariat."

Auf Grund dieser exakten Befunde, die außerordentlich schnell aufgenommen wurden, erfolgte die Klassenabsonderung für die weitere Ausbildung. Die Kraftmenschen, die Kopfarbeiter, die Entdecker und Erfinder der Zukunft, die Handarbeiter, die Ackerbauer wurden auf Grund untrüglicher biologischer Auslese besondern Abteilungen für die weitere Behandlung überwiesen. Dabei fiel mir auf, daß es besondre Freude erregte, wenn eine der Meßautoritäten ausrief: Hier ein Sechssinniger. Ein Wesen mit sechs Sinnen? Wie sah das aus? Ein zartes Geschöpf wird von seiner Mutter mit freudestrahlendem stolzem Gesicht der kleinen Schar, die für das Übermenschentum auserlesen waren, zugeführt. Da standen sie — schwächliche, zarte Glieder —, ob die Beine wohl den Körper tragen können? Der Kopf, fast wie ein umgestülptes Dreieck nach oben sich weitend, Mund, Nase verkümmert, aber die Ohren zu großen Muscheln gedehnt, die ständig vibrierten. Alles beherrschte der Schädel, der wie ein übergroßer Dachgiebel das zusammengedrückte Gesichtchen überragte. Mund, Nase fielen mir besonders auf. Kann der Mund noch mit Behagen kauen? Kann diese verengte Nase noch riechen? Ist auch nicht nötig, hörte ich von der Seite. Da stand wieder der Greis. Der muß meine Gedanken gelesen haben. Siehst du nicht ein, sagte er lebhaft, daß kein Fortschritt ohne Einbuße bleibt? Gewiß, der Geschmackssinn und der Geruchssinn sind bei den Sechssinnigen fast erstorben — diese überlassen sie den Geschöpfen niedrer Ordnung. Dafür aber sind sie Telepathen. Was die Antipoden tun, das wissen sie, ohne es zu sehen. Den Witterungswechsel auf dem Mars können sie mit innerer Wahrnehmung verfolgen. Was du jetzt denkst, was irgendwo auf dem Erdenrund erlebt, gedacht, erstrebt wird, das vermögen sie mit dem sechsten Sinn zu erfassen. Der sechste Sinn — das ist das glänzendste Zeugnis für die Allgewalt der rationellen Menschenzüchtung. Und dann das Gehör. Ihr unendlich verfeinertes Gehör vernimmt auch die Wundertöne der Sphärenmusik. — Und sie schmecken nichts, und sie riechen nichts! Das sind ja die reinen Kunstprodukte, die armen Würmer!

Kaum waren mir diese Worte entschlüpft, da erhob sich der Greis und rief mit drohender Stimme: Halt, wer bist du eigentlich? Du redest wie einer, der dem rückständigen anthropologischen Proletariertum angehört, und doch scheinst du etwas andres. Wie hast du dich hierher verirrt? Ich fühlte mich plötzlich fortgerissen in einen dunkeln Raum. Das Hirnscioptikum her, rief der Greis. Gräßlich, ich wurde den Strahlen des Hirndurchleuchtungsapparats ausgesetzt und erblickte das Innere meines Schädels auf der Wandfläche, alle Windungen, alle die durchwirrten unübersehbar verschlungnen Nervenknäuel — alles riesengroß, das kleine Hirn sich wie eine hundertjährige Eiche ausbreitend, die Nervenfäden wie Ankertaue, die Windungen des großen Hirns wie Gebirgstäler. Und was ist das? Überall drängen sich Bilder hinein in das Nervengeflecht und massige Aufhäufungen von Bildern, die sich an einzelnen Stellen abgelagert haben wie geologische Schichten — alle Bilder unendlich klein und doch unheimlich deutlich, eins neben dem andern oder mit dem andern verwachsen, alles in zuckender, stoßender, sich kreiselnder und kreuzender Bewegung. Wahrhaftig, alles, was ich erlebt habe und gedacht und gefühlt, meine Dummheiten und meine Kraftleistungen, meine Ideale und meine Heimlichkeiten — alles, alles wimmelt und kribbelt vor aller Augen auf der Wandfläche. Ein schrilles Hohngelächter schlägt mir ans Ohr. Seht, das ist ja ein Kabinettsstück von atavistischem Illusionismus. Der Mensch gehört in die Entwilderungsabteilung, sonst stört er mit seinen Illusionen von sittlicher Freiheit und von Menschenrechten und Idealen unsre Ordnung. Mich ergreift eine unbeschreibliche Angst. Von allen Seiten drängen leuchtende Großschädel auf mich ein, deren Augen herausquellen wie die Augen der Teleskopfische. Ich schreie mit aller Kraft auf und schlage mit den Armen um mich — — — da fühlte ich eine weiche Hand auf meiner Stirn. Ich sprang auf, riß die Augen auf, rieb mir die Stirn. Vor mir stand meine Frau und sah mich besorgt an: Was hast du, was quält dich? — Gottlob, ich hatte nur geträumt!

H.

Preußische Toleranz vor Friedrich dem Großen. Ein schönes Beispiel religiöser Toleranz aus dem vorfridericianischen Preußen lesen wir in den „Quellen und Forschungen, herausgegeben vom Königlich preußischen historischen Institut in Rom" 1902, S. 125ff. Es beweist, daß, wenn auch Friedrich der Große erst den Katholiken in den rein evangelischen Provinzen Brandenburg und Pommern eine freie Bewegung im größern Stile gewährt hat, seine Vorgänger im allgemeinen es an Entgegenkommen gegenüber der katholischen Kirche nicht haben fehlen lassen. Des großen Friedrichs Ahnen fühlten wohl, daß wahre Frömmigkeit Toleranz gegenüber Andersgläubigen verlangt, im Gegensatz zu dem römischen Stuhl, der heute noch den Glauben des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, der noch dazu eine eigne Gesandtschaft bei ihm unterhält, als „Ketzerei" bezeichnet, und dessen Preßorgane Konvulsionen bekommen, weil St. Peter auf protestantische Kirchen in Rom schauen muß. Max Lehmann sagt von Friedrich Wilhelm dem Ersten (Preußen und die katholische Kirche, I S. 408), daß es sein religiöses Gemüt unerträglich fand, einem andern die Mittel zu religiöser Erhebung zu versagen, mochten diese auch immerhin von einer fremden, ja feindlichen Kirche gereicht werden. Das von Walter Friedensburg in den „Quellen und Forschungen" publizierte „Denkmal preußischer Toleranz im achtzehnten Jahrhundert" (aus der Bibliothek Corsini; Ranke hatte schon darauf hingewiesen) ist eine Bestätigung dieser einzig und allein frommen Gesinnung, die in der Toleranz liegt, von unverdächtigster katholischer Seite herrührend. Es sind Missionsberichte katholischer Ordensgeistlicher aus Preußen vom Jahre 1730, von dem päpstlichen Nuntius in Köln zusammengefaßt und in italienischer Sprache dem Staatssekretär nach Rom übermittelt. Der Anfang lautet in Übersetzung: „Aus den Relationen der Missionäre verschiedner Orden, die sich in den Staaten des Markgrafen von Brandenburg aufhalten und die von den günstigen Dispositionen berichten, die der Markgraf gegenüber der katholischen Kirche erkennen läßt, sodaß sie sich im allgemeinen freier Religionsübung erfreuen kann, namentlich in Berlin, Potsdam, Spandau, Halle und Hammersleben (Kloster im Halberstädtischen), und daß es jedem Häretiker erlaubt ist, frei zum katholischen Glauben überzutreten, was auch zahlreiche Konversionen im Gefolge hat." Aus den darauffolgenden Spezialnachrichten sei bemerkt, daß der Markgraf von Brandenburg in Berlin, Potsdam, Spandau auf seine Kosten katholische Missionäre unterhält und denen Berlins erlaubt, mehrmals im Jahre bis zur schwedischen und zur polnischen Grenze zu reisen, damit sie der militärischen Seelsorge für die katholischen Truppen nachkommen können. Dabei wird noch hervorgehoben, daß der Gottesdienst auf den „piu onerovoli" Plätzen und Straßen auch der Stadt Berlin abgehalten werden darf. Desgleichen ist die katholische Fürsorge für die Kranken, Gefangnen und zum Tode Verurteilten geregelt und eine religiöse Erziehung der Soldatenkinder gesichert. Die zwei Dominikaner in Potsdam erhalten jeder jährlich 300 Imperiale als Gehalt und haben die Pflicht, für Beichte (drei- bis viermal obligatorisch) und Gottesdienst der Soldaten zu sorgen, auch die säumigen anzuzeigen. Und daß dabei nicht allein an die durch die Ausübung der Religion zu sichernde militärische Erziehung und Disziplin gedacht wurde, beweist der Umstand, daß an den verschiedensten Stellen eigne katholische Kapellen errichtet wurden, so in Magdeburg, Frankfurt a. O., Adersleben, Althaldensleben und in Marienstuhl-Egeln, wo früher für die beiden Konfessionen gemeinsame — namentlich die Cistercienserinnen peinlich berührende — Gotteshäuser bestanden hatten. Und nicht genug kann der Ordensbericht loben, daß dem Abt Martinus von Neuzell, einem Cistercienser, die Kapelle des königlichen Schlosses in Berlin eingeräumt wurde, damit er dort mit allem Prunk und der vom Fürsten zur Verfügung gestellten Musik das Hochamt abhalte, und daß das große kirchliche Schauspiel am zweiten Pfingsttage in Potsdam wiederholt wurde. „Und zu beiden feierlichen Ämtern hatte sich der Markgraf mit seiner ganzen Familie in größter Bescheidenheit eingestellt und wegen der großen Anzahl der Katholischen die Vergrößerung der Kirche angeordnet, er, von dem man doch sicher

sei, daß er der katholischen Religion als solcher nichts weniger als geneigt sei." — Zum Schluß wünscht man dem Fürsten, von dem noch mancher Vorteil für die Katholiken zu erwarten sei, langes Leben; denn um 1730 haben die Ordensgeistlichen schon erkannt, daß der Erbprinz einen eignen, ihnen nicht so genehmen Weg gehn könnte. Sie fürchten für den katholischen Glauben von dem Nachfolger: es war der, der jeden nach seiner Façon selig werden ließ, Friedrich der Große. M.

Das geistige Eigentum an der Arbeitsmarktstatistik. Am 1. April 1902 ist auf Grund des Etatsgesetzes für 1902 im Kaiserlichen Statistischen Amt eine besondre „Abteilung für Arbeiterstatistik" errichtet worden. Sie ist an Stelle der frühern „Kommission für Arbeiterstatistik" getreten, und man hat ihr dadurch eine Ausnahmestellung zu geben gesucht, daß der Präsident des statistischen Amts im Etatsgesetz selbst als der Leiter dieser neuen Abteilung bezeichnet worden ist. Daß der neugebornen oder vielmehr noch zu gebärenden amtlichen Arbeiterstatistik in dieser Weise gleichsam der erste Rang unter den Zweigen der Reichsstatistik verliehen worden ist, erklärt sich hinreichend aus dem Drängen der Reichstagsmehrheit — von links gerechnet —, deren sonst sehr verschiednen Bestandteile sich seit Jahren als Liebhaber einer schnellen Sozialreform den Rang abzulaufen suchen. Es war aber vielleicht ganz gut, daß der Bundesrat diesem Drängen nachgegeben hat. Die Verstaatlichung der Arbeiterstatistik in ihrem ganzen Umfange gibt jedenfalls die beste Gewähr gegen mancherlei Unheil, das gerade auf sozialem Gebiet die Privat-, Partei- und Klassenstatistik anrichten kann; ganz abgesehen von der anerkannten Unzweckmäßigkeit der vom Statistischen Amt getrennten Kommission für Arbeiterstatistik, und vollends abgesehen von dem großen positiven und praktischen Wert, den die amtliche Arbeiterstatistik für das ganze moderne Staats- und Wirtschaftsleben gewinnen muß, sobald sie nur erst durch ihre sachverständigen und hingebenden Pfleger aus ihrem jetzigen embryonalen Zustande zu einem selbständigen, handgreiflichen Dasein ausgetragen sein wird. Viele Schwierigkeiten und Schmerzen sind bis dahin freilich wohl unvermeidlich.

Zu den von der verstaatlichten Arbeiterstatistik verlangten Leistungen gehörte vor allem die Herausgabe einer Zeitschrift, die unter anderm auch möglichst umfassende und zuverlässige Veröffentlichungen statistischen Materials über die Lage des Arbeitsmarkts gibt, wie sie einige ausländische Staaten schon seit mehreren Jahren zu geben versuchen. Eine solche Zeitschrift soll nun nach den schon veröffentlichten „Drucksachen des Beirats für Arbeiterstatistik" (Verhandlungen Nr. 1 und 2) vom 1. April dieses Jahres an erscheinen. Die Verhandlungen (vom 22. Oktober und 13. Dezember 1902) legen Zeugnis ab von der Gewissenhaftigkeit, mit der sowohl die neue „Abteilung für Arbeiterstatistik" als auch der ihr beigegebne „Beirat für Arbeiterstatistik" bei der Herausgabe der neuen Zeitschrift allen Anforderungen gerecht zu werden bemüht ist, leider aber auch von Nörgeleien, durch die man in der Presse die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, zu verschärfen versucht. Diese Versuche betreffen im besondern die Arbeitsmarktstatistik, müssen aber im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung der deutschen Arbeiterstatistik überhaupt auf das entschiedenste zurückgewiesen werden, zumal da sich auch Blätter wie die Frankfurter und die Vossische Zeitung dazu haben mißbrauchen lassen.

In der Sitzung des Beirats vom 22. Oktober (Drucksache Nr. 1) wurde dem Beirat von seinem Vorsitzenden, dem Präsidenten des Kaiserlichen Statistischen Amts, ein „vorläufiger Plan für die Zeitschrift" unterbreitet. In den ihm beigefügten „Bemerkungen" heißt es wörtlich:

Besondrer Wert wird auf die Herstellung einer regelmäßigen amtlichen Berichterstattung über den Arbeitsmarkt im Deutschen Reiche zu legen sein. Eine Statistik über die Bewegungen des Arbeitsmarkts im Reiche ist bisher nur von privater Seite aufgestellt worden, namentlich in dem Organ des Verbands deutscher Arbeitsnachweise „Der Arbeitsmarkt," herausgegeben von Dr. Jastrow. Die Statistik dieser Zeitschrift hat für die Übersicht über den Arbeitsmarkt besonders nutzbar gemacht: erstens das Verhältnis der offnen Stellen zu den bei den Arbeits-

nachweisen eingegangnen Stellengesuchen; zweitens die Veränderungen im Mitgliedsbestande der Krankenkassen; drittens die Summen der monatlich verkauften Beitragsmarken zur Invalidenversicherung. — In diesen Richtungen wird im wesentlichen sich auch die Reichsstatistik zu bewegen haben, jedoch unter erheblicher Verbesserung der bisher angewandten Methoden.

Die gegenwärtige Statistik der Arbeitsvermittlung — so wird dann weiter ausgeführt —, so verdienstvoll sie als Privatarbeit erscheine, sei anerkanntermaßen mit großen, ihren Wert sehr beeinträchtigenden Mängeln behaftet. Zunächst umfasse sie einen zu kleinen Teil der Arbeitsvermittlung, indem sie sich auf die dem Verband deutscher Arbeitnachweise angehörenden Nachweisestellen beschränke. Sodann würden die mitgeteilten Zahlen nicht nach übereinstimmenden Grundsätzen gewonnen; sie seien deshalb nicht vergleichbar und ließen auch die Gliederung nach den Berufen vermissen. — Nach beiden Richtungen solle eine Besserung angestrebt werden. Erstens sollten sich die von Reichs wegen zu veröffentlichenden Zahlen nicht nur auf die Ergebnisse der dem Arbeitsnachweisverband angehörenden Nachweise beziehn, sondern auch die außerhalb von ihm stehenden größern Arbeitsnachweise der Arbeitgeber und der Arbeiter, einschließlich der bedeutendern Nachweise für das kaufmännische Personal umfassen. . . . Zum Zweck der nötigen Verbesserung des Wertes des Zahlenmaterials, das bisher zur Verfügung gestanden habe, bedürfe es der Aufstellung und möglichst allgemeinen Durchführung einheitlicher Grundsätze für die Geschäftsstatistik der einzelnen Nachweisstellen. Der Verband deutscher Arbeitsnachweise habe zu diesem Zweck eine Kommission eingesetzt, die unter Zuziehung des Kaiserlichen Statistischen Amts demnächst zur Aufstellung solcher Grundsätze gelangen werde. Sie würden auf der Grundlage von „Personalkarten“ aufgebaut und hoffentlich auch von den außerhalb des Verbands stehenden Arbeitsvermittlungsstellen angenommen werden. Damit würden der Vergleichbarkeit der zu veröffentlichenden Zahlen die Wege geebnet sein.

Gegen diese „Bemerkungen“ richten sich die Angriffe der Presse. Sie laufen auf den unglaublichen Vorwurf hinaus, die Abteilung für Arbeiterstatistik vergreife sich bei der Herausgabe der neuen Zeitschrift an dem „geistigen Eigentum“ des Dr. Jastrow, indem sie sich „eingestandnermaßen“ dessen „Methode angeeignet“ habe.

Schon in der Sitzung des Beirats vom 22. Oktober glaubte ein Beiratsmitglied — der freisinnige Reichstagsabgeordnete Schmidt (Elberfeld) —, trotz des Wortlauts der „Bemerkungen,“ den Hinweis nicht unterdrücken zu dürfen, daß ein Organ, das auf diesem Gebiete tätig sei, bereits existiere. Es sei das der „Arbeitsmarkt“ des Dr. Jastrow. Er habe die Auffassung, daß dieses Blatt, dessen Leiter große Verdienste auf diesem Gebiete besitze, durch Herausgabe einer gleiche Ziele verfolgenden Zeitschrift seitens des Reichs schwer geschädigt werden würde, und er richte daher die Anfrage an den Vorsitzenden, ob mit Dr. Jastrow eine „Auseinandersetzung“ stattgefunden habe. Er würde sich freuen, wenn der Vorsitzende sein „Wohlwollen für das Jastrowsche Blatt“ ausdrücken würde. Der Vorsitzende erwiderte darauf — immer nach der Drucksache Nr. 1 —, daß er die Verdienste des Herrn Dr. Jastrow durchaus anerkenne, daß er aber doch deshalb, nachdem der Reichstag die Übernahme der einschlägigen Aufgaben auf das Reich und die Herausgabe einer Zeitschrift beschlossen habe, unmöglich auf die Herausgabe eines amtlichen Blattes verzichten könne. Er glaube übrigens, daß eine Schädigung weder bei dem „Arbeitsmarkt“ noch bei der „Sozialen Praxis,“ die in ähnlicher Lage sei, eintreten werde, die genannten Blätter würden im Gegenteil aus dem reichlichen amtlichen Material, das nunmehr beigebracht würde, „Stoff zur kritischen Verarbeitung“ schöpfen. Mit den Leitern beider Blätter habe übrigens eine mündliche Auseinandersetzung stattgefunden, und Herr Dr. Jastrow habe auf dem Verbandstag des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise selbst die Resolution empfohlen, nach der der Verband das Kaiserliche Statistische Amt in seinen auf die Herstellung einer möglichst genauen und umfassenden Arbeitsmarktstatistik gerichteten Bestrebungen unterstützen solle. — Damit scheint im Beirat am 22. Oktober die Sache abgetan gewesen zu sein, und allseitig — u. a. auch von dem Abgeordneten Molkenbuhr — wurde das Erscheinen eines amtlichen Blattes

des besprochnen Inhalts ausdrücklich mit Genugtuung begrüßt und zur weitern Prüfung des Plans eine Kommission bestellt.

Was haben nun demgegenüber die fortgesetzten Vorwürfe und Anzapfungen in der Presse zu bedeuten? Daß sie irgendwie der Sache dienen könnten, wird niemand glauben. Denn daran zweifelt eigentlich niemand — auch Dr. Jastrow, Schmidt, die Frankfurter und die Vossische Zeitung nicht —, daß die amtliche Arbeitsmarktstatistik mehr leisten wird als die Jastrowsche. Ja es fällt auch niemand ein, zu verlangen, daß das amtliche Blatt zu Gunsten des Jastrowschen auf die Arbeitsmarktstatistik verzichten solle, was natürlich auch der reine Widersinn wäre. Was sollen also die Klagen über Verletzung des geistigen Eigentums an der Arbeitsmarktstatistik? Welchen Interessen sollen sie dienen? Persönlichen Interessen des Dr. Jastrow? Es scheint kaum eine andre Antwort übrig zu bleiben. Aber was ist darunter zu verstehn?

Daß Dr. Jastrow die Übernahme der Arbeitsmarktstatistik durch das Kaiserliche Statistische Amt in gewissem Sinne mit gemischten Gefühlen betrachten kann, ist uns wohl begreiflich. Obgleich das Bewußtsein, daß die Sache — d. h. die Sammlung und Veröffentlichung der Tatsachen und Zahlen über den Arbeitsmarkt — jetzt besser daran ist, ihn mit Freude erfüllen könnte, so mag es immerhin schmerzlich für ihn sein, eine Sache, als deren hauptsächlicher Förderer er bisher erschien, andern besser befähigten Händen überlassen zu müssen. Auch wenn er, was wir annehmen möchten, seine verdienstvollen Versuche rein der Sache wegen, nicht auch als Mittel zum Erwerb fortgesetzt hat, kann man das verstehn. Aber wie aus einem solchen idealen persönlichen Interesse der Anspruch auf „geistiges Eigentum" und die Klage über Verletzung des geistigen Eigentums an der Arbeiterstatistik begründet werden könnte, bleibt ganz unbegreiflich; rechtlich ebenso wie moralisch. Und auch wenn Dr. Jastrow an der selbständigen Beschaffung des Tatsachen- und Zahlenmaterials ein materielles Interesse hätte, was wir nach Lage der Sache kaum annehmen können, so bleibt dieselbe Unbegreiflichkeit bestehn, und zwar wieder rechtlich ebenso wie moralisch. Nicht einmal wenn die Übernahme der Beschaffung dieses Tatsachen- und Zahlenmaterials durch den Staat die Verleger oder Inhaber des „Arbeitsmarkts" veranlassen sollte, das Blatt eingehn zu lassen, könnte im Ernst auch nur von einem moralischen Anspruch Jastrows auf Entschädigung durch den Staat die Rede sein, ohne daß sein „geistiges Eigentum" an dem, was das Kaiserliche Statistische Amt jetzt zu leisten durch den Reichstag beauftragt ist, wirklich erwiesen wäre. Das ist aber nicht erwiesen, sondern das Gegenteil ist notorisch, wie gleich gezeigt werden wird. Aber auch das Weitererscheinen des „Arbeitsmarkts" braucht durch die — von Jastrow selbst empfohlne — Verstaatlichung gar nicht gefährdet zu werden, wenn man nicht aus andern Gründen einen Vorwand dazu sucht. Zutreffend hat sich in der Beiratssitzung vom 22. Oktober der Vorsitzende darüber ausgesprochen. Es liegt ja auch auf der Hand, daß eine amtliche Zeitschrift in der Besprechung des Arbeitsmarkts ganz besonders zurückhaltend sein und die sozialpolitische und sozialwissenschaftliche ebenso wie die nationalökonomische Beurteilung und Erklärung der veröffentlichten statistischen Tatsachen in der Regel der privaten Forschung und der nichtamtlichen Presse überlassen muß. Schon deshalb, weil sie sonst gar nicht aus einem auf die Dauer unerträglichen Kriegszustande herauskommen würde. Es bleibt also neben der amtlichen Zeitschrift und auch neben der „Sozialen Praxis" mit ihrem sehr weit ausgreifenden Programm für ein privates, oder wie man — nicht immer zutreffend — gern sagt: unabhängiges „Spezialorgan" für den Arbeitsmarkt immer noch nicht nur Platz genug übrig, sondern unsers Erachtens sogar ein Bedürfnis bestehn.

Unmittelbar mit der Frage des „geistigen Eigentums" Jastrows hat sich der Beirat in seiner Sitzung vom 13. Dezember beschäftigt (Drucksache Nr. 2), wobei namentlich auf einen Artikel der Frankfurter Zeitung vom 18. November Bezug genommen wurde, der gesagt hatte, es bestehe eine anerkanntermaßen brauchbare Arbeitsmarktstatistik, die von Dr. Jastrow auf Grund einer „von ihm selbst gefundnen

Methode" aufgebaut sei. Diese Methode, das geistige Eigentum des Dr. Jastrow, habe sich das Kaiserliche Statistische Amt einfach angeeignet. Ein Beiratsmitglied, der Königlich sächsische Geheimrat Dr. Fischer, wies demgegenüber darauf hin, daß Dr. Jastrow selbst immer die großen Mängel seiner Statistik anerkannt habe. Ebenso habe er anerkannt, daß er die Anregung zu seiner Statistik den bekannten Berliner Herren Professor Hirschberg und Dr. Freund verdanke. Außerdem sei schon von Professor Bleicher 1897 im städtestatistischen Jahrbuch die Bewegung der Mitgliedzahlen der Krankenkassen für alle deutschen Städte mit mehr als 50000 Einwohnern zusammengestellt worden. Auch bei der Statistik Jastrows handle es sich allein um die Zusammenstellung der gewöhnlichen Relativzahlen der Angebote und Nachfragen bei den Arbeitsnachweisen, Zahlen, die seit langem von den Arbeitsnachweisen berechnet würden. Aber abgesehen davon, ob Dr. Jastrow eine eigne Methode erfunden habe oder nicht, sei die ganze Auffassung grundverkehrt, daß er in der betreffenden Methode ein geistiges Eigentum in dem Sinne habe, daß niemand ähnliche Zusammenstellungen machen dürfe, als er. Wo käme unsre ganze Sozialpolitik hin, wenn jeder, der irgend einen neuen Gedanken auf diesem Gebiete gehabt habe, beanspruche, daß dieser sein Alleineigentum sei und von ihm allein benutzt werden dürfe. — Der Vertreter Württembergs im Beirat, Präsident von Schicker, erklärte eine Aussprache des Beirats für unbedingt nötig, weil der Vorwurf des „literarischen Diebstahls" erhoben werde. Da müsse der Beirat prüfen, ob er sich tatsächlich eines solchen Diebstahls mitschuldig mache, und diese Prüfung der Öffentlichkeit übergeben. Der Vorwurf müsse energisch zurückgewiesen werden. Wenn — was er nicht annehme — Dr. Jastrow den Artikel in der Frankfurter Zeitung selbst geschrieben habe, so sei er mit sich selbst in offnen Widerspruch getreten, da er für die Krankenkassenstatistik und die Invalidenmarkenstatistik jederzeit die geistige Vaterschaft andrer anerkannt habe. Was aber die Arbeitsnachweisstatistik betreffe, so wirke es auf ihn fast komisch, wenn hier von einer besondern Jastrowschen Methode gesprochen würde. Daß Jastrow, um die Bewegungen des Arbeitsmarktes zu messen, die Zahlen der Arbeitsnachweise benutze, sei selbstverständlich, und ebenso sei die Darstellung des Prozentverhältnisses von Arbeitsangebot und Arbeitsnachfrage keine besondre Erfindung. Er freue sich, daß die Frage hier zur Sprache gebracht worden sei; denn die Öffentlichkeit und auch die Frankfurter Zeitung sollten wissen, daß die Vorwürfe im Beirat geprüft und unbegründet gefunden worden seien. — Wer die Sache noch genauer kennen lernen will, der mag die „Drucksache Nr. 2" selbst nachlesen. Das hier Mitgeteilte zeigt, daß die Absurdität eines Jastrowschen Anspruchs auf das „geistige Eigentum an der Arbeitsmarktstatistik" in der Tat als notorisch zu behandeln ist.

Leider halten wir bei der Lage unsrer Preßverhältnisse trotzdem eine offne Zurücknahme der Vorwürfe — auch von der Frankfurter und der Vossischen Zeitung — für ausgeschlossen. Dr. Jastrow soll nun einmal zum Märtyrer gekrönt werden, er soll als praktisch und wissenschaftlich überaus hochverdienter Mann erscheinen, dem die Behörde widerrechtlich nicht nur jede Anerkennung versage, sondern den sie auch in seiner materiellen Existenz untergrabe. So albern die Behauptung ist, sie wird vom freisinnigen und jüdischen Berlin gewünscht und geglaubt, weil Jastrow freisinnig und Jude ist. Deshalb wird wohl auch munter weiter genörgelt werden. Die Zeitungsredaktionen stehn darin einer vis major gegenüber. Wenn der Hauptleidtragende schließlich Dr. Jastrow selbst bleiben sollte, darf er sich nicht beklagen.

Das ist die neue Affaire Jastrows oder der Streit um das geistige Eigentum an der Arbeitsmarktstatistik. Man sollte manches daraus lernen, aber nichts mehr darüber reden. Die Sache ist zu töricht.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Galizien

Das Sprichwort sagt: Aus Galizien hört man selten etwas, und wenn man etwas hört, dann sicher nichts Gutes. Die Klage über die Armut des Landes ist ebenso alt wie begründet, aber die Mittel zur Hebung des Wohlstandes, die falsche Apostel in Umlauf gebracht haben, haben nur noch größern Ruin herbeigeführt. Ein deutscher Reichsratsabgeordneter hat festgestellt, daß allein seit der Einführung der öffentlichen Rechnungsablegung in Österreich der Gesamtstaat unter verschiednen Titeln über vier Milliarden Gulden an das ewig passive Königreich Galizien gewandt hat. Trotzdem sind die Kulturzustände dort die allertraurigsten nach jeder Richtung hin. Der Vorstand des Vereins der Volksschullehrer wies im Jahre 1897 in einer Petition an das Abgeordnetenhaus aus dem Schulbericht des Landesschulrats nach, daß in Galizien die Zahl der Analphabeten 4492760 betrug, daß 2558 Gemeinden keine Schule hatten, und 700000 schulpflichtige Kinder ohne Lehrer waren, daß 1000 errichtete Schulklassen wieder hatten geschlossen werden müssen, und daß trotzdem über 1000 Personen ohne gesetzliche Prüfung als Lehrer verwandt wurden. Auch die letzte Volkszählung von 1900 bestätigt, daß in dem Lande der Schlachta noch nicht einmal der dritte Teil der Bevölkerung die elementarsten Schulkenntnisse hat. Die Einwohnerzahl betrug 7317023, lesen und schreiben konnten nur 2210453, bloß lesen 460154, weder lesen noch schreiben 4646416 Galizier. Die Zustände in Schule und Gericht sind eben dort noch schlechthin barbarisch, und dabei hängt Galizien geradezu als Parasit am Reiche und fristet auf Kosten der übrigen „Kronländer“ sein kümmerliches Dasein.

Die Steuerrückstände belaufen sich durchschnittlich auf 32 Prozent, in der Landeshauptstadt Lemberg sogar auf 60 Prozent. Der österreichische Staat leistet dem Schlachtzizentum ebenso unentbehrliche aber uneigennützigere Dienste, als die es sind, wozu sich der polnische Gutsherr seinen „Faktor“ hält. Von der allgemeinen Korruption und Sittenverderbnis, die von der Schlachta und dem mit ihr verbundnen Judentum ausgehn und in allen öffentlichen Ämtern und Anstalten herrschen, geben die zahlreichen Skandalgeschichten und die öffentlichen Verhandlungen im Parlament hinreichend Zeugnis. Wenn man berück-

sichtigt, was das Reich für das tatsächlich arme Land tut, und welche wirtschaftlichen Wohltaten allein die zahlreichen und ansehnlichen Garnisonen für die im allgemeinen verkehrslosen und verarmten Städte bedeuten, wenn man außerdem wahrnimmt, wie der Staat eigentlich jedem polnischen Wunsche nachgibt und außer seiner Militärhoheit so gut wie keine andre mehr in dem Lande hat, so sollte man meinen, es werde dort wenigstens eine dankbare und freundliche Gesinnung anzutreffen sein. Aber eher das Gegenteil ist der Fall, und das Militär muß nicht selten seine Rechte gegen die von Polen besetzten Behörden vertreten. Es gibt darum auch nur wenig österreichische Offiziere, die ihre Versetzung nach Galizien nicht mit Unbehagen empfinden. Kaum die großen Städte Krakau und Lemberg machen hier eine Ausnahme, weil da das Offizierkorps stark genug ist, seine geselligen und Bildungsinteressen im eignen Kreise pflegen zu können. Wollen sie freilich ihren Kindern eine ausreichende nichtpolnische Bildung geben, so sind sie genötigt, sie in Schulanstalten der westlichen Provinzen zu schicken.

Es hat keinen Zweck, die Schilderung dieser Zustände weiter fortzusetzen, denn sie haben allgemein eine nur zu traurige Berühmtheit erlangt. In Österreich ist die Empfindung, daß es so auf die Dauer nicht weiter gehn könne, in den weitesten Kreisen verbreitet, und die Frage der Sonderstellung Galiziens ist darum schon oft aufgeworfen worden, zuletzt auch in dem sogenannten Pfingstprogramm der „deutschen Gemeinbürgschaft." Wenn dieses in einem Atem das unbedingte Festhalten an der gegenwärtigen Verfassung und zugleich die Sonderstellung Galiziens, also eine Änderung der Verfassung verlangt, so ist das ein Widerspruch, der seine Erklärung nur in den verschiednen staatsrechtlichen Anschauungen und ungeläuterten Meinungen in den Gruppen der deutschen Linken findet, vor allem aber in dem Hang zur Bequemlichkeit, der am liebsten ohne jede politische Arbeit dahinleben möchte. Daß man den Wunsch der Deutschnationalen seinerzeit in das Pfingstprogramm aufgenommen hat, war unter den damaligen Verhältnissen begreiflich, hat aber nicht die geringste politisch praktische Bedeutung und könnte sogar Schwierigkeiten bereiten, wenn wirklich einmal die Zeit käme, wo man an die Verwirklichung des Programms gehn wollte.

Der Gedanke einer Sonderstellung Galiziens ist zum erstenmal im Jahre 1848 aufgetaucht, wo die Polen in Wien als Führer der Revolution eine große Rolle spielten und die Lostrennung Galiziens mit Unterstützung der Ungarn betrieben. Daß damit Bestrebungen und Träume auf Wiedererrichtung des polnischen Reiches verknüpft waren, liegt auf der Hand. Dann ruhte die Angelegenheit, und nach dem Scheitern des polnischen Aufstandes von 1863 war man in Galizien recht kleinlaut geworden. Als aber in der österreichischen Monarchie der Dualismus eingeführt wurde, und die Deutschen diesem auf den Rat Kaiserfelds und Dr. Rechbauers nach kurzem Befremden zugestimmt und damit die Deutschen in Ungarn den Magyaren ausgeliefert hatten, um die ihnen zugefallne Herrschaft in „Cisleithanien" bequemer ausüben zu können, ging auch das Paktieren mit den Polen los. Eine Resolution des galizischen Landtags stellte im Jahre 1879 ein Programm auf, das in Bezug auf die Sonderstellung Galiziens mit den Bestrebungen von 1848 so ziemlich auf dasselbe

hinauskam. Schon in dem Jahre vorher hatten die Deutschliberalen ein Übereinkommen mit den Polen getroffen, daß auf dem Wege der Verordnung in Galizien die polnische Amtssprache statt der deutschen eingeführt werden sollte. Man opferte aus dem schon erwähnten Grunde jetzt auch die Deutschen in Galizien sowie die deutschfreundlichen Ruthenen den Polen, statt damals die Gelegenheit zu benutzen, ein Staatsgrundgesetz über das Sprachenrecht und die Festsetzung des Deutschen als Sprache der Zentralbehörden und des Parlaments durchzusetzen, was mit Hilfe der Polen für das Zugeständnis in Galizien möglich gewesen wäre, um so sichrer, wenn man zugleich die den Südtirolern gewährte italienische Amtssprache mit in das Gesetz einbezogen hätte. Die Ministerialverordnung für Galizien vom Jahre 1869 trägt die Unterschriften der deutschen Minister Herbst, Hasner, Plener, Giskra, Brestel. Diese haben also selber den ersten Streich zum Abbruch ihrer Staatsgrundfeste getan, indem sie die erste Sprachenverordnung erließen, deren folgerichtige Fortsetzung für Böhmen und Mähren unter Badeni dann der Anlaß zu den nun schon über fünf Jahre währenden Sprach- und Parlamentswirren wurde. Ohne jede Gegengewähr, bloß um des Trugbildes eines deutsch-polnischen Bündnisses willen, gaben damals die deutschen Führer wieder ein Stück ihres Erbes hin, wie schon kurz vorher den Magyaren, von deren Dankbarkeit sie auch eine Stütze ihrer parlamentarischen Herrschaft in Österreich erhofft hatten. Den Ungarn ist so etwas gar nicht eingefallen; sie haben es in richtigem nationalem Egoismus so lange mit den Deutschen in Österreich gehalten, so lange diese in der Herrschaft waren, und sie werden auch nur so lange für die parlamentarische Regierungsform in Österreich eintreten, als sie nicht bei einem etwa eintretenden Absolutismus ein besseres nationales Geschäft machen können. Daß die galizischen Polen den Deutschösterreichern gegenüber nicht anders gehandelt haben, braucht gar nicht weiter ausgeführt zu werden, weil das in der Politik selbstverständlich ist. Namentlich haben sie es auch noch unter Taaffe ausgezeichnet einzurichten gewußt, als unentbehrlicher Bestandteil der slavisch-klerikalen Mehrheit die größten Vorteile für ihr Land herauszuschlagen. Die politische Kurzsichtigkeit der deutschen Doktrinäre hat seinerzeit nicht nur die gequälten und auf die deutsche Hilfe fest vertrauenden Ruthenen der Schlachta ausgeliefert, sondern auch die nicht in geringer Anzahl in Galizien lebenden Deutschen, die sich ganz wohl hätten erhalten lassen mit und neben den zahlreichen Juden, die seit den Zeiten Kasimirs des Großen und der Hansa das Deutsche als Handels- und Geschäftssprache benutzen und sich auch von den Polen nicht darum bringen lassen. Diese hatten aber natürlich keinen Grund, sich für die deutsche Amtssprache, die von der deutschen Regierung aufgegeben wurde, einzusetzen, umsomehr als sie sich einstweilen von dem Zusammengehn mit den Stanczyken größere geschäftliche Vorteile versprechen.

Im Zusammenhang mit dem Sprachenerlaß für Galizien steht noch ein zweiter Erfolg, den die Polen später unter dem Ministerium Adolf Auersperg errangen. Dieses kam ihrer Forderung auf Sonderstellung des Landes soweit nach, daß die Autonomie des galizischen Landtags eine ansehnliche Erweiterung erfuhr. Danach kann dieser eine ganze Reihe von Angelegenheiten selbständig regeln, die in den übrigen Kronländern der Reichsgesetzgebung vorbehalten sind,

ohne daß den Polen dafür ihre Stimme im Reichsrate für die Fälle entzogen worden wäre, in denen es sich um Ordnung von Angelegenheiten der andern Kronländer Österreichs mit Ausnahme Galiziens handelt. Auf dieser politischen Anomalie beruht in der Hauptsache die gegenwärtig so einflußreiche Stellung der Polen. Sie beschließen mit über Dinge, die Galizien nichts angehn, sie polonisieren und zentralisieren dort nach Herzenslust, aber sie schwärmen im Reichsrate für eine schrankenlose Gleichberechtigung im nichtgalizischen Österreich, sie untergraben damit die geschichtliche Stellung des Deutschtums, aber sie können sich diesen Scherz leisten, denn Dankbarkeit für die ihnen einst von den Deutschliberalen zugewandte politische Gefälligkeit empfinden sie in ihrem nationalen Hochmut nicht, und überdies können sie die Politik der Gleichberechtigung leicht mitmachen, weil sie vor ihrer Anwendung auf Galizien durch die erweiterte Autonomie des Landtags gesichert sind.

Man muß zugeben, daß darin eine politische Ungeheuerlichkeit liegt, und daraus wird erklärlich, daß die Deutschnationalen auf die Forderung der Sonderstellung Galiziens verfallen sind. Sie verstehn darunter in der Hauptsache die Ausscheidung der galizischen Stimmen im Reichsrate bei allen Westösterreich und Galizien nicht gemeinsamen Angelegenheiten. Eine solche Sonderstellung Galiziens würde die Gesetzgebung für Westösterreich von dem polnischen Einflusse loslösen und die Zahl der Slaven in Westösterreich vermindern, was natürlich den Deutschen zu gute kommen würde. Das ist alles ganz richtig, leider aber undurchführbar; der alte Fehler wird sich nicht so leicht wieder gut machen lassen. Den Deutschnationalen könnte es freilich ziemlich gleichgiltig sein, wenn die Durchführung ihrer Forderung auch mit einer noch weiter gehenden Selbständigkeit Galiziens enden würde. Aber die übrigen Mitentscheidenden dürften darüber andrer Meinung sein. Daß weder Deutschland noch Rußland, namentlich bei der heutigen Unruhe des Polentums, über eine größere Erweiterung der politischen Selbständigkeit Galiziens erfreut sein würden, mag hier als eine die äußere Politik berührende Frage unerörtert bleiben, aber die Krone würde eine solche dem weitern Föderalismus Vorschub leistende Maßregel nicht zugeben. Ferner werden sich die Polen selbst mit Händen und Füßen dagegen wehren, in eine Sonderstellung ihres Landes zu willigen. Sie fühlen sich in dem bestehenden Verhältnis recht wohl, weil sich dabei alle möglichen finanziellen Vorteile für das ewig passive Galizien herausschlagen lassen, während jede Sonderstellung, auch bei einer hohen Dotierung vom Reich, doch nur den zukünftigen Bankrott des Landes bedeuten würde. Bei der heute allgemein betriebnen „Postulatenpolitik" der einzelnen Nationalitäten, soviel Finanz- und Sprachvergünstigungen wie möglich zu erwerben, das möchte den Polen schon gefallen, sie haben ja auch vor kurzem wieder einen reichhaltigen Wunschzettel präsentiert — aber sich loslösen zu lassen von der guten Nährmutter Österreich, die nur zu geben aber nichts zu sagen hat, darauf werden sie niemals eingehn. Daß die Tschechen und die Slovenen ebenfalls dagegen sein würden, liegt auf der Hand, denn sie werden keineswegs freiwillig dazu bereit sein, den slavischen Einfluß in Österreich zu Gunsten des deutschen zu mindern. Auch die Konservativen im klerikalen Lager wie im Großgrundbesitz werden sich schwerlich dazu bewegen lassen,

daß der Einfluß des polnischen Adels in Westösterreich beseitigt würde, und so ergibt sich als trocknes Resultat, daß die Forderung der Deutschen wegen der Sonderstellung Galiziens auf keiner Seite Unterstützung finden würde. Um das durchzusetzen, sind die Deutschen allein, auch wenn sie einig wären, nicht stark genug, denn wären sie es, so brauchten sie die Sonderstellung Galiziens gar nicht und könnten so regieren, wie sie wollten. Es geht aus dieser rein sachlich gehaltnen Darstellung hervor, daß es sich bei der Forderung auf Sonderstellung Galiziens, so berechtigt die Grundlage dafür auch ist, doch nur wieder um eine der politischen Träumereien handelt, denen sich die Deutschösterreicher so gern hingeben, an die sie ihre beste Kraft verschwenden, und aus denen sie die nötige Bitterkeit und Unzufriedenheit ziehn, daß sie sich bei jeder Gelegenheit durch die kapitalistische Presse zur Opposition gegen jedes Ministerium, auch das deutschfreundlichste, verhetzen lassen. Auch in dem vorläufig ganz undenkbaren Falle, daß wirklich ein Ministerium die Sonderstellung Galiziens im deutschen Sinne ins Werk setzen wollte, könnte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß gerade die Deutschen ihm mit dem größten Mißtrauen gegenüberstehn, es in allen andern Fragen bekämpfen und vielleicht in der Hauptfrage, wenn ihnen irgend eine Klausel nicht gefiele, im Stiche lassen würden. Die Entwicklung, die die galizischen Dinge genommen haben, zeigt wieder einmal, wo die grundlegenden Fehler gemacht worden sind, und daß auch die schönsten „Postulate" nicht darüber hinweg helfen, sondern daß es emsiger, einmütiger und langjähriger Arbeit bedarf, will man nach und nach, Schulter an Schulter geschlossen, Schritt für Schritt den einstigen sichern Boden des Deutschtums wiedergewinnen, der heute tief unter den wüsten Trümmern der politischen Luftschlösser der „unfehlbaren Doktrinäre" des einstigen Deutschliberalismus begraben liegt.

Die Polen haben in Galizien ganz anders für die Förderung ihrer Nationalität gesorgt. Es ist nun freilich eine eigne Art, von der alle einsichtigen Westeuropäer behaupten, daß sie zu nichts Gutem führen kann, aber polnisch ist dort alles. Vor fünfunddreißig Jahren hatte die Stadt Lemberg noch einen gut deutschen Charakter; man gehe jetzt hin und sehe, was daraus geworden ist. Niemand verhindert es heute, daß Galizien der Hauptherd der großpolnischen Propaganda ist, wenn auch die obersten Führer in Russisch-Polen sitzen, wo man ihnen allerdings keine agitatorischen Mittelpunkte zuläßt, die sie darum in das duldsame Österreich, nach Krakau und Lemberg, verlegt haben. Die Politik des einstigen polnischen Reichs ist immer nur von einigen Magnatengeschlechtern geleitet worden, und zwar gewöhnlich in einer den Neigungen und Wünschen des Volkes gerade entgegengesetzten Richtung. Das Reich ist zwar längst verschwunden, aber das Vorrecht der Schlachta ist geblieben, und nach wie vor wird die polnische Politik nur von der Schlachta gemacht. Zwar gedeiht Galizien unter der Herrschaft des polnischen Adels nicht besonders, aber für die polnische Aristokratie ist dieser Zustand doch recht angenehm und auch einträglich. Alles ist ihr untertänig, sogar der Beamte, der den kaiserlichen Adler auf den Rockknöpfen trägt. Bestünden nicht die starken österreichischen Garnisonen im Lande, so würde der weiße polnische Adler den kaiserlichen Doppelaar vollkommen verdecken. Der Pole fühlt sich

immer als Pole, und zwar als „Großpole," Galizien ist ihm nicht eine Provinz der habsburgischen Monarchie, sondern einer der „drei Anteile Großpolens." Kehrt der galizische Pole einmal sein Österreichertum hervor, dann will er sicher etwas vom Staate ohne Gegenleistung haben, oder er mißbraucht die dem Polentum immer willfährigen kaiserlichen Beamten, um seine persönlichen oder Klassenzwecke zu fördern. Seit dem mehr und mehr fortschreitenden Rückgang der Gutswirtschaft drängt sich der jüngere Nachwuchs des polnischen Adels eifrig in die Verwaltungsbeamtenstellen, in die höhere katholische Hierarchie, an die Universitäten, Banken usw. Das sind alles Stellungen, die eine sichere Einnahme gewähren und außerdem so geartet sind, daß in die linke Hand noch mehr fließen kann, als in die rechte von Rechts wegen gehört. So hat sich die Lage immer mehr dahin ausgebildet, daß die gesamte Verwaltung, vom Statthalter herab bis zum jüngsten Bezirkskonzipisten, als politische und gesellschaftliche „Faktoren" der Stanczyken deren Geschäfte mit Hingebung und vor allem — unentgeltlich besorgen. Daß auch die Gerichte, seltene Ausnahmen abgerechnet, denselben Standpunkt einnehmen, sei nur beiläufig bemerkt. So hat tatsächlich das gesamte Behördenwesen einen familienhaften Charakter angenommen, denn einige dreißig Adelsfamilien und ihr weitverzweigter Anhang teilen sich förmlich in das Land, sie setzen den Polenklub zusammen, dirigieren den Landsmannminister, sie erfreuen sich der Beihilfe des Statthalters, wenn er einer der ihrigen ist, und sie bringen ihn aus dem Amte, wenn er es nicht ist. So hat jeder Statthalter, der es bleiben will, in der Stärkung und Befriedigung der den Polenklub bildenden Schlachta seine Hauptaufgabe zu erkennen.

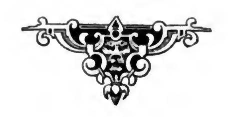
Der österreichische Staat gilt dort nichts mehr, seit er sich selbst aufgegeben hat, wenigstens nichts bei den Schlachtzizen, und für die Analphabeten der beiden in Galizien wohnenden Nationalitäten, die sich ja sonst auf Tod und Leben bekriegen, erscheint der kaiserliche Statthalter und das ganze Heer der Beamten als Kämpfer und Führer des polnischen Teils, und so gilt bei ihnen die Meinung, daß der Kaiser in Wien die Politik der Schlachta, die Unterdrückung der Bauernschaft und die weitere Zurückdrängung der Ruthenen billige. Seitdem Kaiser Joseph der Zweite durch sein Edikt vom 5. April 1782 in Galizien die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben hatte, galt der kaiserliche Beamte bei dem galizischen Landvolk als wohltätige, verehrte Erscheinung, der alle zu willen waren. Es leben heute noch Leute genug, die bestätigen können, daß sich vor fünfzig Jahren und später ein deutscher Reisender, der kein Fuhrwerk bekommen konnte, nur als „kaiserlicher Kommissär" auszugeben brauchte, und der polnische Bauer fuhr ihn ohne Widerrede, wohin er wollte, womöglich umsonst. Heute ist der sogenannte „kaiserliche" Beamte bei denselben Leuten meist der bestgehaßte Mann; das gequälte, sich rechtlos fühlende Volk tritt ihm oft feindselig entgegen, und dann muß die Waffe des Gendarmen das entscheidende Wort sprechen. Der polnische Adel hat dafür weder Gefühl noch Verständnis, denn daß er allein berechtigt ist, gilt als altpolnische Überlieferung. Der Adel war im Königreich Polen ausschließlich im Besitz aller politischen Rechte, er allein machte den Staat aus. Polen war eine Republik, aus einigen hunderttausend adlichen

Souveränitäten zusammengesetzt, deren jede im unmittelbaren Verhältnis zum Staate stand, nur der Gesamtheit unterworfen war und keine Art von lehnsherrlicher Beziehung oder feudaler Abhängigkeit anerkannte. Kein polnischer Edelmann stand unter der Hoheit eines andern, sogar der Diener, sofern er nur Edelmann war, hatte dieselben politischen Rechte wie sein Brotherr, und der unbedeutendste unter ihnen trat auf dem Reichstage in den vollen Genuß des Teils der Souveränität, die für alle ohne Unterschied gleich war. In Polen war nichts erblich als dieses gleiche Vorrecht des Adels. Von dieser Grundlage aus war schließlich das Königtum machtlos und der Bauer rechtlos gemacht worden; daran ging auch das Reich zu Grunde. Alle Reformen, die nach der Teilung Polens Preußen, Österreich und Rußland eingeführt hatten, empfindet der polnische Adel als eine Beschränkung seines geschichtlichen Vorrechts, und seine Bestrebungen sind von jeher, meist auf dem Wege der Revolution, dahin gerichtet gewesen, diese Rechte wieder zu erlangen. Das wäre natürlich nur durch die Herstellung des polnischen Reichs möglich, denn ein andrer Staat verträgt dergleichen nicht, ganz abgesehen davon, daß ein erneutes polnisches Reich es auch nicht vertragen könnte. Aber wo er die Macht dazu hat, versucht der polnische Adel die frühern Zustände so weit wie möglich wieder herzustellen, und in Galizien ist ihm das unter den dort herrschenden Verwaltungsverhältnissen nach vielen Richtungen hin auch gelungen. Aber, wie der spätere Reichskanzler Fürst Bismarck am 16. März 1867 im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes gegenüber dem Protest des polnischen Abgeordneten Kantak sagte: „Der Bauer hat stets mit großer Energie gegen jeden Versuch, die Zustände, von denen er durch seine Väter gehört hatte, wieder herzustellen, zu den Waffen gegriffen in Reih und Glied — mit einer Energie, welche die (preußische) Regierung im Jahre 1848 nötigte, im Interesse der Menschlichkeit andre als polnische Truppen gegen die Aufständischen (Polen) zu verwenden. . . . Wodurch ist die polnische Bewegung in Westgalizien zum Stillstand gekommen? Weil der polnische Adel sich überzeugte, daß der Bauer durchschaute, wohin er zielte, nämlich zur Wiederherstellung Polens; da hat der polnische Bauer einen Schreck bekommen und hat sich weggewendet von der Bewegung und von den Vorspieglungen, die ihm von seiten des Adels gemacht worden waren. Auch der Adel hat einen Schreck bekommen, wenn er an die furchtbaren und verbrecherischen Bluttaten der Bauern im Jahre 1846 (wo die Bauern in Galizien den Adel totschlugen) dachte, er hat den Säbel eingesteckt und lebt einstweilen im Frieden mit der österreichischen Regierung. Ich glaube, ich brauche das nur anzuführen — und die Herren polnischer Zunge kennen die Verhältnisse besser als ich —, um die Behauptung zu unterstützen, daß selbst die sechs Millionen Polen nicht die Absicht haben, von ein paarmal hunderttausend polnischen Edelleuten von neuem beherrscht zu werden. Auch der Verlauf der Insurrektion (1863) in Rußland zeigt dies. Ich will die russische Herrschaft nicht als eine besonders milde rühmen, aber der polnische Bauer hat zu ihr doch mehr Zutrauen als zu der Herrschaft seines adlichen Landsmanns."

Die Verhältnisse haben sich seit jener Zeit wohl einigermaßen aber nicht wesentlich geändert, und sie beweisen, daß die großpolnische Bewegung, so viel

Lärm sie auch von sich macht, nicht auf breiter nationaler Grundlage beruht, und ebensowenig die Herrschaft der Schlachta. Der Grundbesitz leidet nicht nur unter der allgemeinen mißlichen Lage der Landwirtschaft, sondern auch an dem althergebrachten Unverstand und der Leichtfertigkeit des adlichen Wirtschaftsbetriebs. Der Großgrundbesitz verschuldet infolge dessen immer mehr, die Grundrente sinkt immer tiefer, und die Masse der Bauern und der Landarbeiter wird immer mehr ausgebeutet. Daher kamen auch während der letzten Ernte die Arbeiterstreiks, zu deren Erregung es kaum besondrer nationaler oder sozialistischer Agitationen bedurfte. Wer eben die Entwicklung des letzten Jahrzehnts mit unbefangnen Augen überschaut, dem kann nicht entgehn, daß die Schlachtzizenherrschaft in Galizien den Höhepunkt überschritten hat. Dieser war unter der Statthalterschaft des spätern Ministerpräsidenten Grafen Badeni erreicht worden. Unter seinem Vorgänger, dem Statthalter Zaleski, war die Beamtenlotterei in allen Verwaltungszweigen geradezu zum Skandal geworden. Die Abkömmlinge der feudalen Herren hatten ihre Unfähigkeit und Faulheit wie ihren unstillbaren Hunger nach Lebensgenuß in Berufskreise eingeführt, in denen pflichttreue Arbeit das erste Erfordernis ist. Sogar die Beamten der Statthalterei kamen nie vor elf Uhr ins Bureau und ließen sich den Tag über nur wenig Stunden dort sehen. Graf Kasimir Badeni erkannte, daß der grenzenlose Leichtsinn, mit dem auch die ernstesten Dinge behandelt wurden, die Adelsherrschaft untergraben mußte, und er griff ein. Schon die Forderung, daß die Beamten der Statthalterei in Lemberg um neun Uhr früh im Bureau zu erscheinen hätten, trug ihm den Ruf eines „eisernen Mannes“ ein. Aber sein Beispiel und sein Einfluß wirkten, und während der fast achtjährigen Dauer seiner Statthalterschaft hatte Galizien den bisher unerhörten Ruf eines geordnet verwalteten Landes erhalten. Dieser energische Pflichteifer, den man freilich in andern Staaten schon von einem Kanzleivorsteher fordert, hatte dem Grafen Badeni rasch den Ruf eines genialen Verwaltungsbeamten eingetragen, und so konnte es gar nicht fehlen, daß er in Österreich, wo man schon so lange nach dem rettenden Manne mit dem unfehlbaren Regierungsrezept suchte, auch Ministerpräsident wurde. Es ist mehr als hinreichend bekannt, daß er sich hierzu als durchaus ungeeignet erwies und bald zum Spielball der slavisch-klerikalen Majorität wurde. Aber eine Glanzzeit für das eitle Polentum war seine Ministerzeit doch, und staunend sah die Reichshauptstadt bei einer Hochzeit im Hause Badeni die ganze verschollne polnische Adelspracht mit Kontusch und Krummsäbel, Goldverzierungen an Gewand und Waffen, mit Diamanten und Perlen in den Straßen Wiens an sich vorüberziehn. So weit war es in Österreich schon gekommen. Aber nur wenig Monate darauf verkündete die Polizei der bis zur Empörung erregten Bevölkerung von Wien eifrig und verständnisinnig, daß der Kaiser das polnische Ministerium entlassen habe.

(Schluß folgt)





Die nationalliberale Partei



uf den 1. Februar hat die nationalliberale Partei eine Sitzung ihres Zentralvorstandes nach Berlin einberufen; es soll u. a. auch über den nächsten Delegiertentag, für den Hannover in Aussicht genommen ist, Beschluß gefaßt werden. Wegen des Ausgangs der Zolltarifdebatten im Reichstag und der begonnenen Vorbereitungen für die Neuwahlen sind beide Versammlungen nicht ohne Bedeutung und Tragweite. Das Reich sowohl wie der Reichstag, beide bedürfen dringend einer Erstarkung der nationalliberalen Partei. Die Parteiverhältnisse, wie sie im Reichstage liegen, sind ungesund, und eine Reichspolitik, die gezwungen ist, sich auf sie zu stützen und ihnen ihre Erwägungen und Maßnahmen unterzuordnen, kann beim besten Willen nicht Wege gehn, die vom Standpunkt der Gründung und der Entwicklung des Reichs als normal gelten können. Das Wort: „Der deutsche Kaiser und der deutsche Reichstag sind an einem Tage geboren" hat auch eine ernste Nebenbedeutung: mit dem Sinken des Ansehens des Reichstags ist unabweisbar ein Sinken des Reichsgedankens verbunden. Die Kraft einer starken Monarchie kann dem vielleicht noch lange Zeit Einhalt tun, sie wird es aber zuletzt nur durch Mittel können, die den Wünschen einer nationalliberalen Partei nicht entsprechen. Es kommt aber noch mehr in Betracht. Die Einheit und die Kraft unsrer auswärtigen Aktionen leiden darunter, wenn das Ausland weiß, daß hinter der Regierung nicht ein von dem ganzen Stolze des nationalen Bewußtseins erfüllter und getragner Reichstag steht. Man denke an die Interpellation Bennigsen vom 1. April 1867. Die nationalliberale Partei wird also gut tun, alle Reichstagswahlkreise einer sorgfältigen Prüfung auf die zu ermöglichenden Ergebnisse hin zu unterziehn und überall da, wo ein Erfolg nicht gänzlich aussichtslos ist, mit voller, zäher Energie in den Wahlkampf einzutreten. Selbstverständlich kommt für die Wahlkreise, in denen Kandidaturen der beiden konservativen Parteien mit den Nationalliberalen in Wettbewerb stehn, die Rücksicht auf die Verbündeten im Zolltarifkampf in Betracht, die hoffentlich auch fernerhin im Laufe der Session getrennt marschieren, aber vereint mit den Nationalliberalen schlagen werden. Da den Konservativen dieselbe Rücksicht obliegt, so würde es trotz allem sehr weise sein, wenn die drei Parteien vor Schluß des Reichstags ein gemeinsames Zentralwahlkomitee einsetzten, das in voller Loyalität und Billigkeit für die Wahlkreise, in denen nur Kandidaturen der drei Parteien gegeneinander oder nebeneinander gegen die Linke in Betracht kommen, die Entscheidung träfe. Kompromisse werden da unvermeidlich sein, und nicht immer werden sich störrische Wählermassen, namentlich die

vom Bunde der Landwirte geleiteten, durch das höhere politische Gesamtinteresse beherrschen lassen. Das werden aber immer nur Ausnahmen sein, in vielen Fällen ist und bleibt ein Ausgleich möglich, wenn alle patriotischen Männer das Wort auf ihre Fahne schreiben, das einst ein so mächtiges Echo geweckt hat: Lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten! — Es handelt sich für die nächste Legislaturperiode doch um mehr als um Zoll- und Handelsfragen; das werden die Konservativen auch der Leitung des Bundes der Landwirte gegenüber festhalten müssen.

Die Organisation in dieser Richtung kann so schwer nicht sein. Anfänge sind in einzelnen Wahlkreisen schon vorhanden, und man ist nicht ohne Erfolg an der Arbeit, wie die Ersatzwahl im Kreise Grimmen gezeigt hat; für Sachsen steht ein Abschluß hoffentlich nahe bevor. Nötig ist freilich Umsicht, Energie, Pflichterfüllung und Selbstverleugnung, wenn es gilt, dem Ganzen über den Rahmen der Partei hinaus förderlich zu sein. Für unsre auswärtige Politik leitend ist der Bismarckische Grundsatz, das mit schweren Opfern Erreichte nicht unnötig vor neue Entscheidungen zu stellen, so lange es mit Ehre vermieden werden kann. Auf diesem Grundsatze beruhen die Bündnisse, die Bismarck unablässig angestrebt hat. Aber auch für unsre innern Verhältnisse muß dieser Grundsatz maßgebend sein. Das mit schweren Opfern Erreichte ist in der Reichsverfassung niedergelegt, die anfangs viel umstritten, als ein zu kunstvoller und nur auf eine Person zugeschnittner Bau angefeindet, sich über ein Menschenalter hinaus bewährt, ihren Schöpfer nun schon seit mehr als zwölf Jahren überdauert hat, und deren durch nichts zu erschütternde Tragfähigkeit niemand durch besseres zu ersetzen vermag. Die Reichsverfassung ist aus dem Bedürfnis heraus geschaffen, die Staatszwecke unsers nationalen Lebens mit der historischen Entwicklung in Einklang zu bringen und das Gleichgewicht für die verschiednen Mächte des bundesstaatlichen Gebildes nach Recht und Billigkeit, aber dennoch so abzuwägen, daß zumal nach außen hin die Kraft des deutschen Volkes straff und einheitlich, die volle Wirksamkeit verbürgend, zusammengefaßt wird. Nach innen verbürgt die Verfassung eine freiheitliche Entwicklung nicht am wenigsten dadurch, daß dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht kein Korrektiv, nicht einmal in Gestalt eines kaiserlichen Vetos, an die Seite gesetzt wurde. Hier war der Rahmen der Bundes- und der Reichsverfassung sogar recht dehnbar, und wenn nicht Kulturkampf und Sozialdemokratie uns vielfach vom Wege abgedrängt hätten, würde unsre innere Entwicklung noch viel mehr, als es ohnehin der Fall war, einem breiten und befruchtenden Strome geglichen haben. Man denke nur an das Reichskanzleramt von 1871 und an die gewaltige Ausgestaltung, die der Verwaltungsorganismus des Reiches seitdem erfahren hat! Und wie viele entwicklungsfähige Keime sind da noch vorhanden! Man denke an den unermeßlichen Aufschwung, den Deutschlands Handel, Industrie und Schiffahrt seit 1871 genommen hat! Als im Jahre 1867 alle Schiffe der Einzelstaaten ihre Flagge mit der des Norddeutschen Bundes vertauschten, wie staunte die Welt über die große Zahl deutscher Schiffe, die es plötzlich auf dem Meere gab, und wie gewaltig hat sich seitdem nicht nur ihre Zahl vervielfacht, sondern auch

die Qualität gehoben! Wie groß kamen wir uns vor, als der Norddeutsche Bund das einfache Groschenporto einführte, und heute sehen wir im Herzen Chinas, den Jangtse entlang, ein deutsches Postamt nach dem andern, ein deutsches Konsulat nach dem andern seine zwar stille und geräuschlose, aber um so ergiebigere Pionierarbeit im Dienste des deutschen Handels und damit des Einflusses, des Ansehens und der Macht des Vaterlandes entfalten. Denn Handel ist Macht! Er ist neben dem Ackerbau die unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes und damit der Wehrfähigkeit. Die Landwirtschaft ist durch den Umfang des Bodens, durch seine Fruchtbarkeit, durch die Zahl der ihr zur Verfügung stehenden Arme an Grenzen gebunden, die sie in Deutschland freilich noch lange nicht erreicht hat. Aber der Handel pflanzt sich unaufhörlich fortzeugend durch sich selbst fort. Jede neue Erfindung und Einrichtung auf dem Gebiete des Verkehrswesens kommt ihm zu statten, jede Eisenbahn, jede Telegraphenlinie, auch wenn sie durch die landwirtschaftlich unfruchtbarsten Gegenden führen, tritt in seinen Dienst, denn wo Menschen wohnen, da ist auch Handel, und wo Handel ist, da entwickelt sich, wenn weise Hände diese Entwicklung leiten, Wohlstand, Gedeihen und Macht.

Eine Verfassung, die in einem Menschenalter ihrem obendrein nicht einheitlich, sondern bundesstaatlich regierten Volke einen so großartigen Aufschwung gewährt und ermöglicht, die ihm den Schutz eines unangreifbaren Friedens gesichert und Europa das Schauspiel eines wenigstens für den alten Kontinent unerhörten Aufblühens geboten hat, ist es wert, sorgfältig erhalten und gepflegt zu werden. Sie ist dem deutschen Volke, trotz mancher Irrung, eine Quelle wirtschaftlichen und politischen Reichtums geworden, wie sie, vielleicht außer ihrem Schöpfer, im Jahre 1867 niemand vorauszusehen vermochte. Sie hat sich als ausreichend erwiesen inmitten der tragischen Erschütterungen des Dreikaiserjahres, sie hat wesentlich dazu beigetragen, daß Deutschland nach der Märzkatastrophe von 1890 nach einigen Jahren des Schwankens sein inneres Gleichgewicht wiederfand. Jede auf nationalem Boden stehende politische Partei muß darum bedacht sein, dahin zu wirken, daß sich die weitere Entwicklung unsrer deutschen Geschicke streng im Rahmen dieser Verfassung, in ihrem Geist und Sinn vollziehe. Geist und Sinn dieser Verfassung verbürgen die weiteste individuelle Freiheit, sofern sie nicht gegen die Existenz und die Sicherheit der Gesamtheit, gegen die Grundlagen des nationalen Staates verstößt. Die nationalliberale Partei, damals nur „nationale Partei" genannt, war bei der Errichtung der Bundesverfassung mit dieser gewissermaßen identisch. Sie wollte den liberalen Ausbau des neuen Bundesstaats innerhalb der gesicherten Bedingungen seines Daseins, sie nahm deshalb später die Bezeichnung nationalliberale Partei an, zum Zeichen, daß den Lebensbedingungen der Nation alles andre unterzuordnen und nachzuordnen sei. Von diesem Standpunkt aus wird die Partei bei der bevorstehenden Sitzung ihres Zentralvorstandes und auf dem in Aussicht genommnen Delegiertentage ihre gesamte Situation zu revidieren haben, aber sie wird damit auch die Wege erkennen, die sie zu gehn hat, sowohl um des Landes willen, als auch um ihren berechtigten stärkern Einfluß auf seine Geschicke wieder herzustellen.

Die Einberufung eines Delegiertentages nach Hannover, wo sich selbstverständlich lokale und provinzielle Einflüsse viel stärker erweisen würden, als dies in Eisenach der Fall war, legt zwei Erwägungen nahe. Hannover hat dem deutschen Reichstage seine besten und befähigtsten Mitglieder gegeben. Bennigsen, Miquel und Windthorst sind weder als Redner noch als Parteiführer von einer andern Seite übertroffen oder auch nur erreicht worden; weder die nationalliberale Partei noch das Zentrum haben diese, ihre bedeutendsten, Männer auch nur annähernd zu ersetzen vermocht. Der Grund der Überlegenheit der drei Hannoveraner mag zunächst in der ruhigen, klugen Art des niedersächsischen Volkscharakters liegen, der in seiner reichen Begabung den Sinn auf praktisches nützliches Schaffen gerichtet hat und deshalb von öder Prinzipienreiterei ebensoweit entfernt ist wie vom hohlen Pathos des Phrasendreschens und der unfruchtbaren Negation. Hierzu kommt, daß Hannover infolge seiner nahen Beziehungen zu England sein Verfassungsleben mehr dem englischen Vorbilde angepaßt hatte, während in Süddeutschland das den leidenschaftlichern Temperamenten entsprechendere französische, in Mittel- und Norddeutschland das belgische Vorbild bevorzugt worden war. Das englische Vorbild gelangte in Hannover auch in der Geschäftsordnung der frühern hannöverschen Kammern zum Ausdruck, u. a. in dem Umstande, daß die Abgeordneten ihre Reden an den Präsidenten richteten und infolgedessen mehr sachlich und weniger polemisch sprachen. Hierzu gesellte sich oder hieraus entwickelte sich eine hervorragend staatsmännische Befähigung vieler ihrer Mitglieder in dem verhältnismäßig kleinen Lande. Den drei Genannten darf z. B. für den Reichstag des Norddeutschen Bundes noch Graf Münster beigezählt werden, ebenso hat Hannover, wohl unter dem Einfluß von Göttingen, jederzeit über eine auffallend große Zahl bedeutender und begabter Juristen verfügt. Vergleicht man das preußische Abgeordnetenhaus von 1866 mit dem nach dem Eintritt der Abgeordneten der neuen Provinzen oder mit dem Reichstage des Norddeutschen Bundes, so darf man getrost behaupten, daß nach dieser Richtung hin die Annexionen wie ein befruchtender Gewitterregen gewirkt haben. Das große Schlachtengewitter von Königgrätz hat dem preußischen und dem deutschen Parlamentarismus für eine Reihe von Jahren ein ganz andres Gesicht gegeben. Durch die erbitterten und verbitterten Parteikämpfe hatte der 3. Juli 1866 einen dicken Strich gezogen. Daß das siegreiche preußische Königtum aber trotzdem die Verfassung nicht änderte, die ihm fünf Jahre schwerster und obendrein unnötiger Kämpfe bis hart an die Grenze revolutionärer Erschütterungen auferlegt hatte, verdankt Preußen nur der Staatskunst, „welche die Siege ohnegleichen durch eine Mäßigung ohnegleichen überbot." An Ratschlägen entgegengesetzter Natur hat es nicht gefehlt, und die konservativen Feindschaften, die sich Bismarck durch sein Indemnitätsgesuch zuzog, sind kaum geringer und nicht weniger nachhaltig gewesen als die fortschrittlichen, denen er vier volle Jahre lang mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit auf der Bresche gegenüber gestanden hatte. Mitten in diese Gegensätze hinein traten die nationalgesinnten Männer, die die neuen Provinzen, vorzugsweise Hannover, Kurhessen und Nassau, in das Parlament entsandten.

Ihnen war die Erbitterung, die die Kämpfe in Preußen gezeitigt hatten, nicht nur fremd, sie sahen vielmehr die Armeeorganisation, die den eigentlichen Gegenstand des Kampfes gebildet hatte, durch die Ereignisse glänzend gerechtfertigt. Sie war doch der Hammer gewesen, der bei Königgrätz zerschmetternd niederfiel und die Bundestagsfesseln löste. Die Männer, die für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung seit Jahren gestritten und zum Teil auch gelitten hatten, sahen ihre nationalen Wünsche und Hoffnungen über Erwarten hinaus erfüllt. Sie konnten es darum nicht als ihre Aufgabe erkennen, die ja auch in ihrer Veranlassung hinfällig gewordnen Verfassungskämpfe Preußens fortzusetzen, sie fühlten sich vielmehr berufen, den endlich gebornen ersehnten nationalen Staat gestalten zu helfen, der in König Wilhelm ein so verehrungswürdiges Oberhaupt, in seinem Sohne, dem Kronprinzen, eine stolze Hoffnung, in Bismarck den unbeugsamen Führer, nach dem noch vor wenig Jahren die Dichter gerufen hatten, in Moltke und Roon und dem so glorreich erprobten Heere die Bürgen seiner Zukunft gefunden hatte. Bürger dieses Staates wollte man werden, ihn stützen und ausbauen. Es war derselbe Staat, der Schleswig-Holstein für Deutschland zurückgewonnen, der an den Bundespalast auf der Eschenheimer Gasse das Siegel „Königlich Preußisches Generalkommando" gelegt hatte, und dessen leitender Minister im August 1866 der französischen Begehrlichkeit und Anmaßung mit so stolzer siegessicherer Überlegenheit entgegengetreten war. Man erinnerte sich, daß das derselbe Mann sei, der schon im September 1863 der Totgeburt des Frankfurter Fürstentages ein deutsches Parlament auf Grund der Reichsverfassung von 1849 entgegengesetzt hatte. Damals wollte man ihm nicht trauen. Als er dem preußischen Abgeordnetenhause zurief: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo, hatte man das für Anmaßlichkeit gehalten. Aber seit zwei Jahren hatte sich die Meinung in Deutschland zu ändern begonnen. Man fing an, diesem unheimlichen Riesen zu glauben, der die bisher unerhörte Eigenschaft eines Diplomaten hatte, daß er tat, was er sagte. Jetzt trat man ihm Auge in Auge gegenüber, man sah auf den ehrwürdigen tapfern König und seine ruhmgekrönten Paladine, eine Schar von Riesen schien erstanden, von Gott gesandt, das neue Deutschland zu schaffen. Was sich damals freudig hinzudrängte, an dieser Arbeit mitzutun, dieses Reich, das Ziel einer heiligen und großen Sehnsucht aufrichten, stützen, schirmen und schützen zu helfen — das war, neben einer begeisterten und hingebungsvoll beseelten Jugend, in der Mehrzahl die nationalliberale Partei. Möge sie nie vergessen, daß der 3. Juli 1866 ihre heiße Geburtsstunde war!

Unter den Nationalliberalen der Provinz Hannover gibt sich seit einigen Jahren eine zunehmende Verstimmung kund, die leider nicht ohne Berechtigung ist. Wackere Männer treten beiseite und mögen nicht mehr mittun, andre predigen den Anschluß nach links, ein Versuch, der sich noch immer für die Partei verhängnisvoll erwiesen hat, kurzum, die einst so warm empfundne und bewiesene Freude am Reich ist lau geworden. In andern Parteien ist das freilich auch der Fall, und eine Reihe von Erscheinungen in unserm öffentlichen Leben, auf die hier nur hingedeutet zu werden braucht, wird in der

Regel als Grund dafür angegeben. In Hannover aber tritt andres erschwerend hinzu. Dort ist der Bund der Landwirte mehr als in jedem andern Landesteil der Störenfried geworden, und zwar, obwohl im Bündnis mit dem Welfentum, unter der Konnivenz der königlichen Behörden. Altpreußische Konservative werden seit längerer Zeit in den Beamtenstellungen der Provinz als Landräte und Regierungspräsidenten bevorzugt. Diese haben ihre altpreußisch-konservativen Gesinnungen auf einen Boden verpflanzt, wo sie nimmermehr Wurzeln schlagen können, sie sind dabei — vielleicht auch in einem mißverstandnen Eifer, der „Versöhnung" zu dienen — in die Netze des Welfentums geraten. So bietet die Provinz seit einer Reihe von Jahren das befremdende Bild, daß die Vertreter der Interessen des preußischen Staats und der preußischen Krone ihre Sympathie und Unterstützung bei den Wahlen ganz offen Gruppen zuwenden, die die preußische Herrschaft in Hannover für eine Usurpation erklären, und den Herzog von Cumberland als den einzig rechtmäßigen Landesherrn ansehen. Die Partei dagegen, die seit 1866 die Stütze der preußischen Regierung nicht nur im Lande, sondern auch im Landtag und im Reichstag gewesen ist, sieht die Einflüsse der Behörden gegen sich gerichtet und wirksam nur zu Gunsten ihrer Gegner. Dem Fürsten Hohenlohe ist über dieses Mißverhältnis wiederholt berichtet worden, Minister Miquel kannte es in allen seinen Einzelheiten. Fürst Hohenlohe schüttelte den Kopf und machte sich Notizen, die Mißbilligung Miquels, der ja mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten genau vertraut war, konnte kaum schärfer sein. Jeder Hannoveraner, der über den Gang der Dinge in der Heimat bei ihm klagte, empfing die bestimmtesten Zusagen und reiste hoffnungsvoll nach Hause. Aber es blieb alles, wie es war. Als die Beseitigung des Regierungspräsidenten Stüve in Osnabrück drohte, erklärte Miquel, er werde das, so lange er Minister sei, nie zugeben. Stüve ging, Miquel blieb. Kein Wunder, daß schließlich die nationalliberale Partei in Hannover den Glauben verlor und verstimmt und entmutigt zur Seite trat. Aber dieser Zustand darf nicht dauern. Der jüngste Wechsel im Oberpräsidium der Provinz ist in der bestimmten Absicht erfolgt, das dortige Beamtentum aus der welfischen Umstrickung zu lösen, und der amtlichen Gegnerschaft gegen die nationalliberale Partei ein Ende zu machen. Immerhin bedarf der neue Oberpräsident erst der persönlichen Orientierung, und bis jetzt hat sich anscheinend noch nichts geändert.

Klar ist, daß es nicht im staatlichen Interesse läge, wenn ein nationalliberaler Delegiertentag in Hannover durch berechtigten Unmut der dortigen Parteigenossen beeinflußt würde. Dies um so weniger, als man an der leitenden Stelle in Berlin nicht darüber im Zweifel ist, daß in Hannover wohl der Reichsgedanke starke Wurzeln geschlagen hat, daß aber preußische Gesinnungen und preußisches Staatsgefühl in einem Lande mit so ausgeprägter Stammeseigentümlichkeit sobald nicht oder doch nur in sehr mäßigem Umfang zu erwarten sein werden. Je schwächer aber das preußische Staatsgefühl bleibt, desto leichteres Spiel wird immer das Welfentum haben. Gewiß sind die Behörden in Hannover des guten Glaubens gewesen, daß sie durch Betonen konservativer Grundsätze sowohl die im allgemeinen sehr konservativ gerichtete

Bevölkerung der Provinz für das preußische Staatsgefühl gewinnen, wie auch insbesondre das Welfentum zu sich herüberziehn würden. Das Gegenteil ist eingetreten. Die Bevölkerung hat sich in großer Mehrzahl von diesem preußischen Konservativismus abgestoßen gefühlt, und das Welfentum ist nicht der gewonnene, sondern der gewinnende Teil geworden. Ein andrer Grund der Verstimmung der hannöverschen Nationalliberalen ist der bisherige Verlauf der Kanalfrage. Es kann nicht bestritten werden, daß die Provinz Hannover an der Kanalsache stark interessiert ist, wenngleich auch dort unausgetragne Gegensätze für und wider den Kanal bestehn. Aber die nun einmal verstimmten Nationalliberalen sehen in der Vertagung nur eine Konzession an ihre von den Behörden der Provinz unterstützte politische Gegnerschaft. Diesen Standpunkt vermögen wir nicht zu teilen. Die ohnehin verwickelte innerpolitische Lage jetzt von neuem mit der Kanalvorlage zu belasten, wäre absolut unrichtig gewesen, zumal für die letzte Session der Legislaturperiode. Diese Session schon um der Wahlvorbereitungen willen so kurz als möglich zu gestalten, ist durchaus zweckmäßig. Die Wiedereinbringung der Kanalvorlage würde nur zu endlosen Wahlreden innerhalb des Hauses geführt und vielleicht mit einer neuen Niederlage der Regierung geendet haben. Jetzt ist jedem Kandidaten zum Abgeordnetenhause die Möglichkeit geboten, sich mit seinen Wählern im voraus darüber zu verständigen. In Betracht kommt daneben auch, daß das Ministerium der öffentlichen Arbeiten einen neuen Chef erhalten hat, der doch die Vorlage erst von seinem Standpunkt aus zu prüfen und sich in die Sache einzuleben hat. Eine Wiedereinbringung im Jahre 1904 hat jedenfalls mehr Aussicht auf Erfolg, als sie 1903 gehabt hätte, und das Land darf sicher sein, daß die Einbringung nur nach einer neuen sorgfältigen Prüfung erfolgen wird, zu der die vielfach veränderten Expropriationsverhältnisse ohnehin Anlaß geben.

Bei der Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehns hat die nationalliberale Partei eine Denkschrift erscheinen lassen (bearbeitet im Auftrage des nationalliberalen Vereins für das Königreich Sachsen von Dr. Karl Maaß in Dresden, Leipzig, Duncker und Humblot), die einen vorzüglichen Überblick sowohl über die Tätigkeit der Reichstagsfraktion wie über die Ergebnisse der jedesmaligen Wahlbewegung gewährt. Das Buch bietet für die Partei recht lehrreiche Aufschlüsse und sollte bei Beginn der Wahlperiode, namentlich von den zur Führung berufnen Persönlichkeiten in den einzelnen Wahlmittelpunkten eines sorgfältigen Studiums gewürdigt werden. Die Partei hatte ihren Höhepunkt bei den Wahlen von 1871 und 1874 mit 155 Mandaten, einen Höhepunkt, von dem sie langsam herabsank. 1877 : 141, nach der Auflösung 1878 anläßlich der Ablehnung des Sozialistengesetzes 109. Die Wahlen von 1881 bezeichnen nahezu den tiefsten Stand mit 47 Mandaten; sogar die Septennatswahlen von 1887 brachten die Fraktion nur auf 99. Bei den Neuwahlen im Februar 1890, nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes und mitten in der Bismarckkrisis, sank sie auf 42. Es war die tiefste Erschütterung des nationalen Gedankens. Im Jahre 1893: 45 Mitglieder und 7 Hospitanten, 1898: 44 Mitglieder und 4 Hospitanten, der augenblickliche Bestand ist 47 Mitglieder und

6 Hospitanten. Vergleicht man die Zahlen mit den Ereignissen, so ergibt sich die Lehre, daß sich die Partei in der Zeit der nationalen Hochflut des stärksten Bestandes erfreute, daß ihr Verhalten zum Sozialistengesetz im Jahre 1878 ihr schon 32 Mandate kostete, und daß sie in der Stärke sank, je mehr sie innerlich von dem Leiter der Reichspolitik abrückte. Nicht einmal die Septennatswahlen mit ihrer starken nationalen Agitation vermochten ihr die Zahl 100 wiederzugeben; seitdem ist sie fortgesetzt unter dem Drittel ihres ursprünglichen Bestandes geblieben.

In die neue Wahlperiode tritt die Partei mit größerer Rührigkeit als seit langer Zeit ein. Ob mit größerm Erfolge, wird wesentlich davon abhängen, ob sie sich auf ihre ursprüngliche Stellung und Aufgabe besinnen, ihre innere Einheit wieder herstellen oder lokalen Verstimmungen zuliebe Prinzipienreiterei und eine Politik des Schmollens treiben wird. Frische und freudige Mitarbeit am Reichsbau hatte sie einst groß gemacht und ihr eine führende Stellung gegeben, das Überhandnehmen doktrinärer Einflüsse ist ihr verhängnisvoll geworden. Vor allem wird sich die Partei darüber klar sein müssen, daß sie nicht zugleich gegen Konservative, Zentrum und Sozialdemokratie fechten kann. Will sie einen festen Platz im Staatsleben behaupten, so muß sie ihn auch bei den Wahlen nehmen. Aus diesem Grunde muß es bedauert werden, daß die am 12. dieses Monats in Leipzig gepflognen Verhandlungen über ein Wahlkartell für Sachsen nicht oder wenigstens noch nicht zu einer Einigung geführt haben, und es bleibt dringend zu wünschen, daß in den bevorstehenden Sitzungen des Zentralvorstands und des Delegiertentags volle Klarheit geschaffen werde über das, was der Partei frommt. Es ist gerade kein erhebendes Schauspiel gewesen, wenn im Monat Dezember jeder größere oder kleinere nationalliberale Verein Hofkriegsrat spielen und der Fraktion im Reichstage ihr Verhalten vorschreiben wollte. Je nachdem die Post von Norden oder von Süden in Berlin eintraf, waren es Tadels- oder Zustimmungsvoten; aus einzelnen Provinzen, wie z. B. gerade aus Hannover, kamen Kundgebungen diametral entgegengesetzter Art. Das ist verkehrt. Was die Fraktion in Berlin in voller Kenntnis der politischen Situation wie im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit beschließt, muß von der Partei angenommen werden. Es fehlt die Parteidisziplin, wenn jedes geehrte Mitglied seine eigne Meinung zur Geltung bringen, und jeder lokale Verein durch sein Votum einen Einfluß auf die Abstimmung im Reichstage ausüben will. Das Mandat ist auf fünf Jahre übertragen, Deutschland kennt kein mandat impératif, die Abgeordneten sind, wie die Verfassung ausdrücklich vorschreibt, nicht an Aufträge und Instruktionen gebunden. Die Fraktion ist damit für die Dauer der Legislaturperiode der eigentliche Vorstand und die Leitung der Partei. Ist diese damit nicht zufrieden, so kann sie das bei den nächsten Wahlen zum Ausdruck bringen, auch wohl nach jeder Session bei dem Rechenschaftsberichte, den die einzelnen Abgeordneten abzustatten pflegen. Aber die Fraktion, die im Feuer steht, wird selten in die Lage kommen, während der Schlacht Ratschläge oder Aufträge einzelner Wählergruppen zur Befolgung anzunehmen, die Stimmabgabe im Reichstage hängt oft genug von Erwägungen ab, die sich öffentlich nicht diskutieren lassen. Diese

entgegengesetzten Kundgebungen aus den Wählerkreisen — es ist übrigens diesesmal andern Parteien nicht besser gegangen — erinnern an die Äußerung Bismarcks zu einem englischen Diplomaten: „Wenn die Deutschen das Geld dazu hätten, hielte sich jeder seinen König.“ So sieht auch jeder Wähler in dem Abgeordneten seinen Beauftragten, den er durch die elektrische Klingel zu dirigieren berechtigt ist. Es ist das ein auffälliger Mangel an Staatssinn, ein Mangel des Blicks für das politisch Mögliche, ein Mangel, dessen Vorhandensein in solchem Umfange dreißig Jahre nach der Aufrichtung des Reichs in Erstaunen setzen muß. Die staatssinnige Gentry, Englands stärkste Stütze, ist bei uns leider noch nicht in der Zunahme begriffen, eher im Rückgange, und dem entspricht auch die Zusammensetzung des Reichstags. „Immer strebe zum Ganzen“ hat Schiller seinen Deutschen schon vor mehr als hundert Jahren vergeblich zugerufen, „und kannst du selber kein Ganzes werden — als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!“ Ja, wenn das Dienen, das freiwillige Dienen, den so stark individuell angelegten Deutschen nur nicht so schwer fiele! Der Nationalfehler, an dem einst das alte Reich zu Grunde ging, haftet uns auch heute noch mit voller Stärke an. Man halte doch Umschau: die Parteien, die die meiste Disziplin haben, haben auch die meisten Erfolge. Die unwiderlegliche Sprache der Zahlen predigt der nationalliberalen Partei laut und eindringlich genug die Lehre, vom Feinde zu lernen. Würde sie zu denen gehören, die nichts lernen und nichts vergessen, dann würde sie bald weder national noch liberal, vielleicht überhaupt nicht mehr sein. •g•

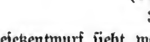


Die Ausbildung der höhern Verwaltungsbeamten in Preußen und andres

Ein Mahnruf an alle, die es angeht

(Schluß)

3



Der Gesetzentwurf sieht weiter einschneidende Änderungen in den Einzelheiten der Ausbildung der Regierungsreferendare vor. Er geht nach der Begründung dabei von der Erwägung aus, daß der Vorbereitungsdienst, so wie er jetzt geordnet sei, namentlich wegen der ungenügenden Dauer der Beschäftigung bei den Lokalbehörden, also an den Stellen, wo sich die Verwaltung in unmittelbarer Berührung mit Land und Leuten vollziehe, dem angehenden Verwaltungsbeamten zu wenig Gelegenheit biete, aus eigner Anschauung die Verhältnisse und die Wirkung der Gesetze und der Verwaltungseinrichtungen kennen zu lernen, und ihn zu wenig in die Lage bringe, sich die Fähigkeit, die Bedürfnisse von Land und Volk zu erfassen, sowie die Gewandtheit im Verkehr mit dem Publikum und den Takt anzueignen, ohne die eine gedeihliche Verwaltungstätigkeit nicht denkbar sei. Zu diesem Zweck will man die

Beschäftigung beim Landrat auf ein volles Jahr, d. h. auf das Doppelte verlängern. Daneben sollten die Referendare bei verschiednen Kommunalverbänden, auch in Provinzialverwaltungen, bei Amtsvorstehern, sowie bei Handels- und Landwirtschaftskammern arbeiten.

Endlich scheint man nach den Mitteilungen, die in der letzten Zeit über neuere Verhandlungen im Ministerium des Innern in die Öffentlichkeit gedrungen sind, den Referendaren Gelegenheit geben zu wollen, bei Banken, in der Landwirtschaft, in kaufmännischen Geschäften usw. tätig zu sein. Man sieht, es ist ein reichhaltiges Mahl, das dem armen Referendar vorgesetzt werden soll. Auch die theoretische Ausbildung der Regierungsreferendare soll verbessert werden. Man will sie an einigen größern Regierungen vereinigen, und mit ihnen dort — nötigenfalls unter Zuziehung von Hochschullehrern — Kurse über die einschlagenden Teile des öffentlichen Rechts und der Volkswirtschaftslehre abhalten.

So dankbar man auch zunächst für die Absicht sein muß, den zukünftigen Verwaltungsbeamten mehr Gelegenheit zu geben, die Praxis des Lebens kennen zu lernen, so große Bedenken muß man gegen die Wege haben, auf denen diese Kenntnis vermittelt werden soll. Wie ich schon angedeutet habe, mutet man den jungen Herren dabei viel zu viel zu. Es ist zwar nicht anzunehmen — bestimmte Äußerungen hierüber liegen noch nicht vor —, daß man in Zukunft von jedem Referendar die Erledigung des ganzen Programms verlangen wird, aber auch wenn man eine Auswahl daraus zulassen will, bleibt doch noch so viel übrig, daß das Ergebnis nicht eine wirkliche Kenntnis des Lebens sein wird, sondern eine oberflächliche Kenntnis einzelner Zweige, die viel gefährlicher ist als die jetzt bei den meisten vorhandne Unkenntnis, weil sie nur zu leicht die Unbefangenheit des Urteils zerstören wird. Dazu kommt, daß man das praktische Leben nur kennen lernt, wenn man mitten hineingestellt wird. Alle die Verwaltungsstellen aber, bei denen in Zukunft der junge Referendar beschäftigt werden soll, abgesehen vielleicht von dem Gemeindevorstand, namentlich auch der Landrat, schweben und zwar zum Teil doch schon recht hoch über den Wassern. Endlich: viel wichtiger als die Kenntnis des Lebens ist es für den jungen Verwaltungsbeamten, daß er von vornherein eine Richtung auf das Praktische bekommt, wenn ich so sagen darf, d. h. daß er von vornherein die außerordentliche Bedeutung des praktischen Lebens für seinen Beruf erfaßt, und daß seine praktischen Anlagen möglichst früh geweckt und ausgebildet werden. Dieses Ziel wird nach den neuen Vorschlägen nicht erreicht, weil die Berührung mit der Praxis des Lebens erst eintritt, nachdem der junge Referendar schon eine ganze Menge grauer Theorie in sich aufgenommen hat.

Ich möchte demgegenüber vorschlagen, zu bestimmen, daß der junge Anwärter für die Verwaltung nach der Schulzeit nicht sofort die Universität bezieht, sondern zunächst ein volles Jahr in einem nicht zu großen, aber gut geführten Landwirtschaftsbetrieb als Lehrling tätig ist. Der Leiter des Betriebs müßte als Guts- und Amtsvorsteher, Mitglied von Schul- und Kirchenbehörden oder landwirtschaftlichen Interessenvertretungen oder dergleichen mitten im öffent-

lichen Leben und in der Selbstverwaltung stehn. Die Beschäftigung müßte ein volles Jahr dauern, damit der junge Mann den Kreislauf der Landwirtschaftstätigkeit einmal ganz mitmachen könnte, was unerläßlich wäre, wenn er sie wenigstens einigermaßen kennen lernen soll.

Die Landwirtschaft halte ich nicht nur deshalb für besonders geeignet, den jungen Verwaltungsbeamten in das praktische Leben einzuführen, weil sie immer noch der wichtigste Zweig unsrer Volkswirtschaft ist, und der zukünftige Verwaltungsbeamte darum eine genauere Bekanntschaft mit ihr gar nicht entbehren kann, sondern deshalb, weil sie vielseitiger ist als fast jeder andre praktische Beruf, und der junge Verwaltungsanwärter also bei ihr mehr lernen kann als sonstwo. Der Landwirt von heute ist nicht nur Techniker, sondern auch Kaufmann und vielfach auch Fabrikant; er bekleidet zahlreiche Ehrenämter in Staat, Schule und Kirche — kurz, das Leben tritt an den Schüler eines solchen Mannes in einer Vielseitigkeit heran, wie sie kein andrer Beruf gewähren kann. Ferner kann ein junger Landwirt mehr mit andern Bevölkerungsschichten in Berührung gebracht werden, als etwa ein Lehrling in dem Kontor einer Bank. Und endlich kann ein Anfänger in der Landwirtschaft früher in selbständiger leitender Tätigkeit (z. B. als Aufseher) verwandt werden als z. B. ein Kaufmannslehrling; man lernt also in der Landwirtschaft schon früh die für einen höhern Verwaltungsbeamten so wichtige Kunst, richtig zu befehlen.

Die Durchführung meines Vorschlags würde insofern keine Schwierigkeiten machen, als sich immer genug Landwirte finden würden, die geeignet und bereit sind, junge Verwaltungsbeamte in der angedeuteten Weise auszubilden. Nötigenfalls könnte man den Domänenpächtern durch die Pachtverträge eine entsprechende Verpflichtung auferlegen.

Die praktische Beschäftigung in einem Landwirtschaftsbetriebe würde aber nicht nur die dargelegten unmittelbaren Vorteile haben, sondern auch die theoretische Ausbildung der Regierungsreferendare außerordentlich fördern. Man klagt leider mit Recht über den Unfleiß der Juristen auf der Hochschule. Wenn man dafür aber allein die Reize des Studentenlebens und daneben die Langeweile und die Trockenheit mancher juristischer Professoren, wie man es häufig hören kann, verantwortlich macht, so irrt man. Nein, wenn die Juristen nicht von vornherein ebenso fleißig arbeiten wie die Angehörigen andrer Fakultäten, so liegt dies daran, daß sie in der Regel keine eigne Anschauung von ihrem künftigen Beruf haben und darum die Bedeutung ihrer Studien nicht zu übersehen vermögen, während z. B. der Mediziner die Tätigkeit des Arztes an sich und seinen Angehörigen kennen gelernt hat, der zukünftige Theologe, der zukünftige Lehrer genau wissen, was ihrer nach dem Abschluß der Studien wartet, und in welchem Zusammenhang diese Studien mit ihrem Berufe stehn. Es ist also psychologisch tief begründet, wenn der Jurist im Gegensatz zu seinen Kommilitonen aus andern Fakultäten zunächst seinen Studien keinen Reiz abgewinnen kann.

Die jungen Herren, die, wie ich vorgeschlagen habe, nach der Schule zunächst ein Jahr Landwirtschaft getrieben haben, werden in einer andern Lage sein. Sie werden während dieser Zeit manchen Kuh- oder Pferdeprozeß, manche

Gesinde-, Wege-, Wasserstreitigkeit erlebt, bei der polizeilichen Vernehmung von Bettlern, Landstreichern oder gar Verbrechern mitgewirkt, manchesmal nach einem Jagdessen oder in einer Sitzung eines landwirtschaftlichen Vereins eine Erörterung über das Klebegesetz, über Getreidezölle, über die Aufhebung der Zuckerprämien mit angehört haben. Und wer von ihnen dann nicht geradezu auf den Augenblick brennt, wo er, zunächst auf der Universität, Gelegenheit hat, sich die Kenntnisse anzueignen, die ihn befähigen, alle diese Dinge im Zusammenhang zu verstehn und selbständig zu beurteilen, der ist eben ein geistiger Troddel, dem überhaupt nicht zu helfen ist. Wenn dann außerdem die Vorlesungen und Übungen auf der Universität verständig und praktisch eingerichtet würden, dann, glaube ich, würde kein Universitätslehrer Grund haben, über mangelhaften Fleiß eines Anwärters für die höhere Verwaltungslaufbahn zu klagen.*) Ich glaube vielmehr, wie ich schon früher angedeutet habe, daß für so vorbereitete Studenten eine Verlängerung der Studienzeit über sechs Semester hinaus nicht nötig wäre, wenn man nicht den Prüfungsstoff vermehren will, wozu kein ausreichender Grund vorliegt.

Für den praktischen Vorbereitungsdienst der Regierungsreferendare würde eine landwirtschaftliche Tätigkeit in der von mir vorgeschlagnen Weise den Vorteil haben, daß er ruhig so bleiben könnte, wie er jetzt ist. Der junge Referendar hätte den wichtigsten Zweig unsrer Volkswirtschaft im Überblick kennen gelernt, er hätte ein ganzes Jahr mitten im Leben gestanden, und zwar an einer Stelle, wo sich in der Tat die Verwaltung mit dem Leben berührt, und er hätte ihr Wirken nicht durch die Brille eines Subjekts, sondern durch die Brille eines Objekts dieser Verwaltung gesehen, er hätte endlich während der Beschäftigung beim Amtsgericht schon gelernt, mit Leuten aller Stände zu verhandeln — kurz, es ist nur noch nötig, ihm Gelegenheit zu geben, das Besondre der Verwaltung kennen zu lernen. Dazu reichen zwei Jahre vollkommen aus. Auch die Technik der Verwaltung, wenn ich so sagen darf, z. B. die Kunst des Verhandelns, des Verkehrs mit dem Publikum usw. kann sich ein junger Mann mit durchschnittlicher Begabung und der üblichen gesellschaftlichen Bildung und Gewandtheit in dieser Zeit aneignen. Ebenso genügt die Zeit von zwei Jahren dazu, einem jungen Manne mit guter Vorbildung das encyklopädische theoretische Wissen zu vermitteln, dessen er noch für die letzte Prüfung und seine spätere Tätigkeit als selbständiger Dezernent bedarf. Man darf eben nicht vergessen, daß mit dem Bestehn der großen Staatsprüfung die Ausbildung nicht abgeschlossen sein kann, vielmehr beginnt mit ihr erst die viel wichtigere Ausbildung in der selbständigen Tätigkeit. Auch die jetzt übliche Einteilung der Vorbereitungszeit halte ich für ganz zweckmäßig und nicht verbesserungsbedürftig. Namentlich möchte ich entschieden davor warnen, den Regierungsreferendar zuerst dem Landrat zu überweisen, anstatt einer Regierungsabteilung. Der Landrat ist heute so überlastet, daß er in der Regel außer

*) Nebenbei! Würde nicht auch die Justizverwaltung aus ähnlichen Erwägungen gut tun, ihren Ersatz nach der Schule erst etwa ein Semester bei kleinern Amtsgerichten als Gerichtsschreiber zu beschäftigen? Man könnte dann auch später die Referendare mit dieser Tätigkeit verschonen.

stande ist, einem jungen Referendar, der von Verwaltung nichts kennt, die nötige Anleitung zu geben.

Daß die jetzige Ausbildung wenig günstige Erfolge gezeitigt hat, liegt nach meinen Erfahrungen hauptsächlich, wenn nicht sogar ausschließlich daran, daß sich der Referendar jetzt in der Regel vollkommen selbst überlassen bleibt. Hier muß Wandel eintreten. Ob es dazu nötig ist, besondre Kurse mit Universitätslehrern einzurichten, lasse ich dahingestellt sein. Wahrscheinlich würde es genügen, wenn man bei jeder Behörde einen geeigneten Dezernenten bestellte, der die Ausbildung zu überwachen hätte und dafür verantwortlich wäre, daß die ihm zugewiesenen Referendare nicht nur auf den einzelnen, ihnen gerade vorliegenden praktischen Fall hinarbeiteten, sondern im Anschluß an diese praktischen Arbeiten das ganze für einen praktischen Verwaltungsbeamten wichtige Wissensgebiet systematisch und möglichst lückenlos durchnähmen. Dieses Verfahren würde anderseits den Vorteil haben, daß auch kleinern, abseits liegenden Regierungen Referendare überwiesen werden könnten; solche kleine Behörden sind nach meinen Erfahrungen viel geeigneter zur Ausbildung der Referendare als große mit ihrer Zersplitterung der Dezernate.

Dringend verbesserungsbedürftig ist dagegen die große Staatsprüfung. Zunächst muß der Prüfungsstoff verringert werden. Leider unterläßt das der Entwurf. Die Prüfung soll sich nach ihm auch in Zukunft erstrecken „auf das in Preußen geltende öffentliche und Privatrecht, insbesondre Verfassungs- und Verwaltungsrecht, sowie auf die Volkswirtschafts- und Verwaltungspolitik." Wie man sieht, ist es also ein ungeheures Gebiet, über das die Referendare Rechenschaft ablegen sollen. Und so besteht die Gefahr, daß die Prüfung entweder zur Tragödie oder zur Komödie wird. Der Prüfungsstoff muß entschieden beschnitten werden. Am nächsten liegt es, wie ich schon früher ausgeführt habe, das Privatrecht in dieser Prüfung ganz wegzulassen und dafür eine Zwischenprüfung über diesen Gegenstand nach Abschluß der praktischen Beschäftigung bei den Justizbehörden einzuführen. Die zweite schriftliche Arbeit, die jetzt eine theoretische Aufgabe betrifft, würde besser eine Relation über eine Verwaltungsstreitsache sein; wenn die Akten richtig ausgewählt werden, kann eine solche Relation bequem in drei bis vier Wochen angefertigt werden. Diese Änderung würde also eine wünschenswerte Abkürzung der Prüfung bedeuten.

Zu der wichtigen Frage der Zusammensetzung der Prüfungskommission möchte ich nur den Wunsch aussprechen, daß mehr Verwaltungsbeamte in sie berufen würden. Jetzt sind unter den neun Mitgliedern der Kommission nur zwei Regierungsassessoren, die als ehemalige Landräte zugleich die einzigen Mitglieder der Kommission sind, die als praktische Verwaltungsbeamte tätig waren! Daneben müßte man dem akademischen Element einen größern Einfluß einräumen. Auf die vielen Mängel der Art und Weise des Fragens in der mündlichen Prüfung endlich noch einzugehn, kann ich mir ersparen, da nach den Erklärungen eines Regierungsvertreters bei der Verhandlung über den Gesetzentwurf im Abgeordnetenhause bestimmt angenommen werden kann, daß hier Wandel geschafft werden wird.

Mit dem Bestehn der großen Staatsprüfung ist die Ausbildung des

höhern Verwaltungsbeamten noch nicht beendet. Man hat deshalb auch vorgeschlagen, den jüngern Assessoren Fortbildungskurse zugänglich zu machen; auch hat man in diesem Winter schon einen solchen Kursus in Berlin eröffnet. Man könnte auch daran denken, an Universitäten oder technischen Hochschulen in industriereichen Gegenden (z. B. in Bonn oder Aachen) Kurse einzurichten, in denen Assessoren durch Unterricht und Ausflüge ein Einblick in die technischen und die wirtschaftlichen Verhältnisse gewisser Hauptindustriezweige und in die Wirkung der Gesetzgebung, namentlich der sozialpolitischen, auf diesen Teil der Volkswirtschaft unsers Landes vermittelt würde. Auch dürfte sicherlich nichts dagegen einzuwenden sein, daß junge Assessoren in Banken oder in andern kaufmännischen Geschäften oder bei Handels- oder Landwirtschaftskammern arbeiteten. Jedenfalls würde ein Assessor hier mehr lernen als ein Referendar. Aber alles dies ist durchaus nicht unerläßlich. Junge Leute, die die von mir vorgeschlagne Ausbildung genossen haben, werden sich in allen Fragen des praktischen Lebens, die an sie herantreten, mit Leichtigkeit zurechtfinden und anderseits immer das Streben haben, auch ihr theoretisches Wissen weiter zu vermehren. Es genügt dazu, daß ihnen bei ihrer Behörde die nötigen literarischen Hilfsmittel zur Verfügung stehn.

Für unerläßlich halte ich es dagegen, daß die jungen Regierungsassessoren viel im Lande umhergeworfen werden, damit sie Land und Leute in möglichst vielen Teilen des Staates kennen lernen. Es ist dies eins der wichtigsten Bildungsmittel für einen jungen Verwaltungsbeamten, und man sollte annehmen, daß von ihm reichlich Gebrauch gemacht würde, zumal da es auch politisch wichtig ist, daß der Westländer Ostelbien, der Ostländer den Westen kennen lernt. In Wirklichkeit hat man sich dieses Bildungsmittel fast ganz entgehn lassen. Mit wenig Ausnahmen sind die jungen Herren immer wieder in ihre Heimat oder in deren Nähe gekommen, namentlich wenn sie „Beziehungen" hatten. Es gibt manchen ältern Regierungsrat, der seit seiner Ernennung zum Assessor nur *einer* Behörde angehört.

4

Ich fasse meine Vorschläge zusammen: Es soll also der Anwärter für die höhern Verwaltungsstellen unmittelbar nach der Schule ein Jahr praktische Landwirtschaft treiben, dann sechs Semester die Rechte und die Staatswissenschaften studieren, dann achtzehn Monate bei einem Amtsgericht und bei der Zivilkammer eines Landgerichts praktisch arbeiten und endlich ganz in der jetzt vorgeschriebnen Weise zwei Jahre bei verschiednen Verwaltungsbehörden beschäftigt werden. An Prüfungen soll er vier ablegen: eine Zwischenprüfung und eine Abschlußprüfung auf der Hochschule, eine Zwischenprüfung nach Beendigung der juristischen Praxis und eine Abschlußprüfung am Ende des gesamten Vorbereitungsdienstes. Die Leitung und die Beaufsichtigung dieser ganzen Ausbildung vom ersten Augenblick an soll der Verwaltung selbst zustehn.

Diese Vorschläge werden, darüber bin ich mir durchaus klar, lebhaften Widerspruch hervorrufen. Ich hoffe nun einen Teil der Bedenken, die man erheben wird, von vornherein zu entkräften, wenn ich darauf hinweise, daß

meine Vorschläge nichts andres bedeuten als die Wiedereinführung der Ausbildung, die die Verwaltungsbeamten Friedrichs des Großen und seiner unmittelbaren Nachfolger, namentlich auch die Männer der Stein-Hardenbergischen Zeit genossen haben. Das Nähere mag man bei Meier, „Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg" nachlesen. Auch damals hatte man schon die vollständige Trennung der Verwaltungslaufbahn von der Justizlaufbahn mit allen von mir früher angedeuteten Folgen und auch die praktische Beschäftigung in einem Landwirtschaftsbetriebe. Nur insofern bestand eine Abweichung von meinen Vorschlägen, als man eine Beschäftigung der Verwaltungsbeamten bei Justizbehörden nicht kannte. Diese Abweichung ist jedoch nur scheinbar, da die Kriegs- und die Domänenkammern bekanntlich für viele Sachen zuständig waren, die jetzt den Gerichten überwiesen sind, die sogenannten Kammerjustizsachen, und die jungen Verwaltungsreferendare also bei ihrer eignen Behörde reichlich Gelegenheit hatten, ihren juristischen Scharfsinn zu üben und ihr privatrechtliches Wissen zu mehren und zu vertiefen. Ich glaube nun, daß die Ausbildung, die die Männer der Stein-Hardenbergischen Zeit genossen haben, auch für uns, wenn sie zeitgemäß umgestaltet wird, nicht ohne weiteres zu verwerfen ist. Auch hier kann es nicht schaden, wenn wir uns von der Geschichte belehren lassen.

Im einzelnen wird man namentlich die Zahl der Prüfungen bemängeln und von chinesischen Zuständen sprechen. Ich würde selbstverständlich froh sein, wenn es möglich wäre, mit weniger Prüfungen den Zweck dieser Einrichtung zu erreichen. Da dies nicht der Fall ist, so bleibt nur der von mir betretne Weg: Teilung des Prüfungsstoffes. Die Vermehrung der Prüfungen soll, wie ich wiederhole, nicht eine Erschwerung, sondern eine Erleichterung für die Prüflinge darstellen.

Meine Vorschläge bedeuten eine Verlängerung der Ausbildungszeit um ein halbes Jahr — trotz der Verkürzung der gerichtlichen Praxis um dieselbe Zeitspanne. Man wird auch hiergegen Bedenken haben und plutokratische Wirkungen befürchten. Solche Folgen würden in der Tat nicht erwünscht sein; aber ich glaube nicht, daß sie eintreten werden. Wer seinen Sohn, wie jetzt, sieben Jahre unterhalten kann, der kann ihn auch sieben und ein halbes Jahr unterhalten, zumal da in diese Zeit ein einjähriger Landaufenthalt fällt, der nicht kostspielig sein wird. Außerdem aber steht die Verlängerung auf dem Papier, sie wird aufgehoben durch die Verkürzung der auf die Prüfungen zu verwendenden Zeit. Während auf diese jetzt annähernd zwölf Monate entfallen (drei bis vier Monate auf die erste, sieben bis neun Monate auf die zweite), können die von mir vorgeschlagnen beiden Abschlußprüfungen, die allein hier in Frage kommen, bequem und ohne Übereilung in sechs Monaten erledigt werden. Meine Vorschläge werden also in Wirklichkeit nicht eine Verlängerung der Vorbereitungszeit herbeiführen. Dazu kommt aber noch etwas andres. Die allermeisten Verwaltungsbeamten haben in notwendiger Folge der jetzigen Einrichtung bei der Übernahme zur Verwaltung und bei der Zulassung zur großen Staatsprüfung viel Zeit, oft Monate verloren. Alle diese Zeitverluste werden sich bei meinen Vorschlägen, wie ich später noch zeigen werde, leicht vermeiden lassen.

Bedenklich könnte allerdings endlich sein, daß die Ausbildung, wie ich sie vorgeschlagen habe, etwas weniger bequem ist als die jetzige. Morgens vor Tagesanbruch die Knechte wecken, tagsüber beim Rübenverziehen den Aufseher machen und dergleichen mehr, ist zwar sehr gesund und lehrreich, aber in der Tat nicht sehr unterhaltend. Ich halte es selbst nicht für ausgeschlossen, daß sich dadurch der eine oder der andre veranlaßt sehen könnte, nicht die Verwaltungslaufbahn zu verfolgen. Aber ich glaube, an diesen Herren ist nicht viel verloren. Anderseits aber werden die jungen Herren, die bereit sind, sich solchen Unbequemlichkeiten auszusetzen, immer die Vermutung für sich haben, daß sie einen innern Beruf für die gewählte Laufbahn haben, und werden besonders erwünschte Erwerbungen sein. Kurz — ich fürchte nicht, daß der Zudrang zur Verwaltung nach der Durchführung meiner Vorschläge nachlassen würde — namentlich dann nicht, wenn dem Gerichtsassessor der Eintritt in die Verwaltung verschlossen wird. Die Hauptsache wird sein, daß die Verwaltungslaufbahn dauernd begehrenswert sein wird, daß sie nicht nur eine ausreichende Versorgung, sondern auch innere Befriedigung zu gewähren vermag. Ich fürchte nun sehr, daß diese Bedingung schon jetzt nicht mehr ganz erfüllt wird.

Zwar die Einkommensverhältnisse der Verwaltungsbeamten sind bei der letzten Gehaltsaufbesserung und durch die Vermehrung der Regierungsratsstellen in den letzten Jahren im allgemeinen befriedigend gestaltet worden. Höchstens könnte noch in Frage kommen, die Oberregierungsräte besser zu stellen, den jungen Regierungsassessoren früher als jetzt eine Remuneration zuzuwenden, und vielleicht etatsmäßige Assessorenstellen zu schaffen. Aber das ist alles nicht unerläßlich; es genügt, wenn dafür gesorgt wird, daß den Verwaltungsbeamten die für sie bestimmten Stellen wirklich vorbehalten bleiben und nicht immer von Gerichtsassessoren genommen werden.*)

Nach andern Richtungen hat sich jedoch der Verwaltungsdienst unbefriedigend gestaltet. Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß über die Verwendung der Verwaltungsbeamten in bessern oder über ihre Beförderung in höhere Stellen nicht mehr so sehr die Leistungen und die Tüchtigkeit, sondern immer mehr der Zufall entscheidet. Der Zufall der Geburt, der Konfession, der Landsmannschaft, der Zufall persönlicher, verwandtschaftlicher oder amtlicher Be-

*) In welchem Umfang Juristen trotz der von der Gesetzesbegründung behaupteten Schwierigkeit, sie zum Übertritt in die Verwaltung zu bewegen, in diese eingedrungen sind, dafür nur zwei Beispiele: 1. Von den 36 Verwaltungsgerichtsdirektoren waren im vorigen Herbst mindestens 25, wahrscheinlich aber noch mehr, Gerichtsassessoren. 2. Nach dem Gesetz soll die eine Hälfte der Mitglieder des Oberverwaltungsgerichts die Befähigung für die höhere Verwaltung, die andre die Befähigung zum Richteramte haben. In Wirklichkeit haben aber von jeher die Gerichtsassessoren das Übergewicht gehabt. Von den 89 Mitgliedern, die das Oberverwaltungsgericht in der Zeit seines Bestehns bis zum 1. August 1901 gehabt hat, waren höchstens 15 (= 16,85 Prozent) aus der Verwaltung, alle andern aber aus der Justiz hervorgegangen. Am 1. August 1901 aber hatte das Gericht unter seinen 50 Mitgliedern nur noch 5 ehemalige Verwaltungsbeamte (= 10 Prozent), und seitdem ist ihre Zahl auf 3 gesunken (= 6 Prozent). Durch diesen Rückgang der Zahl der Verwaltungsbeamten wird auch der naheliegende Einwand von vornherein abgeschnitten, daß das Überwiegen der Juristen auf den Umstand zurückzuführen wäre, daß während eines Jahrzehnts kein Verwaltungsnachwuchs entstanden sei.

ziehungen, z. B. man wird zufällig unter einen Vorgesetzten gestellt, der im Gegensatz zu andern Vorgesetzten in Personalfragen einen großen Einfluß hat, oder endlich der Zufall schlechthin: z. B. man erfährt zufällig früher als andre von der bevorstehenden Erledigung einer Stelle und kann so andern mit seiner Bewerbung zuvorkommen; denn abweichend von andern Verwaltungen liebt man es in der Verwaltung des Innern, die Personalangelegenheiten mit dem tiefsten Geheimnis zu umgeben. Die Folge dieser Herrschaft des Zufalls ist, daß immer mehr die Neigung und das Bestreben um sich greifen, das Fortkommen nicht allein in tüchtigen Leistungen, sondern in solchen Beziehungen zu suchen, wie ich sie geschildert habe. Daß dies ungünstig auf das persönliche Verhältnis zwischen den Beamten einwirken muß, liegt auf der Hand. Aber auch der Dienst leidet darunter. Niemand, der Landrat werden möchte, will z. B. in der Schulabteilung arbeiten, weil das Kultusressort auf die Personalangelegenheiten der innern Verwaltung keinen Einfluß hat. Dagegen sucht man Dezernate zu erlangen, die Gelegenheit geben, im Ressort des Innern dienstlich bekannt zu werden, etwa das Kommunaldezernat und besonders das Polizeidezernat. Ob es aber für die Allgemeinheit ersprießlich ist, wichtige Dezernate nach solchen Erwägungen zu besetzen, dürfte doch fraglich sein.

Verschärft wird dieser Kampf aller gegen alle, wie man versucht ist, zu sagen, dadurch, daß sich im Laufe des letzten Menschenalters das Verhältnis des Landratsamts zu der Regierung vollständig verschoben hat. Früher waren die Landräte in der überwiegenden Mehrheit angesessene Gutsbesitzer. Wer diese Bedingung nicht erfüllte, hatte kaum Aussicht, Landrat zu werden. Berufsbeamte gab es unter den Landräten nur wenig; Berufsbeamte, die weiter wollten, rechneten darauf, in den Regierungen und in den höhern Behörden in die Höhe zu kommen. So fand man denn auch früher in den höhern Verwaltungsstellungen der Oberregierungsräte, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten zahlreiche Herren, häufig von recht vornehmer Herkunft, die nicht Landräte gewesen waren. Dazu kommt, daß früher die Regierung wichtiger war als der Landrat. Der angesessene Landrat, der, wie bemerkt worden ist, die Mehrheit ausmachte, wohnte auf seinem Gute und kam nur ein- bis zweimal in der Woche auf das Landratsamt, um die Schriftstücke zu „unterhauen," die der Kreissekretär vorbereitet hatte. Da lag denn notwendigerweise der Schwerpunkt der Verwaltung in den Regierungen, und die Tätigkeit bei diesen konnte auch den in gutem Sinne strebsamen Dezernenten Befriedigung gewähren.

Inzwischen hat sich das vollständig geändert. Heute ist der Landrat, die untere Verwaltungsbehörde in der Sprache der Reichsgesetze, wichtiger als die Regierung. Seine Zuständigkeit ist außerordentlich erweitert, und namentlich die Neuregelung der Kommunalverwaltung des Kreises durch die verschiednen Kreisordnungen hat tüchtigen Landräten ein weites Feld selbständiger Initiative auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens eröffnet. Anderseits ist infolge dieser Geschäftsvermehrung bei den Landratsämtern die Neigung, Landrat zu werden, bei den kreiseingesessenen Großgrundbesitzern geringer geworden, und damit für die Berufsbeamten die Aussicht, ein Landratsamt zu erlangen, gestiegen.

Außerdem aber werden in fortgesetzt wachsendem Umfange die höhern Verwaltungsstellen mit ehemaligen Landräten besetzt — und zwar mit vollem Recht, weil heutzutage in höhern Stellungen nur solche Beamte gedeihlich zu wirken vermögen, die möglichst vielseitig tätig gewesen sind und das praktische Leben kennen. Es kann deshalb nicht wundern, daß das Landratsamt in den letzten Jahren das Ziel des Strebens zahlreicher junger Verwaltungsbeamter geworden ist, und daß sich der Wettstreit, von dem ich sprach, besonders um dieses Amt dreht. Wenn nun gerade in diesem Kampfe, wie es leider häufig der Fall ist, nicht die größere Tüchtigkeit, sondern der günstige Zufall den Ausschlag geben, dann muß dies bei den nicht begünstigten Beamten böses Blut machen, bei den begünstigten aber kann das Bewußtsein des Erfolgs leicht zu einer gewissen Überschätzung der eignen Person führen. Es wächst so allmählich die Gefahr heran, daß sich die Beamtenschaft in zwei Klassen scheidet, solche erster Klasse, die in das Landratsamt gelangen und dadurch die Aussicht zum mindesten auf eine überaus dankbare und befriedigende Tätigkeit oder auch auf Weiterkommen erwerben, und solche zweiter Klasse, die am grünen Tisch im Einerlei des täglichen Dienstes ihr Dasein hinschleppen müssen. Daß dies ein erwünschter Zustand sei, wird niemand behaupten wollen.

Daß es dahin hat kommen können, liegt nicht, wie man in gewissen Kreisen häufig glaubt, an den jeweils maßgebenden Persönlichkeiten, sondern an der ganzen Einrichtung. Wenn man die geschilderten Mißstände beseitigen will, muß man also diese ändern.

Die Entscheidung über die Personalien der allgemeinen Staatsverwaltung ist im allgemeinen jetzt den Ministern des Innern und der Finanzen, die Auswahl der Landräte aber ausschließlich dem Minister des Innern übertragen. Das Staatsministerium als solches ist nur bei der Besetzung der höhern Stellen vom Oberregierungsrat an aufwärts beteiligt. Außerdem haben der Landwirtschaftsminister bei der Anstellung der Domänendepartementsräte und der Finanzminister bei der Anstellung der Steuerdepartementsräte mitzuwirken. Dies hatte Sinn, solange die ganze innere Verwaltung unter die Ministerien des Innern und der Finanzen gestellt war. Seitdem aber zahlreiche Verwaltungszweige selbständige Ressortchefs erhalten haben, dürfte es keine unberechtigte Forderung sein, daß diese schon auf die Besetzung der untern Verwaltungsstellen Einfluß erhalten. Es kann, meine ich, z. B. nur im öffentlichen Interesse liegen, wenn das Landwirtschaftsressort bei der Auswahl eines Landrats für einen Kreis beteiligt wird, dessen hervorragendster Wirtschaftszweig die Landwirtschaft ist. Dieses Ziel würde erreicht werden, wenn man die Personalangelegenheiten der höhern Beamten der allgemeinen Verwaltung insgesamt dem Staatsministerium übertrüge. Es würde dies mit einem Schlage die wenig erfreulichen Nebenwirkungen der jetzigen Einrichtungen beseitigen, so die Herrschaft des Zufalls; an ein Kollegium reichen persönliche Beziehungen nicht so leicht heran. Ferner würde dadurch eine größere Stetigkeit und Gleichmäßigkeit in die Grundsätze gebracht werden, nach denen die Personalfragen zu entscheiden sind. Jetzt wechseln diese Grundsätze mit jedem neuen Ressortchef des Innern: der eine liebt mehr junge Beamte, der nächste hält es mit Friedrich dem Großen, der nur Landräte über vierzig Jahre haben

wollte — der eine hält sich bei der Besetzung besserer oder höherer Stellen mehr oder weniger streng an das Dienstalter, der andre greift die Anwärter für solche Stellungen beliebig heraus usw. Auch dies ist eine Art des Waltens des Zufalls, die manchen Beamten unverdient schädigen kann. Schließlich wird die von mir empfohlene Einrichtung einen großen Zeitgewinn für die jungen Anwärter des Verwaltungsdienstes herbeiführen. Es wird bei ihr selbstverständlich sein, daß die Erledigung der mit den Personalangelegenheiten verbundnen laufenden Geschäfte dem Bureau des Staatsministeriums übertragen wird. So wird es möglich sein, auch die Anwärter des höhern Verwaltungsdienstes von vornherein unter dieses Bureau zu stellen und von dieser einen Stelle aus dann in unendlich viel kürzerer Zeit die mit dem Vorbereitungsdienst der jungen Herren verbundnen Geschäfte zu erledigen: die Zulassung zur Verwaltung, die Verteilung auf die einzelnen Behörden, die Zulassung zu den Prüfungen usw.

Die Zuweisung der Personalangelegenheiten der allgemeinen Verwaltung an das Staatsministerium würde ein wesentlicher Fortschritt sein. Soll aber der Verwaltung auch in Zukunft ihre Anziehungskraft auf tüchtige Leute ungeschwächt erhalten bleiben, dann muß weiter dafür gesorgt werden, daß mehr Verwaltungsbeamte Landräte werden können als jetzt. Nach Lage der Sache kann dieses Ziel nur dadurch erreicht werden, daß ein häufigerer Wechsel eintritt, daß also die Landräte nach einer gewissen nicht zu lang bemessenen Dienstzeit als solche wieder an eine Regierung zurückversetzt werden. Ich weiß, daß sich gegen diesen Vorschlag ein heftiger Widerspruch erheben wird, und zwar auch aus nicht persönlich beteiligten Kreisen. So bemüht sich zum Beispiel der hervorragende Parlamentarier Freiherr von Zedlitz schon seit Jahren, eine Neuregelung der Verwaltung herbeizuführen, bei der als wichtigste Neuerung die Landräte zu kleinen Regierungspräsidenten gemacht werden sollen, und zwar zu dem ausgesprochnen Zweck, sie zu veranlassen, möglichst lange, am liebsten auf Lebenszeit, in ihrer Stellung zu bleiben, damit sie in ihren Kreisen möglichst genau bekannt würden und mit ihnen verwüchsen. Ich muß aber auch hier wieder bitten, die Geschichte zu befragen und zu bedenken, daß wir diese Zedlitzsche Einrichtung schon Menschenalter lang in Preußen gehabt haben. Die alten angesessenen Landräte erfüllten alle Forderungen des Herrn von Zedlitz. Sie kannten ihren Kreis genau, denn sie waren darin geboren und hatten einen großen Teil ihres Lebens darin zugebracht, bevor sie Landräte wurden; sie gehörten Familien an, die häufig jahrhundertelang in dem Kreise angesessen gewesen waren; sie hatten nicht die Absicht und meist wohl auch nicht die Aussicht, „Karriere zu machen“ — kurz, sie waren so vollständig mit ihren Kreisen verwachsen, wie es nur denkbar ist. Aber was war die Folge dieser Einrichtung? Die wirtschaftliche Rückständigkeit des Ostens, der Kernprovinzen des preußischen Staats! Bei der führenden Stellung und dem ausschlaggebenden Einfluß, die die Landräte der östlichen Provinzen des Staats — im Gegensatz zum Westen — immer gehabt haben, kann ich mir wenigstens diese Rückständigkeit nicht anders erklären. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß mir die schlimme Lage der Landwirtschaft des Ostens genau bekannt ist. Aber es gab eine Zeit, wo es der Landwirtschaft des Ostens und damit dem ganzen

Osten selbst gut, sogar sehr gut ging. Und diese gute Zeit dauerte Jahrzehnte. Weshalb hat man diese Zeit nicht benutzt, z. B. das Chausseenetz auszubauen? Weshalb hat man vielmehr mit den Chausseebauten im Osten in größerm Umfang erst begonnen, nachdem in den Dotationsgesetzen der siebziger Jahre von oben herab der Anstoß gegeben worden war, d. h. nachdem die gute Zeit der Landwirtschaft angefangen hatte, zur Neige zu gehn? Weil die Führer, die Landräte, versagten. Und daraus kann man den Herren auch gar keinen Vorwurf machen. Wer nichts andres kennt als seine Heimat, dem fehlt eben die Möglichkeit, Vergleiche zu ziehn und von andern zu lernen.

Die Landräte nach dem Vorschlage des Herrn von Zedlitz würden nun freilich nicht alle angesessen sondern Berufsbeamte sein, die schon etwas andres gesehen haben. Aber ich fürchte doch sehr, daß sie bei der Aussicht, ihr Leben in ihrem Kreise verbringen zu müssen, schließlich und zwar vielleicht recht bald mit ihrem Kreise eben zu sehr verwachsen würden. Ich halte das für gefährlicher als einen etwas raschern Wechsel in der Besetzung der Landratsämter, zumal da so einer größern Anzahl Beamten der höhern Behörden Gelegenheit gegeben wird, in der praktischen Verwaltung selbständig tätig zu sein. Die Hauptsache ist, daß diese Landräte gut ausgebildet und praktische Leute sind und genau wissen, wie die Verwaltungsmaschine auf das Publikum wirkt, und so vor der Versuchung geschützt sind, sich vor allem als „schneidige“ Beamte zu zeigen. Alle diese Voraussetzungen werden die nach meinen Vorschlägen ausgebildeten Verwaltungsbeamten erfüllen. —

Ich bin zu Ende. Es ist mir nicht leicht geworden, diese Zeilen hinauszusenden. Man muß in solchen Fällen zu viele bloße Behauptungen aussprechen, weil Beweise aus naheliegenden Gründen in der Öffentlichkeit nicht gegeben werden können. Ich hoffe aber, daß mich die meiner Leser, für die ich zunächst geschrieben habe, auch ohne nähere Hinweise verstehn werden. Anderseits kann ich versichern, daß mich nur die glühende Liebe zu meinem Beruf und nicht irgend eine Nebenabsicht geleitet hat. Namentlich bemerke ich ausdrücklich, daß ich persönlich keinen Grund habe, pro domo zu sprechen. Die Herren Juristen unter meinen Lesern bitte ich, sich einmal, wenn auch nur im stillen Kämmerlein, ehrlich und offen die Frage zu beantworten, was sie tun würden, wenn es sich darum handelte, ihrem Minister die Ermächtigung zu erteilen, Regierungsassessoren ohne weiteres die Befähigung zum Richteramte zu verleihen, also fast drei Jahre Arbeit durch ein Stück Papier mit Tinte darauf zu ersetzen. Ich glaube, sie werden dann den Stein, den sie vielleicht im Begriffe waren, auf mich zu werfen, wieder fallen lassen. Die sachliche Berechtigung, meine Stimme in dieser Angelegenheit zu erheben, gründe ich darauf, daß ich die Vorzüge und die Mängel der jetzigen Ausbildung und des Verwaltungsdienstes in den verschiedensten Stellungen habe beobachten können, was nicht von allen Verwaltungsbeamten gilt, die sich bisher haben hören lassen.





Zur Geschichte der Braut von Messina

Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr ihrer Entstehungszeit

(Schluß)

2. Veröffentlichung

1. Aufführungen



chiller hatte am 7. Januar 1803 an Körner geschrieben, daß sein Drama „für das Theater keine Spekulation sein möchte." „Die Handlung wird zwar theatralisch genug sein, aber die Ausführung ist durchaus zu lyrisch für den gemeinen Zweck, und — ich darf mit gutem Gewissen hinzusetzen, für das Talent gemeiner Schauspieler zu antik." — Offenbar war der Dichter durch den Erfolg seiner Vorlesung des Dramas vom 4. Februar andrer Ansicht geworden, hatte die erwähnten Verändrungen mit dem Chor vorgenommen und somit das Drama den Ansprüchen der Bühne mehr und mehr angepaßt. Die Vorbereitungen zur Aufführung, die Leseproben, konnten beginnen. Die erste fand am 27. Februar statt und ging nach des Dichters Urteil „recht ordentlich," auch war er mit der Wiedergabe der Chöre zufrieden. Am 10. März wurde, nach einer letzten Leseprobe bei Goethe, im Anfang März, eine Probe auf dem Theater abgehalten, die Schiller zu der Hoffnung berechtigte, daß das Drama am 19. März aufgeführt werden könnte. Und so geschah es. Bevor das Werk auf dem Theater erschien, wurde schon eine seiner Personen — Beatrice — bei einem Maskenfeste dargestellt, das der Hof am 20. Februar veranstaltete, und auf dem Figuren aus Schillers Werken auftraten. Amalie von Imhoff, die selbst „die lorbeerumkränzte Seherin Kassandra" darstellte, war mit dem Arrangement betraut. Schiller legte ihr deshalb die Ausstattung Beatrices ans Herz (Brief vom 19. Februar): „Für unsre liebe Braut von Messina sende ich Ihnen noch die Verse, worin der Anzug beschrieben ist. Helfen Sie ja unser jungfräuliches Prinzeßchen, das Sie so schön gemalt haben, recht idealisch herausputzen." Bei der ersten Aufführung in Weimar gab Mad. Miller Isabella, Demoiselle Jagemann Beatrice, Herr Cordemann Don Manuel, Herr Haide Don Cesar, Herr Graff einen Chorführer. Am 26. März war die zweite, am 21. Mai eine dritte Aufführung. Weitere Vorstellungen sind in Schillers Kalender für den 10. Dezember 1803 und für den 9. Januar 1804 verzeichnet. Dieser letzten wohnte Frau von Staël bei, die sich vom 14. Dezember 1803 bis zum 29. Februar 1804 in Weimar aufhielt. Bei der ersten Aufführung in Weimar gab es einen Zwischenfall, der Goethe „ein paar böse Tage" machte. Nach dem Schlußakte erhob sich nämlich ein junger Dozent aus Jena, Dr. Schütz, und brachte dem Dichter ein Lebehoch aus, in das die

Jenenser Studenten jubelnd einstimmten. Über diese „verwünschte Akklamation" war Goethe außer sich, er ordnete eine polizeiliche Untersuchung zur Ermittlung der Schuldigen an und ließ dem Dr. Schütz einen Verweis erteilen. Ich kann nicht unterlassen, hier der Empfindung Raum zu geben, daß sich Goethe in diesem Falle nicht auf der vollen Höhe zeigte. Mag immerhin eine gewisse Entrüstung aus der Rücksicht auf den Hof zu verstehn sein, die Polizei brauchte er gegen den edeln Enthusiasmus nicht aufzubieten. Sollte jedoch, wie ich bei Peters (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Kuenen, Evers und einigen Mitarbeitern) lese, der Herzog, „dem diese Verletzung der Hofsitte umsomehr mißfiel, als er die neue Dichtung Schillers scharf verurteilte," die Veranlassung gewesen sein, so trifft eben ihn der Vorwurf, auch umsomehr, als er sich von seiner sehr subjektiven Abneigung leiten ließ. Nach der Aufführung, am 20. März, schrieb Schiller an Genast, der damals gerade amtierender Regisseur war, einen Brief, worin er sich für die vortreffliche Vorführung seiner Tragödie „achtungsvollst" bedankt.

Am 11. Juni und am 3. Juli wurde das Drama von den Weimarer Schauspielern in Lauchstädt gegeben. Schiller wohnte der Vorstellung am 3. Juli bei und schickte am 4. an seine Frau und am 6. an Goethe einen Bericht darüber. Diese Vorstellung war in mancher Hinsicht merkwürdig gewesen. Während ihr, schreibt der Dichter, sei ein Gewitter mit viel Regen „eingefallen." Ganze Viertelstunden habe man keine zusammenhängende Rede der Schauspieler verstehn können trotz ihrer Anstrengungen. „Lustig und fürchterlich zugleich war der Effekt, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Akte ausspricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chors:

> Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
> Wenn dumpftosend der Donner hallt,
> Da, da fühlen sich alle Herzen
> In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, sodaß Graff ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum ergriff." Bei dieser Vorstellung waren die Studenten von Halle, Jena und Leipzig zugegen. Sie brachten nach einem der Vorstellung angeschlossenen Kommerse dem Dichter noch eine Serenade und am andern Morgen ein Ständchen.

Die Aufführung in Berlin bahnte Schiller durch Übersendung des Manuskripts an Iffland an (am 24. Februar). Er erklärte in seinem Begleitbriefe die Darstellung des Dramas nicht für schwer, da die Reden des Chors nicht mit Musik begleitet würden. Das Wesentliche sei ein etwas feierlicher und pathetischer Vortrag der lyrischen Stellen, eine belebte Aktion auch bei denen, welche nicht selbst reden, und eine möglichst symmetrische Disposition der Figuren. Die Rolle der Mutter wünschte er in den Händen der Madame Meyer zu sehen, die er zwar nicht kenne, aber allgemein und um solcher Eigenschaften willen rühmen höre, wie er sie bei dieser Rolle voraussetze. Wenn Iffland selbst eine Hauptperson in dem Ritterchore übernehmen wolle, würde er (Iffland)

selbst den Succeß des ganzen Unternehmens entscheiden. Da allgemein bekannt war, daß Iffland einer möglichst natürlichen Sprechweise auf der Bühne, auch in der hohen Tragödie, huldigte, waren die Bemerkungen Schillers über den Vortrag nicht überflüssig, wenn er, seiner Überzeugung getreu, die Idealität des heroischen Dramas bewahren wollte. Iffland war durch die Lektüre der „erhabnen Dichtung" tief erschüttert. Er versprach, obwohl seiner Ansicht nach die Braut von Messina „für die Menge nicht erschaffen" sei, sie doch aufzuführen, und zwar so, daß die Vorstellung „zu Tage legen" sollte, wie er Schillers Geist empfinde, „unbekümmert, welche Gegenwirkung die Menge darbieten werde." Das Stück wurde für 103 Taler 19 Groschen und 6 Pfennige erworben und am 14. und 16. Juni „mit großem Erfolg" gegeben. Wie Augenzeugen schriftlich und mündlich Schiller berichteten, war der Vortrag des Chors „meistermäßig" von Iffland angeordnet, und in der ganzen Darstellung überhaupt die größte Würde und Bedeutsamkeit beobachtet worden. Dankbaren Herzens erkannte Schiller in seinem Briefe an Iffland ihm den Triumph des „Successes" zu, nachdem Iffland am 18. Juni in seiner lebhaften Manier über die beiden ersten Aufführungen berichtet hatte: „Am 14. und 16. ward die Braut von Messina mit Würde, Pracht und Bestimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche! Totaleffekt? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten sich wie ein Wetter über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!" — Übrigens bekam Iffland durch die günstige Aufnahme dieses Stücks Lust und Neigung zu der alten Tragödie und zu einem neuen Versuch mit dem Chor. Auf eine Anregung bei Schiller schlug ihm dieser den Ödipus des Sophokles vor, den er zu diesem Zweck bearbeiten wollte. Vom 1. bis zum 17. Mai 1804 war Schiller in Berlin; unter den ihm zu Ehren aufgeführten Stücken war auch, am 4. Mai, die Braut von Messina. Die königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin 1804, 8. Mai schreibt: „Der Dichter, der Berlin zum erstenmal besucht, war bei der Vorstellung gegenwärtig. Bei seinem Eintritt in die Loge ward er mit allgemeinem Beifall von der Versammlung empfangen; freudiger Zuruf hieß ihn herzlich willkommen und wiederholte sich so lange und so laut, bis die Musik begann, die der Vorstellung vorangeht. So ehrenvoll hat das Publikum seine rege Empfindung für das große Genie ausgesprochen, dem es der höhern Freuden so manche verdankt. Schillers Ankunft hat überhaupt ein lebhaftes allgemeines Interesse erregt, welches auf Achtung und Dankbarkeit gegründet ist." — Am 11. Juli und am 30. August wurde das Stück zum dritten- und zum viertenmal gegeben. Obwohl die folgende Bemerkung schon aus dem Rahmen der gegenwärtigen Darstellung, die nur bis zu Schillers Tode geführt werden sollte, heraustritt, mag sie doch hier eine Stätte finden, da es sich um die Aufführung der Tragödie am ersten Jahrestage des Todes Schillers handelt. Teichmann berichtet darüber im ersten Buche seines Nachlasses: Hundert Jahre aus der Geschichte des Königlichen Theaters in Berlin. 1740 bis 1840: „Am 9. Mai 1806 wurde auf Befehl Sr. Majestät des Königs, zum Besten der Schillerschen Erben, die Braut von Messina gegeben. Die Kasseneinnahme

betrug 2235 Taler, der König legte dieser Summe noch 100 Stück Friedrichsdor hinzu, und sollen im ganzen 3003 Taler eingekommen sein."

Am 28. Februar 1803 sandte Schiller sein Stück an Herzfeld nach Hamburg, und dieser antwortete am 18. März: „Ihre Braut von Messina habe ich mit unendlichem Vergnügen gelesen. Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für das Geschenk, welches Sie unserm Theater mit diesem Stücke gemacht. Mit der morgenden fahrenden Post sende ich Ihnen das Honorar von 12 Friedrichsdor zu. Ihre Bemerkungen sollen möglichst benützt werden." Am 18. Mai berichtet Herzfeld über die Aufführung, und Schiller antwortet am 17. Juli erfreut über „den guten Succeß," den er den „glücklichen Bemühungen und Anstalten" Herzfelds zuschreiben zu müssen glaubt. „Unterdessen, fährt er fort, habe ich auch den guten Erfolg dieses Stückes zu Berlin erfahren, und ich habe Ursache, mich zu freuen, daß dieses gewagte Unternehmen mit dem tragischen Chor auf den drei besten Bühnen Deutschlands (Weimar, Berlin, Hamburg) so gut gelungen ist."

Für die Betreibung der Aufführung seines Dramas in Leipzig und in Dresden zeigte Schiller wenig Interesse und Eifer. Das lag daran, daß er sowohl die Leistungen des Leipziger und des Dresdner Theaterpersonals und seines Leiters, Opitz, wie auch das Leipziger und das Dresdner Publikum ziemlich tief einschätzte, eine Auffassung, die Goethe und Körner durchaus teilten. So schrieb Schiller an Körner am 7. Januar 1803, daß sich das Stück am wenigsten für Dresden eignete, weil man da aufs Poetische gar nicht eingerichtet sei; und mit Goethes Urteil, der dem Leipziger Publikum jeden Anspruch auf Kunst und Kunstrichterei aberkannte und ihm vorwarf, es wolle bloß amüsiert und gerührt sein, scheint er auch übereinzustimmen. Ganz ähnlich absprechend äußerte sich Goethe auch in einer Tagebuchnotiz vom 3. Mai 1808 über die Schauspieler: „Bei dem Leipziger Theater völliger Mangel von Kunst und Anstand, der Naturalism und ein loses, unüberdachtes Betragen im ganzen wie im einzelnen. Eine Wiener Dame sagte sehr treffend, sie täten doch auch nicht im geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären." Endlich noch ein Urteil Körners über das Dresdner Publikum: „Wir brauchen hier in der Regel nur etwas, um abgespannte Naturen ein paar Stunden vor dem Gähnen zu schützen. Kotzebue und Iffland sind dazu recht gut."

Während Schiller in frühern Zeiten seine „Negoziation" mit Opitz nicht erschwert wissen wollte, denkt er also jetzt gleichgiltiger darüber: Körner soll, nachdem er das fertige Manuskript erhalten und gelesen habe, darüber urteilen, „ob wir uns mit Opitz einlassen oder nicht." Da aber Körner am 18. Januar, freilich noch ohne das Stück zu kennen, nicht auf eine Aufführung in Dresden verzichten zu wollen erklärte, erlaubte ihm Schiller am 6. Februar, Opitz das Stück für zehn Karolin zu versprechen. Charakteristisch für die geringe Meinung Schillers von Opitz und seinem Personal ist der Zusatz: „Von dem Chor brauchst Du ihm gar nichts zu sagen; denn sie sollen mir das Stück spielen, ohne nur zu wissen, daß sie den Chor der alten Tragödie auf die Bühne gebracht haben." Körner war diese Negoziation mit Opitz nicht gerade angenehm, und da Schiller auf eine unmittelbar an ihn gerichtete Bitte Opitzens vom 6. Februar, ihm

das Stück, das, wie er gehört habe, schon ausgangs Januar in Weimar aufgeführt sei, zur Aufführung zu überlassen, am 12. Februar sehr zustimmend antwortete, freute sich Körner, dieser Aufgabe enthoben zu sein.

Inzwischen aber hatte man sich in Weimar entschlossen, das Stück als Novität auch in Lauchstädt aufzuführen, und Schiller wurde gebeten, die Aufführung in Leipzig — der Konkurrenz wegen — noch zurückzuhalten. Schiller ging umso lieber darauf ein, als er der Überzeugung war, daß „es doch ohnehin von Opitz schlecht exekutiert werden würde," und er entschloß sich, nun das Stück gar nicht nach Leipzig zu schicken. Deshalb schrieb Opitz am 6. März dem Dichter einen Mahnbrief, der am 10. März bei Schiller eintraf; an demselben Tage teilte dieser seinen Entschluß Körner mit, das Stück in Leipzig nicht aufführen zu lassen. Nachdem Körner das Opitz mitgeteilt hatte, machte dieser weiter keine Anstrengung, das Drama zu bekommen, bedauerte nur in seinem Briefe vom 17. Juni, worin er den Empfang der beiden von Schiller aus dem Französischen übersetzten Lustspiele (Neffe als Onkel, Der Parasit) anzeigte, daß ihm die Braut von Messina vorenthalten sei. Das Publikum bürde ihm die Schuld davon auf, und er müsse „sie leider unverdienterweise, mit mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft, geduldig und standhaft tragen." Dabei erwähnte er auch eines Mißbrauchs, der mit dem Drama „von Dresden aus" getrieben werde. Damit verhielt es sich folgendermaßen. Schiller hatte am 14. Februar das Manuskript an Körner gesandt. Auf unerklärliche Weise (Schiller vermutet später, „vielleicht durch einen Bedienten") war das Stück in Dresden bekannt geworden, und Opitz war sehr ungehalten, daß das hatte geschehn können, ehe er selbst als Regisseur von dem Stück, das ihm doch von Schiller versprochen war, Kenntnis erhalten hätte, und wälzt jede Verantwortung für einen etwaigen Mißbrauch von sich ab. Ein solcher war nun tatsächlich damit getrieben worden; denn, wie Opitz am 17. Juni schrieb, ist ihm das Drama für zwei Friedrichsdor von Dresden aus angeboten und ein dazu in Dresden neu komponierter Trauermarsch überschickt worden. Natürlich habe er beide Anträge abgelehnt. Daß wirklich ein solcher Mißbrauch mit Manuskripten nicht selten war, geht auch aus einem Briefe Schillers an Goethe hervor, worin er Goethe vorsichtshalber bittet, sich das Theaterexemplar der Braut von Messina ausliefern zu lassen. „Ich weiß, daß hier Jagd darauf gemacht wird, und die Anzeigemacher könnten desselben benötigt sein."

An eine Aufführung in Dresden wurde vorläufig nicht gedacht. Das geschah erst, als — wohl mit dem Jahre 1803 — ein Wechsel in der Oberleitung des Dresdner und des Leipziger Theaters stattgefunden hatte: an Stelle des Freiherrn von Racknitz war Graf Vitzthum „Direktor der Vergnügungen" geworden. Ob Schiller diesem nun das Versprechen gegeben hat, ihm die Braut von Messina doch noch zur Aufführung in Dresden zu überlassen, oder ob dieser an das einst Opitz gegebne Versprechen anknüpfte, wenn er Körner bat, Schiller daran zu erinnern, kann man nicht feststellen, da kein Brief Schillers an Vitzthum vorhanden und ebensowenig in seinem Kalender eine Notiz dazu zu finden ist. Körner entledigte sich seines Auftrags am 9. Oktober, redet Schiller zu, nun die Braut von Messina den Dresdnern

noch zugänglich zu machen, und meint, so gut wie in Berlin und Hamburg könne sie wohl in Dresden auch noch aufgeführt werden. Daß er jetzt weniger Bedenken trägt, Schiller zuzuraten, liegt wohl daran, weil er wußte, daß sich Vitzthum weniger von Opitz beherrschen ließ als Racknitz, bei dessen „schlaffem Charakter und ängstlichen Rücksichten" alles rückwärts gegangen sei. Nach einem Briefe Schillers an Körner vom 16. Oktober muß übrigens Vitzthum selber an Schiller geschrieben und um das Drama gebeten haben, das er aufführen zu lassen wünschte, wenn gewisse Änderungen daran gemacht würden. Es wäre interessant, diese Änderungsvorschläge zu kennen, doch ebensowenig wie wir einen Brief Schillers an Vitzthum haben, findet sich einer Vitzthums an Schiller. Noch wäre ja möglich, daß Vitzthum Schiller persönlich seine Bitte vorgetragen und zugleich die Änderungen angedeutet, Schiller aber sich Zeit zur Erwägung ausbedungen hätte. In seinem Briefe vom 16. Oktober bittet Schiller nun Körner, ihn wegen der Verzögerung seiner Antwort bei Vitzthum zu entschuldigen. Zu den geforderten Veränderungen will er sich aber unter keiner Bedingung verstehn, da er „bei näherer Ansicht des Stückes" gefunden hat, daß sie unmöglich „ohne das Stück zu verstümmeln" vorgenommen werden können. Der Hauptsache nach haben die Änderungen in Streichungen bestanden, mit denen es aber, wie Schiller bemerkt, nicht getan ist: es müßten an Stelle der Weglassungen neue Motive gefunden werden. Da er selbst dazu weder Zeit noch Neigung habe, er sich als Verfasser auch nicht darauf einlassen könne, so fordert er Körner auf, Rat zu finden, ja selbst „das Probestück" zu versuchen, „wenn i ch nur an eine so undankbare Sache nicht selbst meine Zeit verliere."*) Außerdem scheint der Dichter, trotz des Wechsels in der Oberleitung, noch immer in den Geist der Schauspieler und das Gewicht ihres Einflusses auf das Publikum kein großes Vertrauen zu setzen, denn er fügt hinzu: „Ohnehin ist das Stück ja kein Stück für das Volk, also auch für die Kasse kein Gewinn. Dem Kurfürsten würde es schwerlich Vergnügen machen, besonders da er die eigentlichen Trauerspiele nicht mag. Da nun noch dazukommt, daß alle versifizierte Stücke bei der jetzigen Einrichtung des Secondaschen Theaters gar zu sehr in die Pfanne gehauen werden, und die Braut von Messina ganz auf dem Lyrischen beruht, so glaub ich, daß man auf diese Gründe acquiescieren muß." Von diesem Briefe Schillers hat Körner dem Grafen Vitzthum Mitteilung gemacht, aber die Gründe machten keinen Eindruck auf ihn; denn er erklärte (wie Körner Schiller am 24. Oktober schrieb), auf den Beifall des Publikums und auch des Kurfürsten umsoweniger Rücksicht nehmen zu wollen, als es ihm darum zu tun sei, „daß bei seinem Theater kein vorzügliches Stück fehle." Schiller kam dann nicht wieder auf die Angelegenheit zurück, in dem Briefe an Körner vom 7. November erwähnt er sie mit keinem Worte. Das mag Körner dem Grafen mitgeteilt haben; er schreibt am 13. November an Schiller: „Der hiesige Schauspieldirektor scheint nun über die Braut

*) Es liegt in diesen Worten eine gewisse Kälte des Dichters gegen sein Werk. Ähnlich verfuhr Goethe, als auf Befehl des Herzogs Karl von Braunschweig der Faust auf die Bühne gebracht werden sollte, und der Regisseur bei Goethe um Erlaubnis bat, Änderungen darin vornehmen zu dürfen: „Machen Sie damit, was Sie wollen," soll ihm Goethe geantwortet haben.

von Messina beruhigt. Er hat mich nur gebeten, ihm unter meinen Bekannten das Zeugnis zu geben, daß es nicht an ihm liegt, wenn dies Stück hier nicht aufgeführt wird."

Ebensowenig wie in Dresden und Leipzig sollte es in Stuttgart zu einer Aufführung der Braut von Messina kommen; doch lag das hier nicht an einer Abneigung Schillers. Die Anregung war von Cotta ausgegangen, der am 3. März 1803 an Schiller schrieb: „Wie behandeln die Theater die Chöre, als Gesang? oder rezitiert? Ich wünschte hierüber, sowie, was das Theater angehn kann, mit umgehender Post Nachricht, da ich versuchen will, Ihnen die Braut von Messina aufs Stuttgarter Theater noch zu verhandeln." — Schiller sandte darauf am 13. März ein Schema an Cotta, wie es mit dem Chor gehalten werden müsse, und einen Zettel mit weitern kleinen Erinnerungen. „Die Reden werden bloß mit einer pathetischen Deklamation rezitiert, nicht gesungen noch mit Musik begleitet." — Die Sache nahm nun einen höchst merkwürdigen Verlauf. Cotta hatte schon „alle Hoffnung," das Stück anzubringen, als ihm „der durch sein Trinken ganz entmenschte Petersen, der darüber von der Direktion zu Rat gezogen wurde, durch sein einfältiges Urteil alles verderbte."

2. Druck

Einer Anzahl Respektspersonen und näherer Freunde hatte Schiller unmittelbar nach der Beendigung seiner Arbeit das Manuskript übersandt. Zuerst erhielt es natürlich der Herzog, wahrscheinlich schon am 5. Februar, dann Herder und am 11. Februar der „Archichancellier" Freiherr Karl von Dalberg. Am 11. wurde das Drama auch bei der regierenden Herzogin vorgelesen. Körner bekam am 14. Februar eine Abschrift und war so, wie er gewünscht hatte, einer der ersten, die das Werk fertig sahen. Im Manuskript erhielt es endlich noch Schillers Jenenser Freund Griesbach, der es seiner Familie und den Professoren Loder und Schütz und dem jungen Voß vorlas. Cotta gegenüber hatte Schiller am 16. März 1802 zuerst seine neue Tragödie erwähnt und ihre Beendigung im Herbst angekündigt; am 10. September rückt er den Termin auf Januar hinaus und hofft, daß sie zur Ostermesse ausgegeben werden könne. Nach diesen Angaben glaubte Cotta, daß die Arbeit ihrer Vollendung nahe sei, und fragte am 29. Oktober bei Schiller an, wann wohl der Druck beginnen könnte; es läge ihm daran, Zeit zu gewinnen, wenn auch die Ausgabe erst zu Ostern zu erfolgen brauchte. Cotta wollte nämlich, um das Werk vor Wiener Nachdruck zu schützen, um ein Privilegium mit Geistingers Firma in Wien nachsuchen, ein Vorschlag, den Schiller durchaus billigte. Dazu mußte man aber das Manuskript haben, um eine Abschrift davon nach Wien senden zu können.

Zu derselben Zeit veranstaltete Schiller auch eine Sammlung seiner Schauspiele, „Das Theater," die ebenfalls zu Ostern herauszukommen bestimmt war. Nun war aber Schiller Geschäftsmann genug, zu wünschen, daß diese Sammlung und das neue Drama nicht zu derselben Messe erscheinen möchten, was dem Verkaufe beider nachteilig werden konnte. Deshalb schrieb er am 27. November an Cotta und deutete an, daß es ihm lieber wäre, wenn der erste Band des

Theaters erst zur Michaelismesse erschiene. Für die Zukunft nahm er sich vor, es so zu halten, daß immer „in der Ostermesse ein neues Stück und in der Herbstmesse ein Band der Sammlung" zur Ausgabe gelangte; Cotta war mit dieser Einrichtung einverstanden.

Sehr sorgfältig betrieb Schiller die Vorbereitungen zum Druck, und er prüfte vorsichtig Schrift und Papier. Er hatte zunächst gewünscht, daß das Stück mit großer Schrift, ähnlich wie die Horen, dann wie der Wallenstein gedruckt würde, Cotta aber hatte eine Probe aus Wallenstein in einer neuen Schrift, wie Goethes: „Was wir bringen" zur Probe eingesandt, die jedoch Schiller noch nicht recht einleuchtete, sodaß er wiederholt verlangte, daß die Braut wie die erste Auflage des Wallenstein und wie Maria Stuart gedruckt würde, was Cotta zu beachten versprach. Hatte Schiller am 8. Oktober 1802 den Umfang des Dramas auf mehr als acht Bogen bemessen zu können geglaubt, so schreibt er am 7. Januar an Cotta, daß elf Bogen nötig seien. Tatsächlich füllt die Braut von Messina mit den vierzehn Seiten Einleitung: „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie" und 162 Seiten Text genau elf Bogen.

Nach diesen Vorverhandlungen übersandte Schiller endlich am 14. Februar „ein für den Setzer sorgfältigst eingerichtetes und berechnetes und von allen Schreibfehlern möglichst gereinigtes" Manuskript an Cotta mit der Bitte, schleunigst eine Abschrift davon nach Wien zu schicken, um das Privileg zu erhalten. Titel und Vorerinnerung werde er nachsenden. Dieses Manuskript „hat äußerlich weder eine Akt= noch eine Szeneneinteilung; die neuen Auftritte sind nur durch größere Zwischenräume und vorangestellte Aufzählung der redenden Personen angedeutet." Da die Tragödie um einige Bogen kleiner war als Maria Stuart und also etwas wohlfeiler verkauft werden mußte, so war Schiller bereit, fünfzig Dukaten von dem neuen mit Cotta geschlossenen Kontrakte, nach dem er für jedes Stück 300 Dukaten erhalten sollte, abzulassen; ein Anerbieten, auf das Cotta jedoch nicht einging. Zum Schluß empfahl Schiller „eine rechte Strenge bei der Korrektur." Goethe klage sehr über Druckfehler, Cotta möge deshalb „ja einen exakten Mann dazu nehmen"; bei bedeutendern Druckfehlern müsse er darauf bestehn, daß Kartons eingelegt würden, und er bitte deshalb um Übersendung der Aushängebogen.

Da sich Schiller Anfang Februar entschlossen hatte, sein Drama auf die Bühne zu bringen, und da er einsah, daß sich die Unterhandlungen mit den Theatern bis nach Ostern hinziehn könnten, so bat er Cotta am 19. Februar um eine Hinausschiebung des Erscheinens bis zur Mitte Juni, da die Theater ihm sonst nichts dafür bezahlten. Cotta, der schon eifrig mit der Vollendung des Drucks zur Ostermesse beschäftigt war, richtete die Sache nach Schillers Wunsch ein. Obwohl Cotta sogleich nach Empfang des Schillerschen Manuskripts eine Abschrift für Wien hatte anfertigen lassen, ist doch die Braut von Messina nicht mit einem kaiserlichen Privileg versehen ausgegeben worden. Um aber dem Wiener Nachdruck zu begegnen, veranstaltete Cotta eine „Wohlfeile, mit Bewilligung des Verfassers veranstaltete Originalausgabe," Wien bei Geistinger, 1803, die der Cottasche Originaldruck der ersten Ausgabe ist, nur mit umgedrucktem Titelblatt.

Den ersten Aushängebogen legte Cotta seinem Briefe vom 3. März bei; er gefiel Schiller, was Druck und Papier anbetrifft, „sehr hübsch"; aber es waren verschiedne Druckfehler darin, sodaß Schiller abermals dem Korrektor große Sorgfalt zu empfehlen bat. Inzwischen hatte Cotta das Drama am Stuttgarter Theater anzubringen gesucht, was aber, wie wir erzählt haben, nicht gelungen war; er machte nun den Vorschlag, die Anweisungen fürs Theater als Anhang mit zu drucken. Schiller ging schriftlich nicht darauf ein; er wird mit Cotta, der am 21. Mai nach Weimar kam (auf der Durchreise nach Leipzig), mündlich darüber verhandelt haben: jedenfalls erschien ein solcher Anhang nicht. Am 3. Juni bat Cotta dann noch um Titel und Vorerinnerung, die Schiller am 7. Juni absandte mit der Bemerkung, daß er für die Vorerinnerung engere Schrift wünsche, sodaß sie mit dem Titel einen Bogen fülle; was auch geschah.

Die ersten neun Bogen wimmelten so von Druckfehlern, daß Schiller am 20. Juni ein Verzeichnis davon an Cotta schickte. Weniger bedeutende habe er gar nicht angemerkt, „um den Schandzettel nicht zu groß zu machen." „Wenn auch die meisten darunter Schreibfehler waren, so hätte Ihr Korrektor doch aus dem Zusammenhang der Gedanken die wahre Lesart erraten sollen. Ich empfehle Ihnen nun die allerstrengste Revision der noch übrigen Bogen, wenn es nicht mehr Zeit wäre, sie an mich zu schicken, ehe das Stück ausgegeben wird." Am 28. Juni bekam Schiller das erste fertige Exemplar; an demselben Tage erhielt Cotta den „Schandzettel," der gebührend berücksichtigt wurde, sodaß die Braut von Messina im ganzen ziemlich korrekt gedruckt ist. Am 18. Juli endlich war die Ausgabe fertig und konnte versandt werden.

Ernst Bergmann



Nordafrikanische Streifzüge

Von Karl Gußmann

1. Die Schlucht des Todes



Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man Algerien und Tunesien zu den deutschen Ausflugsgebieten rechnen wird. Zum Teil kann man das jetzt schon. Auf den Trümmern Karthagos hörte ich deutsch reden, oder genauer gesagt: in dem nicht weit von der Kathedrale des verstorbnen Kardinals Lavigerie so keck in das ernsteste Meeresbild der Welt hinein gestellten Gasthof, auf der Höhe der vom Erdboden verschwundnen Byrsa, hörte mich ein unbekannter Deutscher deutsch reden, und zwar deutsch reden mit einem vom Kopf bis zum Fuß waschechten Araber, dem trefflichen Fremdenführer Hamda Zwiten, der merkwürdigerweise Leipzig, München und Tübingen aus eigner Anschauung kennt, eine Unterhaltung, die den erstaunten Ausruf gegen unsern Tisch her entlockte: „Was? in Karthago sein und deutsch sprechen hören!" In der feudalen Oase Biskrah hängte sich mir ein kleiner Beduinenkerl an die Rockschöße, der nicht bloß „Guttentach," sondern noch sonst alle möglichen deutschen Brocken zu radebrechen ver-

stand. Und in dem 700 Meter hoch über dem Meere liegenden, von Tunis 216 Kilometer entfernten Souk-Ahras, dem alten Tagaste, bekannt als Geburtsort des heiligen Augustinus, stießen wir nicht nur auf einen mächtigen Schwarm gelber Wanderheuschrecken, sondern trafen auch eine allein reisende deutsche Dame, die, mit Feder und Stift ausgerüstet, die ganze Kabylie durchstreift hatte und sogar bis in die Sahara vorgedrungen war — mutterseelenallein! Im Hôtel St. Georges in Tunis, wo man so vorzüglich aufgehoben ist, fand ich einen deutschen Oberkellner, der mir mitteilte, daß er sein Auge auf Marokko geworfen habe, wo er einen Gasthof einrichten wolle, denn Tunis genüge den Deutschen schon nicht mehr, immer weiter vor, immer tiefer hinein möchten sie! Marokko sei sein Fall, dort ließe sich noch Geld machen, gerade so wie vor zwanzig Jahren hier in Tunis. Nun, bis auf weiteres ist unser Fall doch immer noch Tunis und Algier; und davon, daß z. B. die nordafrikanische Riviera den Vergleich mit der italienisch-französischen bis zu einem gewissen Grad ruhig aushalten kann, wissen vorderhand nur vereinzelte Deutsche Zeugnis abzulegen. Aber bei denen kommt dann auch das Zeugnis aus vollem Herzen, und im Mittelpunkt wird immer ein Name stehn, Bougie.

Bougie, die „Perle Nordafrikas," wie sie der eigentliche Entdecker, der Erzherzog Ludwig Salvator in seinem prächtigen Werke über diesen Ort getauft hat, kann man auch das Nizza des algerischen Uferlandes nennen. Wir hatten uns im letzten Frühjahr vorgenommen, durch die Schlucht, die den etwas grausigen Namen „Schlucht des Todes" trägt, Ravin de la mort, arabisch Chaâbet-el-Akra, nach Setif hinauf zu wandern. Am 29. April waren wir von Beni-Mansur aufgebrochen, einer 171 Kilometer von Algier auf der Linie Algier-Constantine liegenden Station, mit reizend vom grünen Hügel herabschauendem Bordsch (= Fort), und hatten die 89 Kilometer lange Zweigbahn nach Bougie hinunter nachmittags bequem abgefahren — zackiges Gebirge rechts, prächtiges Flußtal, zuerst mehr steppenartig weithin mit leuchtend blühendem Oleander- und üppigem Zwergpalmengebüsch bewachsen, je näher Bougie zu, um so gewaltigere, silbern schimmernde Olivenwälder und duftende Rebgärten, droben an den Bergen klebend die Dörfer der wohlhabenden Kabylen, mitten unter all den Ölbäumen und den Weinreben ansehnliche römische Ruinen. Im Hôtel de France erfreuten wir uns, wie fast überall in diesen afrikanischen Küstenstädten, einer ausgezeichneten Unterkunft (den vortrefflichen Wein, dortiges Gewächs, gab es umsonst). Ich hatte die Absicht, die beiden Wahrzeichen der Stadt, am obern Ende das Fort Abd-el-Kader, am untern die Kasbah (= Zitadelle) zu besuchen, aber gleich auf der erstgenannten Burg (beides sind alte, halb zerfallne, aber unendlich malerische Raub- und Felsennester aus korsarischer Zeit, aus einer Menge römischer Überbleibsel gebaut) trat mir, nachdem ich den steilen Fußweg zurückgelegt und einen Trupp faulenzender blauer Fremdenlegionäre anstandslos durchschritten hatte, ein Offizier entgegen und eröffnete mir ebenso höflich wie bestimmt, daß auf der Ruine ein militärischer Beobachtungsposten wäre, weshalb der Zutritt verboten sei.

Hatte ich auf diese Weise von dem berühmten Ausblick des Abd-el-Kader nur einen Zipfel erwischen können, so entschädigte mich anderntags die

Fahrt, die stundenlang am Golf von Bougie hinführte. Morgens um $4^1/_2$ Uhr brach ich auf. Einen Schluck schwarzen Kaffee in den übernächtigen Magen, und mit Hussa, Peitschenknall und Schellenklang rasselten wir hinab durch die noch schlafende Stadt. Wie unsre acht Pferde vom Posthof weg im Galopp angesetzt hatten, so fuhren sie zu in derselben Gangart, blinde Sklaven der Gewohnheit und noch mehr der nimmer rastenden, von hoch oben herabsausenden Peitsche, die beim ersten Pferde wieder anhob, wenn sie beim achten aufgehört hatte. Eine Tierschinderei sondergleichen! Der Schinder war aber kein muhammedanischer Afrikaner, sondern ein christlicher Franzose, der nach dem römischen Spruch handelte: animal non habet animam christianam. Freilich wurden die Pferde aller zwei Stunden gewechselt, und da mir einfiel, daß unsereins auch manches Widerwärtige aushalten muß, das ebenfalls von oben kommt wie bei diesen Pferden, von hohen Behörden etwa, so schaute ich der Sache gleichmütiger zu, vollends als später bei den gefährlichern Strecken des Reisewegs an die Stelle der Pferde acht Maultiere traten, die sich meist sogar noch das Extravergnügen machten, regelmäßig gegen jeden Peitschenhieb auszuschlagen, und die überhaupt in ihrem Eselselend unser deutsches Gemüt nicht in dem Maß anfechten wie ein mißhandeltes Pferd.

Ein vollkommneres Stück Welt als das, das man von der Stadt Bougie bis Kap Aokas durchfährt, kann man nicht leicht irgendwo finden. Das Stadtbild von Bougie ist herrlich: die europäischen Häuserreihen zwischen Abd-el-Kader und Kasbah, die wie zwischen zwei Riesenpfeilern vom Gestade aus den Berg hinauf klettern, droben das Eingebornenviertel, und über der Stadt die wundervollen Höhen des bis zu 704 Metern aus dem Meer aufsteigenden Guraia; und draußen der mächtige Golf, der in seiner Schönheit dem von Genua an die Seite gestellt werden kann, in seiner seeartigen Begrenzung aber, mit den zackigen Bergen ringsum, die ein majestätisches Amphitheater bilden und in der Ferne östlich mit dem Babor (2095 Meter), westlich mit dem schneebedeckten Dschurdschura (2308 Meter) abschließen — alles das stellt ein ganz besondres Wunder der Welt dar. Nirgends an der nordafrikanischen Küste von Kap Bon bis Kap Spartel, den Golf von Tunis ausgenommen, greift das Meer so tief ins Land hinein wie hier im Busen von Bougie.

Kein Wunder, daß es in diesem durch die Berge gegen den Nordwind vollständig verwahrten Meer- und Gebirgswinkel von jeher gut zu leben war! Als noch das fröhliche Korsarentum an diesen Küsten blühte, und die Emire von Bougie von Spanien drüben reiche Beute an Sklaven und Schätzen heimwärts schleppten, da gaben sich die Bewohner von Bougie, das damals hunderttausend Seelen gehabt haben soll, einem üppigen Leben und heitern Genüssen hin; wie es heißt, fand man unter ihnen keinen, der nicht irgend ein Musikinstrument zu spielen verstand. Dem Emir El Mansur, der zu Ende des elften Jahrhunderts die Stadt neu befestigte und verschönerte, schickte kein Geringerer als der Papst elfhundert Arbeiter aus Rom zur Durchführung der Stadtverschönerung — ein Beweis, wie angesehen damals der Name Bougies in aller Welt war. Bougie war ein Wallfahrtsort, der in seiner Bedeutung gleich nach Mekka kam, ein Sitz islamitischer Gelehrsamkeit, dem die Schüler

auch von Spanien herüber zuströmten. Und so konnte ein Gelehrter von Bougie, der nach Bagdad kam, dort seine Vaterstadt also schildern: „Bagdad, Kairo und alle morgenländischen Städte sind jetzt überflügelt. Keine ist zu vergleichen mit En-Naceria (= Bougie), keine genießt wie sie zugleich die Vorzüge des Meeres, des Landes und der Wässer zahlreicher Quellen. Der Fluß gleicht mit seinen Windungen einer silbernen Schlange. Glücklich ist, wer dort lebt. Wenn du ins Land schaust, siehst du es geschmückt mit Grün, mit Blumen und Früchten. Wenn du das Meer betrachtest, bist du entzückt vom Anblick der Wogen. O ihr, die ihr eine Beschreibung dieser Stadt verlangt, wünschet, daß Gott eurer Familie und euern Kindern vergönne, dort zu wohnen!" — Den zahllosen Christensklaven freilich, deren Lösegeld so hoch gestellt war, daß sich nur wenige loskaufen konnten, erschien dieses Paradies in anderm Lichte, und dumpf rasselten ihre Ketten durch die Straßen der Stadt, wenn sie zur Arbeit zogen.

Als im Jahre 1314 der berühmte Mallorkiner Raimundus Lullus, der Afrika christianisieren wollte, trotz seiner neunzig Jahre herüberfuhr und auf dem Marktplatz von Bougie das Evangelium verkündigte, da wurde er von den erbosten Rechtgläubigen gesteinigt und blieb für tot liegen. Genueser Handelsleute fanden ihn; trotz der vielen Wunden lebte er noch. Sie retteten ihn aufs Schiff und fuhren auf Mallorka zu, aber im Angesichte Palmas, der Hauptstadt der Insel, starb der Märtyrer. So hat auch diese Stadt wie alle diese afrikanischen Städte ihre waffenklirrende und blutstarrende Geschichte, die im Dämmerlicht bei den Karthagern beginnt und in das elektrische Licht französischer Straßenbeleuchtung ausläuft.

Als ich auf dem Wege zur Sahara zwischen Ain-Yacut und Batna an dem pyramidenartigen Grab des Masinissa („Medrasen") vorüberfuhr, das in seiner einsamen und beherrschenden Lage, auf breitem Sattel zwischen zwei Gebirgszügen, einen mächtigen Eindruck macht, da gedachte ich, wie dieser große Barbar die Grenzen Numidiens von der Wüste bis zur reichen Landschaft von Bougie auszudehnen verstanden hat. Im algerischen Louvremuseum bestätigt eine in Bougie gefundne Tafel mit der Inschrift: Col. iul. aug. Saldant. (= Colonia Julia Augusta Saldantium), daß das alte Saldae eine der ersten in Mauretanien gegründeten Kolonien gewesen ist, und die kostspieligen Wasserleitungen, die Antoninus Pius hier bauen ließ, sind heute noch in ihren Resten vorhanden. Auf dem Sattel El Hanaiat (= die Bogen) stehn noch achtzehn bis 15 Meter hohe viereckige Säulen. Sogar einen Berg ließ der Baumeister Nonius Datus durchbohren, um die Tudjaquelle von Lambessa herumzuleiten; ein gefundner Cippus hat diese römische Leistung verewigt. Deutsches Blut (Vandalen) tränkte auch diese Scholle.

Okba, der arabische Napoleon des siebenten Jahrhunderts n. Chr., an dessen Grabstätte ich in der fern in der Sahara liegenden Oase Sidi Okba stand, soll auf seinem Siegeszuge, der ihn im Fluge bis Tanger führte, hier siegreich gekämpft haben. Die Fahne des Islams sank erst von den Zinnen Bougies, als die Spanier im Jahre 1510 die Stadt erstürmten. Der Neffe des damaligen Sultans von Bougie Abd-el-Aziz, der Prinz Muley Abdallah,

den sein Oheim mit einem glühenden Kupferbecken hatte blenden lassen, war zu den Spaniern geflohen, deren Ärzte ihm die Augenlider lösten, die die Glut des Beckens nur zusammengeklebt hatte, sodaß der Geblendete das Augenlicht wieder erlangte; zum Danke dafür zeigte er ihnen geheime Wege, auf denen sie dem Feind in den Rücken kommen konnten. Auf dreißig Schiffen verluden die Spanier die Schätze aus den Sultanspalästen und den Moscheen; alles Gold und Silber, Säulen, Fayencen, Holzschnitzereien sollte nach Spanien gebracht werden. Als aber die schwer beladnen Schiffe aus dem Hafen ausliefen, wurden sie von einem schrecklichen Sturm überfallen, und die meisten von ihnen wurden mit ihren Schätzen vom Meere verschlungen. Im Jahre 1555 begann die Herrschaft der Türken. Da fiel denn die Herrlichkeit Bougies vollends in Trümmer, und so bliebs bis in das vorige Jahrhundert. Statt der vormaligen hunderttausend hatte die Stadt 1830 nur noch 2000 Einwohner.

Eine neue Zeit brach an, als sich im Jahre 1833 die Franzosen des Gebiets bemächtigten, und wie dann am 7. Juni 1865 ein wirklicher Napoleon, nämlich Kaiser Napoleon der Dritte, mit seinem stolzen Panzergeschwader in Bougie landete, da konnte das kaiserliche Urteil über die Stadt schon lauten: **Bougie sera en vérité une des plus charmantes villes de l'Algérie.** Gegenwärtig beträgt die Bevölkerungszahl der Stadt mit Einschluß der nächstgelegnen Duars 14000, und sie ist in stetem Wachstum begriffen, besonders seit Bougie in seinem Wert als Sommers und Winters so überaus angenehmer und gesunder Kurort ersten Ranges immer mehr erkannt wird.

Die kaiserliche Prophezeiung schien uns in vollem Maß erfüllt zu sein, als wir mit dem erwachenden Morgen von Bougie weg stundenlang immer am Rand des Golfs auf die blauen zackigen Berge des Kap Aokas zufuhren, und wir dehnten das darin liegende Lob der Stadt ohne weiteres aus auf die Berge und Täler, die Wälder und Wiesen, die Felsen und Klippen, die uns in wundervollem Wandelbild vors Auge traten. In einem Jahrzehnt, vielleicht noch früher, wird man überall in der reisenden Kulturwelt wissen, daß diese Meerstraße von Bougie bis Kap Aokas die berühmtesten Rivierastraßen an Schönheit erreicht, wenn nicht übertrifft.

Der Weg führt über den Sehel oder Sumannefluß. Fast nordisch heimatlich sehen die Ufer aus, so sorgfältig angebaut und ausgenützt ist alles, wohin man schaut. Die Felder alle kanalisiert, unabsehbare Weinpflanzungen in der Ebne, die die etwas weinfrohe etymologische Kühnheit eher begreiflich machen können, wonach von „Bougie" sowohl Siegel als Pfropfen, bougie und bouchon, herkommen sollen (bougie = Wachslicht; Wachs wurde in der Tat im Mittelalter besonders viel von da ausgeführt). Dieses ganze Gelände war zur Zeit der französischen Besetzung versumpft. Jetzt konnten wir wohl dieselbe Üppigkeit und dieselbe landwirtschaftliche Sorgfalt bewundern, wie sie in der Blütezeit des alten maurischen Bugia oder En-Naceria vorhanden gewesen sein mochte, und wir glaubten es aufs Wort, daß die besten Orangen in Algerien hier um Bougie herum gezogen werden.

Auf Pferden und auf Eseln zogen die kabylischen Bauern einher, um ihre vortrefflichen Erzeugnisse zur Stadt zu bringen. Schwerbeladne Kamele wandeln

in stoischer Ruhe vorüber. An den Grabenrändern ruhen nach Kabylenart unverschleierte Bauernweiber aus, dabei reizende Gruppen Bauernkinder — ein Bild immer fesselnder als das andre. Man merkte schon auf dieser Morgenfahrt, daß Bougie der Ausfuhrhafen des reichen Kabylenlandes geworden ist, von dem aus der Ertrag kabylischen Bauernfleißes in die Welt geht. Aber auch schwerbeladne Frachtfuhrwerke überholten wir, die wie wir nach Setif hinauffuhren, um die in Bougie ausgeschifften Auslandswaren ins Innere des Landes zu bringen; bei der hohen Eisenbahnfracht verlohnt sich diese Beförderung auf der Achse immer noch.

Rechts an der Fahrstraße, die durch eine breite Baumallee führt, bei der Ziegelfabrik, aus deren Nähe man am besten das ganze Massiv von Kap Carbon mit der luftigen Höhe des Guraia und das an seinem Fuß liegende Bougie übersieht, und wo man sich am ehesten überzeugen kann, wie die hinter dem Berge liegende Stadt gegen die Nordwinde wie durch eine Wand geschützt ist, breiten sich ebne Wiesen aus, auf denen zahllose Heuschober aufgestellt sind, die ihren kräftigen Duft herübersenden. Auf den Wiesen ist zugleich eine hochberühmte Gebetstätte, auf der am 28. Februar als am 27. Tag des Rhamadanfestes jetzt noch große Massengebete abgehalten werden; denn über dem grünen Plan erhebt sich der heilige Wald des Dschebel Khalifa, wo Tausende von Marabuts (Heiligen) begraben liegen; „Bedjara“ (ein weiterer Name für Bougie) galt ja auch als Mekka Sghira (= Klein-Mekka), sodaß die Bougiepilger den Titel eines halben Hadj erhielten. Noch gegenwärtig sammeln sich am genannten Tage Tausende von Männern und Frauen (1897 wurden 5000 gezählt). Erzherzog Ludwig Salvator schildert in seinem „Bougie,“ wie ergreifend auch für den Christen der imposante Anblick sei, wenn die große, in einem Viereck aufgestellte Menschenmenge bald tief gebeugt, bald aufrecht stehend ihr „Namaz“ verrichtet. Nicht ein Laut in dieser ungeheuern Versammlung, es herrscht absolute Stille und Andacht, zwanzigmal sieht man die Volksmasse sich neigen bis zum Erdboden und zwanzigmal sich wie auf einen Schlag erheben. Daneben schmücken Kinder die trümmerhaften Grabstätten der Heiligen mit kleinen Fahnen und beleuchten sie, wenn der Abend kommt, mit farbigen Kerzen — ein Gemälde aus Tausend und einer Nacht! Heute standen die heiligen Wiesen, abgesehen von den Heuschobern, leer. Aber die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne breiteten einen fast überirdischen Schimmer und Glanz aus, links über das eben noch nachtschwarze Meer und rechts über die Wiesenfläche, die blühenden Weingärten, die einen berauschenden Geruch zu uns herübersandten, und die frischgrünen Wälder (Kork- und immergrüne Eichen), die sich an den Bergen hinaufzogen.

Da mochten auch wohl die Affen erwacht sein, die besonders in den gigantischen Felsmassen des Kap Carbon hausen. Selten vergeht ein Tag, an dem die dortigen Turmwächter ihrer nicht gewahr werden. Aber sie sind, schreibt Erzherzog Ludwig, für diese, die in einem kleinen Gemüsegärtchen einige Erdäpfel zu bauen versucht haben, nicht gerade willkommne Gäste. Die Affen suchen mit Vorliebe die von der Sonne beschienenen Wände auf. Da wärmen sie sich an kalten Tagen mit Behagen und führen auf den Felsen-

kanten die possierlichsten Sprünge aus, wobei sich hauptsächlich die großen Männchen hervortun. Wie sich dann die Sonne dreht, so wandern auch sie weiter und suchen andre Plätze auf. Besonders früh am Morgen, wenn alles ruht, und weit und breit kein Laut zu hören ist, kann man sie leicht sehen, manchmal in ganzen Scharen, und es ist ein wahres Vergnügen, sie zu belauschen. Jede Minute nehmen sie eine andre Stellung ein. Da sitzen sie und kratzen sich ganz gemütlich und fressen die großen Eicheln oder zerschlagen andre Früchte, bald verzehren sie irgendwelche Insekten, in deren Fang sie außerordentlich geschickt sind, und von denen hauptsächlich die Heuschrecken ihnen ein willkommner Leckerbissen sind; oder sie gähnen lang und tief und kauern sich schließlich auf einer Felsenkante zusammen. Zuweilen hört man die kleine Bande vor Behaglichkeit schnurren und knurren — plötzlich wird das Alarmzeichen gegeben, behutsam erheben sich die ältern und sehen aufmerksam in die Runde, was es Verdächtiges gebe, während sich die jüngern noch unbekümmert dem Spiel hingeben. Dann ein kurzer gellender Laut der Alten, und husch! sind sie blitzschnell verschwunden in weiten Sätzen die Felsen hinan, wo sie sich in einer Höhle verbergen, aus der sie wieder behutsam herauskriechen, sobald es still geworden ist. — Ehrlich gesagt, wir sahen keinen einzigen Affen, auch wenn wir noch so sehr danach ausgespäht hätten, was wir aber nicht taten, denn die auf der Straße vor uns sich immer wieder in neuen Bildern entwickelnde Szenerie machte wahrhaftig Affen und sogar Löwen vergessen.

Nach ein paar Stunden wandten wir uns scharf rechts, landeinwärts, in das Tal des Ued Agrium, das sich weit gegen den Golf hin öffnet und gleich beim Eingang einen vollen Blick in seine Waldespracht gewährt, hier meilenweit nichts als Korkeichen, eine wahre Goldgrube für die Besitzer, die Kabylen, die im Schmuck ihrer werktäglichen Burnusse oder halb europäischer Fetzen wirklichen Goldgräbern nicht unähnlich sehen. Baum für Baum steht da von stark Mannshöhe ab nach unten entrindet, und man wundert sich, daß die Bäume diese Behandlung überstehn. Kühl weht es uns entgegen aus des Tales Gründen, das sich in der Mitte des 112 Kilometer langen Wegs (von Bougie bis Setif) zu den berühmten Gorges de Chaâbet el Akra (oder Akhira), der Schlucht des Todes, Ravin de la mort oder Défilé de l'agonie genannt, verengt.

Schäumend wälzt der Agrium seine gletschergrünen Wellen dem nahen Meere zu. Wären nicht die meist fremdartigen Bäume und dann vor allem die nicht enden wollenden phantastisch-malerischen Gruppen von Kabylen mit Kamelen, Pferden, Eseln, die uns immer wieder begegnen, so könnte man sich in ein schönes waldreiches Tal des Harzes oder des Schwarzwaldes versetzt fühlen, zumal da, je höher man kommt, die Luft umso mehr ihr afrikanisches Wesen abstreift und regelrecht abendländisch kühl und kalt wird.

Die Straße führte uns anfangs auf dem linken Ufer des Flusses, immer im Bereich des herrlichen Waldes, vor dessen Zweigen wir nicht selten unsre Hüte schützen mußten, während auf der andern Seite oft in völlig alpiner Tiefe der Fluß über Felsblöcke dahintoste.

Saftig grüne liebliche Matten, in enge Rebentäler gebettet, taten sich über dem Fluß auf, und weidende Viehherden, schwarz und schwarzgrau, vervollständigten dann die Fata morgana einer Schweizerlandschaft. In den Wäldern sollen Panther und Wildschweine hausen; wir sahen auch einen mächtigen, frisch geschossnen Eber an der Straße liegen. Die Straße hatte vor kurzem unter einem Wolkenbruch ganz bedeutend gelitten, so gut sie sonst auch in diesem untern Tal gehalten zu sein schien. Und just an solchen Stellen, wo rechts Felswände jäh emporschossen, links sich tiefe Abstürze zum Fluß hinab öffneten, war nur zu häufig der Straßenkörper fast zur Hälfte weggerissen, und der Rest zeigte so viel Sprünge und Risse, daß es mich heute noch wundert, wie wir mit unserm schweren Karren und dem doppelten Viergespann unversehrt darüber weg kamen. Wären die geplagten Pferde in der Verzweiflung über die nicht endende Galoppiererei und Knallerei nach Art der Menschen rachsüchtig gewesen, sie hätten alles weitere mit einem einzigen Schritt nach links erledigen können: der ganze Rasselkasten samt Kutscher und Gästen hätte zerschmettert in der Tiefe gelegen. Doch das Tier ist ja unbewußt edler als der Mensch. Mit angehaltnem Atem, aber in sausendem Tempo passierten wir die gefährlichen Stellen, die sich oft auf vierzig bis fünfzig Meter erstreckten; dabei konnten wir uns an der wunderbaren Flora ergötzen, die uns auf allen Seiten mit zauberhaften Blumen und Blüten lockte. Aus den Felsspalten drängten sich ins riesenhafte gewachsene Antirrhinum tortuosum und kräftige Orchis sinuatifolia empor, deren prächtige rote und rosenfarbige Blüten uns anmutig zu Häupten schaukelten. Eichen, Ölbäume, Ulmen, Fraxinus australis, Populus nivea, Feigenbäume, grell blühender Oleander — dem Pflanzenfreund und (was ich leider nicht war) dem Pflanzenkenner mußte in solcher Waldespracht das Herz aufgehn. Auf einer der Ausspannungen, die zehn bis zwölf Kilometer auseinander liegen und meist ein gutes Glas Wein bieten, warf uns ein tiefbraunes Kabylenkind Orangenblüten herauf auf unsern hohen Wagensitz — als letzten Gruß offenbar von den Orangenhainen Bougies. Denn jetzt — wir waren 52 Kilometer von Bougie entfernt — begann die Schlucht des Todes.

An die Stelle der Berge traten Felstürme und senkrechte himmelhohe Wände, zwischen denen sich unsre Straße in den unvermutetsten Windungen und in verschiednen Tunnels durchhelfen mußte. In Fels gehauen lasen wir die Worte: Ponts et chaussées Sétif Chabet el Akhira travaux exécutés de 1863 à 1870. Eine für dieses Meisterwerk der Straßenbaukunst überraschend einfache und bei den pathetischen Franzosen doppelt verwunderliche Gedächtnisinschrift! Nicht einmal der Erbauer, Ducos, war genannt! Kein Lobpreis der belle France oder des Hauses Napoleon! Muß man sich hierher in diese Wildnis Afrikas verirren, wenn man sich von dem Byzantinismus, der sonst diese moderne Welt regiert, zeitweise erholen will? Oder sollte vielleicht diese schicksalsschwere Zahl 1870 die Lösung des Geheimnisses, das in dieser mindestens auffallenden französischen Bescheidenheit und Kürze liegt, in sich bergen?

Die Straße durchbricht das Felsenlabyrinth auf eine Strecke von 6200 Metern, und diese Strecke ist die eigentliche „Todesschlucht" oder „Agonieschlucht"; in diesen Namen setzt nun wieder das französisch-orientalische Pathos

zur Genüge ein. Aber eine richtige Via mala ist diese Schlucht doch, die ihresgleichen in ganz Afrika sucht, ebenso wie die durch ihre Wirrsale hindurch erzwungne Straße. Die Gesamtarbeiten hatten 1630000 Franken gekostet. Das ist nicht viel, wenn man das Wunderwerk der Technik ansieht und dazu noch die vollständige Abgelegenheit und Einsamkeit in Betracht zieht, 2000 Kubikmeter Felsgestein mußten entfernt werden. Die Masse der aufzuführenden Stützmauern wurde auf 16000 Kubikmeter berechnet. Mehr als 100000 Kilogramm Sprengpulver wurden aufgebraucht. Über 500 Kabylen — die nehmen jeden Verdienst mit — waren als Mineure beschäftigt (zusammen über 12000 Arbeiter), und so kam es, daß der Bau eine Zeit lang, vom 1. November 1864 bis 1. November 1865, liegen blieb — einer der üblichen Kabylenaufstände hatte die Arbeiter zur Fahne des Propheten gerufen.

Man bekommt einen Begriff von der Schwierigkeit der Arbeit, wenn man vernimmt, daß sich die Schlucht zwischen dem Adrar-Amellal (= weißer Berg) und dem Dschebel Koucht (= Kraterberg), was eine Entfernung von vier Kilometern ausmacht, um 1600 Meter senkt. So jäh, ja häufig überhängend die Felsen dastehn, ein reiches Pflanzenwachstum hat sich auch ihrer bemächtigt: knorrige Olivenstämme, Korkeichen, Feigen schauen von den Klippen, allerhand Wunderblumen nicken uns zu. Tief unten stürzt der tobende Agrium von Fall zu Fall, von Kessel zu Kessel. Über den in fast grauenhafter Tiefe dahinschießenden Fluß setzt uns eine kühne Brücke, hundert Meter lang, mit sechs riesigen Bogen, deren mittelster eine Spannweite von 28 Metern hat. Man wird sich der Großartigkeit dieses Brückenwerks gar nicht recht bewußt; denn gerade bei diesem Übergang auf die rechte Flußseite, der wegen der drüben senkrecht in den Strom abstürzenden Felswände durchaus notwendig war, schieben sich die bis zu 1800 Metern aufsteigenden ungeheuern Felstürme in einer Weise durcheinander und ineinander, daß ein Ausweg aus diesem unheimlichen Wald riesenhafter Steinungetüme ganz unmöglich, und die Brücke beinah nebensächlich erscheint. Aber immer wieder öffnet sich im letzten Augenblick das finstere Tor eines Durchbruchs, und sieh, wie dort aus der dunkeln Tunnelpforte uns entgegen ein Kamel tritt, daneben in den weißen Mantel gewickelt der Führer, gleich dahinter aus dem Dunkel ein zweites, ein drittes u. s. f. — eine langsam und bedächtig dahinschreitende stumme Gesellschaft, in ihrer Ruhe ein merkwürdiger Gegensatz zu den zerrissenen Klippen, den zahllosen himmelstürmenden Felstürmen, dem erschütternden Donner des Flusses, der mit Urgewalt seinem Steinkerker zu entrinnen trachtet. Mit dieser Karawane verschwand aber auch jeder weitere Versuch, Ähnlichkeiten zwischen der Todesschlucht und der Via mala festzustellen.

Zwar begegneten uns gerade inmitten der Schlucht natürlich einige deutsch aussehende Touristen, die den Weg umgekehrt wie wir machten, von Setif nach Bougie hinunter (was durchaus zu empfehlen ist, da man dann als Hintergrund der Schluchtöffnungen immer das Meer vor sich hat). Aber ein paar heimische Laute, die wir da auffingen, verschwammen sofort, da wir jetzt nach den Affenherden emporschauten, die sich droben in den zahlreichen Höhlen und Klüften herumtummelten.

Nach und nach öffnen sich die Felsen, die Schlucht verbreitert sich. Am letzten Wechsel vor der Schlucht waren acht Maultiere vorgespannt worden, da diese in den Schrecknissen der Schlucht weniger leicht scheuen sollen als Pferde; im schärfsten Galopp waren sie durch die Türme und Wände durchgejagt worden, jetzt gings wieder in halbwegs menschlichem Tempo, und wir ziehn zum Hochtal von Kerrata hinauf.

Die Berge werden von da an niedriger, breite Weidegründe dehnen sich rechts und links aus, Feigen und Oliven und was uns sonst von den üppigen Gefilden Bougies her tief ins wilde Gestein begleitet hatte, bleiben zurück. Wiesen und Kornäcker sind jetzt das Kennzeichen der Landschaft, und das schöne Weidevieh (z. B. der mitten auf der Straße philosophierende gewaltige schwarze Stier, der eher verächtlich als gezwungen ausweicht) zeigt ebenso wie der Stand der Felder, daß die Bewohner der einsam da und dort verstreuten Kabylenhöfe das Bauernhandwerk durchaus verstehn.

Von einem dieser Gehöfte sehen wir einen Trupp weißbemäntelter Reiter über die Wiesen auf unsre Straße herüberkommen; sie liefern uns ihre Pferde zum Umtausch gegen unsre müden, abgehetzten Tiere. Darum haben wir auf reiem Feld einen viertelstündigen Aufenthalt, der uns nach den seltsamen Blumen zu sehen erlaubt, etwa dort nach dem duftenden Rosmarinus officinalis. Dann geht es mit frischer Kraft weiter, während die von unsrer Qual erlösten Tiere freudig wiehernd, obgleich sich ihnen die Kabylen auf die zerschundnen Rücken geschwungen haben, dem auf grünem Hügel liegenden Bauernhof zutraben. Vorwärts, vorwärts, immer höher hinauf! Hinter einer erreichten Höhe sofort wieder eine andre noch höhere, immer dasselbe Bild von Weide und Acker. In dem weltabgeschiednen Kerrata hatten wir die einzige längere, dreiviertelstündige Ruhepause auf dieser nervenzerrüttenden fünfzehnstündigen Fahrt von Bougie her durch das Défilé de l'agonie. Fast konnte man nachgerade eine gewisse Agonie bei uns selber befürchten! Ein ebenso einfaches wie teures Mahl mit gutem Wein und frischen Kirschen half uns wieder etwas auf die Beine. In dem kleinen Dorf stand, weil Markt war, alles voll von kabylischen Bauern, sehnigen, arbeitskräftigen Gestalten, die in ihren weißen oder weiß gewesenen Gewändern und bloßen Füßen nicht recht in die allmählich frostig werdende Gegend hineinpassen wollten. Vielleicht sahen diese kabylischen Mußfranzosen, von denen man früher annahm, daß sie vandalisches Blut in den Adern hätten, gerade aus diesem Grunde so verdrießlich und finster drein. Ich sah einen jungen französischen Offizier, der in elegantem Wagen mit seiner Gattin die Straße von Setif her kam, ziemlich rücksichtslos durch die Ansammlungen der Bauern hindurch kutschieren; die Blicke, die ihm folgten, waren denn auch danach.

In Kerrata besteigen wir wieder unsern Marterkasten, dem auch hier ein neues Gespann vorgelegt worden war, und im Hetzgalopp jagen wir den fernen Höhen zu, zuerst noch am rechten Ufer des Agrium, dann am Ued Berd, bis etwa achtzehn Kilometer von Kerrata die Gegend wieder mehr Gebirgscharakter annimmt. Dort schaut rechts das Fort Takatum hernieder, eine der vielen französischen Zwingburgen in dieser afrikanischen Schweiz. Die

Berge zeigen kahle Umrisse, das Gelände gewinnt trotz Feldern und Wiesen ein steppenartiges Aussehen, nirgends mehr Bäume, alles kraut- und strauchartig. Bloß in dem Dörflein El-Urisi treten Ulmen auf, die jetzt, Ende April, noch ziemlich zurück waren. Wieder schleppen uns die acht Gäule eine der unendlichen Bodenwellen hinan, und endlich zeigt sich drüben im Abendsonnenschein das ersehnte Setif. Im letzten Galopp ziehn uns die Tiere auf elendem Wege die Hochflächenfurche hinab und drüben wieder hinauf, und wir sind in der von weitem so unafrikanisch wie nur möglich aussehenden Stadt, die ihre heutige Hauptbedeutung als Festungs- und Kasernenplatz auf den ersten Blick verrät.

Setif, die alte Sitifis colonia, die Hauptstadt von Mauretania sitifensis, galt von jeher als ein militärisch wichtiger Punkt und war noch von Bedeutung zur Zeit Augustins, der von der Stadt meldet, daß sie im Jahre 419 durch ein schreckliches Erdbeben zerstört worden sei, weshalb sich 3000 Heiden taufen ließen. Wie dies überall bei den zahllosen altrömischen Kulturstätten in Nordafrika der Fall war, gaben auch hier die Araber der Stadt den Rest. Wo der Araber damals den Fuß hinsetzte, wuchs kein Gras mehr. Vor allem wurde mit der sinnlosen Zerstörung der römischen Wasserleitungen diesen blühenden Landstrichen die Lebensader abgeschnitten, und so drang wieder die im Innern lauernde Wüste vor und setzte sich für Jahrhunderte fest um die wüste Stätte. Heutzutage liegt Setif nicht mehr in der Öde. Wenn man früher, um von Algier nach Setif zu gelangen, etwa vierzehn Tage unterwegs war (wie der russische Reisende P. de Tchihatchef, der 1882 sein Buch über Algerien schrieb), so kommt man jetzt auf diese Höhe bequem mit der Bahn, die die 464 Kilometer von Algier bis Constantine in nicht ganz fünfzehn Stunden zurücklegt.

In Setif waren wir in der am höchsten liegenden Stadt Algeriens, 1096 Meter hoch. Wir spürtens wohl an dem kalten Winde, der durch die Straßen pfiff. Wenn auch gerade im letzten Winter nur wenig Schnee gefallen war, so pflegt doch sonst, wie mir der Oberkellner im Hôtel de France mit Wehmut mitteilte, der Schnee meterhoch zu fallen und auch liegen zu bleiben. So hatten wir uns nicht getäuscht, als wir das ans Stadttor gelehnte dreieckige Gerät, das wir bei der Einfahrt in die Stadt bemerkt hatten, für einen Schneepflug hielten. Auch Schlitten gäbe es natürlich, belehrte mich unser dienstbarer Geist. Eine Schlittenfahrt im heißen Afrika — es hätte nicht viel gefehlt, so hätten wir uns in dem auch für Afrika so frostigen Frühjahr dieses Vergnügen noch erlauben können! Aber gesund sei es, überaus gesund. Und so mag es auch den Schweizern in den verschiednen Schweizerkolonien der Umgegend schon behagen, wenn sie auch die Berge hier nicht genau so bei der Hand haben wie zuhause. Gerade diese Kolonisten haben die Steppe schon vielfach in reiche Getreidefelder umgewandelt, während sich die Kabylen auf den entferntern Hochebnen meist noch auf Weidewirtschaft beschränken.

Setif macht in der Tat eher einen europäischen als einen afrikanischen Eindruck: breite Straßen mit Baumreihen besetzt, die jetzt noch ziemlich winterlich aussahen, hübsche Häuser und Kaufläden, nicht selten mit deutschen (jüdischen?)

Namen auf den Firmentafeln; im Stadtgarten eine Sammlung römischer Altertümer, namentlich Säulen, unter denen sich die ebenfalls auf eine Säule gestellte Marmorbüste des Herzogs von Orleans ein wenig sonderbar ausnimmt. In die schöne Moschee durften wir durch das offne Tor hineinschauen, aber als Christen durften wir nicht hineingehn (auch im Tunesischen wird dieses Verbot aufrecht erhalten, in Algerien sonst nicht mehr). Trotz des europäischen Stadtbilds sind die Eingebornen weitaus in der Mehrheit (8914 Eingeborne, 2660 Franzosen, 1327 Juden — Setif ist ein besonders im Herbst von Arabern, Kabylen und Saharabewohnern stark besuchter Markt —, 613 Fremde, zusammen 13514 Einwohner), und auch hier ist den Eingebornen nicht zu trauen. Fünfzehn Stunden entfernt liegt als zweiter Hauptort der Atlasebne die Stadt und Festung Bordsch-bu-Areridsch. Im Jahre 1871 war sie von den aufständischen Eingebornen niedergebrannt worden. Und in dem näher Algier zu liegenden Palestro erinnert ein neben der Kirche stehendes Denkmal, das einen Weib und Kind verteidigenden Kolonisten darstellt, nur zu deutlich an die Schreckenstat, daß in demselben Jahre 58 Kolonisten mit Frauen und Kindern, nachdem sie sich drei Tage in einem Gebäude aufs tapferste verteidigt und auf Ehrenwort freien Abzug zugesichert erhalten hatten, erbarmungslos niedergehauen wurden. Gegenwärtig ducken sich die Kabylen. Die Franzosen machen es genau wie die Römer: das ganze Land wird mit großen und kleinen Festungen überzogen, und es ist kein Zufall, daß diese französischen Forts meist auf den Resten der römischen Kastelle stehn. Heute sind diese Zwingburgen gerade so notwendig wie damals, und die alten Römer haben, das mußten ihnen auch die Franzosen lassen, überall die richtigen Plätze herausgefunden. So ist denn auch das französische Setif eine echte Soldatenstadt so gut wie vormals das römische Sitifis. In der Frühe unter den Palmen und Orangen Bougies dahinfahrend und abends in Setif frierend nach einem geheizten Ofen ausschauend — das war der erste der grellen afrikanischen Gegensätze, der uns recht fühlbar entgegentrat. Vom kalten Setif in die heiße Sahara — diesen zweiten sollten wir bald kennen lernen.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)



5



ls ich am Ufer stand, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Was hatte ich wieder getan! Zum zweitenmal am ersten Tage hatte ich den Dienst meinem Privatvergnügen geopfert. Es kam mir erst jetzt zum Bewußtsein, daß ich zwei bis drei Stunden bei den Ssawinskis gesessen hatte. So zeigte ich meinen Eifer! So führte ich meine guten Vorsätze aus und rechtfertigte die günstige Meinung des Aufsehers.

Ich sah und horchte umher. Alles still, alles dunkel. Vom Feuerscheine keine Spur mehr. Wohin sollte ich mich wenden? Wo mochte Jegorow sein? Die

Marktseite hatte er jedenfalls schon längst abrevidiert. Mit den Sandbergen war er wohl auch schon fertig. Hatte er die Dummheit begangen, sich bei den Posten nach mir zu erkundigen, so wußte er, daß ich nirgends gewesen war, und dann konnte es auch Jemeljan Afanasjewitsch erfahren. Eine nichtswürdige Geschichte! Und dabei ärgerte es mich, daß ich trotz alledem eine gewisse Genugtuung empfand, unterdrückte Freude über die unerwartet schnelle Befriedigung meines Wunsches, mit Maria Iwanowna bekannt zu werden.

Zu irgend etwas mußte ich mich jedoch entschließen. Ich hatte einen Augenblick nicht übel Lust, nach Hause zu gehn und mich schlafen zu legen. Das wäre ganz in der Weise gehandelt gewesen, wie es nach des Aufsehers Schilderung meine Kollegen taten, wie Guido, gegen den ich Widerwillen und Verachtung hegte.

Gut, Alexander Andrejewitsch, gut, brummte ich vor mich hin. Du fängst gut an, kannst es weit bringen.

Ich drückte die Mütze in das Gesicht, rückte den Säbel zurecht und ging entschlossen am Ufer hin, wieder zum Feuerwehrdepot. Dort war die Pforte geschlossen, ich hörte aber Stimmen im Hofe, und Brandgeruch füllte die Luft. Das hieß, die Feuerwehr war zurückgekehrt und brachte die gebrauchten Geräte in Ordnung. Ich schritt weiter und vertiefte mich in die unregelmäßigen Gassen, die in ihrer Hauptrichtung zum Nachbarstadtteile und zum Markte führten.

Während ich in der Mitte der Straße ging, kam jemand eilig auf dem Trottoir daher, hatte den Mantelkragen über den Kopf geworfen und huschte vorüber. Die Tritte waren leicht, aber die schweren Stiefel lärmten doch bedeutend auf den Steinen.

Was hatte der zu laufen und den Kopf zu verdecken? Es regnete und schneite nicht mehr, und es war recht dunkel.

Halt! Wer da?

Er machte noch einige Schritte; als er aber hörte, daß ich ihm nacheilte, hielt er an.

Sind Sie es, Alexander Andrejewitsch?

Ja.

Er warf den Kragen zurück und kam auf mich zu. Es war Guido.

Ich erkannte Sie nicht, sagte er lachend, und glaubte, es könne Jemeljan Afanasjewitsch sein. Was tun Sie in der Nacht auf der Straße?

Ich mache die Runde, um die Posten zu revidieren.

Sehr nötig! Ich denke, dazu ist der Wachtmeister und Jemeljan Afanasjewitsch da, wenn es ihm Vergnügen macht. Für Sie ist es hoffentlich genug, daß Sie den ganzen Tag umherlaufen. Sich auch noch bei Nacht ohne Not auf den Straßen umhertreiben! Brr, ich danke! Sie haben einen ganz besondern Geschmack.

Sie sind ja auch auf der Straße, Peter Arkadijewitsch.

Er lachte.

Ich — sehen Sie, Alexander Andrejewitsch, ich muß während jedes Brandes im Stadtteilhause sein, sozusagen, die Würde des Hauses hüten. So hat Jemeljan Afanasjewitsch befohlen. Ich erscheine auch pünktlich, denn er erkundigt sich jedesmal, ob ich gekommen sei. Er selbst weicht nicht von der Feuerstätte, ehe der letzte Balken gelöscht ist. Sowie ich erfahre oder aus der Größe des Feuers schließe, daß er dort ist — fort! auf Wiedersehen! Unter uns, Alexander Andrejewitsch, ich habe da eine junge Witwe. Ich sage Ihnen — Konfekt! Er küßte seine Fingerspitzen. Sobald es brennt, erwartet sie mich. Haha, man ist nur einmal jung, Alexander Andrejewitsch! Nun, sehen Sie, ich muß aufpassen. Sobald das Feuer gelöscht ist, erscheint Jemeljan Afanasjewitsch ganz gewiß im Stadtteilhause. Ich glaube, er tut es meinetwegen, um mir auf den Dienst zu passen. Nun, wir sind nicht von gestern. Er findet mich regelmäßig vor, wie ich sitze und mich langweile. Hols der Teufel! Heute habe ich mich verspätet. Man kann sich nicht immer so schnell losreißen. Der Mensch hat doch Gefühle, Alexander Andrejewitsch.

Ich laufe jetzt und hoffe, daß er sich vom Feuer auch nicht so schnell hat losreißen können und vielleicht noch nicht da ist. Adieu. Seien Sie klug, und gehn Sie nach Hause.

Während der letzten Worte lief er schon. Ich hörte in der Dunkelheit nur seine Absätze auf dem Pflaster klappern.

Mich ergriff Ekel über diese Gewissenlosigkeit. Der Mensch trug die Dienstuniform, bezog seinen Gehalt und — benutzte sogar einen so schrecklichen Anlaß wie eine Feuersbrunst, um gewissenlos den Dienst zu ver . . .

Ich blieb mitten in dem Gedanken stecken. Ich fühlte, wie das Blut mir zu Kopf stieg. Und ich? Hatten wir diesesmal nicht ganz gleich gehandelt? Ich biß trotzig die Zähne aufeinander und ging entschlossen vorwärts. Ich wollte wenigstens nachträglich alles einholen, was ich versäumt hatte, und gewissenhaft die Runde durch mein ganzes Revier machen. Die schlaflose Nacht sollte meine Strafe sein und mein Vergehn ausgleichen.

Ich führte meinen Vorsatz aus. Kein Winkel meines Stadtteils blieb unbesucht. Ich sah und lernte viel in dieser Nacht. Ich erschien bei den Posten unerwartet. Sie waren überzeugt, daß nach dem Rundgange des Wachtmeisters, und nachdem einige Stunden nach dem Erlöschen des Feuers verflossen waren, niemand sie beunruhigen würde. Ich fand die meisten Posten in festem Schlafe auf Haustreppen und hinter Zaunecken. Einen der diensthabenden Schutzleute konnte ich nirgends in der Nähe seines Standorts ausfindig machen. Ich ließ aber nicht locker, sammelte von den benachbarten Posten die nötigen Auskünfte und holte ihn richtig im Nebenstadtteile in seiner Wohnung aus dem Bette von der Seite seiner Frau.

Während ich so die Marktseite des Stadtteils absuchte, hatte ich es nur mit Posten stehenden Polizeileuten zu tun. Die Einwohnerschaft lag in tiefem Schlafe. Die Häuser und die Höfe waren geschlossen. Nirgends brannte Licht. Als ich mich aber dem Rande der Stadt näherte und zuletzt die andre Hälfte des Stadtteils, die Sandseite, betrat, gab es ein bunteres Bild. Die wenigen zur Nacht hierher kommandierten Schutzleute hatte keine fest angewiesenen Stände. Jeder von ihnen mußte mehrere Straßen beaufsichtigen, und zu diesem Zwecke waren ihm einige von den Hausbesitzern straßenweise besoldete Nachtwächter beigegeben. Die Häuser waren meist nur jämmerliche Hütten, zwischen denen sich Gemüsegärten, unbebaute Plätze und lange Zäune hinzogen. Die Straßen waren ungepflastert und schlängelten sich bergau und bergab. Wenn sich jetzt im Spätherbst bei dem Regenwetter überhaupt die Möglichkeit bot, die niedriger liegenden Straßen zu passieren, so war das dem Sande zu verdanken, der hier der Boden war. In einigen Straßen fand ich Nachtwächter, indem ich auf ihre Schnarre oder auf ihr Schnarchen zuging, in andern nicht. Einen Schutzmann bekam ich zu Gesicht. Einen zweiten entdeckte ich auf einer Bank neben einer Haustür ausgestreckt, wo er seelenvergnügt bald ein Liedchen summte, bald sprach und herzlich lachte, obgleich er allein war. Er verbreitete auf zehn Schritte Branntweingeruch, konnte aber, als ich ihn anrief, fest auf den Füßen stehn und antwortete ziemlich geläufig. Er behauptete, er habe schon seit einer Woche keinen Branntwein im Munde gehabt, und spielte den Beleidigten. Tiefer in den Sandbergen begegnete ich taumelnden Betrunknen, die auf meinen Befehl, sich nach Hause zu packen, grob wurden oder weinend um Verzeihung baten. Einzelne kaum bekleidete Weiber sangen mit heiserer Stimme unanständige Lieder und beantworteten meine Ermahnungen mit den schamlosesten Ausdrücken. Hier und da war eine Schenke oder Trinkbude geöffnet, und die zechenden, meist zerlumpten Gäste sahen mich tückisch und drohend an, wenn ich sie verjagte und dem Wirte bei Strafe befahl, die Tür sofort zu schließen. Ich traf auch auf unheimliche Gestalten, die mir scheu auswichen und sich so schnell wie möglich unsichtbar zu machen suchten. Einigemal geriet ich sogar an Exemplare, die mich trotzig anrannten und auf meinen Anruf mit einem Fluche ant-

worteten. Ich hielt die Augen und Ohren offen und manchmal nicht nur nach dem Rate Jegorows die Hand am Revolver, sondern den Revolver in der Hand.

Zuletzt sah ich in der Straße vor mir eine erleuchtete, offen stehende Tür und hörte in dem Lokal, zu dem sie führte, wüstes Geschrei. Ich ging darauf zu. Dabei schien es mir, als ob eine Gestalt von der Straße wegspränge und sich hinter einen Bretterstapel versteckte. Ich trat in die offne Tür und fand einen kleinen Schenkraum, aus dem der Wirt im Begriff stand, zwei halbnackte betrunkne Dirnen hinauszuwerfen, die aus vollem Halse kreischten und schimpften, während sie sich bemühten, hinter den Schenktisch zu gelangen und die Flaschen zu zerschlagen. Ein Schutzmann lag fast besinnungslos von dem genossenen Branntwein auf dem Tische an der Wand und feuerte lallend die Dirnen an, nicht nachzugeben. Ein halbes Dutzend verdächtiger Strolche saß auf den Bänken umher, lachte und ermunterte den Wirt. Bei meinem Erscheinen machte der Schutzmann einen schwachen Versuch, sich zu erheben, brachte es aber nicht zustande, fiel zurück und fluchte. Die Dirnen liefen auf meinen Befehl hinaus. Auch einer der Strolche zog es vor, sich still zu drücken. Die übrigen aber sahen mich finster an, und wenn sie schließlich doch gehorchten und widerwillig auseinander gingen, so geschah es nur, weil sie mir ansehen mochten, daß ich mich im Notfalle nicht bedenken würde, von den Waffen Gebrauch zu machen. Ich ließ das Lokal schließen, bestellte den Wirt zum Vormittag in das Stadtteilhaus und befahl ihm, Sorge zu tragen, daß der Schutzmann sich ungefährdet ausschlafe.

Als ich auf die Straße zurückkehrte, glaubte ich wieder eine Gestalt zu sehen, die sich weiter hinter den Bretterstapel zurückzog. Sollte das die Gesellschaft sein, die ich aus der Schenke verjagt hatte? Sollten die Strolche vielleicht die Absicht hegen, mir aufzulauern? über mich herzufallen? Der Kecke kommt bei solchen schmutzigen nächtlichen Affairen meist am besten davon. Kurz entschlossen riß ich den Revolver aus dem Behälter, rückte den Säbel nach vorn und ging rasch hinter den Stapel. Eine hohe Gestalt löste sich von den Brettern und ging eilig fort. Auf einen drohenden Anruf begann sie zu schwanken und zu taumeln.

Steh, Kerl! Keinen Schritt weiter!

Die Gestalt wandte sich um, lallte einige unverständliche Worte, lachte, schwankte hin und her, stolperte, schien fallen zu wollen und taumelte schnell wie der Blitz gerade auf mich zu. Es war ein Mann in anliegender Kleidung. Ich bemerkte einen kurzen, geraden, knüttelartigen Gegenstand in seiner Hand.

Ich sprang zur Seite und hob den Revolver.

Zurück, Hund, oder ich schieße dir eine Kugel vor den Kopf!

Er lachte blödsinnig, taumelte, lallte etwas von „nach Hause“ und wollte sich stolpernd entfernen. Ich trat auf ihn zu, hielt ihm den Revolver vor die Augen und befahl ihm, vor mir her auf die Straße zu gehn. Er war mir verdächtig, und ich wollte ihn auf jede Gefahr hin in das Stadtteilhaus schaffen.

Der Mann stand einen Augenblick still und richtete sich gerade auf. Der Arm mit dem kurzen Gegenstand in der Hand zuckte.

Eine Bewegung, und du liegst hier mit der Kugel im Kopfe! Dann können die Leute morgen denken, daß deine saubern Kameraden dich erschossen haben.

Warum! knurrte er und tat wieder, als ob er nicht fest auf den Füßen wäre, lassen Sie mich nach Hause!

Marsch! Vor mir her auf die Straße, oder ich drücke ab!

Er kehrte um und taumelte langsam vorwärts. Ich folgte ihm und sah an der Art, wie er sich bewegte, daß er mit sich uneinig war. Nach etwa hundert Schritten taumelte er stärker und fiel in den Schmutz. Ich befahl ihm aufzustehn. Er lallte unverständliche Worte wie ein völlig Betrunkner. Mein wiederholter Befehl hatte keinen Erfolg.

Ich stand längere Zeit neben ihm und überlegte.

Mensch, nimm Vernunft an, sagte ich endlich ruhig. Ich habe beschlossen, dich

zu arretieren, und ich gebe dir mein Wort, daß ich nicht davon abstehe. Erhebst du dich nicht gutwillig, so ziehe ich den Säbel und bearbeite dich mit der flachen Klinge, bis dir der Rücken braun und blau anläuft, und bis du wirklich nicht imstande bist, dich zu rühren. Sobald du aber versuchst, dich mit Gewalt zu widersetzen, schieße ich dich vor den Kopf. Du siehst, deine Sache steht auf alle Fälle schlimm. Weigere dich nicht weiter, spiele keine Komödie, erhebe dich und geh voran.

Er richtete sich schweigend auf. Ich trat hastig zurück und machte mich wieder schußfertig.

Wohin befehlen Sie? fragte er rauh.

Geradeswegs zum Stadtteilhause.

Der Teufel kennt Ihr Stadtteilhaus! rief er grob.

Ich wußte auch nicht, wie wir dahin gelangen sollten. Der Fluß mußte aber meiner Rechnung nach vor uns liegen.

Vorwärts! befahl ich, und in die nächste Querstraße links eingebogen!

Er ging sicher und fest. Er hatte den kurzen Gegenstand nicht mehr in der Hand.

Wer da? schrie jemand uns entgegen.

Die Stimme klang dienstmäßig, nach Militärart.

Runde! antwortete ich.

Ein Mann wurde vor uns sichtbar, der zur Seite trat und die Hand an die Mütze legte. Er trug die Schutzmannsuniform.

Halt! rief ich meinem Arrestanten zu, und keine Bewegung, oder — du weißt!

Er blieb stehn und knurrte.

Der Schutzmann rapportierte. Alles war in seinem Bezirk in Ordnung. Nur hatte es ihm Mühe gekostet, die Schenken zu schließen und die Betrunknen nach Hause zu treiben. Die Leute seien heute nach dem Feuer wie toll gewesen, fügte er hinzu.

Ich befahl ihm neben dem Arrestanten zu gehn und uns in das Stadtteilhaus zu bringen. Ich selbst folgte schußbereit hinterdrein.

Der Schutzmann führte uns vor allen Dingen dieselbe Straße zurück und bog dann in das Gewirr von kleinen Gassen, durch die ich vorhin gegangen war. Hätte ich ihn nicht getroffen, wäre ich mit dem Arretierten vor die Stadt in die unbewohnten Sandhügel und zu den Kirchhöfen geraten.

Ich überzeugte mich persönlich, daß der Gefangne von dem wachthabenden Schutzmann und dem Krüppel Iwan sicher untergebracht wurde. Dem mit mir gekommnen Schutzmann, einem ganz jungen, gut aussehenden Burschen, trug ich auf, in der Dämmerung nachzusuchen, ob er den Gegenstand wohl finden könne, den der Arretierte anfangs in der Hand gehalten hatte.

Iwan zog unterdessen seinen Stiefel an.

Es hat auch sein Gutes, wenn das eine Bein von Holz ist, scherzte er. Ein Stiefel zieht sich schneller und leichter an als zwei.

Wirst du dich nicht wieder schlafen legen? fragte ich.

Euer Wohlgeboren, antwortete er, der Kerl, den Sie uns zu bringen beliebten, sieht sehr verdächtig aus. Er kommt mir so bekannt vor. Ich will lieber selbst wachen, daß er nicht entwischt. Zudem ist es auch bald Morgen.

Ich sah nach der Uhr. Sie ging schon auf sechs.

Müde und doch zufrieden machte ich mich auf den Heimweg. Ich hatte in dieser Nacht genug geleistet und die Versäumnis des Tages und des Abends reichlich eingeholt. Zudem hatte ich mich überzeugt, daß es ein Feld gab, auf dem ich Nutzen schaffen konnte, und ich fühlte, daß ich der Aufgabe gewachsen war. Ich hatte Geschmack an der Sache gefunden.

Gerassim war schon auf den Beinen, reinigte und heizte die Wohnung. Während ich mich wusch und umkleidete, trug er den Tee auf und lief zum Bäcker. Der anbrechende Tag fand uns gemütlich kauend und den Tee schlürfend.

6

Eben reichte Gerassim mir den Mantel, als ein Schutzmann erschien. Falls ich nicht schliefe, solle ich belieben, auf einige Minuten in das Stadtteilhaus zu kommen.

Ich fand den Aufseher und alle drei Gehilfen vor.

Jemeljan Afanasjewitsch machte mich mit den beiden mir noch fremden Kollegen bekannt. Einer von ihnen, Prorwin mit Namen, war derselbe junge Mann mit dem vollen, spiritusroten Gesicht, den ich auf dem Steigerwagen gesehen hatte. Der andre, Nemirow, war ein unbeholfnes, hageres Geschöpf mit schläfrigen Zügen und eingefallnen Augen.

Ich habe Sie alle zusammengerufen, sagte Jemeljan Afanasjewitsch geschäftsmäßig, um endgiltig Ihre Obliegenheiten festzustellen, so lange der Herbst noch anhält und sich die Schlittenbahn noch nicht einstellt. Fällt erst Schnee, dann wird es natürlich anders. Einstweilen hat sich aber die Ordnung eigentlich schon ziemlich von selbst gemacht, doch habe ich inzwischen mit dem Polizeimeister gesprochen und seine Genehmigung erhalten. Sie, Prorwin, sind ganz der Feuerwehr zukommandiert, da das Depot in unserm Stadtteil ist, und bei den häufigen Bränden jederzeit ein Polizeioffizier zur Stelle sein muß. Ich habe nun nichts mehr dagegen, daß Sie ganz bei dem Brandmeister wohnen, wie Sie mir vorschlugen. Sie beide, meine Herren Guido und Nemirow, finden sich jeden Morgen Schlag acht hier im Hause ein. Peter Arkadijewitsch bleibt den ganzen Tag hier und vertritt meine Stelle, wenn ich abwesend bin, und Sie, Nemirow, besorgen die Aufträge im Stadtteile, die ich Ihnen persönlich oder in meiner Abwesenheit durch Peter Arkadijewitsch zukommen lasse. Sobald es jedoch brennt, bei Tage oder bei Nacht, ist Peter Arkadijewitsch hier, und Sie sind mit Prorwin bei der Feuerwehr. Merken Sie sich das gut, meine Herren. Abweichungen oder Ungenauigkeiten werde ich nicht dulden. Wer bei der Polizei dienen will, muß verstehn, pünktlich und genau zu sein.

Ich betrachtete meine Kollegen, während der Aufseher sprach. Guido stand nachlässig da, sah aus wie gelangweilt und hochmütig dazu. Er schien nur mit Mühe das Gähnen zu unterdrücken. Nemirow hielt die Kniee leicht geknickt, hatte den Kopf etwas seitwärts gewandt und richtete den träumerischen Blick der tiefliegenden Augen wie geistesabwesend auf die Wand. Prorwin schaute frei und jovial dem Aufseher in die Augen. Die breite Brust, der gedrungne, kräftige Bau, die militärisch zusammengeschlagnen Hacken und die stramme Haltung — alles paßte zueinander und hatte etwas höchst Ansprechendes.

Als die Kollegen ihren Bescheid erhalten hatten, zur Seite traten und ihre Papiros anrauchten, wandte sich Jemeljan Afanasjewitsch mir zu.

Mit Ihnen, Alexander Andrejewitsch, haben wir uns schon verständigt. Wir führen mit Ihnen die Aufsicht im Stadtteile, und während es brennt, haben Sie allein mit Jegorow das ganze Drittel der Stadt auf Ihrem Gewissen — Doch übertreiben Sie es nicht, fügte er leise und freundlich hinzu. Ich habe schon erfahren, daß Sie die ganze Nacht draußen gewesen sind. Der Mensch kann sich auch überreißen, habe ich schon am Abend gesagt. Wer bei der Polizei dienen will, muß vor allen Dingen gesund sein.

Ich bedankte mich für seine Sorge und Teilnahme.

Haben Sie mir hinsichtlich Ihrer nächtlichen Revision vielleicht etwas zu melden? Oder wünschen Sie über etwas Aufklärung? fragte er. Ich habe Sie nur deshalb rufen lassen, da Sie mich später, wenn Sie ausgeschlafen haben, wohl nicht antreffen werden.

Ich habe einen Mann arretiert.

Habe ich schon gehört. Weshalb haben Sie ihn arretiert?

Ich zuckte verlegen die Achseln.

Er war mir verdächtig, weil er sich versteckte. Als ich ihn aufsuchte, stellte er sich betrunken.

Ach so, sagte der Aufseher enttäuscht. Und ich hoffte, Sie hätten vielleicht einen Fingerzeig, daß er mit dem Feuer ...

Die Tür ging auf, und der junge Schutzmann aus den Sandbergen erschien. Er hatte in der Straße, die wir gegangen waren, ein etwa drei Fuß langes und gegen zwei Zoll dickes Brecheisen gefunden, das er einlieferte.

Ich teilte dem Aufseher mit, wie es bei der Verhaftung zugegangen war, und daß mein Arrestant dieses Eisen von sich geworfen hatte.

Ah! sagte Jemeljan Afanasjewitsch nachdenklich und betrachtete das Eisen, so kriegt die Sache einen andern Anstrich. Ich bin doch wirklich neugierig.

Führt den Kerl aus dem Arrestzimmer her, rief er den Schutzleuten zu.

Jegorow ging hinaus. Iwan mit dem Stelzbeine stampfte ihm eilig nach. Gleich darauf hörten wir draußen Lärm.

Halt auf! halt auf! wurde gerufen. Flüche wurden ausgestoßen.

Wir wollten hinausstürzen. Da sprang die Tür auf, und mein Arrestant wurde von den Fäusten mehrerer Schutzleute in das Zimmer geschleppt.

Iwan stelzte hinterher, war rot im Gesicht und schnaufte wie nach einer übermäßigen Anstrengung.

Er warf sich plötzlich durch die geöffnete Tür, meldete Jegorow entrüstet, schleuderte die Leute zur Seite und wäre auf die Straße entkommen, wenn Iwan sich nicht an ihn geklammert hätte. Das ist ein Teufel und kein Mensch, Euer Wohlgeboren.

Der Aufseher schob den Kopf vor, wie um besser zu sehen, trat einen Schritt näher und sah den Mann noch einmal scharf an.

Kirilow? du! rief er aus.

Nein, sagte der Mann, ich heiße Iwanow.

Der Aufseher näherte sich ihm noch mehr. Dann lächelte er wohlgefällig.

Sieh doch, sagte er freundlich, wie Gott uns wieder zusammenführt! Du kennst mich doch noch?

Nein.

Bruder, erinnere dich doch! Ich war zu der Zeit Gehilfe im dritten Stadtteile. Es muß schon acht Jahre her sein — nein, länger.

Ich kenne Sie nicht.

Siehst du, Bruder, lächelte der Aufseher, wie du alte Bekannte verleugnest! Das ist nicht hübsch. Ich war damals jünger, und du bist unterdessen auch älter geworden. Weißt du noch, Kirilow? Ein ganzes Dutzend Schutzleute konnte dich kaum bändigen und in die Eisen legen.

Ich heiße Iwanow, wiederholte der Mann.

Bruder, Bruder! — der Aufseher schüttelte mißbilligend den Kopf — wie kann man seinen eignen Namen abstreiten wollen! Wir haben uns freilich nur einige Tage gesehen, aber mein Gedächtnis ist gut. Du wandertest in Ketten in die Zwangsarbeit. Ich habe freilich in den Polizeiberichten gelesen, daß du dort ohne Gruß und Abschied davongegangen bist — ich glaube, es war vor einem Jahre —, aber ich hoffte nicht, daß du uns alte Bekannte aufsuchen würdest.

Ich kenne Sie nicht. Ich heiße Iwanow.

Sei nicht eigensinnig, Kirilow, sagte Jemeljan Afanasjewitsch fast zärtlich. Es hilft dir nichts, lieber Freund. Hier leben zu deinem Unglück noch Menschen, die dich sofort erkennen werden. Da ist zum Beispiel ...

Euer Wohlgeboren, auch ich erinnere mich jetzt, ließ Iwan mit dem Stelzbeine sich hören.

Nun, darum, Bruder! fuhr der Aufseher fort. Siehst du, auch Iwan kennt dich. Damals hatte er noch nicht das Holzbein. Sonst würdest du ihn auch erkennen. Und da sind noch andre. Auch der — wie heißt er doch? —, weißt

du, der dir den Finger abbiß, als du dich von ihm losreißen wolltest, und ihr beide stürztet und euch auf der Erde wälztet. Ja, er war klein und schwächlich, ein Kind gegen dich, aber er hielt fest wie eine Klette, bis die übrigen dich faßten. Jetzt ist er freilich nicht mehr Schutzmann; aber das tut nichts: seine Aussagen werden deshalb doch dasselbe Gewicht haben.

Der Arrestant hatte unruhig zugehört und unentschlossen umhergesehen. Jetzt seufzte er, hob die linke Hand und betrachtete sie; das Endglied des vierten Fingers fehlte an ihr.

Ja, Euer Wohlgeboren, sagte er mit komisch bedauerndem Ausdruck, so ein verstümmelter Finger ist eine schlechte Sache.

Nicht wahr, Bruder? rief Jemeljan Afanasjewitsch teilnehmend. Es ist gerade, als ob man mit einem Aushängeschilde herumliefe.

Jawohl, Euer Wohlgeboren.

Na, Bruder, es geschieht immer alles so, wie es einem vom Schicksal bestimmt ist, sagte der Aufseher tröstend. Ich freue mich, daß wir uns bald nach deiner Ankunft wiedersehen. Du bist doch noch nicht lange hier?

Drei Tage, Euer Wohlgeboren.

Nicht länger? Ist es möglich? Ich hoffe, Kirilow, du sagst mir die Wahrheit.

Gott sieht es, Euer Wohlgeboren. Ich ging zum erstenmal aus.

Freut mich, freut mich. Aber nun, ihr Leute, bindet ihn sicher. Führt ihn sofort in das Hauptgefängnis. Jegorow, du weichst keinen Schritt von ihm. Vier Mann gehn mit. Dort wird er gleich in Eisen gelegt. Ich mache selbst dem Polizeimeister Meldung.

Während der Arrestant gebunden und abgeführt wurde, schüttelte Jemeljan Afanasjewitsch mir die Hand.

Ich bekomme Achtung vor Ihnen, Alexander Andrejewitsch, sagte er. Wissen Sie, es fällt mir schwer zu glauben, daß Sie allein dieses wilde Tier dingfest gemacht haben. Ich gratuliere Ihnen von Herzen. Die Sache gibt Ihnen in den Augen des Polizeimeisters ein Ansehen, wie es kein andrer Polizeibeamter in unsrer Stadt hat. Ihre Ernennung zum Aufseher ist bei der ersten Vakanz gewiß.

Ich ging ein Stückchen mit Jemeljan Afanasjewitsch, der sich zum Polizeimeister begab, und stattete ihm Bericht über die nächtliche Revision der Posten ab. Er nickte einigemal verständnisvoll, schüttelte auch hin und wieder den Kopf, lachte herzlich darüber, daß ich in die Privatwohnung des Schutzmanns gedrungen war, und blieb entrüstet stehn, als ich ihm meldete, in welchem Zustande der Schutzmann im Trinklokal gewesen war.

Erzählen Sie weiter, sagte er jedoch sogleich und schritt ruhig vorwärts.

Ich teilte ihm mit, was ich angeordnet hatte.

Wissen Sie, Alexander Andrejewitsch, sagte er nach einer Pause, wenn ich überhaupt mißtrauischer oder ängstlicher Natur wäre, könnte mir um meine eigne Stelle bange werden.

Ich verstehe Sie nicht, Jemeljan Afanasjewitsch.

Er lachte gutmütig.

O, Sie schlaues oder unschuldiges Menschenkind! Merken Sie denn nicht, wenn ich der Meldung über die tollkühne Verhaftung des höchst gefährlichen Kirilow noch Ihre jetzige Erzählung hinzufüge, daß der Polizeimeister dann vor Begierde brennen wird, Sie als Aufseher anzustellen? Und seien Sie versichert, ich werde ihm alles vortragen, wie es sich gehört. Ich bin herzlich froh, daß ich keinen Fehlgriff getan habe, als ich Sie zur Hilfe verlangte. Ich muß anerkennen, daß ich als sehr erfahrner Beamter nicht anders hätte handeln können.

Lassen Sie das, sagte er, die Entgegnung abschneidend, die ich vorbringen wollte. Sagen Sie mir, was wünschen Sie nun? Soll ich alle die schuldigen Schutzleute bestrafen? und wie?

Ich schwieg und sah ihn an. Es kam mir vor, als ob aus seiner Stimme Unzufriedenheit durchklänge.

Sagen Sie, soll ich die Leute entlassen, wegjagen? fragte er ungeduldig.

Ich zuckte die Achseln.

Warum gleich wegjagen!

Was sonst? Durch Gagenabzug strafen? Verweise erteilen? Den Polizeimeister um Arrestbefehl bitten?

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte die Frage nicht erwartet. Das war ja doch seine Sache. Ich hatte ihm Bericht zu erstatten.

Ich bitte um Antwort, sagte er ziemlich scharf und blieb stehn.

Was war das? Wollte er plötzlich den Vorgesetzten herauskehren, in den dienstlichen Ton übergehn? Mir sollte es recht sein. Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder. Ich rückte die Hacken zusammen und legte die Hand an die Mütze.

Ich habe die Ehre gehabt, meine Meldung zu machen, Herr Aufseher.

Er sah mir scharf in das Gesicht. Dann schüttelte er den Kopf und lächelte.

Wissen Sie, Alexander Andrejewitsch, Sie werden mit der Zeit ein schrecklich geriebner Polizeibeamter werden. Aber bei mir kommen Sie damit nicht durch. Ziehn Sie sich nicht hinter das Dienstverhältnis zurück, sondern sagen Sie mir Ihre Meinung über die Sache. Was würden Sie an meiner Stelle mit den Leuten tun? Daß Sie sie nicht wegjagen würden, glaube ich schon verstanden zu haben.

Meine Privatmeinung?

Ach, seien Sie nicht langweilig. Privat oder offiziell, wie Sie wollen, nur Ihre Meinung.

Dann denke ich, Jemeljan Afanasjewitsch, daß man von den rohen, ungebildeten Leuten tadellosen und selbständig pünktlichen Dienst kaum verlangen darf. Wenn die Leute aber erst wissen, daß sie immer unter strenger Aufsicht stehn, werden die meisten von ihnen, hoffe ich, ganz brauchbare Schutzleute sein.

Gott sei Dank! rief er, Sie können sich nicht denken, wie wohl es tut, endlich einmal auf einen vernünftigen Menschen zu stoßen. Damit liege ich dem Polizeimeister immer in den Ohren. Das Wegjagen taugt nichts. Belehren muß man die Leute, erziehn. Der Mensch versäumt in seinem Unverstand den Dienst. Man jagt ihn weg, nimmt an seine Stelle einen ebenso Unverständigen und kommt nie über den Unverstand hinaus. Ich sehe, wir verstehn uns, Alexander Andrejewitsch. Darum werde ich tun, als ob ich nichts von Ihnen erfahren hätte. Gehn Sie nach Hause, schlafen Sie bis zum Mittag, und kommen Sie um ein Uhr in das Stadtteilhaus. Die Leute, die den Stadtdienst gehabt haben, werden dann versammelt sein, um zum Nachmittagsdienst kommandiert zu werden. Reden Sie dann selbst mit ihnen. Loben Sie die, die an ihren Plätzen waren. Ermahnen Sie die, die schliefen, und so weiter, nach Ihrem Ermessen. Den schlimmsten Exemplaren drohn Sie, daß Sie nächstens mir Meldung machen würden. Die Bestie aus dem Trinklokal besehen Sie sich. Scheint es Ihnen, daß von dem Kerl keine Besserung zu erwarten ist, so schreiben Sie den offiziellen Rapport, und ich werde ihm den Spaß versalzen. Ja so, was den Wirt betrifft — seien Sie so freundlich, sprechen Sie im Stadtteilhause vor, und beauftragen Sie Guido, er solle ihm in meinem Namen sagen, falls sein Lokal noch einmal über die bestimmte Zeit offen sei, würde ich es ihm für immer schließen. Und nun machen Sie, daß Sie zur Ruhe kommen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Universitätsbibliotheken in Preußen und ihr Reorganisator. Etwa gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es um die Verwaltung der Universitätsbibliotheken Deutschlands — bei den deutschen Territorialbibliotheken lagen die Verhältnisse in dieser Beziehung von Anfang an günstiger — noch recht schlecht bestellt. Die steigenden Anforderungen, die von allen Seiten an die Leistungen der Bibliotheken gestellt wurden, konnten auch nicht annähernd befriedigt werden, da ihre damaligen Leiter — in der Regel ordentliche Universitätsprofessoren — ihre bibliothekarische Tätigkeit nur als ein Nebenamt betrachteten, dem sie überdies auch in fachmännischer Beziehung durchaus nicht gewachsen waren. Die Verbindung des Bibliothekariats mit dem Dozentenberuf, die man in jener Zeit fast durchweg an den Bibliotheken der deutschen Hochschulen antreffen konnte, und deren Einführung sich daraus erklären läßt, daß man das Bibliotheksamt für nicht bedeutend genug hielt, dafür besonders einen Fachmann anzustellen, oder auch weil man es nicht so salarieren konnte, daß es allein dem Beamten ein genügendes Auskommen gewährt hätte, erwies sich einer gedeihlichen Entwicklung der Bibliotheken als im höchsten Grade hinderlich. Sollten diese wirklich prosperieren, so mußte der Oberleiter von allen Nebenbeschäftigungen gänzlich frei sein, mußte seine Kräfte ausschließlich dem bibliothekarischen Berufe widmen und vor allem auch die nötigen technischen Kenntnisse von der Sache haben. Nach mannigfachen Anregungen und einer ausgedehnten literarischen Fehde, aus der die im Jahre 1871 anonym erschienene Broschüre „Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs mit Rücksicht auf die deutschen Universitätsbibliotheken" besondre Hervorhebung verdient, da durch sie die Bewegung erst in Fluß gekommen war, entschloß man sich endlich in Preußen, die leitenden Bibliotheksstellen nicht mehr mit Universitätsdozenten, sondern mit fachmännisch geschulten, selbständigen Beamten zu besetzen. Der Verfasser der genannten, übrigens sehr klar und überzeugend geschriebnen Schrift, Anton Klette, hatte darauf hingewiesen, daß das Bibliotheksfach überhaupt ein Lebensberuf sei, und dabei die Ansicht ausgesprochen, daß es geradezu eine Bibliotheks*wissenschaft* gäbe, und daß man die Fähigkeit zur Ausfüllung eines bibliothekarischen Amtes nicht ohne weiteres bei jedem beliebigen, wenn auch sonst noch so tüchtigen Gelehrten voraussetzen dürfe.

An der nun etwa gegen das Ende der siebziger Jahre beginnenden durchgreifenden Reform der deutschen, und zwar insbesondre der preußischen öffentlichen Bibliotheken hat von Anfang an neben Steffenhagen, Kochendörffer und andern namhaften Bibliothekaren in entscheidender Weise besonders ein Mann mitgearbeitet, der nicht auf halben Wege stehn blieb und nur die Verwaltung des obersten Bibliotheksamtes in die Hände eines geschulten Mannes von Fach gelegt wissen wollte, sondern auf eine gründliche fachmännische Durchbildung *aller* Bibliotheksbeamten drang und somit das gesamte Bibliothekswesen Preußens auf eine wissenschaftliche Grundlage stellte. Karl Dziatzko, der bekannte, am 13. Januar dieses Jahres ganz plötzlich verschiedne, seiner Wissenschaft allzu früh entrissene Göttinger Professor und Bibliotheksdirektor war es, auf dessen Anregung hin im Jahre 1887 an der Universität Göttingen ein besondrer Lehrstuhl — und zwar bis jetzt der *einzige* in Preußen wie in Deutschland überhaupt — für Bibliothekshilfswissenschaften (wie z. B. Bibliotheksverwaltungslehre, Geschichte des Schrift- und Buchwesens, Geschichte der Buchdruckerkunst, ferner Paläographie, Inkunabelkunde u. dgl. m.) errichtet wurde, und auf dessen Veranlassung hin der praktische und der theoretische Vorbereitungsdienst der Bibliotheksvolontäre überhaupt erst eine genaue Regelung erfuhr. In dem wichtigen, darauf Bezug nehmenden ministeriellen Erlaß vom 15. Dezember 1893 wird von den Kandidaten, die sich die Befähigung zum wissen-

schaftlichen Bibliotheksdienst bei der Königlichen Bibliothek zu Berlin und den Königlichen Universitätsbibliotheken in Preußen erwerben wollen, volle Universitätsbildung sowie Doktor- und Staatsexamen, statt dessen auch Habilitation gefordert, ferner ein zweijähriger Volontärdienst, wobei es dem Volontär freisteht, das zweite Volontärjahr, auch wenn er bisher an einer andern Bibliothek beschäftigt war, an der Universitätsbibliothek zu Göttingen zuzubringen, sofern er sich auf der dortigen Universität zugleich einem zweisemestrigen Studium der Bibliothekshilfswissenschaften zu widmen beabsichtigt. Mit diesen bibliothekswissenschaftlichen Vorlesungen wurde Dziatzko betraut, und es wurde ihm auch der Vorsitz in der Prüfungskommission für die seit dem Jahre 1896 gleichfalls zu Göttingen und zwar alljährlich vorgenommene bibliothekarische Fachprüfung, durch die die Ausbildung der Volontäre einen gewissen Abschluß erhalten soll, übertragen.

Es ist also wirklich eine Bibliothekswissenschaft entstanden, die sich mit sämtlichen theoretischen und vorwiegend auch praktischen Fragen des Fachs zu beschäftigen hat, wie z. B. den Fragen nach der besten Anlage, Unterbringung, Verwaltung, Katalogisierung von Bibliotheken usw., ob ein alphabetischer oder ein systematischer Katalog oder auch beide hergestellt werden sollen, in welchem Umfange ferner der Titel eines Werkes im Katalog wiederzugeben, ob der Katalog selbst gedruckt oder handschriftlich abzufassen sei und dergleichen Fragen mehr, die sämtlich für den Laien auf den ersten Blick wohl von geringer, für den Bibliothekar jedoch von großer praktischer Bedeutung sind.

Zu allen solchen Fragen ist Dziatzko, der allgemein, und zwar weit über Deutschlands Grenzen hinaus, als Autorität auf seinem Gebiete anerkannt wurde, überall hinzugezogen worden. Seine Urteile und Entscheidungen waren bei den verschiednen Beratungen in der Regel ausschlaggebend. So ist Dziatzko, um nur einige bedeutsame, auch allgemeines Interesse beanspruchende Punkte herauszugreifen, in der wichtigen Frage des internationalen Leihverkehrs von Handschriften entschieden und mit Erfolg für die Verleihbarkeit von Manuskripten von Bibliothek zu Bibliothek eingetreten und hat dadurch bewirkt, daß literarische Arbeiten in Zukunft auf breiterer Grundlage des vorhandnen bekannten Materials ausgeführt werden können als bisher. Und es dürfte auch dem Laien einleuchten, wie vorteilhaft es ist, wegen einer oder weniger Handschriften nicht sogleich zu einer Reise nach dem Auslande oder zur Bestellung kostspieliger Abschriften genötigt zu sein. Zu der andern, nicht minder wichtigen Frage der Berechtigung des Staates zur Erhebung von Pflichtexemplaren, über die bekanntlich viel gestritten worden ist, hat Dziatzko gleichfalls Stellung genommen, und zwar hat er sich auch hier für die unentgeltliche Abgabe der Pflichtexemplare von den Verlegern an die Staatsbibliotheken erklärt, da seiner Ansicht nach darin nur eine nach Recht und Billigkeit wohlgemessene Gegenleistung des Verlagsbuchhandels für den besondern Schutz, den er gegen Nachdruck genießt, zu sehen sei.

Auch meist auf Dziatzkos Initiative hin ist ferner die Herstellung eines gedruckten Gesamtkatalogs der öffentlichen Bibliotheken Preußens in Arbeit genommen worden, wobei den Instruktionen hierfür die von ihm selbst ausgearbeitete „Instruktion für die Ordnung der Titel im alphabetischen Zettelkatalog der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Breslau“ (Berlin 1886) im wesentlichen zu Grunde gelegt worden ist. Überhaupt gebührt Dziatzko das Verdienst, den alphabetischen Zettelkatalog, mit dessen Hilfe die Bücher bekanntlich am schnellsten und leichtesten gefunden werden können, in Preußen — und zwar zuerst in Breslau — eingeführt zu haben. Als Schutzmittel für die in hölzernen Kästen aufbewahrten und senkrecht aneinander gereihten Zettel ließ Dziatzko in seiner damaligen Stellung als Oberbibliothekar der Breslauer Universitätsbibliothek aus dünnen Stäbchen gebildete Gitter herstellen, die, in den obern Rand der Zettelkästen eingelassen, ein bequemes Blättern und Lesen in den Zetteln erlauben.

Was seine literarische Tätigkeit anbetrifft, so hat Dziatzko seine große Arbeits-

kraft nicht ausschließlich in den bibliothekswissenschaftlichen Dienst gestellt, sondern auch dem Gebiete der klassischen Philologie, die von Haus aus sein Spezialfach war, zugewandt und da gleichfalls Hervorragendes geleistet. Seine Untersuchungen über Plautus und Terenz galten seinerzeit geradezu für mustergiltig. Nie in seinen Arbeiten hat Dziatzko, der auch ein eifriger Mitarbeiter an verschiednen Bibliotheksfachblättern und philologischen Zeitschriften war, den gründlichen klassischen Philologen verleugnet, getreu seinem Prinzip, daß es gerade „bei der bibliothekarischen Tätigkeit darauf ankomme, nicht nur in Nebenstunden sich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen, die mit dem Beruf mehr oder weniger lose zusammenhängen, sondern auf Grundlage der besondern wissenschaftlichen Vorbildung die berufliche und wissenschaftliche Arbeit in einheitlicher Weise so zu gestalten, daß jede die andre befruchtet und belebt.“ Freilich lag der Schwerpunkt seiner Leistungen auf bibliothekarischem Felde, und seine Gutenbergforschungen haben geradezu Aufsehen erregt. Seit dem Jahre 1887 gab Dziatzko die Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten heraus, die schon jetzt sehr reichhaltig ist und namentlich auf dem Gebiete der Inkunabelnforschung als hervorragend bezeichnet werden muß.

Zum Schluß seien noch einige kurze Daten über Dziatzkos Bildungsgang gegeben. Karl Franz Otto Dziatzko wurde als Sohn eines Arztes am 27. Januar 1842 zu Neustadt in Oberschlesien geboren, stand also bei seinem Tode kurz vor Vollendung des 61. Lebensjahres. Früh verwaist, wurde er im Hause seines Oheims in Oppeln erzogen, wo er auch das königliche katholische Gymnasium besuchte. Nach Ablegung des Abiturientenexamens bezog er, um klassische Philologie zu studieren, im Jahre 1859 die Universität Breslau und 1861 die Universität Bonn. Hier trat er unter Friedrich Ritschls Leitung, der neben seiner Professur für klassische Philologie auch das Oberbibliothekariat an der Bonner Universitätsbibliothek bekleidete und von nicht unbeträchtlichem Einfluß auf Dziatzkos spätere Wirksamkeit geworden ist, zuerst in die bibliothekarische Laufbahn ein. Nachdem er in Bonn das Staatsexamen bestanden und im Jahre 1863 die Doktorwürde erlangt hatte, absolvierte er zunächst sein Probejahr am Oppelner Gymnasium und folgte zu Ende 1865 einem Rufe als Professor an das Lyceum zu Luzern (Schweiz). Zu Ostern 1871 wurde Dziatzko Universitätsbibliothekar zu Freiburg i. Br., wo er sich bei der philosophischen Fakultät habilitierte, und er ist von diesem Zeitpunkt an, von einer sechsmonatigen Lehrtätigkeit am Gymnasium zu Karlsruhe (Baden) abgesehen, dem Bibliotheksberuf für die Dauer treu geblieben. Am 1. Oktober 1872, also im Alter von noch nicht 31 Jahren, zum Oberbibliothekar der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Breslau ernannt, wurde er nach einer erfolgreichen vierzehnjährigen Wirksamkeit dort zu Michaelis 1886 als Oberbibliothekar, mit dem spätern Titel Direktor, an die Universitätsbibliothek nach Göttingen berufen, der er in verhältnismäßig kurzer Zeit einen so glänzenden Ruf verschaffte, daß sie gegenwärtig unter den wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands mit an erster Stelle steht. Im Jahre 1887 wurde ihm die an der dortigen Universität neu geschaffne ordentliche Professur für Bibliothekshilfswissenschaften übertragen. Als ein Zeichen äußerer Anerkennung für seine Verdienste erhielt Dziatzko im Jahre 1894 den Titel eines Geheimen Regierungsrats. Auch war er Mitglied verschiedner gelehrter Gesellschaften und hatte in den Kommissionen der Reichsdruckerei und der Königlichen Bibliothek in Berlin Sitz und Stimme.

Dziatzko, aus dessen Schule eine stattliche Anzahl tüchtiger Bibliothekare hervorgegangen ist, hat einen Namen hinterlassen, der, sehr geehrt und gefeiert, mit der Geschichte der Universitätsbibliotheken in Preußen immer und aufs engste verknüpft bleiben wird.

Vom Katasterraub. Die Nichtjuristen, die in der manchmal nicht beneidenswerten Lage sind, in Preußen Grundbesitzer zu sein, werden von einem Kataster in dem hier gemeinten Sinne vielleicht noch nichts gehört haben. Das Wort

„Kataster“ ist abzuleiten von Capitastrum und hängt mit der Steuerverfassung unter den römischen Kaisern zusammen.

Vor dem 1. Oktober 1872, dem Tage, wo die Grundbuchgesetzgebung vom 5. Mai 1872 in Preußen in Kraft trat, konnten aus den Hypothekenbüchern die Grenzen eines Grundstücks, auf dem die Hypotheken eingetragen waren, nicht mit Zuverlässigkeit entnommen werden. Damit sich die Hypothekengläubiger und die Erwerber von Grundstücken über das in Betracht kommende Grundstück orientieren könnten, ist man auf den Gedanken gekommen, die Grundstücke mit dem Grund- und Gebäudesteuerkataster in Verbindung zu bringen. Ungefähr zehn Jahre vorher waren nämlich in Preußen zum Zwecke der Grund- und Gebäudesteuerveranlagung die Grundstücke in ein solches Kataster aufgenommen worden. In diesem waren die Grundstücke nach der Grundsteuergemarkungskarte bezeichnet worden, aus der die Grenzen der einzelnen Grundstücke in den meisten Fällen zu ersehen waren.

Nach dem 1. Oktober 1872 wurden nun in möglichst kurzer Zeit die Bezeichnungen der Grundstücke aus diesem Kataster in die Hypothekenbücher, die jetzt den Namen Grundbücher erhielten, übernommen. Eine Zuziehung der Grundstückseigentümer zu dieser von dem Grundbuchrichter vorgenommenen „Zurückführung des Grundbuchs auf das Kataster“ war in der Regel nicht vorgeschrieben. Diese Zurückführung hatte selbstverständlich nicht die Wirkung, daß nunmehr der Grundstückseigentümer auch Eigentümer der Parzellen wurde, die zwar nach dem Kataster zu seinem Grundstücke gehörten, die aber in Wahrheit Bestandteile eines andern Grundstücks waren, und daß weiter diese Bestandteile auch für die zur Zeit der Zurückführung auf dem Grundstücke eingetragnen Hypotheken und sonstigen Verbindlichkeiten mitverhaftet wurden.

Anders wurde aber die Sache, wenn das Eigentum an dem Grundstück auf dem Wege der freiwilligen Veräußerung in das Eigentum einer Person überging, die in redlichem Glauben an die Richtigkeit der sich aus der Gemarkungskarte ergebenden Grenzen das Grundstück erworben hatte. Mit Rücksicht auf ihren guten Glauben erwarb sie auch die Parzellen, die infolge eines Fehlers der Gemarkungskarte in das Grundbuch des von ihm erworbnen Grundstücks übernommen waren, sodaß sie gegen die wahren Eigentümer dieser Parzellen auf Herausgabe klagen konnte.

Jahre hat es gedauert, bis das Reichsgericht anerkannt hat, der wahre Eigentümer könne einer solchen Klage den Einwand entgegensetzen, der Wille des Klägers sei bei dem Erwerbe des Grundstücks nicht auf den Erwerb dieser Parzelle gerichtet gewesen, und er sei deshalb nicht Eigentümer dieser Parzelle geworden. Diese einem gesunden Rechtsgefühl entsprechende Rechtsprechung hat allgemeinen Anklang gefunden; sie reicht aber häufig nicht aus, einen sogenannten Katasterraub zu verhindern, wie weiter unten dargetan werden soll.

Zuvor will ich noch bemerken, daß sich der wahre Eigentümer in einem solchen Prozesse nicht mit einem Antrag auf Abweisung der Klage begnügen darf, er muß vielmehr zum Schutze seines Eigentums für die Zukunft eine Widerklage erheben, damit der Bucheigentümer dazu gezwungen wird, sein Einverständnis zu der Umschreibung der Parzelle im Grundbuch auf das Grundstück des wahren Eigentümers zu erklären. Wenn nun der wahre Eigentümer mit der von ihm erhobnen Widerklage rechtskräftig durchdringt, so kann er auf Grund des Urteils bei dem Grundbuchrichter die Umschreibung der Parzelle auf sein Grundstück beantragen. Der Grundbuchrichter wird ihm aber eröffnen, daß er noch das Einverständnis der Hypothekengläubiger, für die nach der Zurückführung des Grundstücks auf das Kataster auf dem Grundstück Hypotheken eingetragen worden sind, beizubringen habe, widrigenfalls diese Hypotheken mit der Parzelle auf sein Grundbuchblatt übertragen werden. Hypothekengläubiger, die nicht in der Nähe des Grundstücks wohnen, werden sich mit Recht meistens darauf berufen können, daß sie bei dem Erwerb der Hypothek keine Ahnung davon hatten, daß in Wahrheit die Parzelle nicht zu dem Grundstück gehöre. Übersteigt die Summe solcher Hypotheken den

Wert der Parzelle, so wird sich der wahre Eigentümer auf einen solchen Prozeß nicht einlassen, sondern wird ohne weiteres die Parzelle, die vielleicht seit Jahrhunderten zu seinem Grundstück gehört, herausgeben.

Jeder billig denkende Mensch muß sich nun fragen: Wer kommt dem Eigentümer für diese Enteignung seines Eigentums auf?

Daß er den Grundbuchrichter, der, ohne ihn zu hören, bei der Zurückführung des Grundbuchs auf das Kataster die Parzelle in das Grundbuch eines andern Grundstücks übernommen hat, nicht verantwortlich machen kann, ergibt sich schon daraus, daß der Fehler in der Regel nur dadurch hätte vermieden werden können, wenn der Grundbuchrichter verpflichtet gewesen wäre, diese Arbeit an Ort und Stelle unter Zuziehung des Katasterbeamten und der Eigentümer vorzunehmen; eine solche Verpflichtung hat der Grundbuchrichter aber nur in Ausnahmefällen gehabt. Der Grundbuchrichter war nicht einmal verpflichtet, den Eigentümer von der Zurückführung seines Grundstücks auf das Kataster zu benachrichtigen. Sogar wenn ein Grundbuchrichter dies tat, konnte der Eigentümer aus der Benachrichtigung nicht erkennen, ob die grundbuchmäßige Bezeichnung seines Grundstücks mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Dies konnte er nur mit Hilfe eines Feldmessers, der an Ort und Stelle auf seine Kosten eine Vermessung vornahm, feststellen. Auf den Gedanken ist, soweit ich weiß, damals kein Eigentümer gekommen. Erst jetzt, nachdem das Vertrauen des Publikums in die Richtigkeit der Gemarkungskarte infolge zahlreicher Prozesse in die Brüche gegangen ist, habe ich wiederholt gelesen, daß sich Feldmesser, indem sie auf die Gefahren für den Eigentümer aus den unrichtigen Angaben im Grundbuche über seinen Grundbesitz hinweisen, zur Vermessung der Grundstücke öffentlich anbieten. — Kann der wahre Eigentümer nachweisen, daß die falsche Zurückführung auf einem Versehen des Grundbuchrichters beruht, so wird er, da der betreffende Grundbuchrichter meist schon gestorben sein wird, dessen Erben zu ermitteln und zu verklagen haben; ist die Zwangsvollstreckung fruchtlos, so muß der Fiskus für das Versehen seines Beamten eintreten. Dieser Anspruch wird in vielen Fällen an der Schwierigkeit der Ermittlung der Erben scheitern.

Der Feldmesser, dem bei der Anfertigung der Grundstücksgemarkungskarte der Irrtum unterlaufen ist, wird aber, wird man sagen, doch regreßpflichtig gemacht werden können. Aber diesen Feldmesser, der vor ungefähr vierzig Jahren den Fehler begangen hat, zu ermitteln, wird meistens unmöglich sein, da er längst gestorben sein wird, und seine Erben nach allen Himmelsrichtungen verstreut und nicht zu ermitteln sein werden. Aber auch diese Klage wird in allen den Fällen aussichtslos sein, in denen der Feldmesser nach der damals erlassenen Anweisung nicht verpflichtet war, die Grundstückseigentümer zur Vorzeigung ihrer Grundstücke aufzufordern, und dazu war er nach der Anweisung nur ausnahmsweise verpflichtet.

Daß dieser Rechtszustand im direkten Widerspruche mit dem Artikel 9 der preußischen Verfassung steht, wonach das Eigentum unverletzlich ist, gibt dem unglücklichen Eigentümer bei dem Mangel eines zur Ausführung dieses Artikels in der in Rede stehenden Beziehung erlassenen Gesetzes keinen Anspruch gegen den preußischen Fiskus. Daß ein findiger Rechtsanwalt seinem Mandanten durch den § 75 der Einleitung zum Allgemeinen Landrecht zu helfen suchen wird, wird bei der Auslegung, die diese Gesetzesstelle bisher in der Rechtsprechung gefunden hat, auch von keinem Erfolge gekrönt sein. Es bleibt also nichts übrig, wir müssen in Preußen ein Spezialgesetz für die Entschädigung der Grundeigentümer erhalten, die, ohne daß ihnen irgend eine Schuld beigemessen werden kann, ihr Eigentum wegen Fehler der Gemarkungskarte zu Gunsten des Prinzips von dem sogenannten öffentlichen Glauben des Grundbuchs verloren haben.

Auch bei der Zwangsversteigerung eines Grundstücks kann eine Parzelle dem wahren Eigentümer verloren gehn, ohne daß ihn die mindeste Schuld trifft. Erreicht nämlich der wahre Eigentümer nicht vor der Erteilung des Zuschlags die Auf-

hebung oder die einstweilige Einstellung der Zwangsversteigerung für seine Parzelle, so wird das Eigentum dieser Parzelle dem Ersteher zugeschlagen, und er hat an Stelle der versteigerten Parzelle nur den Anspruch auf den verhältnismäßigen Anteil an dem Versteigerungserlöse, soweit dieser dem nicht gutgläubigen Hypothekengläubiger oder dem gleichfalls nicht gutgläubigen frühern Eigentümer ausgezahlt worden ist. Die Hypothekengläubiger werden aber meist gutgläubig sein, und der Eigentümer, der eher schlechtgläubig gewesen sein kann, ist in der Regel ohne Vermögen. Das ist also meist ein so problematischer Anspruch, daß er gar nicht verfolgt zu werden verdient. Mir ist in meiner mehr als fünfundzwanzigjährigen richterlichen Tätigkeit auch noch nicht vorgekommen, daß ein solcher Anspruch geltend gemacht worden wäre. Der Formaljurist wird mir erklären: Der wahre Eigentümer wird ja vor der Versteigerung wiederholt öffentlich aufgefordert, seine Eigentumsansprüche vor der Erteilung des Zuschlags geltend zu machen, und wird auch noch ausdrücklich gewarnt, daß bei nicht rechtzeitiger Geltendmachung der Versteigerungserlös an die Stelle der versteigerten Parzelle tritt. Das wäre richtig, wenn die Parzelle in der öffentlichen Bekanntmachung so bezeichnet würde, daß der Eigentümer bei dem Lesen der Bekanntmachung sofort erkennen würde, seine Parzelle solle versteigert werden. So sind aber die Bekanntmachungen nicht gefaßt. Um zu verhindern, daß nicht fremde Parzellen versteigert werden, müßte der Katasterbeamte vor der Versteigerung an Ort und Stelle die zu versteigernden Parzellen ermitteln, und zu dieser Ermittlung müßte der Eigentümer des zu versteigernden Grundstücks und sein Grenznachbar hinzugezogen werden. Wenn so verfahren wird, werden die wahren Eigentümer sofort ermittelt werden und werden auf eine an sie gerichtete Aufforderung ihre Eigentumsrechte rechtzeitig wahren können.

Auch das Bürgerliche Gesetzbuch und das neue Zwangsversteigerungsgesetz haben keine Vorsorge getroffen, daß solche offenbaren Rechtsverletzungen nicht mehr vorkommen können. Auf Grund einer Bemerkung in der Denkschrift zur Grundbuchordnung haben viele Schriftsteller angenommen, daß diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende gemacht sei; es hat sich jedoch als ein Irrtum herausgestellt, wie dies in Gruchots Beiträgen Band 45, Seite 765 ff. überzeugend nachgewiesen worden ist. Ebenso entschieden, wie den Ausführungen des Aufsatzes beizutreten ist, ebenso entschieden muß der darin geäußerten Ansicht entgegengetreten werden, es sei wegen der Möglichkeit der Erhebung von Regreßansprüchen gegen die Beamten und wegen der Seltenheit solcher Fehler kein Bedürfnis zu einem Eingreifen der Gesetzgebung vorhanden. Wegen der Aussicht von Regreßklagen gegen Beamte habe ich mich schon geäußert, und was die Seltenheit solcher Fehler anlangt, so habe ich im Osten von Preußen die entgegengesetzte Erfahrung gemacht; es ist mir dies auch von ältern Feldmessern und namentlich einem Oberlandmesser, dem eine sehr reiche Erfahrung zu Gebote steht, bestätigt worden.

Daß sich die wahren Grundstückseigentümer immer wieder auf die für sie aussichtslosen Prozesse einlassen und diese bis in die höchste Instanz treiben, muß doch die Regierung darauf hinweisen, daß hier mit dem Rechtsbewußtsein des Volks unvereinbare und unhaltbare Zustände bestehn, die dringend der Abhilfe bedürfen.

Bei solchen Zuständen leidet am meisten das Ansehen der Juristen, die auch mit Recht dafür verantwortlich gemacht werden, da die ganze hier in Betracht kommende Gesetzgebung lediglich von ihnen herrührt.

Die deutschen Staaten, die im Begriffe sind, für diese Sache eine der preußischen ähnliche Gesetzgebung einzuführen, sollten aus den Erfahrungen, die wir in Preußen gemacht haben, die Lehre ziehn, mit welcher Vorsicht hier vorgegangen werden muß.

Castel Sant' Angelo in Rom. Die wechselreichen Schicksale, die das Mausoleum des Kaisers Hadrian im Laufe von Jahrhunderten gehabt hat, sollen jetzt beendigt werden. Im Jahre 1870 wurde es zum Monumento nazionale

erklärt, und das Kriegsministerium und das der öffentlichen Arbeiten sind übereingekommen, den Bau zu einem Museum der italienischen Kriegskunde zu machen, weil man an ihm mehr als an einem andern die lebhaftesten Erinnerungen und Spuren der sich langsam entwickelnden Befestigungskunst erkennen kann von dem Untergange des römischen Weltreichs bis zu der Wiedergeburt des einigen Italiens.

Natürlich tritt die Frage auf, in welcher Gestalt seiner proteusartigen Verwandlungen der Bau der Nachwelt überliefert werden soll. Ein antikes Grabmal, das dann nach den zeitlichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten als Baronialschloß, als Festung, als Aufenthalt der Päpste in Notzeiten gedient und also die verschiedensten Veränderungen erfahren hat, die sogar noch jetzt nachgewiesen werden können, müßte so restauriert werden, wie es in seiner höchsten Glanzperiode gewesen ist. Welche Zeit gibt nun die beste Bürgschaft für eine typische Wiederherstellung?

Ausgeschlossen bleibt die ursprüngliche Form als Grabmonument, denn es ist zu wenig vorhanden, was dem alten Prachtbau gerecht werden könnte. Davon existieren die kreisrunde Umfassungsmauer, im Innern der Vorhof, die gewundne, zur Kaisergruft führende Galerie, Grabzellen, ein Teil des Luftschachtes und ein sehr geringer Rest der Marmorbekleidung. Wir wissen ja nicht einmal, wie der Originalbau ausgesehen hat. Die kürzlich versuchte Ergänzung in konischer Form mit einem Wald von Bäumen ähnlich dem gegenüberliegenden Augustusgrabmal wegen der jetzt aufgefundnen Erdmassen halte ich für unrichtig. Wenn Hadrian hier ein irgendwo gesehenes Gebäude nachahmte, so wird es jedenfalls kein altetruskisches Vorbild, sondern etwas Orientalisches gewesen sein, und dafür stimmt besser das Grabmal des Maussollos in Halikarnaß, eins der sieben Weltwunder, wie auch Rafael in der Konstantinschlacht einen solchen Prachtbau abbildet.

Auch die Art des Umbaus zu einer Festung am Ausgange des Mittelalters mit Wohnräumen für den Besitzer kann man nicht mehr feststellen. Nur wissen wir, daß das römische Volk, als es sich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts anschickte, die verhaßte Zwingburg der Erde gleich zu machen, hier übel gehaust hat, und dem haben wir es wohl zu verdanken, daß sich ein so geringer Rest des kaiserlichen Baues erhalten hat. Die jetzt aufgefundnen Vorratsräume mit Reihen von eingemauerten Ollae, großen Tonkrügen antikisierender Form für Öl, Wein und Getreide, sind wohl aus späterer Zeit. Daß das Öl siedend gemacht wurde und zur Abwehr des angreifenden Feindes gedient haben soll, kommt mir etwas märchenhaft vor. Die Krüge werden Proviant für die Besatzung enthalten haben. Erst die sich unbeschränkt befestigende Macht der Päpste hat dem Bau die heutige Form gegeben. Die ersten Abbildungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert zeigen ihn als eine mächtige Burg in drei aufsteigenden Abteilungen mit stolzen Zinnen, das Ganze von der Statue eines Engels gekrönt, der nach der Sage hier erschienen war und das Ende einer die Stadt verheerenden Pest verkündete.

Doch eine starke, mit Absicht für diesen Zweck angelegte Festung ist die Engelsburg erst durch den Borgia-Papst Alexander den Sechsten und seine nächsten Nachfolger geworden. Aus dieser Zeit stammen also die mächtigen Bastionen, nach den vier Evangelisten genannt, und die sie verbindenden Mauern. Die Renaissance lieferte die herrlichen Loggien Julius des Zweiten und Pauls des Dritten, die Kapelle Leos des Zehnten, das Badezimmer Clemens des Siebenten, die päpstlichen Zimmereinrichtungen mit den fröhlichen Malereien, die eingelegten Fußböden, die geschnitzten Decken, die Marmorkamine, Madonnenreliefs usw.; auch die gewaltigen bronzebeschlagnen Geldkisten Julius des Zweiten, die jetzt leider leer sind. Wenn auch spätere Jahrhunderte hier vieles überbaut, abgeändert und ruiniert haben, so ist doch nicht allein der Charakter, sondern auch das Material noch größtenteils vorhanden; im Stil der Hochrenaissance soll also der Bau restauriert werden! Allzuschwierig ist das Unternehmen nicht, nur bedarf es eines eingehenden Studiums. Es soll ja nichts Neues geschaffen, sondern das Bestehende erhalten und ergänzt

werden. Glücklicherweise liegt die Lösung dieser Aufgabe in den Händen eines Mannes, der im höchsten Grade davon begeistert ist, und dessen vor einigen Jahren erschienene Monographie über das Castel Sant' Angelo und spätere Schriften zeigen, daß Major Borgatti vom dritten Ingenieurkorps die Materie vollständig beherrscht.

Es ist ewig schade, daß vor ein paar Jahren bei der Anlegung der Tibermauern der bittern Notwendigkeit die prachtvollen, aus jahrhundertlangen Anschüttungen wieder auftauchenden Originalansätze der auf das Grabmal vor der Stadt führenden Brücke des Kaisers geopfert werden mußten. Es tat weh, zu sehen, wie die mächtigen unversehrten Travertinquadern mit der größten Schwierigkeit auseinandergebrochen wurden, und man durfte nicht einmal über Barbarei klagen; die moderne Zeit beansprucht es. Was aber die moderne Zeit nicht verlangt, ist das augenblicklich am verschlossenen Hauptportal der Engelsburg neu angebrachte sehr stilvolle Schild mit Hinweis auf den modernen Eingang und mit der gedankenvollen Inschrift in zwei verschiednen Sprachen: Mausoleo di Adriano e Castel S. Angelo. — Mausolée de Adrien et Château S. Ange. Ingresso al 95.

Rom Fritz Brunswick

Die Sitten der ersten Christen. Ernst von Dobschütz hat unter dem Titel: Die Urchristlichen Gemeinden (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902) nach dem Neuen Testament und den Schriften der apostolischen Väter eine Reihe von „sittengeschichtlichen Bildern“ gezeichnet. Bei Durchsicht des Literaturverzeichnisses wunderten wir uns, daß wir das wichtigste der in Betracht kommenden Werke: Hausraths großartige Neutestamentliche Zeitgeschichte nicht fanden. Beim Lesen des Buches dann leuchtete uns der Grund ein, der den Verfasser bestimmt hat, das genannte Werk, das mit aller darin aufgehäuften Gelehrsamkeit nur irre führe, entschieden abzulehnen und seinen Lesern nicht zu empfehlen. Im Vorwort schreibt er: „Gegenüber der idealisierenden Betrachtungsweise der frühern Zeit verfiel man später in den Fehler des Schwarzmalens. So hat Hausrath aus allerlei in den dunkelsten Ecken gesuchten und in die schwärzesten Tinten getauchten Äußerungen ein Bild gezeichnet, so düster, daß man nicht begreift, woher diese Christengemeinden die Kraft nahmen, die antike Welt zu überwinden.“ Und S. 252: „Hausraths Urteil, daß heute, nachdem das Evangelium achtzehnhundert Jahre an den Gemütern gearbeitet hat, selbst die verwahrlosteste christliche Gemeinde dem Ideal der Bergpredigt näher stehe als im zweiten Jahrhundert die vornehmste, verkennt unsre Zeit so gut wie die Tage der alten Kirche.“ Fromme Leser werden sich durch die Bilder, die Dobschütz entrollt, erhoben, erbaut und getröstet fühlen. Wie weit sie für wahrheitsgetreu gehalten werden, das hängt von der Subjektivität des Lesers ab, denn die Quellen fließen, wie der Verfasser selbst klagt, zu spärlich, als daß ein überzeugender Beweis geführt werden könnte. Höchstens einzelne Tatsachen lassen sich feststellen; eine der beachtenswertesten aus dem Leben der Korinthischen Gemeinde wollen wir mit den Worten des Verfassers anführen. „Das eine ist offenbar: das kultische Leben der Gemeinde ist noch durchaus gestellt auf das Prinzip eines wahren Gottesdienstes, bei dem sich mit dem Lobpreis Gottes gegenseitige Förderung in geistlicher Erbauung verbindet. Von einem Einwirkenwollen auf die Gottheit, wie es den Kern alles vorchristlichen Gottesdienstes ausmachte, ist nicht die Rede. Es hat lange gedauert, bis das Christentum auf diesem Punkte sein Übergewicht verlor und von der Höhe wahrhaft geistiger, sittlicher Gottesverehrung herabsank zu theurgischem Tun.“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die orientalische Frage und die Verteidigung Konstantinopels



Nach dem letzten Orientkriege, der die russische Armee bis vor Konstantinopel führte, hat die Verteidigung der Türkei die Bedeutung einer europäischen Frage von der allergrößten Wichtigkeit erlangt. Ihr Ernst ist vergrößert worden zunächst durch die Nichteinhaltung von Artikel 13 des Vertrags vom Jahre 1856, der Rußland verbietet, „an der Küste des Schwarzen Meeres irgend ein Arsenal für die Kriegsflotte anzulegen und zu unterhalten,“ sodann durch die Rührigkeit, mit der diese Macht seitdem auf den Werften von Odessa, Nikolajew und Sebastopol an der Vergrößerung ihrer Flotte arbeitet, endlich durch die Vorteile, die man Handelsgesellschaften gewährt hat, die Transportdampfer bauen, weil diese im Bedarfsfalle dazu dienen sollen, Truppen zu befördern und auszuschiffen.

Die durch diese Vorgänge angedeuteten Absichten sind in der Rede offen ausgesprochen worden, die Alexander der Dritte im Jahre 1886 zu Sebastopol vor den Offizieren seiner neuen Flotte des Schwarzen Meeres gehalten hat, wie auch in den folgenden Worten, die in demselben Jahre der oberste Beamte von Moskau an den Zaren richtete: „Unsre Hoffnung gewinnt Flügel, unser Glaube stärkt sich mehr und mehr bei dem Gedanken, daß das christliche Kreuz bald auf der Sophienkirche erstrahlen wird.“

Ein neuer Schritt auf das von Rußland angestrebte Ziel hin ist durch das Bündnis des Zarenreichs mit Frankreich gemacht worden. Schon im Jahre 1814 hatten Kaiser Alexander der Erste und sein Minister Capo d'Istria diese Verbindung für notwendig gehalten zur Verwirklichung der Absichten Peters des Großen auf Konstantinopel. Aber Frankreich war damals nicht zu einem Bündnis geneigt.

Eine günstigere Gelegenheit war im Jahre 1807 nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens gekommen. Napoleon hatte in seinen vertraulichen Unterhaltungen mit Alexander diesem einen Plan der Teilung der Türkei zwischen Frankreich, Österreich und Rußland dargelegt. Der Zar fand seinen Anteil zu klein; er bestand darauf, den zu erhalten, wonach ihn gelüstete; aber sein

kaiserlicher Freund wollte über das Balkangebiet hinaus nichts gewähren. Baron von Méneval erzählt, daß er eines Tages Napoleon habe ausrufen hören, wobei dieser den Finger auf eine Karte der Türkei gelegt habe: „Konstantinopel! Niemals! Das wäre die Weltherrschaft!"

„Wenn Rußland, sagte Thiers im Jahre 1849, einen Fuß auf die Dardanellen und den andern auf den Sund gesetzt hat, dann wird die Alte Welt der Sklaverei anheimfallen, und die Freiheit wird nach Amerika auswandern."

Die Furcht, diese Katastrophe hereinbrechen zu sehen, wurde vor nicht langer Zeit durch Herrn Barthélemy Saint-Hilaire in folgenden Worten ausgedrückt: „Die Zaren halten ihre Augen fortwährend auf Konstantinopel gerichtet. Rußland dehnt sich von Finnland bis an die Beringstraße, von Archangel bis nach Beludschistan aus. Es bedroht Afghanistan, und wenn es jemals Konstantinopel hat, dann wird es über hundertundfünfzig Millionen Seelen herrschen. Es wird Kleinasien, Syrien und Palästina bekommen; schon jetzt ist es fast Herr über Persien und wird alsdann eine furchtbare Bedrohung für die zivilisierte Welt sein, die seiner Oberherrschaft wird widerstehn müssen. Wenn es sich mit Frankreich verbündet, so geschieht das nur, weil es davon träumt, mit dessen Hilfe Konstantinopel zu erobern. Gehn Frankreich und Rußland aus einem zukünftigen Kriege als Sieger hervor, dann bekommt Frankreich freilich die Rheingrenze, aber Europa wird besiegt sein, und Rußland, das dann in St. Petersburg und in Konstantinopel sitzt, wird mit hundertundfünfzig Millionen Menschen die Weltherrschaft haben."

Bei dem Lebensinteresse, das Europa daran hat, diese Gefahr zu beschwören, begreift man, daß die westlichen Großmächte jedesmal zum Schutze der Türkei herbeigeeilt sind, wenn deren Existenz durch die Erfolge der russischen Waffen bedroht war.

Dasselbe Interesse hatte Frankreich und Deutschland veranlaßt, dem Sultan Offiziere zur Verfügung zu stellen, um ihm zu helfen, seine Armee nach dem Kriege von 1877/78 umzugestalten, einem Kriege, der die Fehler dieses Heeres und die Ursachen seiner Schwäche festgestellt hatte. Der General Kähler, Chef der ersten deutschen Abordnung, legte dem Sultan im Jahre 1882 Pläne vor, die die von der Kommission für militärische Reorganisation unter dem Vorsitz Ghasi Muktar-Paschas ausgearbeiteten von Grund aus umstießen. Er starb, bevor es ihm geglückt war, ihre Annahme durchzusetzen. Sein Nachfolger war Baron von der Goltz, einer der ausgezeichnetsten Offiziere Deutschlands und gegenwärtig kommandierender General des ersten Armeekorps. Dieser zeigte mehr Entgegenkommen für die Anschauungen der türkischen Regierung und der türkischen Generale, indem er eine Gestaltung des Heeres vorschlug, die so viel wie möglich auf die bestehende Organisation Rücksicht nahm.

Der Sultan betraute ihn mit dem Amte des Unterchefs des Generalstabs und dem des Inspekteurs der militärischen Anstalten. In dieser Eigenschaft legte er einen von der Kommission der militärischen Umgestaltung angenommenen zusammenhängenden Entwurf von Maßnahmen vor, die den Erfolg hatten, die

militärische Ausbildung zu entwickeln und die Ausführung der Mobilisierung stark abzukürzen. Die eifersüchtige Feindschaft gewisser Paschas und die den Ottomanen angeborne Sorglosigkeit schufen ihm zahlreiche Schwierigkeiten, aber er hatte das Glück, durch den Sultan Abdul Hamid gestützt zu werden, der lebhaftes Interesse an den militärischen Fragen nimmt.

Dank dem organisatorischen Reglement für die Reserven, das durch Goltz ausgearbeitet wurde, kann man heute am Hauptorte jedes Distrikts ein Bataillon Landwehr (Redifs) binnen einer Woche sammeln, während im Jahre 1885, während des Krieges der Serben gegen die Bulgaren, acht Wochen dazu nötig waren. Seit dieses Reglement in Kraft getreten ist, sind die Redifs, die früher keine militärische Unterweisung erhielten, einer gewissen Zahl von Übungen unterworfen. Das ist ein wichtiger Fortschritt, denn die Redifs sind der Hauptkern der türkischen Streitkräfte. Jeder der sechs Armeebezirke (Ordus), aus denen die europäische und die asiatische Türkei bestehn, mobilisiert in Wirklichkeit zwei Korps Redifs, ein Korps Nizams (reguläre Armee) und ein Korps Mustaphiz (Landsturm).

Die Nizams sind eine Elitetruppe, die, daß sie auch höhern Ansprüchen genügt, nur im Schießen und in großen Manövern in wechselndem Terrain geübt zu werden braucht. Die Korpschefs der Infanterie können jährlich durch ihre Soldaten nicht mehr als je fünf Patronen verschießen lassen, und die Artillerie feuert keinen scharfen Schuß ab aus Mangel an Schießplätzen. Das ist besonders zu beklagen für die Küstenartillerie, wegen der wichtigen Rolle, die die Batterien des Bosporus und der Dardanellen in einem zukünftigen Kriege spielen werden.

Wenn die türkische Armee seit 1878 große Fortschritte gemacht hat, so ist dagegen die Marine zurückgegangen. Vor diesem Zeitpunkt war sie unter der tatkräftigen und umsichtigen Leitung Hobart Paschas Herrin des Schwarzen Meeres und der türkisch-griechischen Gewässer des Mittelmeeres. Heute gehört die Oberherrschaft im Schwarzen Meere Rußland. Die türkische Flotte hat 3 Kasemattschiffe, 4 Turmschiffe, 7 Korvetten, 3 Kanonenboote, 1 Monitor und einige dreißig Torpedoboote. Die Geschwindigkeit ihrer schnellsten Schiffe schwankt zwischen 11 und 13 Knoten, die der Kanonenboote hat nur 7 bis 8 Knoten. Die Panzerplatten haben eine unzureichende Stärke, und der Bemannung fehlt die praktische Unterweisung, da die Panzerschiffe das Goldne Horn seit fünfzehn Jahren nicht mehr zu Übungszwecken verlassen haben. „Die türkische Flotte, so sagt der Kapitän Henzel, ist eine verrostete Waffe, die im Fall eines plötzlichen Angriffs nicht wüßte, wie sie in Aktion treten sollte.“ Im übrigen wird die Türkei, was sie auch immer tun mag, zur See nicht mehr die Oberhand über einen Staat behaupten können, der 119 Millionen Bewohner hat, und dessen Finanzlage besser als die ihrige ist. Sie wird darum ihre Flotte auf die Schiffe beschränken müssen, die nötig sind, um den Handel zu schützen und bei der Verteidigung der Meerengen mitzuwirken. Dieses zweite Ziel kann mit Hilfe von Torpedobooten und einer kleinen Zahl von Panzerschiffen erreicht werden, die mit Kanonen armiert sein müssen, die stark genug sind, die Schiffsplanken und die kleinen Türme der

Schiffe zu durchschlagen, denen es gelingen sollte, die Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen zu erzwingen.

Die Unfähigkeit der Türkei, ihre maritime Überlegenheit im Schwarzen Meer wiederzugewinnen, ist für Rußland ein gewaltiger Vorteil, denn es kann künftig, ohne daß sich irgend eine Flotte dem widersetzt, an allen Uferpunkten Ausschiffungen vornehmen, um seine Truppen, die in den angrenzenden Provinzen operieren, zu verstärken und mit Zufuhr zu versehen. Es hat diesen Vorteil im Jahre 1828 würdigen lernen, als infolge der Zerstörung der türkischen Seemacht bei Navarino seine Flotte im Schwarzen Meer das Übergewicht erlangt hatte, und es würde ihn heute noch höher schätzen, wenn die Kaukasusarmee vorrückte, um ihre Eroberungen in Armenien und Kleinasien weiter auszudehnen.

Was nun das türkische Landheer und die gegenwärtigen Wehrverhältnisse dort anlangt, so darf man annehmen, daß in dem ersten Abschnitte der Operationen jeder der fünf ersten Ordus ein Korps Nizams und zwei Korps Redifs (ohne Spezialwaffen) wird mobilisieren können; der sechste Ordu wird nur ein Korps Nizams und ein Korps Redifs (ohne Spezialwaffen) stellen können, im ganzen 16 Armeekorps anstatt 24, oder 510000 Mann anstatt 720000. Auch erscheint es nicht unmöglich, daß die Türken imstande sein werden, in acht Wochen um Konstantinopel oder Adrianopel 350000 bis 400000 Mann zusammenzuziehn, und daß sie einen weitern Monat brauchen werden, einen gleichen Truppenbestand dem russischen Heer entgegen zu stellen, das aus dem Kaukasus hervorbricht.

Da in der Türkei die allgemeine Wehrpflicht herrscht, so beträgt die Zahl von 720000 Mann das höchste Maß der Streitkräfte, die die Osmanlis unter Waffen stellen können, obgleich sich die Bevölkerung der unmittelbaren Besitzungen in Europa und Asien auf 26388000 Seelen beläuft. Das kommt daher, daß sich die Armee ausschließlich aus der muselmännischen Bevölkerung rekrutiert, die in Europa nur anderthalb Millionen Seelen und in Asien acht bis neun Millionen umfaßt. Außerdem muß man von der ersten Zahl noch die Moslems des Gebiets von Konstantinopel (385000) und die der Insel Kreta abziehn, die von der Dienstpflicht befreit sind.

Die Türkei könnte also ihre Streitkräfte verdreifachen, wenn sie die Aushebung auch auf die christliche Bevölkerung ausdehnte, aber um dahin zu gelangen, müßte sie sich zu einem Fortschritt entschließen, den der Islam noch von sich weist, und den er wahrscheinlich nicht zulassen wird.

Es dürfte hier der Ort sein, auf einen schweren Übelstand aufmerksam zu machen, der in der Verteilung der Truppen auf die europäische Türkei und auf die asiatische liegt. Die drei Ordus, deren Hauptquartiere in Konstantinopel, Adrianopel und Monastir sind, haben zu Friedenszeiten nur einen Effektivbestand von etwa 35000 Mann bei den Waffen. Nun erstrecken sich aber diese Grenzen in Asien bis an die östliche Grenze von Anatolien, mehr als 130 Meilen von den Meerengen, sodaß der wirkliche Bestand der Truppen der europäischen Türkei höchstens 14000 oder 15000 Mann in jedem Ordu beträgt. Die durchschnittliche Stärke der Besatzung von Kon-

stantinopel beläuft sich auf nur 17000 Mann, von denen für aktive Operationen nur 8000 bis 9000 verfügbar wären. Daraus folgt, daß, wenn die russische Flotte die Durchfahrt durch die Meerengen erzwänge und sich der Batterien bemächtigte, die sie schützen, jede Verbindung mit Kleinasien abgeschnitten würde, und daß die europäischen Truppen zu ihrer Verstärkung nur die Reservisten zur Verfügung hätten, die von den in diesem Teile des Reichs allein zum Heeresdienst verpflichteten Moslems gestellt werden.

Diese Truppen würden nicht ausreichen, die Grenzen zu bewachen, die Festungen und die befestigten Linien zu besetzen und Konstantinopel gegen ein Armeekorps zu verteidigen, das zwischen Kilio und dem See von Derkos landen würde. Es ist also von der allerhöchsten Bedeutung, daß der Bosporus und die Dardanellen in den Stand gesetzt werden, jede Panzerflotte zurückzuschlagen, die es versuchen sollte, die Durchfahrt durch diese Engen zu erzwingen.

Durch den letzten russisch-türkischen Krieg und den Vertrag von Berlin haben sich die politische und die territoriale Lage des ottomanischen Reiches mehr als seine militärische verändert. Die Türkei war nach der Umwandlung Rumäniens in einen unabhängigen Staat im Besitz der zwei starken Schutzwälle geblieben, die sie gegen die Angriffe Rußlands verteidigen, nämlich der Donau und des Balkan. Diese Schutzwälle fielen freilich nach 1878 in die Hand Bulgariens, aber dem Sultan verblieb über das Land ein Recht der Oberhoheit, das die militärischen Interessen seines Reiches sicherte. Rußland begriff, daß dieses Recht ihm verhängnisvoll werden könnte, wenn die bulgarische Armee, die der Fürst Alexander von Bulgarien eiligst organisierte, jemals Partei für den Sultan ergriffe. Darum machte es sich die Opfer, die ihm die Befreiung Bulgariens gekostet hatte, zu nutze und suchte es in seinen Machtkreis zu ziehn und eine Art von Vasallenstaat daraus zu machen. Zu diesem Zwecke griff es zu Mitteln, die der bulgarischen Nation mißfielen und dazu führten, daß nach dem Aufstande in Philippopel im Jahre 1885 zwischen dem Prinzen Battenberg und dem Kaiser Alexander dem Dritten ein vollständiger Bruch eintrat.

Als Serbien erfuhr, daß die russischen Offiziere, die in dem bulgarischen Heere die höchsten Stellen bekleideten, auf Befehl des Kaisers zurückgerufen wurden, hielt es den Augenblick für günstig, seinem Nachbar den Krieg zu erklären und ihm die Gebietsteile zu entreißen, auf die es Ansprüche erhob. Serbiens demütigende Niederlage bewies klar den kräftigen nationalen Geist Bulgariens und die glänzenden Eigenschaften seines jungen Heeres. Auch die Manöver der bulgarischen Armee, die im Herbst 1902 bei der Schipka-Gedenkfeier in großem Umfange stattfanden, haben den Beweis geliefert, daß es in militärischer Hinsicht keinen Stillstand in Bulgarien gegeben hat, sondern daß man fleißig an der Weiterentwicklung des Heeres gearbeitet hat. Aus diesen Gründen wird die kleine bulgarische Armee mit Recht für den Fall eines Krieges auf dem Balkan als begehrenswerter Bundesgenosse angesehen. In dieser Hinsicht ist das Fürstentum in derselben Lage wie Rumänien, natürlich mit dem Unterschied, daß es gegen seine Pflichten verstoßen würde, wenn es

die Waffen gegen den Sultan ergriffe, weil es noch unter seiner Oberhoheit steht. In Zukunft werden die russischen Heere nicht mehr, wie sie das seit 1769 sechsmal getan haben, die Türkei angreifen können, indem sie den Pruth überschreiten, oder indem sie aus der Dobrudscha vorrücken. Sie würden auf ihrem Marsche den von Galatz bis Fokschani befestigten Sereth finden, ferner das ausgedehnte verschanzte Lager von Bukarest, bei dem nur noch der schützende Ringwall anzulegen ist, sodann die Donau, die durch Silistria, Rustschuk und Widdin gedeckt ist, endlich den Balkan, dessen sämtliche Pässe in das Tal der Maritza auslaufen, das an seinen beiden Endpunkten durch die verschanzten Lager von Adrianopel und von Sophia — das bei Sophia ist im Werden begriffen — gestützt wird. Diese Hindernisse würden durch 150000 Rumänen und 120000 Bulgaren verteidigt werden, mit denen sich mindestens sechs Korps Nizams oder 180000 Mann ausgezeichneter Truppen vereinigen würden.

Man darf behaupten, daß ein Angriff auf die Türkei unter solchen Umständen keine Aussicht auf Erfolg böte, wenn nicht Rußland Österreich als Bundesgenossen hätte, denn Serbiens und Griechenlands Hilfe würde nicht genügen. Nehmen wir jedoch an, daß infolge eines Zusammentreffens von Umständen, die für die russische Armee günstig wären, diese, obwohl allein, Erfolge erränge, die zu einem Hauptsiege im Tale der Maritza führten. Auch dann noch hätte sie gewaltige Hindernisse zu überwinden. Zu allererst müßte sie das verschanzte Lager von Adrianopel nehmen oder es einschließen, dann müßte sie sich der Linie von Tschataldja bemächtigen, auf die sich die geschlagne Armee zurückgezogen hätte. Diese Linie beherrscht alle Straßen zwischen dem Schwarzen Meer und dem Marmarameer, sie liegt einen Tagemarsch von Konstantinopel und besteht aus 110 großen Schanzen, Lünetten und Batterien, die eine Front von sechs Meilen einnehmen. Diese Werke wurden während des Krimkrieges begonnen und nach dem Kriege 1877 bis 1878 beendigt. Wohl bewehrt und energisch verteidigt würde die Linie von Tschataldja den Russen einen sehr bedeutenden Widerstand leisten, der jedoch wohl nur deshalb nicht von langer Dauer sein dürfte, weil mit Gewalt jede ihrer Schanzen schließlich zu nehmen wäre, und weil sie auch nicht mit festen Schutzwehren für einen Teil der Besatzung und der Geschütze versehen ist. Es würde also genügen, Mörser oder Feldhaubitzen in den Terraineinschnitten unter dem direkten Feuer der Schanzen aufzustellen, daß diese bald zum Schweigen gebracht würden.

Ein andrer Hauptübelstand dieser Linie ist der Mangel an Wasser. Damit die Armee sich dort länger als einen Tag halten könnte, müßte man das Wasser vom See Derkos durch eine Wasserleitung dorthin leiten. Außerdem müßte diese Armee über das Schicksal Konstantinopels völlig beruhigt sein. Könnte sie das aber sein, wenn sie erführe, daß die russische Flotte eine Landung im Rücken dieser Linie versucht oder schon ausgeführt habe? Man darf wohl daran zweifeln. Auf alle Fälle griffe dieser in einer solchen Lage so gefährliche moralische Eindruck um sich, wenn die türkische Armee, bevor oder nachdem sie Tschataldja erreicht hat, benachrichtigt würde, daß die russische Flotte des Schwarzen Meeres den Bosporus durchfahren habe und Konstantinopel mit

einer Beschießung bedrohe. Sie würde alsdann ohne jeden Zweifel Konstantinopel zu Hilfe eilen, wenn sich der Sultan nicht zur Übergabe der Hauptstadt entschlösse, um sie den verhängnisvollen Wirkungen einer Erstürmung zu entziehn, die nach einem erbitterten Kampfe unter ihren Mauern stattfände.

Ganz anders würden sich die Dinge abspielen, wenn der Bosporus für Panzerflotten unpassierbar gemacht würde, und wenn die Linie von Tschataldja aus permanenten Forts bestünde, die nur durch eine regelrechte Belagerung genommen werden könnten. Alsdann wäre der Fall Konstantinopels um das Zeitmaß hinausgeschoben, das die Belagerung in Anspruch nähme, die sehr schwierig ist wegen der felsigen Natur des Bodens, wegen des Mangels an jeglicher Deckung in einem Umkreise von mehreren Kilometern und wegen der großen Energie, mit der die Türken die Schanzen verteidigen würden. In dieser Weise die Verteidigung des Bosporus und der Linie von Tschataldja zu begründen, das hieße doch in passender Weise das Problem des Schutzes von Konstantinopel lösen. Diese Lösung wäre jedoch wenig wert im Vergleich mit der, die der belgische General Brialmont seinerzeit vorgeschlagen hat. Sie besteht darin, daß die Hauptstadt nicht etwa auf eine große Entfernung hin durch eine Verteidigungslinie geschützt wird, die sich auf zwei Meere stützt, von denen das eine in der Gewalt des Feindes ist; sondern in der Nähe durch einen Gürtel von Forts, durch die Konstantinopel und Skutari derart eingeschlossen werden, daß sie ein verschanztes Lager auf der europäischen Seite des Bosporus und eins auf dem asiatischen Ufer bilden. Das des europäischen Ufers wäre leichter zu verteidigen und verlangte weniger Truppen, als das rechtwinklige Gebiet von 35 Kilometern Küste, das durch die Linie von Tschataldja, das Schwarze Meer, den Bosporus und das Marmarameer gebildet wird. Es böte auch mehr Sicherheit, da die Besatzung des verschanzten Lagers von einer an der Küste versuchten Landung zwischen Kilio und der Linie von Tschataldja nichts zu fürchten hätte, eine Landung, die im Gegenteil sehr gefährlich wäre, wenn sie in der viereckigen Gebietszone geschähe. Wir werden später weitere Gründe vorführen, die die Überlegenheit des von dem belgischen Ingenieur entworfnen Planes zeigen.

Bietet bei dem gegenwärtigen Zustande der Verteidigungsmittel des Bosporus der Angriff auf die Türkei mehr Aussicht auf Erfolg durch eine russische Armee, die aus dem Kaukasus vorrückt, als der Angriff durch ein Heer, das durch die Balkanstaaten marschiert?

Um diese Frage zu entscheiden, wollen wir untersuchen, wie die Reihenfolge der Operationen wäre, die die Kaukasusarmee auszuführen hätte. Sie müßte zunächst das wichtige verschanzte Lager von Erzerum belagern, das am Knotenpunkt der Straßen liegt, die nach Kleinasien, Syrien und nach dem Persischen Golf führen. Diese Belagerung würde, gerade so wie das die Belagerungen von Varna und Silistria im Jahre 1828 taten, den Marsch der Armee um ein Jahr verzögern. Sodann hätte sie ein bergiges Land zu passieren, das keine Straßen und Lebensmittel hat und einen Teil des Jahres über sehr ungesund ist. Nach zwei Monaten würde sie vor Skutari ankommen, wesentlich geschwächt durch die Anstrengungen, durch das Klima und durch die

Entbehrungen. Ihre nächste Aufgabe wäre alsdann die Einnahme der Batterien des asiatischen Ufers der Meerengen und die der Häfen des Marmarameers. Wäre dieses Ziel erreicht, so würde die Flotte des Schwarzen Meeres ohne Mühe den Eingang in den Bosporus erzwingen, sie würde die türkischen Panzerschiffe in den Grund bohren oder wegnehmen und der Hohen Pforte die Absicht kund tun, die Hauptstadt mit Batterien von Mörsern und Haubitzen zu beschießen, die in der Nähe von Skutari aufgestellt wären. Diese Drohung und die Unterbrechung der Verbindung der europäischen Türkei mit Kleinasien würden den Sultan zweifellos bestimmen, zu kapitulieren.

Eine ganz andre Wendung müßten die Dinge nehmen, wenn die englische Flotte während des Vorrückens der Kaukasusarmee vom Marmarameer Besitz ergriffe, wie sie es im Februar 1878 tat. Die russische Flotte des Schwarzen Meeres und die Häfen dieses Meeres wären alsdann in der Gewalt Englands, doch die Lage des „kranken Mannes" wäre dann nicht minder verzweifelt, wenn es nicht gelänge, das russische Heer von den Ufern des Bosporus und denen der Dardanellen zu vertreiben; denn da er seinen Kopf in Europa und seinen Leib in Asien hat, so würde eine Trennung beider unfehlbar seinen Tod zur Folge haben. Dasselbe Geschick stünde jeder andern Nation bevor, die in Konstantinopel an die Stelle der Türken träte, ohne Kleinasien zu besitzen. Das ist die Ursache, weshalb die Eroberung Anatoliens durch Rußland den Frieden und das politische Gleichgewicht der Welt eben so tief stören würde, wie die der Balkanhalbinsel. Die Verbindung Rußlands mit Frankreich könnte aber dieses Ergebnis herbeiführen, wenn die Flotten der beiden Länder im Mittelmeer das Übergewicht gewönnen. Dieses Übergewicht müßte England in seinem territorialen Besitz und in seinen Handelsinteressen schädigen, denn Frankreich würde bei der Teilung des ottomanischen Reiches wahrscheinlich Ägypten erhalten. Großbritannien könnte diese unglückliche Lösung der orientalischen Frage nur durch den Eintritt in den Dreibund verhindern, was es aber nicht tun wird, oder dadurch, daß es seine Flotte noch mehr verstärkte und die Türkei dazu bestimmte, die Arbeiten auszuführen, die nötig wären, die Verbindung der russischen Flotte des Schwarzen Meeres mit der des Mittelmeers zu verhüten. Das wäre das Klügste, und Großbritannien würde es auch ohne Zweifel tun.

Konstantinopel tut es unstreitig von allen Hauptstädten am meisten not, daß es gegen den Ehrgeiz benachbarter Staaten geschützt wird; das erklärt sich aus der bedeutenden Rolle, die es gespielt hat, aus dem Einflusse, den es auf die muselmännische Bevölkerung ausgeübt hat und noch ausübt, aus seiner Lage an einer Meerenge, die zwei Meere verbindet, und die als Weg für einen ungeheuern Handel dient, und aus der strategischen Wichtigkeit, die es erlangen würde, wenn man aus ihm einen doppelten Brückenkopf machte, der Europa und Asien beherrscht.

Wäre es in den Jahren 1829 und 1878 befestigt gewesen, so hätten die Niederlage der türkischen Armee und die Übergabe Adrianopels die Pforte nicht genötigt, einen unglücklichen Frieden zu unterzeichnen. Das Interesse Europas verlangt, daß man einer neuen Zerstücklung vorbeugt, die den Fall des ottomanischen Reiches im Gefolge haben würde, und daß man deshalb

Konstantinopel die Bedeutung zurückgibt, die es ehemals als strategischer Punkt hatte.

Der schon erwähnte belgische Ingenieur General Brialmont war vom Sultan in die Türkei berufen worden, ihm seine Ideen über diese Frage und über andre, die mit der Verteidigung des Landes zusammenhängen, auseinanderzusetzen. Verschiedne nach der Abreise dieses Generals erfolgte Mitteilungen an die Tagesblätter beweisen, daß seine Berichte nicht ganz geheim geblieben sind. Diese Mitteilungen lehren uns, daß er vorgeschlagen hatte, um Stambul und um Pera ein verschanztes Lager anzulegen, das aus achtzehn Forts und kleinen Schanzen bestehn soll, und auf dem asiatischen Ufer, um Skutari, ein verschanztes Lager aus fünfzehn Forts und kleinen Schanzen. Das europäische Lager würde seine linke Seite auf das Marmarameer zwischen San Stefano und den See Tschekmedje, seinen Mittelpunkt auf Jebeje-Koi, seine rechte Seite auf den Bosporus, westlich über Rumili-Kavak hinaus, stützen. Seine Ausdehnung würde etwa 65 Kilometer betragen. Das asiatische Lager würde seine linke Seite auf den Bosporus bei Anatoli-Kavak, sein Zentrum auf Baschli-Tepe, und seine rechte Seite auf das Marmarameer, östlich über das Dorf Bostandji hinaus, stützen. Seine Ausdehnung betrüge etwa 48 Kilometer. Unabhängig von diesen Werken hätte man um Konstantinopel und Skutari einen Sicherheitsgürtel zu schaffen, dessen hauptsächlichste Schanzen — in gemischter Befestigung — in Friedenszeiten aufgeworfen würden. Die übrigen Schanzen, die Batterien und die gedeckten Laufgräben würden nur im Augenblicke der Mobilisierung entstehn.

Wenn man bedenkt, daß die große Ausdehnung dieses doppelten verschanzten Lagers, das ein Brückenkopf am Bosporus ist, die Einschließung zu Lande äußerst schwierig machen, und daß diese Einschließung die Verteidiger nicht hindern würde, Hilfe, Lebensmittel und Munition durch die Häfen des Mittelmeers und des Marmarameers zu erhalten, so wird man von der vollständigen Unmöglichkeit überzeugt sein, Konstantinopel durch Aushungerung zu bezwingen. Was einen Angriff betrifft, der schrittweise geschähe, so böte der sehr wenig Aussichten auf Erfolg; man muß die ungeheure Schwierigkeit in Betracht ziehn, das nötige Belagerungsmaterial vor diese Stadt zu bringen, und ferner die Leichtigkeit berücksichtigen, mit der die Besatzung auf dem Seewege erneuert oder verstärkt werden könnte, man muß endlich an die ganz besondre Zähigkeit denken, die die Türken in der Verteidigung der Verschanzungen zeigen würden.

Die Vorschläge des Generals Brialmont wegen der Meerengen sind weniger genau bekannt geworden. Man weiß jedoch, daß der General das Gutachten abgegeben hat, die Verteidigungsmittel in dem Teile jeder Meerenge zu konzentrieren, der sich am besten für die Anwendung dieser Mittel eignet. Was den Bosporus betrifft, so liegt dieser Teil im Süden der 950 Meter breiten Verengung zwischen Rumili-Kavak und Anatoli-Kavak, und bei den Dardanellen ist es der Teil, der nördlich und südlich von der 1250 Meter breiten Verengung zwischen Kilid Bar und Chanak liegt.

Weiter, so sagt man, hat der belgische General die folgenden Maßnahmen

vorgeschlagen: 1. Die Batterien zu beseitigen, die an ungeeigneten Orten liegen, und die übrigen durch neue zu ersetzen, bei denen ein Teil der Armierung in Panzertürmen oder in Kasematten von Zementmörtel untergebracht würde. Sie müßten durch Stahlschilde gedeckt werden. Dieser Teil der Armierung würde aus Kanonen für Geschosse von 24 und von 28 Zentimetern Durchmesser und von 40 Zentimetern Länge bestehn. Die Munitionsräume, die Quartiere und die Deckungen für die Bedienungsmannschaften müßten die nötige Stärke haben, der Explosion der schwersten Torpedogranaten zu widerstehn. Die ungedeckte Armierung hätte eine kleine Zahl von Schnellfeuerkanonen von $7^1/_2$ Zentimetern Durchmesser zu umfassen, deren Zweck ist, die Mitrailleusen in den Mastkörben zu beschießen, die Verdecke der Schiffe zu klären und mit Schrapnells die Stückpforten zu beschießen. 2. In den wichtigsten niedrigen Batterien Rohre zum Torpedowerfen aufzustellen, die durch Gewölbe von Zementmörtel und durch Stahlschilde gedeckt sind, und diese Batterien mit elektrischen Scheinwerfern zu versehen, die in versenkbaren Türmen untergebracht sind. 3. Unter dem Schutze der Batterien jedes Kanals wenigstens eine Sperre zu schaffen, die aus drei Linien selbsttätiger unterseeischer Minen besteht, und die es den befreundeten Schiffen erlaubt, sie gefahrlos zu passieren, wenn der galvanische Strom unterbrochen wird. 4. In der verteidigten Zone jeder Meerenge zwei versenkte Batterien zu errichten mit Rohren zum Torpedowerfen. Diese Batterien sind in Caissons mit verdichteter Luft anzulegen. 5. Auf dazu geeigneten Anhöhen in nächster Nähe der kasemattierten niedrigen Batterien ungedeckte Batterien zu errichten, die mit Kanonen, Haubitzen und Mörsern groben Kalibers armiert sind, um hauptsächlich das Verdeck der Schiffe zu bestreichen. Auch sind diese Batterien dem Auge des Feindes so viel wie möglich zu entziehn. 6. In der Nähe der verteidigten Zone von jeder Meerenge die Torpedoboote zu verankern, denen es obliegt, die Schiffe anzugreifen, bevor sie im Schußbereich der Batterien sind, oder nachdem sie ihn verlassen haben. Diese Fahrzeuge müssen, geradeso wie die großen Panzerschiffe, die am besten geschützten oder dem Feuer des Feindes am wenigsten ausgesetzten Buchten besetzen. 7. Auf der europäischen und auf der asiatischen Küste drei oder vier mit langen Kanonen und Haubitzen von 28 Zentimetern ausgerüstete Batterien zu errichten, um die Schiffe in den Grund zu bohren, die sich, nachdem es ihnen gelungen ist, die Durchfahrt durch die Meerengen zu erzwingen, nun vor Konstantinopel vor Anker legen wollten.

Wenn alle diese Maßnahmen in Gang gebracht, und alle diese Arbeiten ausgeführt sein werden, dann könnten sich doch immer noch Seeoffiziere nach Art Nelsons finden, die die Möglichkeit einer Erzwingung der Durchfahrt durch die Meerengen behaupten werden. Zur Begründung ihrer Meinung werden sie den folgenden Auszug aus einem Briefe vorbringen, den seinerzeit der damalige Marineminister der Vereinigten Staaten an den heldenmütigen Admiral Farragut richtete, nachdem dieser die befestigten engen Durchfahrten von Vicksburg, von New-Orleans und Mobile passiert hatte: „Zuerst auf dem Mississippi und jüngsthin in der Bucht von Mobile haben Sie eine Sache bewiesen, die man bis dahin in Zweifel zog, nämlich daß wohlbewaffnete,

gut befehligte Kriegsschiffe unter dem Feuer der aufs beste gebauten und aufs zuverlässigste armierten Befestigungen passieren können."

Diese in so allgemeine Ausdrücke gefaßte Meinung hat keinen Wert, denn die Befestigungen, vor denen die Flotte von Farragut vorbeifuhr, waren weder „gut gebaut," noch „zuverlässig armiert." Sie bestanden vielmehr in rasch angelegten Forts und in niedrigen Batterien, die mit ungedeckten, größtenteils glatten Kanonen armiert waren.

Nach dem Plane des Generals Brialmont würden die Batterien des Bosporus im Innern der beiden verschanzten Lager liegen, und sie hätten also keinen Angriff von vorn zu befürchten, ein Umstand, der eine wesentliche Ersparnis bei ihrer Errichtung erlauben würde. Die Batterien der Dardanellen wären nach demselben Plane gegen einen Angriff im Rücken durch einen bleibenden Befestigungsgürtel gesichert, der Kalid Bahr und Chanak einschließt. Nur durch eine regelrechte Belagerung könnte sich der Feind dieses Gürtels bemächtigen. Auf den Höhen von Chanak und Kalid Bahr müßte man Schanzen anlegen, um einen doppelten Brückenkopf herzustellen.

Diese Vorschläge zur Verteidigung der Meerengen sind von dem Verfasser einer sehr bekannten Schrift „Türkische Wehrmacht" kritisiert worden. Er sagt: „Man ist erstaunt, zu sehen, daß der General Brialmont das Aufgeben der zwei am Eingange in die Dardanellen erbauten Werke Seddul-Bahr und Kum-Kaleh angeraten, und daß er weder den Bau noch die Umänderung der Werke vorgeschlagen hat, die zum unmittelbaren Schutze der Einfahrt in den Bosporus bestimmt sind. Die Meerengen müssen durchaus beim Eingange verteidigt werden, um die feindliche Flotte zu hindern, den materiellen und moralischen Vorteil zu erlangen, der aus seinem Eintritt in die enge Straße entspringt, und auch um der Flotte des Verteidigers zu gestatten, vorzurücken und unterstützt zu werden."

Wir müssen dem Verfasser bemerken, daß man, um einer Panzerflotte den Eintritt in die Dardanellen zu verwehren, die alten Forts von Seddul-Bahr und Kum-Kaleh durch gepanzerte Forts, armiert mit Kanonen vom schwersten Kaliber, ersetzen und in ihrem 3850 Meter umfassenden Zwischenraume ein drittes Fort auf einer künstlichen Steinaufschüttung erbauen müßte, die wegen der großen Wassertiefe an dieser Stelle eine ungeheure Ausgabe erforderte. Da die Einfahrt in den Bosporus eine größere Breite hat als die der Dardanellen, so müßte sie auf dieselbe Weise verteidigt werden. Übrigens haben auch die Engländer die 3360 Meter breite Einfahrt in den Kanal „Sound," der nach Plymouth führt, wie auch die 5000 Meter breite Einfahrt in die Reede von Spithead, die nach Portsmouth führt, in dieser Weise gesichert. Die Einfahrt von Spithead ist durch Küstenbatterien und gepanzerte Forts verteidigt, die auf starken Grundlagen von Zementmörtel errichtet worden sind. Um eine feindliche Flotte an dem Vordringen in die Reede von Spezia zu hindern, haben die Italiener deren 3000 Meter breite Einfahrt durch zwei mit Kanonen von 100 Tons armierte gepanzerte Forts gesichert. Ihre Geschütze stehn in Türmen von gehärtetem Gußstahl. Zwischen diesen Forts haben sie auf einem Grunde von 12 bis 13 Metern Tiefe einen 2300 Meter

langen Damm erbaut, der für die Schiffahrt eine Straße von 350 Metern Breite im Westen und eine von 170 Metern im Osten frei läßt. Um auf eine solche Weise die Einfahrt in die Dardanellen und den Bosporus zu schützen und zu derselben Zeit die andern, für die Verteidigung der Meerengen und Konstantinopels als notwendig erkannten Arbeiten auszuführen, hätte die Türkei Ausgaben zu bestreiten, die ihre Finanzlage nicht zuläßt. General Brialmont ist der Ansicht, daß die Batterien und die Hindernisse jeder Art, die er bei der engen Durchfahrt von Anatoli Kavak im Bosporus und bei der von Chanak in den Dardanellen zu konzentrieren vorschlägt, ausreichen, die Engen unpassierbar zu machen, und er meint, daß die Einfahrt und der vorübergehende Aufenthalt der feindlichen Flotten nicht gefährlich werden könnte, da die Batterien der verteidigten Teile gegen jeden Angriff im Rücken durch die Befestigung von Konstantinopel-Skutari und von Chanak-Kilid-Bahr geschützt seien. Er hält es auch nicht für nötig, Panzerforts beim Eingang in die Meerengen anzulegen, um das Vorrücken der türkischen Flotte in das Schwarze und in das Ägäische Meer zu sichern, weil diese Flotte weder gegenwärtig noch auch in Zukunft daran denken könne, die Offensive zu ergreifen gegen die russische oder irgend eine andre Flotte einer Großmacht, die diese Engen beobachtete oder blockierte. Panzerforts wären nur dann von Wert, wenn die türkische Flotte, verstärkt durch ein befreundetes Geschwader, imstande wäre, die Blockadelinie zu durchbrechen, denn da das Feuer der Forts die feindlichen Schiffe zwänge, sich außer ihrer wirksamen Schußweite zu halten, so würde es das Vorrücken und die Entwicklung der vereinigten Flotten sehr erleichtern. Wenn man glaubte, auf diesen Ausnahmefall Rücksicht nehmen zu müssen, so dürfte man nicht zögern, die Ausfahrt aus dem Bosporus und aus den Dardanellen durch gepanzerte Forts zu schützen, die nicht im Sturm zu nehmen wären, und die der Marineartillerie wirksam widerstehn könnten.

Wenn die Pläne des belgischen Ingenieurs, die vom Sultan gutgeheißen wurden, zum Teil bis jetzt noch nicht in Angriff genommen worden sind, so liegt die Ursache darin, daß der sehr einflußreiche russische Botschafter und einige Paschas aus der Umgebung des Sultans diesem vorgestellt haben, daß die Befestigung Konstantinopels, dessen keiner, so sagen sie, sich zu bemächtigen gedenke, eine Handlung des Mißtrauens gegen Rußland sei, und daß die Verstärkung der Batterien des Bosporus und der Dardanellen denselben Charakter haben würde. Weiter behaupten sie, daß die Regierung in St. Petersburg berechtigt wäre, sich zu beklagen, wenn die Türkei sich ungeheure Ausgaben aufbürdete, wo sie noch nicht völlig die Kriegsentschädigung gezahlt habe, die durch den Berliner Vertrag vom Jahre 1878 festgesetzt worden sei. Endlich behaupten sie, um den Sultan zu beunruhigen, daß die um die Hauptstadt zu schaffenden Verteidigungsanlagen die muselmännische Bevölkerung mißstimmen, Streitigkeiten zwischen Arbeitern verschiedner Religion und Rasse hervorrufen und vielleicht Verschwörungen begünstigen würden. Man darf wohl hoffen, daß der einsichtsvolle Abdul Hamid diese Ratschläge nicht beachten wird, denn ihre Befolgung würde den Verlust seiner Staaten nach sich ziehn und den Weltfrieden tief erschüttern.

Eine gewisse Gegnerschaft gegen die vollständige Befestigung Konstantinopels findet ihre Nahrung in der Überzeugung mehrerer Staatsmänner, daß die orientalische Frage nur gelöst werden könne, wenn man eine „Konföderation der Balkanstaaten“ schaffte und aus Konstantinopel eine freie Stadt und einen Freihafen machte. Doch diese Meinung ist vom militärischen Standpunkt aus nicht aufrecht zu erhalten. Wäre Konstantinopel nicht befestigt, und hätte es keine starke Besatzung, so würde seine Eigenschaft als freie Stadt und als Freihafen nicht genügen, es gegen einen Handstreich Rußlands zu schützen. Die Balkankonföderation müßte deshalb alle Arbeiten übernehmen und alle Maßregeln ergreifen, die General Brialmont dem Sultan vorgeschlagen hat. Sie müßte ferner ihre Herrschaft auf Kleinasien ausdehnen, denn es ist geschichtlich und militärwissenschaftlich nachgewiesen, daß der Besitz Konstantinopels ein unsicherer Besitz sein würde, wenn seine Inhaber nicht Herren der asiatischen Provinzen wären, die an den Bosporus und an die Dardanellen stoßen. Die Lösung, die Gladstone, Saint-Marc-Girardin und Emile Delaveley anpreisen, würde also keine Bürgschaft für eine längere Dauer bieten. Die einzige Lösung, die zu einem günstigen Ergebnis führen kann, besteht darin, daß die Türken in ihrem gegenwärtigen Besitzstand erhalten werden, und zwar mit Hilfe Rumäniens, Serbiens und Bulgariens. Da Bulgarien die Übergänge über die Donau und den Balkan in der Hand hat, da es ferner die Häfen der Westküste des Schwarzen Meeres besitzt, so gehört ihm einer der Schlüssel Konstantinopels. Der andre ist noch in den Händen Rußlands, und er wird so lange darin bleiben, als die Verteidigung des Bosporus und der Dardanellen nicht besser vorgesehen sein wird.



Katheder und Kanzel im preußischen Protestantismus

Von einem Berliner Nichttheologen



In Nr. 51 der Grenzboten vom 18. Dezember 1902 erfreute mich der Aufsatz von Heinrich Lehmann über „die brandenburgische Provinzialsynode und die Vorbildung der evangelischen Theologen“ ebenso sehr, wie mich und viele gleichgesinnte gebildete protestantische Männer in Berlin der Beschluß der zehnten ordentlichen brandenburgischen Provinzialsynode vom 3. November 1902 über das Lehramt in den evangelischen theologischen Fakultäten und die Erziehung der angehenden Geistlichen betrübt und beunruhigt hat. Die folgenden Zeilen sollen die Gründe dafür darlegen, und sie hoffen dadurch wenigstens etwas zur Bekämpfung des schlimmsten Feindes der protestantischen Sache, der Gleichgiltigkeit der gebildeten Laien gegenüber der brennendsten religiösen und kirchlichen Frage im preußischen Protestantismus, beizutragen. Die Grenzboten vertreten nicht einseitig eine bestimmte theologische Richtung; sie sind auch bereit, ebenso wie dem Protestantismus, dem Katholizismus gerecht zu werden, und das ist gut und weise. Aber seit zwei Menschenaltern haben sie ihren

treusten Leserkreis unter den preußischen Protestanten gefunden und wenn auch nicht einem bestimmten protestantischen Bekenntnis, so doch dem wahren, echten, idealen protestantischen Geist im deutschen Volke reichliche Förderung zu teil werden lassen. Deshalb scheinen mir die Anregungen, die ich geben möchte, gerade in den Grenzboten an der rechten Stelle zu sein.

Lehmann bezieht sich in seinem Aufsatz auf eine Zuschrift des Berliner Kirchenrechtslehrers Professor Kahl an die „Nationalliberale Korrespondenz," der er, wenn auch mit einem gewissen Vorbehalt, Recht gibt. Auch ich muß zunächst auf sie eingehn, dabei aber mit aller Bestimmtheit aussprechen: die durch die Zustimmung Kahls und seiner Gesinnungsgenossen herbeigeführte fast einstimmige Annahme des Antrags Baethgen, Stöcker und Genossen bedeutet nichts weniger als einen Sieg der liberalen Sache, wofür sie Kahl in der „Nationalliberalen Korrespondenz" erklärt, sondern vielmehr einen ausgesprochnen Sieg der Orthodoxie über den kirchlichen Liberalismus in Berlin und Preußen. Wenn in der Politik von vielen Mitgliedern der nationalliberalen Partei die Zustimmung ihrer Parteigenossen im Reichstag zum Antrag Kardorff als ein Preisgeben der liberalen Sache angesehen worden ist, so kann das mit gutem Grunde bestritten werden. Hier kam es darauf an, der Regierung in einer schweren Notlage, in die sie hauptsächlich durch die Hartnäckigkeit der konservativen Parteien und des Zentrums gebracht worden war, zu Hilfe zu kommen. Von etwas ähnlichem war aber bei dem Anschluß Kahls und seiner Freunde an den Antrag Baethgen-Stöcker in keiner Weise die Rede. Hier ist einfach durch eine unnötige und unbegreifliche Gefälligkeit der Mittelpartei der Sieg der Orthodoxie zu einem besonders glänzenden und wirkungsvollen gemacht worden, worüber ja auch Stöcker — wenn die Zeitungsberichte Recht haben — noch in der Versammlung selbst ausdrücklich quittiert hat. Gerade in der Illusion Kahls und seiner Freunde, der protestantischen Sache immer wieder durch Halbheit und Schwäche dienen zu können, und in ihrer ängstlichen Scheu schon vor dem Schein einer entschlossenen Kampfbereitschaft gegen die herrschende Richtung in der Landeskirche, oder gar irgend welcher Übereinstimmung mit der sogenannten „Linken," wurzelt aber die jahrzehntelange Gleichgiltigkeit und vornehm korrekte Indolenz der großen Mehrheit der gebildeten Protestanten in Berlin und Preußen, die die Orthodoxie allmächtig gemacht, die liberale Geistlichkeit — der ehrlicherweise niemand, am wenigsten Kahl, die vollste Achtung als Theologen und Geistliche versagen kann — des wertvollsten gebildeten Anhangs in den Gemeinden beraubt und dadurch das Laienelement der „Linken" auf den Stand herabgedrückt hat, den es leider jetzt vielfach einnimmt. Deshalb muß, will man der Sache ernstlich dienen, das Verhalten Kahls und seiner Freunde in der brandenburgischen Provinzialsynode — trotz aller Hochachtung vor den Personen — einer eingehendern Prüfung unterzogen werden, als sie Lehmann vorgenommen hat.

Wie er schon angedeutet hat, lagen der Synode außer dem Antrag Baethgen-Stöcker zunächst noch zwei andre Anträge vor. Erstens ein Antrag des Freiherrn von Manteuffel, unterstützt von vierzehn andern Mitgliedern der Provinzialsynode, der offen das orthodoxe Ziel nannte und folgendermaßen lautet:

Hochwürdige Provinzialsynode wolle die Generalsynode ersuchen, im Interesse des Fortbestands unsrer Landeskirche als einer auf den Grund der Apostel und Propheten gegründeten Kirchengemeinschaft durch den Evangelischen Oberkirchenrat an den Herrn Kultusminister die dringende Bitte zu richten: für das Lehramt in den evangelisch-theologischen Fakultäten Seiner Majestät dem Könige, entsprechend den Fakultätsstatuten, nicht Dozenten jeder theologischen Richtung, sondern nur solche Männer vorzuschlagen, die imstande sind, die ihnen anvertraute theologische Jugend so zu rüsten, daß diese dereinst das geistliche Amt ehrlicherweise dem Ordinationsgelübde gemäß auszurichten vermag.

Bei der den meisten Protestanten mangelnden und doch zur Beurteilung der ganzen Frage unerläßlichen Kenntnis der hier in Betracht kommenden wichtigsten kirchengesetzlich geltenden Bestimmungen ist es nötig, auch den Wortlaut des Ordinationsgelübdes in seinem Hauptinhalte mitzuteilen, auf das der Antrag Manteuffel konsequenter- und sachgemäßerweise auch für die Anforderungen den Schwerpunkt legt, die an die theologischen Fakultäten zu stellen wären. Nachdem die Ordinanden mit dem Ordinator durch Aussprechen des apostolischen Glaubensbekenntnisses ihren Glauben „bekannt" haben, hält der Ordinator unter anderm — im ganzen sind es vier Punkte — den Ordinanden folgendes vor:

1. Ihr werdet berufen, die Gemeinde Jesu Christi, die er durch sein eignes Blut erworben hat, mit dem reinen Worte Gottes zu weiden, die heiligen Sakramente nach der Einsetzung Jesu Christi zu spenden, das Heil der euch anvertrauten Seelen durch treue Vermahnung mit anhaltendem Gebet zu suchen usw. 2. Dabei sollt ihr ernstlich beachten, daß es dem evangelischen Prediger nicht zusteht, eine andre Lehre zu verkündigen und auszubreiten als die, welche gegründet ist in Gottes lauterm und klarem Wort, verfaßt in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, unsre alleinige Glaubensnorm, und bezeugt in den drei christlichen Hauptsymbolen, dem Apostolischen, Nicänischen und Athanasianischen, und in den Bekenntnisschriften unsrer Kirche [hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Schriften genannt].

Nach Verlesung der vorgeschriebnen Vorhaltungen fordert der Ordinator die Ordinanden mit den Worten zur Ablegung des Gelübdes auf: „Seid ihr nun entschlossen, dies alles zu geloben, und willigt ihr ein, über euch zu nehmen das teure Predigtamt, so antwortet: Ja." Die Ordinanden antworten darauf: „Ja, ich will es mit Gottes Hilfe."

Zweitens war ein Antrag Bartusch — mit etwa vierzig Unterschriften — eingegangen:

Die Provinzialsynode wolle beschließen, die Generalsynode zu ersuchen, aufs neue die Mittel und Wege zu prüfen, welche dahin führen, daß die theologischen Lehrstühle in ausreichendem Maße mit solchen Männern besetzt werden, die nicht nur die gehörige wissenschaftliche Befähigung besitzen, sondern vor allem fest im Glauben der Kirche stehn.

Diese beiden Anträge Manteuffel und Bartusch wurden aber zu Gunsten des nachfolgenden Antrags Baethgen-Stöcker (54 Unterschriften), wie man ihn nennen muß, da Stöcker Mitantragsteller war, zurückgezogen:

Die Provinzialsynode erkennt mit Bedauern, daß sich in der Theologie Richtungen geltend machen, die die Substanz der christlichen Lehre antasten. Obwohl sie das Suchen nach Wahrheit und die treue Arbeit der Wissenschaft in einer Zeit der Entwicklung voll anerkennt, vermag sie sich der Sorge nicht zu verschließen, daß die Kluft zwischen der gesunden Lehre der Heiligen Schrift einerseits und der

modernen Anschauung anderseits sich vergrößert zum Schaden vieler, insonderheit unsrer akademischen Jugend.

Sie richtet deshalb an den Evangelischen Oberkirchenrat und durch ihn an den Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten die dringende Bitte, bei der Berufung der Dozenten dauernd auf solche Männer bedacht zu sein, welche durch echten und besonnenen Gebrauch der evangelischen Freiheit der Wissenschaft den Anforderungen der Kirche Rechnung tragen.

Wie die Kirche selbst sich immer aufs neue auf den Boden der Grundwahrheiten und Heilstatsachen des Evangeliums zu stellen hat, so bittet sie auch die Mitglieder der hochwürdigen Fakultäten als die Lehrer der zukünftigen Diener am Wort um ihre Mitwirkung nicht allein an der wissenschaftlichen Ausrüstung, sondern auch an der christlichen Charakterbildung der Jugend.

Sie erkennt es endlich als die unabweisbare Pflicht der Kirche selbst, in Lehrvikariaten, Predigerseminaren, regelmäßigen Konferenzen der Ephoren mit den Kandidaten das Hauptgewicht darauf zu legen, daß die zukünftigen Geistlichen im Bibelglauben sowie im Bekenntnis der Kirche befestigt werden.

Soll die Zustimmung Kahls und seiner Freunde zu diesem Beschluß richtig gewürdigt werden, so muß man vor allem danach fragen, ob sie selbst überhaupt für nötig hielten, daß an die Unterrichtsverwaltung eine Bitte um ein Einschreiten im Sinne des Antrags Baethgen-Stöcker gerichtet wurde. Nach allem, was Professor Kahl auf der Synode und in der „Nationalliberalen Korrespondenz“ darüber gesagt hat, muß diese Frage ganz entschieden verneint werden. Wäre nicht von orthodoxer Seite der Angriff gegen die theologischen Fakultäten nach gründlicher Vorbereitung von überall her eröffnet und wiederholt worden, so hätte Professor Kahl daran am allerwenigsten gedacht. Warum haben er und seine Freunde nun dennoch mitgemacht? Mußten sie denn durchaus dabei sein? Konnten sie nicht ihrer wirklichen Stellung zur Sache entsprechend erklären: Wir machen nicht mit, weil wir keinen Grund dazu haben?

Die „Linke“ hatte freilich (da Kahl und seine Freunde doch nicht mit ihr zusammen gehn wollten, obgleich sie mit ihr hierbei in Ziel und Zweck übereinstimmten) aus Mangel an Unterschriften keinen Antrag stellen können, sondern sich mit folgender Erklärung begnügen müssen:

Eine auf freier Forschung beruhende Theologie gehört zu den Grundlagen der protestantischen Kirche und ist die unerläßliche Vorbedingung dafür, daß diese auf der Höhe ihrer Aufgabe bleibt, denn die evangelische Predigt kann nur bei wissenschaftlicher Erfassung des Christentums und seiner geschichtlichen Entwicklung von deren biblischen Ursprüngen an ihre Sicherheit, Freiheit und Wahrheit behaupten. Unsre evangelischen Fakultäten verdienen aufrichtigen Dank, daß sie durch ihre gewissenhafte Forschung der Kirche zu einer bessern und tiefern Erkenntnis der christlichen Wahrheit verhelfen, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß nach wie vor bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle darauf werde Bedacht genommen werden, daß die akademische Jugend echte wissenschaftliche Forschung mit lebendiger Frömmigkeit verbinden lerne. Wir lehnen deshalb alle Anträge ab.

Die Erklärung ist vielleicht noch viel zu lang gewesen, aber dem Sinne nach hätten Kahl und Genossen ihr nicht nur zustimmen können, sondern zustimmen müssen. Kahl betont in der „Nationalliberalen Korrespondenz“ ausdrücklich, daß er namens seiner Freunde von der kirchlichen Mittelpartei,

der „Evangelischen Vereinigung,“ das „Verdikt“ im ersten Satze der Baethgen-Stöckerschen Resolution: „Die Provinzialsynode erkennt mit Bedauern, daß sich in der Theologie Richtungen geltend machen, die die Substanz der christlichen Lehre antasten,“ ablehnen, aber angenommen haben er und seine Freunde die Resolution mit diesem „Verdikt“ dennoch. Er sagt, in mündlicher Rede hätte er alle „zweifelhaften Punkte“ der Resolution „richtig gestellt,“ aber in der Resolution selbst sind sie nicht richtig gestellt, sondern von Kahl und Genossen angenommen worden. Und er „verrät“ schließlich ein „Internum“ seiner „Evangelischen Vereinigung.“ Er habe in ihr dafür plaidiert, sich von der nochmaligen Beteiligung an dieser Sache mit einer motivierten Erklärung überhaupt zurückzuhalten, weil sie erschöpfend behandelt sei. Aber seine Freunde, die ihn überstimmt hätten, hätten „bessere Einsicht“ gehabt: „Wir haben — sagt er zum Schluß wörtlich — mit unsrer Beteiligung an der Abstimmung einen Sieg unsrer Sache errungen. Man kann uns auf künftigen Synoden nicht mehr mit den alten Zumutungen kommen.“

Ist das wirklich so sicher, ja auch nur wahrscheinlich? Stöcker freut sich doch auch, gesiegt zu haben, und ohne guten Grund und unter völliger Preisgabe ihrer klaren Forderungen hätten die Unterzeichner der Anträge Manteuffel und Bartusch doch sicher nicht zu Gunsten der Baethgen-Stöckerschen Resolution Entsagung geübt. Kahl schreibt zwar: Nach Richtigstellung aller zweifelhaften Punkte — aber nicht in der Resolution selbst, wie wir sahen — sei es ihm und seinen Freunden nicht bloß möglich, sondern von großem Werte gewesen, „für den unteilbaren Antrag im ganzen zu stimmen.“ Denn er bezeichne „einen ungeheuern Fortschritt und atme einen neuen Geist.“ Zum erstenmal wäre das Suchen nach Wahrheit und die treue Arbeit der Wissenschaft voll anerkannt. Zum erstenmal wäre alles Verlangen nach Aufrichtung äußerer Schranken vollständig weggelassen, und habe man sich auf die „Verwertung der in der Kirche selbst gelegnen Kräfte“ beschränkt. Zum erstenmal habe man den Vertrauensweg zu den theologischen Fakultäten selbst gefunden: „Diese wertvollen Errungenschaften haben wir gern festgehalten. Sie bilden eine Unterlage versöhnlicher Verständigung unter allen maßvollen Elementen und haben dem Streit jeden unsachlichen und verbitternden Ton genommen.“ Ein solches Maß von Optimismus und Idealismus soll man an einem Gelehrten gerade heute zwar aufrichtig verehren, aber gerade von einem Kirchenrechtslehrer darf man es doch auch schwer begreiflich finden. Naivität und Harmlosigkeit haben bei der Abfassung kirchenpolitischer Dokumente doch wahrlich nicht immer die ausschlaggebende Rolle gespielt und dürfen sie auch bei ihrer Auslegung nicht immer spielen. Der Synodalbeschluß vom 3. November v. J. ist sicher weder naiv und harmlos entstanden, noch darf er naiv und harmlos gedeutet werden.

Daß der Beschluß nach dem Antrag Baethgen-Stöcker einen Angriff, einen Vorwurf, ein Mißtrauensvotum gegen die Fakultäten enthält, hat Lehmann schon hervorgehoben. Die Substanz der christlichen Lehre — heißt es — werde in ihnen durch gewisse Richtungen angetastet. Das Suchen nach Wahrheit und die treue Arbeit der Wissenschaft wird zwar „in einer Zeit der Ent-

wicklung“ anerkannt, aber doch die Sorge betont, daß sich die Kluft zwischen der gesunden Lehre der Heiligen Schrift und der Reformation einerseits und der modernen Anschauung anderseits vergrößere, das heißt doch: durch das Suchen nach Wahrheit und die Arbeit der Wissenschaft. Deshalb soll die Unterrichtsverwaltung bei der Berufung von Professoren dauernd (!) auf Männer bedacht sein, die durch rechten und besonnenen Gebrauch der evangelischen Freiheit der Wissenschaft den Anforderungen der Kirche Rechnung tragen. Wenn man diese Sätze ohne ein unangebrachtes Maß von Naivität und Harmlosigkeit studiert — das bloße Lesen genügt bei solchen Dokumenten niemals —, so muß man anerkennen, daß der Beschluß zwar in der Form verhüllter, in der Sache aber ebenso zäh an dem Ziel festhält, das die Anträge Manteuffel und Bartusch wollen. Die Synode hat sich auch nicht in einer Silbe gebunden, die Fakultäten gewähren zu lassen, ja sie hat ganz bestimmt das Verlangen gestellt, daß der Minister dauernd, d. h. ausschließlich Professoren beruft, die in ihrer wissenschaftlichen Lehre den Anforderungen der Kirche entsprechen. Was aber sind diese „Anforderungen“? Kahl selbst wird nur die eine Antwort darauf geben können: die Anforderungen der in der protestantischen Kirche allmächtigen Orthodoxie. Ich gestehe ein, daß mir der offne Antrag Manteuffel hundertmal lieber ist als der klug verhüllte Antrag Baethgen-Stöcker. Und er ist auch viel sachgemäßer, wie ich schon sagte, denn er wollte an die Stelle des ganz unbestimmten, der orthodoxen Willkür Tür und Tor öffnenden Begriffs „Anforderungen der Kirche“ das kirchengesetzlich formulierte „Ordinationsgelübde“ setzen, das doch nun einmal jeder Geistliche der Landeskirche ablegen muß, und das „ehrlicherweise“ zu erfüllen deshalb seine Pflicht und Schuldigkeit ist.

Also von alledem, was Kahl als Sieg seiner und seiner Freunde Sache dadurch erreicht zu haben glaubt, daß sie dem Antrag Baethgen-Stöcker zu einer fast einstimmigen Annahme durch die Synode verholfen haben, kann in Wirklichkeit gar nicht die Rede sein. Stöcker hat Recht, wenn er sagt, die Synode habe ihm Recht gegeben; und daß er und seine orthodoxen Freunde versuchen werden, daraus bis zur vollen Mundtotmachung der protestantischen Theologen auf den Kathedern, soweit sie nicht den „Anforderungen der Kirche“ entsprechen, alle nur möglichen Konsequenzen zu ziehn, daran kann wohl auch der Optimist Kahl nicht zweifeln. Auch dazu hat er selbst Stöckern und der Orthodoxie durch die Zustimmung zum Beschluß vom 3. November ein gutes Recht gegeben.

Und vollends hat man dadurch die Orthodoxie in ihrem Recht bestärkt, die Theologen der Kanzel, die protestantischen Geistlichen überhaupt und damit zugleich auch die Religionslehre in den Schulen in das Joch der orthodoxen „Anforderungen der Kirche“ zu zwingen. Und das ist das Schlimmste an der Sache, denn die Fakultäten werden auch nach den neusten Beschlüssen der brandenburgischen und andrer Provinzialsynoden und auch nach einem diesen vielleicht entsprechenden Beschluß der Generalsynode immer noch Mittel und Wege finden, sich ihrer Haut zu wehren, während die Theologen auf der Kanzel den orthodoxen Angriffen eigentlich an Händen und Füßen gefesselt gegenüberstehn, umsomehr als die Herren vom Katheder in Preußen bisher,

obwohl sie für sich selbst ihre „königlich freie Stellung“ — um mit Kahl zu reden — gewahrt sehen wollen und sich dafür, sehr erfreulicherweise, bis in die einflußreichsten Kreise hinauf berechtigtes Gehör zu verschaffen wissen, für die „evangelische Freiheit“ ihrer Schüler auf der Kanzel sehr wenig Interesse zu haben scheinen, jedenfalls so gut wie nichts getan haben. Insofern könnte man den lebhaften Dank, den die „Linke“ auf der brandenburgischen Provinzialsynode den Fakultäten aussprach, beinahe für übertrieben halten. Er hätte ohne Schaden gestrichen werden können.

Das viele Treffliche, was Lehmann zur Kritik der Verhandlungen und des Beschlusses der brandenburgischen Provinzialsynode in den Grenzboten ausgeführt hat, kann hier nicht wiederholt werden. Ich muß in der Hauptsache einfach auf den Aufsatz verweisen, der freilich leider selbst in den am meisten daran interessierten Kreisen, den kirchlich liberalen Berlins, viel zu wenig gelesen worden zu sein scheint — er steht ja nicht in einem politisch freisinnigen Parteiblatte oder in „Woche“ und „Zukunft.“ An einzelne Bemerkungen Lehmanns muß aber hier unmittelbar angeknüpft werden, namentlich an das, was er zum letzten Absatz des zur Resolution erhobnen Antrags Baethgen-Stöcker bemerkt. Wenn er sagt, daß auch die Majorität der Synode anerkannt zu haben scheine, daß die Vertreter der Wissenschaft nicht wider ihre Überzeugung lehren und ebensowenig wider ihre Überzeugung schweigen können und dürfen, wo zu lehren ihres Amtes ist, so halte ich das nur für bedingt richtig, denn der Minister soll eben dauernd nur Professoren berufen, die den Anforderungen der Kirche, d. h. der herrschenden Orthodoxie, gerecht werden. Lehmann fährt dann fort: zu dem Standpunkt, daß deshalb der Konflikt zwischen der wissenschaftlichen Lehre und den Anforderungen des „Kirchenregiments“ nur dadurch gehoben werden könne, daß diese Anforderungen nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen gemodelt würden, habe sich die Provinzialsynode nicht aufgeschwungen. Sie habe geglaubt, noch ein andres Mittel zu finden, den jungen Theologen den Übergang aus der wissenschaftlichen Luft der Hörsäle in die vom Kirchenregiment „jedenfalls vielfach“ verlangte und von der Synode für notwendig gehaltene Anschauungsweise zu erleichtern. In dem Vorbereitungsdienst für die pfarramtliche Praxis, der zwischen dem Verlassen der Universität und dem Eintritt in das Pfarramt liege, solle dem Synodalbeschluß gemäß „in Lehrvikariaten, Predigerseminaren, regelmäßigen Konferenzen der Ephoren mit den Kandidaten“ das Hauptgewicht darauf gelegt werden, daß die zukünftigen Geistlichen im „Bibelglauben sowie im Bekenntnis der Kirche befestigt werden.“

Treffend bemerkt Lehmann dazu: „Also was die jungen Theologen in den Universitätsvorlesungen an Irrlehren — im Sinne der Orthodoxie — in sich aufgenommen haben, das soll nun im Seminar wieder aus ihnen ausgetrieben werden, und an Stelle der wissenschaftlichen Arbeit soll die Befestigung im Bibelglauben und im Bekenntnis treten.“

Mit Recht weist Lehmann einen solchen „Gegensatz zwischen Universitätslehre und Seminarlehre“ zurück, aber die „Kluft“ scheint ihm nicht unüberbrückbar. Eine Änderung ihrer Lehre von den Vertretern der Wissenschaft zu

fordern, sei unmöglich. Eine Änderung der Anforderungen aber, die vom Kirchenregiment an den Glaubenstand der angehenden und amtierenden Geistlichen gestellt würden, sei möglich. Und wie formuliert er diese „Änderung der Anforderungen an den Glaubenstand"? Nicht werde verlangt, daß die Herren vom Kirchenregiment ihre Überzeugung wandeln, daß sie den streng orthodoxen Standpunkt, sofern sie auf ihm stehn, verlassen. Nur „Duldung" solcher Anschauungen, wie sie auf den Universitäten als Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung von streng religiös gesinnten Theologen vertreten würden, auch bei den in das Pfarramt eintretenden angehenden Geistlichen sei es, was verlangt werden dürfe. Mir scheint, dem treffend und scharf gestellten Problem wird diese Antwort denn doch nicht ganz gerecht. Für die Befähigung zum geistlichen Amt ist ein dreijähriges Studium der Theologie auf einer Universität und der Nachweis der durch dieses Studium erlangten wissenschaftlichen Bildung die erste und hauptsächlichste gesetzlich vorgeschriebne Voraussetzung. Und doch soll diese wissenschaftliche Bildung, die Frucht des Studiums, die den Theologen doch zum Theologen macht und sein ganzes Geistesleben beherrschen muß, im geistlichen Amt, auf der Kanzel, vor dem Altar, im Unterricht und in der Seelsorge nur auf eine, d. h. eine dem persönlichen Ermessen mehr oder weniger überlassene „Duldung" der das Kirchenregiment bildenden Obern — die Lehmann als orthodox voraussetzt — rechnen dürfen? Im besten Falle vielleicht mit dem Recht der Berufung an die Mehrheit der brandenburgischen Provinzialsynode, die soeben fast einstimmig den Antrag Baethgen-Stöcker angenommen hat? Das halte ich weder praktisch noch theoretisch für die richtige, dauernde Lösung des Problems. Was nach der kirchengesetzlichen Lage — zu deren Kennzeichnung ich den Hauptinhalt des Ordinationsgelübdes mitgeteilt habe — an „Duldung" zu leisten möglich ist, das wird vielfach in weitgehendem Maße schon jetzt geleistet, und aufrichtigen Dank zollen dafür die „liberalen" protestantischen Theologen im Berliner Kirchendienst den wenigen hochgebildeten, maßvollen und friedfertigen Persönlichkeiten, die diese Duldung trotz des unduldsamen Drängens der orthodoxen Mehrheit in den Synoden, in den Gemeinden, im „Klerus" und auch in kirchenregimentlichen Behörden noch immer in vielen Fällen durchzusetzen vermögen. In vielen Fällen, aber nicht immer, und am wenigsten auf die Dauer. So lange die „Duldung" nicht kirchengesetzlich gesichert ist, so lange sie namentlich nicht auch in der Agende — nicht nur in ihren Vorschriften über die Ordination — zur angemessenen Anerkennung gelangt ist, ist und bleibt sie ein trauriger Notbehelf, durch den die Orthodoxie nur immer wieder zu neuen Versuchen, auf das „Wort" pochend, reinen Tisch zu machen, ganz ihrem Geist die Alleinherrschaft zu verschaffen angespornt wird. Wer den Fakultäten die wissenschaftliche Freiheit erhalten will, der darf auch die durch sie wissenschaftlich gebildeten Theologen auf der Kanzel nicht dem guten oder nicht guten Willen der diese wissenschaftliche Bildung als unverträglich mit dem Bestande der Kirche bekämpfenden Orthodoxie preisgeben. An die Stelle der Duldung muß die Gleichberechtigung treten.

Ein großes Maß guten Willens, weiser Mäßigung, pädagogischer Rücksichten, aber vor allem auch festen Willens, lutherischer Energie gehört freilich

dazu, diese Brücke über die unerträgliche und unwürdige Kluft zu schlagen, die den Protestantismus in seinem Eckpfeiler, der Wahrhaftigkeit, bedroht. Ganz ohne Ärgernis ist noch keine Reformation, keine „Weiterbildung" der Religion und des kirchlichen Lebens geschehn. Aber nur zu oft muß das Ärgernis den orthodoxen Theologen auf die Rechnung geschrieben werden, die den von ihnen beherrschten Massen jede Weiterbildung grundsätzlich verdächtigen, unbekümmert darum, daß das, was sie als unantastbare Substanz der Lehre erhalten wollen, den von ihnen nicht beherrschten, vielleicht noch viel größern Massen noch viel größeres Ärgernis gibt und sie der Religion und der Kirche ganz entfremdet. So dringend die Pflicht ist, Ärgernis zu vermeiden, wie jetzt im preußischen Protestantismus die Dinge liegen, sollte man sich vor nichts mehr hüten, als zum Vorwand des weitern Laisser-aller die Gefahr des Ärgernisses zu übertreiben. Diese Gefahr ist in Preußen im „abgelegnen Heidedorf" — um mit Paulsen zu reden*) — wie in den Großstadtgemeinden fast ganz und gar und von vornherein auf das „klerikale" — wieder nach Paulsen — Konto zu setzen. Unsre von den „modernen Anschauungen" ganz unberührten, im besten Sinne frommen protestantischen Bauern hatten schon vor fünfzig Jahren herzlich wenig dogmatisches Interesse und Verständnis, wo ihnen nicht ausnahmsweise Sektierertum eingeimpft war. Aber einem beliebten Pastor folgten sie leicht, wenn er über Eingriffe „von oben" in die alte Ordnung im Gottesdienste jammerte, auch wo es sich um die nebensächlichsten, inhaltslosesten Formeln handelte. Der orthodoxe Eifer ist bei den protestantischen Bauern Preußens, wo er sich findet, in gewissem Sinne etwas „modernes" und künstlich gezüchtetes. Und noch mehr gilt das doch für die Stadtgemeinden.

Über das schwierige Problem der Wahrhaftigkeit auf der Kanzel hat neuerdings Paulsen, der eben schon genannt wurde, in seinem System der Ethik sehr viel schönes gesagt, worauf hier recht nachdrücklich hingewiesen sei. Er ist gewiß kein stürmischer Neuerungssüchtler, sondern wo er Kritik am Bestehenden und Hergebrachten übt, ist immer auf ein überreiches Maß von Wenn und Aber zu rechnen. Unter anderm schreibt er, nachdem er treffend als einen Zug unsrer Zeit „eine ganze Literatur, die die Entlarvung der Lüge geschäftsmäßig betreibt," bezeichnet hat, folgendes: Daß der Zwiespalt zwischen dem, was wir wirklich denken und glauben, und dem, was wir im kirchlichen und schulmäßigen Unterricht die Jugend zu glauben oder zu sagen anhalten, hieran mit schuld sei, darüber werde, wer Augen hat zu sehen, nicht im Zweifel sein. Fast in jedem Leben trete diese Reaktion früher oder später, heftiger oder gelinder auf, und da sie in ein auch durch andre Umstände kritisches Lebensalter zu fallen pflege, so führe sie oft zu einer schweren Entwicklungskrisis, in der mancher dauernd Schaden nehme, mancher zu Grunde gehe. „Mit dem kirchlichen Glauben wird die Moral verdächtig, und die Aufklärung wird zum Antrieb, in ostensibler Weise der Moralität sich zu entledigen. Halten bei andern Trägheit, Rücksicht und Feigheit davon ab, sich zu seinen Gedanken

*) System der Ethik, zweiter Band, S. 216 ff.

zu bekennen, oder sich selber seine Zweifel einzugestehn, so werden Heuchelei oder innere Unwahrhaftigkeit zu einem fressenden Schaden für das sittliche Leben." Was hier Paulsen über die heranreifende Jugend sagt, das gilt noch mehr für die zu „modernen Anschauungen" — vielfach ist es eine sehr unerbauliche Halbbildung — heranreifenden Arbeitermassen. Es scheint mir ganz unbegreiflich, daß die Orthodoxie die Augen vor der ungeheuern Gefahr, wie sie hier Paulsen klar bezeichnet, noch länger verschließen kann und sie nur durch „scharfes Anziehn der Autorität zu Gunsten der alten Rechtgläubigkeit" überwinden will. Nur einen Weg, den gefährlichen Zwiespalt zu beseitigen, hält Paulsen mit Recht für möglich: „Das kirchliche Lehrsystem den theoretischen Gedanken und Anschaungen, die unsrer Zeit möglich sind, anzupassen. Damit würde das Christentum als praktisches Lebensprinzip nicht aufgegeben, sondern von Fesseln befreit, die seine Wirksamkeit hemmen. Was dem Evangelium zu unsrer Zeit seine Wirksamkeit nimmt, das ist die Einwicklung in das kirchliche Lehrsystem; als ein rein Menschliches und Geschichtliches uns entgegengebracht, würde es auch heute die Herzen ergreifen, in den Formeln des großen und kleinen Katechismus ist es gebunden und tot."

Wenn er dann noch hinzufügt, es habe den Anschein, daß sich auch innerhalb der theologischen Kreise, wenigstens auf protestantischem Gebiet, diese Anschauung Bahn breche, so kann er damit nur die Theologen in den Fakultäten meinen. In der Kirche sind diese Anschauungen mehr und mehr geknebelt worden, auch noch durch den Synodalbeschluß vom 3. November. Die allgemeine und elementare Tugend der Kleriker ist nach Paulsen die „Aufrichtigkeit," und sie besteht darin, „daß er einfältig und klar, gewissenhaft und treu die Wahrheit in Lehre und Predigt, in Darstellung und Anwendung verwaltet." Kann das der durch die heutigen Fakultäten wissenschaftlich gebildete und ausgerüstete Theolog im Kirchendienst? Vielleicht, so lange er harmlos die in der Agende und den Bekenntnisschriften, überhaupt in der kirchlich festgelegten Lehre gegebnen dogmatischen Formeln, Sätze und Tatsachen als Allegorien und „Einwicklung" behandelt, aus denen er das Evangelium herauszuschälen berufen ist, um es zur Wirksamkeit zu bringen. Aber diese Harmlosigkeit raubt ihm heute das orthodoxe, kirchenrechtlich und kirchenregimentlich legitimierte Verlangen, daß er die kirchliche Lehre nicht als Einwicklung, sondern als die Substanz des Evangeliums, die er nicht antasten darf, zu betrachten habe. Und dieses jede Harmlosigkeit ausschließende orthodoxe Verlangen tritt ihm heute an allen Ecken und Enden entgegen, auch im Gemeindekirchenrat und von Laien. Nach dem Beschluß vom 3. November werden die Seminare und Ephoren, soweit sie es nicht schon bisher besorgten, dieser Harmlosigkeit vollends den Garaus zu machen haben. So sehen sich denn die der Theologie des Katheders treuen Geistlichen überall genötigt zu protestieren, d. h. überall auszusprechen, daß sie den Kern und nicht die Einwicklung meinen, wenn sie nicht unaufrichtig werden wollen. Und die gebildete Welt, ja auch die Herren Theologen vom Katheder, wenn sie auch der modernen wissenschaftlichen Erkenntnis ganz ergeben sind, lassen sie im Stich: die Leute von der Kanzel mögen sehen, wie sie sich durchwinden; ihre ewige Aufrichtigkeit wird doch

nur lästig nach oben und inkorrekt nach unten; können sie davon nicht lassen, so müssen sie eben mit dem Ruhm, Märtyrer ihres „Rigorismus" zu werden, zufrieden sein und sich von Amt und Brot jagen lassen.

Bei dieser Sachlage müssen wir vorläufig, wie ich schon gesagt habe, für die „Duldung" sehr dankbar sein, aber die Hilfe, die not tut, ist sie nicht, und sie dafür auszugeben, wäre ein schwerer Fehler. Will der Protestantismus seine Existenz, ja seine Existenzberechtigung behaupten, so muß die Wahrhaftigkeit, und zwar auch die wissenschaftlich theologische Wahrhaftigkeit als vornehmstes Recht und vornehmste Pflicht des Katheders anerkannt werden, aber ebenso sehr, ja noch mehr als Recht und Pflicht der Kanzel. Das Wort Nietzsches: „Was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein," darf im Protestantismus niemals und nirgends zur Geltung kommen.



Galizien

(Schluß)



Die Zeit der Statthalterschaft des Grafen Badeni bedeutete aber auch in einer andern Beziehung einen scheinbaren Höhepunkt für Galizien. Es gibt nur wenig Güter in diesem Lande, die nicht zu zwei Dritteln, ja bis zu drei Vierteln ihres Wertes mit Hypotheken belastet wären. Von einer intensiven Wirtschaft ist keine Rede, infolge dessen ist es kein Wunder, daß die Zinsen der Hypothekarschulden nur schwer zu erschwingen sind. Darum braucht die polnische Schlachta immer wieder Geld. Zweimal hat sie im Laufe der letzten Jahrzehnte eine ausgiebige Geldhilfe vom Staat erhalten; zuerst die sogenannte Indemnisation von mehr als 110 Millionen Gulden für die Abschaffung des frühern Untertänigkeitsverhältnisses der Bauern, und dann den Betrag für die Einlösung der Propination (Brau- und Brenngerechtigkeit) von 66 Millionen Gulden, eine im Vergleich zu den Ablösungsbeträgen in andern Kronländern ganz außerordentlich hohe Summe. Aber auch sie hat nicht lange vorgehalten, und man suchte neue Geldquellen zu erschließen. Seit Jahren war schon auf allen Seiten der Ruf nach Schaffung einer galizischen Industrie als dem einzigen Schutz gegen die fortschreitende Verarmung des Landes erschollen. Freilich ist es selbstverständlich, daß die Begründung einer Industrie in einem Lande, das nicht in der Lage ist, sich selbständig gegen auswärtige Konkurrenz durch Zölle und Eisenbahntarife zu schützen, große Vorsicht verlangt und nur langsam vor sich gehn kann. Erfahrne Leute rieten darum auch zu einer bedächtigen und auf den Eigenheiten des Landes fußenden Tätigkeit, zur Hebung der Landwirtschaft und zur Gründung solcher Industrien, für die die Bedingungen im Lande selbst vorhanden sind. Das wollte man aber nicht einsehen, und alle, die gern bald reich werden wollten, heißblütige „Volkswirte" vom Schlage des Herrn Szczepanowski behaupteten, es sei nur der Mangel an ausreichendem

Kredit, der die Entwicklung der Industrie hindere. Nun wurde das Schlagwort vom mangelnden Kredit in die Öffentlichkeit geschleudert. Unsre Banken, hieß es, sind kleinlich, und von auswärts verweigert man uns den Kredit, weil man uns industriell ausbeuten will. So brachte man es durch eine übertriebne Agitation endlich dahin, daß zur Gründung von zweifelhaften Unternehmungen Gelder gewährt wurden, die anderwärts sogar für blühende Industrien als viel zu hoch angesehen werden. Natürlich spielte auch die „nationale“ Agitation eine große Rolle dabei; es handelte sich ja um die neue „polnische“ Industrie, die das große Volk der Polen den andern Nationen gleich machen sollte. Die tollsten Dinge kamen bei den Petroleumgründungen vor. Vor etwa zehn Jahren konnte man in den Zeitungen über die Erschließung von mächtigen Ölquellen in Galizien lesen, die angeblich eine ungeheure Ausbeute versprachen. Es fanden sich bald ausländische Unternehmer, und neben einigen inländischen Ölgesellschaften entstanden auch fünf ausländische, die sich aber bald wieder verliefen, als sich herausstellte, daß man die Erzählungen von den ungeheuern Petroleumschätzen nur in die Welt gesetzt hatte, um den polnischen Grundbesitzern zu ermöglichen, ihr Land zu den höchsten Preisen an ausländische Geldleute loszuschlagen. Nun blieben noch die inländischen Gesellschaften, die ein Konsortium dabei interessierter Leute unter nationalen Vorwänden zu halten versuchte. Die Beamtenschaft war zum großen Teil geneigt, dabei den Schützer und Teilhaber zu spielen, denn die Verbindung der Sprößlinge des Stanczykentums mit den Kapitalisten und Bankdirektoren in den Städten hatte die frühere üppige Lebensweise nicht vermindert, es waren im Gegenteil neue Lebensbedürfnisse dadurch entstanden. Die seitherigen Einkünfte waren nicht gewachsen, sie gingen vielmehr stetig zurück, aber hier floß das Geld, und es schien gut, sich nicht davon fern zu halten. Je weniger man von dem Wesen solcher Geschäfte verstand, von denen man nur gehört hatte, daß im Ausland Millionen dabei verdient worden wären, um so leichter ließ man sich hinein verlocken, je riskanter die Sache wurde, desto kühner wurden die Kreditoperationen. Es wurden Wechsel gefälscht, und es wurde an der Börse gespielt, um das Glück zu „korrigieren.“ Anfangs ging ja noch alles gut, das Geld flog hin und her, und das Land schien in eine Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs eingetreten zu sein. In dieser Zeit siedelte Graf Badeni aus dem Statthaltereipalais in Lemberg nach Wien über, um österreichischer Ministerpräsident zu werden.

Aber der geschäftliche Zusammenbruch der galizischen Spekulationen bereitete sich schon unter der glänzenden Decke langsam vor. Zwar kamen die polnischen Bodenspekulanten auf den Gedanken, sich vom Grafen Badeni bei der Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn eine Erhöhung des Rohölzolles zu verschaffen, um dadurch das ausländische Kapital wieder anzulocken. Das wäre vielleicht auch gelungen, wenn der Ausgleich rasch zustande gekommen wäre. Aber das ist bekanntlich nicht der Fall gewesen, und nun war der Krach der galizischen Ölgesellschaften nicht mehr aufzuhalten. Zuerst fiel die Aktiengesellschaft „Potok,“ dann brachte die Flucht eines Bankdirektors in Lemberg den Stein ins Rollen. Darauf folgte der Sturz der Firma Szczepanowski,

Wolski und Odczywolski, zu der Szczepanowski die Idee, die beiden andern das Geld mitgebracht hatten. Szczepanowski war in Amerika gewesen, wurde dann Abgeordneter für den Reichsrat, wo er als Berichterstatter für das Budget eine große Rolle spielte. In den Kreisen der in Galizien herrschenden Clique galt er als finanzielles Genie und war ein sehr einflußreiches Mitglied. Doch stellte sich heraus, daß die Firma bei der galizischen Sparkasse Wechselschulden von sechs Millionen Gulden hatte, von denen auf den gänzlich vermögenslosen Szczepanowski nicht weniger als drei Millionen fielen. Der 21. Januar 1899 war ein Tag des Schreckens für Galizien; entsetzt stürzten die Einleger an die Schalter der Sparkasse, um ihr Geld zurückzufordern. Die Regierung mußte eingreifen und der Sparkasse acht Millionen zur Verfügung stellen, um ihren Zusammenbruch zu verhindern. Bemerkenswert ist, daß der frühere Regierungskommissar Kleeberg, dem die Aufsicht über die Geschäftsführung der Sparkasse oblag, schon ein Jahr vorher gegen die Wirtschaftsgebarung der Kasse protestiert hatte, jedoch ohne Erfolg, da Herr Szczepanowski in der Statthalterei mehr Einfluß hatte als der Regierungskommissar.

Auf andern Gebieten war es ungefähr ebenso gegangen. Jeder Advokat, Arzt, Schriftsteller oder Beamte war bankfähig, jeder wollte eine Industrie gründen und lebte, wenn das nicht so leicht ging, bei dem leichten Kredit in Hoffnung auf den sicher nicht ausbleibenden Gewinn einstweilen wenigstens über seine Kräfte. Weil das Geld nur so floß, gab es schließlich aus nationaler Gefälligkeit und zu nationalen Zwecken allerlei Ausgaben, für die geschäftliche Verbindlichkeiten erwuchsen, die wohl ebensowenig einbrachten wie die künstlichen Industrien, aber doch auch gedeckt werden mußten. Es ist für das Polentum bezeichnend, daß alle die in Frage kommenden Persönlichkeiten, große und kleine Bankrottierer, Wechselfälscher und Betrüger als „nationale" Patrioten auftraten, sodaß jede Kritik ihrer Handlungsweise und jedes Mißtrauen in ihre Geschäftsgebarung als Verrat an den heiligsten Gütern der Nation gebrandmarkt worden wären. Die Spatzen auf dem Dache erzählten sich längst schon die merkwürdigsten Geschichten über das finanzielle Treiben gewisser meist hochgestellter Herren, aber der Staatsanwalt wußte nichts und rührte sich nicht; er getraute sich nicht, in das solidarisch verbundne und einflußreiche Nest der Betrüger einzugreifen. Erst nachdem sie sich übers Wasser geflüchtet hatten oder gestorben waren, leitete er die Untersuchung ein, meist ohne Erfolg, denn mehr als anderswo heißt es in Galizien: „Der Lebende hat Recht." Es fand eine Reihe von Betrugsprozessen statt, von denen der bedeutendste der der galizischen Sparkasse in Lemberg war. Aber der Hauptbeschuldigte, der Direktor Zima, war während der Untersuchung gestorben, die vier andern Angeklagten wurden freigesprochen. Kenner des Landes und seiner Zustände wunderten sich durchaus nicht über diesen Ausgang des Prozesses, mehr darüber, daß er überhaupt zustande gekommen war. Denn das eine muß man der polnischen Schlachta lassen: an Opfermut und an geschlossenem Eintreten fehlt es ihr nicht, sobald die nationale Ehre in Frage kommt. Die galizische Sparkasse hatte nach dem großen Krach nur zwei Millionen Kronen

aus dem Reservefonds zu decken, die übrigen fehlenden Millionen sind von den ihrer Verantwortlichkeit bewußten und zahlungsfähigen Magnaten eingezahlt worden. Jedenfalls haben aber diese unzweifelhaften Verluste die Armut des Landes nicht vermindert, und die zur Wahrung der nationalen Ehre nach außen hin allgemein bewahrte Zurückhaltung hat zwar bewiesen, daß die durch eine mehr als hundertjährige Revolutions- und Geheimbundspolitik erworbne Schulung in allen zu nationalen Angelegenheiten erklärten Fragen den Polen nicht verloren gegangen ist, diesesmal damit jedoch nur die Verschleierung gewisser tiefgehender Schäden im Volksleben erreicht worden ist, aber noch keine Heilung. Der sich zu den Sozialdemokraten zählende, sonst aber durchaus national gesinnte polnische Abgeordnete Daszynski, der glühendste Hasser der Adelsherrschaft in Galizien und im übrigen der hinreißendste Redner im Wiener Abgeordnetenhaus, hat eine ganze Reihe von galizischen Notabeln in öffentlichen Blättern der Unterschlagung beschuldigt, ohne daß auch nur einer versucht hätte, den Klageweg zu beschreiten. Auch die Abwicklung der mit der Aufrechterhaltung der galizischen Sparkasse verknüpften Geldoperationen scheint nicht ohne weitere Unterschlagungen abzugehn. Um die Sparkasse vor dem Bankrott zu retten, war auch beschlossen worden, die galizische Bank für Handel und Gewerbe zu liquidieren. Zu diesem Zweck hatten mehrere Magnaten, darunter die Fürsten Adam und Ladislaus Sapieha, Garantie bis zu fünf Millionen Kronen geleistet. Wie nun polnische Blätter meldeten, hatten die Liquidatoren für sich große Darlehn aus der Kasse entnommen, und es wären auf diese Weise nicht weniger als sechs Millionen Kronen verschwunden; doch werde die Sache nicht gerichtlich verfolgt werden, damit nicht neuer nationaler Skandal heraufbeschworen würde. Man sieht, es ist noch alles so wie im alten Königreich Polen: wer Führer der Schlachta sein will, dem kostet die Sache viel Geld, er muß leben und leben lassen. Für alle reicht das freilich nicht aus, und darum tauchen immer wieder neue Pläne auf, wie für die ewig Genießenden neue Geldzuschüsse beschafft werden können. Die neuste Losung ist die Parzellation, die so durchgeführt werden soll, daß die Schlachta für den abgetretnen Grund und Boden eine möglichst hohe Entschädigung, wenn möglich über den wirklichen Wert, erhalten würde. Deshalb soll die Parzellation als eine öffentliche Angelegenheit mit Hilfe des Staates und des Landes durchgeführt werden. Nun, damit dürfte es wohl keine Eile haben.

Die galizischen Grundbesitzverhältnisse sind allerdings insofern unhaltbar, als das Eigentum an Grund und Boden beinahe zur Hälfte zwischen den Bauern und der Schlachta verteilt ist, indem sechs Millionen Bauern ungefähr denselben Flächenraum besitzen wie 3000 Schlachtzizen. Die Erwerbsverhältnisse für den galizischen Landbewohner sind dabei so erbärmlich, daß er Grund und Boden nicht anzukaufen vermag, im Gegenteil bei dem geringsten Leichtsinn in Geldverlegenheiten Gefahr läuft, von seinem Besitz vertrieben zu werden. Im Jahre 1891 betrug nach den vom statistischen Landesbureau herausgegebnen Mitteilungen die Zahl der gerichtlich angeordneten Versteigerungen von Bauerngehöften 2171, und seitdem hat sie sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Der Schätzungswert dieser Wirtschaften beläuft sich alljährlich

durchschnittlich auf $4^1/_2$ Millionen Gulden, der wirkliche Wert für den arbeitenden Bauer steht aber vielfach höher. Das Betrübendste dabei ist nun, daß der Bauer in der Mehrzahl wegen ganz geringfügiger Beträge enteignet wird. Bei den 7568 Versteigerungen insgesamt, die in den Jahren 1895/97 vorgenommen wurden, betrafen nur 459 Fälle größere Schuldforderungen von mehr als tausend Gulden, in 2825 Fällen wurden die Besitzungen wegen Schulden von fünfhundert bis tausend Gulden versteigert, und in 3749 Fällen wegen Forderungen unter hundert Gulden, davon in 1009 Fällen wegen ganz winziger Beträge von 1 bis 25 Gulden. Tausende von Bauernfamilien sind nicht imstande, solche Schulden abzutragen, werden darum von der väterlichen Scholle vertrieben und in das Elend gestoßen. Die Folge davon sind massenhafte Auswandrungen und Streiks der Feldarbeiter. Für die Schlachta ist die Auswandrerbewegung sehr ungünstig, den Bauern aber bringt sie große Vorteile. So wurden vor zwei Jahren allein an die Postämter im Bezirk Jaslo von Auswandrern für ihre Angehörigen Geldbeträge von mehr als einer Million Kronen eingesandt. Dorfgeistliche erzählen, daß die nach Deutschland wandernden „Sachsengänger" viel im Auslande lernen und sich nach der Rückkehr in die Heimat meistens durch größere Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe auszeichnen. Dabei haben viele von ihnen soviel Geld erworben, daß sie Grundbesitz zu ansehnlichen Preisen ankaufen können.

Die Verhältnisse im Großgrundbesitz sind wirtschaftlich ebenso ungesund wie beim Bauernstande. Dabei ist in letzter Zeit eine in nichts begründete Güterspekulation eingerissen, durch die die meisten Güter auf das Drei- und Vierfache von dem geschätzt wurden, was sie noch vor dreißig Jahren wert waren. Männer mit sehr bekannten Namen, die auch im politischen Leben eine große Rolle gespielt haben, sind in diese Güterspekulationen verwickelt, wobei die Summen, die zu den Anzahlungen nötig waren, meist durch Wechsel aufgetrieben wurden. Dadurch sind der Hypothekar- und der Personalkredit der galizischen und auch einzelner Wiener Banken auf das äußerste in Anspruch genommen worden, was zu krisenhaften Erscheinungen führen muß und im einzelnen auch schon geführt hat. Die Mehrzahl der Hypotheken wird exequiert werden müssen, und manche werden gar nicht realisiert werden können. Unter diesen Umständen versteht es sich von selbst, daß der Großgrundbesitz immer mehr in jüdische Hände übergeht, und traurig ist dabei, daß die verschuldete Schlachta zuläßt oder nicht verhindern kann, daß ihre Güter an jüdische Spekulanten übergehn, weil sie selbst aus sich heraus nicht ins Werk zu setzen vermag, solche Güter durch eine verständige Parzellierung an Bauern zu verkaufen. Die neuen Besitzer freilich werden das verstehn und zu gelegner Zeit in Angriff nehmen. Der kleine Landbesitz geht zwar auch allmählich mehr und mehr in den Besitz der Dorfjuden über, aber sie behalten ihn eben meist nicht, sondern verkaufen ihn mit Nutzen weiter, dagegen ist ein bedeutender Teil des großen Grundbesitzes schon in jüdischen Händen. Nach Dr. Heinrich Gabel gehören den Juden in Galizien 13,26 Prozent des landtäflichen Großgrundbesitzes, und es gebührten ihnen deshalb von Rechts wegen zwei Mandate. Im Wahlkreis Stryj-Dolina könnten sie allein ihren Abgeordneten durch-

bringen, da sie im Bezirk Stryj 68,86 Prozent und im Bezirk Dolina 84,6 Prozent der landtäflichen Güter in Besitz haben. Wenn die Juden ihre Kraft gebrauchen wollten, so könnten sie, meint Dr. Gabel, einen Abgeordneten im Großgrundbesitz, vier bis fünf in den Städten, drei in den Handelskammern und einen in der allgemeinen Wählerklasse durchbringen. Die Sache ist vollkommen richtig, denn mehr als das halbe Land ist von den Juden finanziell abhängig. Die Schlachta hat in keinem Falle zulassen wollen, daß eine Verständigung zwischen den Juden und den Ruthenen zustande käme, weil dann diese beiden in manchen Bezirken die Oberhand erlangen würden. Darum hat sie den Juden ihre Freundschaft angeboten, und so ist der politische Schacher zwischen beiden in Galizien zu einer Landestradition geworden. Diese wird selbstverständlich nur so lange Bestand haben, als die Juden ihren Vorteil dabei finden, und die Schlachta fürchtet namentlich die nationale Bewegung der jüdischen Zionisten, gegen die sie die Polen zum Kampf auffordert.

Neben diesen die Herrschaft der Schlachta in Galizien bedrohenden Erscheinungen von vorwiegend wirtschaftlicher Natur stehn noch soziale Bewegungen. Natürlich schreiten die Dinge in diesem wirtschaftlich und geistig zurückgebliebnen Lande langsamer vorwärts als in dem fortgeschrittnern Westen, aber auch die Polen können sich dem Einflusse der modernen Ideen nicht ganz verschließen. Im Westen ist die früher allein herrschende Schicht der Gesellschaft durch jüngere emporstrebende Klassen zurückgedrängt worden, und auch Kleinbürger wie Arbeiter haben ihren Anteil an Mandaten und öffentlichen Stellungen gefordert und zum Teil erlangt. Langsamer setzt sich diese Umwandlung in Galizien durch. Schon bei den Reichsratswahlen von 1897 wäre dies stärker zum Ausdruck gekommen, wenn nicht der vereinigte Druck der Schlachta und der Beamtenschaft, ja wenn nicht sogar die Gewalt der Waffen die Bewegung gehemmt hätte. Bei den letzten Reichsratswahlen ist sogar ein Rückschlag eingetreten, da die Schlachta, gewarnt durch den voreiligen Siegesjubel gewisser Wiener Blätter, mit größerer Vorsicht vorgegangen war und einen unverkennbaren Erfolg erzielt hat, der dadurch noch größer wurde, daß die polnischen Christlichsozialen, die unter der Führung des unzuverlässigen Paters Stojalowski stehn, bewogen wurden, in den Polenklub einzutreten. Stojalowski selbst sowie der Führer der polnischen Volkspartei, Stapinski, wurden nicht wieder gewählt. Es läßt sich nun leicht erkennen, daß diese Erfolge keinen dauernden Charakter haben können, und daß die Schlachta von dieser Seite aus starke Einbußen erleiden wird. Würden die Wahlen in Galizien überhaupt freigegeben, so fiele sicher die Hälfte der Abgeordnetensitze in die Hände der Ruthenen, der polnischen Bauernparteien und der Sozialdemokraten. Im vollen Bewußtsein, daß für sie Sein oder Nichtsein auf dem Spiele steht, weiß die Schlachta in der Leitung der Wahlangelegenheiten und in der Führung des Polenklubs große Geschicklichkeit zu entwickeln. Der Polenklub ist aber auch nichts weniger als eine geschlossene Genossenschaft. Nach außen hin wird zwar der Schein der Solidarität aufrecht erhalten, im Innern aber tobt ein persönlicher Kampf schlimmster Art; Eifersucht, Neid, gegenseitiges Beiseitestoßen, das eifrigste Bestreben, Mittel und Wege zu finden,

um die Stellung des „Kollegen“ so gründlich wie möglich zu untergraben, sind an der Tagesordnung. Namentlich treten die sogenannte Krakauer Richtung, die echte Schlachtzizenpartei, und die Lemberger Richtung, die eine etwas demokratischere Färbung trägt, hervor. Denn der Polenklub besteht längst nicht mehr aus lauter Schlachtzizen.

Obwohl der Mittelstand ursprünglich keine altpolnische Einrichtung war, hat doch die fortschreitende Kultur in allen drei polnischen „Anteilen,“ am meisten in den preußischen Polenprovinzen, am wenigsten in Galizien, eine Art Mittelstand hervorgebracht, der namentlich in denen seiner Glieder, die eine höhere Bildung genossen haben, nach politischem Einfluß strebt. Um diesen zu gewinnen, war es notwendig, die bei den Polen allein wirksame Saite, die nationale, anzuspannen. Es ist darum auch in allen polnischen Gebieten, seitdem Leute aus dem Mittelstande zur Geltung gekommen sind, das Anwachsen der polnischen Agitation zu bemerken. Dieser demokratische Flügel der Polen ist nicht neu, er hat sich schon in frühern Polenbewegungen gezeigt und meist Spaltungen hervorgerufen. Die Schlachta ist selbstverständlich sein natürlicher Feind, muß aber mehr und mehr mit ihm paktieren, will sie überhaupt die Leitung der polnischen Bewegung behalten, und sie muß, um ihn zu übertrumpfen, selbst chauvinistischer auftreten. Das läßt sich in den letzten Jahren immer deutlicher beobachten. Nach dem Scheitern des Aufstandes von 1863 war man in den leitenden Polenkreisen von der frühern Praxis der „ungefähr aller fünfzehn Jahre sich wiederholenden Insurrektionen zur Auffrischung der Gefühle“ — wie Graf Bismarck sich am 16. März 1867 ausdrückte — abgekommen und hatte eine neue Taktik eingeschlagen. Zunächst wurde der Krieg gegen drei Fronten aufgegeben, und dann sollte in dem duldsamen Österreich eine einflußreiche politische Stellung geschaffen werden, von der aus man mit desto größerm Nachdruck gegen Rußland und Preußen vorgehn konnte. Wie sehr das deutschliberale Regime den Polen dabei unbewußt entgegengekommen ist, haben wir schon dargetan. In den siebziger Jahren war es auch schon fast so weit, daß durch polnische Intrigen Österreich und Rußland in einen Krieg verwickelt worden wären. Der russisch-türkische Krieg und danach das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich schafften diese politische Lage aus der Welt, und es läßt sich nicht verkennen, daß dieses Bündnis nicht ohne Erwägung der Einwirkung auf die polnische Propaganda abgeschlossen worden ist. Darum hat auch letzthin in Berlin das Auftreten der galizischen Polen wegen der Vorgänge in Wreschen unangenehm berührt. Die galizische Schlachta war freilich am wenigsten schuld daran. Die eigentlichen Führer, die meist zugleich in Rußland und Galizien begütert sind, haben keineswegs dem großpolnischen Gedanken entsagt, aber sie halten die das Volk dezimierenden Revolten für unklug, dagegen würden sie nichts gegen einen Krieg der Ostmächte untereinander haben, weil dabei der Gedanke der Wiederaufrichtung Polens eine Stelle finden könnte. Zunächst halten sie Preußen für den gefährlichsten Gegner, doch liegt hierin nicht der eigentliche Grund für das Auftreten gegen Preußen, sondern darin, daß dort die Partei der Schlachtzizen, die sogenannte polnische Hofpartei, durch die polnische Demokratie aus allem Einfluß verdrängt worden ist. Darum

mußte auch hier die Führung der Schlachta im Vordergrund der großpolnischen Agitation auftauchen, und so erschien denn bei den Protesten gegen die Schulvorgänge in Wreschen im deutschen Reichstage der Prinz Radziwill, geradeso wie im galizischen Landtage Fürst Czartoryski und Graf Dzieduszycki als Wortführer der angeblich beleidigten polnischen Nation auftraten.

Dieser meist im stillen geführte Kampf um die Führung des polnischen Volkes zwischen den Schlachtzizen und den Demokraten ist das eigentliche Kennzeichen der heutigen Polenbewegung und zugleich der Grund für ihr erneutes Aufflammen. Die Schlachtzizen müssen, um an der Führung zu bleiben, das radikale Drängen ihrer demokratischen Genossen mitmachen, womöglich überbieten, und die Gefahren, die ihrer Stellung wie ihrem Volke drohen, klar erkennend, suchen sie durch geschickte politische Taktik namentlich in Österreich eine patriotische Miene zu bewahren. Sie haben bisher mit Glück operiert, und namentlich die Leitung des Polenklubs verrät große Umsicht und diplomatische Gewandtheit. Man ist auch bei der Behandlung der heikeln Wreschener Schulangelegenheit gerade noch mit einem blauen Auge weggekommen. Während seiner Rede in der österreichischen Delegation über die äußere Politik richtete Graf Dzieduszycki zwar allerhand Spitzen an die Adresse Deutschlands, erklärte sich aber doch nicht direkt gegen den Dreibund. Im Polenklub, wo dann die Herren unter sich waren, wurden sie schon deutlicher, und der nicht der Stanczykengruppe angehörende Abgeordnete Grek brachte den Antrag ein, die Polen sollten zwar für die Wehrmacht der Monarchie eintreten, aber nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die österreichisch-ungarische Politik unabhängig sein sollte von der des Deutschen Reichs. Der Obmann v. Jaworski brachte es schließlich so weit, daß der Antrag dahin abgeändert wurde, die Stärkung der österreichisch-ungarischen Wehrkraft solle darauf berechnet sein, die vollständige Freiheit zur Wahrung der österreichischen Großmachtstellung zu sichern. Man hatte also Deutschland nicht ausdrücklich genannt, sonst unterscheidet sich der Sinn der beiden Anträge gar nicht, aber einen Angriff auf das Bündnis mit Deutschland hätte man in der Hofburg nicht vertragen, und es wäre dann für den Polenklub unmöglich gewesen, die bisherige patriotische Maske beizubehalten.

Die Verhältnisse in Galizien spitzen sich trotzdem auch nach dieser Richtung hin immer mehr zu. Die Demonstrationen gegen die deutschen Konsulate in Lemberg und Krakau wegen der Wreschener Vorfälle gingen durchaus vom bürgerlichen Publikum aus, die schwere politische Niederlage, die sich die Lemberger Demokratie — die Herren Zima, Szczepanowski und andre gehörten zu ihr — bei dem großen Finanzkrach geholt hatte, scheint schon vergessen zu sein, und das Vorgehn der preußischen Regierung gegen ihre aufsässigen Polen wird noch öfters in Galizien Anlaß zu großpolnischen Demonstrationen geben, einerlei, ob die Schlachta dabei führend auftreten möchte oder nicht. Es handelt sich um den Kampf um die Führerschaft — aber auch sonst um weiter nichts. Die polnischen revolutionären Condottieri des neunzehnten Jahrhunderts, die bei allen Revolutionen dabei sein mußten, sind ausgestorben, an eine „polnische Revolution“ denkt heute niemand mehr ernstlich, am

wenigsten die Leute, die davon große Worte machen. Es ist auch dort das einfache „Geh weg, ich will mich an deinen Platz setzen," was unsern gesamten demokratischen Bewegungen das Gepräge gibt. Gefährlich für die Regierungen ist dergleichen nicht mehr, aber beschwerlich. Für die österreichische Regierung werden die Schwierigkeiten in Galizien in demselben Maße wachsen, wie der unaufhaltsame Verfall der Schlachta fortschreitet. Es wäre falsch anzunehmen, daß man in Wien nicht zuweilen gewußt habe, wie es in Galizien eigentlich aussieht. Aber die Herrschaft der Schlachta war das kleinere Übel, das länger als ein Vierteljahrhundert allen österreichischen Regierungen (darunter allein dem Ministerium Taaffe vierzehn Jahre) ermöglicht hat „fortzuwursteln." Die unfruchtbare oppositionelle Kritik hat diesen Umstand schon wiederholt breitgetreten, leider aber auch nicht gewußt und angegeben, wie man es anders hätte machen sollen. Es war mindestens bequem, wenn nicht notwendig, für jede österreichische Regierung, die nie der Unterstützung der Deutschen und meist auch der Tschechen sicher sein kann, die immer bereiten polnischen Stimmen zur Verfügung zu haben. In frühern Zeiten wurden ja die Polen vom Liberalismus gehätschelt, und es war darum nicht unpopulär und erschien sogar ganz volksfreundlich, Galizien den hergebrachten polnischen Herren auszuliefern. Die Zustände dort waren wohl nicht erfreulich, am ähnlichsten waren sie denen im benachbarten Ungarn, doch auch die Magyaren erfreuten sich seinerzeit sehr der Sympathie des europäischen Liberalismus. Aber seit man nach mehr als drei Jahrzehnten die Früchte gesehen hat, haben sich die Anschauungen bedeutend geändert. Die heutige politische Lage in Europa verträgt keine Aufrollung der polnischen Frage mehr. Preußen wird mit seinen Polen allein fertig werden müssen, und wie sich Österreich und Rußland gegenüber polnischen Unruhen benehmen würden, das kann man schon aus ihrem gemeinsamen Vorgehn gegen die Balkanhändel entnehmen, und Polen liegt ihnen doch in verschiedner Beziehung um ein erkleckliches näher. Von dieser Seite her droht keine Gefahr. Die Schwierigkeiten werden bloß innerer Natur sein, aber sie werden für Österreich von grundlegender Bedeutung werden. Wenn auch noch in Galizien die radikale Demokratie zum Einfluß kommt, dann kann in Österreich die bisherige Regierungsweise schlechthin nicht fortgesetzt werden, und in Galizien wird man mit Hilfe der Ruthenen, der Reste des Deutschtums und der Wiederbelebung der Staatsautorität dem Lande eine neue Zukunft bringen, namentlich nach der wirtschaftlichen und der sozialen Richtung hin, überhaupt Galizien für Österreich neu erobern müssen. Dann wird sich erst zeigen, welche Schwierigkeiten man durch Jahrzehnte währendes Geschehenlassen herangezogen hat; denn der österreichische Beamte kann nicht polnisch, und der jetzige galizische Beamte denkt nur in seltnen Fällen österreichisch; hier liegt der tatsächliche Beweis vor, wohin der Föderalismus in Österreich führen müßte. Es wird ganz von der Entschlußfähigkeit der Krone und den Regierungen in Österreich abhängen, mit welcher Entschiedenheit und welchen Mitteln man vorgehn wird, aber einschreiten wird man müssen. Dann kann allerdings der Fall eintreten, daß man zu einer „Sonderstellung Galiziens" kommt, freilich noch in ganz anderm Sinne, als

sich dies der Deutschnationalismus in Österreich vorstellt. Die weitere Entwicklung in dieser Richtung kann unter Umständen sehr rasch erfolgen und wird ebensosehr von den leitenden Persönlichkeiten in Österreich, wie von dem weitern Fortschreiten der großpolnischen Agitation und der sozialen Verschiebung in Galizien bestimmt werden. Es wird dann einen Neubau an dem alten Stammhaus Österreich geben, das dadurch gar nicht weiter erschüttert zu werden braucht, woran sich aber die Deutschen in Österreich, falls sie bis dahin das politische Fadendrehn am doktrinären Spinnrocken aufgegeben haben, nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung für Österreich beteiligen könnten. Sie könnten dann auch wieder die Aufgabe übernehmen, deutsche Kultur in den Osten zu tragen.

Albin Geyer



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

3. Von Paros bis Thera



Ein starker Wind wehte und trieb hohe, schaumgekrönte Wellen vor sich her, aber die soeben aufgegangne Sonne schien unverhüllt, als wir auf der Reede von Paros vor Anker gingen. Weiß lagen die Häuser der Stadt vor uns, und die Anhöhen nach dem Innern zu waren bedeckt mit weißen Windmühlen und weißen Kapellen, deren Zahl auch auf Paros, obgleich die Stadt außerdem ein Zentralheiligtum hat, übermäßig groß ist. Wir landeten und begaben uns durch die uns nun schon nicht mehr neuen, engen, gewundnen Gassen zu den Resten eines alten fränkischen Schlosses, dessen Mauern samt einem sechseckigen Turm zum großen Teil aus antiken Baugliedern aufgerichtet sind. Eigentümlich nahmen sich die runden Säulendurchschnitte aus, die sich schichtweise über den schweren Quaderreihen hinzogen und eine Abwechslung zwischen viereckigen und runden Teilen hervorbrachten, wie ich sie noch an keinem andern Bauwerk wahrgenommen habe.

Dann gingen wir zu der in der Nähe liegenden alten Akropolis und erinnerten uns dabei, daß wir auf dem Boden der Stadt wandelten, gegen die Miltiades nach seinem Siege bei Marathon den unglücklichen Heereszug unternahm, der ihm sein Ansehen und seine Freiheit raubte. Die alte Akropole von Paros besteht aus einem niedrigen aber ziemlich steilen Hügel. Ein Stück von dem berühmten marmor Parium, das man an seinem Fuße auf dem Felde fand, gab die Veranlassung, daß das deutsche archäologische Institut im Jahre 1899 diesen Burghügel bis auf den lebendigen Fels untersuchte. Einen Teil von ihm nimmt jetzt eine Kirche ein, und unter und neben dieser fand man die Fundamente eines Tempels aus dem sechsten Jahrhundert und viele einfarbige und geometrisch verzierte Vasenscherben. Tempel und Kirche liegen jetzt hart über dem brausenden Meer, dessen Wellen den Felsen allmählich unterwaschen

haben, sodaß große Blöcke hinuntergestürzt sind. Auch heute schäumte bei dem starken Winde eine heftige Brandung gegen die zerklüftete Felswand.

Viel zu sehen war sonst auf der Akropolis nicht. Wir zogen deshalb bald durch die Stadt hinaus nach der andern Seite zu dem großen Klosterheiligtum. Da gerade das Fest des hagios Georgios gefeiert wurde, so waren die engen Gassen mit Menschen geradezu vollgestopft, die uns neugierig und ehrerbietig ansahen und in großen Massen zur Kirche geleiteten. Diese führt den seltsamen Namen „Hekatonpyliani," als hätte sie hundert Tore (man vermutet eine Entstellung aus „Katapoliani"). Sie ist ein sehr ansehnliches Gebäude, an dem man die Bauart der byzantinischen Kirchen gut studieren kann.

Jedes griechische Gotteshaus hat vor dem Altar eine das Volk von den Priestern trennende Wand, die den Namen „Ikonostas" führt. Die orthodoxe Kirche verwirft jede Art plastischer Darstellung als ketzerischen Greuel, liebt aber gemalte oder aus Steinmosaik zusammengesetzte Bilder, die in reichern Kirchen sogar mit Edelsteinen geschmückt sind. Solche Bilder sind immer in reicher Fülle auf dem Ikonostas angebracht, das davon seinen Namen trägt. Oft ist es auch durch kleine Säulen in Abteilungen zerlegt und hat in der Regel drei Türen, eine größere in der Mitte und zwei kleinere an den Seiten. So ähnelt das Ikonostas ganz auffallend dem altgriechischen Proszenium, der Wand, die vor das eigentliche Bühnengebäude gezogen wurde und den Hintergrund der Aufführungen abgab. Und in der Tat ist der griechische Gottesdienst nichts andres als die Aufführung eines geistlichen Schauspiels, das sich hinter dieser Schranke, die niemand aus dem Volke überschreiten darf, abspielt. Durch die mittlere Tür, die den Namen der „schönen Pforte" (oraea pyli) führt, darf nur der Priester gehn, die beiden Seitentüren sind für die Diakonen bestimmt. Das Volk sieht also von der heiligen Handlung so gut wie nichts. Nur bei der Wandlung wird die „schöne Pforte" geöffnet, sodaß dann die Gemeinde sehen kann, was im eigentlichen Heiligtum vorgeht. Ab und zu öffnet sich auch eine der Seitentüren, und eine Prozession von Geistlichen und Diakonen zieht heraus, oder ein Pope tritt auf die Schwelle der Mitteltür, um dem Volke irgendwelche frohe Botschaft zu verkündigen. Als Ersatz für das Wesentliche dienen der Gemeinde die endlosen Kanones und Litaneien, die im Hauptraume selbst gesungen werden. Vor dem Ikonostas nämlich stehn sich auf etwas erhöhten Plätzen zwei Lesepulte gegenüber, von denen aus zwei Lektoren oder Kantoren, jeder unterstützt von einer Anzahl junger Sänger, mit näselnden Stimmen einen Wechselgesang vollführen, der bei hohen Festen stundenlang währt und auf solche, die ihn nicht verstehn, geradezu steinerweichend wirkt, während das griechische Publikum ihm mit der größten Geduld folgt, wobei jeder eine brennende Wachskerze in der Hand hält.

In der Kirche Hekatonpyliani fanden wir antike Bauglieder und am Altar einen schönen ionischen Eierstab. Unter dem Altar entspringt eine Heilquelle, und dahinter in der Apsis gibt es noch eine Art Theater für die Kommunikanten, steinerne Rundbänke und obenan den Bischofssitz. Auf dem Fußboden war an verschiednen Stellen sehr zierlich und fein der byzantinische Doppeladler eingemeißelt. Neben der Kirche liegt das alte Kloster, das jetzt

aber, wie es scheint, keine Mönche mehr beherbergt. An dem Kreuzgange sahen wir die Reste der alten byzantinischen Grabanlagen, schöne marmorne Monumente, auf denen ehemals die Sarkophage gestanden hatten; auf ihnen waren dann noch Dächer mit Aufsätzen, und auf diesen wieder Büsten oder Gruppen. In der Nähe lag auch das kleine Museum für die am Ort gemachten Funde. In diesem interessierte uns besonders das obenerwähnte Stück des sogenannten parischen Marmors, das erst drei Jahre vorher entdeckt und in der Fachliteratur beschrieben worden war. Es steckt ein Stück Geschichte der Diadochenzeit darin. Das Hauptstück dieses geschichtlichen Denkmals, das jetzt in London aufbewahrt wird, ist in Smyrna aufgefunden, aber sofort als aus Paros stammend erkannt worden. Schon die Marmorart wies auf den Ursprungsort hin.

Diesem berühmten parischen Marmor wollten nun die Unternehmendern einen Besuch abstatten, während die Mehrzahl einen Spaziergang in der Ebne zu irgendeinem Bau aus dem Altertum vorzog. Ich schloß mich der Gebirgsexpedition an, weil sie mir das interessantere Ziel zu haben schien, und ich sollte mich nicht getäuscht haben. Professor Philippsohn übernahm als Geograph von Fach die Leitung und Erklärung. Es wurde also in die Stadt nach Reittieren gesandt, und diese kamen dann auch recht gemächlich angetrottet. Da es an Maultieren gebrach, so mußte ich dieses mal mit einem alten Esel vorlieb nehmen, der noch dazu lahmte; es war eine traurige Rosinante, auf der ich die Zielscheibe des Witzes der jüngern Damen werden mußte. Zwischen Gärten und Weinbergen ging es auf schmalen, steinigen Wegen aufwärts, bis wir auf eine öde Hochfläche kamen, wo Steinhaufen und Schutthalden einen frühern bergmännischen Betrieb bezeugten. Auch gab es hier noch verfallne Förderhäuschen, Gerätschuppen und mancherlei verrostendes Eisengerät, denn es war erst wenig Jahre her, daß eine griechische Gesellschaft den Versuch gemacht hatte, die antiken Marmorbrüche wieder zu eröffnen. Bald waren ihr jedoch die Mittel ausgegangen, und der Betrieb war wieder eingestellt worden, noch ehe er recht begonnen hatte. Das ist ja das Elend in Agrarstaaten, wie Griechenland einer ist. Es fehlt zu allen großen Unternehmungen an dem nötigen Kapital, und wenn die Leute etwas beginnen, so haben sie nicht das Geld, das Angefangne auszuführen. Da müssen dann andre zahlungsfähigere Völker einspringen. Auch diese alten Brüche warten nur auf den belebenden goldnen Regen, und sofort werden sie wieder reichen Ertrag liefern. Eine englische Gesellschaft, hieß es, wolle sich der Sache annehmen. Welcher Sache auf dem weiten Erdenrund nähmen sich die Engländer auch nicht an!

Nachdem wir abgestiegen waren, trug uns Herr Philippsohn das Wissenswerteste über die geologischen Verhältnisse des Marmors vor. Die Kykladen bestehn aus zwei Gruppen von Urgestein, aus Gneis und aus Glimmerschiefer. In beiden Gruppen kommen Marmorlager vor, oft Hunderte von Metern weit. Die Marmorarten, die sich im Gneis finden, sind älter, klarer und schöner, die im Glimmerschiefer jünger, trüber und weniger schön. Die Kuppen der Berge bestehn ebenfalls aus Marmor, daher stammen die langweiligen, sanften

Formen, nichts kühnes, wildes, heroisches. Den heroischen Charakter hat der Marmor nicht von Natur; er erhält ihn erst, wenn er von Künstlerhand bearbeitet wird. Die beste Marmorsorte heißt „Lychnites,“ weil sie bei Lampenlicht gebrochen wurde. Sie besteht nur aus einer winzig kleinen, zwei bis drei Meter dicken Schicht inmitten der großen Marmormasse.

Nachdem wir so belehrt worden waren, stiegen wir in den schwarzen Schlund hinab, jeder mit einer langen, dünnen, ursprünglich für gottesdienstliche Zwecke bestimmten Wachskerze in der Hand. Es ging ziemlich steil hinunter. Bald schien das Tageslicht des Eingangs, wenn wir uns umschauten, nur noch wie ein Teller groß. Die Wände waren durch die griechische Gesellschaft wieder instandgesetzt. Schienen waren auf der schrägen Bahn befestigt, und umgestürzte eiserne Förderwagen lagen umher. Dies hörte auf, als wir auf dem Grunde des Schachtes ankamen, wo wir nun in wagerechter Richtung bei dürftigem Kerzenschimmer vorsichtig weitertappten. Denn wir gingen auf einer nach links geneigten Fläche, die naß, schlüpfrig und sehr uneben war und in einem beim Kerzenlicht schwarzfunkelnden Gewässer endigte, in das hineinzurutschen nicht eben geraten schien. Hier war nun alles antik, und nichts aufgeräumt oder modernisiert. Wir beleuchteten mit unsern Heiligenkerzen die Wände, an denen vor achtzehn Jahrhunderten etwa der letzte Hammerschlag geschehn sein mochte. Eine schöne braune Patina überzog den edeln Stein nach außen und in den Fugen, wo er der Luft und der Feuchtigkeit ausgesetzt war; schlug man aber ein Stückchen ab, so waren die Flächen klar und weiß wie Zucker. Von dem am Boden massenhaft umherliegenden Gestein suchte sich jeder ein Andenken aus, und selbstverständlich sollte das ein Lychnitesstück erster Güte sein. Herr Philippsohn wurde deshalb mit Fragen förmlich bestürmt, und mancher steckte sich beide Taschen voll Marmor, mußte aber, nachdem er die Last mühsam hinaufgetragen hatte, das meiste wieder wegwerfen.

Der Aufstieg ging durch einen andern Stollen, war aber ebenso steil und langwierig wie die Einfahrt. Das lockere Gestein rutschte einem immer unter den Füßen weg, und man bekam nur schwer einen festen Stand. Ich bewunderte die drei jungen Damen, die diese Marmorexpedition mitmachten, denn ein Vergnügen war diese unterirdische Kletterei nicht für sie, auch kein Vorteil für ihre Kleider, freilich wurden ihnen alle Mühen durch freudiges Hochgefühl aufgewogen. Eine von ihnen, die Tochter eines angesehenen österreichischen Gelehrten und Akademikers, hatte, als wir glücklich wieder das rosige Licht begrüßten, einen nicht eben kleinen, kugelförmigen, ganz braun patinierten Block in den Händen. Es war sicher keine Kleinigkeit für die junge Dame gewesen, dieses Stück die ganze Rutschbahn hinaufzuschleppen. Auf meine verwunderte Frage, was sie denn mit dem Stein wolle, erwiderte sie mit einem leichten reizenden Anflug von Wiener Dialekt und liebenswürdiger, schnippischer Schlagfertigkeit:

Den Amorkopf heraushauen, der drin sitzt.

Aber, gnädiges Fräulein, können Sie denn bildhauern?

I lerns halt!

Wie ehemals die Ritterfräulein mit dem Falken auf der Faust zur Jagd

ritten, so trug sie reitend den Block in der Faust und verpackte ihn auf dem Schiffe sorglich in ihrem Koffer. Möge der Amor, der darin gesteckt hat, unter ihren Händen glücklich herausgekommen sein und sich ihr immerdar im Leben günstig beweisen!

Nach diesem Tiefbauschacht besahen wir noch die sogenannte Pansgrotte, die auf der andern Seite des kleinen Plateaus liegt. Sie ist ebenfalls ein antiker Marmorbruch, aber mit Tagbaubetrieb. Wir kletterten eine Strecke weit in die Grotte hinein und beobachteten die eigentümliche Erscheinung, daß hier über den aus dem Altertum herrührenden Schuttmassen die Jahrhunderte eine dicke harte Sinterschicht abgelagert haben, die sich durch die von oben herabträufelnde kalkgesättigte Flüssigkeit noch beständig verstärkt. Auch hier konnte man neben dem alten Bruch einen neuen sehen, der aber ebenfalls wieder aufgegeben worden war. Wie viele Tempelsäulen und schönverzierte Kapitäle mögen wohl aus diesen antiken Schachten hervorgegangen sein! Wie viele glänzende Statuen mögen ihren Ursprung den dunkeln Gängen verdankt haben, durch die wir schritten! Und wo sind sie nun? Ein winziger Bruchteil davon ist erhalten geblieben und entzückt noch das Auge des Kenners und des Kunstfreundes, wie z. B. die Kopie der Knidischen Aphrodite, das andre ist zerbrochen, zerkrümelt, zerpulvert.

War mir der Hinaufritt ins Gebirge schon beschwerlich gewesen, so wurde mir der Hinabritt geradezu zur Folterqual. Mein alter Esel lahmte trotz der Versicherung des ihn führenden Jungen, daß er kalós sei, immer stärker, und das wird auf die Dauer für jede rhythmisch angelegte Natur zu einer unerträglichen Pein. Ich nahm auf dem Schiff eine starke Dosis Opium, verzichtete auf das Diner und legte mich auf die harten Planken des Vorderdecks nieder, wo mich die hellenische Sonne bald ganz gehörig durchglühte und dann in einen dumpfen Schlaf versenkte. Ich merkte nicht, daß sich das Schiff wieder in Bewegung setzte, und wachte erst auf, als mich „der Äginet," Herr Thiersch, sanft rüttelte und fragte, ob ich denn nicht Naxos sehen wolle. Als ich taumelnd in die Höhe fuhr, stand eben die Schiffsmaschine still.

In Naxos sollte wegen des hohen Seegangs nicht gelandet werden, und vergebens ruderte ein Boot aus dem Hafen trotz des Wellenschlags mühsam bis zu uns heran. Es hielt sich eine Weile schwankend an unsrer Seite, dann fuhren die beiden Schiffer traurig und ohne Verdienst wieder zu ihrer Bacchus- und Schmirgelinsel zurück. Denn diese beiden Dinge sind die Hauptmerkwürdigkeiten der Insel. Sie produziert den besten Schleifschmirgel, den es auf der Welt gibt, und sie ist die Stätte, wo der Weingott auf seinem orgiastischen Zuge aus Indien die von Theseus schnöde verlassene Ariadne in holdem Schlummer antraf, so wie sie uns die vatikanische Statue vorführt. Er hätte in der Tat ein Barbar oder ein Stein sein müssen, wenn er diese liebreizende Schläferin nicht zu seiner Braut gemacht hätte. Um des Glückes willen, das er hier gefunden hat, hat der Weingott dann die Insel reich gesegnet. Sie ist in ihren untern Teilen ungemein fruchtbar an Wein, Öl und Südfrüchten und soll Täler mit einer geradezu tropischen Vegetation aufzuweisen haben. Von diesen Herrlichkeiten bekamen wir nun freilich nichts zu sehen. Uns zeigte die Bacchusinsel dasselbe Gesicht, das allen Kykladen nach der Seeseite zu eigen ist. Die

weißen Häuser einer Stadt steigen vom Strande aus einen oder mehrere Hügel hinan, und dahinter erheben sich kahle graugrüne Berge. Auf Naxos ist die Stadt größer und ansehnlicher, die Berge sind stattlicher und höher als anderswo; ist doch Naxos mit 15000 Einwohnern die bevölkertste aller Kykladen, der Oxia auf Naxos mit 1003 Metern der höchste Berg auf ihnen. Was aber dem Blick auf die Insel vom Meer aus einen ganz eignen, melancholischen Reiz verleiht, ist eine hohe Säule, der einzige Rest eines antiken Tempels, die auf einer wogenumbrandeten Klippe vor dem Hafen einsam zu trauern und an die vergangnen Zeiten zu denken scheint, wo sie mit vielen Schwestern heiterer Feste Zeugin war. Es ist wunderbar, was so ein einziges überlebendes Denkmal einer großen Vergangenheit einem Landschaftsbilde für einen Zauber zu verleihen vermag.

Eine Stunde lang etwa durften wir uns des Anblicks der Naxosstadt erfreuen, dann wurde es Zeit, für die Nacht einen schützenden Hafen aufzusuchen. Einen solchen sollte uns Jos bieten. Doch hatte die nach mäßiger Fahrt vor uns liegende Insel scheinbar gar keinen Hafen. Nur ein weißes Kirchlein lag vor uns auf schroffem Felshang. Aber als wir um diesen herumfuhren, sahen wir mit einemmal eine geräumige Bucht mit völlig ruhiger See vor uns, in die wir alsbald freudig hineindampften. Hinter uns schien sich die schmale Öffnung wieder zu schließen, sodaß wir in einem völlig geschlossenen Becken zu sein glaubten. Rechts am Strande bemerkten wir nur einige Häuser, die eigentliche Stadt lag oben auf dem Berge. Hier wurde im Altertum das Grab Homers gezeigt. Aber man kann nicht annehmen, daß es echt war; auch ist Homer nicht tot, denn er lebt noch heute.

Einige von uns schickten sich an, noch in aller Eile, ehe das letzte Tageslicht verblich, der Stadt einen kurzen Besuch abzustatten. Unter Philippsohns Führung, der überall auf den Inseln und an den Küsten des griechischen Meeres Bescheid weiß, weil er überall das Land geographisch studiert hat, stiegen wir so schnell wie möglich den wohlgepflasterten Reitweg hinauf. Krügetragende Mädchen begegneten uns und grüßten die Fremden mit einem freundlichen kalispera (guten Abend). Wir wollten gemeinsam ein Kaphenion aufsuchen, aber schon an den ersten Häusern der Stadt traf Philippsohn auf ein paar Gastfreunde von früher her, denn ihm wohnen auf allen Inseln solche. Diese nahmen ihn sofort in Beschlag und entführten ihn uns unter lauten Freudenbezeugungen. Wir wanden uns also allein bis zur Platia hinauf und begaben uns in das der beiden Kaphenia, das uns als das kallitero (schönste) bezeichnet wurde. Es war natürlich sofort bis zum letzten Platz mit Menschen gefüllt, die die europäischen Gäste sehen wollten, und es begann nun der landesübliche Austausch von Höflichkeiten und das gegenseitige Zutrinken süßen Weins. Wenn man dort auf den Inseln einen Krassi (Glas Wein) fordert, so bekommt man in einem normalen Wasserglase nur eine drei bis vier Zentimeter hohe Flüssigkeit und dazu ein andres Glas voll Wasser. Der Wein ist nämlich dort echt und sehr feurig und wird deshalb nur gemischt getrunken. Uns genügte das nicht recht, und die Joten mochten wohl erstaunen über die Zahl der von den Nordländern genossenen Krassis. Verständige mahnten dann doch

zum Aufbruch, damit die Bootsleute unten nicht so lange zu warten brauchten, und unter zahlreicher Begleitung stiegen wir wieder den nächtlich dunkeln Steinpfad zum Meere hinab. In der ganzen weiten Bucht war unser Schiff das einzige. Im Winter dagegen sollen in dem sichern Hafen jederzeit viele Segelschiffe vor Anker liegen. Auch ist Jos der Zentralpunkt der Inseltelephone, denn diese „Erfindung des Teufels“ — wofür vielangeklingelte Geschäftsleute sie halten — stört mit ihrem nervenaufregenden Lärm auch schon den idyllischen Frieden dieser weltentlegnen Eilande. Übrigens sind die Zustände auf Jos auch in sozialer Beziehung keineswegs idyllisch. Die ganze Insel gehört zwei oder drei Grundherren; die übrigen Bewohner werden in milder Sklaverei gehalten.

Das Unwohlsein, das mich heimsuchte, hatte seinen Grund in den Zuständen auf unserm Schiffe, die, nachdem der künstliche, ihnen von der Hauptstadt her noch anhaftende Firnis verschwunden war, von Tag zu Tag mehr ihre eigentliche Natur in klassischer Reinheit oder vielmehr Unreinlichkeit entwickelten. Anfangs war die Verpflegung leidlich, vielleicht auch wegen ihrer Neuheit erträglich gewesen. Allmählich wurde sie so, daß man sich mit Unbehagen zu Tisch setzte und nur halbgesättigt wieder aufstand. Der ewige Hammelfettgeschmack wurde auf die Dauer unleidlich. Ein gutes, weiches, ausgiebiges Stück Fleisch gab es auf der ganzen Reise nicht. Wenn zum Beispiel einmal Geflügel auf den Tisch kam, so war es immer in ganz kleine Teile zerlegt und ganz knapp auf die Einzelnen bemessen. Nur die leidigen Hackfleischgerichte, die in der griechischen Küche überhaupt eine große Rolle spielen, kamen in reichlicher Menge und in allen möglichen Formen mit und ohne Blätterteig auf den Tisch. Ihr Geruch und Geschmack waren so, daß die zweifelnde Frage: „Was mag wohl alles in der Pastete stecken?“ auf aller Lippen schwebte. Hätte es nicht immer Apfelsinen gegeben und zum Frühstück frische Eier, man wäre ganz von Kräften gekommen.

Ebenso traurig stand es mit dem Wein. Der Weißwein war reziniert (mit Kienharz versetzt), und der Rotwein hatte einen so niederträchtigen, muffig-weichlichen Geschmack, daß er fast noch ungenießbarer war. Die Absicht der Schiffswirtschaft war offenbar die, daß wir uns von dem guten „Salonwein,“ den es zu kaufen gab, bestellten. Der Tischwein wurde deshalb von Tag zu Tag schlechter, ja es wurde beobachtet, wie vor dem Essen die halbgefüllten Karaffen unter die Pumpe gehalten wurden. Wir suchten durch einen starken Beisatz von Zitronensaft dem miserabeln Getränk einen kräftigern Geschmack zu verleihn, sodaß bei Tisch dem allgemeinen Verlangen nach limonaes kaum genügt werden konnte, oder wir tranken den von Hermupolis mitgebrachten Wein, der nur leider nicht lange vorhielt. Bei solcher Verpflegung war es kein Wunder, daß allerhand Verdauungsstörungen auftraten. Das war aber um so peinlicher, weil die Abortverhältnisse auf dem Schiffe für nordisch-zivilisierte Begriffe durchaus unzureichend waren. Es gehörte eine gewaltsame Zurückversetzung in die antike Naivität hinzu, das alles mit gutem Humor zu ertragen oder zu übersehen.

Die Schlafgelasse der ersten Klasse, in der die ältern Herren und sämtliche

Damen untergebracht waren, waren an sich nicht schlecht, aber natürlich sehr eng. Es hat immer seine Unbequemlichkeiten, zu dreien oder zu vieren in einer Schiffskabine zu logieren, und gar manchesmal habe ich den unter mir hängenden Professor Sieglin beim Aufstehn unsanft getreten.

Besondre Schwierigkeiten machte es einem, die Sachen gehörig zu verstauen, und seinem Koffer etwas zu entnehmen, war mit so vielen Umständen verknüpft, daß einer meiner Kabinengenossen, wie er selbst offen eingestand, es vorzog, sich die jedesmal nötigen Utensilien, wenn irgend möglich, zu leihen, anstatt selbst den Koffer zu öffnen. In der Nacht litt man unter der entsetzlichen Luft, die sich sofort entwickelte, wenn das ovale Kabinenfenster geschlossen wurde; öffnete man es aber, so traf die kalte Nachtluft den darunter Liegenden sehr empfindlich. Insektenpulver durfte natürlich nicht geschont werden, half jedoch nicht durchgreifend, sodaß der junge Tag gewöhnlich mit Reiben und Jucken eingeweiht wurde.

Am Morgen galt es, möglichst früh auf die Beine zu kommen, bevor die große Masse der Schläfer aufstand. Denn nur dann konnte man einigermaßen rasch und glatt mit der Toilette und dem Frühstück fertig werden. In der Kabine gab es nur ein Waschgefäß, kein Wasser und kein Glas, beides mußte immer erst aus der Küche verlangt werden. Deswegen und wegen der Engigkeit des Raumes konnte sich immer nur einer anziehn; dieser hatte dann die Verpflichtung, für seinen Nachfolger neues Trink- und Waschwasser zu besorgen.

War man mit seiner Toilette glücklich fertig, so verließ man aufatmend den dumpfen, engen Raum, trat in den „Salon“ und setzte sich zum Frühstück nieder. Dies war noch die beste Mahlzeit des Tages. Der Kaffee allerdings, der ja sonst im Orient nicht übel ist, war wegen seiner dicken Satzmassen als Frühstücksgetränk nicht zu brauchen und wurde nur wenig verlangt; der von den meisten vorgezogne Tee wurde, wie es schien, aus Heu bereitet, und die „Butter“ war wohl mehr ein Produkt aus Hammelfett als aus Kuhmilch, dafür aber waren die Eier immer gut und frisch, und der Honig, wirklicher Honig vom Hymettos oder wenigstens aus Attika, goldklar, jämig und würzig vom Dufte der Bergblumen, nicht ein Absud aus Birnensaft und Zucker, wie der sogenannte „Honig“ in den Schweizer Hotels. Beides, Eier und Honig, wurden denn auch massenhaft konsumiert. Leider ging in der stiefmütterlich behandelten zweiten Klasse, die ihren eignen Frühstücktisch hatte, der Honig sehr bald aus. Als er nun eines schönen Morgens plötzlich fehlte, raffte ein junger, liebenswürdiger, feinen Tafelgenüssen keineswegs abholder Österreicher sein bestes Griechisch zusammen und fragte den Aufwärter mit möglichst strenger Stimme: Pu ínne to meli? (Wo ist der Honig?) Der Gefragte zuckte die Achseln und erwiderte gelassen: Meli típote! (Honig, nichts.) Die Miene des Österreichers soll bei dieser Antwort ein höchst komisches Gemisch von Enttäuschung und Entrüstung gezeigt haben, und diese Komik der Situation war wohl der Grund, daß die Frage: Pu ínne to meli? und die Antwort: Meli típote bei uns zu geflügelten Worten wurden, obwohl sie doch weder witzig noch auch nur merkwürdig oder absonderlich sind. Unzähligemale und bei allen

möglichen und unmöglichen Gelegenheiten wurden sie in ebenso geistreicher Weise wiederholt, wie etwa in Paris vor einigen Jahren das berühmte: En voulez-vous des homards? ah les sales bêtes, ils ont poiles aux pattes! Wenn einer seinen Hut nicht finden konnte, wenn einer eine Zitrone haben wollte, wenn einer bei Besichtigungen etwas, wovon die Rede war, nicht gleich sah, immer hieß es: Pu ínne to meli? und immer ertönte aus mehreren Mündern zugleich die Antwort: Meli típote! Das dauerte so lange, bis dieser Scherz an seiner Abgeschmacktheit erstarb.

Da sämtliche Schlafkabinen um den Salon herumlagen, so sah man, während man frühstückte, bald die eine bald die andre Tür sich öffnen und durch möglichst schmale Spalten weißlich schimmernde Arme langen, um Krüge auf den Boden zu setzen, während von innen eine weibliche Stimme Neró! (Wasser) rief. Wurden die Krüge dann, oft nach geraumer Zeit, vom Aufwärter gefüllt zurückgebracht, so langten dieselben Arme heraus, um sie in Empfang zu nehmen. Manche Damen jedoch vermieden dieses Hantieren, indem sie möglichst früh aufstanden und mit den ersten Herren zusammen am Frühstückstisch erschienen. Im Salon selbst kampierten übrigens auch drei bis vier Herren, und zwar auf Diwans in dem hintern, durch einen Vorhang abgetrennten Teil. Deren Toilette machte sich durch mannigfaltige Plansch-, Prust- und Klappertöne bemerklich. Überhaupt geschah alles, was auf dem Schiffe vorgenommen wurde, für das Gehör einfach öffentlich. Denn die Kabinenwände und -Türen waren so dünn, daß jedes laut gesprochne Wort, jedes stärkere Geräusch in den Nebengelassen und im Salon zu hören war.

Nach dem möglichst rasch beendeten Frühstück eilte man auf Deck, wo sich die Insassen der zweiten Klasse gewöhnlich schon zahlreich eingefunden hatten. Nun kam es darauf an, möglichst bald zum Stiefelwichsen zu gelangen. Es war nämlich für die ganze Gesellschaft ein einziger sogenannter Lustro (Schuhwichsjunge) mitgenommen worden. Vor dem stand man nun in langer Reihe. Natürlich ließen sich die Damen, obgleich sie theoretisch zu proklamieren pflegten, daß sie keinerlei besondre Rücksichten wünschten, dabei gern den ihnen von den Herren eingeräumten Vortritt gefallen, sodaß man unter Umständen recht lange warten konnte, bis man endlich zur Schuhbürste gnädig zugelassen wurde. Dazu kam noch ein andrer Mißstand. Am ersten Tage nämlich hatte jeder selbst das Schuhwichsen mit zehn Lepta (= fünf Pfennigen) bezahlt, und der Junge hatte deshalb mit einem wahren Feuereifer gearbeitet. Da machte Dörpfeld bekannt, daß niemand dem Jungen etwas geben solle; er werde aus der gemeinsamen Kasse bezahlt. Kaum merkte dieser, daß er nichts mehr extra bekam, so war es mit seinem Diensteifer vorbei. Er wichste nicht nur mit gleichgiltigster Schläfrigkeit, sondern mit ostentativer Nonchalance, erschien jeden Tag später auf Deck, ja er war zuletzt oft gar nicht zu finden, sondern schlief in irgend einer verborgnen Schiffsecke den sichern Schlaf des festbesoldeten Staatsbürgers. Wir gewöhnten uns also allmählich daran, mit ungeputzten Stiefeln herumzulaufen.

Die Unreinlichkeit des Schuhwerks wäre aber noch nicht das Schlimmste gewesen. Wenn es nur bei Tisch und sonst auf dem Schiff ein klein wenig

reinlicher zugegangen wäre! Es herrschte aber in dieser Hinsicht eine wahrhaft orientalische Wirtschaft. Über die Tischtücher und die Servietten mußte man hinwegsehen, wenn man nicht allen Appetit verlieren wollte. Das Auswaschen des Geschirrs geschah von Tag zu Tag nachlässiger, die Aufwärter hatten über diesen Punkt unglaublich naive Ansichten. Als ich den Kellner eines Morgens darauf aufmerksam machte, daß meine Tasse am Raude noch deutlich eingetrocknete Spuren vom Tage vorher zeige, steckte er zwei Finger in den Mund, fuhr damit reinigend um den Rand und war sehr erstaunt, daß ich die Tasse nunmehr erst recht zurückwies. Noch schlimmer erging es einem andern Herrn. Ein gewisser Ort, den man in nördlichen Breiten peinlich sauber zu halten pflegt, hatte sich als augenblicklich unbenutzbar erwiesen, und der Herr forderte den Aufwärter auf, ihn in gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen. Da nahm dieser eine Serviette vom Tisch und verschwand damit hinter der kleinen Tür. Der Zeuge dieses durch Einfachheit hervorragenden Verfahrens verzichtete für diesesmal auf das Frühstück.

(Schluß folgt)



Die Kunst des Tanzes



Das Tanzen lernt der Älpler, wie das Ringen, das Klettern und das Jodeln, im täglichen Wettbewerb um einen Platz an der Sonne und in der Gunst der Frauen. Der Steirer zum Beispiel lernt es so früh, daß man ihn ohne große Übertreibung einen gebornen Tänzer nennen kann wie den Spanier und den Italiener, und wer auf seinen Zügen durch das Steierland in der nächsten Umgebung der Tanzplätze die kleinen verschossenen grünen Hüte und ihre verhältnismäßig noch kleinern Träger beobachtet hat, kann bestätigen, daß in den Bergen wenn von nichts anderm, sicher vom Tänzer das Sprichwort gilt: Was ein Häkchen werden will, das krümmt sich beizeiten.

Aber auch in der nächsten Umgebung unsrer reichsdeutschen Dorfschenken kann man derartige Progymnasien und deren vorbereitenden Einfluß beobachten. Zu der hieratischen Ruhe des Dorfdrehers, bei dessen korrekter Ausführung Tänzer und Tänzerin einander, Stirn gegen Stirn gelehnt, in traumartigem Sinnenrausch, unter taktmäßigem Fußschlürfen umkreisen, kommt es freilich bei der versuchenden Jugend nicht. Im Takt gleichmäßig einherzuschleifen gelingt ihnen noch nicht: sie hopsen und bocken, weil sie die richtige Kraft nicht an der rechten Stelle und im rechten Zeitmaße verwenden, aber daß sich später der sechzehn- bis siebzehnjährige Jüngling in die Reihen der bewährten Tänzer mischen kann, ohne das schwerfällige Rad der aufeinanderfolgenden Paare, das sich um den Mittelpunkt des Saales dreht, aus dem Geleise zu bringen, verdankt er seinen dilettantischen Vorstudien unten im Hofe der Schankwirtschaft oder oben am Zugang zur Stiege, wenn es da einen geräumigen, spärlich erleuchteten Vorplatz gibt.

Auch die Mädchen lernen in diesen Kreisen das Tanzen „von alleine," nur viel besser als die Jungen, weil ihre Spiele ohnehin meist Reigen sind, und weil sie nicht das Bärenhafte der neuerwachten und deshalb ungeschlachten Leibeskräfte zu überwinden haben, das den jungen Burschen anfangs ungelenk und eckig macht,

bis er im Laufe der Zeit zu dem rechten Gleichgewicht zwischen Wollen und Vollbringen durchdringt. Was freilich Schiller die Tanzkunst von ihren Reizen sagen läßt:

> Die Freude führ ich an der Schönheit Zügel,
> Die gern die zarten Grenzen übertritt,
> Dem schweren Körper geb ich Zephyrs Flügel,
> Das Gleichmaß leg ich in des Tanzes Schritt ...

trifft bei unserm deutschen Bauerntanze nur in beschränktem Maße zu. Das schwere Schuhwerk, womit man ausgerüstet ist, um ganzbeinig heimzukommen, legt Zephyrs Flügeln ein hemmendes Gegengewicht an, und über das von Terpsichore angeblich gelehrte Einhalten der „zarten Grenzen" ließe sich manches sagen, aber

> Das Leben regt sich gern in üppger Fülle,
> Die Jugend will sich äußern, will sich freun,

das entschuldigt vieles, und das „Gleichmaß in des Tanzes Schritt" ist ja doch in der Hauptsache vorhanden. Weiter unten im Süden und im Südwesten von Europa wird es mit der schwebenden Leichtigkeit des Schrittes schon eher Ernst, und auch von der Grazie, die, wie der Dichter sagt, des Tanzes schönste Gabe ist, läßt sich dort mehr als in unsern Fabrik- und Bauergutsdörfern verspüren. Kastagnetten und Tamburin ersetzen den Brummbaß und die Pauke, mehr oder minder liebliche Stimmen singen die Melodie des Reigens, an dem Einzelnen oder an dem Paare, die leichten Fußes dahinschweben, ist nichts bärenhaft Ungelenkes, teutonisch Schwerfälliges, Amoretten schwingen die Fackel, Charitinnen lächeln, und der Künstler „steht beglückt." Tarantella, Saltarello, Cachucha, Fandango, Bolero, Seguedilla, wer getraute sich, dem einen oder dem andern dieser Tänze die Palme der Grazie und der innerhalb der „zarten Grenzen" verbleibenden Freude zu geben? Auch die Ungarn und die Polen sind uns an tanzender Anmut voraus, und wenn wir nicht den gefühlsseligen Vergißmeinnichtwalzer hätten, bei dem man je nach Gefallen schmachten, einschlafen oder drehend werden kann, könnten wir uns auf unsre deutsche Tanzkunst wenig zu gute tun. Auch der Schuhplattler reißt uns nicht heraus, und der Amerikaner, der gesagt haben soll, eine wirkliche Holzerei sei ihm lieber, hatte nicht so unrecht.

Der Orient bewahrt auch bezüglich des Tanzes uns westländischen Ungläubigen gegenüber seine schönsten und delikatesten Geheimnisse für sich, und was er uns davon in einzelnen, nicht gerade von der besten Gesellschaft aufgesuchten Lokalen Peras und Kairos preisgibt, oder was bei der vorletzten Pariser Ausstellung die berüchtigte Rue du Caire als Blüte orientalischer Tanzkunst vorzuführen für gut befunden hat, läßt in jeder Beziehung, außer in einer, soviel zu wünschen übrig, daß man hoffen muß, das Wahre, das, was die Paschas und die Beys entzückt, werde andrer Art sein. Sonst könnte man, wenigstens was die Tanzkunst anlangt, die Moslems kaum um ihren guten Geschmack beneiden.

Allerdings war ja das, was man bis vor kurzem im Moulin Rouge als non plus ultra choreographischer Kunst zu sehen bekam, auch nicht erbaulich, aber die Pariser sind glückliche Leute, denen es nie an einem Ausdruck dafür fehlt, unmögliche Dinge annehmbar erscheinen zu lassen. Was la Goulue und ihre Gespielinnen aufführten, waren des danses grotesques et macabres: jeder Genre ist berechtigt, und so ging man hin, um sich darüber klar zu werden, wie einem dieser besondre Genre zusagte. Wenn man mit Bekannten hinging, was ratsam war, hatte man keine Mühe, mit ihnen dahin übereinzukommen, daß das Moulin Rouge Recht hatte: was die Damen und ihre Partner leisteten, war in der Tat sehr grotesk und ganz macabre. Zu gefallen brauchte einem der Genre deswegen noch nicht, und man brauchte sich auch nicht gegenseitig daran zu erinnern, daß man zusammen dort gewesen war. Man ignorierte das und sagte: la Goulue soll imstande sein, diese schwierige Figur auszuführen, worauf der andre, mit dem man dort gewesen war,

mit unschuldigem Lächeln erwiderte: Ja, so höre ich. In der Unfähigkeit, sich zu erinnern, lag freilich auch eine Kritik.

Auf der Bühne sind es wiederum die Tänzerinnen, die den Vogel abschießen. Wenn sie mit dahinschwebenden Blumen verglichen werden, so würden sich die Tänzer mit der untergeordneten Rolle von Straußhaltern zu begnügen haben, wenn ihnen nicht ein gewaltsames Mittel sich auszuzeichnen übrig bliebe: der Sprung. Ein sehr einsichtiger Generalintendant pflegte die Balletttänzer als seine schwarzen Tiere, seine bêtes noires zu bezeichnen. Je höher und je weiter sie springen konnten, um so schrecklicher waren sie ihm. Semper, pflegte er zu sagen, hat glücklicherweise für ein solides Dach gesorgt: das und die Soffiten setzen ihrer Federkraft doch eine beruhigende Grenze. Sein Lieblingsgedanke war ein Ballett, worin zwanzig schwarze Sklaven vorkommen sollten, jeder mit einem Deckelkasten versehen, der von außen leicht auf- und zuzuriegeln war. Jeder Schwarze sollte einen der Springer — zwanzig war der Etat des männlichen Ballettpersonals — einfangen, in seinen Kasten sperren und mit seiner Beute unter den Klängen eines Sieges- und Befreiungsmarsches abziehn. Die erste Tänzerin sagte ihm, wenn er ihr diese Idee ausmalte, einen müsse er ihr lassen, denn ohne dessen Stütze sei sie wie eine Sonnenblume ohne Stiel, und sterben, schön sterben könne sie nur in den Armen eines Mannes, auf den wirklich Verlaß sei. Das sah denn „Exzellenz" auch ein, den neunzehn Ungerechten wurde um des einen Gerechten willen verziehn, und das Ballett mit den zwanzig Schwarzen kam abermals nicht zustande.

Die schöne Tänzerin hatte Recht: die Springer sind ein notwendiges Übel. Lassen wir ihnen ihren Gehalt und ihre sonstigen Gebührnisse einschließlich des klatschenden Beifalls, wo sie ihn ernten, und beschäftigen wir uns ausschließlich mit der schönern Hälfte ihrer Zunft, den Balletttänzerinnen. Vielleicht herrscht auf wenig Gebieten der Kunst hierzulande eine so allgemeine Unwissenheit darüber, worauf es ankommt, als auf dem des Balletts, und ein sachverständiges Urteil über die Eigenschaften und die Leistungen einer Tänzerin ersten Ranges ist bei uns kein häufiges Vorkommnis. Ganz anders ist es in Paris, wo die regelmäßigen Besucher, die Habitués der Großen Oper, feinste Tanzkenner sind und für jede besondre Schönheit, jede ausgezeichnete Leistung Geschmack und Verständnis haben. Sehen und verstehn hat mich allerdings schon vor Jahren eine ältere Dame gelehrt, die eine bekannte spanische Tänzerin auf ihren Reisen als „Mutter" begleitete, aber erst in Paris habe ich später aus dem Urteil gewiegter Kenner einen Begriff davon bekommen, wie schwer die Kunst des „großen Tanzes" ist, und wie selten sich jemand findet, der allen Anforderungen genügt.

Die spanische Tänzerin, von der ich sprach, war, als ich sie zuerst sah, schon aus den allerersten Jugendjahren heraus. Sie hatte ein paar Jahre früher durch ihre Schönheit und durch das Feuer ihres Tanzes europäischen Ruf erlangt und machte einem damals auch auf der Bühne mehr den Eindruck einer Dame als einer Tänzerin. Graziöse Indolenz und vornehme Nonchalance waren an die Stelle des frühern jugendlichen Feuers getreten; ein wohlhäbiger, mit der sprichwörtlichen Leichtigkeit der Sylphiden nicht recht verträglicher Embonpoint war nicht wegzuleugnen, und es war auch schon ab und zu von einem gänzlichen sich zur Ruhe setzen die Rede. Die schöne Spanierin hatte nie tanzen gelernt: sie tanzte spanische Nationaltänze zur Vollendung, aber sie hätte in keiner großen Ballettrolle auftreten können, weil ihre Kräfte und ihre Mittel jeden Abend nur gerade für zwei bis drei kurze Nationaltänze reichten, die sie nach ihrem Gutdünken zurechtgeschnitten hatte, und die sie nach vorhergegangnem Einvernehmen mit dem Kapellmeister je nach Lust und Laune variierte, abkürzte oder vervollständigte. Die Natur hatte für sie allerdings, man möchte sagen, das Unmögliche getan: sie war wie für das spanische Kostüm geschaffen; man wußte nicht, ob man mehr ihre Hand und ihren Fuß, oder ihren Hals und ihren Arm, oder ihr Auge und ihr blauschwarz glänzendes Haar bewundern sollte. Dabei eine Grazie, ein Lächeln, eine Haltung, wie man sie nie

zuvor in solcher Vollkommenheit gesehen zu haben glaubte; in den ersten Jahren ihres Auftretens muß sie in der Tat als spanische Nationaltänzerin geradezu eine ideale Erscheinung gewesen sein. Eine Ausbildung zur Balletttänzerin großen Stils war natürlich mehr als einmal in Frage gewesen, da erste Ballerinen in Paris und St. Petersburg wie Premierminister bezahlt werden, aber immer war ihr von wohlwollender Seite abgeraten worden. Sie solle das Gewisse, was sie habe, nicht für das Ungewisse aufgeben, denn die Anforderungen, die man an eine erste Tänzerin stelle, würden ihr einen Teil ihrer Schönheit und ihrer Jugendlichkeit kosten, und es erscheine zweifelhaft, ob ihre Gesundheit den Anstrengungen des Studiums und der täglichen Gefahr schwerer Erkältungen gewachsen sei. Ich hatte diese Bedenken damals für einen Vorwand gehalten, den sich die angeborne Behäbigkeit der schönen Spanierin mit Freuden zu nutze gemacht habe: in Paris erfuhr ich später, daß der erste beste Heizer auf einem transatlantischen Schraubendampfer mehr Chance hat, es zu einem leidlich gesunden Alter zu bringen, als die gefeiertste Tänzerin an der Großen Oper, und daß nur ganz außergewöhnlich robuste Naturen den Anstrengungen gewachsen sind, die der Sylphidenberuf von seinen Koryphäen fordert. Wenn Rosita Mauri auf einer Diagonale, die man sich von der linken Ecke des äußersten Prospekts nach der rechten Proszeniumskulisse gezogen denkt, in einer bestimmten Anzahl von Pirouetten hingaukelt und auf die Sekunde genau an dem vorgeschriebnen Punkte, in der beabsichtigten Attitüde Halt macht, sich dann aber mit dem kindlichsten Lächeln auf den Lippen einen Augenblick, wie in Gedanken versunken, auf der großen Fußzehe versäumt, ehe sie den Beifallssturm durch eine leichte vertrauliche Verbeugung entfesselt, so ist das trotz der spielenden Leichtigkeit, mit der es bewirkt wird, etwas, was ihr nach dem Urteil erfahrener Kenner unter den besten Tänzerinnen der Welt mit dieser unbedingten Sicherheit nicht eine nachmachen kann. Neben allen übrigen Vorzügen der Schönheit, der Eleganz und der Grazie ist es diese vollendete Herrschaft über ihren Körper, die man bewundert und bezahlt, und zu der sie es nur nach langem Studium und mit eiserner Energie hat bringen können. Die „Mutter" der schönen Spanierin hatte Recht, bei einer solchen Ausbildung gehn die weichen Konturen verloren, und wenn sie das Lächeln der an der Grenze ihrer Kräfte angekommnen „großen Tänzerin" mit dem Blick des Basilisken verglich, so war darin nur ein ganz klein wenig Übertreibung.

Für diese Art des „großen Tanzes" gelten die Italienerinnen als die bei weitem Begabtesten. Was die Natur für sie tut, tut sie für kein andres Volk; nur die Spanierinnen könnten sich mit ihnen messen, wenn sie nicht zu indolent zum Lernen wären. Übrigens läßt sich die schaulustige Menge bei gehöriger Reklame überall die sonderbarsten Leistungen schmecken. Wer Lucile Grahn, die namentlich als Esmeralda mit ihrer Ziege berühmt war, hat springen sehen, wird verstehn, was ich meine. Und was sie leistete, war doch noch in gewissem Sinne Kunst, während die schöne Otero, deren erstes Auftreten in Paris ich erlebt habe, und die inzwischen manches gelernt haben kann, nur mit einem sich sinnlos auf der Bühne herumtummelnden Mondkalbe verglichen werden konnte. Man erzählte sich, der zweite Baßgeiger unten im Orchester habe dreist behauptet, er könne es besser.

Eine besondre Abart des „großen Tanzes" ist die Pantomime und das sentimentale Ballett, das sich ihm anschließt. Berühmte Tänzerinnen haben in den für sie zurechtgemachten Rollen, zum Beispiel als Fenella in der Stummen, Bedeutendes geleistet, aber der Genre hat aufgehört, modern zu sein, und die Pantomime bildet sich selbständig und völlig unabhängig vom Ballett zur Nachfolgerin der italienischen Komödie mit ihren typischen Figuren aus, unter denen sich Pierrot besondrer Beliebtheit erfreut. Die Balletts dagegen sind Spektakelstücke geworden, in denen mit reichen Stoffen, Anilinfarben und elektrischem Licht gewirkt wird, Aufzüge und Massentänze mit einigen kurzen Sternleistungen dazwischen nehmen die meiste Zeit in Anspruch, und für das, was man sieht und hört, könnte man ebensogut im

Zirkus wie im Theater sein. Covent Garden und Drury Lane beuten diesen Genre, den sie Pantomime nennen, in der Weihnachtszeit aus, aber auch die Königliche Oper in Berlin hat eine Zeit lang mit ihren wie Truppenparaden organisierten und mit meisterlichem Drill vorgeführten Balletts an der Spitze gestanden. Jetzt hat sich der Geschmack der Pariser, die für die Bühnentanzkunst noch immer als das sachverständigste Publikum gelten, der Wiederbelebung der alten, längstvergessenen Tanzweisen unsrer Vorfahren zugewandt, und die Erwähnung dieser modernen Liebhaberei bringt uns zu einer Besprechung des gesellschaftlichen Tanzes, der zwischen dem Nationaltanz und dem Bühnentanz insofern mitteninne steht, als er wie der Bühnentanz gelehrt und wie der Nationaltanz nicht als Schaustück, sondern als Vergnügen betrieben wird.

Bei dem großen Fortschritte, den Deutschland im Laufe des letzten Jahrhunderts auf allen Gebieten gemacht hat, ist es nur natürlich, daß wir vergessen, wie jung unsre zweite Kultur ist, denn die erste ist uns in den beispiellosen Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges so gut wie gänzlich verloren gegangen. Alles, was der Verfeinerung der Sitte diente, mußten wir noch vor anderthalb Jahrhunderten den Nachbarvölkern, namentlich den Franzosen und Italienern, zum Teil auch den Spaniern und Portugiesen, den Holländern, den Engländern, den Polen entlehnen, und die Entrüstung über die zahlreichen Fremdwörter, mit denen sich unsre Sprache trägt, vergißt bisweilen, daß nicht bloß das Wort, sondern auch die Sache von anderswoher entlehnt werden mußte. Nach dem Beharrungsgesetze behält ein einmal aufgenommenes Wort Giltigkeit und Verwendung, bis ihm im Namen höhern Ansehens so zugesetzt wird, daß ihm nichts übrig bleibt als zu verschwinden.

Der gesellschaftliche Tanz ist an Stiel und Wurzel fremde Einfuhr, und der an der Sache kleben gebliebnen Fremdwörter sind soviele, daß man nicht weiß, wer tiefer in dem Parlez-vous? watet, der Kochkünstler oder der Tanzmeister? In der Musik, in der Fechtkunst, im Kriegswesen ist es mit italienischen und spanischen Ausdrücken nicht viel anders. Sprachreinigungsversuche werden ja gemacht, und offenbar mit Erfolg, aber wir, die wir schon älter sind und zu Ehren des Reichsverwesers Erzherzog Johann die Illuminationslämpchen haben anbrennen helfen, können kaum hoffen, noch große Reinlichkeit zu erleben. Sollte bei der Besprechung des gesellschaftlichen Tanzes das eine oder das andre Fremdwort mit einschlüpfen, so wäre das nur bezeichnend, denn, wie gesagt, das ganze Gewächs ist exotisch. Und zwar stammt es aus Frankreich, woher wir von jeher die feine Lebensart zu beziehen gewohnt waren, während Italien für die Kunst aushelfen mußte.

Nun liegt es ja auf der Hand und es wird uns an vielen Orten ausdrücklich berichtet, daß es zu allen Zeiten auch deutsche Tänze gegeben hat, Tänze, wie sie das Volk liebte, Reigen sowohl wie paarweise getanzte Rundtänze. Ein bißchen derb und schwerfällig waren sie, Zephyrs Flügel hatten nicht viel damit zu tun, aber Rhythmus und Melodie hatten die Weisen, nach denen sich die Paare schwangen oder drehten, doch. Nur daß Leuten, die alles Feine aus dem Auslande zu beziehn gewohnt waren, das Einheimische leicht nicht gut genug erschien. Der hohe Adel und der reiche Patrizierstand holten sich, wie ihre sonstigen geselligen Sitten und Gebräuche, auch ihre Tanzweisen von ausländischen Höfen her, der niedre Adel und der Bürgerstand ahmten nach Möglichkeit nach, was sie die Mächtigen und die Reichen tun sahen, und so wurde es Sitte, daß man französische Tänze zu lernen bemüht war, und daß, wer sie konnte, sie für besser hielt als die deutschen. Es waren Tänze, die ihre ursprüngliche Aufnahme am französischen Hof italienischen und spanischen Einflüssen verdankten, also alles andre als französische Volkstänze, wie man das deutlich genug an den, wie oben erwähnt, neuerdings wieder aufgekommnen alten Tanzweisen sieht, bei deren Vorführung im Elisée und in den Ministerhotels sich die ersten Tänzerinnen der Großen Oper beteiligen, und die alle mehr oder weniger menuett- oder pavanenartig gewesen zu sein scheinen. Gra-

ziöse Haltung und anmutige Freiheit der Bewegungen an den Tag zu legen, geben sie vollauf Gelegenheit; dabei sind sie durchaus gemessen und ehrbar, eher ein wenig zu gemessen, und wenn wir Deutschen uns sonst nichts von den Sitten des französischen Hofes angeeignet hätten als seine Tanzweisen, so hätte sich niemand zu beklagen. Höchstens etwa der, der nicht ganz mit Unrecht behaupten möchte, daß jedes Volk seine eigne Art sich zu vergnügen und deshalb auch seine eignen Tänze haben soll, für die es „importierte" Vergnügungen und Tänze nicht entschädigen können. Freilich darf man, wenn von diesem Import französischer Sitten und Gewohnheiten die Rede ist, nicht außer Augen lassen, daß er nicht zu allen Zeiten gleich gewesen ist. Die blinde Leidenschaft unsrer obern Klassen für französisches Wesen und französische Bildung fällt vielmehr sonderbarerweise gerade in die Regierungszeiten der beiden Bourbonen, die für Frankreich und Europa die verderblichsten und wenigst ehrenvollen gewesen sind, die Regierungszeiten Ludwigs des Fünfzehnten und des Sechzehnten. Mit der großen französischen Revolution aber und der durch sie veranlaßten Emigration nicht bloß des königstreuen Adels, sondern auch einer Menge andrer gebildeter und eine feinere Lebensführung gewohnter Elemente hat sich eine wahre Flut französischer Vorbilder und Lehrmeister in höfischen Dingen über unsre Lande ergossen, deren entferntere Nachwirkungen noch heutigestags zu spüren sind.

Wie der Péruquier und der Koch, sollten zur Zeit unsrer Urgroßväter und Großväter auch der Tanzmeister und der Fechtlehrer womöglich ein Franzose sein. Verwandte und befreundete Familien taten sich gewöhnlich im Herbst oder am Anfang des Winters zu einem Tanzkursus für die Adolescenten zusammen, und wenn man glücklich genug war, Monsieur Gervais oder Monsieur Sylvestre mit ihrer Geige als Lehrmeister zu gewinnen, so war dadurch für das Unternehmen das nötige feine Cachet schon in der Hauptsache gesichert.

Mit oder ohne französischen Tanzlehrer erfüllten bei Gelegenheit dieser Tanzstunden die ersten Stürme der Leidenschaft das Herz des Jünglings, gewöhnlich zu früh, als daß sich der Bund fürs Leben daraus hätte entwickeln sollen, aber die eine oder die andre getrocknete Rose, die man von der Lieblichsten unter allen empfangen hatte, lag in jedem gestickten Taschenbuch, das die Erben heutigestags jedesmal mit derselben Frage aus der Hand legen, einer Frage, auf die sie nie Antwort bekommen: Wer mag denn diese erste Flamme Onkel Adolfs gewesen sein?

Die größten Opfer an Zeit und Geld mußten für diesen Unterricht von denen gebracht werden, die auf entlegnen Gütern lebten und weite Reisen zu machen gezwungen waren, um sich einem solchen von Verwandten oder Freunden unternommenen Tanzkursus anzuschließen. Graf Alexander Keyserling, auf dessen Lebensbild die Grenzboten ihre Leser vor einiger Zeit aufmerksam gemacht haben, gibt in zwei an seine Mutter gerichteten Briefen, von denen der spätere vom 7. Mai 1829 datiert ist, eine Schilderung des Tanzunterrichts, zu dem er in das Haus seiner Tante, einer Frau von Bohlschwing in Pelzen gereist war: er war damals noch keine vierzehn Jahre alt, aber seine Darstellung gibt ein so deutliches Bild, daß sie hier in der Hauptsache folgt:

„Die Tanzgesellschaft versammelte sich fast in demselben Augenblick, wo wir ankamen. Die Gesellschaft der jungen Leute war recht steif, und alle Erheiterungsmittel hatten keine erwünschte Wirkung. Teils mag der Grund davon sein, daß die verschiednen Ingredienzien der Gesellschaft noch durch kein gehöriges Zement, wie es vielleicht die Tanzgemeinschaft abgeben wird, verbunden waren; teils weil man sich noch nicht mit allen einzelnen Gliedern der Gesellschaft bekannt gemacht hat, namentlich mit den schon ganz erwachsenen Simolins."

„Montag, den 7. Mai (1829).

Liebe Mutter! Mit noch müden Füßen von den Pas, die ich vormittags geübt, habe ich mich zum Schreibtisch gesetzt, um deinem Wunsche nachzukommen

und dir einen Brief zu übersenden, dessen Schrift du wohl mit unzufriednem Blick angesehen haben wirst; doch eine in der Not selbstgeschnittne Feder könnte mich entschuldigen. Unser Tanzlehrer Ivenson kam schon denselben Abend mit uns an und eröffnete seine Rede mit der Versicherung, daß der Erfolg seines Unterrichts alle Erwartungen übertreffen würde; doch er selbst legt die Krücke nicht aus der Hand, und als Vortänzer hat er seinen Großsohn, John, bei sich. Selbst sitzt er am Klavier und kommandiert, tadelt, lobt, macht Witze, die von einem Kichern von seiten der Schüler gefolgt werden, was uns ihm wohl gewogner machen wird. Bis jetzt haben uns keine Scheltworte das Blut in die Wangen getrieben, sondern wir sind immer mit Höflichkeit behandelt worden, was wir vermutlich der Gegenwart unsrer Tante zu verdanken haben. Heute haben wir zum erstenmal eine Ronde geschlossen, doch wankten wir noch wie ein Rohr im Winde. Alfons hat am meisten Ivensons Geduld auf die Probe gestellt durch die krumme Haltung, krampfhaftes Zucken in den Händen und Unbeholfenheit; doch unser Meister gibt die besten Hoffnungen. Wilhelmine und Auguste Bohlschwing werden gewiß die Palme davontragen. Von mir selbst, was soll ich sagen? Mich tadeln will ich nicht, da ich meine Füße nicht betrachten darf, und mich loben kann ich auch nicht mit gutem Gewissen, da mein Fuß sich auch zuweilen verirrt, und der Ruf »Aber, lieber Keyserling!« von Ivensons heiserer Baßstimme mir noch ziemlich erinnerlich ist.

Aufstehn muß man bei solchen Strapazen um halb acht, bis halb zehn beschäftige ich mich oben; dann tanzen wir nach eingenommenem Frühstück bis zwölf Uhr. Nachmittags genießen wir die Natur, was uns das schlechte Wetter wenig erlaubt, beschäftigen uns wieder oben, um vier Uhr zieht man sich an, trinkt Tee, tanzt bis sieben Uhr und ißt um halb acht und geht bald schlafen. Den Morgen und den Abend quälen wir uns, uns mit dem Diener auf russisch verständlich zu machen, was sehr schlecht geht; doch glaube ich, es wird dich freuen."

Wenn ich mit dieser Schilderung aus dem Jahre 1829 das vergleiche, was volle zwanzig Jahre später meine Erlebnisse bei einem ersten Tanzkursus waren, so muß ich mit Beschämung gestehn, daß sie es in den baltischen Provinzen mit dem Tanzunterricht weit ernster nahmen als wir in der mitteldeutschen Residenz. Allerdings war ich noch einige Jahre jünger, als es Keyserling gewesen war, als er nach Pelzen reiste. Ich war nicht bloß leichtsinnig wie ein unter günstigen Daseinsbedingungen aufgewachsener Floh, sondern auch von Körperbeschaffenheit leicht wie ein solcher: Zephyrs Flügel konnten ganz nach Belieben ihr Spiel mit mir treiben. Ich denke, wir waren etwa achtzehn Jungen, ich unter ihnen einer der jüngsten, wenn nicht der allerjüngste. Ein sehr gutmütiger alter Herr spielte etwas auf einer Geige, und wir mußten etwas mit den Armen und den Beinen dazu machen, was meinen höchsten Beifall hatte, da ich mir vorstellte, es geschehe, um es den Engeln im Himmel nachzumachen. Wie groß aber war mein Erstaunen, als uns eines schönen Tages anstatt Flügeln patente Kosakenuniformen angemessen wurden, in denen wir einige Wochen später einen Tanz aufführten, der auf dem Programm als „kosakisch" bezeichnet war. Unsre Uniformfarben waren himmelblau und ziegelrot: wir hatten sehr schöne Faltenstiefeln, hohe Mützen, Tanzsporen und — schwarze Schnurrbärte. Das Ballabile bestand aus verschiednen Touren, bei denen man entweder einzeln oder paarweise zu „arbeiten" hatte. Die schönste Einzeltour bestand in einer Produktion, bei der es darauf ankam, die Beine abwechselnd so vorzustrecken, daß man dabei beinahe, nicht ganz, auf den Erdboden zu sitzen kam, eine Leistung, die dadurch besonders großartig wirkte, daß wir uns mit verschränkten Armen in die so gefährliche Situation begeben mußten. Unsre Eltern und deren Freunde waren sämtlich geladen, und ich glaube mich zu erinnern, daß die Sache vorzüglich ablief. Meinem Wunsch, die Kosakenuniform zu behalten, konnte nicht stattgegeben werden, weil der mit dem Schneider und dem Schuhmacher

geschlossene Akkord auf sofortige Rückgabe nach der Aufführung lautete. Nur den Schnurrbart durfte ich behalten und die Tanzsporen.

Dieser erste Versuch, mich in der Tanzkunst auszubilden, scheint nicht ernst und gründlich genug gewesen zu sein, denn fünf bis sechs Jahre später mußte auf der Schule ein zweiter Anlauf genommen werden, bei dem es bei weitem wissenschaftlicher herging. Man mußte sich Tanzschuhe machen lassen, und der Tanzlehrer, Herr Berger, kam von anderswoher, um den Kursus mit uns zu absolvieren. Statt sich, wie Herr Ivenson, einer Krücke zu bedienen, war er so unglaublich behend mit den Beinen, daß ich noch heute überzeugt bin, er hatte eine große Ballettvergangenheit hinter sich. Die Sache wurde dadurch noch besonders geisterhaft, daß er seine Beine so zu bekleiden wußte, daß man nicht sah, wo sich der Strumpf vom Schuh oder von der enganliegenden Hose absetzte; wenn er sich in eine Lösung von schwarz gefärbtem Gummi elastikum eingetaucht hätte und nach dem Trockenwerden der Lösung vor uns erschienen wäre, hätte der Anblick kein andrer sein können. Auch er spielte die Geige, und ich habe so etwas wie eine Erinnerung, daß er nur auf einem Auge sah. Aber das will ich dahingestellt sein lassen, während ich noch im gegenwärtigen Augenblick, wenn ich die Augen schließe, das pas de basque sehe, mit dem er uns für den deutschen Walzer vorbereitete. Ich möchte mich hier in den Grenzboten keiner übertriebnen Behauptung schuldig machen, aber ich glaube, solche Gummibeine wie wir werden wenige ihrer Leser zu Vorbildern gehabt haben. Es gab übrigens auch eine Madame Berger, die man jedoch nur einmal zu sehen bekam; bei Gelegenheit des Thé-dansant, der unten in der Stadt, im Gasthof zum Hirsch, stattfand, während wir Schüler oben auf dem Berge hausten und auch da — in dem ziemlich spärlich beleuchteten Turnsaale — unsre Tanzstunden hatten. Frau Berger hatte vermutlich einen Jungedamenkursus, und wenn die Zeit erfüllt war, wurden beide Kurse bei Gelegenheit des sogenannten Thé-dansant aufeinander losgelassen. Die privilegierten Schullieferanten pflegten sich zu unsrer Bequemlichkeit täglich um die Mittagszeit auf dem sogenannten untern Tabulat einzufinden. Der Tag des Thé-dansant war für Handschuh-Schmidt ein gesegneter Tag, so viele von uns die Tanzstunde besucht hatten, so viel Paar Paillegelbe setzte er ab. Was Herzensangelegenheiten anlangte, so war das Thé-dansant meist nur eine Gelegenheit unter vielen, da uns grundsätzlich der Verkehr mit den in der Stadt lebenden Familien in jeder Weise erleichtert und ermöglicht wurde. Man kannte sich also schon, ehe man zusammen tanzte, aber zwei Dinge waren bei dem Thé-dansant bemerkenswert; die Form des Saales, der im Verhältnis zu seiner Breite eine ganz unverhältnismäßige Tiefe hatte und deshalb wie ein ungern und mit sparsamer Hand erweiterter Korridor aussah, und als zweites ein mir unvergeßlicher Geruch von Grog, der einen von der ersten Stunde dieses Thé-dansant bis zur letzten in allen Räumlichkeiten, einschließlich der von den Müttern und den Vätern der jungen Damen besetzt gehaltnen Spielzimmer, ich glaube Goethe würde sagen: „umwitterte.“ Wer trank denn eigentlich den Grog? Herr und Frau Berger, oder die Eltern, oder wir Schüler, oder gar die jungen Damen?

> Ich fühls, du schwebst um mich, erflehter Geist!
> Enthülle dich!

Ich glaube, es waren die Musikanten.

Und sich zu denken, daß auch der ganze Thé-dansant doch schließlich nichts war als eine letzte vorbereitende Etappe vor dem großen Schulball, zu dem man einen wirklichen Schniepel und lackledene Stiefel und abermals ein Paar Paillegelbe anschaffen mußte! Ich bin nicht ganz gewiß, ob den geladnen Gästen Erfrischungen gereicht wurden, ich glaube es, obgleich ich auf der andern Seite auf das bestimmteste weiß, daß ich ebensowenig wie der größere Teil meiner Kameraden imstande gewesen wäre, an diesem Tage an leibliche Nahrung auch nur zu denken.

Vermutlich holte man es am nächsten Tage nach, aber abgesehen von den Erfrischungen war das Fest für die geladnen jungen Damen insofern ideal, als auch von einem nur einmaligen Sitzenbleiben einer geladnen Tänzerin prinzipiell ebensowenig die Rede sein konnte, als man sich eine Woche ohne Montag vorzustellen imstande ist. Das ging so zu. Wer ein junges Mädchen einlud, überreichte ihr, wenn sie den Ballsaal betrat, eine Karte, auf der ihre sämtlichen Tänzer einschließlich derer für den vierten und fünften eingeschobnen verzeichnet waren; es blieb ihr nichts übrig, als die Karte abzutanzen. Friß, Vogel, oder stirb! Man könnte vielleicht an dieser Behandlungsweise etwas unter dem Vorwande auszusetzen haben, daß ein wenig mehr Freiheit für sogenannte Konfusionen doch auch nicht übel gewesen wäre. Wie wenig würde der den Tatsachen gerecht werden, der so urteilen wollte! Die Karte, mit deren Zusammenstellung zahllose Freistunden zugebracht worden waren, war nichts Willkürliches, sondern ein getreues Spiegelbild von Angebot und Nachfrage, bei dem auch den berechtigten und — das war das rührende — bekannten Wünschen der jungen Dame durchaus Rechnung getragen wurde. Sechs Schmorl-Cabanas, ein Objekt von dreißig Pfennigen, konnte einem bisweilen, wenn man kein zu schlechter Tänzer und mit dem, der die Karte machte, gut bekannt war, eine gewünschte Polka sichern, aber wenn einer die Polka hatte, von dem es bekannt war, daß die junge Dame besonders gern mit ihm tanzte, so hätte die Anwartschaft auf das Herzogtum Lauenburg den verantwortlichen Pollini nicht von seiner Pflicht abwendig machen können. Es kann nicht geleugnet werden, es gab Karten, die nicht ganz so leicht auszufüllen waren wie andre: für junge Mädchen zum Beispiel, von denen man wußte, daß sie kein Gehör hatten und darauf bestanden, Galopp zu tanzen, wenn eine Polka-Mazurka gespielt wurde: aber auch da war die Schmorl-Cabana meist siegreich, do ut saltes, oder wenn sich alles gegen einen verschwor, durfte man einen Griff in die zum Tanzen noch unberechtigte infima plebs tun und sich für seine Dame einen möglichst stattlichen Untersekundaner heraussuchen. Einmal ist keinmal, hieß es in einem solchen Falle, und die junge Dame merkte den Unterschied auch nicht.

Quo me rapis, loquax senectus! Meine Absicht war nicht, von längstvergangnen Zeiten, sondern von der heutigen Generation zu reden, die natürlich auch Tanzunterricht genießt, und soweit ich nach einem mir bekannt gewordnen einzelnen Fall urteilen kann, alle Herzöge und Marquis des Œil-de-bœuf an feiner Lebensart in den Schatten stellt. Für den Kreis, von dem ich zu berichten habe, sind Strazzen und Hauptbücher die täglichen Gefechtsfelder, aber niemand braucht bei der Jugend dieses Standes — wenigstens in unsrer gesegneten Stadt — eine durch den Pessimismus und die materialistische Richtung unsrer Zeit etwa herbeigeführte noch so geringe Verrohung der Sitten und Gebäuche zu befürchten. Im Gegenteil: eine fast unheimliche Verfeinerung hat Platz gegriffen.

Wir — ich meine damit meine Wirtsleute und mich — haben eine sehr hübsche Tochter, die dieses Jahr an einem gemischten Tanzkursus teilnimmt, gemischt natürlich nur in dem Sinne, daß er Männlein und Weiblein umfaßt, im übrigen so ungemischt und selekt als möglich. Ich komme Sonntag Mittag von der Platzmusik vor der Wohnung des kommandierenden Generals nach Hause und fahre, in der ersten Etage angelangt, plötzlich zurück. Ich muß mich versehen haben. Das ist nicht unser Haus. Das ist der Vorplatz einer Moschee: rings um den Strohteller herum, ehrbar in Paaren nebeneinandergestellt, das Schuhwerk der Gläubigen, die ins Heiligtum getreten sind.

Doch! Ich war an der rechten Tür, denn unser Dienstmädchen stand Schildwache. Was machen Sie denn hier, Elise? — Ich gebe Obacht, daß keiner von den Überschuhen wegkommt. — Und nun erfuhr ichs. Die am Tanzkursus teilnehmenden jungen Herren machten der Familie unsrer Tochter ihre Aufwartung, eine anmutige Form, um den geschlossenen Kreis auszubeuten, und eine mit Freuden ergriffne Gelegenheit, die im Vorkursus aufgenommene Theorie praktisch zu ver-

werten, und da es geschneit und wieder getaut hatte, hatte man vorgezogen, die Galoschen nicht mit ins Vorzimmer zu nehmen, sondern sie draußen zu lassen.

Ich ging gerührt in mein Zimmer und nahm mir vor, mich nie wieder auf Kosten der heutigen Jugend zum laudator temporis acti zu machen.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

7



Ich lachte etwas bitter über des Aufsehers letzte Worte, während ich den Rückweg zum Stadtteilhause antrat. Jemeljan Afanasjewitsch hatte sich in der Gewandtheit, mit der er die Zeit zum Dienst ausnutzte, einen eigentümlichen Begriff von der Zeitdauer angeeignet. Machen Sie, daß Sie zur Ruhe kommen, hatte er ganz ernsthaft gesagt. Es war aber kurz vor neun. Um eins mußte ich bei den Leuten sein, die zum Nachmittagsdienst ausrückten. In der Zwischenzeit sollte ich Guido einen Auftrag geben, mußte mich nach einem Speisehause umsehen, wo ich auf das Mittagessen für mich und meinen Gerassim abonnieren konnte, mußte das Essen holen lassen und essen. Wann sollte ich unter solchen Umständen zur Ruhe kommen? Freilich, Jemeljan Afanasjewitsch hätte sich an den Tisch gesetzt, die Stirn gegen die Hand gestützt und geschlafen, während Gerassim nach dem Essen ging; ich verstand das aber einstweilen noch nicht.

Wer sich im Stadtteilhause nicht antreffen ließ, das war natürlich Peter Arkadijewitsch Guido.

Jemeljan Afanasjewitsch hat im Gespräch mit Ihnen unvorsichtigerweise die Äußerung fallen lassen, daß er am Vormittag nicht mehr herkommen werde, sagte Grigori Ssemenytsch, der Schriftführer, während er sich mit Seelenruhe eine dicke Zigarette drehte. Das hat Peter Arkadijewitsch gehört. Außerdem hat er sich auch selbst ausrechnen können, daß der Aufseher vor einigen Stunden nicht zurückkehren wird, da er dem Polizeimeister eine so wichtige Meldung zu machen hat, infolge deren beide wohl in das Hauptgefängnis gehn und nach dem Befinden des Arrestanten sehen werden.

Nun, und?

Der Schriftführer sah mich erstaunt an.

Nun, da ist er natürlich weggegangen, zum Frühstück zu irgend einer Witwe oder jungen Frau, deren Mann um diese Zeit Dienst hat — er ist nicht wählerisch —, und wird vor Mittag nicht zurückkommen.

Das ist die notwendige Folge?

Unbedingt, sagte er entschieden und betrachtete mit Wohlgefallen die fertige Papiros.

Nemirow wird wohl auch nicht mehr herkommen?

Grigori Ssemenytsch schüttelte mit Überzeugung den Kopf, während er die Papiros anrauchte und acht gab, daß der Rand sich rund umher gleichmäßig entzündete.

Nemirow ist freilich nur mit drei Schriftstücken weggegangen, fügte er dann hinzu, indem er mit Genuß eine gewaltige Rauchwolke durch die Nase blies. Er hat sie drei Hausbesitzern gegen Unterschrift einzuhändigen. Aber ich stehe Ihnen dafür, daß er diese Beschäftigung auf den ganzen Tag ausdehnt und erst morgen früh um acht wieder erscheint.

Ich hatte wahrlich auch keine Lust meiner faulen Kollegen wegen im Stadtteilhause sitzen zu bleiben und auf den von mir bestellten Schenkwirt zu warten. Ich trug darum dem Schriftführer auf, ihm den Bescheid des Aufsehers recht eindringlich zu übermitteln.

Er nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Dergleichen ist uns nichts Neues, sagte er ruhig und befeuchtete mit der Fingerspitze eine Stelle der Papiros, wo Luft durchdrang. Es soll an Deutlichkeit und Eindringlichkeit nicht fehlen.

Ich ging, kehrte aber an der Tür um und fragte, ob er mir nicht eine Wirtschaft empfehlen könne, wo gutes Mittagessen aus dem Hause verabfolgt werde.

Er lehnte sich zurück, hob die Nase möglichst hoch, und blies einen langen Rauchstrahl gegen die Zimmerdecke. Dann sah er nachdenklich den Schreiberjüngling an und zuckte zuletzt die Achseln.

Nein, sagte er endlich, nein, da kann ich Ihnen nicht raten. Als verheirateter Mann gebe ich mich mit Speisehäusern nicht ab. Ich weiß nur, daß der Ökonom im Adelsklub Speisen verabfolgt — aber —

Was, aber?

Fünfzehn blanke Silberlinge monatlich für die Person.

Ich danke, das paßt mir allerdings nicht, antwortete ich lachend, fürs erste nicht. Später, wenn ich Gehilfe des Polizeimeisters bin, will ich mit Ihrer Erlaubnis von der Empfehlung Gebrauch machen.

Bitte, ist gern geschehn.

Alexander Andrejewitsch, rief er mir nach, als ich in der Tür war, fragen Sie doch den Brandmeister. Ich glaube mich zu erinnern, daß er seinen Speisewirt oder seine Speisewirtin lobt. Der Brandmeister ist der praktischste Mensch und kennt jeden Winkel, wo etwas billig und gut zu haben ist. Von ihm erfahren Sie am besten, was Sie zu wissen wünschen.

Also zum Brandmeister. Der Feuerwehrposten an der Pforte des Depots zeigte mir den Eingang, der zu der Wohnung des Brandmeisters führte. Da kam auch schon der dejourierende Schutzmann gelaufen, grüßte und riß die Tür zum Vorhause auf. Er solle mich melden, sagte ich; doch er meinte, es sei nicht nötig. Er öffnete die Nebentür, und ich trat ein.

Ich stand in einem hohen gewölbten Zimmer mit zwei Bogenfenstern. Die Wände waren wie die Decke einst mit Kalk geweißt gewesen. Freilich waren sie auch mit Tapeten bekleidet gewesen; jetzt zeigten sie an einigen Stellen die Tapete und an andern den Kalkanstrich, doch ließ sich nicht überall die Tapete vom Kalk unterscheiden, da beide während der vielen Jahre ihrer Existenz gleich grau geworden waren und eine gleich dicke und glänzende Schicht Schmutz angesetzt hatten. An den Wänden hingen teils in Rahmen, teils ohne solche mehrere sehr gute Bilder, wahrscheinlich Porträts von Pferden und von Männern im Brandkostüm, und einige sehr schlechte, die ganz oder fast ganz nackte weibliche Gestalten darstellten, zwischen einer Unmasse von Reitzeug, Pferdegeschirren, Mützen, Helmen, Leder- und Leingurten mit und ohne Karabinerhaken, Stricken und verschiednem Riemenzeug. Außer einer Kommode und einem Klappspiegel darauf gab es im Zimmer etwa ein halbes Dutzend Stühle und in der Mitte einen Tisch, der mit Wachstuch bedeckt war. Auf dem Tische stand eine Teemaschine. Neben ihr gebrauchte Gläser und einige Teller mit Überbleibseln eines Frühstücks. Weiter war das Wachstuch mit einer beträchtlichen Anzahl von Bierflaschen besetzt, und hier saßen mit den Dienstmützen auf den Köpfen und mit langen Stiefeln an den Füßen, sonst aber nur in Hosen und Hemd der Brandmeister und mein Kollege Prorwin einander gegenüber.

Da ist er, sagte Prorwin, deutete mit der linken Hand auf mich und hob mit der rechten das Glas, das er eben an die Lippen setzte, immer höher, bis der Boden oben und der letzte Tropfen in den Mund geflossen war.

Ja, sagte der Brandmeister, wenn man vom Wolfe redet, ist er sicherlich nicht weit. He, Leute!

Dabei ergriff er den Pfropfenzieher und begann eine Flasche zu entkorken.

Ich näherte mich dem Tisch.

Ich glaube, ich habe das Vergnügen, den Herrn Brandmeister . . .

Ach, um Gottes willen! fiel er mir ins Wort. Schlagen Sie hier nur ja keinen Weltton an. Ich weiß, wer Sie sind, und Sie wissen, wer ich bin. Treten Sie gefälligst um den Tisch und — He, Leute! Wie oft soll ich rufen!

Aus einem Nebenzimmer kam ein junger Mensch in Hemd und Uniformhosen gestürzt. Er hatte eben das Bett gemacht, denn er hielt noch eine Wattensteppdecke in der Hand. Ihm folgte ein Feuerwehrmann im Uniformrock. Die Tür, durch die ich eingetreten war, ging auf, und auch hier erschienen zwei Feuerwehrleute.

Vorwärts! befahl der Brandmeister. Einen Stuhl hierher für den Herrn Gehilfen! Ein reines Glas! Bitte, Alexander Andrejewitsch — so heißen Sie doch? —, treten Sie um den Tisch und nehmen Sie Platz. Rührt euch! Frische Kohlen in die Teemaschine! Die Gläser und Untertassen gewaschen! Du, Jüngling — er streckte die Hand gegen Prorwin aus —, rücke etwas weiter, damit Alexander Andrejewitsch Platz bekommt.

Entschuldigen Sie, sagte ich, wie leid es mir auch tut, aber aufhalten kann ich mich nicht. Ich wollte Sie nur bitten . . .

Und so weiter, sagte er. Entschuldigungen und Bitten sind überflüssig. Setzen Sie sich wie ein guter Mensch, und fassen Sie mit an. Wir sind eben beim Löschen.

Er hatte drei Gläser gefüllt.

So, fuhr er fort, Hand an! Auf gute Bekanntschaft!

Prorwin goß den Inhalt seines Glases in einem Zuge hinunter. Der Brandmeister hielt das seine in der Hand, sah mich an und wartete.

Ich begann zu merken, daß es schwer halten werde, hier leichten Kaufes davonzukommen. Die beiden Hausgenossen waren jedenfalls ausgepichte Zecher. Sie hatten wahrscheinlich schon gründlich eingeheizt, denn Prorwins Gesicht glühte. Der Brandmeister war ebenfalls rotbraun, doch schien das seine gewöhnliche Farbe zu sein. Ich faßte den Entschluß, gleich das erstemal fest und standhaft aufzutreten, um das Nötigen zum Trinken von vornherein für immer abzuschneiden.

Ich muß danken. Ich trinke nicht, so früh am Tage schon gar nicht.

Der Brandmeister kniff die Augen zusammen.

Jüngling, hast du es gehört? Er trinkt nicht. Er will von trockner Speise leben. Kannst du dir so etwas denken, Jüngling?

Er goß Prorwins Glas wieder voll.

Das ist ungesund, Alexander Andrejewitsch, bei Gott! ungesund, sagte dieser und lehrte sogleich das Glas.

Ich bin mit der Bitte um eine Gefälligkeit zu Ihnen gekommen, sagte ich. Mir hat nämlich Grigori Efem . . .

Halt! rief der Brandmeister, der ganze Train halt! So geht es nicht. Der eine trinkt nicht und redet von Entschuldigungen und Bitten. Der andre redet nicht und säuft wie ein ausgedörrter Sumpfboden. Wie soll ich da Ordnung halten?

Gieße ein, Vater Brandmeister, sagte Prorwin und schob sein Glas hin. Laß ihn reden, bis ihm die Zunge trocknet; dann wird er schon trinken.

Jüngling, Jüngling sagte der Brandmeister vorwurfsvoll, ich sehe es kommen. Doch davon später. Alexander Andrejewitsch, werden Sie trinken?

Nein.

Nicht?

Ganz gewiß nicht.

Er breitete die Arme aus und ließ sich an die Lehne seines Sessels zurücksinken.

Seien Sie so freundlich, bat ich, sagen Sie ohne Umstände, wollen Sie mir die Auskunft erteilen, um die ich Sie ersuchen werde, oder nicht?

Er stand auf.

Jüngling, hörst du es? Er setzt mir das Messer an die Kehle. Hörst du, wie jesuitisch er fragt?

Gieß ein, Vater Brandmeister.

Alexander Andrejewitsch, es ist, wie der Jüngling sagt. Von Trocknem kann der Mensch nicht ...

Lassen Sie das, unterbrach ich ihn. Wenn Sie so gut sein wollen, mir jemand zu nennen, der gute und billige Speisen verabfolgt, so nehmen Sie meinen Dank im voraus.

Alexander Andrejewitsch, erst ein Glas! Setzen Sie sich. Knöpfen Sie sich auf. Meinetwegen erst Tee und dann ein Glas Bier, aber ...

Ich habe keine Minute Zeit. Ich bin im Dienste. Ich habe mich schon zu lange aufgehalten.

Schwatzt doch nicht beide unnütz, sagte Prorwin. Gieße ein, Vater Brandmeister. Laß ihn erzählen, und du gieße ein.

Der Brandmeister stand auf und ging zu dem freien Raume zwischen dem Tische und der Tür.

Komm eimal her, Jüngling.

Unsinn! sagte Prorwin und lachte.

Komm her. Ohne Widerrede. Du kennst die Abmachung. Wir nehmen gleich Alexander Andrejewitsch zum Zeugen.

Unsinn! Setz dich und gieß ein.

Prorwin, willst du die Abmachung halten oder nicht?

Der junge Mensch erhob sich lachend und brummend. Er schwankte etwas, und sein Gesicht war dunkelrot.

Angetreten! kommandierte der Brandmeister, und Prorwin nahm ihm gegenüber Dienststellung in der Nähe der Wand.

Sehen Sie, Alexander Andrejewitsch, erklärte der Brandmeister, ich habe Jemeljan Afanasjewitsch das Versprechen gegeben, daß sich dieser Jüngling, der das Bier zu sehr liebt, nie bis zur Dienstuntauglichkeit betrinken werde. Der Jüngling selbst hat mir auf Ehrenwort versprochen, sobald ich es verlange, auf diesem schmalen Brett durch das Zimmer zu marschieren. Kann er es — gut, dann kann er auch noch trinken. Kann er es nicht — gibt es keinen Tropfen, bis er geschlafen hat. Seien Sie Zeuge.

Ich hörte neugierig zu. Der Brandmeister, den ich eben noch für ziemlich betrunken gehalten hatte, war, wie ich jetzt zu meinem Erstaunen sah, völlig nüchtern. Und doch hatte er mit Prorwin zusammen getrunken, der mit merklicher Mühe seine stramme Haltung bewahrte.

Vorwärts — marsch!

Prorwin schritt mit dem linken Beine aus, schwankte, hätte den rechten Fuß fast über die Fuge gesetzt, nahm sich aber zusammen, trat immer fester auf, kam über die Hälfte des Zimmers hinaus, schwankte dann wieder, begann sich zu sputen und patschte, ehe er die gegenüberliegende Wand erreichte, richtig fast mit der ganzen Sohle des Fußes auf das Nebenbrett.

Schön, Jüngling! sagte der Brandmeister. Hast dich vollgesogen wie ein Spanferkel. Marsch in die Schlafkammer!

Prorwin lehnte an der Wand. Ärger und Lachlust schienen in ihm zu kämpfen.

Wie war die Abmachung? fragte der Brandmeister scharf.

Ohne eine Silbe zu reden! sagte jetzt der junge Mensch lachend, schüttelte mir die Hand, lief schnell zum Tische, goß, ehe der Brandmeister es verhindern konnte, eines der beiden gefüllten Gläser hinunter und stolperte eilig in das Nebenzimmer.

Puh, Gott verzeih es! rief der Brandmeister, warf sich am Tisch auf einen Stuhl und trank das letzte volle Glas mit solcher Hast, als ob er Stunden gedürstet hätte.

Was man mit den jungen Leuten jetzt für Qual und Plage hat! sagte er dann weiter und entkorkte eine Flasche. Dieser will nichts tun als trinken. Jener will alles tun, nur nicht trinken. Ein dritter weiß selbst gar nicht, was er will, aber zum Gehorchen gibt er sich trotzdem nicht her. Es ist keine Ordnung, keine Zucht drin. Aber nun ärgern Sie mich wenigstens nicht mehr. Setzen Sie sich, und zeigen Sie, daß Sie christlichen Glaubens sind.

Können und wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, um die ...

Pfui, was für ein hartnäckiger Mensch! Setzt einem den Fuß auf die Kehle und läßt einen nicht mehr zu Atem kommen. Jawohl kann ich, und was das Wollen betrifft, so haben Sie nur zu befehlen. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich eine Silbe sage, solange Sie stehn. Setzen Sie sich.

Ich habe keinen Augenblick mehr ...

Wissen wir. Haben wir schon gehört. Aber ich bin auch eigensinnig. Setzen Sie sich, oder ich schweige wie das Grab.

Ich nahm ihm gegenüber Platz.

So, sagte er. Also ganz unmöglich ist es doch nicht, mit Ihnen zu einer Verständigung zu kommen, nur verteufelt schwer. Ein Glas trinken wir doch vorher?

Nein.

Ein einziges!

Keinen Schluck.

Störrig wie ein Stier! brummte er und schüttelte den Kopf, schenkte sich ein und trank.

Also hören Sie, Unerweichbarer. Im obern Teile der Steinstraße gibt es in einem Eckhause eine Schenke.

Suskin?

Ah, Sie kennen sie schon. Nun, dort nehmen Sie das Essen. Sie wohnen ja, wie ich gehört habe, nicht weit davon.

Aber das ist doch eine Schenke, ein Trinklokal, und zwar nicht von der feinsten Sorte, dort gibt es nur Getränke und Aufschnitt oder, wenn Sie es so nennen wollen, Frühstück.

Er nickte zustimmend.

Jawohl, im Eckhause selbst. Aber im Hofe ist ein Hintergebäude, und dort verabfolgt Suskins Schwester Speisen aus dem Hause. Sie kocht schmackhaft, reinlich und — billig. Für eine Person sieben, für zwei zwölf im Monat. Die Portionen sind reichlich. Wir zahlen mit Prorwin auch zwölf, und es bleibt noch übrig.

Das ist mir allerdings sehr gelegen und ...

Nur eins! Treten Sie bei der Abmachung barsch auf, und lassen Sie ihr auch später, etwa bei jeder Zahlung, sagen, daß Sie nicht zufrieden seien und ihr nächstens gründlich über den Hals kommen würden.

Wozu das?

Ach, sie hat einen solchen Charakter! Du lieber Gott! man kann es ihr auch nicht verdenken. Die Weiber sind ihr darin alle etwas ähnlich. Gewissenhaft und sogar aufopfernd, so lange sie sich unter dem Drucke fühlen. Tyrannisch und rücksichtslos, sobald sie merken, daß sie die Oberhand haben. Nun, sie ist eben ein Weib und noch dazu ein unternehmendes Weib.

Ich lachte, erhob mich und wollte mich dankend verabschieden.

Auch jetzt werden Sie kein Glas trinken? sagte er vorwurfsvoll, kein einziges?

Nun gut, eins gab ich zu, indem ich mich wieder setzte, aber nur eins, um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihnen gern den Gefallen täte, wenn ich könnte.

Uh! seufzte er, ein schwerer Sieg! ärger als eine Niederlage!

Sagen Sie aufrichtig, fragte ich, indem ich langsam an dem Biere nippte, finden Sie wirklich Vergnügen an dem vielen Trinken?

Er lehnte sich zurück und sah mich herausfordernd an.

Alexander Andrejewitsch, wissen Sie, das ist eine recht polizeiliche Frage — eine ganz nichtswürdige Frage.

Das ist eine aufrichtig gemeinte Frage, erklärte ich. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mensch daran Angenehmes finden kann. Es schmeckt schlecht, ist schädlich ...

Nun! brummte er und bewegte wohlgefällig die mächtigen Schultern.

Und nun gar der Zustand der Betrunkenheit ...

Alexander Andrejewitsch, Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber ich bin noch nie betrunken gewesen.

Scherzte der Mann?

Es ist wirklich so, beteuerte er. Fragen Sie, wen Sie wollen. Ich bin verschrieen als Säufer, und es ist wahr, ich trinke eigentlich beständig. Aber niemand wird Ihnen auf sein Gewissen behaupten können, daß er mich betrunken gesehen habe. Ich kenne die Trunkenheit nur so weit, wie sie an andern sichtbar wird.

Ist das möglich!

Ich gebe Ihnen mein Wort. Auch den Prorwin denke ich zuletzt so weit zu bringen, daß er seine Grenze kennt und einhält. Die ganze Feuerwehr trinkt, trinkt fürchterlich, und ich hindre sie nicht, denn — er sah sich um, ob niemand ihn höre — ich bin nicht imstande, es zu hindern. Das Volk ist gar zu versessen darauf. Aber ich bin wie der Teufel hinter jedem her, der sich betrinkt. Ich stelle mich immer als Beispiel auf. Wäre ich selbst einmal betrunken — ich kann mir den Fall nicht denken —, aber wahrhaftig, ich glaube, ich tränke nie wieder einen Tropfen. Noch ein Glas, Alexander Andrejewitsch?

Ich erhob mich, rückte den Säbel zurecht und reichte ihm zum Abschiede die Hand. Auch er stand auf.

Wenn es denn durchaus sein soll — adieu. Dem fliehenden Feinde soll man Brücken bauen. Nehmen Sie eine Warnung mit auf den Weg. Lassen Sie sich durch die Suskin nicht kirren. Jeder verführerische Blick, den sie Ihnen zuwirft, verschlechtert das Essen, wenn er auf fruchtbaren Boden fällt.

Sind Sie bei Sinnen, Brandmeister!

Lassen Sie es nur gut sein. Jung sind Sie, wohl auch — wie nennen die verrückten Poeten das? — liebebedürftig? oder so dergleichen.

Was ist denn die Suskin? jung? eine Schönheit?

Nun! Jung ist sie gerade nicht. Kann ihre vierzig haben. Aber — Sie lachen! — sehen Sie sich vor. Man merkt es ihr nicht an. Der Teufel sitzt in dem Weibe. Eine Schönheit? Hm! Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll. Schlank, üppig, schießt mit den schwarzen Augen wie mit Pistolen. Jetzt haben wir kein Militär in der Stadt. Aber aus der Brigade, die bis zum Sommer hier stand, hat sich mancher betreßte Jüngling die Flügel an ihr verbrannt, das heißt, ihretwegen Schulden gemacht. Seien Sie vorsichtig. Guido hat, wenn ich nicht irre, auch Lehrgeld zahlen müssen.

Also eine sehr gefährliche Schönheit! sagte ich.

Je nachdem! Ich habe Sie gewarnt und Ihnen gesagt, wie Sie mit ihr umgehn müssen, wenn Sie Ihren Vorteil wahrnehmen und immer gutes Essen haben wollen. Vorsicht ist besser als Nachsicht. Überhaupt ist die Steinstraße ein gefährlicher Ort, was die Schönheiten anbelangt. Da ist Nummer eins, eine zweifellose Schönheit und jung, ebenfalls in der Steinstraße. Oho ho! was für Unheil hat die schon unter den Offizieren angerichtet! Der unglückliche Guido hat natürlich auch da seine Portion Kummer und Leid zu schlucken gehabt.

Ich begriff nicht, warum ich es bei diesen Worten heiß in mir aufsteigen fühlte. Bis zum Rotwerden kam es, glaube ich, nicht, aber die Ohrläppchen brannten.

Guido hat dieser Schönheit wegen auch Schulden gemacht? fragte ich.

Nun, nein, sagte er gedehnt, das gerade nicht, oder etwa für Parfüm oder immer neue Handschuhe. Mascha Ssawinski ist, denke ich, nicht von der Art, aber kokett und dabei wirklich schön wie — ein Satan. Gott, wie die Offiziere da klebten! Die Mutter ist Offizierswitwe. Natürlich, sie ist daran gewöhnt, das Haus voll Offiziere zu haben. Das gab ein Laufen und Courmachen und Bukettschleppen! Jeder wollte der Auserwählte sein, und jeder glaubte der Bevorzugte zu sein, und schwupp! ließ sie den oder jenen ablaufen, daß er drei Tage lang seinen Revolver ansah oder auch vor dem Spiegel probierte, wo er an seinem Kadaver am besten das Loch machen sollte. Na, Sie wissen, die Zeit heilt, und sein Leben hat jeder lieb. Aber zwei oder drei Duelle soll es ihretwegen doch gegeben haben. Vielleicht ist es auch nur bei den Herausforderungen geblieben. Also wie, Alexander Andrejewitsch, kein Glas zum Abschiede?

8

Ich verließ das Feuerwehrdepot in einem Zustande, der schwer zu beschreiben ist. Ich war empört. Ich war überzeugt, daß alles, was der Brandmeister erzählt hatte, auf Klatsch und Verleumdung beruhe. Trotz dieser Überzeugung fühlte ich mich gedrückt, beschämt und gedemütigt. War ich denn wirklich ein solcher Gimpel, daß ich Mascha für die Personifizierung der Sittsamkeit und Bescheidenheit gehalten hatte, während Leute, die sie länger kannten, in ihr eine gewiegte Kokette sehen mußten! Und schließlich war ich darüber am meisten empört, daß die Erzählung des Brandmeisters mich überhaupt aus der Fassung gebracht und einen ganzen Sturm widersprechender Gefühle in mir erregt hatte. Was war mir Mascha Ssawinski? Was ging sie mich an? Ob sie einsam mit der Mutter saß und nähte oder von Offizieren umringt war, mit denen sie ihr Spiel trieb — was hatte ich damit zu tun? Sie war nicht das erste schöne Mädchen, das ich in meinem Leben zu Gesicht bekam. Und wäre sie auch das erste gewesen, so lag darin immer noch keine Entschuldigung für den Unsinn, daß ich mir zu Herzen nahm, was über sie gesprochen wurde. Aber wenn sie wirklich still und eingezogen lebte, wenn die vom Brandmeister wiederholten Gerüchte lauter Lügen waren, wenn sie unter diesen Gerüchten vielleicht schon viel und schwer gelitten hatte — dann war es kein Wunder, daß sie die Öffentlichkeit fürchtete, und wenn sie gezwungen wurde, aus der Verborgenheit hervorzutreten, wie damals beim Richter, so wunderbar flehend aus den Augen schaute. Ja, dieser flehende Blick war es gewesen, der es mir angetan hatte, und dieser Blick konnte unmöglich täuschen. Dieser Blick war nicht gemacht, nicht berechnet. Ohne ihren Willen hatte er verraten, wie es in ihrem Innern aussah, wie hilflos, wie verlassen sie sich fühlte. Und sie sollte eine Kokette sein, noch dazu eine geübte, die mit der Zuneigung und Hingebung andrer ihren Spott trieb! Nimmermehr. Lügen und wieder Lügen, ausgesprengt von verdorbnen Subjekten, denen nichts heilig war, die in ihrer moralischen Zerfahrenheit jeden Begriff von Unschuld und Reinheit verloren hatten wie mein saubrer Kollege Guido! Vielleicht ging das Gerede auch nur von ihm allein aus. Sehr möglich, daß er sich Mascha leichtfertig hatte nähern wollen wie den zweifelhaften, anrüchigen Weibern, von denen er mir in unserm ersten Gespräche Mitteilung gemacht hatte. Abgewiesen, wie es sich gehörte, war er schlecht genug gewesen, sich durch ehrenrührige Klatschereien zu rächen. Freilich machte der Brandmeister nicht den Eindruck, als ob er gedankenlos nachgeplappert hätte, was aus keiner bessern Quelle kam als aus dem Munde Guidos. Aber der Brandmeister war — wie es bei ihm mit den Folgen des Trinkens auch stehn mochte — doch immer ein Trinker, und was für Unsinn bei dem Trinken in lustiger und dabei moralisch verdorbner Gesellschaft zusammengesprochen wird, davon hatte ich schon manches Beispiel erlebt. Zudem schien der Brandmeister überhaupt von den Weibern schlecht zu denken. Das war ihm auch nicht zu verargen, wenn seine Frauenbekanntschaften sich auf die Sorte beschränkten, zu der Suskins Schwester gehörte. Pfui Teufel! Es war zu arg. Suskins Schwester und Marja Iwanowna hatte der Mann in einem Atem nebeneinander gestellt. Nun ja, er faßte die Sache von der scherzhaften Seite auf und nannte beide zusammen, weil sie in derselben Straße wohnten. Er hatte ja selbst dabei gesagt, Marja Iwanowna sei nicht von der Art.

Mein innerer Zwiespalt und meine Entrüstung waren um nichts geringer geworden, als ich Suskins Hof betrat und die Schwester im Hinterhause aufsuchte. Ich fand sie mit einer Magd in einer geräumigen Küche, wo sie im Begriff war, das Essen zu bereiten. Ich sah sie nicht gerade freundlich an, als sie mir entgegentrat in einem Hauskleide, das die zum Platzen vollen Formen unbeengt vortreten ließ, hochgewachsen, mit einem feingeschnittnen Gesicht, dessen schwarze mandelförmige Augen auf orientalische, vielleicht jüdische Abstammung deuteten. Die Ordnung, die in dem Raume herrschte, das Blinken der Kessel auf dem englischen Kachelherde, die tadellose Sauberkeit des Tisches wie des Brettes, auf dem die Magd Fleisch hackte — alles das entging meinen Blicken nicht; aber meine Stimmung

wurde dadurch nicht besser, und wenn der Brandmeister hätte zugegen sein können, ich wette, er wäre mit der Barschheit meines Auftretens völlig zufriedengestellt gewesen. Gut war es jedoch, daß er nicht zugegen war. Wir wären schwerlich friedlich auseinander gekommen. Er hatte es zu toll, zu tölpelhaft angefangen. Diese herausfordernde, welterfahrne Person gewissermaßen in eine und dieselbe Kategorie mit Marja Iwanowna Ssawinski bringen zu können!

Es war über elf Uhr geworden, als ich nach Hause kam. Ich schickte Gerassim nach dem Essen und warf mich auf das Bett, um bis zu seiner Zurückkunft zu schlummern. Vergebliche Mühe! Als ich lag, und der Körper in Untätigkeit war, arbeitete es um so stärker im Innern. Ich hätte den Brandmeister in Stücke zerreißen mögen, und doch war ich über ihn nicht so aufgebracht wie über Guido, obgleich ich mir wieder gestehn mußte, daß die Schuld hier mehr in der Abneigung lag, die Guido mir von vornherein eingeflößt hatte. Das Liegen wurde mir zuletzt unerträglich. Ich sprang auf, lief im Zimmer auf und nieder und rauchte eine Zigarette nach der andern.

Endlich kam Gerassim und deckte den Tisch. Ich hatte große Lust zu befehlen, er solle das Essen für sich behalten, denn ich fühlte keinen Hunger. Aber ich tat es nicht, um den Menschen nicht zu beleidigen. Ich setzte mich und ergriff widerwillig den Löffel. Die Kohlsuppe mit winzig kleinen Fleischklößchen darin, die so zart waren, daß sie sich mit der Zunge zerdrücken ließen, behauptete jedoch ihr Recht. Ich verzehrte nicht nur einen ganzen Teller, sondern nahm mir noch einen halben. Ich hätte sogar den zweiten ganz geleert, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Gerassim zu sehr zu schmälern. Es wurde mir leichter zu Mute. Ich konnte sogar darüber lachen, daß mir nach der Suppe warm wurde, und ich fast geschwitzt hätte wie Gerassim, wenn er seinen dritten Krug Tee trank. Bei dem saftigen Braten und schmackhaften Zugemüse verbesserte sich meine Stimmung bedeutend, und als Gerassim darauf ungeheißen die Teemaschine auftrug, begann ich mich fast darüber zu wundern, wie es möglich gewesen war, daß des Brandmeisters Geplapper mich in solche Aufregung hatte versetzen können.

Was war mir Mascha? Sie hatte bei dem ersten Zusammentreffen Eindruck auf mich gemacht. Der Blick, der flehende Blick, den ich erhascht hatte! Ich fühlte jetzt in der Wärme und mit dem Teeglase vor mir wohltuendes Gruseln, wie ich mir den Blick vergegenwärtigte. Nun gut, was war weiter dabei? Gesetzt, der Brandmeister hatte Recht, hatte die Wahrheit gesprochen — was weiter? Offiziere hatten das Haus besucht, vielleicht junge Kameraden oder Untergebne des verstorbnen Vaters. Warum sollten sie die Witwe nicht besuchen? Es war vielleicht hübsch von ihnen, daß sie nicht wegblieben, obgleich sie nicht mehr aufgenommen und gefüttert werden konnten wie früher, als der Vater lebte. Und wenn sie sich dabei in Mascha verliebten, wenn sie alles aufboten, ihre Neigung, vielleicht ihre Hand zu gewinnen — wahrlich, ich war nicht imstande, ihnen das zu verdenken. Und Mascha? War sie gezwungen, sich dadurch beeinflussen zu lassen? Durfte sie nicht freie Herrin über ihr eignes Gefühl sein? Sollte sie nicht das Recht haben, den zurückzuweisen, der ihr nicht gefiel, zumal wenn er möglicherweise aufdringlich wurde? Kokett, hatte der Brandmeister gesagt. Dummes Zeug! Von der Seite gesehen, konnte als Koketterie erscheinen, was anfangs lauter Herzensgüte und später Geradheit und Entschiedenheit war. Ich hatte mehrere Stunden mit ihr zusammen gesessen und sie beobachtet und — nun ja, kokett war sie, aber Koketterie und Koketterie ist nicht immer derselbe Begriff. Solche Koketterie, wie Mascha sie gestern abend an den Tag gelegt hatte, verdient keinen Vorwurf. Im Gegenteil, solche Koketterie ist nur der Widerschein der Kindlichkeit, die sich in dem erwachsenen Mädchen erhalten hat.

Meinen Kollegen Guido hatte sie ablaufen lassen? Nun und? Hätte sie den jämmerlichen Kerl vielleicht nicht sollen ablaufen lassen? Wenn er in Wut geraten war, in solche Wut, daß er schlechte Gerüchte über sie verbreitete, so ließ sich daraus

wieder ersehen, daß sie ihn richtig erkannt und keine Umstände mit ihm gemacht hatte. Das konnte ebenfalls nur zu ihren Gunsten sprechen.

Und der Brandmeister? Er hatte Suskins Schwester und Mascha — ich mußte laut lachen. Wie konnte ich von dem rauhen und vielleicht rohen Gesellen erwarten, daß er so feine Unterschiede begreifen sollte! Ihm war dergleichen nicht zugänglich. Für ihn war das Weib eben Weib und nichts andres. Zudem hatte er ja selbst anerkannt, daß Mascha von andrer Art sei. Und ich Narr hatte mich dadurch in Zorn bringen lassen, war sogar soweit gegangen, dieses Unsinns wegen gegen Suskins Schwester unfreundlich oder eigentlich unhöflich zu sein — gegen eine Person, die vielleicht etwas locker in ihren Ansichten, aber jedenfalls, wie ich nach dem ersten Essen schließen mußte, eine fleißige und geschickte Wirtin war. Pfui!

Ich schämte mich. Bald aber wurde mir bei dem Tee so behaglich, daß alles, also auch ich selbst, mir in milderm Lichte erschien. Das zufriedne Aussehen Gerassims, der sich seinen Krug Tee holte, nachdem er gegessen hatte, erhöhte noch meine gute Stimmung. Ich faßte den Beschluß, mich nie mehr durch unbegründete Reden und zweifelhafte Gerüchte aufregen zu lassen, sah nach der Uhr und streckte mich, da ich noch eine halbe Stunde vor mir hatte, mit der Papiros auf dem Bette aus, um einige Minuten liegend zu verbringen und — zu verdauen.

Euer Wohlgeboren! hörte ich irgendwo draußen weit entfernt sagen.

Euer Wohlgeboren! wurde nach einiger Zeit wiederholt. Merkwürdig. Es schien diesesmal nicht draußen, sondern im Zimmer, aber trotzdem in großer Entfernung zu sein.

Euer Wohlgeboren! klang es von neuem, und jetzt kam es mir vor, als ob es die Stimme Gerassims sei.

Meine Schulter wurde ziemlich unsanft angefaßt.

Euer Wohlgeboren! rief dabei Gerassim, belieben Sie aufzustehn. Es brennt.

Ich fuhr in die Höhe — und sah nichts. Ich riß die Augen weit auf, konnte aber trotzdem nichts unterscheiden. War ich plötzlich blind geworden?

Euer Wohlgeboren, sagte Gerassim neben mir, der Wachmeister ist draußen. Es brennt am Markte.

Ich kann nicht sehen! rief ich schmerzlich aus und drückte die Hände an die Augen. Sollte mich wirklich das schreckliche Los getroffen haben, plötzlich erblindet zu sein?

Euer Wohlgeboren, bat er kleinlaut, verzeihen Sie großmütig. Ich war eingeschlafen. Ich erwachte, als der Wachmeister an das Fenster klopfte, und ich weckte Sie gleich, ohne erst Licht zu machen.

Welche Zeit ist es denn? fragte ich.

Ich kann es nicht wissen, aber es ist schon ganz finster.

Ich lebte auf.

Schaffe schnell Licht und rufe den Wachmeister herein.

Es sei Feuer im benachbarten Stadtteile signalisiert, meldete der Wachmeister, während ich eilig mein Nachtdienstkostüm anlegte, und der Mann auf dem Turme habe gerufen, es sei am Markte. Vom Feuer sei noch nichts zu sehen, aber die Sache könne leicht ernst werden, da am Markt die Gebäude sehr dicht stünden und meist aus Holz seien.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Reichskanzler. In den Verhandlungen des Reichstags während der vorletzten Januarwoche sind durch die Reden der Abgeordneten Schädler, von Vollmar und Bebel auf der einen, des Reichskanzlers auf der andern Seite die Fundamente

des Reichs umsomehr berührt worden, als die Person des Kaisers im Mittelpunkt dieser Reden und Widerreden stand. Die Person des Kaisers kann aber weder im Guten noch im Bösen vom Reichsgedanken getrennt werden. Dieser hat seit dem Dreikaiserjahre manche schwere Belastungsprobe seiner Tragfähigkeit siegreich überstanden, es kann aber nicht frommen, solche Proben immer wieder zu erneuern. Sicherlich gilt dies von allen Beteiligten, die dabei in Betracht kommen. Wenn aber dem Kaiser gegenüber der Hinweis wiederholt wird, daß der Reichstag und der deutsche Kaiser an einem Tage geboren seien, so sollte auch der Reichstag dessen eingedenk sein, wenn innerhalb der Wände seines Sitzungssaales der Kaiser persönlich angegriffen wird. Kaiser, Bundesrat und Reichstag bilden gemeinsam die krönende Spitze des Reichsbaues, dessen Fundamente mit dem Blute der Tausende gekittet sind, die von Alsen bis zur Loire gebettet liegen. Keiner der drei kann auf Kosten eines der andern steigen, gleichmäßig sie alle trifft, was dem einen von ihnen geschieht.

Herr Schädler hat die Note angeschlagen, und die sozialdemokratischen Redner haben sie noch stärker betont, daß der Kaiser nur „der Präsident des deutschen Bundes“ sei, der „den Namen Deutscher Kaiser“ führe. Man braucht also eines Tages nur den „Namen“ zu kassieren, so bleibt nichts übrig als der Präsident des deutschen Bundes, den in „deutsche Republik“ umzuwandeln Herr Bebel der sozialdemokratischen Mehrheit überläßt, die er für die dereinstige Regierungszeit des heutigen Kronprinzen in Aussicht nimmt. Früher pflegte Herr Bebel seine politischen Wechsel nur kurzer Sicht zu ziehn. Da die Weltgeschichte sie aber nicht honoriert hat, so hat er wenigstens hierin die politische Kurzsichtigkeit aufgegeben und zieht langfristige Sichten für seine Wechsel vor. Ob er damit die Weltgeschichte geneigter machen wird, sie einzulösen, darf bezweifelt werden. Es müßte sonderbar zugehn, und es müßten die unglaublichsten Fehler gemacht werden, wenn nicht die Monarchie die Sozialdemokratie überleben sollte. Freilich werden die Monarchen umsichtig und klug, energisch und tapfer sein müssen, aber gerade in dieser Beziehung enthält der Charakter des Deutschen Reichs als Bundesstaat Bürgschaften, die dem Einheitsstaate fehlen würden. Der Kaiser ist im Jahre 1870 als primus inter pares gekürt worden. Dieser Umstand wird es jedem Nachfolger Wilhelms des Ersten zur Pflicht machen, der erste unter seinesgleichen in Deutschland zu sein, nicht nur durch die Geburt, sondern auch durch die Übung des angebornen Amtes. Denn nicht die Geburt zum König von Preußen, sondern Hingebung und Pflichttreue, Tapferkeit und Umsicht werden ihn als den primus inter pares erhalten. Wilhelm dem Ersten die Kaiserkrone anzubieten, ist den deutschen Fürsten leicht gemacht worden, weil er als Regent wie als Feldherr, als Fürst wie als Mensch so hervorragende und vorbildliche Eigenschaften gezeigt hatte, daß seine königliche Gestalt längst über Deutschland schwebte, bevor König Ludwig dem berühmten Bismarckischen Konzept seinen Namen lieh.

Herr Schädler hat auf dem Münchner Zentrumsdelegiertentage als Nachklang zur Kaiserfeier noch einmal Protest eingelegt gegen die Auffassung des Reichskanzlers, daß die Kaiseridee mit den teuersten Erinnerungen des deutschen Volkes unsre Weltstellung und unsre Zukunft repräsentiere. Herr Schädler sieht hierin eine große Gefahr für das Reich, der Artikel 11 habe nur den Sinn eines Präsidiums unter Gleichen. Herr Schädler vergißt, daß erstlich in diesem Artikel 11 doch die ganze preußische Hausmacht des Kaisers steckt, sodann daß die Verfassung noch eine ganze Reihe von Artikeln enthält, die diesem Artikel 11 Leben und Inhalt geben. So stürmisch der Beifall auch gewesen sein mag, den Herr Schädler auf billige Weise von seinem Münchner Auditorium eingeheimst hat — jede deutsche Flagge in den bayrischen Bergen, jede deutsche Kokarde an einer bayrischen Soldatenmütze wiegt tausende seiner Worte auf. Nicht der Artikel 11, sondern die Gesamtheit der Verfassung hat den Kaiser geformt und ihn zu der mächtigen Herrschergestalt gemacht, die im Namen von nahezu sechzig Millionen Deutschen im Rate der Völker spricht und handelt; nicht zu einem Reichsbureauvorsteher, der allenfalls die Ermächtigung hat, abends den Schlüssel abziehn und mit nach Hause nehmen zu dürfen. Deutsch-

lands nationale Entwicklung ist in den Wintertagen von 1870 nicht zum Stillstand gekommen — sie hat nach langem Harren die Schwelle einer neuen Zeit überschritten und zieht sonnenwärts ihre leuchtende Bahn. Das Verkleinern und Herabsetzen der verfassungsmäßigen Kaisergestalt und Kaisergewalt hätte Herr Schädler Ausländern überlassen sollen. Eines Deutschen ist es nicht würdig, zumal in Bayern nicht, dessen tapfre Söhne von Sedan bis Paris und bis zur Loire „den Kaiser" fast mehr im Herzen trugen und lauter aussprachen als seine Preußen.

Bekannt ist, daß Kaiser Wilhelm der Erste anfänglich von der Inhaltlosigkeit des Kaisertitels — wohl zu Unrecht — wenig erbaut war. Aber ebenso bekannt und neuerdings authentisch belegt ist, daß der Kronprinz sowohl wie der Großherzog von Baden, nicht zum wenigsten Fürst Bismarck selbst, die Überzeugung vertraten, die leere Form werde mit der Zeit sehr an Inhalt gewinnen. Dieser Ansicht hat sich später auch der Kaiser angeschlossen, und der Inhalt, den er im hohen Lebensalter seinem neuen Amte zu geben verstand, ist eins seiner hervorragendsten Verdienste um Deutschland. Seine achtzehnjährige Regierung als Kaiser hat für das Vaterland reiche Frucht getragen. Aus dem schablonenhaften „Bundespräsidenten" mit dem Namen „Deutscher Kaiser" ist seitdem ein Kaiser von Fleisch und Blut geworden, dem die völkerrechtliche Vertretung des Reichs, die Überwachung der Ausführung der Reichsgesetze, die Ernennung der Reichsbeamten und die oberste Kommandogewalt über Heer und Flotte, zusammen mit der mächtigen Entwicklung des Reichs, eine Machtfülle verliehn haben, wie die alten deutschen Kaiser sie in den glänzendsten Zeiten des alten Reichs nicht hatten, und die sich in ihrer ungeahnten Ausdehnung im Winter 1870/71 freilich noch nicht übersehen ließ. Ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte war eröffnet worden, der das Zeichen des aufsteigenden deutschen Adlers trug.

Diesen Kaiser, den uns eine dreiunddreißigjährige Entwicklung gezeitigt hat, wieder auf den bundespräsidialen Träger des Namens zurückzuschrauben, wird heute weder den bayrischen Zentrumskoryphäen, noch weniger den Sozialdemokraten gelingen. Schon deshalb nicht, weil hinter diesem „Bundespräsidenten" die sehr reale Hausmacht des Königs von Preußen steht, und weil der erste und allein verantwortliche Beamte des Reichs der preußische Ministerpräsident ist. Der Artikel 11 der Reichsverfassung, auf den sich die Abgeordneten Schädler und Vollmar berufen haben, sagt ja allerdings ziemlich unscheinbar: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher Kaiser führt." Aber die Politiker, die da glauben, dem Kaisermantel ungefähr die Bedeutung der Robe eines Rechtsanwalts zuzuweisen, die nur zum Termin angelegt wird, übersehen dabei, daß der Träger dieses Mantels eben der König von Preußen ist. Dieser König von Preußen gibt dem Artikel 11 der Reichsverfassung und damit der Kaiserlichen Institution die weltgeschichtliche Bedeutung. Nicht ein Titular ist es, der an der Spitze des Reichs steht, sondern der König von Preußen mit dem ganzen Gewicht der preußischen Staatsmacht, und damit fällt die Fiktion, daß der Kaiser in Deutschland nichts zu tun und zu lassen, vor allen Dingen nichts zu sagen oder zu schreiben habe, als was der Reichskanzler durch Billigung und Gegenzeichnung gutheißt. Diese Beschränkung auf eine rein automatische, gleichsam vom Reichskanzler zu veranlassende Tätigkeit steht in Widerspruch zu der Machtfülle, die die Reichsverfassung und die Reichsentwicklung dem Kaiser verliehen haben, sie steht aber vor allem in Widerspruch zu der Herrschertätigkeit, die der König von Preußen kraft der Verfassung seines Landes ausübt. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß der König von Preußen für sein Land keine andre Politik vorschreiben oder befolgen kann als die, die er im Reiche für ersprießlich hält. Dasselbe gilt vom Reichskanzler, der zugleich preußischer Ministerpräsident ist. In dem Swinemünder Telegramm hat, ebenso wie in Breslau und in Essen, der König von Preußen gesprochen. Denn da der Kaiser vom Reiche weder Vermögen noch laufende Einnahmen hat, so konnte nur der König von Preußen dem Regenten von Bayern das Angebot von hunderttausend Mark machen, und in Essen wie in Breslau sprach der König von Preußen zu seinen Untertanen. Das Wort Untertanen ist zwar

heutzutage anstößig. In den Reichstag paßt es allerdings nicht, weil der Kaiser als solcher keine Untertanen hat, es sei denn in den Schutzgebieten. Aber wie im englischen Unterhause und in der englischen Gesetzgebung das Wort Untertanen noch gang und gäbe ist, so wollen wir es uns auch in Deutschland erhalten. Das „Staatsbürgertum" deckt den Begriff doch bei weitem nicht. Graf Ballestrem hat nun in seiner dem Abgeordneten Vollmar gegenüber angewandten Methode die Reden in Essen und in Breslau als „Privatäußerungen" behandelt. Das hat mit Recht allgemein Erstaunen und Widerspruch hervorgerufen. Wenn sich der deutsche Kaiser oder genauer der König von Preußen in Essen an eine große Schar von Arbeitern, in Breslau an eine besonders empfangne Arbeiterdeputation wendet, so sind das keine „Privatäußerungen." Der Kaiser will sie am allerwenigsten so aufgefaßt haben, er will, daß seine Worte allen deutschen Arbeitern hell in die Ohren klingen sollen. Auch steht es dem Reichstagspräsidenten nicht zu, die kaiserlichen oder königlichen Meinungsäußerungen nach seinem Ermessen zu klassifizieren, einzuteilen in solche, die er als öffentliche gelten lassen will, und solche, die er als privatim getan ansieht. Die letzten könnten doch nur solche Worte sein, die im engsten Kreise gesprächsweise an einzelne Personen gerichtet worden sind, und auch da wird es immer Äußerungen geben, die den Zweck haben, auf diesem Wege an die weiteste Öffentlichkeit zu gelangen. Aber vorbedachte, programmatische Reden wie in Essen und in Breslau, deren klarer Zweck durch ihre Veröffentlichung im Reichsanzeiger in authentischer Form amtlich kundgetan ist, darf der Reichstagspräsident nicht als „Privatäußerungen" klassifizieren. Es ist begreiflich, daß Graf Bülow die Stellung des Präsidenten der Sozialdemokratie gegenüber nicht erschweren wollte und konnte. Aber er mag erwogen haben, ob er als Reichskanzler nicht gegen eine solche Einschätzung Kaiserlicher Kundgebungen, die der Kaiser jedenfalls am allerwenigsten als private angesehen wissen wollte, und deren Veröffentlichung im amtlichen Organ des Reichs der Kanzler selbst angeordnet hatte, Einspruch zu erheben hätte. Was Graf Ballestrem, wenn auch in der besten Absicht, tat, war nicht mehr und nicht weniger als eine Einmischung in die Regierungstätigkeit des Kaisers und des Reichskanzlers. Der Präsident kann sich auf den Standpunkt stellen, daß er ein Hineinziehn der Person des Kaisers in die Debatte grundsätzlich nicht zuläßt. Wenn die Reichsverfassung an sich keine Handhabe dazu bietet, da sie nicht wie die preußische Verfassung die Unverletzlichkeit der Person des Reichsoberhauptes ausspricht, so könnte man erwägen, ob nicht eine Ergänzung der Verfassung nach dieser Richtung hin notwendig wäre. Aber da Artikel 11 das Präsidium des Bundes dem nach der preußischen Verfassung unverletzlichen Könige von Preußen zuspricht, so ist diese Unverletzlichkeit des Trägers der preußischen Krone eo ipso auch auf seine Eigenschaft als Reichsoberhaupt übertragen. Ferner weist Artikel 17 der Reichsverfassung dem Reichskanzler die Verantwortung zu; auch daraus ergibt sich die Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit der Person des Kaisers, sodaß der Reichstagspräsident ein Verbot sehr wohl auf diese beiden Umstände gründen kann.

Wegen der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers hat Herr Bebel mit Diktatormiene versichert, daß die nächste Legislaturperiode ein Kanzlerverantwortlichkeitsgesetz zeitigen werde. Herr Bebel wird sich klar sein, daß darüber noch mehr Leute mitzureden haben, und daß auch ein Mehrheitsbeschluß des Reichstags noch lange kein Gesetz ist. Als bei der Reichstagswahl von 1884 ein sozialdemokratischer Zettelverteiler vor dem Wahllokal in der Leipziger Straße dem zur Wahl erschienenen Fürsten Bismarck einen Zettel mit dem Namen „Bebel" hinstreckte, wies Bismarck ihn mit den Worten zurück: „Soweit sind wir noch nicht." Das dürfte auch wohl von dem Bebelschen Kanzlerverantwortlichkeitsgesetz gelten, dessen neun Silben allein schon seine Unmöglichkeit symptomatisch dartun.

Im übrigen wäre die Konstruierung einer einklagbaren Verantwortlichkeit des deutschen Reichskanzlers, wie Bebel sie in Aussicht stellt, eine Doktorfrage, deren Lösung die Doppelstellung des Reichskanzlers, als preußischer Ministerpräsident, ziemlich unmöglich macht. Soweit es sich nicht um Anordnungen und Verfügungen des Kaisers handelt, die ausschließlich auf dem Gebiet der Reichsgesetzgebung und

der Reichspolitik liegen, wird es meist zweifelhaft sein, ob der Monarch als Kaiser oder als König von Preußen in Betracht kommt. Der Reichskanzler würde in sehr vielen Fällen erklären müssen: Das ist eine Handlung des Königs von Preußen, die den Reichstag nichts angeht, und die ich mit dem preußischen Landtage abzumachen habe. Dies hätte sich auch auf das Swinemünder Telegramm anwenden lassen, zumal da seiner Unterschrift der übliche Beisatz I. R. gefehlt hat. Der König von Preußen hat gewiß das Recht, seine Meinung über irgend einen öffentlichen Vorgang in Deutschland, auch in Bayern, seinem Freunde, dem Regenten, telegraphisch auszusprechen. Gesetzt den Fall, der Regent oder Prinz Ludwig, der Kanalfreund, hätten nach Ablehnung der Kanalvorlage im preußischen Abgeordnetenhause dem Könige von Preußen ihr Bedauern und die Mißbilligung dieses Beschlusses ausgesprochen, und konservative preußische Abgeordnete hätten sich darüber im Reichstage beschwert — wir glauben bestimmt, Herr Schädler würde der erste gewesen sein, mit Pathos zu erklären, das sei eine bayrische Angelegenheit, die den Reichstag nichts angehe, mit dem weitern Vorwurf, daß dieser darauf ausgehe, das Haus Wittelsbach zu mediatisieren, und daß er Bayerns Selbständigkeit bedrohe. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß nicht der Kaiser, sondern nur der König von Preußen dem Regenten die 100000 Mark anbieten konnte. Man hätte also Herrn Schädler mit Fug und Recht erwidern können, daß das Swinemünder Telegramm des Königs von Preußen erstlich nicht des Kaisers „Privatäußerung“ sei, zweitens den Reichstag nichts angehe. In diesem Falle wäre die Ballestremsche Methode der „Privatäußerung“ sehr viel mehr am Platze gewesen, der Präsident würde damit einen sehr nützlichen Präzedenzfall geschaffen haben! Aber er besann sich vielleicht auf das Wallensteinsche Wort: „Doch das vergeben mir die Wiener nicht, daß ich um ein Spektakel sie betrog.“ Die Wiener sind in diesem Falle das bayrische Zentrum.

Dem Kaiser das Recht der Initiative zu verkürzen, ist der Reichskanzler, auch wenn er wollte, verfassungsrechtlich gar nicht in der Lage. Er würde damit den verfassungsmäßigen Rechten des Kaisers — vom Könige von Preußen ganz abgesehen — zu nahe treten. Die völkerrechtliche Vertretung des Reichs, das Recht der Beamtenernennung, die Überwachung der Ausführung der Reichsgesetze, die Kommandogewalt — sie alle setzen eine Initiative des Kaisers voraus, ohne die er diesen Pflichten gar nicht nachkommen könnte. Wo es mit dieser Initiative etwa des Guten zuviel würde, müßte der Reichskanzler zunächst versuchen, modifizierend einzuwirken oder, falls dies nicht gelänge, sich bemühn, nachteilige Folgen abzuwenden. Er würde damit richtiger und nützlicher handeln, als wenn er sein Demissionsgesuch bei jedem ihm unbequemen Falle einreichte, denn er würde sehr bald einen Nachfolger erhalten, der sich weniger Mühe gäbe, nachteilige Folgen zu verhüten, das vielleicht auch nicht einmal verstünde. Die Verfassung spricht ja vom Reichskanzler allerdings auffallend wenig. Aber da sie ihm in Artikel 17 die Gegenzeichnung und damit die Verantwortlichkeit für die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers zuweist, sonst nur noch den Vorsitz im Bundesrat mit der Substitutionsbefugnis, so ergibt sich daraus, daß er der verantwortliche Träger der gesamten dem Reiche und der Reichsgesetzgebung durch die Verfassung zugewiesenen Geschäfte ist. Bismarck hat sich über die verfassungsmäßige Stellung und Bedeutung des Reichskanzlers wiederholt öffentlich ausgesprochen. Er sah die Bedeutung des Kanzlers nicht zum wenigsten darin, daß dieser als preußischer Ministerpräsident zugleich der Träger der Stimme Preußens ist. Darauf beruht die Untrennbarkeit der beiden Ämter. Die zwei Versuche, die 1873 und 1892 unternommen worden sind, neben den Reichskanzler einen besondern Ministerpräsidenten zu stellen, haben sich als unhaltbar erwiesen. Aber nach dieser Doppelstellung des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten ist auch die Frage seiner Verantwortlichkeit zu bemessen. Man könnte erleben, daß der preußische Landtag, dem er ja gleichfalls verantwortlich ist, ihn in einem Falle lobt, wo der Reichstag ihn tadelt und anklagt, oder umgekehrt: der Reichstag lobt und der Landtag klagt. Die preußische Verfassung enthält als Niederschlag der vormärzlichen Zeit sogar noch die Bestimmung, daß die Minister „wegen Ver-

fassungsverletzung, Bestechung oder Verrat“ angeklagt werden können, doch ist das dazu in Aussicht gestellte Spezialgesetz nie erlassen worden.

Graf Bülow hat ohne jede Schroffheit, die nun einmal nicht in seinem Wesen liegt, aber doch mit jeder wünschenswerten Bestimmtheit seine im vorliegenden Falle sehr delikate Position sowohl dem bayrischen Zentrumsmanne wie den Sozialdemokraten gegenüber verteidigt. Er hat nicht nur den nationalen Gedanken, er hat auch den Reichskanzler in seiner großen politischen Stellung vor Europa leuchten lassen. Vom Reichstage, namentlich von den Konservativen, die ihn jetzt hinterher angreifen, ist er in der Verteidigung des Kaisers leider in keiner Weise unterstützt worden; die Konservativen haben darin eine erstaunliche Unfähigkeit ihrer Führung an den Tag gelegt. Des Kanzlers geringe Neigung, parlamentarische Posaunenbläserei und das selbstbespiegelnde Pathos der Parteien ernst zu nehmen und solchen Vorstößen seinerseits durch ein faccia feroce*) ein dramatisches Gepräge zu verleihen, ist ihm zu statten gekommen. Als Wrangel im November 1848 in Berlin einzog, um die Nationalversammlung an weitern Beschlüssen zu hindern und ihre Verlegung nach Brandenburg durchzusetzen, ritt ihm der Kommandeur der Bürgerwehr, Major Rimpler, zu einem wohlgesetzten Proteste entgegen. Aber Wrangel klopfte dem Redner mit den Worten auf die Schulter: Rimpler, blamier dir nich! Die dramatisch begonnene Szene endete mit Gelächter, und Wrangel kam damit weiter, als wenn auch er eine große Pose angenommen hätte. Ein Hauch dieses Geistes weht durch die Bülowsche Methode. Der Kanzler ist in der Schilderung seines Verhältnisses zu seinem Souverän sowie in der Charakteristik der Persönlichkeit des Kaisers weiter gegangen, als man bisher je in Berliner Parlamenten aus dem Munde eines Ministers gehört hatte. Aber auch die Art des Angriffs war bisher unerhört, Graf Bülow hat in geschickter Weise der Art der Angreifer die Mittel der Verteidigung angepaßt. Er hat damit den Angriffen die Spitze abgebrochen und sie auf ihr wahres Niveau zurückgeführt. Ein Kanzler, dem auch bei solchen Vorgängen der Humor nicht ausgeht, ist viel wert in der heutigen Zeit. Möge dieser Humor ihm erhalten bleiben. Herr Bebel mag dann immerhin diese seine erste Rede für die Wahlkampagne als „Rede Bebels an die deutsche Nation“ auf den Straßen ausrufen lassen, er bleibt doch nur in der Pose eines zornigen Gewappneten, der sein riesiges Schlachtschwert gezogen hat — um Wurst damit zu schneiden. Und Herr Schädler nicht anders. Nur wars bei ihm bayrische Wurst. *g*

Die Affaire Jastrow. In Heft 4 der Grenzboten ist auf Grund der veröffentlichten Protokolle über die Verhandlungen des „Beirats für Arbeiterstatistik“ die Behauptung einiger demokratischer und sozialdemokratischer Parteiblätter zurückgewiesen worden, die amtliche Statistik des Reichs habe sich das geistige Eigentum des Berliner Privatdozenten Dr. Jastrow an der Arbeitsmarktstatistik einfach angeeignet. Es wurde dabei die Erwartung ausgesprochen, daß diese Blätter trotz der nunmehr — d. h. nach Veröffentlichung der Protokolle — notorischen Unwahrheit der Behauptung wohl nicht aufhören würden, zu nörgeln. In der „Frankfurter Zeitung“ vom 22. Januar ist dann auch die Nörgelei mit einer solchen Gehässigkeit weitergesponnen worden, daß es nötig ist, mit einigen Worten auf die Sache zurückzukommen. Der Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ gibt zu, daß von einem geistigen Eigentum Jastrows an der Arbeitsmarktstatistik, also auch von einer Verletzung dieses Eigentums durch die amtliche Statistik im juristischen Sinne nicht die Rede sein könne. Mißbilligt habe er ausschließlich, „daß die Behörde, obgleich sie doch in ihrer amtlichen Denkschrift gar nicht umhin konnte, das Vorhandensein einer privaten Organisation zu erwähnen, alle ihre amtlichen Handlungen so einrichtete, als ob sie hier etwas aus dem Nichts schaffe, während doch schon die elementarsten Gebote des literarischen Anstands erfordert hätten, sich mit dem

*) Faccia feroce! Wildes Gesicht! Ein Kommandoruf in der alten neapolitanischen Armee beim Vorgehn zum Angriff.

Manne in Verbindung zu setzen, der die bisherige Organisation geschaffen hatte und leitete.“ Bringen diese gegenstandslosen Phrasen nicht die Spur eines neuen Beweises für die Berechtigung des Angriffs bei, so bietet der darauf folgende Satz in der Tat etwas neues von Interesse. Er lautet: „Wir haben diese Art des Vorgehens allerdings durchaus mißbilligt und fanden in ihr keineswegs bloß eine Verletzung privater, sondern in erster Linie eine Schädigung der Reichsinteressen, denn diesen hätte es gedient, wenn man wenigstens den Versuch gemacht hätte, einen Mann, »der bis zur Stunde nicht eine, sondern die Autorität auf dem Gebiete der Arbeitsmarktstatistik ist,« für den Reichsdienst zu gewinnen.“

In den letzten, hier im Druck hervorgehobnen Worten ist des Rätsels Lösung, die Erklärung für die ganze Affaire gegeben. Jastrow sollte als Leiter der amtlichen Arbeitsmarktstatistik, womöglich der amtlichen Zeitschrift für Arbeiterstatistik, durchgesetzt werden. Damit ist die Sache erst in die richtige Beleuchtung gesetzt.

Über die Qualifikation Jastrows für das Amt, zu dem ihn die demokratischen und die sozialdemokratischen Parteigenossen ausersehen hatten, fällt uns nicht ein zu urteilen. Aber daß die Behörde, die allein darüber zu bestimmen das Recht hatte, im Reichsinteresse andrer Meinung sein konnte als die genannte Presse, sollte sich die „Frankfurter Zeitung“ denn doch nicht verhehlen. Jastrows literarische Tätigkeit ist seit Jahren bekannt und manchmal auch sehr scharf verurteilt worden. Sie gab der Behörde hinreichende Unterlagen zu einem Urteil darüber, ob er die Qualitäten habe, die gerade das hier ins Auge gefaßte Amt in besonderm Maße fordert. Denn wenn schon die amtliche Statistik überhaupt die größte Vorsicht und absoluteste Unabhängigkeit von Parteimeinungen von ihrem leitenden Beamten verlangt, so ist das bei der Arbeiterstatistik und vollends bei amtlichen Veröffentlichungen daraus doppelt und dreifach der Fall. Ist die Behörde, der doch an der Gewinnung der leistungsfähigsten Mitarbeiter am meisten lag, nicht zu dem Entschluß gekommen, Jastrow in den Reichsdienst zu berufen, so ist es in diesem Falle sicher eine ganz besonders unberechtigte Anmaßung, ihr ohne weiteres öffentlich vorzuwerfen, sie habe damit den Reichsinteressen zuwider gehandelt.

Daß sich Jastrow um die Anstellung im Reichsdienst beworben habe, wird von den ihm befreundeten Blättern nirgends gesagt. Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein, denn sonst würde doch wohl irgendwo etwas von der Ablehnung eines solchen Anstellungsgesuchs zu lesen sein. Man scheint gewollt zu haben, daß die Behörde Jastrow bitte, daß er das Amt unter ihm genehmen Bedingungen übernehme. Um das zu erzwingen ist die Reklametrommel übermäßig gerührt worden, und weil man es nicht erzwungen hat, speit man jetzt Gift und Galle.

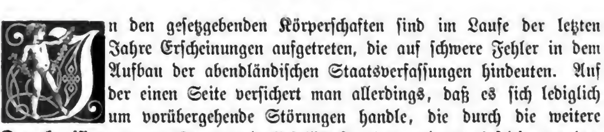
Wenn die Behörde Grund zu haben glaubte, im Interesse der amtlichen Statistik Jastrow nicht um den Eintritt in den Reichsdienst zu bitten, so mußte sie auch gute Gründe haben, die Vorarbeiten zunächst allein, ohne daß Jastrow seine Finger darin hatte, auszuführen. Auch schon der gewöhnlichste Takt schrieb das vor, und es ist einfach lächerlich, daraus einen besondern Vorwurf drechseln zu wollen. Die hämische, in das persönliche Gebiet getragne Rache, die Jastrows Freunde jetzt an der Behörde nehmen, und die von den ihr ausgesetzten Personen unsers Erachtens nur mit Verachtung gestraft werden kann, beweist am besten, wie sehr man behördlicherseits mit der vorsichtigen Zurückhaltung Recht hatte. Denn wenn auch Jastrow keinen der Schmähartikel geschrieben oder inspiriert hat, er hat sich durch die Duldung dieser Machenschaften jedenfalls mit einer schweren Mitschuld beladen. Was sollte aus der amtlichen Statistik, und vollends aus der amtlichen Arbeiterstatistik werden, wenn Tendenzen und Kampfesweisen in sie eindrängen, wie sie uns hier in der Preßtreiberei für Jastrow entgegentreten!

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Irrtümer der Demokratie

Von Julius Patzelt in Wien


n den gesetzgebenden Körperschaften sind im Laufe der letzten Jahre Erscheinungen aufgetreten, die auf schwere Fehler in dem Aufbau der abendländischen Staatsverfassungen hindeuten. Auf der einen Seite versichert man allerdings, daß es sich lediglich um vorübergehende Störungen handle, die durch die weitere Demokratisierung von Staat und Gesellschaft ohne weiteres beseitigt werden würden; aber auf der andern Seite wird umso schärfer betont, daß die kritische Entwicklung des modernen Verfassungslebens gerade auf seiner demokratischen Grundlage beruhe: Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß heute im Volke das Verlangen nach einer kräftigern Anwendung des demokratischen Prinzips im Verfassungsleben stärker ist als der entgegengesetzte Wunsch. Im Banne der demokratischen Lehre stehend betrachten die Massen ihr „Recht" auf Herrschaft als ein kostbares Gut, das fortwährend vermehrt werden müsse; auch sieht ein großer Teil der Gebildeten darin ein notwendiges Gegengewicht gegen die Willkür Einzelner. Die fabelhafte Entwicklung unsers Erwerbslebens mit seinem Streben nach Vergesellschaftung hat außerdem mitgewirkt, das Publikum zum großen Teile der sozialistischen Richtung zuzuführen, die den politischen „Kollektivismus" durch den wirtschaftlichen, die politische Demokratie durch die soziale ergänzen will. Die entgegengesetzte Anschauung hat also vorläufig wenig Aussicht, gehört zu werden; trotzdem ist es für die Kreise, die nicht in den Sklavenketten der sogenannten öffentlichen Meinung liegen, vielleicht nicht ohne Interesse zu untersuchen, ob die bedenklichen Erscheinungen, die in dem Verfassungsleben der europäischen Staaten auftreten, nur zufällig und beiläufig, oder ob sie die natürlichen Folgen organischer Fehler der den festländischen Verfassungen zu Grunde liegenden Theorien sind. Da sie alle ohne Ausnahme in der revolutionären Entwicklung Frankreichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurzeln, sei zunächst erörtert, welche Aufgabe die französische Revolution lösen wollte, und mit welchen Mitteln und welchem Erfolge sie es versucht hat.

Faßt man den Zustand Frankreichs beim Tode Ludwigs des Fünfzehnten,

die bittere Kritik, die die Encyklopädisten daran übten, und die Meinungen der Opposition unter Ludwig dem Sechzehnten ins Auge, so erscheint als erster Anlaß für die losbrechende Umwälzung der Wunsch, den Mißbrauch der Gewalt durch einen Einzelnen zu verhindern. Das war die Aufgabe, zu deren Lösung sich das französische Volk für berufen hielt; den Weg hierzu glaubte es in den Lehren seiner Philosophen gefunden zu haben. Unter ihnen hatte Jean Jacques Rousseau auf die Kreise der französischen Gesellschaft, aus deren Schoße die große Revolution hervorgehn sollte, den bedeutendsten Einfluß ausgeübt. Von der Natur des Staates verstand er wenig, aber als geistreicher Feuilletonist fand er sich mit dem Gegenstande seiner Untersuchung leicht ab, indem er in einem Atem die Souveränität des Einzelwillens und die des gesamten Volkes verkündete und diese beiden Begriffe zu den Eckpfeilern eines staatsphilosophischen Gedankenbaus machte; aber über die Verwirklichung wußte er allerdings nichts andres zu sagen, als daß das gute Prinzip im Menschen schon dafür sorgen würde, daß sich die Willensäußerungen des Einzelnen zu einem souveränen Gesamtwillen verschmölzen. Die Rousseausche Lehre versagte also gerade an dem entscheidenden Punkte. Daß die politische Organisation auf der Vereinigung der Freiheit des Einzelwesens mit dem gesellschaftlichen Zweck der Gesamtheit beruhe, war nicht neu, daß sich aber Rousseau wegen des Wie nur auf das gute Prinzip im Menschen verließ, zeigt das Negative seiner ganzen Staatsphilosophie. So gierig die französische Gesellschaft seine Lehren von der Souveränität des Individuums und der der Gesamtheit aufnahm, so wenig half Rousseau ihr bei der Verwirklichung seiner Lehren. Rousseau hatte vollständig übersehen, daß die politische Organisation nicht eine Frage des Rechts, sondern eine der Zweckmäßigkeit sei, und indem er sich bemühte, den Franzosen einzudrillen, daß jeder von ihnen ebenso wie ihre Gesamtheit souverän sei, leitete er das französische Volk auf einen Weg, auf dem es die Lösung der Frage nicht finden konnte. Je schärfer Rousseau die Souveränität des Einzelnen und die der Gesamtheit betonte, und je mehr er diese Begriffe ausschließlich zur Grundlage seiner Lehre machte, ohne sie durch Gründe der Zweckmäßigkeit zu beschränken, desto schwerer mußte es dem französischen Volke werden, zu einem positiven Ergebnis der Revolution zu gelangen. Die Rousseauschen Lehren von der Souveränität des Einzelwillens und der der Gesamtheit beherrschten so ausschließlich den Gedankenkreis des französischen Volkes, daß jeder Versuch, sie praktisch miteinander in Einklang zu bringen, scheitern, und das Volk sich für die eine oder die andre Souveränität entscheiden mußte.

Wie diese Wahl ausfallen würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Während der Pariser Pöbel auf die Souveränität des Einzelwillens schwor, entschied die Nationalversammlung, der sich schließlich doch ein gemeinsamer Staatszweck aufdrängen mußte, für die Souveränität des Gesamtwillens, für die repräsentative Demokratie. Die Schüler Rousseaus gründeten ihren Verfassungsplan zwar auf seine Lehre von der Volkssouveränität, versündigten sich aber damit zugleich an seiner Lehre von der Souveränität des Einzelwillens. „Jeder Mensch, sagt Rousseau in seinem »Gesellschaftsvertrag«, ist sein eigner Gebieter,

und das einzige rechtmäßige Gesetz für einen Menschen ist sein individueller Wille. Zu keiner Zeit hat irgend jemand ein Recht, ihn einzuschränken, wenn der Mensch nicht seine Einwilligung dazu gibt. Dieser Wille kann nicht durch Vollmacht übertragen werden, eben weil er nicht aufhören kann, bei den Individuen zu bleiben. Die Folge davon ist, daß es streng genommen keine repräsentative Regierung geben kann.... Abgeordnete sind nicht Vertreter des Volkes und können es nicht sein, sie sind nicht Beauftragte und können nichts definitiv entscheiden. Jedes Gesetz, das das Volk nicht bestätigt hat, ist null und nichtig; es ist kein Gesetz."

Was Rousseau da über die Unübertragbarkeit des Willens sagt, ist so klar und logisch, daß es geradezu verblüfft, wenn er anderseits zwischen der Souveränität des Einzelwillens und der Gesetzgebung durch Volksabstimmung keinen Gegensatz findet. Die Abstimmung durch das Volk hebt ja gerade die Souveränität des Einzelwillens auf, da sie ihn der Stimmenmehrheit unterwirft. An andrer Stelle sagt denn auch Rousseau: „Niemand ist verpflichtet, einem Gesetze zu gehorchen, zu dem er nicht seine Einwilligung gegeben hat." Aber Rousseau war naiv und unverfroren genug, diese Widersprüche in seiner „Lehre" ruhig nebeneinander stehn zu lassen, und sein Versuch, ein Verhältnis zwischen der Souveränität des Einzelwillens und der des allgemeinen Willens herzustellen, lief schließlich auf folgendes kindische Rechenkunststück hinaus: „Oft ist ein großer Unterschied zwischen dem Willen aller und dem allgemeinen Willen; dieser will das allgemeine Beste, der andre will das Privatinteresse und ist nur eine Summe einzelner Willensmeinungen. Zieht man nun von diesen Willensmeinungen das Mehr und das Minder, das sich gegenseitig aufhebt, ab, so bleibt als Differenzsumme der allgemeine Wille übrig." — Es ist nicht nötig, auf das Ungereimte eines solchen Verfahrens näher einzugehn. Rousseau mußte jedoch zu solchen Kindereien gelangen.

Der Einzelwille ist, wie Rousseau richtig gesagt hat, rein individuell und deshalb nicht übertragbar. Weil er aber individuell ist, ist er auch einheitlich, unteilbar und unzusammensetzbar und kann mithin nur einem Einzelwesen, niemals aber einer Vielheit angehören. Es ist möglich, daß jeder Staatsbürger bei der Leitung des Gemeinwesens eine bestimmte Ansicht und einen Willen hat, aber die Gesamtheit hat einen solchen nicht, kann ihn auch nicht haben, da ihr die Voraussetzung des Wollens, die Einheit des Wesens fehlt. Dieser Irrtum der Demokratie ist aber entscheidend, weil sie aus dem von ihr behaupteten einheitlichen Willen des Volkes sein Recht auf Herrschaft, seine Souveränität herleitet. Da nun aber der Rechtstitel der Volkssouveränität falsch war, ist es der Demokratie auch nie gelungen, diese Souveränität wirksam zu machen, wie denn auch die ganze Geschichte der Nationalversammlung und des Konvents vom Anfang bis zum Ende nichts andres ist als die Knechtung des „souveränen" französischen Volkes durch die „Demokratie." Sieyès sprach das entscheidende Wort: „Wir sind die Vertreter von sechsundneunzig Prozent der ganzen Nation, das Volk ist souverän; wir als seine Vertreter müssen uns also als Nationalversammlung ansehen und konstituieren." Es unterliegt keinem Zweifel, das Sieyès und seine Freunde damit die Demokratie in

Frankreich begründet glaubten; es war der Beginn der Irrtümer und der Täuschungen.

Man wird den französischen Verfassungen von 1791 und von 1793 nicht den Vorwurf machen können, daß sie den demokratischen Forderungen nicht im vollsten Maße Rechnung getragen hätten. Sieht man nun von den blutigen Greueltaten und all dem Terrorismus der Faktionen als zufälligen Begleiterscheinungen der Revolution vollständig ab, so haben die demokratischen Verfassungen Frankreichs von der Volkssouveränität in Wahrheit doch nichts andres übrig gelassen, als das Recht der „Aktivbürger," in gewissen Zeiträumen Abgeordnete und Beamte zu wählen und äußerstenfalls, d. h. wenn es der Nationalversammlung genehm war, durch eine Volksabstimmung ihre Meinung auszusprechen. Abgesehen von diesen Abstimmungen ruhte die Volkssouveränität vollkommen, und zwar zu Gunsten der Souveränität einer Versammlung, die tatsächlich durch keinerlei Verantwortlichkeit in ihren Handlungen beschränkt war.

Ch. Kendall Adams faßt die charakteristischen Merkmale der damaligen Zustände bis auf einen Punkt sehr gut zusammen, wenn er in seiner Schrift „Demokratie und Monarchie in Frankreich" ausführt: „Die einzige Wahrheit, die sich Rousseau dem französischen Hirne einzubürgern bemühte, war die, daß das französische Volk von Rechts wegen der unumschränkte souveräne Beherrscher Frankreichs sei. Aber es war ebenso seine Ansicht, daß jede repräsentative Regierung in ihrem eignen Wesen ein Blendwerk und ein Fallstrick sei. Wie lassen sich diese beiden Ideen miteinander wieder aussöhnen? Es ist nicht sehr gewiß, daß Rousseau sie auszuführen versuchte. Aber sei dem, wie ihm wolle, seine Jünger versuchten es, und zwar in einer Weise, die unermeßliches Leid über die Nation gebracht hat. Ihre einfache Auslegung war: Das an sich souveräne Volk übertrage durch den Akt der Wahl seiner Legislatur seine Souveränität auf die erwählten Abgeordneten. Was war das Ergebnis davon? Einfach daß die Nationalversammlung behauptete, sie stehe an der Stelle der Nation, nicht nur um die Nation zu vertreten, sondern auch um für alle Souveränitätszweck der Nation zu sein. In Frankreich gab die Nation ihre Souveränität auf, als sie die Nationalversammlung erwählte. Die tyrannischsten und bedrückendsten Unsinnigen sind in der Regel nicht die gewesen, die in der Theorie unumschränkt, sondern die, die in der Theorie gerade hinreichend beschränkt waren, die Aufmerksamkeit des Beobachters von der wahren Quelle des Übels abzulenken. Dies ereignete sich in Frankreich. Das Volk bildete sich ein: wenn es die Regierungshandlungen von Männern vollziehn lasse, die es selbst gewählt habe, so sichre es sich selbst unumschränkte Freiheit; es sicherte sich aber in Wirklichkeit nur die schlimmste Form der Tyrannei, die Frankreich je gekannt hat. Die Nationalversammlung erwies sich als die schlimmste aller Tyranneien, und zwar als die schlimmste, weil sie auf eine Idee gegründet war, auf die, daß sie von der Volksmasse anerkannt und angenommen worden sei."

An diesem Bilde wäre nur die eine Korrektur anzubringen, daß von einer Tyrannei der Nationalversammlung keine Rede sein kann. Gerade der Ver-

lauf der französischen Revolution zeigt, mit welcher rasenden Schnelligkeit die Demokratie, die die Volksherrschaft, den politischen Kollektivismus predigt, in dem Augenblicke, wo sie den Boden der Theorie verläßt, sofort wieder in den Individualismus zurückfällt, nur daß er bei ihr ausnahmslos nicht in der Form der Führung des Volkes, sondern in der der Tyrannis in des Wortes schlimmster Bedeutung auftritt. „Das Volk ist souverän," hatte Sieyès ausgerufen. Wer war das Volk? Die Gesamtheit der Bevölkerung? Nein! Die „Aktivbürger," die Wahlbürger. Man band die Ausübung der „Volkssouveränität" also von vornherein an gewisse Voraussetzungen, und damit erkannte die Versammlung, die sich für die Menschenrechte als der Grundlage politischer Gleichheit begeisterte, schon an, daß es, um souverän zu sein, nicht genüge, mit den „unveräußerlichen Menschenrechten" geboren zu sein. Das war das erste Loch in dem „System des politischen Kollektivismus und der Demokratie." An die Stelle des Volkes waren die „Aktivbürger" getreten. Aber auch diesen beschnitt man die Souveränität, indem man die repräsentative Verfassung einführte, die einerseits die Souveränität der Aktivbürgerschaft auf ein zweifelhaftes Wahlrecht beschränkte, damit aber zugleich ihre Minderheit rechtlos machte. Allerdings gewann man dadurch eine „souveräne Volksvertretung," aber als Gesamtheit litt sie natürlich an denselben Unvollkommenheiten wie das souveräne Volk; als Vielheit konnte sie keinen Willen, keine Souveränität haben; die Mehrheit unterdrückte die Minderheit, einzelne Faktionen zwangen die Mehrheit unter ihren Willen, und so endete der holde Traum von der Souveränität des Volkes in der Despotie Dantons, Robespierres und Collots und in der Gemeinheit der Tyrannen des Direktoriums, bis endlich der Diktator Frankreich von der blutigen Lüge der Demokratie erlöste.

Die französischen Revolutionäre hatten die Aufgabe, die ihnen der zusammenbrechende Feudalstaat gestellt hatte, falsch angefaßt; sie hatten zwar erkannt, daß es sich darum handle, den Mißbrauch der Gewalt durch einen Einzelnen zu verhindern, jedoch sie irrten, indem sie den Sitz des Übels im Königtum, in der monarchischen Staatsform suchten, sie irrten, indem sie zur Beseitigung dieses Mißbrauchs die Gewalt allen in die Hand legen wollten, weil Rousseau den Franzosen ein Recht und damit auch eine Pflicht, sich selbst zu regieren, gelehrt hatte. Aus der bejubelten „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" folgte ja allerdings sonnenklar, daß die Demokratie die vollkommenste politische Organisation sei, weil sie den einheitlichen Willen des Volkes auf Parlament und Regierung übertrage. Nur eins hatte man vergessen, daß die ganze Lehre Rousseaus, und also auch die ganze demokratische Lehre, von der Annahme eines einheitlichen Volkswillens ausging, den es nie gegeben hat und nie geben wird, da er nur denkbar wäre bei völliger individueller Gleichheit der Menschen und der Verhältnisse, in denen sie leben. Auch heute ist die Annahme noch weit verbreitet, daß man durch die Aufklärung unter dem Volke das demokratische Ideal verwirklichen könne. In der Tat wird aber dadurch gerade das Gegenteil herbeigeführt. Aller Kulturfortschritt besteht in der fortgesetzten Differenzierung der einzelnen Menschen, be-

ruht also auf der Steigerung der Mannigfaltigkeit des Menschengeschlechts; wir entfernen uns deshalb in demselben Maße von dem demokratischen Ideale, wie wir uns voneinander unterscheiden und in der Kultur fortschreiten. Die Demokratie konnte im besten Falle wohl die Staatsbürger vor dem Gesetze gleichstellen, sie konnte den Adel und alle sonstigen äußerlichen Standesunterschiede aufheben, aber sie war und ist machtlos gegen die individuelle Verschiedenheit der Menschen. Und daran, an der persönlichen Freiheit und Besonderheit der Menschen und nicht an dem Konservatismus der europäischen Kulturvölker und dem historisch-psychologischen Einflusse seiner Dynastien scheiterte die Demokratie, deren Kampf ein Kampf wider die menschliche Natur ist, weil sie in ihrer Spekulation vollständig übersieht, daß die Kultur der Menschheit nur dann entwickelt werden kann, wenn eine große Fülle von Macht in die Hände Einzelner gelegt wird. Auf die Schwärmereien der Encyklopädisten und die blutige Gleichmacherei ihrer Schüler folgte die gewaltige Erscheinung Napoleons des Ersten, auf den Frühling der Demokratie in Deutschland die imponierende, alles beherrschende Persönlichkeit Bismarcks: der beste Beweis, daß die Menschheit der starken Individualitäten nicht entbehren kann, die imstande sind, die blinde und träge Masse mit kraftvoller Hand über die Schroffen und die Abgründe der Kultur hinüberzuschleudern.

Mit Ausnahme der demokratischen Wählermassen, die, wie Adams ganz richtig sagt, frei zu sein glauben, wenn sie zur Besorgung der Regierungsgeschäfte so und soviel Männer wählen, dürfte wohl keine Partei mehr — die sozialdemokratische eingeschlossen — die reine Demokratie für eine brauchbare politische Form halten. Wenn trotzdem sämtliche festländischen Verfassungen von der französischen Republik bis zur preußischen Monarchie mit demokratischen Elementen mehr oder minder stark durchsetzt wurden und es noch sind, so muß man daran erinnern, daß man noch Jahrzehnte nach der französischen Revolution wohl ihre blutigen Ausschreitungen verdammte, ihren Ideen aber kritiklos zu huldigen für gut fand, geradeso wie heute ein großer Teil der Gebildeten mit dem wirtschaftlichen Kollektivismus, der sozialen Demokratie flirtet. Man nahm unbedenklich die Theorien von der Souveränität des Volkswillens und seiner souveränen Vertretung an, obgleich man sie in der Praxis durch eine mehr oder minder feste Umschreibung der monarchischen Gewalt und durch ständische Einrichtungen zu mildern suchte. Aber ob nun die modernen Verfassungen Republiken, parlamentarische oder konstitutionelle Monarchien geschaffen haben, gemeinsam ist ihnen allen das demokratische Element einer vom souveränen Volke gewählten souveränen Vertretung, die die öffentliche Gewalt ganz oder zum Teile für sich beansprucht. Gerade durch die Einführung dieser gesetzgebenden Körperschaften, deren Recht auf die Regierungsgewalt auf einer doppelten Fiktion beruht, wurde aber das Organ geschaffen, das die Rückstände der französischen Revolution in den festländischen Verfassungen bewahrt hat. Buckle — gewiß kein Reaktionär — sagt in seiner „Geschichte der Zivilisation in England" allerdings: „Obgleich wir einzelnen Gesetzgebern zu Danke verpflichtet sein mögen, den Gesetzgebern als einer Klasse sind wir keinen Dank schuldig." Es ist aber ganz natürlich, daß die Gesetzgeber als Klasse solche

Ansichten in der breiten Masse nicht aufkommen lassen und darum eben, weil ihre Klassenexistenz auf den demokratischen Lehrsätzen beruht, eifrigst bemüht sind, dem Volke diese Lehrsätze als die Grundlage aller Freiheit und allen Fortschritts aufs eindringlichste ans Herz zu legen.

Wirksam war endlich auch immer der Hinweis auf England mit seiner seit so langer Zeit wohlbewährten Verfassung. Tausende, die wenn auch nicht die klare Erkenntnis so doch das Gefühl hatten, daß die Rousseausche Lehre ein großer Humbug sei, ließen sich zu einem Kompromiß zwischen Absolutismus und Demokratie in der Hoffnung herbei, dadurch zu einem Zustande zu gelangen, der der vielbeneideten englischen Verfassung ähnlich sei. Auch da lag ein Irrtum vor. Die alte englische Verfassung — nur von dieser kann die Rede sein, da die neue schon demokratisiert ist und darum auch schon alle Mängel der Demokratie aufweist — beruhte gar nicht auf der Souveränität des Volks. Das englische Parlament war hervorgegangen aus einer Versammlung mit bestimmten Aufträgen versehener Vertreter ganz bestimmter lokaler Interessengruppen. Die Emanzipation des englischen Parlaments von dem Mandat der Wähler fängt erst im siebzehnten Jahrhundert an und dringt erst im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts durch, parallel mit der Demokratisierung der Verfassung, die auch hier den Willen der Wähler zu Gunsten der Souveränität des Parlaments beschneidet. Rousseau kennt nichts abscheulicheres als diese Verfassung („das englische Volk denkt selbst frei, aber es wird schmählich hintergangen"), und Talleyrand beeilte sich, bei der Beratung der Verfassung von 1791 jeden Zweifel daran, daß die Demokratie von dem englischen Selfgovernment durchaus verschieden sei, dadurch zu beseitigen, daß er beantragte, der Abgeordnete dürfe von seinen Wählern keinerlei Instruktionen annehmen, da er nicht einen Teil seiner Mitbürger, sondern die gesamte Nation vertrete. — Es ist keine besondre Empfehlung für die Schöpfer der festländischen Verfassungen, daß sie fast durchweg diese Formel Talleyrands als teures Vermächtnis übernahmen, es geht jedoch daraus hervor, daß unsre modernen Verfassungen mit der alten englischen im Wesen nichts gemein haben. Aber man legte schließlich darauf nicht viel Gewicht; man wollte in einsichtigen Kreisen nichts von der reinen französischen Demokratie wissen, wohl aber ihre Formen annehmen: Wahlen und Volksvertretung, weil man damit die Mittel gefunden zu haben glaubte, den politischen Kampf in feste, die innere Ordnung nicht störende Formen zu fassen und so den Fähigsten die Wege zur Teilnahme an der öffentlichen Gewalt zu öffnen.

Mit dieser Erwägung war man dem eigentlichen Kerne des ganzen Problems der politischen Organisation schon näher gekommen; aber man irrte, wenn man glaubte, mit Hilfe der demokratischen Formen zu einer Auslese der Besten zu gelangen. Man hat sich vielfach auf das Zeugnis Henry Greys berufen, der in seiner Schrift „Die parlamentarische Regierungsform" über diesen Punkt allerdings folgendes ausführt: „In betreff der vor allem wichtigen Rücksicht, daß für die Wahl von solchen Männern vorgesehen werde, die geeignet sind, die Nation zu regieren, scheint die Erfahrung ebenfalls zu Gunsten des Systems parlamentarischer Regierung zu sprechen. Wenn wir die ganze

Periode mit der Revolution von 1688 betrachten, so kann kaum in Abrede gestellt werden, daß sich die Staatsmänner, die dieses Land regiert haben, im ganzen genommen nicht als unfähig erwiesen haben, und in dieser Beziehung den Vergleich mit den Männern, die während einer gleichen Reihe von Jahren nacheinander die Regierung andrer Nationen übernommen haben, nicht zu scheuen brauchen. Männer, vielleicht größer als die größten, die in parlamentarischen Kämpfen zu hoher Auszeichnung gelangten, sind in verschiednen Ländern durch andre Mittel zur Macht emporgehoben worden, namentlich in der Zeit politischer Wirren; aber das Interesse des Staates erheischt es mehr, daß seine Geschäfte von fähigen Männern in stetiger Folge geleitet werden, als daß sie in der Regel untergeordneten Händen zufallen, mit einigen glänzenden Ausnahmen. Ebenso entspricht es mehr dem Interesse einer Nation, daß sie selbst von ganz gewöhnlichen Menschen regiert werde, die ohne Störung des innern Friedens zur Macht gelangen, als daß sie den unschätzbaren Segen des innern Friedens zum Opfer bringe, um einen Herrscher von höchstem Genie zu erhalten. — Ich kenne keine Mittel, die Männer, die das Land regieren sollen, zu bestimmen, das nach dem Zeugnisse der Erfahrung erfolgreicher als unser eignes System genannt werden dürfte, geschickte Männer emporzubringen, und das zugleich mit der Aufrechterhaltung des innern Friedens vereinbar wäre.“ (Deutsch vom Grafen Thun.)

Diese Worte Greys treffen für die englischen Verhältnisse aber nur bis zu einem gewissen Grade zu, und zwar für das England, das über einen in der Verwaltung und in der Wahrnehmung öffentlicher Interessen geübten Bevölkerungskern verfügte. Auf dem Festlande fehlte diese Voraussetzung nahezu vollständig. Die Wahlen vollzogen sich da von Anfang an unter dem Einflusse einer von dem Geiste der alten englischen Verfassung gänzlich verschiednen Auffassung, und darum gelangte man auch zu ganz andern Ergebnissen, als sie Grey der englischen Verfassung nachgerühmt hatte. Wesentlich ist hierbei, daß durch die Wahlen auf dem Kontinent (getreu nach der Formel Talleyrands) der Abgeordnete nicht mit bestimmten Aufträgen ausgestattet wurde, sondern daß man ihm ein Blankomandat übertrug, das ihn ermächtigte, in allen politischen und wirtschaftlichen Fragen die Interessen des Volkes zu vertreten und an der Regierung teilzunehmen, jedoch ohne jede Verantwortung. Es ist vielleicht möglich, daß z. B. in einem Staate mit dreißig Millionen Einwohnern dreihundert Menschen gefunden werden, die durch Reinheit der Gesinnung, Kenntnis der öffentlichen Angelegenheiten und Weite des Gesichtskreises befähigt wären, dem Gemeinwesen Gesetze zu geben und es zu leiten. Weisen aber unsre gesetzgebenden Versammlungen eine solche Zusammensetzung auf? Bestünde der von Rousseau behauptete einheitliche allgemeine Wille, der nur auf das allgemeine Beste zielt, dann würde die Auslese der Besten und der Fähigsten sich ganz von selbst vollziehn; aber dieser allgemeine Wille ist eben ein Hirngespinst. Unsre Wahlen leitet nicht der allgemeine Wille; ja nicht einmal der Einzelwille der Wähler kommt in ihnen zur Geltung, denn es gibt keine freien Wahlen. Ich meine nicht die Künste, durch die überall und zu jeder Zeit das Glück der Wahlen korrigiert wird; nein, aber wird denn

der „Volkswille“ bei den Wahlen nicht überhaupt gemacht? Eine Zeitung, ein Führer, ein Agitator wirft das Wort hin, das für Tausende im Handumdrehn zur Wahlparole wird. „Tausend! ruft der Tribun Saturninus in Grabbes »Marius und Sulla« seinem ängstlichen Kollegen zu, pah! Einer ist immer klüger als tausend zusammen, selbst wenn er der Dümmste unter ihnen ist.“ — Eine gute Lunge und eine eiserne Stirn sind auch heute noch wie zu Kleons Zeiten die beste Bürgschaft des Wahlerfolges.

Die Sozialdemokratie erklärt allerdings, daß allen diesen Übeln das allgemeine Wahlrecht mit einem Schlage abhelfen werde; die Erfahrung lehrt jedoch das Gegenteil. Nur ein gläubiger Schüler Rousseaus kann der Meinung sein, daß je weiter das Wahlrecht werde, desto reiner auch der Volkswille zum Ausdrucke komme. Die Psychologie der Masse lehrt uns aber: Je breiter die Basis des Wahlrechts, desto unfreier die Wahlen. Man kann dem Franzosen, der da sagt: „Als der Teufel Betrug, Bestechung und Gewalttat allgemein machen wollte, erfand er das allgemeine Wahlrecht,“ nicht ganz Recht geben, denn die amüsante Wahl in Eatonsville, die der gute Pickwick schaudernd miterlebte, beweist, daß es mit der Reinheit und der Freiheit der Wahlen auch bei beschränktem Wahlrecht und sogar im vielgepriesenen England übel bestellt war; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sich, je größer die Massen sind, die zur Wahl berufen werden, desto mehr die Wahlpraxis vergröbert. Die Blindheit und die Leidenschaftlichkeit der Masse wachsen sozusagen geometrisch mit ihrer Zahl. Der Appell an die Leidenschaften beherrscht das Feld, je toller die Phrase, desto lauter der Jubel, je größer die Masse, desto leichter die Suggestion, und geheime und offne Gewalttat, Lüge und Verleumdung auf der einen und erbärmliche Furcht und Feigheit auf der andern Seite vollenden das Bild der Harmonie, in die sich am letzten Ende alle demokratischen Wahlen auflösen. Aus solchen Wahlen aber gehn unsre gesetzgebenden Körperschaften hervor, die gestützt auf das Mandat des „souveränen Volkes“ regieren sollen. Niemand fragt sie, ob sie für das schwierige Amt eines Gesetzgebers befähigt sind, keine einzige Bestimmung besteht, die ihre Berufung an den Nachweis ihrer Befähigung bände, dafür aber sind sie eben unverantwortlich! Man muß vollständig unter der Nachwirkung historischer Schlagworte stehn, wenn man nicht das Ungeheuerliche einer solchen politischen „Organisation“ erkennen will.

Nur eine Gesellschaft, die vollständig in dem Banne der Rousseauschen Irrtümer lag, konnte glauben, daß die Formel Talleyrands genüge, jeden Abgeordneten zum Vertreter der gesamten Nation zu machen. Die heutige französische Verfassung geht bekanntlich noch weiter, indem sie auch jede Kandidatur auf ein bestimmtes Parteiprogramm verbietet, und Herr Singer glaubte kürzlich im deutschen Reichstage etwas sehr Gescheites gesagt zu haben, als er pathetisch ausrief, daß er den Tag segnen würde, wo der letzte Interessenvertreter aus dem Deutschen Reiche verschwände. Trotz der drakonischen Bestimmungen der französischen Verfassung gibt es aber merkwürdigerweise nirgends so viel instruierte Abgeordnete wie in Frankreich, obgleich es — wie die Skandale mit Panama, Wilson, Dreyfuß und Humbert beweisen — nicht immer

die Wähler sind, die die Instruktionen erteilen. Herr Singer vergaß aber in seinem Schmerze ganz, daß er selbst zu den ausgeprägtesten Interessenvertretern im Reichstage gehört.

Mit Verachtung hat die Demokratie jederzeit auf die alten ständischen Verfassungen hinabgesehen. Sie verkannte in ihrem sinnlosen Gleichheitsdusel vollständig ihren berechtigten Kern, konnte aber nicht verhindern, daß diese ständischen Interessen trotz aller „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," eben weil sie natürlich und berechtigt sind, in die neue Zeit und in die demokratischen Verfassungen hineinwuchsen. Allerlei ständische Wahlprivilegien, das Klassenwahlrecht und andre Bestimmungen legen Zeugnis davon ab, und wenn die Demokratie dabei von nichtswürdigen Rückständigkeiten spricht, dann vergißt sie, daß wirtschaftliche und finanzielle Syndikate gerade in den großen demokratisch organisierten Staaten wie Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika die gesetzgebenden Körperschaften leiten und lenken; sie vergißt aber auch, daß die Sozialdemokratie selbst den Kampf um die Gesetzgebung genau von demselben Standpunkt aus führt wie die Börse, die Agrarier, die Handwerker usw. Wie könnte es auch anders sein! Der einheitliche Volkswille löst sich in der Praxis sofort in Millionen Einzelwillen auf, die sich wiederum unter dem Drucke der Verhältnisse und nach gleichen materiellen Interessen gruppieren, um — einander zu bekämpfen. Daß diese Verquickung der demokratischen Lehrsätze mit der Interessenvertretung vom Übel ist, stimmt allerdings, ja man wird darin das hauptsächlichste Zersetzungsferment der modernen repräsentativen Verfassungen erkennen müssen; aber ebenso töricht wäre es, den berechtigten Grundsatz der Interessenvertretung aus unserm öffentlichen Leben auszuschalten und die auf einer Fiktion beruhenden demokratischen Grundsätze aufrecht zu erhalten.

(Schluß folgt)



Der Reichshaushalt und die Finanzen der Bundesstaaten

Am 19. Januar schloß der Reichsschatzsekretär Freiherr v. Thielmann die Rede, mit der er den Reichshaushaltsetat für 1903 dem Reichstage vorlegte, mit den Worten:

Wie ich Ihnen im vorhergehenden sagte, ist dieser Etat mit 24 Millionen ungedeckter Matrikularbeiträge, 125 Millionen ordentlicher Anleihe und 95 Millionen Zuschußanleihe der ungünstigste, der je im Reichstage vorgelegt worden ist. Keinem einzigen Ressort kann irgendwelche Mitschuld an den ungünstigen Verhältnissen aufgebürdet werden; denn die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse ist im voraus nicht zu berechnen, und der Rückgang bei den Einnahmen aus den indirekten Steuern ist ein Faktor, gegen den kein Finanzminister eine Waffe besitzt. Es kommt hinzu, daß das Reich aus gesetzlichen Ursachen, ganz abgesehen von der gewöhnlichen Steigerung der Ausgaben bei Gehältern und dergleichen, eine Menge Ausgaben zu leisten hat, die ein Einzelstaat sich nicht zur Last zu schreiben braucht. Ich rechne dazu beispielsweise den Zuschuß

zu den Ausgaben für die sozialpolitischen Gesetze, den stets wachsenden Zinsentitel und die stets wachsende Pensionslast. Bei dieser Lage werden Sie mir, glaube ich, auch Recht gegeben haben, als ich Ihnen sagte, daß eine Finanzreform gründlich not tut. Sie werden mir aber auch gleichzeitig nicht widersprechen wollen, wenn ich Ihnen sage: So notwendig eine solche Finanzreform für uns auch ist, wir können sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht einleiten, weil die Handelsverträge gegenwärtig für uns noch ein Buch mit sieben Siegeln sind, und weil das Ergebnis der Handelsverträge von Mehreinnahmen aus den Zöllen erst wird abgewartet werden müssen, um klar zu sehen, wieviel das Reich braucht, um sich in seinem Finanzwesen wieder auf gesunde Füße zu stellen.

An demselben Tage sagte im preußischen Abgeordnetenhause der Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz: „Das Reichsschatzamt ist die unglücklichste Behörde der Welt, da es gegenüber den großen Reichsverwaltungen machtlos dasteht.“ Aber noch weit unglücklicher ist es, weil es dem Bundesrat gegenüber machtlos dasteht, und zwar dem finanzpolitischen Partikularismus im Bundesrat, ohne dessen siegreiche Bekämpfung die Einleitung einer Reichsfinanzreform immer ein platonisches Bemühen bleiben wird, und die Reichsfinanzen niemals auf gesunde Füße gestellt werden können. Dazu ist der Reichsschatzsekretär natürlich nicht imstande, und ihm persönlich ist es nicht zu verdenken, wenn er sich die Zähne nicht fruchtlos ausbeißen will, sondern sich gut oder schlecht immer wieder bemüht, mit Anstand aus der Not eine Tugend zu machen. Aber der neue Etatsentwurf läßt doch keinen Zweifel mehr darüber, daß es auch damit bald zu Ende gehn wird. Der hippokratische Zug der bisherigen Reichsfinanzverfassung gelangt in ihm erschreckend zum Ausdruck, und so gewiß man, wie die Sachen heute stehn, zum Etatsentwurf für 1903 nur schleunigst Ja und Amen sagen kann, so entschieden ist zugleich der großzügige, finanzpolitisch wie finanzwissenschaftlich wohlbegründete Ausbau der Finanzverfassung des Reichs, den Fürst Bismarck seinen Nachfolgern überlassen mußte, als die dringendste Aufgabe der deutschen innern Politik zu bezeichnen. In der Not aus dem Ärmel schütteln läßt sich das, was jetzt zu schaffen ist, nicht. Bismarcks Genie hat im Aufbau zweckdienlicher Notbehelfe für die Geldwirtschaft des neuen Reichs bis zum Ende des ersten Jahrzehnts seines Bestehns erstaunliches geleistet. Auf die Fundamente kam es dabei weniger an, die Bauten waren eben Notbauten, und es war wohl ein Glück, daß wir damals einen Baumeister hatten, der sich über die Theorien und die Gesetze der Finanzwissenschaft im Interesse des nächsten Zwecks hinwegsetzte und das Flickwerk vorzog, wenn der Neubau auf ernstlichern Widerstand zu stoßen schien. Aber was damals klug war, ist heute deshalb nicht weise. Die Zeiten haben sich geändert, das Reich hat sich mächtig ausgewachsen, in seinen Aufgaben wie in seinen Ausgaben. Seine Schulden haben sich seit fünfzehn Jahren mehr als verdreifacht. Aber es ist doch auch zusammengewachsen, trotz aller partikularistischen Strömungen, die sich jetzt wieder einmal besonders mausig machen. Die Gefahren für die Reichseinheit, die Bismarcks Politik bekämpfen mußte, sind gemildert, zum Teil verschwunden. Die Notbauwirtschaft, die Bismarck zum Ruhme gerechnet wird, kann für die Epigonen zum unverantwortlichen Fehler werden. So mancher Kernspruch, mit dem der erste Kanzler seine Finanzpolitik dem übergründlichen Doktrinarismus von damals gegen-

über siegreich verfocht, ist für die Baumeister unsrer Tage nicht mehr im Recht. Und der eigensinnig verrannte Doktrinarismus von damals ist überhaupt zu Ende. Wer die grundlegenden Arbeiten Adolf Wagners studiert, der wird überrascht von dem ungeheuern Fortschritt, den die Finanzwissenschaft seit den siebziger Jahren gemacht hat, als Bismarck gegen die Dogmen der deutschen Manchesterleute Sturm laufen mußte. Damals galt es, die Finanzpolitik vom Banne einer entarteten Pseudowissenschaftlichkeit zu befreien, heute gilt es, die Finanzpolitik wieder in die sichern, dauernden Bahnen zu lenken, die die Finanzwissenschaft ihr zu zeigen hat, die deutsche Finanzwissenschaft, die durch Bismarck wieder zur Besinnung gebracht ist. Die finanzpolitische Schule der Notbehelfe, die die Wissenschaft noch immer bismarckisch behandeln möchte, hat abgewirtschaftet. Die Reichsfinanznot wird auch sie jetzt beten lehren.

Wenn man gewissenhaft alle Auslassungen, durch die das Reichsschatzamt den Entwurf des neuen Etats begründet, nach irgend einer Andeutung darüber durchmustert, wie man sich die von ihm als dringend notwendig anerkannte Reichsfinanzreform zu denken habe, fällt einem vor allem der Hinweis auf die Mehreinnahmen aus dem neuen Zolltarif in die Augen. Der Reichsschatzsekretär hat am Schluß seiner Rede vom 19. Januar die — vorläufig noch ganz unmögliche — Kenntnis der Höhe dieser Mehreinnahmen als die unerläßliche Voraussetzung jedes Versuchs der Reform bezeichnet. Wie ist das zu verstehn? Ein großer Teil der Mehreinnahmen ist durch Paragraph 15 des Zolltarifgesetzes festgelegt, obgleich von den Regierungsvertretern selbst dagegen geltend gemacht worden war, daß nach der Natur dieser Einnahmen gar nicht größere Ausgaben darauf begründet werden dürften, weil es sich um Schutzzölle handle, die, wenn sie ihren Zweck erfüllten, sinkende, womöglich über kurz oder lang gar keine Mehreinnahmen liefern würden. Das gilt natürlich ebenso für die vom Paragraph 15 nicht in Anspruch genommenen Zollerhöhungen. Wie kann man da eigentlich diesen Mehrerträgen eine so ausschlaggebende Bedeutung für eine auf die Dauer berechnete Reichsfinanzreform beimessen, daß man alle Reformgedanken als zwecklos vertagt, bis die neuen Zölle im Kasten klingen? Es könnte danach fast so scheinen, als ob der Reichsschatzsekretär überhaupt gar nicht daran dächte, daß die Reichsfinanzen möglichst bald dauernd auf gesunde Füße gestellt werden sollen, wenigstens nicht auf gesundere als bisher. Denn daß wir vielleicht wieder einmal ein paar Jahre im Fett schwimmen können, wird unser Finanzwesen künftig ebensowenig gesund machen, wie es das früher getan hat. Oder war man im Bundesrat vielleicht von vornherein der Ansicht, daß der Schutzzollzweck der Tarifvorlage gar nicht erreicht werden könnte, daß die deutsche Produktion trotzdem den deutschen Konsum nicht in nennenswertem Maße mehr befriedigen, und daß das Einfuhrbedürfnis ziemlich ebenso groß bleiben werde wie bisher? Dann freilich würde der neue Tarif auch den Ansprüchen des Finanzzolls genügen. Freiherr v. Zedlitz sagte am 19. Januar im Abgeordnetenhause: „Die Schutzzölle haben neben dem wirtschaftlichen Nutzen, den sie dem Lande, der heimischen Produktion bringen, die außerordentlich angenehme Nebeneigenschaft, unter Umständen auch reiche Einnahmen zu liefern, die als solche den Steuerzahler nach keiner Richtung

hin belasten, ihm vielmehr die Aufbringung des Betrages auf andre Weise ersparen. Das ist ein Nebenvorteil des Schutzzollsystems, der namentlich von denen, die immer die Mehrbelastung des Volks als Agitationsmittel im Munde führen, nicht unterschätzt werden sollte." Wir glauben nicht, daß Freiherr v. Thielmann darin mit dem Freiherrn v. Zedlitz ganz übereinstimmt. Sonst könnte sein Einfluß auf die Handelsvertragsverhandlungen, wenn er einen solchen haben sollte, dem Vorwurf des Wuchertarifs nicht nur neue Nahrung, sondern auch eine wirkliche Berechtigung geben. Der Gedanke des Reichskanzlers, daß die Mehrerträge im wesentlichen zu Wohlfahrtseinrichtungen und zum Besten der weniger günstig gestellten Bevölkerungsklassen verwandt werden könnten, hat ebenso wie der Paragraph 15 des Zolltarifgesetzes und die ihm entsprechende ältere Anregung Professor Conrads die unbestreitbare Wahrheit zur Grundlage, daß hohe Zölle auf notwendige Lebensbedürfnisse, die im Inlande nicht hinreichend erzeugt werden, die Masse der Bevölkerung belasten, und zwar nach unten zunehmend, die Armen mehr als die Reichen. Wenn Herr v. Zedlitz das leugnen will, so schlägt er damit einer Wahrheit ins Gesicht, die nicht nur wissenschaftlich allgemein anerkannt ist, sondern zu der sich in der Zolltarifsfrage auch die verbündeten Regierungen und die Reichstagsmehrheit ausdrücklich bekannt haben. Man sollte endlich aufhören, im Gefühl der Macht mit der Wahrheit zu spielen, wenn man nicht die sozialdemokratische und demokratische Opposition gegen die Handelsverträge ebenso verschärfen will wie gegen den Zolltarif. Schutzzölle, wie sie die verbündeten Regierungen nach allem, was sie erklärt haben, wollen, sind keine Wucherzölle. Der neue Tarif kann aber, wenn es nur nach den Wünschen der Agrarier ginge, zu Wucherzöllen schlimmster Art führen, deren Unhaltbarkeit sehr schnell zu Tage treten würde. Durch sie die Reichsfinanzen dauernd auf gesunde Füße stellen zu wollen, wäre ein großes Unrecht und Unglück und nebenbei auch sehr töricht. Daran denkt man natürlich im Reichsschatzamt gar nicht, aber es wäre schon zu bedauern, wenn dem in sehr weiten Kreisen der Bevölkerung vorhandnem Mißtrauen, das jetzt vor allem bekämpft werden sollte, neue Nahrung und ein Schein von Berechtigung dadurch verschafft würden, daß die Regierungsorgane auf die Mehrerträge aus dem neuen Tarif als auf eine gesunde Grundlage einer dauernden Reichsfinanzreform hinwiesen. Nach der Natur und der Lage der Sache kann man nur empfehlen, die Reichsfinanzreform ohne Rücksicht auf die neuen Handelsverträge, und die Handelsverträge ohne Rücksicht auf die Reichsfinanzreform in die Wege zu leiten. Auch die augenblickliche Reichsfinanznot soll dabei keine Rolle spielen. Dann schon lieber noch eine Zuschußanleihe, auch eine für 1905.

Die Denkschrift, die das Reichsschatzamt dem Etatsentwurf beigegeben hat, läßt an der Natur der Krankheit, an der die Füße unsrer Reichsfinanzen leiden, keinen Zweifel aufkommen. Das Reich ist in seinen eignen Einnahmen, d. h. soweit sie nicht in Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten bestehn, ganz auf Zölle und indirekte Steuern angewiesen. Natürlich werden diese Einnahmequellen in ihrer Ergiebigkeit unmittelbar durch die Gunst oder die Ungunst der wirtschaftlichen Lage, vor allem in Industrie, Handel und Verkehr beeinflußt.

Auf den Geldbedarf des Reichs nehmen sie gar keine Rücksicht. Darauf weist die Denkschrift hin, und mit Recht bemerkt sie dazu, daß mit dem landläufigen Rezept des Sparens, der Einschränkung der Ausgaben wenig oder nichts dagegen zu machen sei. Es mag ja in einzelnen Verwaltungszweigen manchmal zu opulent gewirtschaftet werden, und man kann es den Parteisprechern im Reichstage nicht allzu sehr verdenken, wenn sie mit dem Mahnen zum Sparen immer wieder den Parteiwählern eine Freude machen wollen. Im ganzen ist der Etat mit großer Sparsamkeit aufgestellt, und man wird, ohne Schaden anzurichten, nicht viel streichen können. Nichtsdestoweniger ist ein großer Fehlbetrag da, und das Reichsschatzamt oder der Bundesrat muß wieder eine „Zuschußanleihe" beantragen, und zwar von 95 Millionen Mark.

Es ist kürzlich in den Grenzboten in einem Aufsatz über „Reichsfinanzreform und Partikularismus" wieder einmal darauf hingewiesen worden, daß verfassungsmäßig ein Defizit im Reichshaushalt eigentlich unmöglich ist, weil die Einzelstaaten einen etwaigen Mehrbedarf durch nachträglich festzusetzende Matrikularbeiträge zu decken verpflichtet sind. Wenn ihre laufenden Einnahmen dazu nicht ausreichen, so haben sie — nicht das Reich — Anleihen aufzunehmen. Nur im Falle der Zahlungsunfähigkeit der Einzelstaaten sollte, streng genommen, das Reich in die fatale Lage geraten können, eine Zuschußanleihe zur Deckung von Fehlbeträgen im Etat zu machen. Es ist von einigermaßen schmerzlichem Interesse, zu sehen, wie sich die Denkschrift des Reichsschatzamts damit wieder abfinden muß. Nachdem sie die in der Natur der Zölle und der indirekten Steuern begründete Notlage des Reichshaushalts geschildert hat, fährt sie wörtlich fort:

In fast noch schlimmerm Maße als im Reiche macht die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse sich in ihrer Wirkung auf die Finanzen der Einzelstaaten bemerkbar. Sind bei einer großen Zahl von ihnen die Finanzen im wesentlichen auf die direkte Besteuerung gegründet, und treten deshalb die Folgen einer Stockung in Industrie, Handel und Verkehr hier nicht so unvermittelt und in solchem Tiefstande [Maße] auf, als bei den hauptsächlich auf dem Gebiete der indirekten Besteuerung beruhenden Finanzen des Reichs, so sind jene Folgen bei ihrem Eintritt jedoch um so tiefgreifender und nachhaltiger, da jene Budgets [der Einzelstaaten] auf gleichmäßigerer Grundlage der Einnahmen und Ausgaben aufgebaut, schon durch geringere Ausfälle erheblich belastet werden, ein Wiederausgleich sich aber auch nur langsam vollzieht. Tritt neben diesen Schwierigkeiten der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im innern Staatshaushalt nun noch das Reich nicht nur mit hohen und schwankenden ungedeckten Matrikularansprüchen hervor, sondern bleiben auch die Überweisungen hinter ihrem Etatssoll zurück, wie es für 1901 mit rund fünfzehn Millionen der Fall war, so wird die finanzielle Lage der Einzelstaaten zu einer kaum erträglichen, und es ergibt sich als eine politische Notwendigkeit [diese Worte sind in der Denkschrift selbst gesperrt gedruckt], in dieser Beziehung auf Abhilfe bedacht zu sein. Als solche bietet sich für das Rechnungsjahr 1903 lediglich die Entlastung durch eine Zuschußanleihe.

Vor jeder Kritik der finanzwissenschaftlichen und finanzpolitischen Richtigkeit dieser Sätze — von ihrem „politischen" Sinne vorläufig ganz abgesehen — müssen wir den Leser bitten, einer statistischen Darstellung der tatsächlichen Lage der Finanzen in den Einzelstaaten, soweit dafür bis jetzt zuverlässige Unterlagen vorhanden sind, seine Aufmerksamkeit zu schenken. Ohne eine ausgiebige Finanzstatistik der Bundesstaaten sind vernünftige Vorarbeiten für die

Reichsfinanzreform gar nicht denkbar. Es ist in den Grenzboten schon früher des verdienstlichen Versuchs gedacht worden, den zuerst der Deutsche Flottenverein (Jahrbuch 1901) zur Gewinnung einer solchen Statistik gemacht hatte, auch kurz erwähnt worden, daß 1902 das Kaiserliche Statistische Amt die Finanzen der deutschen Bundesstaaten zu bearbeiten angefangen hat. Es ist klar, daß diese Aufgabe nur von Amts wegen befriedigend durchgeführt werden kann, und daß sie — gerade in Rücksicht auf die unhaltbare Verfassung der deutschen Reichs- und Einzelstaatsfinanzen — als einer der allerwichtigsten Zweige der Statistik des Deutschen Reichs anerkannt werden muß. So besonders anerkennenswert also auch die Initiative des Deutschen Flottenvereins war, so mußte hier die amtliche Statistik eingreifen. Sie hat es 1902, trotz der großen Schwierigkeiten, die in der Sache liegen, mit großem Geschick und gutem Erfolg getan, wenn auch das Stadium eines ersten Versuchs noch nicht überwunden werden konnte. Unter bereitwilliger Mitwirkung der amtlichen Statistiker der Bundesstaaten, namentlich des Direktors von Zeller (Württemberg) und Adolf Wagners (Preußen), hat das Kaiserliche Statistische Amt von den Einzelstaaten auf Grund einheitlicher Formulare Übersichten über den Staatsbedarf, die Staatseinnahmen, die wichtigern Bestandteile des Staatsvermögens und über die Staatsschulden zugestellt erhalten, und es ist die alljährliche Einsendung zugesagt worden. Ein besondres Verdienst an dieser hochbedeutsamen Ergänzung der amtlichen Statistik des Reichs ist der Energie zu verdanken, mit der das Mitglied des Kaiserlichen Statistischen Amts, der Regierungsrat Professor Dr. Zahn, die Angelegenheit gefördert hat. Wir machen auf alles das deshalb hier so umständlich aufmerksam, weil in diesem neuen Zweige der Reichsstatistik eine der allerwichtigsten grundlegenden Vorarbeiten der Reichsfinanzreform zu erkennen ist, und weil man in ferner stehenden Kreisen keine Ahnung davon hat, wie wenig wir bisher auf diesem Gebiet unterrichtet waren.

In der nachstehenden Übersicht sind die Einnahmen der einzelnen Bundesstaaten — auf den Kopf der Bevölkerung berechnet —, und außerdem ist — ebenso berechnet — der Bestand der Staatsschulden mitgeteilt. Es sind dabei nur die eignen ordentlichen Einnahmen der Staaten berücksichtigt worden, nicht auch die Überschüsse der Überweisungen vom Reich über die an das Reich gezahlten Matrikularbeiträge. Solche Überschüsse waren in den letzten Jahren so gut wie nicht vorhanden. Für unsern Zweck sind sie jedenfalls ganz ohne Bedeutung.*) Nicht berücksichtigt sind hier ferner die ordentlichen Einnahmen aus Gebühren, Sporteln, aus Vergütungen aus der Reichskasse, die Überschüsse aus frühern Jahren und dergleichen, die im ganzen noch nicht zehn Prozent aller ordentlichen Einnahmen der Einzelstaaten ausmachen. Ferner sind die außerordentlichen Staatseinnahmen (aus Anleihen usw.) außer Ansatz gelassen. Wir ziehn also nur in Betracht die „Erwerbseinkünfte“ und die „Steuern.“ Zu den „Erwerbseinkünften“ sind gerechnet worden die Einnahmen aus Staatsdomänen, Staatsforsten, Staatsbergwerken, -Hütten und -Salinen, Staatseisenbahnen, Posten und Telegraphen und sonstigen Staatsbetrieben. Die „Steuern“ sind unterschieden in „direkte“ Steuern einerseits und Aufwandssteuern, Verkehrssteuern und Erbschafts- und Schenkungssteuern anderseits. Zu den „direkten Steuern“ sind gerechnet: allgemeine Einkommensteuern, Ergänzungs- (Vermögens-)steuern, Ertragssteuern (d. h. Grundsteuern, Gebäudesteuern, Wohnsteuern, Gewerbesteuern, Kapitalrentensteuern,

*) Vergl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1902, Seite 196.

speziell Einkommensteuern), Wandergewerbesteuern, Eisenbahnsteuern, Bergwerkssteuern, andre persönliche Steuern (Kopfsteuern). Anderseits gehören zu den „Aufwandsteuern": Weinsteuern, Biersteuern, Schlacht-(Fleisch-)steuern, sonstige Verbrauchssteuern, Hundesteuern und sonstige direkte Luxusabgaben; zu den „Verkehrssteuern": Umsatzsteuern für Grundstücke, Stempelsteuern. Aus dieser Aufzählung geht zur Genüge hervor, was in der nachstehenden Zusammenstellung in Übereinstimmung mit der Reichsstatistik unter „direkten" Steuern und im Unterschiede davon unter „sonstigen" Steuern verstanden ist. Auf eine Erörterung des vielumstrittnen Unterschieds der Begriffe „direkte" und „indirekte" Steuern war hier nicht einzugehn. Trotz vieler Vorbehalte, die im einzelnen zu machen wären, erscheint es im ganzen zulässig, die von der Reichsstatistik als die „direkte" bezeichnete Besteuerung mit der in der Denkschrift des Reichsschatzamts ebenso bezeichneten Besteuerung als vergleichbar zu behandeln. Die nachstehenden Zahlen sind dem Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reichs 1902, Seite 209 entnommen und gelten für das Rechnungsjahr 1900 oder 1901. Eine vollständige Übereinstimmung zwischen den einzelnen Staaten konnte in dieser Beziehung nicht erzielt werden, was aber unsern Zweck nicht wesentlich berührt.

Wie die Zahlen ausweisen, beruhen in den dreizehn zunächst aufgeführten Bundesstaaten — die zusammen 96,6 Prozent der Gesamtfläche und 97,1 Prozent der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs umfassen — die Staatsfinanzen (Einnahmen) im wesentlichen nicht auf der direkten Besteuerung. Es betrug nämlich auf den Kopf der Bevölkerung der

	Nettoertrag der Erwerbseinkünfte	Bruttoertrag der direkten Steuern	Bruttoertrag der sonstigen Steuern	Ertrag der Erwerbseinkünfte und Steuern zusammen	Bestand der Staatsschuld
in	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
Preußen	16,07	6,11	1,27	23,45	191,54
Bayern	10,02	5,95	7,66	23,63	243,21
Sachsen	11,34	8,82	2,16	22,32	197,47
Württemberg	14,06	9,25	6,98	30,29	228,24
Baden	10,67	8,45	7,86	26,98	190,44
Hessen	13,05	8,88	3,26	25,19	254,00
Mecklenburg-Schwerin	12,83	5,08	0,69	18,50	178,66
Mecklenburg-Strelitz	14,77	4,12	0,04	18,93	14,91
Braunschweig	15,17	5,05	1,08	21,30	125,88
Sachsen-Meiningen	7,46	6,42	0,15	14,03	36,86
Anhalt	14,92	5,90	0,60	21,42	4,88
Schwarzburg-Sondershausen	10,38	7,09	0,38	17,85	15,09
Schwarzburg-Rudolstadt	9,08	6,39	0,25	15,72	43,19

Dagegen beruhn in folgenden neun Bundesstaaten, die 3,1 Prozent von der Gesamtfläche und 2,9 Prozent von der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs ausmachen, die Finanzen in der Tat im wesentlichen auf der direkten Besteuerung. Es betrug nämlich auf den Kopf der Bevölkerung der

	Nettoertrag der Erwerbseinkünfte	Bruttoertrag der direkten Steuern	Bruttoertrag der sonstigen Steuern	Ertrag der Erwerbseinkünfte und Steuern zusammen	Bestand der Staatsschuld
in	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
Sachsen-Weimar	6,47	8,09	0,63	15,19	14,91
Oldenburg	6,27	8,84	0,85	15,96	139,84
Sachsen-Altenburg	1,91	6,07	1,30	9,28	10,90
Sachsen-Koburg-Gotha	6,26	7,33	0,85	14,44	26,58
Waldeck	0,23	6,08	0,16	6,47	34,06
Reuß älterer Linie	—	7,12	0,59	7,62	—
Reuß jüngerer Linie	—	6,31	0,34	6,65	7,47
Schaumburg-Lippe	0,37	5,61	0,55	6,53	6,17
Lippe	0,75	6,59	0,26	7,60	9,27

Von den drei Hansestädten ist hier ganz abzusehen. In ihnen spielt — namentlich in Bremen und Hamburg — die direkte Besteuerung eine ganz außerordentlich große Rolle, doch sind die vorhandnen Zahlen schon wegen der Unentwirrbarkeit der Staats- und Gemeindefinanzen mit den Zahlen aller andern Bundesstaaten absolut nicht vergleichbar. Auch die Denkschrift des Reichsschatzamts hat übrigens an sie wohl am wenigsten gedacht.

Wenn die Denkschrift, nachdem sie die Finanznot des Reichs richtig auf die Natur seiner ausschließlich in Zöllen und indirekten Steuern bestehenden Einnahmen zurückgeführt hat, eine angeblich noch größere Finanznot der Bundesstaaten in der Hauptsache darauf zu schieben sucht, daß ihre Finanzen auf „direkten" Steuern beruhn, so erweisen die Zahlen der Reichsstatistik, daß das unrichtig ist. Handgreiflich liegt es vor Augen, daß die augenblickliche Finanznot der deutschen Einzelstaaten in der Hauptsache davon herrührt, daß ihre Finanzen zu einem so großen Teil auf „Erwerbseinkünften" beruhn, die — so wertvoll ihr Vorhandensein an sich für die Gesundheit der Finanzen auch ist — ebenso wie die Zölle und die indirekten Steuern des Reichs unmittelbar von der Gunst und der Ungunst der wirtschaftlichen Lage abhängen und sich dem wechselnden Staatsbedürfnis nicht anpassen können. Sie haben zwar auch eine Beweglichkeit, aber eine, die nicht voraus berechnet werden kann; nicht die finanzwissenschaftlich gewünschte Beweglichkeit, die etatsgesetzlich reguliert werden kann, sodaß Einnahmen und Bedarf in Übereinstimmung gebracht werden. In Bayern ganz besonders, aber auch in Baden, Württemberg, Hessen und Sachsen ist auch der Anteil der „sonstigen" Steuern bedeutsam für den peinlichen Einfluß der schlechten Zeiten auf die Finanzen, während ein solcher Einfluß auf die direkten Steuern wohl in keinem der zuerst aufgeführten dreizehn Bundesstaaten bis jetzt besonders peinlich bemerkbar geworden sein wird. Für Preußen z. B. beweist die kürzlich veröffentlichte Statistik der Einkommen- und Ergänzungssteuer für 1902 trotz des Jahr und Tag andauernden wirtschaftlichen Drucks eine erfreuliche Entwicklung dieser Einnahmequellen, und der preußische Finanzminister denkt auch nicht daran, die preußische Finanznot den direkten Steuern — d. h. hier überhaupt den Steuern — in die Schuhe zu schieben. Hier sind es namentlich die Ausfälle an Eisenbahnüberschüssen, die peinlich empfunden werden.

Ein ganz andres Bild bieten nun allerdings die Zahlen der neun zu zweit aufgeführten Bundesstaaten dar, namentlich die Waldecks, der beiden Reuß und der beiden Lippe. Daß hier der Ertrag der „direkten" Steuern — die in den zuletzt genannten fünf Staaten so gut wie allein den Geldbedarf decken müssen — durch den herrschenden wirtschaftlichen Druck schon stark ungünstig beeinflußt waren, ist absolut noch nicht bewiesen. In diesen Staaten handelt es sich überhaupt nicht um eine gelegentliche Finanznot, sondern um eine chronische, die im wesentlichen darauf zurückgeführt werden muß, daß die vorhandnen „Erwerbseinkünfte" (Forsten und Domänen) nicht ins Staatseigentum, sondern in den Besitz der Fürsten übergegangen sind. Es ist deshalb auch hier falsch, der direkten Besteuerung die Schuld an der Zahlungsunfähigkeit der Staaten dem Reich gegenüber in die Schuhe zu schieben. Ein Blick

auf die Unterschiede in der Höhe der Gesamteinnahme (aus Erwerbseinkünften und Steuern zusammen) belehrt uns am besten über die Unnatur der selbständigen Finanzwirtschaft dieser Zwergstaaten, die alle den Weg, den Waldeck schon betreten hat, sobald wie möglich auch betreten sollten. Auch daß sie nur wenig Staatsschulden haben, macht ihre Selbständigkeit nicht lebensfähiger. — So sehr diese Finanzstatistik der deutschen Bundesstaaten auch noch der Vertiefung und der Ergänzung bedarf, so kann man doch schon aus den gebotnen Zahlen ersehen, wie ungeheuer verschieden sich in den einzelnen Staaten die tatsächliche Belastung und die weitere Belastungsfähigkeit der Bevölkerung stellt, wie ungeheuer plump und ungerecht deshalb auch die Umlage der Matrikularbeiträge fürs Reich und die Verteilung der Überweisungen vom Reich auf die Einzelstaaten nach der Kopfzahl ist. Wenn jemals eine vernünftige Reichsfinanzverfassung zustande kommen soll, so muß man vor allen Dingen die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung in den einzelnen Staaten kennen und vergleichen können. Die bisherige Abrechnung zwischen Staaten und Reich ist eine in hohem Grade plumpe, ungerechte, unerträgliche, die wohl vor dreiundzwanzig Jahren als Notbehelf entschuldigt werden konnte, deren Abstellung aber heute zu den allerersten „politischen Notwendigkeiten" gehört.

Was die Denkschrift unter der „politischen" Notwendigkeit versteht, von der sie spricht, ist nicht recht klar. Bismarck hat seinerzeit den Ausspruch getan, es sei besser, daß die Einzelstaaten beim Reich zu Gast gingen, als daß das Reich Kostgänger der Einzelstaaten bliebe. Vielleicht hat die Denkschrift darauf anspielen wollen, um es als eine gesunde „Politik" — wenn auch keine gesunde „Finanzpolitik" — hinzustellen, lieber im Reich eine Zuschußanleihe zur Deckung der Fehlbeträge aufzunehmen, statt — wie die Verfassung das zuläßt — die Fehlbeträge auf die Einzelstaaten umzulegen. Wir haben schon angedeutet, daß man sich heute nicht so ohne weiteres auf gelegentliche sehr zeitgemäße Aussprüche Bismarcks berufen darf, um sich um einen auf die Dauer berechneten Ausbau seiner genialen Notbauten herumzuhelfen. Daß Schädler und Genossen, vielleicht auch Haußmann und seine Freunde, wenn das Reich berechtigterweise höhere Matrikularbeiträge fordert, das zur Verhetzung ebenso kurzsichtiger wie unverbesserlicher Partikularisten gegen das Reich auch heute noch ausnützen werden, ist wahrscheinlich. Aber den Wünschen dieser Querköpfe gemäß die Reichsfinanzpolitik zu führen, ist keine „politische" Notwendigkeit. Dann müßte das Reich überhaupt möglichst bald in Liquidation treten. Die Reichstreue der Staatsregierungen und der verbündeten Fürsten steht doch so fest, daß man eine solche Liquidation nicht mehr zu befürchten braucht, auch wenn das Reich einmal sein verfassungsmäßiges Recht auf „ungedeckte" Matrikularbeiträge geltend macht, zumal da es damit nur den Wünschen des Freiherrn von Franckenstein und seiner Freunde gemäß verfahren würde. Die Denkschrift sagt nun freilich zum Schluß, die verbündeten Regierungen hätten schon für 1902 die Summe von 24 Millionen Mark „als das Äußerste ihrer Leistungsfähigkeit an ungedeckten Matrikularbeiträgen bezeichnet"; außerdem hätte der Rechnungsabschluß für 1901 für die Einzelstaaten einen Ausfall von 15 Millionen an dem Sollbetrage der Überweisungen er-

geben, deshalb bedürfe es „keiner weitern Begründung, daß für 1903 von ihnen an ungedeckten Matrikularbeiträgen keinesfalls eine höhere Summe als die im Etat vorgesehene — d. h. wieder etwa 24 Millionen — übernommen werden kann.“ In Wirklichkeit bedarf das noch sehr einer weitern Begründung, wenn es auch dem Reichsschatzamt genügen muß, daß die Einzelstaaten, die zusammen den Bundesrat bilden, 24 Millionen als das Äußerste, was sie leisten können, „bezeichnen.“ Die eignen ordentlichen Einnahmen der Einzelstaaten beliefen sich 1901 auf mehr als $3^1/_2$ Milliarden Mark, die der vier Königreiche allein auf 3,1 Milliarden. Was machen dagegen 24 Millionen ungedeckter Matrikularbeiträge und vollends 15 Millionen ausgefallner Überweisungen aus? Daß die Bundesregierungen nicht mehr leisten *können*, ist tatsächlich ganz ausgeschlossen, nur daß sie grundsätzlich nicht mehr leisten *wollen*, ist Tatsache. Hat man im Reichsschatzetat mit dieser bedauerlichen Tatsache für das Etatsjahr 1903 wieder rechnen müssen, so muß für später eben dieser auf Irrtum und Vorurteil beruhende, fehlerhafte Wille der im Bundesrat zusammengefaßten Regierungen der Einzelstaaten überwunden werden. Das ist die unerläßliche Voraussetzung, wenn nicht nur die Reichsfinanzen, sondern auch die Finanzen der Einzelstaaten auf gesunde Füße gestellt werden sollen. Denn dieselben Irrtümer und Vorurteile, die jetzt den Willen der Einzelregierungen so, wie geschehn, für 1903 bestimmt haben, werden, wenn sie bestehn bleiben, ihren Willen auch zum Widerstand gegen jede dauernde Reichsfinanzreform bestimmen.

Das Hauptvorurteil und der Hauptirrtum bestehn in der oft geäußerten Meinung, daß es einen unerträglichen Eingriff in die Finanzhoheit und damit in die Souveränität der Bundesstaaten bedeute, wenn man verlange, daß die Bundesstaaten ihre eigne Finanz- und Steuerverfassung den Bedürfnissen des Reichs anpassen und deshalb in gewissen, sehr wichtigen Punkten einheitlich regeln sollten. Jedermann weiß, daß die Buntscheckigkeit der Steuerverfassungen in den deutschen Bundesstaaten das Haupthindernis ist, die Reichsfinanzen auf gesunde Füße zu bringen, niemand bestreitet, daß darunter die finanziellen Wechselbeziehungen zwischen Reich und Einzelstaaten gerade zu Ungunsten der Einzelstaaten schwer leiden, und — was sehr bezeichnend ist — in den meisten Bundesstaaten sind Projekte zur Reform der eignen Steuerverfassung seit Jahren auf der Tagesordnung. Trotzdem aber heißt es immer wieder: Nur keine irgendwie einheitliche Reform des Staatssteuerwesens in Rücksicht auf das Reich und im Einvernehmen mit dem Reich! Das ist doch eine so unverständige, doktrinäre Kirchturmspolitik, wie sie im zwanzigsten Jahrhundert keine Nachsicht mehr verdient. Um einen Eingriff des Reichs in die Finanzhoheit der Bundesstaaten handelt es sich bei dem, was verlangt werden muß, ganz und gar nicht. Durch ein Reichsgesetz den Einzelstaaten vorzuschreiben, wie sie ihre Steuerverfassung einrichten sollen, ist nach der Verfassung unmöglich. Aber daß die im Reich doch nun einmal zu einer sehr weitgehenden gemeinsamen Finanzwirtschaft vereinigten Bundesstaaten dieser Tatsache zum Besten auch ihrer eignen Finanzen Rechnung tragen und sich untereinander und mit dem Reich über das notwendig herbeizuführende Maß der Staatssteuerreform ver-

ständigen, kann doch verlangt werden, kann doch auch von dem empfindlichsten partikularistischen Gewissen nicht als eine Schande, nicht als ein tadelnswertes Preisgeben berechtigter Stammeseigentümlichkeiten empfunden werden. Stecken wir denn immer noch so ganz und gar in der jämmerlichen Kleinstaaterei des achtzehnten Jahrhunderts drin, die wirklich eine Schande und eine Schmach für das deutsche Volk war?

Ein weiteres, sehr schwerwiegendes Vorurteil besteht in der einseitigen Unterschätzung der Bedeutung der direkten Personalbesteuerung, namentlich der Einkommensteuer, die unsre Finanzpolitik immer noch beherrscht. Man ist da in bekannter Weise aus einem Extrem ins andre geraten. Wenn Bismarck vor fünfundzwanzig Jahren den Kampf gegen die extreme Verdammung der indirekten Besteuerung, wie sie die damaligen Freihändler in blinder Orthodoxie predigten, siegreich durchgekämpft hat, so hat er damit den Epigonen doch kein Recht gegeben, sich in ebenso blinder Orthodoxie der maßvollen Belehrung durch die heutige Finanzwissenschaft zu verschließen, die der Einkommensteuer den ihr gebührenden Platz auch wieder anweist und zugleich für sie die Reformen verlangt, die sie erst ganz zu dem machen können, was sie sein soll und muß. Sie soll, wie Wagner sagt, das „bewegliche Element“ nicht nur in der direkten Besteuerung, sondern „überhaupt in der ganzen Besteuerung sein, indem ihr Fuß grundsätzlich beweglich gehalten und durch das jedesmalige Finanzgesetz festgestellt wird, wie es in England, auch in einigen deutschen Staaten (Sachsen, Baden) — aber auch nach der Reform von 1891 noch nicht in Preußen — geschieht.“ *) Dazu eigne sich gerade diese Steuer. In gewöhnlichen Zeiten sollte sie demgemäß auch die kleinern Schwankungen in den sonstigen Einnahmen und in den Ausgaben ausgleichen, ohne daß man in solchen Fällen sofort zum Staatskredit greifen müsse. In besondern Notzeiten könnte sie neben dem Kredit und gemeinsam mit einer allgemeinen Vermögenssteuer, namentlich für das größere und das fundierte Einkommen, erhöht werden. Wie in kleinern deutschen Staaten sei in den deutschen Gemeinden diese Beweglichkeit des Steuerfußes schon erreicht.

Daß deshalb nun auch auf jeden Fall das Reich von dem ihm verfassungsmäßig zustehenden Recht, eine Reichseinkommensteuer einzuführen, Gebrauch machen müßte, ist nicht richtig. Nur wenn der Reichsfinanzverfassung das unentbehrliche „bewegliche Element“ nicht in andrer Weise erhalten oder wieder verschafft werden könnte, müßte eine Reichseinkommensteuer verlangt werden. Aber ganz verkehrt ist es jedenfalls, die Reichsfinanzen ohne gehörige Sorge für das „bewegliche Element“ durch immer weitergehende einseitige Vermehrung der Zölle und der indirekten Steuern auf gesunde Füße stellen zu wollen. Der Gedanke, diesen Einnahmequellen durch je nach dem Bedarf wechselnde Zuschläge die erwünschte Beweglichkeit zu geben, ist nur erklärlich aus der extremen Unterschätzung der Einkommensteuer, in die man sich verrannt hat. Die Rücksicht auf Handel und Wandel, namentlich auch im Auslandsverkehr, macht diesen Weg

*) In Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie. Vierte Auflage (1897), dritter Band. Erster Halbband, Seite 440.

ungangbar. Verfassungsmäßig verfügt die Reichsfinanzwirtschaft noch immer in den Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten über ein „bewegliches Element," das für das Reich als solches — d. h. ohne Rücksicht auf die Staatsfinanzen — den Ansprüchen genügt, aber freilich die allerschlechteste Form für die gemeinsame Finanzwirtschaft von Reich und Staaten ist. Es handelt sich deshalb unsers Erachtens nicht um neue direkte Reichssteuern, sondern um eine Reform der Matrikularbeiträge und der Überweisungen, und diese Reform kann in der Hauptsache nur durch eine gewisse einheitliche Ausgestaltung der Steuerverfassung der Einzelstaaten erreicht werden, die wieder wesentlich auf dem Gebiet der direkten Besteuerung liegen müßte. Um dahin zu gelangen, werden unsre Reichsfinanzpolitiker freilich auch das Vorurteil ablegen müssen, daß Matrikularbeiträge überhaupt verwerflich wären, weil das Reich nicht Kostgänger der Bundesstaaten bleiben dürfe, vielmehr die Bundesstaaten aus seinen reichen Schüsseln speisen müsse, mag die Füllung dieser Schüsseln erreicht werden, wie sie wolle.

Es liegt uns natürlich fern, zu meinen, daß es auch nach der Überwindung dieser Vorurteile in den ausschlaggebenden Kreisen eine leichte Arbeit sein würde, die Reichs- und die Staatsfinanzen auf gesunde Füße zu stellen. aber wenn erst der gute Wille da sein wird, wird auch der Weg nicht fehlen. Die gemeinsame Arbeit der Staaten und des Reichs zur Gewinnung einer guten Finanzstatistik wird am besten den Willen zum Guten lenken und zugleich die Wege weisen. Ihr muß deshalb zunächst ein gedeihlicher Fortgang und das allgemeinste Interesse gewünscht werden.



Die Stellung Schwedens und Norwegens

im europäischen Konzert



Seit geraumer Zeit haben sich in den Parlamenten und den Regierungen Schwedens, Norwegens und Dänemarks Bestrebungen geltend gemacht, die Anerkennung und Garantierung ihrer Neutralität durch die Großmächte zu erlangen, denn diese nordischen Reiche hoffen sich dadurch von den großen Ausgaben für die Wehrmacht und die Landesverteidigung entlasten zu können. Aber nach den jüngsten Erklärungen des schwedischen Ministers des Auswärtigen müssen diese Bestrebungen als gescheitert angesehen werden. Auch im dänischen Folkething hat die Regierung sie zurückgewiesen, „um nicht der Gefahr internationaler Verpflichtungen zu unterliegen, die es unter Umständen nicht ermöglichen würden, die eignen Interessen wahrzunehmen, ohne den Neutralitätsvertrag zu brechen." Dagegen fügte der schwedische Minister des Äußern seiner Ablehnung hinzu, „daß es der bestimmte und unwandelbare Vorsatz der Regierung sei, sich unter Wahrung der strengsten Neutralität von jeder Einmischung in die Streitigkeiten fremder Völker fernzuhalten." Er widerlegte ferner als früherer

Gesandter in Berlin und guter Kenner deutscher Verhältnisse nicht nur die Behauptung, in Deutschland erwarte man, Schweden werde sich im Fall eines russisch-deutschen Krieges an Deutschland anschließen, sondern auch die Ansicht, daß Schweden in Rußland als Feind angesehen und mit Mißtrauen betrachtet werde; anderseits aber sei in Schweden kein Russenhaß, neuerdings vielmehr Russenfurcht vorhanden.

Ungeachtet dieser Erklärung, bei Streitigkeiten fremder Mächte neutral zu bleiben, sind Schweden und Norwegen eifrig bei der Arbeit, neue Befestigungen anzulegen und alte umzugestalten, die Dienstzeit bei der Fahne stark zu verlängern, die Wehrpflichtigen in großer Zahl zu den kriegsmäßigen Feldmanövern heranzuziehn, ein neues Feldartilleriematerial zu beschaffen, neue Kasernen für zwanzig Millionen Kronen anzulegen, Küstenpanzerschiffe umzubauen, Unterseeboote anzuschaffen usw. Deshalb ist ein Blick auf die äußere politische und militärische Lage Skandinaviens gegenwärtig von besonderm Interesse. Die militärischen Bestrebungen erscheinen berechtigt, wenn man folgendes berücksichtigt: Die wachsenden Rüstungen auf dem Kontinent, die Verstärkung der Seemacht Rußlands durch seinen neuen eisfreien Hafen an der Norwegen benachbarten Murmanküste, den nur wenig Tage im Jahre eine dünne, für Eisbrecher wie den Jermak leicht durchbrechbare Eisschicht umgibt, und von dem aus Norwegen jederzeit bedroht werden kann, und endlich die völlige Russifizierung der früher schwedischen Provinz Finnland, deren Truppen vor kurzem ihre letzten Reste nationaler Gerechtsame eingebüßt haben. Die Furcht vor Rußland ist also berechtigt, wenn auch zur Zeit und voraussichtlich für lange die Expansion Rußlands auf den äußersten Osten und in Zentralasien gegen Afghanistan, Britisch-Indien, Tibet und Persien gerichtet ist, und der Zar ein entschiedner Freund des Friedens ist. Trotzdem ist Norwegen beunruhigt, eben weil sich Rußland den eisfreien Hafen von Alexandrowsk an der Murmanküste, also einen eignen Ausgang zum nordatlantischen Ozean in unmittelbarer Nachbarschaft Norwegens angelegt hat, und daß nun dort stationierte Panzerkreuzer nicht mehr durch die Belte und den Sund zu fahren brauchen und ihnen jederzeit der Zugang zu den norwegischen Gewässern und Küsten freisteht. So hat man denn im Storthing darauf hingewiesen, daß die Gefahr einer feindlichen Invasion weniger für die Landeshauptstadt Christiania und die Südküste Norwegens, als vielmehr von Nordosten durch Rußland zu erwarten sei. Daraufhin hat der norwegische Generalstab schon den Plan für eine neue Küstenbefestigung im Norden des Landes, namentlich für die Provinz Finnmarken und deren wichtige Punkte Hammerfest, Vardö und Narvik, ausgearbeitet. Es handelt sich dabei vor allem um den wichtigen Knotenpunkt Narvik am Ende der transskandinavischen Bahnlinie Gellivare—Ofoten, wo demnächst mit den Vorarbeiten begonnen wird. Der Storthing hat anstandslos 3½ Millionen Kronen für außerordentliche Verteidigungszwecke bewilligt, und so hofft man in Norwegen, etwaigen Expansionsbestrebungen des östlichen Nachbarn einen Riegel vorzuschieben.

Schon lange, bevor die Russifizierung Finnlands begann, hatten jedoch die Staatsmänner Norwegens die Gründe, die Rußland auf den nordatlantischen

Ozean hindrängen, scharf ins Auge gefaßt, und schon vor zehn Jahren war die Presse Christianias voll von Gerüchten und Alarmnachrichten. Aber es hieß, daß sich Norwegen nur auf eine akademische Erörterung dieser Gefahr beschränke. Dies erwies sich jedoch als unrichtig, denn schon seit mehreren Jahrzehnten hat seine Regierung daraufhin Maßregeln und Vorkehrungen getroffen. Durch ein altes Privilegium waren die Bewohner Norwegens zwischen dem 65. und dem 71. Breitengrade, nämlich die der Provinzen Nordland und Finnmarken, bei der großen Armut ihres Bodens vom Heeresdienst befreit. Aber schon 1894 forderten beide Provinzen aus eigner Initiative die Aufhebung dieses Privilegiums, und heute dienen die Männer Finnmarkens und Nordlands genau so wie ihre Kameraden im Süden. Diese beiden, einem russischen Angriff besonders ausgesetzten Provinzen sind heute besondre, von einem höhern Offizier befehligte Militärbezirke. Sie haben Exerzierplätze und Unteroffizierschulen, und die Mannschaft jeder Provinz wird alljährlich zu Manövern versammelt. Den Truppen eines den Waranger-Fjord oder die Tana-Elf überschreitenden Gegners würde also heute sofort die wehrfähige Mannschaft der betreffenden Distrikte entgegentreten, und er würde ausgebildeten Truppenkorps von genügender Stärke gegenüberstehn, die bei einigem Glück das Feld halten könnten, bis Verstärkungen aus dem Süden kämen. Obgleich diese Organisation neuern Datums ist, so scheint sie doch schon leistungsfähig zu sein. Die Finnländer und die Nordländer haben sich ihr mit dem größten Enthusiasmus unterworfen und zeigen in der Erfüllung ihrer militärischen Pflichten regen Eifer.

Auch die schwedische Landgrenze ist nicht vernachlässigt worden, obgleich die Schwierigkeit, die wüsten Strecken des schwedischen Lapplands zu passieren, als ein Hindernis für eine russische Invasion gelten kann. Über die Ofotenbahn, die nördlichste der Welt, die von Narvik (Viktoriahavn) am West-Fjord durch die Eisendistrikte des schwedischen Torneatals und fast bis zur russisch-finnischen Grenze zwanzig deutsche Meilen von Muonioluska führt, hat man bis jetzt sehr wenig im Auslande gehört. An allen gefährdeten Punkten des norwegischen wie des schwedischen Teils dieser Bahn sollen Befestigungen angelegt werden. Ferner sind ausgedehnte Befestigungen am Eingang zum Drontheim-Fjord geplant; sie werden an der engen Passage des Agdenesfjords, sowie bei Hasselviken und in den Klippen von Bretling bald fertig sein. Man nimmt an, daß die nördliche Flottenstation Norwegens dadurch uneinnehmbar gemacht werde. Diese Maßregeln und andre ähnlicher Art sind gelegentlich von den radikalen Regierungen und den radikalen Majoritäten des Storthings veranlaßt worden. Die innere Politik hat jedoch nichts damit zu tun. Alle Norweger, mögen sie konservativ oder radikal sein, stimmen hinsichtlich der Landesverteidigung miteinander überein, und irgend eine Partei oder deren Führer als gleichgiltig dagegen hinzustellen, wäre ungerechtfertigt. Die Annahme, daß es eine russophile Partei in Norwegen gebe, muß jedem, der das norwegische Volk kennt, lächerlich erscheinen. Aufgeklärt, sich selbst regierend und einer vollen demokratischen Freiheit leidenschaftlich ergeben, müßte Norwegen für die Methoden russischer Nationalisierung der ungeeignetste Boden sein. Auch Norwegen wünscht, mit allen übrigen Nationen in Frieden und Freundschaft zu leben und streng

neutral zu bleiben, wenn sie sich bekämpfen. Es ist sich wohl bewußt, daß die Beschränktheit seiner Hilfsquellen es darauf verweist, nur solche militärische Maßnahmen zu treffen, deren Ziel die Verteidigung gegen feindlichen Angriff ist. Aber diese Maßregeln nehmen seine ernste und beständige Aufmerksamkeit in Anspruch, und wer nicht erkennt, daß Norwegen vor allem ein sehr freiheitliebendes Land und für seine Freiheit bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen entschlossen ist, der versteht den Charakter dieses Bergvolks nicht. In der Tagespresse wurde kürzlich auf die Absichten Rußlands auf den Norden Norwegens und die möglichen Gefahren hingewiesen, die dadurch für England entstehn könnten. Dieser Hinweis fand ein Echo in manchen englischen Blättern, und diese lenkten die Aufmerksamkeit auf die Behauptung, daß das Endziel der Russifizierung Finnlands die leichte Unterwerfung der nördlichen Provinzen der beiden skandinavischen Königreiche sei. Die damit eröffnete Perspektive, daß Rußland an den offnen Atlantischen Ozean gelangen könne, die Erweiterung seiner Machtstellung zur See und die Gefährdung der Stellung Englands erregten hier in manchen Kreisen die Befürchtung, daß in diesen nordischen Regionen das Geschick der Welt, d. h. der Kampf zwischen Rußland und England seine Entscheidung finden würde. Allerdings würde Rußland mit der Gewinnung der zum Teil vortrefflichen Häfen Finnmarkens und Tromsös seine Stellung am nordatlantischen Ozean bedeutend erweitern und durch den geplanten Bau der Bahn von Petersburg zur Murmanküste nach Alexandrowsk befestigen. Aber diese Gebiete Norwegens kann man wegen ihrer gebirgigen Beschaffenheit und durch die nunmehr organisierte Landesverteidigung und andre Umstände so schützen, daß auch ein überlegner Angreifer dort nur sehr schwer vordringen könnte. Ähnliches aber gilt für den Angriff auf die Nordprovinzen Schwedens, und der Besitz Norrlands würde für Rußland nur den Wert haben, eine direkte Bahnverbindung von Uleaborg zum Ofoten, dem östlichen Arm des West-Fjords, zu gewinnen.

Die Interessen Schwedens und Norwegens kreuzen sich jedoch heute nicht mit denen Rußlands oder andrer Nachbarmächte. Auch ist die Zeit der Expansionspolitik Schwedens auf dem Kontinent, wie im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert unter Gustav Adolf und Karl dem Zwölften, für Skandinavien längst vorüber, und der letzte Rest eines schwedischen Besitzanrechts auf dem Kontinent, das der Wiedereinlösung des 1803 verpfändeten Amts Wismar, wird am 26. Juni dieses Jahres verfallen. Einen Angriffskrieg werden darum diese Länder kaum führen; sie sehen sich heute infolge ihrer gesamten politischen, militärischen und wirtschaftlichen Lage und ihrer geringen Bevölkerung von nur $7\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern bei der Verwicklung in einen Krieg mit einer der Nachbarmächte, Dänemark ausgenommen, vielmehr ausschließlich auf die Defensive verwiesen. Nun ist Stockholm mit 300000 Einwohnern nach der See zu durch die starken Befestigungen der Insel Sandö, die von Waxholm, Oskar-Frederiksborg, Fort Dalarö und die Korjupet-Batterie, sowie durch die Schären- und Torpedobootflottille und durch leicht herzustellende Torpedosperren geschützt, aber auf der Landseite ist es unbefestigt geblieben, offenbar deshalb, weil es dort von bedeutendern Seen, schwer zugänglichen Gewässern

und schwierigem Gelände umgeben ist und leicht durch provisorische Werke gegen feindlichen Angriff verteidigt werden kann. Stockholm ist der zweite Kriegshafen Schwedens, hat zwei Trockendocks und alle Hilfsquellen eines großen Hafens, sowie eine Geschützgießerei, die Marine- und Marineartillerieschule, die Militärschule und sonstige Marine- und Militäretablissements und wird unmittelbar nur durch die veraltete Zitadelle von Kastellholmen verteidigt. Seine ausgedehnten Befestigungen auf der Seeseite reichen von der Ostspitze der Insel Warmdö bis nordöstlich von der Insel Kullö, und obgleich noch nicht völlig vollendet und armiert, sind die Verteidigungsanlagen Stockholms gegen die See hin sehr stark, sodaß es zu ihrer Überwältigung einer vollständigen Belagerung bedürfte. Bei seiner strategischen Bedeutung als Hauptstadt des Reiches sowie durch seine Lage und die Befestigungen ist Stockholm der Schlüssel der Landesverteidigung Schwedens. Hierbei handelt es sich darum: 1. die Haupthäfen und Reeden des Landes wie: Stockholm, Karlskrona, Göteborg, Malmö, Marstrand, Landskrona und Helsingborg zu schützen, 2. die Landung des Feindes, wenn sie nicht völlig verhindert werden kann, zu erschweren, und 3. die Verbindungen eines gelandeten Gegners mit der Heimat zu unterbrechen.

Die gebirgs-, wald- und felsreiche Beschaffenheit des mittlern, des nördlichen Schwedens und ganz Norwegens machen beide Länder für eine hartnäckige Verteidigung des Landesinnern besonders geeignet, und Landungen einer feindlichen Flotte und einer Armee sind durch die felsige, klippenreiche Beschaffenheit der Küsten, etwa mit Ausnahme der des südlichen Schwedens und einiger Stellen nordöstlich von Stockholm, sowie durch die Schären- und Torpedobootflottille in den zugänglichen Buchten der Küste sehr erschwert. Eine etwaige russische Landoperation aber vom nördlichen Finnland und östlichen Lappland her über die Tornea-Elf würde von Uleaborg ab auf dreißig Meilen bis Lulea an der Lulea-Elf über keine Eisenbahnverbindung verfügen, hätte auf einer Strecke von etwa sechzig deutschen Meilen mehr als ein Dutzend verteidigungsfähiger, starker Flußabschnitte zu überschreiten und hätte dabei eine zum Teil nur eingleisige Bahn für den Nachschub zur Verfügung. Die Schwierigkeiten der Zufuhr würden deshalb in den wenig fruchtbaren, menschenarmen Norrlandprovinzen ganz gewaltig sein.

Vor einiger Zeit wurde die Aufmerksamkeit Schwedens durch die Nachricht von einer Reise des russischen Generalgouverneurs von Finnland, Bobrikow, nach der Quarken-Inselgruppe im Bottnischen Meerbusen auf diesen gelenkt, und man betrachtet etwaige Befestigungspläne Rußlands im Bottnischen Meerbusen als ein logisches Glied seiner gegen Schweden und Norwegen gerichteten Bestrebungen. Die vor drei Jahren an der Murmanküste gegründete Hafenstadt Alexandrowsk wäre trotz ihres vorzüglichen Hafens jedenfalls nur ein schwacher Notbehelf als Kriegshafen, und bis jetzt sind dort noch keinerlei Anstalten zur Einrichtung eines solchen getroffen worden. Seit Rußland auch in militärischer Beziehung vollständig Herr in Finnland geworden ist, hat der Bottnische Meerbusen erhöhte strategische Bedeutung erhalten, besonders der „Quarken," der in der Mitte liegende, engste Teil mit seiner Inselgruppe. Hier ging im Winter 1809 eine russische Armee unter

Barclay de Tolly über das Eis nach Schweden. Würde hier aber eine der zwischen Finnland und Schweden liegenden Inseln befestigt und mit einem russischen Geschwader von angemessener Stärke besetzt, so würde dadurch nicht nur der obere Teil des Bottnischen Meerbusens russischerseits leicht gesperrt werden können, sondern, was weit wichtiger ist, bei entsprechender Ausgestaltung und Approvisionierung zugleich ein starker Stützpunkt für ein in das nördliche Schweden eindringendes russisches Heer geschaffen. Eine andre Brücke zwischen Finnland und Schweden sind die Aalandsinseln am Eingang zum Bottnischen Meerbusen, aber hier können auf Grund der Bestimmungen des Pariser Friedens keine Befestigungen angelegt werden. Bei kriegerischen Verwicklungen im Norden Europas würde wahrscheinlich wieder ein Übergang über das Eis des Bottnischen Meerbusens in Betracht kommen, und daß man auch in Schweden mit Winterfeldzügen rechnet, zeigt der Umstand, daß die Schneeschuhübungen im schwedischen Heer jetzt eine bedeutende Rolle spielen.

Von besondrer Bedeutung nicht nur für die Entwicklung des Abbaus der mächtigen Eisenerzlager von Kirunavara und Luossavara im Distrikt Norrbotten der schwedischen Provinz Norrland und für den vom Zufrieren des bisherigen Verschiffungshafens Luleå nicht unterbrochnen Export der Gellivaras, die schon seit den achtziger Jahren abgebaut werden, sondern auch für die Verteidigung der schwedisch-russischen Grenze verspricht die Entwicklung des nordschwedischen Bahnnetzes zu werden. Sie ist so geplant, daß mit der seit Oktober vorigen Jahres bis Kirunavara fertigen Ofotenbahn eine Bahnverbindung zwischen den Eisenerzdistrikten der Provinz Norrland mit dem Atlantischen Ozean und zwar dem Ofotenhafen Narvik und dem Bottnischen Meerbusen nach dessen Hafen von Luleå hergestellt wird, die nicht nur den ununterbrochnen Transport der Erze nach Narvik, sondern auch den der reichen Ergebnisse des Fischfangs in den norwegischen Gewässern nach Rußland erlaubt. Ferner aber ist die Bahnstrecke Boden-Haparanda im Bau begriffen. Diese ist die Fortsetzung der schwedischen Nordbahn, die sich längs des Bottnischen Meerbusens in einer vor unmittelbarer russischer Bedrohung geschützten Lage von der Station Bäke nach Boden erstreckt und von dort ihre Fortsetzung nach Gellivara und in der Ofotenbahn findet und darum eine schnelle Beförderung schwedischer Truppen nach der schwedisch-finnischen Grenze und den nördlichen Landesteilen ermöglicht. Ihre Fortsetzung von Boden nach Haparanda ist, wie russischerseits die Strecke Uleåberg-Haparanda, im Bau begriffen. Aus dieser Entwicklung des schwedischen Bahnnetzes in Norrbotten sowie aus dem russischen Anschluß ergab sich jedoch für Schweden die Notwendigkeit, einen starken, befestigten Stützpunkt für die Verteidigung der anliegenden Grenzgebiete und der an montanen Schätzen reichen nördlichen Distrikte zu schaffen. Der Bahnknotenpunkt Boden wird deshalb gegenwärtig stark befestigt, und zwar wird die Hauptbefestigung der Boden umgebenden Granitberge auf dem Degerberg angelegt. Die zugänglichen Abhänge dieses Berges sollen, daß sie für einen Angreifer unzugänglich werden, abgesprengt werden, und auf dem Plateau des Berges sollen Panzerturmbefestigungen errichtet werden. Die Räume für die Besatzung

sowie für Proviant und Munition werden durch Sprengungen in den Granit hergestellt. Auch die umgebenden Berge erhalten Befestigungen, um einen Angreifer am Logieren mit Belagerungsgeschütz zu verhindern, sodaß die Festung Boden zu einem sehr starken Stützpunkt und namentlich Sperrpunkt der nordschwedischen Bahn und ihrer Verteidigung gegen Rußland zu werden verspricht.

Die stehende Armee Schwedens ist nur klein und besteht aus etwa 39000 Mann; dazu kommen 1200 Reservisten und zur Disposition Entlassene und für den Krieg eine Landwehr, der „Bevāring," von 250000 Mann, sodaß die Kriegsstärke des schwedischen Heeres etwa 290000 Mann beträgt. Sie wird noch erhöht durch einen Landsturm von acht Jahrgängen zusammen mit 200000 Mann. Diese halbe Million Streiter würde, wenn auch nur mit ihren aktiven Truppen und einem Teil der Bevāring, die Landung eines Gegners an einer bestimmten Stelle verhindern können. Aber da dem Angreifer eine sehr langgestreckte, wenn auch fast überall klippen-, untiefen- und strömungsreiche Küste zur Verfügung steht, so erscheint die Verhinderung einer feindlichen Landung und Invasion zur See in Schweden, wenn nicht ganz besondre Glücksumstände eintreten, so gut wie ausgeschlossen, und namentlich gilt dies dort, wo kein so entwickeltes Eisenbahnnetz wie das des südlichen Schwedens die Küste erreicht. Immerhin können sein mittlerer und sein nördlicher Teil infolge ihrer die Landesverteidigung und den Guerillakrieg begünstigenden Beschaffenheit auch einer Übermacht gegenüber mit den vorhandnen Streitkräften und Verteidigungsmitteln lange gehalten werden.

Noch mehr aber gilt dies von dem Nachbarlande Norwegen. Es ist bis auf die ziemlich flache Südwestküste durchgängig Gebirgsland mit rauhem Klima; seine Küsten sind zwar reich an Felsen und Klippen, sind jedoch in manchen Fjorden zugänglich, die man aber durch Torpedosperren, die Schärenflottille und Torpedoboote, sowie durch die ihnen vorgelagerten Inseln verhältnismäßig leicht verteidigen kann; hierbei erwartet man in den fachmännischen Kreisen Norwegens eine wirksame Verwendung der Unterseeboote. Das Innere des Landes ist dünn bevölkert, schwach angebaut und erschwert militärische Operationen ungemein. Eine einzige zusammenhängende, große Eisenbahnlinie durchschneidet das Land im Westen von Christiania nach Drontheim, die demnächst einen Zweig nach Bergen erhalten wird. Die Küsten sind für militärische, sich ins Innere erstreckende Operationen nur in den sichern, nie zufrierenden Häfen zugänglich. Das Land bedarf deshalb nur an ihnen und an der wichtigen, der russischen Grenze nahen Industriebahn der Befestigungen. Seine befestigten Häfen sind vor allem die Landeshauptstadt Christiania durch die am Fjord vorgelagerten Befestigungen, ferner Christiansand, Bergen, Drontheim, Frederikstadt, Frederikshald, Horten und Frederiksvoern. Unter ihnen sind Christiania, Bergen, Drontheim und Christiansand, sowie Horten als Kriegshafen und Flottenarsenal Norwegens mit den Werften von Carljohansvoern und ihren sonstigen Hilfsquellen und Vorräten die wichtigsten Orte. In der neusten Zeit sind in Norwegen Besorgnisse aufgetaucht, daß eine russische Aggressive nicht nur gegen die Nordprovinzen, sondern zugleich zur See gegen die Landeshauptstadt Christiania

gerichtet werden könnte. Diese, meint man, sei jedoch durch die Befestigungen ihres Fjords so gut verteidigt, daß ein Gegner, der sie erobern wolle, südlich von ihr auf schwedischem Boden landen müsse, um ihre Seebefestigungen zu umgehn. Man beschloß deshalb, die „Tiste dal Elf" bei Frederikſten und namentlich den starken Fluß- und Seeabschnitt des Glommen bei Ösje, Bro und Kongsvinger zu befestigen. Die Verstärkung der Befestigung Drontheims, die Anlage der Christiania zu Lande südlich vorzulagernden ist begonnen, aber daneben gibt es eine Anzahl offner, unbefestigter, zum Teil guter Häfen, sodaß es der Aufbietung bedeutender Kräfte bedürfen würde, sie sämtlich gegen feindlichen Angriff zu verteidigen. Die norwegische Kriegsflotte ist nur klein. Sie hat kein einziges Linienschlachtschiff, sondern nur vier Küstenpanzerschiffe zusammen von 14720 Tonnen, zwei kleine Kreuzer mit 2500 Tonnen, vier moderne und zehn veraltete Kanonenboote, einen Torpedobootzerstörer und dreißig Torpedeboote zweiter und dritter Klasse, sowie einige Schul- und Spezialschiffe. Auch die Landarmee Norwegens ist nur gering und ist im Frieden nur etwa 20000 Mann, im Kriege durch die Landwehr doppelt so stark. Die für neue Küstenbatterien bestimmten Artillerietruppen sind in der Ausbildung begriffen. Zwar besteht die allgemeine Wehrpflicht, jedoch ist die Ausbildungszeit in der aktiven Armee und der Landwehr sehr kurz, sodaß man die norwegische Armee als Milizarmee bezeichnen kann.

Bei den jüngsten Verhandlungen des Storthings wurde bei den für die Landesverteidigung entscheidenden Beschlüssen darauf hingewiesen, „daß Norwegen infolge seiner vielfachen Entwicklung auf allen Gebieten der Kultur einen gewaltigen Aufschwung genommen habe und deshalb eine selbständige Rolle auf der Halbinsel zu übernehmen beginne." Es zeigt sich hier ein gewisser Antagonismus zwischen Norwegen und Schweden. Dieser gelangte in der vielbesprochnen Flaggenfrage und in der Frage der auswärtigen Konsularvertretung sowie in einigen andern Punkten zum Ausdruck; deshalb wurden auch die Forderungen für die Befestigung Christianias und für die bei Frederikſten,*) an der Tiste dal Elf und bei Ösje, Bro und Kongsvinger am Glommen, die eine parallel der schwedischen Landesgrenze laufende Befestigungslinie schaffen, von König Oskar nur unter gewichtigen Bedenken in politischer und strategischer Hinsicht gut geheißen. Aber der Antagonismus ist keineswegs so bedeutend, wie er zuweilen hingestellt wird; er besteht besonders nicht in der wichtigen Frage der Landesverteidigung dem Auslande gegenüber. Was die Beziehungen Deutschlands zu beiden skandinavischen Reichen betrifft, so sind diese unausgesetzt freundlich, gut nachbarlich, der Erstarkung des Handelsverkehrs gewidmet, und die wiederholten Besuche des Kaisers in Norwegen und in Schweden können als das beste Anzeichen hierfür gelten. Diese Beziehungen aber schließen, wie der schwedische Minister Lagerheim andeutete, keineswegs in sich, daß Deutschland bei einem Kriege mit Rußland auf Skandinavien als Bundesgenossen rechnen könne. Auch die Beziehungen Schwedens und Norwegens

*) Die neue Befestigungsanlage bei Frederikſten wurde im vergangnen Sommer mit der Aufstellung von Panzertürmen begonnen.

zu Dänemark sind gut; aber es scheint doch vor der Hand ausgeschlossen zu sein, daß die drei skandinavischen Reiche wieder die alte Union bilden werden, ebenso ausgeschlossen wie die Bestrebungen, sich die Neutralität zu sichern.



Shakespeares Falstaff

vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet

Von August Müller in München-Gladbach



Der Theaterbesucher ist gewohnt, den Falstaff Shakespeares für eine komische Figur zu halten, und er hat bei oberflächlicher Betrachtung Ursache genug dazu. Man stelle sich nur den dicken Ritter vor, wie er mit einem Kissen auf dem Kopfe und einem Dolche in der Hand den König Heinrich spielt, oder man denke an seinen Kampf in der Schlacht von Shrewsbury: Der kühne Schotte, Archibald Douglas, greift ihn an, und er läßt sich sofort wie tot hintenüberfallen; Douglas und die übrigen Kämpfer entfernen sich, Falstaff hebt vorsichtig seinen Kopf in die Höhe und sieht sich nach allen Seiten um; nachdem er sich vergewissert hat, daß die Luft rein ist, wälzt er sich langsam auf seine Vorderseite und richtet sich mit der seinem schweren Bauch entsprechenden Mühe in die Höhe. Die überwältigende Komik dieser Szenen ruft bei jeder Aufführung brausendes Gelächter hervor. Und solche Züge sind nicht etwa vereinzelt, im Gegenteil: Falstaff bietet ihrer so viele dar, daß ihm an Größe der komischen Wirkung keine andre Bühnenfigur an die Seite gestellt werden kann.

Aber trotzdem ist Falstaff keine komische Figur, er muß vielmehr durchaus ernst genommen werden, denn Shakespeare hat uns in ihm gewissermaßen das typische Bild eines Kranken dargestellt. Um uns über das Wesen seines Charakters klar zu werden, wollen wir deshalb seine ganze Erscheinung, wie sie uns der Dichter vorführt, von diesem Standpunkt aus untersuchen.

Werfen wir noch einen Blick auf die beiden eben angeführten Szenen, so ist klar, daß dort die Komik in der Situation liegt, aber es ist durchaus nicht alles Situationskomik, was uns bei Falstaff zum Lachen bringt. Er hat auch Witz, und seine Witze sind nicht selten geistreichster Art. Man erinnere sich nur an die Motivierung seines Benehmens in der Schlacht: „Das bessere Teil der Tapferkeit ist Vorsicht, und mittels dieses bessern Teils habe ich mein Leben gerettet," oder an seine Antwort auf die Vorhaltung des Grafen Westmoreland: „Aber mich dünkt doch, Sir John, sie (eure Truppen) sind ungemein armselig und ausgehungert, gar zu bettelhaft." Falstaff antwortet: „Mein Treu, was ihre Armut betrifft, ich weiß nicht, woher sie die haben, und das Hungern — ich bin gewiß, das haben sie nicht von mir gelernt." Er sprüht geradezu von Witzen; man kann mit vollem Recht die Spitze der Worte umkehren, mit denen er sich selbst charakterisiert: „Er ist nicht bloß Ursache, daß andre Witz haben, er ist auch selbst witzig."

Aber sein Witz hat häufig genug eine ganz eigentümliche Beimischung, er ist nicht harmlos. So benutzt er z. B., wie er dem Prinzen gegenüber den König, dessen Vater spielt, die Gelegenheit, sich selbst auf Kosten seiner Genossen in Empfehlung zu bringen: „Zu ihm soll sich der Prinz halten, die andern verbannen." Viel drastischer ist sein Verhalten in der Schlacht von Shrewsbury: Nachdem er sich erhoben hat, sieht er den toten Percy liegen und meint: „Wetter, ich fürchte mich vor dem Schießpulver Percy, ob er schon tot ist; wenn er auch eine Maske angenommen hätte und aufstünde? Ich fürchte, er würde seine Maske besser spielen. Darum will ich ihn in Sicherheit bringen, ja, und will schwören, daß ich ihn umgebracht habe. Warum könnte er nicht ebenso gut aufstehn wie ich? Nichts kann mich widerlegen als Augen, und hier sieht mich niemand." Er sticht ihn nun ins Bein und sagt: „Also komm, Bursch! mit einer neuen Wunde im Schenkel mußt du mit mir fort." Mittlerweile kommen Prinz Heinrich und Prinz Johann, und Falstaff wirft nun den Leichnam vor ihnen nieder mit den Worten: „Da habt ihr den Percy; will euer Vater mir etwas Ehre erzeigen, gut; wo nicht, so kann er den nächsten Percy selbst umbringen. Ich erwarte, Graf oder Herzog zu werden, das kann ich euch versichern." Und wie die Prinzen weitergehn, meint er: „Ich will hinterdrein nach Lohn gehn." Unstreitig liegt in dieser Szene eine geradezu groteske Komik, aber trotzdem will uns das Lachen nicht gelingen; die kalte Berechnung gepaart mit unverhüllter Gemeinheit liegt zu offen zu Tage.

Sehen wir genauer zu, so wird uns immer mehr klar, daß Falstaff niemals seinen Vorteil aus dem Auge verliert und keine Gelegenheit, ihn wahrzunehmen, unbenutzt vorübergehn läßt. Welche Grundsätze er hierin befolgt, das spricht er mit genügender Deutlichkeit bei dem Friedensrichter Schaal aus: „Gut, ich will mich an ihn machen, wenn ich zurückkomme; und es müßte schlimm zugehn, wenn ich nicht einen doppelten Stein der Weisen aus ihm machte. Wenn der junge Gründling ein Köder für den alten Hecht ist, so sehe ich nach dem Naturrecht keinen Grund, warum ich nicht nach ihm schnappen sollte." Wir sehen ihn denn auch seiner ewigen Geldverlegenheit entsprechend immer „schnappen": sogar den Oberrichter versucht er anzupumpen, nachdem dieser ihm eben noch die bittersten Dinge gesagt hat, und in der Wahl seiner Mittel hierbei ist er völlig skrupellos.

Von seinem unverschämten Lügen bringt ja fast jede Szene überraschende Proben; ich erinnere hier nur an seine Erzählung von den Steifleinenen, die sich im Handumdrehn von zwei bis auf elf vermehren; das Drolligste dabei ist, daß er seine Erzählung mit der Beteuerung einleitet: „Heinz, wenn ich dir eine Lüge sage, so spei mir ins Gesicht." Seine Hinterlist zeigt sich in dem Brief an den Prinzen: „Sei nicht zu vertraulich mit Poins, er mißbraucht deine Gunst: er schwört sogar, du müßtest seine Schwester Lene heiraten." Eine ganz niederträchtige Gesinnung spricht aus den Worten, mit denen er den Oberrichter gegen seine Wirtin einzunehmen sucht: „Gnädiger Herr, sie ist eine arme, unkluge Seele, und sie sagt allerorten in der Stadt, ihr ältester Sohn sehe euch ähnlich." Und diese selbe Frau hat er durch die Vorspiegelung, er wolle sie heiraten, um ihre ganze Habe gebracht!

Wie er sein Amt als Truppenführer zu rücksichtslosem Geldmachen ausnutzt, das schildert er selbst:

Wenn ich mich nicht meiner Soldaten schäme, so bin ich ein Stockfisch. Ich habe den königlichen Aushebungsbefehl schmählich mißbraucht. Anstatt hundertfünfzig Soldaten habe ich dreihundert und etliche Pfund zusammengebracht. Ich hebe keine aus, als gute Landwirte, Pächterssöhne, erfrage mir versprochne Junggesellen, die schon zweimal aufgeboten sind — — lauter solche Butterbemmen mit Herzen im Leibe nicht größer als Stecknadelköpfe: die haben sich vom Dienste losgekauft, und nun besteht meine ganze Truppe aus Fähnrichen, Korporalen, Leutnants, Dienstgefreiten, Kerlen, die so zerlumpt sind, wie die Lazarusse auf den Tapetenbildern — das Ungeziefer einer ruhigen Welt und eines langen Friedens, zehnmal ärger zerlumpt als eine alte geflickte Standarte. — Man sollte denken, ich hätte hundert und fünfzig abgelumpte verlorne Söhne, die eben vom Schweinehüten und Treberfressen kommen. — Ich marschiere nicht mit ihnen durch Coventry, das ist klar — je, und die Schurken marschieren auch so mit gesperrten Beinen, als wenn sie Fußeisen anhätten; ich kriegte ja auch die meisten aus dem Gefängnis. Nur anderthalb Hemden gibt es in meiner ganzen Kompagnie; das halbe besteht aus zwei zusammengenähten Servietten — und das ganze ist, ehrlich gesagt, dem Wirte zu St. Albans gestohlen. Doch das macht nichts; Leinen werden sie genug auf allen Zäunen finden.

Es fehlt ihm aber nicht nur, wie dieser Monolog lehrt, jede Spur von Gewissenhaftigkeit, es fehlt ihm auch jeder Mut: er ist ein durch und durch feiger Mensch. Nachdem er dem Prinzen die Nachricht von dem Aufruhr mitgeteilt hat, ist sein erster Gedanke: „Aber sage mir, Heinz, fürchtest du dich nicht entsetzlich?" Zwar scheut er sich nicht, bei Nacht und Nebel wehrlose Reisende zu überfallen; ja keiner von seiner Gesellschaft ist bei dieser Beschäftigung so sehr mit Herz und Seele dabei wie gerade Falstaff. Aber wie der Prinz und Poins sie beim Teilen der Beute überfallen, da ist gerade er trotz seiner Kurzatmigkeit der, der am raschsten davonläuft. Im Gefecht drückt er sich im Hintergrunde herum oder stellt sich, wenn Not an Mann kommt, tot. Dem Oberrichter gegenüber tut er, als sei er taub, und als ihm dies nichts nützt, macht er die lächerlichsten Ausflüchte, nur um nicht Rede stehn zu müssen. Diese Feigheit gehört so sehr zu seinen hervorstechendsten Eigenschaften, daß der Prinz gerade sie mit Vorliebe dazu benutzt, ihn bloßzustellen, was er dann seinerseits durch kriecherische Schmeicheleien wett zu machen sucht. Das hindert ihn natürlich nicht, höchst frech und anmaßend zu werden, wo er glaubt, sich das ungestraft erlauben zu dürfen, z. B. seiner Wirtin oder dem Unterbeamten des Oberrichters gegenüber. Geradezu köstlich ist in diesen Szenen sein Auf- und Abschwanken zwischen übermütigster Frechheit den Schwachen und tiefster Unterwürfigkeit den Starken gegenüber.

Die Ursache dieser Feigheit ist natürlich ein völliger Mangel alles Ehrgefühls. Schon die bisher angeführten Szenen lassen das deutlich erkennen; mit geradezu philosophischer Klarheit aber spricht es wiederum Falstaff selbst aus in seinem Monolog vor der Schlacht von Shrewsbury. Auf die Worte des abgehenden Prinzen: „Ei, du bist Gott einen Tod schuldig," sagt er:

Er ist noch nicht verfallen, ich möchte ihn nicht gern vor seinem Termin bezahlen. Was brauche ich so bei der Hand zu sein, wenn er mich nicht aufruft? Gut, es mag sein: Ehre beseelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen

Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dieses Wort Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! — Wer hat sie? Er, der am Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung gibt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. — Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge, und damit endigt mein Katechismus.

Falstaff zersetzt hier mit seinen Witzen die Grundlage jeder höhern Lebensführung. Es kann uns also kaum noch wunder nehmen, wenn wir sehen, daß dieser Mensch fähig und bereit ist, geradezu zum Verbrecher zu werden.

Schon der Überfall von Gadshill hat einen höchst bedenklichen Anstrich: er ist planmäßig vorbereitet, und er ist für Falstaff durchaus nichts Ungewohntes, denn er selbst bezeichnet sich und seine Freunde mit den Worten: „Wir, die wir Geldbeutel wegnehmen.“ Ein Optimist aber könnte immerhin unter Hinweis darauf, daß der Prinz die Beraubten schadlos hält, diese Sache als „leichtsinnigen Streich“ bezeichnen. Völlig unzweideutig sind dagegen die Gedanken, die in Falstaff erwachen, als er erfährt, daß König Heinrich der Vierte gestorben ist.

Falstaff: Fort, Bardolph, sattle mein Pferd. — Herr Robert Schaal, sucht euch ein Amt im Lande aus, was für eins ihr wollt, es ist euer. — Pistol, ich will dich doppelt mit Würden laden.

Bardolph: O freudiger Tag! Ich tausche mein Glück mit keinem Ritter.

Falstaff: Bringt Herrn Stille zu Bett. — Herr Schaal, Mylord Schaal, seid, was ihr wollt, ich bin des Glückes Haushofmeister. Zieht eure Stiefel an, wir wollen die Nacht durch reiten. — O allerliebster Pistol! — Fort, Bardolph! — Komm, Pistol, erzähl mir noch mehr und denke zugleich auf etwas, was du gern hättest. — Stiefel, Stiefel, Herr Schaal! ich weiß, der junge König ist krank vor Sehnsucht nach mir. Laßt uns Pferde nehmen, von wem sie auch sein mögen: die Gesetze Englands stehn mir zu Gebote. Glücklich sind die, die meine Freunde waren, und wehe dem Herrn Oberrichter!

Man sieht, die Nachricht entfesselt in ihm einen wahren Sturm von Siegestrunkenheit, er fühlt sich endlich am Ziele seines jahrelangen Strebens. Aber welche wunderbare Mischung von niedrigster Rachsucht, Habgier und Gewalttätigkeit spiegelt sich in seinen Worten wieder! Es ist uns gerade so, als ließe er die letzte Maske fallen: es wird uns plötzlich klar, zu was allem dieser komische Kauz fähig ist.

Wir sehen also, daß auf Falstaffs Denkungsweise Rücksichten der Ehre, des Rechts und der Sitte keinen Einfluß haben; das moralische Gebiet des Geisteslebens fehlt bei ihm fast bis auf die Empfindung dafür, sodaß wir uns unwillkürlich an die Form des Schwachsinns erinnert fühlen, die man als „moralisches Irresein“ bezeichnet hat.

Diese Charaktereigentümlichkeit fällt ganz besonders auf, wenn wir die gesellschaftliche Stellung Falstaffs ins Auge fassen. Er ist nicht gewöhnlicher Herkunft, er gehört dem Adel an, und wenn er auch nur einfacher „Ritter“ ist, so steht er doch mit den höchsten Würdenträgern des Landes in mehr oder weniger nahen Beziehungen. In seiner Jugend war er Page bei dem Herzog von Norfolk, mit Johann von Gaunt, dem Vater König Heinrichs des Vierten und mit dem Grafen von Westmoreland spricht er wie mit seinesgleichen, er

nimmt als einziger außer den Prinzen und Sir Walter Blunt an dem Empfang der Aufrührer durch den König teil. Wie wäre es wohl auch sonst möglich gewesen, daß er mit dem Prinzen Heinrich in Berührung gekommen wäre? Inmitten dieser Gesellschaftsklasse, die ganz auf Ehre beruht und ohne sie ganz undenkbar ist, stelle man sich nun Falstaff vor, einen Menschen, für den es diese Ehre gar nicht gibt. Gerade seinen Erzieher, den Herzog von Norfolk, läßt Shakespeare die Worte sprechen:

Der reinste Schatz in diesem irdischen Lauf,
Mein teurer Fürst, ist unbefleckte Ehre,
Ohn' die der Mensch bemalter Leim nur wäre.
Ein kühner Geist im treuen Busen ist
Ein Kleinod in zehnfach verschloßner Kist'.
Ehr' ist mein Leben; beides wuchs zusammen;
Nehmt Ehr', und ihr verlöscht des Lebens Flammen.
Drum, teurer Fürst, laßt mich um Ehre werben,
Ich leb in ihr und will für sie auch sterben.

Man braucht sich nur den schneidenden Gegensatz klar zu machen, worin diese Worte zu den Anschauungen Falstaffs über die Ehre stehn, wenn man begreifen will, welche Abnormität dieser Charakter ist.

Man könnte versucht sein zu glauben, es sei Mangel an Intelligenz, was bei Falstaff diese Unempfindlichkeit für sittliche Beweggründe verursacht. Aber ganz im Gegenteil: er hat einen durchdringenden Verstand. Wie erstaunlich ist nicht die Findigkeit, mit der er immer wieder neue Geldquellen zur Bestreitung seiner großen leiblichen Bedürfnisse zu erschließen weiß — ohne Arbeit und ohne Kapital! Sogar sein Podagra weckt in ihm sofort den Gedanken, daß er es zu einer Kriegspension ausmünzen könnte; er ist eben, wie er selbst mit vollem Recht sagt, ein guter Kopf, der alles zu benutzen weiß. Wie häufig ergeht er sich ferner in philosophischen Betrachtungen, die in ihrer Klarheit und geistreichen Fassung einem Denker Ehre machen würden! Ja sogar die gewöhnliche Wirtshausunterhaltung wird durch ihn zum interessanten Redewettkampf, wobei seine Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit immer den Sieg davontragen. Gerade diese Eigenschaft stellt sein Freund, der Prinz Heinrich, mit besondrer Vorliebe immer wieder von neuem auf die Probe: „Welchen Kniff, welchen Vorwand, welchen Schlupfwinkel kannst du nun aussinnen, um dich vor dieser offenbaren Schande zu verbergen?" so fragt er Falstaff, nachdem dieser sich mit seiner Schilderung der Affäre von Gadshill festgelogen hat, und Falstaff reißt sich auch mit Eleganz wieder heraus. In immer neuen überraschenden Wendungen beherrscht diese glänzende Eigenschaft sein Auftreten; er ist, mit einem Wort, ein höchst geistreicher Mensch, und diese Eigenschaft ist es offenbar, die den Prinzen zu ihm hingezogen hat.

Nur nach einer Richtung versagt auch sein Scharfsinn vollständig, sobald eben Anstand, Sitte und Ehre in Frage kommen. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist sein Benehmen gegenüber dem Oberrichter.

Oberrichter: Sir John, Sir John! ich kenne eure Art, eine gerechte Sache zu verdrehn, ganz genau. Eure zuversichtliche Miene und der Wortschwall, den ihr mit mehr als unverschämter Frechheit herausstoßt, können mich nicht beeinflussen.

Es ist mir völlig klar, ihr habt die Gutmütigkeit dieser Frau ausgenutzt, und sie ist euch sowohl mit ihrem Gelde als mit ihrer Person zu willen gewesen. — Zahlt ihr die Schuld aus, die sie an euch zu fordern hat, und macht die Schande gut, die ihr mit ihr verübt habt; das eine könnt ihr mit barem Gelde, das andre mit echter Reue.

Falstaff: Gnädiger Herr, ich kann mir das nicht ohne Antwort bieten lassen. Ihr nennt edle Kühnheit unverschämte Frechheit [man beachte diese für Falstaffs Denkart höchst bezeichnende Umwertung!]; wenn jemand Bücklinge macht und gar nichts sagt, dann ist er tugendhaft. Nein, gnädiger Herr, bei allem untertänigen Respekt vor euch, ich bin nicht euer Knecht. Ich sage euch, ich verlange Befreiung von diesen Gerichtsdienern, denn ich bin mit eiligen Geschäften für den König beauftragt.

Oberrichter: Ihr redet wie einer, der Macht hat, Übles zu tun; aber entsprecht euerm Rufe durch die Tat und befriedigt die arme Frau.

Falstaff muß sich also bequemen, er zieht die Wirtin beiseite und bringt es fertig, sie nicht nur zur Zurückziehung ihrer Klage zu bewegen, sondern sie sogar von neuem wieder anzupumpen — gewiß ein hervorragender Beweis seines Raffinements! Anstatt nun aber von der Bildfläche zu verschwinden, wozu er doch nach den Dingen, die ihm der Oberrichter gesagt hat, alle Ursache hätte, drängt er sich von neuem an ihn heran.

Oberrichter (zu Gower): Ich habe bessre Neuigkeit gehört.

Falstaff: Wie lauten die Neuigkeiten, bester, gnädger Herr.

Oberrichter (ignoriert Falstaff): Wo lag der König letzte Nacht?

Gower: Zu Basingstoke.

Oberrichter: Kommt seine ganze Macht zurück?

Gower: Nein, fünfzehnhundert Mann, fünfhundert Pferde
Sind ausgerückt zum Prinz von Lancaster
Northumberland entgegen und dem Erzbischof.

Falstaff (macht einen zweiten Versuch): Kommt der König von Wales zurück, mein edler Herr?

Oberrichter (ignoriert ihn wiederum):
Ich will euch unverzüglich Briefe geben,
Kommt, seid so gut und geht mit mir, Herr Gower.

Falstaff (zum drittenmale!): Gnädiger Herr.

Oberrichter (nichts weniger als höflich): Was gibts?

Falstaff (ignoriert nun seinerseits den Oberrichter): Herr Gower, darf ich euch auf den Mittag zum Essen bitten?

Gower: Ich muß meinem gnädigen Herrn hier aufwarten, ich danke euch, lieber Sir John.

Oberrichter (sucht Falstaff anzudeuten, daß er überflüssig ist): Sir John, ihr zaudert hier zu lange, da ihr in den Grafschaften, wo ihr durchkommt, Soldaten ausheben sollt.

Falstaff (trotz der Ablehnung!): Wollt ihr mit mir zu Abend essen, Herr Gower?

Oberrichter (verliert die Geduld!): Welcher alberne Lehrmeister hat euch diese Sitten gelehrt?

Falstaff: Herr Gower, wenn sie mir nicht gut stehn, so war der ein Narr, der sie mich gelehrt hat. (Zum Oberrichter:) Dies ist der wahre Fechteranstand, gnädiger Herr: Hieb auf Hieb, und somit friedlich auseinander.

Er steckt also die Beleidigung, die in den verächtlichen Worten des Oberrichters liegt, ruhig ein, versucht sogar Gower gegenüber, sie ins Lächerliche zu ziehn, und will trotzdem noch mit seinen Worten an den Oberrichter den Anschein erwecken, als hätte er sich als Mann von Ehre benommen. Der einzig mögliche Schluß hierauf sind die Worte des Oberrichters: „Nun, der Herr erleuchte dich, du bist ein großer Narr." Offenbar hat Falstaff gar kein Gefühl

dafür, wie lächerlich und verächtlich er sich gemacht hat — trotz seines sonstigen Scharfsinns: ein höchst merkwürdiger, aber treffend dem Leben abgelauschter Kontrast!

Dieses Charakterbild nun erhält durch zwei Anomalien des Temperaments eine sehr eigentümliche Färbung. Einmal sehen und hören wir von wilden, maßlosen Wutausbrüchen, die zu den häufig ganz geringfügigen Veranlassungen in gar keinem Verhältnis stehn. Sie sind bei Falstaff so häufig, daß seine Wirtin, als sie ihn wegen seiner Schulden verhaften lassen will, die Gerichtsdiener schon darauf vorbereitet: „Ach du meine Zeit! seht euch ja vor. Er hat nach mir in meinem eignen Hause gestochen, wahrhaftig wie ein Vieh. Er fragt gar nicht danach, was er für Unheil anrichtet, wenn er einmal blank gezogen hat; er stößt wie der Teufel und schont weder Mann, Weib noch Kind." Das beweist denn auch gleich der folgende Auftritt; und die bald darauf folgende Schlägerei zwischen Falstaff und Pistol in der Schenke zum wilden Schweinskopf unterscheidet sich eigentlich in gar nichts von einer Messerstecherei zwischen Trunkenbolden.

Ein merkwürdiger Gegensatz hierzu ist seine Neigung zu melancholischer Verstimmung. So sagt er z. B. zum Prinzen: „Du hast viel an mir verschuldet, Heinz, Gott vergebe es dir! Ehe ich dich kannte, wußte ich von gar nichts, und nun bin ich, die rechte Wahrheit zu sagen, nicht viel besser als einer von den Gottlosen. Ich muß dieses Leben aufgeben, und ich wills auch aufgeben." In so trüber Stimmung finden wir Falstaff häufig, und seinen Freunden sind diese Anwandlungen so bekannt, daß ihn Poins direkt als „Monsieur Gewissensbiß" anredet. Man glaube aber nur nicht, daß diesen „Gewissensbissen" Reue und Bekehrung folgen werde. Nichts weniger als das! Auf Falstaffs Klage fragt ihn nämlich der Prinz anstatt zu antworten: „Wo sollen wir morgen einen Beutel erschnappen, Hans?" Und hierauf antwortet derselbe Falstaff, ohne mit der Wimper zu zucken: „Wo du willst, Junge, ich bin dabei; wo ichs nicht tue, so nennt mich einen Schuft." Seine weinerliche Klage war also nur der Ausdruck einer ganz haltlosen Stimmung, die ebenso schnell verschwindet, wie sie gekommen ist; es war eine Anwandlung „moralischen Katers."

Doch betrachten wir die Klage Falstaffs noch von einer andern Seite. Welche Lächerlichkeit ist es für einen alten Mann, einen solchen Vorwurf an einen weitaus jüngern zu richten! Falstaff hat — möchte man sagen — das Bedürfnis, für seinen moralischen Bankrott, von dem ihm zeitweise eine Empfindung kommt, einen Sündenbock zu suchen. Diese Anfälle „moralischen Katers" sind gewissermaßen Trümmer edlerer Gefühle, die zeitweise aus der allgemeinern Zerrüttung seines Charakters auftauchen. Sie legen uns nahe, anzunehmen, daß dieser Falstaff vor Jahren ein andrer Mensch gewesen ist, wenn uns auch Shakespeare hierüber nichts berichtet. Wie hätte ihn auch der Herzog von Norfolk zum Pagen annehmen können, wenn er schon in seiner Jugend ein so feiger und ehrloser Mensch gewesen wäre, wie wir ihn vor uns sehen? Er ist vielmehr — so müssen wir notwendig schließen — langsam im Laufe der Jahre zu der Lebensanschauung entartet, in der wir ihn kennen lernen; und — fügen wir hinzu — Hand in Hand hiermit ist er von der

stolzen Höhe, auf die ihn Geburt, Erziehung und glänzende Begabung stellten, Stufe für Stufe abwärts gesunken. Wie tief, das sehen wir aus Shakespeares Darstellung deutlich genug: er wohnt in einer gewöhnlichen Kneipe; sein Verkehr sind Trunkenbolde unterster Sorte, die er füttert, und Strauchdiebe, die ihm bei seinen nächtlichen Räubereien helfen:

— Ungebundne lockre Spießgesellen,
Wie sie, so sagt man, stehn auf engen Wegen,
Die Wache schlagen, Reisende berauben —

so nennt König Heinrich der Vierte die Gesellschaft seines Sohnes. Das Niveau, auf dem Falstaff steht, wird vortrefflich gekennzeichnet durch folgende Probe aus einem Wortwechsel zwischen ihm und seiner Wirtin:

Wirtin: Ich bin kein Ding, wofür man Gotteslohn sagt, das sollst du wissen. Ich bin eines ehrlichen Mannes Frau, und deine Ritterschaft aus dem Spiel, du bist ein Schuft, daß du mich so nennst.

Falstaff: Und deine Frauenschaft aus dem Spiel, du bist ein Vieh, daß du es anders sagst.

Seine Verkommenheit kommt ihm noch hie und da in dämmerhafter Weise zum Bewußtsein, aber die Energie, sich aus dem Elend aufzuraffen, ist ihm längst abhanden gekommen.

Fassen wir nun das Resultat unsrer Untersuchung zusammen, so bietet uns Falstaff das Bild einer großen sittlichen Entartung bei sonst völlig klarem Verstande mit häufigen Anfällen einerseits von wilder Wut, anderseits von trüber Verstimmung.

Schon diese Symptomengruppe ist so charakteristisch, daß der Arzt über ihre Deutung kaum zweifelhaft sein kann. Der letzte Rest von Unklarheit schwindet aber, wenn wir Falstaffs Körperzustand ins Auge fassen. Der Oberrichter schildert ihn uns vortrefflich: „Habt ihr nicht ein feuchtes Auge, eine trockne Hand, eine gelbe Wange, einen weißen Bart, ein abnehmendes Bein, einen zunehmenden Bauch? Ist nicht eure Stimme schwach? euer Atem kurz? euer Kinn doppelt? euer Witz einfach? und alles um und an euch vom Alter verderbt?“ Falstaff sieht also älter aus, als er ist — er ist fünfzig bis sechzig Jahre alt —, hat eine krankhaft blaßgelbe Hautfarbe, entzündete Augen, einen aufgeschwemmten Bauch, aber dünne Beine und eine welke Hand, er ist sehr kurzatmig und heiser. Es ist ein wohlbekanntes Bild, das wir hier vor uns sehen, das Bild des abgelebten Trinkers. Ein solcher ist eben Falstaff, er trinkt seit zweiunddreißig Jahren Sekt, d. h. schwere südliche Weine in ganz bedeutenden Mengen: eine Rechnung, die uns vorgeführt wird, verzeichnet allein auf eine Mahlzeit zwei Maß, also eine Menge, die einen kräftigen, nicht an übermäßigen Alkoholgenuß gewöhnten Mann völlig besinnungslos machen würde, einem schwächlichen aber lebensgefährlich werden könnte. Dieser übermäßige Sektgenuß ist die Ursache des ganzen Krankheitsbildes.

Shakespeare hat uns in Falstaff das typische Bild eines durch langjährigen Alkoholmißbrauch körperlich und geistig entarteten Trinkers geschildert, und zwar ist seine Schilderung eine — auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus — geradezu klassische Darstellung des Krankheitsbildes. Mit welcher Folgerichtigkeit

Shakespeare dieses Bild gezeichnet hat, das zeigt der Bericht, den er im zweiten Akt Heinrichs des Fünften von der letzten Krankheit und dem Tode Falstaffs gibt.

In dem Auftritt während des Krönungszuges hat der König schonungslos die Illusion zerstört, die Falstaff seit Jahren gehegt hat; dicht vor ihrer Erfüllung sind seine Hoffnungen in nichts zusammengesunken, und von demselben Oberrichter, an dem sich zu rächen sein steter Gedanke war, ist er vom Platze weg verhaftet worden. Dieser Häufung von „Schicksalsschlägen" war sein geschwächter Körper nicht mehr gewachsen. Er liegt schwer krank zu Bett: ein brennendes Fieber rüttelt ihn so zusammen, daß es höchst kläglich anzusehen ist, seine Nase ist spitz wie eine Schreibfeder, sein Bewußtsein getrübt, denn auf die Zureden seiner Wirtin antwortet er nicht sinngemäß. Während dieses Zustandes spricht und ruft er häufig zusammenhanglos vor sich hin, und zwar mit schwer verständlicher Sprache, denn über den Sinn seiner Worte sind die Zuhörer vielfach uneinig: auch sie ist offenbar von dem allgemeinen „Rütteln" ergriffen. In seinen Äußerungen spiegelt sich nun ein Gewoge von Sinnestäuschungen wieder, auf die er lebhaft mit entsprechenden Bewegungen — allerdings, seiner Körperschwäche entsprechend, nur der Hände — reagiert. Er spielt mit Blumen, lächelt seine Fingerspitzen an, zerknüllt die Bettdecken, faselt von grünen Feldern. Vielfach sind diese Sinnestäuschungen ängstlicher Natur; er sieht Frauenzimmer, die er als eingefleischte Teufel bezeichnet; er sieht auf Bardolphs roter Nase einen Floh sitzen und sagt, es wäre eine schwarze Seele, die im höllischen Feuer brenne. Unter diesen Erscheinungen stirbt Falstaff in unerwartet kurzer Zeit.

Um was für ein Leiden es sich hier handelt, darüber kann der Sachverständige keinen Augenblick im Zweifel sein: Shakespeare schildert uns hier — ich habe nämlich fast nur Shakespearische Worte gebraucht — mit beinahe wissenschaftlicher Genauigkeit das Delirium tremens, den Säuferwahnsinn, eine Krankheit, die nur nach jahrelangem Alkoholmißbrauch vorkommt und das gewöhnliche Ende des Trinkers ist, und zwar schildert er die schwerste Form dieser Krankheit, die so gut wie ausnahmlos rasch tödlich endet.

Es ergreift uns hohe Bewundrung vor dem durchdringenden Scharfblick Shakespeares; das gesamte Krankheitsbild ist so klar, so vollständig, so unzweideutig, daß kein Fachmann hier irgend etwas verbessern, streichen oder zusetzen könnte. Und dieses Bild hat ihm nicht etwa die Wissenschaft seiner Zeit vorgezeichnet, im Gegenteil: die ärztliche Wissenschaft ist erst im vergangnen Jahrhundert zu der Erkenntnis gekommen, daß der Alkoholismus ein einheitliches Krankheitsbild ist.

Shakespeare hat also, seiner Zeit weit voraus eilend, völlig selbständig dieses Krankheitsbild geschaffen, und zwar mit vollem Bewußtsein seiner Bedeutung; denn die lückenlose Treue der Charakterzeichnung mit ihren vielen Paradoxen ist nur denkbar als Ergebnis reicher bewußter Beobachtung. Freilich, ob Shakespeare daran dachte, hier Krankhaftes zu schildern, müssen wir dahingestellt sein lassen; daß er sich aber über die sittliche Bewertung der Persönlichkeit, die er schilderte, völlig im klaren war, das beweisen die Urteile, die er den andern Personen des Dramas über Falstaff in den Mund legt:

es ist kein einziges freundliches darunter. Das mildeste ist noch das Wort des Prinzen: „Dies ist ein seltsamer Gesell." Von hier aber findet sich eine ganze Stufenleiter immer schärferer Ausdrücke bis zu der drastischen Bezeichnung Lord Bardolphs: „Heinrich Monmouths feistes Schwein, Sir John." Sogar sein Zechkumpan Bardolph sagt über die Auskunftsmittel, auf die Falstaff verfällt, um sein schmähliches Davonlaufen bei Gadshill zu bemänteln: „Ich tat, was ich seit sieben Jahren nicht getan habe, ich wurde rot über seine abscheulichen Einfälle." Das schärfste Urteil aber fällt sein alter Freund, Prinz Heinrich, über ihn, nachdem er König geworden ist, und diese Szene ist der Schlüssel zu der Stellung, die die Figur Falstaffs in dem Dramencyklus Shakespeares einnimmt; vergegenwärtigen wir sie uns deshalb.

Falstaff, voll fieberhafter Ungeduld, ist die ganze Nacht geritten und kommt mit Schaal, Pistol und Bardolph völlig beschmutzt noch eben zur rechten Zeit an. Der König kommt im Krönungszuge, voran Falstaffs Todfeind, der Oberrichter.

Falstaff: Heil, König Heinz! mein königlicher Heinz!
Pistol: Der Himmel schütze dich, erhabner Ruhmesspross!
Falstaff: Gott schütz dich, Herzensjunge!
König: Sprecht mit dem eiteln Mann, Herr Oberrichter.
Oberrichter: Seid ihr bei Sinnen? wisst ihr, was ihr sagt?
Falstaff: Mein Fürst, mein Zeus! dich red ich an, mein Herz!
König: Ich kenn dich, Alter, nicht; an dein Gebet!

Wie schlecht steht einem Schalksnarrn weißes Haar!
Ich träumte lang von einem solchen Mann,
So aufgeschwellt vom Schlemmen, alt und ruchlos:
Doch, nun erwacht, veracht ich meinen Traum.
Den Leib vermindre, mehre deine Tugend,
Laß ab vom Schwelgen, wisse, daß das Grab
Dir dreimal weiter gähnt als andern Menschen.

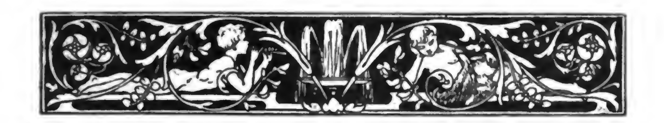
Also auch für Shakespeare ist Falstaff in erster Reihe Trunkenbold.

Erwidre nicht mit einem Narrenspaß,
Denk nicht, ich sei das Ding noch, das ich war;
Der Himmel weiß, und merken solls die Welt,
Daß ich mein vorges Selbst hinweggetan,
Wie nun auch die, so mir Gesellschaft hielten.

Diese Szene mit ihrem hoheitvollen Ernste, deren Mittelpunkt geradezu der „Narr" Falstaff ist, beseitigt den letzten Zweifel. Der Dichter sagt uns hier mit aller Deutlichkeit, daß dieser Falstaff nicht etwa nur als komisches Beiwerk zur Unterhaltung des Zuschauers dienen soll, daß er ihn vielmehr durchaus ernst genommen haben will, und daß er in dem Gang der Handlung eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Welche Aufgabe das ist, das haben wir nun zu untersuchen.

(Schluß folgt)





Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

3. Von Paros bis Thera

(Schluß)



So ging es in der ersten Klasse zu. Noch schlimmer waren natürlich die Zustände, die in der zweiten Kajüte herrschten. Als ich eines Tages infolge der allgemeinen Klagen dort hinunterstieg, um mir die Verhältnisse einmal selbst anzusehen, glaubte ich beinahe, in ein Massenquartier aus dem Kriege versetzt zu sein. Um einen engen halbrunden Raum, wo der honiglose Frühstücktisch und ein paar Stühle standen, lagen in doppelter Reihe etwa zwanzig Schlafstätten, Matratze an Matratze ohne trennende Wand. Während nun einige der Herren schon frühstückten, lagen andre noch auf den Matratzen, wieder andre zogen sich an oder drängten sich um die beiden Waschgefäße, die für alle diese Menschen ausreichen sollten. Jeder, der sich waschen wollte, mußte sich selbst das Wasser von der Pumpe holen. Man mag sich vorstellen, was sich für Unzuträglichkeiten bei solchem Gedränge entwickelten, und wie die Luft in diesem Gelaß beschaffen war. Daneben lag noch ein andres für sieben Personen; das war aber wegen seiner Kleinheit nicht um ein Haar besser.

Das Ärgste jedoch war, daß die Schiffsmannschaft diese zweite Kajüte als ihre rechtmäßige Domäne anzusehen schien und ihren Besitz mit Zähigkeit den Passagieren streitig machte. Wenn die Herren abends zur Ruhe gehn wollten, fanden sie regelmäßig einige Schiffsjungen, Heizer und Matrosen auf ihren Lagerstätten, natürlich in den schmutzigen Kitteln, die sie am Tage im Dienst getragen hatten. Diese ungebetenen Gäste mußten jedesmal erst geweckt und vertrieben werden, was oft nicht ganz leicht gewesen sein soll.

Nimmt man nun noch das vielfach schlechte Wetter hinzu, das Schaukeln und Rollen des kleinen Schiffes, das Rasseln und Stampfen der Maschine und die fürchterlichen Fett- und Ölgerüche, die aus dem Schiffe nicht herauszubringen waren, so wird man zugeben, daß man diese Inselreise nicht eine Vergnügungsreise im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen konnte. Der Genuß, den sie auf der einen Seite gewährte, mußte auf der andern durch mannigfache Entbehrungen und zahlreiche Unannehmlichkeiten erkauft werden. Namentlich die Damen litten in der Stille viel unter diesen Verhältnissen, trugen aber immer frohen Mut zur Schau und bewiesen bis zuletzt frische Aufnahmefähigkeit für all das Große und Schöne, was uns ja zum Ersatz für alle Leiden in reichem Maße geboten wurde.

Eine von ihnen, die schon öfter erwähnte Gattin des Oberlehrers Dr. Brückner, hatte eine Art kleinen Gesangvereins gebildet, der gerade an

dem Abend von Jos Anhaltendes und Hervorragendes leistete. In einer Art Schmollwinkel des Schiffes saßen wir auf Triumph- und Klappstühlen und sangen, während das Schiff langsam in die offne See hinausfuhr, und der Mond über dem Berge aufging, ein Volks- oder ein Kunstlied nach dem andern. Bald sammelte sich um die Sänger ein zahlreiches Publikum. Der Geheimrat Adler, der Schwiegervater Dörpfelds, der vor fünfundzwanzig Jahren die Ausgrabungen von Olympia geleitet und jetzt die weite Reise nicht gescheut hatte, um das Land seiner Mannesarbeit noch einmal zu schauen, sowie seine Gemahlin und auch die kyria — so wurde Dörpfelds Gattin allgemein genannt — mit ihren Töchtern, den despinissaes, standen lauschend unter der Korona und spendeten dem Sängerchor Beifall. Auch die Amerikaner und Amerikanerinnen zeigten für die deutschen Lieder reges Interesse. Später versuchten sie sich sogar selbst darin und sangen zum Beispiel mit Vorliebe: „O Tannebaum, o Tannebaum.“ Ja, das deutsche Volkslied ist eine Macht auf dem Erdball und eine der stärksten Stützen des Deutschtums! Als wir uns endlich nach Mitternacht zur Ruhe begaben, taten wir es in dem frohen Gefühl, daß der nächste Tag ein Glanzpunkt der ganzen Reise werden würde.

Thera wartete unser. Wir waren über diese Insel, die auch den Namen Santorin, d. i. Santa Irene, führt, schon durch eine kleine Schrift ihres archäologischen Erforschers, Hillers von Gärtringen, unterrichtet worden, die uns Herr Brückner in stillen Stunden der Seefahrt vorgelesen hatte. Die Spannung, in der wir ohnehin waren, war durch diesen Bericht noch vermehrt worden. Thera ist in geologischer, landschaftlicher und archäologischer Beziehung die merkwürdigste und wichtigste von allen Kykladen. Sie ist vulkanischen Ursprungs und hat um 2000 v. Chr., als sie über und über mit Wald bedeckt und von arbeitsamen Menschen bewohnt war und scheinbar völlig ruhig dalag, eine Doppelkatastrophe erlebt, gegen die der Ausbruch des Vesuvs ein Kinderspiel gewesen sein muß. Eine plötzliche Eruption des unterirdischen Feuers öffnete einen Krater, der die Insel alsbald mit Lava, Schlacken und Bimsstein bedeckte, sodaß alles Pflanzen- und Tierleben getötet wurde. Dann strömte durch eine der Spalten das Meerwasser in das feurige Innere des Vulkans, und es folgte nun der Eruption eine noch grausigere Dampfexplosion, die den Deckel des Kessels, den Kraterkegel, sprengte und den Ring an verschiednen Stellen zerriß. Jetzt ist Thera eine halbkreisförmige Sichel. Zwischen ihren Endpunkten liegen die Insel Therasia und mehrere kleinere Eilande, deren unterbrochne Umrißlinien den ursprünglichen ringförmigen Schluß des Ganzen deutlich zeigen. Daß so außerordentliche, gewaltige Ereignisse höchst eigentümliche, ja in ihrer Art geradezu einzige landschaftliche Gebilde ergeben müssen, liegt auf der Hand, und die sollten wir nun sehen. Am frühen Morgen des nächsten Tages — es war ein schöner, wolkenloser Maimorgen — fuhr unser Schiff langsam um die Nordspitze der vulkanischen Sichel herum in den innern Hafen, der geologisch betrachtet ein Kratersee ist, hinein.

Ein ganz erstaunlicher, fast unheimlicher Anblick bot sich uns, als wir das Deck betraten. Vor uns erhob sich die ringförmig gebogne Felswand,

schroff bis zu dreihundert Metern ansteigend; unten bestand sie aus schwarzer Lava, weiter oben aus roten Rapilli, ganz oben aus einer weißen Bimsstein-schicht. Am obern Rande sahen wir die weißen Häuser eines Dorfes. Auch unten auf dem durch Abrutschungen entstandnen schmalen Strande gab es einige Fischerhütten, die sich, so gut sie konnten, zwischen Fels und Meer ein-geklemmt hatten. Wie aus einem höllischen Abgrunde voll Dunkel und Starr-heit des Todes blickten wir hinauf zu den freundlichen Wohnungen der Seligen, und siehe, da winkte uns grüßend über der schwarz-rot-weißen Wand vom Dache eines Gebäudes die schwarz-weiß-rote Flagge. Der deutsche Konsul, ein gebildeter Santoriner Kaufmann, hatte sie uns zum Gruße aufgezogen.

Vor Anker gehn konnte unser Schiff hier nicht. Denn so prächtig der Hafen sonst ist, die „stillen tiefen Wasser, sie haben keinen Grund.“ Der innere Kratersee, auf dem wir lagen, senkt sich nämlich trichterförmig in eine Tiefe von 390 Metern hinunter, während sich die Kraterwand vor uns bis zu 300 Metern erhob. Diese mußten wir nun erklimmen, und wir sahen an dem schmalen untern Strande schon die vorher telegraphisch bestellten Reittiere nebst ihren Führern (Agojaten). Kaum berührte unser erstes Boot das Ufer, so drängte sich die ganze Schar mit betäubendem Geschrei heran, um bei dem zu hoffenden Gewinn nicht leer auszugehn. Dörpfeld hatte vorher gesagt, daß sich die schweren Herren schwere Tiere aussuchen sollten, aber daran war bei dem Gedränge stampfender, schreiender, gestikulierender Menschen nicht zu denken. Jeder mußte froh sein, wenn er im Sattel eines Mulári (Maultier) oder Gaiduri (Esel) saß, ohne vorher auf die Hühneraugen getreten worden zu sein. Ich erwischte einen hübschen weißen Esel, der mir von seinem Herrn als kalós (schön) bezeichnet wurde und mich mit freundlichem Spiel seiner länglichen Ohren zum Aufsitzen einzuladen schien. Aber später verleugnete auch er die bekannte Niedertracht seiner Gattung nicht. Er hatte einen Bruder von gleicher Farbe, den einer der würdigsten Herren unsrer Gesellschaft, ein Archivrat aus einer kleinen Universitätsstadt, bestieg. Beide Eselbrüder ließen sich durch nichts in der Welt trennen, und so blieben wir denn den ganzen Tag in Liebe und Streit bei-sammen.

Wir ritten auf dem schmalen Wege an der Spitze der Kavalkade und sahen, wenn wir uns umschauten, jedesmal den ganzen Zug im Zickzack uns nachstreben. Dörpfeld hatte zwar die Parole ausgegeben, daß nur schwindel-freie Personen mit an Land gehn sollten, es waren aber nur einige alte Ehepaare und die eine oder die andre Dame entre deux ages zurückgeblieben. Denn wer möchte, um Thera zu sehen, nicht einigen Schwindel ertragen? Unsre jungen Archäologinnen vor allen wollten hinter den Herren an Kaltblütigkeit und Mut nicht zurückstehn und brachten mit ihren weißen Schleiern und roten Sonnenschirmen bunte Lieblichkeit in den einförmigen Zug.

Wir kamen bei diesem Aufritt nicht nur an zahlreichen Stützmauern vorüber, die das Abrutschen des Erdreichs verhindern sollten, sondern auch an Höhlenwohnungen mit Türen, in denen es sich anscheinend ebenso glücklich leben ließ wie in der Tiergartenstraße zu Berlin. Denn ihre Bewohner, die auf den schmalen zu ihren Behausungen führenden Felsstufen saßen, sahen die

Fremden aus Europa mit so fröhlichen Mienen an und begrüßten sie mit einem so freundlichen Kalôs orisate (seid willkommen), wie ich im eleganten Berliner Westen nie angesehen oder begrüßt worden bin.

So ritten wir durch alle drei Farben der Kraterwand hinan bis zum obern Rande, wo das Dorf Epanomeria lag. Nachdem wir uns hier gesammelt hatten, ritten wir weiter nach dem Hauptort, der den Namen Phira, entstellt aus Thera, führt. Bei diesem Ritte konnte einem allerdings leicht schwindlig werden. Denn der Weg führte oben auf der Höhe des Kraterrandes unmittelbar an dem Abgrund hin. Tief unter uns lag der Kratersee, auf dem unser Schiff klein, wie eine Nußschale, langsam dahinfuhr. Zur Linken dagegen hatten wir die sanft geneigte äußere Fläche des vulkanischen Kegels, die von oben bis unten mit köstlichen Reben bepflanzt ist. Die Insel hat eben eine doppelte Natur. Ehe sie wissenschaftlich erforscht war, wurden von Schiffern ganz entgegengesetzte Berichte über sie verbreitet. Die Leute, die außen gelandet waren, berichteten, sie bestehe aus einem mäßig steilen Berge, trage Wein und sei sehr fruchtbar. Wer dagegen in den Kratersee hineingefahren war, erklärte die Insel für schroff und fast unersteiglich, dabei gänzlich kahl und unfruchtbar. Wir hatten beide Seiten vor uns oder vielmehr unter uns. Nach rechts durften wir nicht zu anhaltend hinunterschauen; sonst stellte sich ein gewisses unangenehmes Flimmern und Schwanken ein. Doch konnten wir uns auf die sichere Gewöhnung unsrer Maultiere und Esel verlassen.

Leider haben diese Geschöpfe die widerwärtige Neigung, immer möglichst dicht am Rande des Abgrunds hinzugehn, gerade als wollten sie zeigen, daß sie schwindelfest sind. So bemühte sich auch mein Genosse vergeblich, seinen Esel nach links auf die sichre Seite des Weges zu ziehn, und meiner trat genau in dessen Fußtapfen. An einer der schlimmsten Stellen fiel es ihm aber plötzlich ein, zu traben und seinen Bruder in die linke Flanke zu rennen, wobei er einen Ton ausstieß, worin sich Hohn und Schadenfreude mischten. Ob das wirklich ein kainitisches Gelüstchen war oder bloß ein schlechter Witz zur Erhöhung des Vergnügens der beiden Reiter, wer wollte das ergründen? Wer könnte ermessen, wie es in den Tiefen einer Eselseele aussieht? Wir beide bekamen doch einen nicht geringen Schreck, stiegen ab, und es begann eine ziemlich erregte Auseinandersetzung, da mein Nebenreiter von mir Garantien für ferneres Wohlverhalten meines Esels verlangte, die ich natürlich bei völliger Unkenntnis seiner Gemütsart nicht zu geben vermochte. Wir bedachten in unsrer Aufregung nicht, daß wir den schmalen Weg versperrten, und so geschah uns ganz recht, daß wir plötzlich hinter uns eine zwar verhaltne aber doch vernehmliche Jungedamenstimme hörten:

Weshalb halten eigentlich die beiden alten Esel da vorn?

Man kann sich vorstellen, mit welcher Schnelligkeit wir nach solcher zarten Mahnung wieder unsre alten Esel bestiegen. Ja, das ewig Weibliche zieht uns hinan! Zum Glück hatte der „schwindelnde Steg“ zwischen Leben und Sterben bald ein Ende. Wir ritten in Phira ein. Die Häuser dieses Ortes sind zur bessern Abwehr der Hitze alle strahlend weiß angestrichen und meist mit einem

gewölbten Dach versehen, was mich lebhaft an mein geliebtes Capri erinnerte. Die Santoriner haben es leicht, Häuser zu bauen, denn sie verfügen über das beste Bindematerial von der Welt, die aus verwittertem Bimsstein bestehende „Santorinerde," die auch beim Bau des Suezkanals in ungeheuern Mengen gebraucht wurde und eine der ergiebigsten Einnahmequellen der Insel ist.

In Phira ist, wie in so vielen griechischen Städten, ein Lokalmuseum für die in der Gegend gefundnen oder ausgegrabnen Altertümer. Es gab hier vielerlei Interessantes zu sehen, besonders prähistorische Sachen, aber auch Dipylonvasen, schöne Köpfe und Statuen, z. B. eine Sandalenbinderin, einen Silen, einen Affen. Die Besichtigung dauerte deshalb ziemlich lange. Dann ritten wir auf einem neuen, wunderbare Aussichten bietenden Reitwege auf ein sich vor uns erhebendes zweigipfliges Gebirge los. Dieses ist nicht vulkanischen Ursprungs, sondern besteht aus blauem Kalkstein. Es ist älter als die vulkanische Insel und bei deren Entstehung mit ihr zusammengewachsen. Der höchste der beiden Gipfel, der selbstverständlich, wie die meisten höhern Berge in Griechenland, Hagios Elias heißt, steigt bis zu 570 Meter an, ist also doppelt so hoch wie der Kraterrand der Insel. Ein Sattel, die sogenannte Sellada, trennt ihn von dem nur 370 Meter hohen, steil ins Meer vorspringenden Messavuno. Am Fuße des „heiligen Elias" liegt das kleine Dorf Pyrgos. Hier hatte Dörpfeld den genialen Gedanken, beim Durchreiten ein Fäßchen Wein für uns zu bestellen. Dann ritten wir den steilen Weg zum Gipfel hinauf. Diesen krönt ein Kloster, an dem die meisten vorüberritten. Einige aber, worunter ich, wollten erst die schöne Aussicht genießen, die das flache Dach offenbar gewähren mußte. Wir stiegen also ab, übergaben unsre Tiere den Agojaten und gelangten durch die unverschlossene Pforte in den Hof des Klosters. Hier empfing uns einer der ehrwürdigen Väter in seiner schwarzen Kutte und seinem hohen Barett und führte uns durch ein Wohnzimmer, worin zwei andre Jünger des heiligen Basilius vor bunten Heiligenbildern in stiller Kontemplation saßen, zur Treppe. Zum Glück war Professor Philippsohn bei uns; auf dem Dache hielt er uns einen kleinen Vortrag über die geographische Beschaffenheit und die geologischen Schicksale der Insel, wobei diese selbst, wie eine Landkarte, zu unsern Füßen lag.

Das schroffe Kalkgebirge mit seinen bläulichen Klippen, auf dem wir standen, ragte wie ein Kastell über dem vulkanischen Inselring empor. Dieser selbst zeigte nach dem äußern Meere zu eine graugrüne, schräg geneigte Fläche, nach dem innern Kratersee dagegen einen schroffen, schwarzroten Absturz. Während schaumgekrönte Wellen das Meer bedeckten, lag der See wie ein blauschwarzer Spiegel ruhig da. Aus seiner Flut erhoben sich drei riesige schwarze Maulwurfshügel, jüngere Erzeugnisse der geheimnisvollen unterirdischen Kräfte und noch jetzt in langsamem Wachstum begriffen. Philippsohn versprach uns, sie am Abend mit uns zu besuchen.

Von hier oben wurde dem Auge der Phantasie erst deutlich, welche kolossale Zerstörungsarbeit die Natur hier verrichtet hat. Die ganze Insel ist im Grunde eine einzige ungeheure Ruine. Der Bimsstein hat die Wälder und alles vegetative Leben zerstört, und ein ganzes Volk glücklicher und fleißiger

Menschen ist unter der glühenden Lava und dem Aschenregen für immer begraben worden. Der Name des Volkes ist verklungen, aber in der Tiefe unter der Lava findet der grabende Forscher Gefäßscherben und primitive Werkzeuge, die von seiner Existenz und seiner Lebensweise Kunde geben. Auf dieses unbekannte Volk sind dann Griechen dorischen Stammes gefolgt, und neues Leben ist auch aus diesen Ruinen erblüht. Wir schauen mit Freude herab auf wohlgebaute Flecken und Dörfer und auf prangende Rebengefilde, die die ganze schräge Außenfläche vom Rande bis zum Strande bedecken. Der Wein von Santorin gilt als der feurigste und edelste der griechischen Weine. Denn die Traube kocht nirgends einen köstlichern Saft, als auf verwittertem vulkanischem Boden und auf den Hängen heißer Berge, deren Füße die bläuliche Woge des Meeres kühlt. Die Russen lieben diesen Wein ganz besonders. Er wird größtenteils nach Odessa exportiert, und dafür werden die der Insel gänzlich fehlenden Produkte, Getreide und Holz, eingeführt.

In der Ferne aber, wo das blaue Meer mit dem blauen Himmel zusammenfloß, sahen wir am Horizonte dunkle, gezackte Felseninseln. Sie sind — wie unser Geograph uns sagte — von gebildeten Menschen noch nicht besucht worden, und ihre Natur und ihre Bewohner sind deshalb den Männern der Wissenschaft noch unbekannt. Dem türkischen Steuereintreiber werden sie wohl bekannt sein.

Im Süden dagegen, wo das Meer im Sonnenlicht flimmerte und die Mittagsglut einen feinen weißlichen Schleier über dem Horizont wob, da sah unser staunendes Auge eine wahre Wundererscheinung. Von dem Schleier hob sich anfangs fast unmerklich, dann aber in der reinern Luft klar und scharf hervortretend, eine mächtige, vielzackige, schroffe Bergmasse ab, deren Gipfel und Hänge vom weißesten Schnee des Nordens erglänzten. Es war der über 150 Kilometer entfernte Ida auf Kreta. Es kann kaum einen ergreifendern, majestätischern Anblick geben als diesen einsamen, über den Wassern schwebenden Schneeriesen. Wohl wirkt auch die Kette weißer Alpenhäupter gewaltig auf den, der sie von der Ebne aus schaut. Aber man sieht sie doch von ihrem mütterlichen Boden aufsteigen, man sieht die Füße, auf denen sie ruhn. Der Ida dagegen erhob sich aus Meer und Dunst gleich einer Märchenerscheinung, einer in den Himmel hinein gebauten Geisterburg. Das Auge konnte sich nicht losreißen von dieser Erscheinung, die das Herz mit unwiderstehlicher Gewalt emporzog zu den ewigen Gewalten, die nach dem Glauben der Griechen einst segenspendend auf diesem Gipfel thronten.

Als wir auf den freien Platz vor dem Kloster zurückkehrten, fanden wir weder Menschen noch Tiere mehr vor. Die Tiere waren von den Agojaten zur Sellada hinuntergeführt worden, dem tiefeingeschnittenen, schmalen Sattel, der die beiden Gipfel des Kalkgebirges verbindet. Der Abstieg vom heiligen Elias dorthin ist nämlich so steil und schwierig, daß man den Weg, statt zu reiten, besser geht oder vielmehr klettert. Das taten wir denn auch und sahen unten an beiden Seiten des Grates die Gräber der alten Theräer, in denen viele interessante Vasen, Terrakottafiguren und Glasgefäße gefunden worden sind, wie wir sie schon im Museum zu Phira besichtigt hatten. Augenblicklich

waren uns die Quellen, die an der Sellada entspringen, weit wichtiger. Wir taten einen erquickenden Trunk und sahen mit Befriedigung, daß einige Agojaten ein Fäßchen mit dem köstlichen Naß zu füllen im Begriff waren. Dann bestiegen wir wieder unsre Esel und ritten nun zum zweiten Gipfel, dem Messavuno, in die Höhe. Auf diesem, der unmittelbar aus dem Meere bis zu 370 Metern emporsteigt, lag die Stadt der alten dorischen Theräer, die die Veranlassung zu unserm Besuche der Insel gegeben hatte.

Wir trafen unsre Gesellschaft auf einem schmalen Plateau, wo unter steilem Felsenhang ein Kirchlein liegt, der sogenannte Evangelismos. Daneben steht ein Häuschen für den Wächter der Ausgrabungen, davor aber grünt ein Maulbeerbaum, einer der wenigen Bäume, die es überhaupt auf der Insel gibt, eine Erquickung für das von dem flimmernden Kalkstein und der flimmernden Luft geblendete Auge. Unter diesem Baume und im Schatten der beiden kleinen Gebäude und der überhangenden Felsen lagerte sich malerisch auf Steinen und ausgebreiteten Tüchern und Mänteln unsre Gesellschaft und wartete mit Sehnsucht der verheißenen Getränke. Bald brachte denn auch ein Maultier das Faß mit Wasser, gleich darauf ein zweites das mit dem Wein aus Pyrgos herbei. Jeder mischte nach seinem Geschmack und Wohlgefallen, und es trat dabei die eigentümliche Erscheinung zu Tage, daß diese Mischungen, je mehr der Durst gestillt wurde, um so feuriger wurden und zuletzt ganz aufhörten, Mischung zu sein. Auch die Damen schlürften mit Wohlbehagen das durchaus nicht harmlos zu nennende Getränk, und mancher und manche hätten auf dieser Höhe angesichts des unendlichen Meeres wohl am liebsten stundenlang träumend und plaudernd gesessen, aber unser gestrenger Führer mahnte zum Aufbruch nach der ausgegrabnen Stadt.

In dem Kirchlein nämlich, in dessen Schatten wir lagerten, hat seit 1896 mehrere Sommer Herr Hiller von Gärtringen gehaust. Er hatte den Auftrag, für die große Sammlung griechischer Inschriften die Inseln von Rhodos an nach unbekannten Inschriften abzusuchen, und fand dabei auf dem Stadtgebiete des alten Thera eine überreiche Ausbeute. Man konnte leicht erkennen, daß eine regelrechte Ausgrabung hier noch viel mehr ergeben würde, und so faßte er den Entschluß, auf eigne Kosten die ganze Stadt bis auf den natürlichen Felsen auszugraben. Er warb sich zu diesem Behuf einige tüchtige Mitarbeiter, auch Männer der Naturwissenschaft, um die Flora und die Fauna, das Klima und die meteorologischen Erscheinungen der Insel zu erforschen. Während er sich selbst mit einem Genossen in der Kirche einquartierte, wohnten vier andre Herren in dem zugleich als Küche eingerichteten Wächterhäuschen. Die deutschen Forscher brachten hier in der reinsten Gottesnatur mit dem weiten Blick über das Meer köstliche Monate und Jahre in erfolgreichster Arbeit hin, und im Jahre 1900 war das ganze alte Thera aus dem Schutte der Jahrhunderte herausgeholt. Es ist allerdings nur eine kleine Inselstadt, auf dem hohen, zerrissenen Berghügel unregelmäßig angelegt, aber dafür bis jetzt die einzige griechische Stadt, die vollständig wieder ans Tageslicht gebracht worden ist.

Wir schritten nun langsam durch ihre engen, steilen Straßen und traten ein in ihre Gymnasien, Tempel und Theater. Das Interessanteste ist die

Terrasse am Tempel des Apollo Karneos, wo einst die dorischen Knaben die Karneen, eine Art Laubhüttenfest, gefeiert und tagelang in Zelten gelagert hatten. Viele Hunderte von Inschriften sind dort in den Felsen gehauen oder gepickelt, zum Teil recht altertümliche, die sogar bis ins achte Jahrhundert zurückreichen. Meist enthalten sie nur die Namen solcher Knaben und Jünglinge, die das jedem Menschen innewohnende Unsterblichkeitsbedürfnis auf diese bequeme Art befriedigen wollten — und diesen ihren Zweck damit auch tatsächlich erreicht haben; sie stehn nunmehr für alle Zeiten in der großen vielbändigen griechischen Inschriftensammlung. Andre Inschriften freilich bieten mehr und bezeugen die Liebesgefühle, die die altdorischen Jünglinge einander gegenüber hegten. Jetzt ist zu jedem dieser Namen, zu jedem dieser Seufzer eine knallrote Nummer hinzugepinselt, jeder einzelne ist säuberlich registriert und durch den Druck in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannt geworden.

Von der alten Stadt aus sahen wir unter uns auf dem Wasser unser Schiff herankommen, und es wurde Zeit, dem alten Thera Lebewohl zu sagen. Teils zu Esel teils zu Fuß ging es auf halsbrecherischem, rauhem Pfade direkt zum äußern Strande hinunter, wo unter dem Steilhang des Messavuno hart am sanft plätschernden Meere wiederum eine einsame Kirche, „Perissa" genannt, liegt. Hier erwartete uns unser Schiff, um uns um die Inselsichel herum in den Krater zurückzufahren. Denn am Abend sollte ja noch die Expedition zu den jüngern Vulkanen im Innern des Kraters unternommen werden.

Schon rötete sich die Sonne, da trug einen kleinen Teil der Gesellschaft — die Mehrzahl hatte schon genug — das Schiffsboot hinüber zu den schwarzen Lavamassen, die bald unheimlich vor unsern Augen aus dem Wasser herauswuchsen. Durch eine Einfahrt, so schmal, daß sie unserm Boote kaum die Passage erlaubte, gelangten wir in eine von starren, toten Schuttkegeln umschlossene Bucht. Wer einmal auf dem Vesuv gewesen ist, der weiß die Anstrengung zu würdigen, die es kostet, einen solchen vulkanischen Kegel zu ersteigen. Bald ging es über harte, scharfkantige Lavablöcke, die die Sohlen zerschnitten, bald über lockeres Geröll und Aschenmassen, wo man nach jedem Schritt aufwärts wieder einen halben abwärts rutschte. Trotzdem hatten es sich unsre jüngern Archäologinnen nicht nehmen lassen, auch diese Vulkanpartie mitzumachen. Oben angekommen konnten wir dann die ganze noch immer in Tätigkeit begriffne Werkstätte des Hephästos überschauen. Wir befanden uns auf „Nea-Kämeni" (d. i. die Neuverbrannte), die in den Jahren 1707 bis 1712 dem Meere entstieg und noch um 1870 durch zwei neuentstandne kleinere Inseln vergrößert wurde. Noch jetzt beweisen die zwischen der Lava ab und zu emporquellenden Schwefeldämpfe, daß die unterirdischen Feuer noch keineswegs erloschen sind. Neben Nea-Kämeni liegen noch die ältern Paläa- und Mikra-Kämeni (die alte und die kleine Verbrannte). Diese unterseeischen Vulkanausbrüche von Thera unterscheiden sich durchaus von denen des Vesuv und des Ätna, und zwar durch ihre Langsamkeit. Zuerst zeigte sich Rauch über dem Meere, der sich mehr und mehr verdichtete, dann nach Wochen hob sich ein schwarzer Lavaklumpen heraus, der monatelang langsam wuchs. Erst dann zeigten sich

Spalten und unterirdisches Feuer, und es traten kleine Eruptionen ein, wodurch Asche und lockre Blöcke ausgeworfen wurden. So sind diese „verbrannten“ Inseln entstanden.

Der Eindruck dieser vulkanischen Landschaft ist der der furchtbarsten Wildheit und Unnahbarkeit. Auf diesen Lava- und Aschenkegeln grünt kein Halm, und keine bunte Farbe, keine weiche Linie erfreut das Auge. Alles ist schwarz, schroff, zerrissen, dem Menschen und seiner Kultur unzugänglich. Jetzt war auch die Sonne hinter Therasia verschwunden, der letzte rosige Schimmer, der noch da oben an den Dächern der Häuser von Phira hing, verblich, bläuliche, graue und schwarze Töne breiteten sich aus, und rasch nahm die Dunkelheit zu. Ein kalter Wind erhob sich und blies zwischen den Inseln in den Kratersee hinein, sodaß das bis dahin ruhige Meer dumpf zu brausen begann, und die weiße Brandung an den schwarzen Lavablöcken aufschäumte. Es fröstelte uns, und ein leises Grauen überkam wohl die meisten; wir fühlten plötzlich unsre gänzliche Schwäche und Hilflosigkeit angesichts dieser allgewaltigen, steinernen, mitleidlosen Natur. So rasch es ging, rutschten und kletterten wir die steilen Hänge hinunter, jeder darauf bedacht, die vor ihm Rutschenden nicht mit Geröll zu überschütten. Mit Mühe brachten die Schiffer das Boot durch die enge Pforte in den Kratersee hinaus, wo uns ein starker Wellenschlag empfing. Heftig schaukelnd fuhren wir durch die unheimliche Öde auf die freundlich glänzenden Lichter unsers Schiffes zu. Da stimmte Frau Brückner das altbekannte Lied an:

Als wir jüngst in Regensburg waren,
Sind wir über den Strudel gefahren,
Da waren viele Holden,
Die mitfahren wollten.

Unter allgemeiner Heiterkeit fielen wir alle der Reihe nach ein und sangen noch, als wir an Bord des Schiffes stiegen.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)



Als wir auf die Straße traten, ließ sich noch immer kein heller Schein wahrnehmen. Wir gingen über die Steinstraße und bogen in die Verkündigungsstraße ein. Dort begegneten wir dem Krüppel Iwan, der uns rüstig entgegenstelzte. Auf meinen Anruf meldete er, daß die Feuerwehr kein Feuer gefunden habe und schon zurückgekehrt sei. Der Posten auf dem Feuerturme habe falschen Lärm gemacht. Wahrscheinlich habe es in einem Schornsteine gebrannt, und die Bewohner des Hauses hätten die Flamme gelöscht, ehe die Feuerwehr ankam.

Und wohin marschierst du in der Dunkelheit? fragte ich.

Er lachte kurz auf.

Euer Wohlgeboren, der Aufseher ist da, und Peter Arkadijewitsch ist nicht da. Natürlich, er hat sich verrechnet. Er hat geglaubt, daß es wirklich brennen werde, und ist seiner Wege gegangen. Der Aufseher hat befohlen, ich solle ihn aus seiner Wohnung holen. Ich bin gar nicht dahin gegangen. Ich weiß, daß er da nicht zu finden ist. In der vorigen Woche habe ich mehrere male gesehen, daß er nach dieser Seite ging. Darum dachte ich in dieser Gegend etwas umherzuwandern. Vielleicht treffe ich ihn zufällig.

Unsinn, Alter! sagte ich. In der vorigen Nacht kam er von der Seite des Marktes. Weißt du bestimmt, daß er nicht zu Hause ist?

Ganz bestimmt, Euer Wohlgeboren. Er besah sich erst in einem kleinen Spiegel, den er aus der Tasche zog, und bürstete sich das Haar glatt. Dann ging er.

Ja — ich mußte nun auch lachen —, das ist allerdings ein sicherer Beweis. Jedenfalls ist es aber unnütz, daß du in der Kälte umherläufst. Komm in das Stadtteilhaus.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren. Es ist auch wahr.

Eben hatten wir die Treppe erstiegen, und der Wachmeister öffnete mir die Tür, als jemand in der größten Hast hinter uns über die Stufen stürmte und mit uns zusammen eintrat. Es war Guido.

Der Aufseher saß hinter seinem Tisch. Der Schriftführer und der Schreiber arbeiteten an dem ihrigen.

Kaum erkannte der Aufseher bei dem düstern Lichte der Lampen die Angekommnen, als er Guido zu sich rief.

Peter Arkadijewitsch, sagte er langsam und ganz ausdruckslos, ich habe Sie vielemal aufgefordert, den Dienst nicht zu vernachlässigen. Ich habe durch Bitten, durch Spott auf Sie einzuwirken versucht. Habe ich das getan, Peter Arkadijewitsch?

Uh, wie böse ist er! flüsterte Iwan neben mir.

Ja, es kommt ein Gewitter, antwortete der Wachmeister kaum hörbar. So ruhig hat er schon lange nicht gesprochen.

Dabei schob Iwan sich seitwärts in die Fensternische, und Jegorow stellte sich an der Tür in der strammsten Haltung auf.

Habe ich das getan? wiederholte der Aufseher.

Jemeljan Afanasjewitsch, sagte Guido mit einer linkischen Bewegung des Oberkörpers, ich — konnte nicht — ich bekam plötzlich ...

Meine Ermahnungen, meine Bitten, mein Spott haben nicht gefruchtet. Es ist Zeit, daß ich zu schärfern Maßregeln schreite. Ist es Zeit, Peter Arkadijewitsch?

Jemeljan Afanasjewitsch, diesesmal bin ich nicht schuld — bei Gott! ich bin nicht schuld — ich bekam ...

Es stehn mir nun drei Wege offen, fuhr der Aufseher noch langsamer und ausdrucksloser fort. Ich kann einen dienstlichen Rapport einreichen; dann entläßt der Chef der Provinz Sie im Augenblick aus dem Dienst. Ich ...

Jemeljan Afanasjewitsch, ich schwöre Ihnen, ich ...

Ich kann mit dem Polizeimeister mündlich reden; dann gibt er Ihnen Arrest auf der Hauptwache auf — nun, auf so viele Tage, wie ich für gut halte. Ich ...

Aber wenn ich Ihnen versichere, Jemeljan Afanasjewitsch ...

Ich kann Sie drittens aus eigner Machtvollkommenheit bestrafen; aber dann hängt es von Ihnen ab, ob Sie sich der Strafe unterziehn wollen, oder ob Sie den offiziellen Gang bevorzugen. Wie meinen Sie, daß es Ihnen angenehmer wäre?

Erbarmen Sie sich; was habe ich denn verbrochen?

Aus den Augen des Aufsehers schoß ein Blitz, der auch mir plötzlich die Überzeugung beibrachte, daß der Mann im höchsten Stadium des Zornes war. Bei dieser Überzeugung hatte ich, gerade wegen der Ruhe, mit der er weitersprach, das Gefühl, als ob ich gefoltert würde. Wie eine redende Maschine, ohne ein Wort zu betonen, zählte er eine lange Reihe von Fällen her und nannte die Tage und Stunden, wo Guido seine Abwesenheit benutzt hatte, Besuche zu machen, statt hier

seine Stelle zu vertreten. Er nannte dabei freilich keine Personen, aber mit völliger Sicherheit die Straße, wo der Gehilfe zu der betreffenden Zeit gewesen war. Es war klar, er hätte auch die Personen angeben können, wenn er gewollt hätte.

Mir wurde höchst ungemütlich. Die Frage, woher der Aufseher die Kenntnis schöpfen mochte, interessierte mich anfangs am meisten. Bald jedoch trat mir die Besorgnis viel näher, daß ihm meine Versäumnisse ebenso gut bekannt seien. Ich hatte schon drei auf dem Gewissen: das Mittagessen bei Burin, den Tee bei den Ssawinskis und den heutigen Nachmittagsschlaf. Wenn das so fort ging, durfte ich bei irgend einer Gelegenheit ähnliches tonloses Aufzählen meiner Sünden erwarten, das hieß, in den Augen des Aufsehers, dem ich von Herzen zugetan war, in eine Kategorie mit Guido geraten. Mir wurde bei dem Gedanken heiß. Mein Gesicht brannte. Ich fühlte Schweiß auf der Stirn.

Ich hatte mich so in meine Grübeleien vertieft, daß mir einige Worte des Aufsehers und Guidos entgangen waren, und ich fuhr auf, als der Aufseher unerwartet die Stimme erhob.

Die Dummheit wagen Sie mir zu sagen! rief er entrüstet. Er hatte sich aufgerichtet und sah den Gehilfen mit einem so drohenden Blicke an, daß mir bange wurde. Von einem solchen Blicke war es nicht weit zu einer gewaltsamen Handlung. Sprach es für unbeugsamen, tollkühnen Mut oder für — Stumpfheit, daß Guido diesem Blick durchaus keine Rechnung zu tragen schien?

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Jemeljan Afanasjewitsch, beteuerte er, indem er sich vorneigte und die Hand mit gespreizten Fingern an die Brust drückte — er mochte so seinen weiblichen Bekanntschaften gegenüber seine Treue oder Unschuld glaubwürdig machen —, ich bekam Nasenbluten und . . .

Des Aufsehers Augen waren so starr, daß ich zusammenfuhr. Jetzt, dachte ich, kommt es. Zu meinem Erstaunen sah ich aber in demselben Augenblick Jemeljan Afanasjewitsch ungezwungen auf dem Stuhle sitzen wie im Anfange; weder die Züge noch der Blick drückten Zorn oder eine Drohung aus. Welcher Vulkan mußte im Innern dieses Mannes glühn, und welche riesige Willenskraft mußte er haben, um sich so zu bändigen!

Wählen Sie, Peter Arkadijewitsch, sagte er ruhig. Wollen Sie sich meiner Strafe unterwerfen, oder soll ich mich an die Obrigkeit wenden?

Ich begreife gar nicht, was Sie eigentlich haben, Jemeljan Afanasjewitsch, sagte Guido ärgerlich und machte eine ungeschickte Kopfbewegung, wie trotzige Kinder zu tun pflegen.

Ach so! meinte der Aufseher, und seine Stimme klang sogar sanft. Sie möchten wissen, was für eine Strafe ich im Sinne habe. Mit Vergnügen. Ich denke Sie hier in diesem Lokal in Arrest zu halten — nun — wollen wir sagen, zwei Wochen. Aber verstehn Sie wohl, in strengem Arrest. Sie schaffen Ihr Bett her. Wir stellen einen Schirm davor. Und keinen Fuß setzen Sie auf die Straße, weder bei Tage noch bei Nacht. Wählen Sie.

Guido schien die Sache jetzt für einen Spaß zu halten, denn er lächelte, sah auf mich, dann auf den Schriftführer, der eine Papiros zu drehn begann. und zuletzt wieder auf Jemeljan Afanasjewitsch.

Ich scherze nicht, sagte dieser. Erklären Sie sich, denn es ist spät.

Er blickte auf die Uhr an der Wand. Ich folgte seinen Augen und wollte den meinigen nicht trauen. Es war bald zehn. Ich hatte also von halb ein Uhr bis neun geschlafen.

Wollen Sie sich erklären oder nicht? fragte der Aufseher kurz und verächtlich, als Guido schwieg. Ich habe jetzt wirklich genug Worte verloren — an einen Menschen wie Sie.

Jemeljan Afanasjewitsch, rief Guido in beleidigtem Ton, Sie behandeln mich Gott weiß wie. Sie hören mich nicht an. Sie lassen mich nicht einmal angeben, warum ich heute wegging.

Gut, sagte der Aufseher, wir wollen auch noch an den Unsinn Zeit verschwenden. Sie sollen sich nicht beklagen können. Reden Sie.

Ich bekam plötzlich Nasenbluten. Ich konnte es nicht stillen und war gezwungen, nach Hause zu laufen.

Der Aufseher trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Man konnte ihm ansehen, wie widerlich ihm das Gespräch wurde.

Soll ich Iwan herrufen und ihn in Ihrer Gegenwart fragen, ob er Sie zu Hause gefunden hat? fragte er endlich.

Ich kam nicht bis nach Hause, versetzte Guido schnell. Das Blut strömte zu stark. Ich war genötigt, unterwegs zu einem Bekannten zu laufen.

Soll ich sogleich Jegorow zu diesem Bekannten, den Sie mir nennen werden, schicken und fragen lassen, wann er Sie zuletzt gesehen hat?

Ich weiß gar nicht, Jemeljan Afanasjewitsch, klagte Guido trübselig, Sie glauben mir nicht, Sie ziehn alles ins Lächerliche, sodaß . . .

Genug, unterbrach ihn der Aufseher. Wollen Sie den Hausarrest hier im Lokal annehmen oder nicht?

Auf zwei Wochen! Jemeljan Afanasjewitsch!

Nicht weniger.

Das ist ja unmöglich. Das kann kein Mensch . . .

Also nicht. Schön. Mir ist es auch lieber. Grigori Ssemenytsch, schreiben Sie, ich werde diktieren.

Der Schriftführer rückte sich einen Bogen zurecht und nahm eine frische Feder.

Sind Sie fertig? Schreiben Sie: An Seine Hochwohlgeboren, den Herrn Polizeimeister. Haben Sie es?

Jemeljan Afanasjewitsch, sagte Guido leise.

Rapport des Aufsehers des zweiten Stadtteils, diktierte der Aufseher weiter.

Jemeljan Afanasjewitsch, widerholte Guido.

Stadtteils, sagte der Schriftführer, und setzte einen Punkt.

In Ergänzung früherer, mündlicher Berichte habe ich die Ehre, fuhr der Aufseher fort.

Jemeljan Afanasjewitsch, sagte Guido lauter.

Stören Sie mich nicht. Habe ich die Ehre . . .

Die Ehre, sagte der Schriftführer.

Folgendes zu melden.

Jemeljan Afanasjewitsch, bat Guido, schreiben Sie den Rapport nicht.

Schreiben Sie nicht! rief der Aufseher verwundert. Ja, was soll ich denn tun? Fügen wollen Sie sich nicht —

Wenn Sie es durchaus wünschen, so —

Was, so? Wollen Sie den zweiwöchigen Arrest antreten?

Ja, sagte Guido gepreßt.

Der Aufseher stand auf.

Nehmen Sie sogleich Jegorow und einige Leute mit. Schaffen Sie Ihr Bett und das übrige Nötige her, und geben Sie Ihrem Burschen Anweisung. Wenn Sie in einer halben Stunde nicht hier sind, wird der Rapport geschrieben.

Guido wandte sich zum Gehn. Er sah böse und tückisch aus wie ein geprügelter Hund, aber zu schämen schien er sich nicht. Umso mehr Scham fühlte ich. Zu einer solchen Demütigung wollte ich es nicht kommen lassen.

Ich trat dienstlich vor Jemeljan Afanasjewitsch.

Herr Aufseher, ich erlaube mir ebenfalls von einer Dienstvernachlässigung Meldung zu machen.

Ah, sagte er, der Schutzmann aus dem Trinklokal?

Nein, Herr Aufseher, ich spreche von mir. Ich habe mit den Schutzleuten heute mittag nicht geredet, wie Sie es mir aufgetragen hatten.

Sie haben für besser erachtet, die Leute einzeln vorzunehmen? Tun Sie, wie es Ihnen am zweckmäßigsten scheint.

Nein, Herr Aufseher, ich habe geschlafen und mich verschlafen. Ich schlief noch, als das Feuer signalisiert wurde.

Er lachte laut und herzlich.

Glückliche Jugend! sagte er. Ich denke oft mit Neid an die Zeit zurück, wo ich auch viele Stunden in einem Striche schlafen konnte. Jetzt bin ich schon ziemlich ent . . .

Euer Wohlgeboren, Feuer! rief Iwan, indem er aus der Fensternische hervorstelzte. Die Glocke vom Turm war uns allen deutlich hörbar.

Der Schriftführer sprang auf und trat an das Fenster hinter seinem Tische. Dort konnte er über die nach der Brücke hin liegenden Gärten und Häuser weg den Turm des Feuerwehrdepots sehen.

Iwan reichte dem Aufseher den Paletot und schob ihm das Ende des Säbelbandes unter der Schulterklappe durch.

Nun? fragte der Aufseher. Sehen Sie die Laternen, Grigori Ssemenytsch?

Gleich, Jemeljan Afanasjewitsch. Licht ist auf dem Turme. Der Mann kann nicht zurechtkommen. Ah! im ersten — nein, zwei, Jemeljan Afanasjewitsch, zwei! In unserm Stadtteile, Jemeljan Afanasjewitsch!

Bleiben Sie hier, bis Guido kommt! rief der Aufseher ihm zu und stürmte hinaus. Ich folgte ihm. Hinter mir hörte ich Iwans Holzbein die Treppe herabstampfen.

9

Vor der Haustür blieben wir stehn. Ein Reiter galoppierte vom Flusse herauf. Es war ein Feuerwehrmann.

Am Flusse in den Sandbergen! schrie er, indem er sein Tier parierte, und gleich darauf schlug er ihm wieder die Hacken in die Seiten und jagte weiter, um durch die nächste Quergasse die Meldung dem Polizeimeister zuzutragen, der im ersten Stadtteile wohnte.

Der Aufseher eilte die Straße hinunter zum Flusse. Ein Droschkenkutscher, der darauf gerechnet hatte, daß aus dem Stadtteilhause jedenfalls jemand zum Feuer fahren werde, kam ihm entgegen. Der Aufseher sprang auf den Sitz, während der Kutscher umwandte, und so schnell das Pferd laufen konnte, entfernte sich das Gefährt.

Da rasselten auch schon die Spritzen und Tonnen das Ufer entlang, während ich mich dem Flusse näherte. Lauter und lauter wurde das Getöse der Räder auf den ungleichen, gefrornen Steinen der Uferstraße. Betäubend klang es, wenn ein Gespann mit Fackelschein quer über das Ende der Verkündigungsstraße flog, aber bald darauf war nichts mehr von ihm zu hören, denn das Pflaster erstreckte sich nur etwa zweihundert Schritte bis zur Mündung der Steinstraße, hinter der der Sand begann.

Der Löschzug war vorüber. Sogar der schreckliche Lärm der Steigerwagen war verklungen. Ich sah nur noch den Fackelschein vor mir, während ich am Ufer hinschritt. Polizeioffiziere aus den andern Stadtteilen überholten mich in Droschken. Später folgten Fuhrwerke mit Neugierigen und Schaulustigen, die mir im Vorüberfahren die Frage zuwarfen, wo es brenne. Dieselbe Frage tat ein uniformierter Mann in einem leichten Wagen mit zwei Pferden. Seine Worte klangen befehlend.

Der Polizeimeister, dachte ich und legte die Hand an die Mütze.

Am Flusse in den Sandbergen! wiederholte ich mit lauter Stimme die Meldung, wie ich sie von dem reitenden Feuerwehrmann am Stadtteilhause gehört hatte.

Ich konnte in der Dunkelheit bemerken, daß er sich noch einmal nach mir umsah.

Das Licht der Fackeln war verschwunden. In der Gegend, wo ich den Schein zuletzt wahrgenommen hatte, machte das Ufer eine Biegung nach links, und eine Straße zweigte rechts ab. Ich betrat diese. Bald gelangte ich an eine Quergasse und blieb stehn. Weder vor mir noch zu beiden Seiten war etwas von der Feuerwehr oder von einem Brande zu sehen oder zu hören. In der Quergasse links schien es stark bergauf zu gehn. Ich wandte mich dahin und erreichte bald

eine hohe Stelle, von der aus sich in einem weiten Halbkreise erleuchtete Hüttenfenster dem Auge darboten. Hier hatte sich eine kleine Gruppe von Männern zusammengefunden. Einer von ihnen trat auf mich zu.

Erlauben Sie zu fragen, Herr Aufseher, sagte er höflich und zog die Mütze, wo brennt es?

Ich ärgerte mich über den Mann. Ich kam mir selbst schon mehrere Minuten lächerlich vor: ich gehörte zur Polizei des Stadtteils, hatte sogar gewissermaßen hauptsächlich die Aufsicht über die Ordnung oder Unordnung im Stadtteile und war in völliger Unkenntnis einer so großen und verderblichen Unordnung gegenüber, wie es ein Brand ist. Und nun mußte der Mann noch die dumme Frage an mich richten! Was sollte ich ihm antworten? Die Meldung des Feuerwehrmanns durfte ich hier nicht anwenden, denn wir waren offenbar in den Sandbergen selbst, und rund umher zeigte sich nichts Feuerähnliches.

Woher vermuten Sie, daß es brenne? fragte ich meinerseits.

Nun schien er sich zu ärgern oder wenigstens zu wundern. Er sah mich einige Augenblicke schweigend an, ehe er antwortete.

Man sagt, die Feuerwehr sei vor kurzem dort unten durch die Straße gefahren, sagte er und deutete mit der Hand vor sich in die Dunkelheit, aus der die erleuchteten Scheiben herüberblinkten.

Ja, erwiderte ich, um etwas zu sagen, und sah noch einmal rund um mich, aber Feuer gibt es nicht.

Ah, rief er erfreut, so war es nur eine Probealarmierung der Feuerwehr!

Ich konnte mich nicht entschließen, den Mann bei dem falschen Glauben zu lassen.

Nein, sagte ich, das nicht. Es war wirklich Feuer signalisiert, aber wahrscheinlich haben die Hausleute es schnell selbst gelöscht.

Natürlich ein Schornsteinbrand! sagte er bitter.

Herr Aufseher, wandte er sich dann an mich, indem er näher trat und die Mütze abnahm, ist es denn wirklich nicht möglich, die Leute zu zwingen, daß sie ihre Schornsteine reinigen?

Das geschieht doch wohl, sagte ich unsicher.

Nehmen Sie es nicht übel, Herr Aufseher, rief er heftig, das geschieht nicht. Das Feuer kommt immer nur von den ungereinigten Schornsteinen.

Nun, warf ich ein, es mag wohl auch andre Ursachen geben.

Erlauben Sie, Herr Aufseher, rief er, im Innern der Stadt, in den großen Gebäuden, da mögen Sie Recht haben. Aber hier, wo die armen Leute sich aus sauerm Schweiße ihre Hütten bauen, sind es nur die Schornsteine.

Ja, das ist wahr, bestätigten mehrere Männer. Fast alle auf der Anhöhe Versammelten waren allmählich zu uns getreten.

Gehn Sie auf unsre Lage ein, Herr Aufseher, fuhr der Mann fort. Ich besitze zum Beispiel nichts als mein Häuschen. Ich selbst habe es im Laufe der Zeit mit schwerer Mühe gebaut. Ich halte es rein und sauber und verbessere es mit jedem Jahre. Tag und Nacht muß ich aber in Todesangst schweben, weil mein liederlicher Nachbar seinen Schornstein nicht reinigt. Fängt der Feuer, und der Wind bläst auf mich zu, so bin ich in wenig Minuten ein Bettler, und keine Feuerwehr kann mir helfen.

Die andern gaben ihm Recht. Alle klagten darüber, daß die liederlichen Hausbesitzer nicht mit Strenge angehalten würden, für ihre Schornsteine zu sorgen.

In den Steinhäusern der Stadt, hieß es, bei den Eisen- und Pappdächern mag weniger Gefahr darin liegen. Wir haben aber fast ohne Ausnahme Schindeldächer. Ein Funke aus dem Schornstein genügt bei trocknem Wetter, zu zünden, und die unschuldigen Nachbarn müssen mit leiden.

Ich wandte mich leise an den Mann, der zuerst gesprochen hatte.

Wo wohnen Sie? fragte ich ihn.

Hier, nicht weit. Er deutete in die Straße zurück.

Gehn Sie nach Hause?

Ja, Herr Aufseher, da es Gott sei Dank nicht brennt.

Kommen Sie, ich begleite Sie.

Sie scheinen mir ein verständiger Mann zu sein, sagte ich, als wir uns von den übrigen entfernt hatten. Belehren Sie mich, wie könnte die Polizei es einrichten, die Hausbesitzer zu regelmäßigem Reinigen der Schornsteine zu zwingen?

Sie scherzen, Herr Aufseher! rief er.

Ich scherze nicht. Ich möchte Ihre Meinung hören.

Er schien zu überlegen.

Herr Aufseher, sagte er dann, es ist doch sehr einfach. Die Polizei muß Revisionen anstellen und den Wirt zur Verantwortung ziehn, wo der Schornstein nicht wenigstens monatlich einmal gekehrt wird.

Wie kann die Polizei . . .

Erlauben Sie, Herr Aufseher. Zürnen Sie mir nicht. Ich weiß, daß die Polizei viel Arbeit hat. Aber es ist auch nichts weiter nötig als die Leute etwas zu schrecken. Werden nur fünf oder sechs für ihre Nachlässigkeit gestraft, so nehmen sich die übrigen eine Lehre daran und kehren die Schornsteine. Bis jetzt ist es aber nur bei allgemeinen Ermahnungen geblieben, und weiter hat sich niemand um etwas gekümmert.

Das begreife ich. Das wollte ich nicht sagen. Wie kann die Polizei feststellen, ob ein Schornstein regelmäßig gereinigt wird? Bei den wohlhabenden Hauswirten kann man die Schornsteinfeger befragen. Man kann verlangen, daß der Hauswirt angebe, welcher Schornsteinfeger bei ihm reinigt. Bei den ärmern Leuten aber, von denen Sie reden, weiß ich aus Erfahrung, daß gar kein Schornsteinfeger genommen wird, und daß sie das Kehren selbst besorgen. Wie kann man da wissen, wann der Schornstein gereinigt oder wie lange er nicht gereinigt ist?

Aber, Herr Aufseher, man sieht das doch.

Woran?

Mein Gott, an dem Ruß. Wo der zu glänzen beginnt und Blättchen bildet, ist lange nicht gereinigt worden, und Feuersgefahr nahe. Jeder Hauswirt kennt das.

Die Polizei ist aber nicht Hauswirt und hat dafür kein geübtes Auge.

Gut, Herr Aufseher, rief er und blieb stehn, man kann das von der Polizei auch nicht verlangen. Aber die Polizei hat doch die Macht, in zweifelhaften Fällen Kommissionen von Hausbesitzern der Nachbarschaft zuzuziehn, die die Sache beurteilen und das Protokoll unterschreiben.

Wären Sie bereit, zu einer solchen Kommission zu gehören?

Mit Vergnügen, Herr Aufseher. Wenn Sie die Sache ernsthaft anfassen und uns von der beständigen Feuerfurcht befreien wollten, so wäre ich mit ganzer Seele dabei, wie viele meiner Nachbarn. Sie verdienten sich Gottes Lohn damit, Herr Aufseher.

An mir soll es nicht fehlen. Was ich durchsetzen kann, soll geschehn. Wie heißen Sie?

Ich bin der Gemüsegärtner Petrow.

Er wies auf ein stattliches Holzhaus mit hohem Fundament, vor dem wir standen.

Erweisen Sie uns die Gnade, Herr Aufseher, bat er, als ich ihn verließ. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie die beständige Angst uns das Leben verbittert.

Ich wanderte weiter und suchte mich zu orientieren. Es gelang mir auch einigermaßen. Ich erkannte einzelne Ecken und Plätze, die ich mir in der vorigen Nacht gemerkt hatte. Ich bekam von der nächsten Anhöhe auch wieder den Fackelschein zu Gesicht. Er bewegte sich in einer geraden Linie, offenbar am Flußufer zum Depot zurück. Bald klang gedämpftes Rasseln zu mir herüber, verstärkte sich,

wie ein Gespann nach dem andern das Steinpflaster erreichte, und wurde dann wieder schwächer, da die Entfernung sich vergrößerte, und die höhern Gebäude der Stein- und der Verkündigungsstraße den Schall zurückhielten.

Ich fand die Nachtwächter und die Schutzleute fast überall, wo sie sein mußten. Sie mochten mein Erscheinen nach dem Feueralarm dieses mal wohl erwartet haben. Alle öffentlichen Lokale waren geschlossen. Die ganze Sandseite lag in Stille und Frieden. Nur in einem kleinen Gäßchen wollte ein Betrunkner durchaus zu seinem Gevatter, wie er sagte, in das Haus, drohte, fluchte und schlug mit der Faust gegen die Fensterläden. Mit mir zugleich fand sich der Nachtwächter ein. Auch der Schutzmann erschien. Da der Betrunkne sich weigerte, nach Hause zu gehn, und nicht angab, wo er wohnte, ließ ich ihn zum Stadtteilhaus abführen, damit er sich im Arrestzimmer ausschlafe.

In der Nähe der Steinstraße stieß ich auf Jegorow. Er hatte die Marktseite revidiert und mich dort gesucht. Er wollte jetzt zu den Sandbergen. Mir riet er nach Hause zu gehn, denn er bürge dafür, daß die Posten der Marktseite ihren Dienst bis zum Morgen gut versehen würden, da er ihnen zu verstehn gegeben habe, ich käme nach ihm.

Wir sprachen noch, als durch die stille Frostnacht die Feuerglocke auf dem Wachtturm des Depots ertönte. Wir sahen uns nach einer Stelle um, von der aus der Turm sichtbar war. Kaum erblickten wir die drei Laternen, die den Stadtteil jenseit des Flusses bezeichneten, so ließ sich auch schon der Feuerschein am Himmel unterscheiden.

Jegorow setzte seine Runde fort. Ich stand noch einige Zeit, sah zu, wie der Schein heller und röter wurde, hörte die Feuerwehr über die Flußbrücke fahren und beschloß, des Wachmeisters Rat zu befolgen und nach Hause zu gehn. Daß die Feuersbrunst sich ausbreite und überhand nehme, war bei der Windstille nicht zu befürchten, und daß die Polizeiposten in meinem Stadtteile während des Brandes und danach ganz gewiß mein Erscheinen erwarten würden, unterlag keinem Zweifel. Ich durfte also ruhig schlafen.

Es war ein Uhr. Mein Bursche, der sich wie ich am Nachmittag gut ausgeruht hatte, schlief nicht, sondern wartete mit der siedenden Teemaschine. Wir tranken. Zu essen gab es aber nur einige trockne Brotstückchen, denn die Mittagspeisen hatten uns beiden so gut geschmeckt, daß nichts von ihnen übriggeblieben war.

Ich sprach am folgenden Tage mit dem Aufseher über das Reinigen der Schornsteine und teilte ihm meine Absichten zur Begutachtung mit. Er hörte bereitwillig und zuletzt mit sichtbarem Interesse zu. Als ich fertig war, trommelte er mit den Fingern auf die Tischplatte, stand auf und ging nachdenklich im Lokal hin und her. Der Schriftführer drehte sich unterdessen unendlich langsam und peinlich eine Papiros. Der Schreiber hielt Maulaffen feil. Guido, der hier jetzt zu Hause war und sich während der Anwesenheit des Aufsehers an den Schreibertisch gesetzt hatte, hielt die Hände in den Hosentaschen, streckte die Beine weit von sich und sah mit stumpfer Resignation in den Zügen bald auf die gemütliche Beschäftigung des Schriftführers und bald auf den noch mehr Gedankenlosigkeit verratenden Schreiber.

Der Aufseher nahm endlich wieder Platz.

Alexander Andrejewitsch, sagte er, Sie berühren da einen Punkt, der mehr wund ist, als man im allgemeinen glaubt. Daß unsre Schornsteine häufig genug brennen, weiß jedes Kind. Daß manche Feuersbrunst dadurch entsteht, unterliegt keinem Zweifel. Bis jetzt hat sich unsre Für- und Vorsorge darauf beschränkt, daß wir dann und wann die Hauswirte durch Straßenanschläge aufforderten, für gute Reinigung der Schornsteine Sorge zu tragen. Hin und wieder ist der Versuch gemacht worden, jeden Schornsteinbrand mit einer Strafsumme zum Besten der Feuerwehr zu belegen. Irgend ein greifbares Resultat haben wir dabei nicht er-

zielen können. Die Sache scheiterte an der Unmöglichkeit, die Zeit zu Schornsteinrevisionen zu finden, und an der noch größern, dem Hauswirt seine Nachlässigkeit zu rechter Zeit zu beweisen. Ihr Plan mit der Kommission ist ein großer Gedanke. Er bietet die einzige Möglichkeit. Ich bin ganz davon eingenommen. Aber die Frage der Zeit wird dadurch nicht beseitigt. Woher wollen Sie die Zeit nehmen?

Nach Möglichkeit, Jemeljan Afanasjewitsch.

Gut. Ich will anders fragen. Woher denken Sie die Möglichkeit zu nehmen? Sie sind, das Feuer abgerechnet, in der stillsten Zeit bei uns eingetroffen. Bei dem unbestimmten Herbstwetter, bald Frost, bald Regen, sind verhältnismäßig wenig Leute auf den Beinen. Der Verkehr ist gering, die Reinigung der Straßen fast ganz eingestellt. Lassen Sie nur Schnee fallen, und sehen Sie dann zu, wie Sie fertig werden, wenn Sie Tag für Tag mit den Hauswirten und Hausknechten wegen des Fegens und Sandschüttens Krieg führen müssen, und wenn Ihnen der hastig verschlungne Bissen im Halse stecken bleibt, vor lauter Angst, daß in den wenigen Minuten, die Sie zu Hause zubringen, die unzähmbaren, wie toll und blind hinfahrenden Fuhrleute und Kutscher irgend ein Unglück anrichten. Wir werden dann alle die Straße fast gar nicht verlassen, ich, Sie, Prorwin, Nemirow, Jegorow; nur Peter Arkadijewitsch wird das Glück haben, im warmen Raum sitzen zu können. Woher denken Sie die Möglichkeit nehmen zu können? frage ich noch einmal.

Guido warf bei der Erwähnung seines Namens einen boshaften Seitenblick auf uns, lächelte verächtlich, zog die Hände aus den Taschen und die Beine etwas näher an sich.

Wenn Sie erlauben, Jemeljan Afanasjewitsch, möchte ich es doch versuchen, entgegnete ich, ziemlich niedergedrückt durch seine Worte, dann und wann, je nach Möglichkeit.

Es ist auch noch die Frage, wie sich unser Richter zu der Sache stellen wird. Klagen wir, und er spricht die Angeschuldigten frei, so fällt die ganze Geschichte ins Wasser. Ah, diese Protokolle! Sie sind mir zuwider. Aber machen Sie den Versuch. Ich bevollmächtige Sie, ohne weitere Meldung die Klagen mit den Protokollen in meinem Namen zu unterschreiben und bei dem Richter zu vertreten. Grigori Ssemenytsch, hören Sie?

Der Schriftführer nickte. Guido sah mich spöttisch an und streckte die Beine wieder lang aus.

Noch eins, fügte der Aufseher hinzu. Wenn Sie Schornsteine revidieren gehn, nehmen Sie einen Schornsteinfeger mit, und lassen Sie ihn fegen, während Sie das Protokoll aufsetzen. Der Wirt muß es bezahlen. Das wird erstens für den Hausbesitzer, der aus Geiz gewöhnlich selbst kehrt, eine Strafe sein, und zweitens wird es den Schornsteinfegern Vergnügen machen. Viele von den armen Kerlen sind tagelang ohne Arbeit.

Ich beauftragte Jegorow, einen gewandten Schornsteinfeger, dem es an Beschäftigung fehle, zu mir zu schicken. Er fand sich am Abend mit zweien bei mir ein, damit ich wählen könne. Ich sprach mit ihnen über das Kehren der Schornsteine und über das Aussehen des Rußes in gekehrten und ungekehrten Rauchfängen. Sie entwarfen von der Nachlässigkeit der Hausbesitzer ein noch viel traurigeres Bild als der Gemüsegärtner Petrow, und beide machten sich anheischig, auf den ersten Blick zu erkennen, ob in den letzten vierzehn Tagen eine Reinigung stattgefunden habe oder nicht. Nach vierzehn Tagen, sagten sie, brauche man gar nicht hinzusehen, sondern nur mit der Hand zu fühlen, um mit Gewißheit zu erfahren, ob der Ruß schon gefährlich sei oder nicht.

Ich setzte ihnen auseinander, was ich beabsichtigte, und beide baten um die Erlaubnis, mitgehn und abwechselnd kehren zu dürfen. Sie erklärten, sie könnten auch ihre Namen unter die Protokolle setzen, da sie des Schreibens einigermaßen

kundig seien. Sie forderten mich auf, mit den Straßen vom Markte zu beginnen, da sie imstande seien, im voraus anzugeben, welcher Wirt regelmäßig dort reinigen lasse, und bei welchem eine Untersuchung vorgenommen werden müsse. Ich beschloß jedoch, den ersten Versuch auf der Sandseite zu machen, wo ich auf die Unterstützung des Gärtners Petrow rechnete.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Erziehung zum Weltberuf. Der Glaube an den Weltberuf des deutschen Volkes hat überraschend schnell Verbreitung und Anhang im Volke selbst gefunden; wenn die öffentliche Meinung, die in Zeitungen und Wochenschriften zum Ausdruck kommt, vielleicht noch kein vollgiltiger Beweis dafür ist, so rechtfertigt den Schluß doch die ausgesprochne Färbung der Massenliteratur, die sich ja immer dem Geschmack des großen Publikums anschmiegt. Über das Tempo und über die Grenzen, die sich Deutschland in seinen Auslandsbestrebungen setzen soll, mögen die Meinungen noch recht verschieden sein; aber daß das alte „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ keine Giltigkeit mehr hat, sondern daß der Deutsche wohl daran tut, sich draußen rechtzeitig seinen Platz an der Sonne zu sichern, diese Vorstellung darf schon ein Gemeingut aller genannt werden, die an dem Wohl und an der Zukunft des Reiches Anteil nehmen. Schwieriger zu entscheiden ist die Frage, wie der Grund aussieht, auf dem sich diese Vorstellung mit ihrem zuversichtlichen Aussichtsturm aufbaut. Die knappe Zeit der Entwicklung macht es zwar erklärlich, wenn anfangs in allen Fällen, wo Deutschland im Ausland einen Schritt vorwärts gekommen ist, zuerst entweder ein Einzelner in stiller, durchgreifender Arbeit voranging, oder umgekehrt die Reichsregierung mit einem unbemerkt vorbereiteten Entschluß der Entwicklung einen fördernden Stoß gab, während im Volke selbst sich die Überzeugung von der Nützlichkeit und Notwendigkeit eines solchen Schrittes immer erst hinterher Bahn brach. Aber es ist merkwürdig, daß auch heute noch die weltpolitischen Ideen des Deutschen in der Regel da Halt machen, wo die Ansprüche an seinen Geldbeutel beginnen — mag es sich dabei um Ausgaben des Reiches oder um Anforderungen an die Unternehmungslust des Privatkapitals handeln; und es will manchmal scheinen, als ob der fast überschwengliche Beifall, mit der er einer weitschauenden Weltpolitik zuzustimmen vorgibt, mehr dem Gefühl als dem Verstande, mehr der leicht befriedigten Eitelkeit als tiefbegründeter Erkenntnis entspränge. Er trägt seinen Willen über die Grenzen der frühern Heimat hinaus wie der junge Student, der sich frisch, frei und unverzagt, im Hochgefühl der im engen Kreis erprobten Kraft eine Welt erobern will, und der doch nicht ahnt, welche Wege er einschlagen kann, noch was für Hindernisse ihm entgegenstehn — mit einem Worte, dem jede Welterfahrung fehlt.

Von dem jungen Kaufmann, der in fremde Lande zieht, um dort sein Glück zu finden, gilt es als selbstverständlich, daß er, so gut seine Rüstung an Kenntnissen auch sein mag, doch zuerst noch beginnen muß, Land und Leute zu studieren, um sie richtig behandeln zu können, und daß er vor allem sich selber beobachten und studieren muß, um seine Fähigkeiten richtig einzuschätzen und sie dem, was das Leben von ihm fordert, anpassen zu können. Und sollte ein Volk, das den Entschluß faßt, draußen in der großen Welt Erfolg und Zukunft zu suchen, das nicht nötig haben? Da gehört auch eine Summe von Kenntnissen, Verständnis für Geschichte und Entwicklung der Außenwelt, sorgfältige Beobachtung und Wertschätzung der andern Völker und zuletzt auch eine gehörige Portion Selbstzucht dazu.

Die allgemeinen Kenntnisse, die der Deutsche für seinen Weltberuf mitbringt, geben ihm vor den meisten übrigen Nationen einen gewissen Vorsprung; dies sei zugestanden. Aber die Kenntnis der Entwicklung andrer Völker — da hapert es schon. Allenfalls um das junge Amerika, dessen politisches Werden und dessen wirtschaftliches Erstarken sich in zwei kurze Perioden zusammendrängen, hat sich in dem allgemeinen Ideennebel ein leiblich klarer Kristall gebildet; und von den Grenznachbarn kennt man wohl auch die jüngste, mit unsrer eignen verquickte Geschichte. Aber die Entwicklung, der innere Ausbau andrer Staaten? Und nun gar das Wirken der Völker in der weiten Welt? Ihre Leistungen und Errungenschaften zu Zeiten, wo der Deutsche noch daheim hinter dem Ofen blieb, ihre mühselig erworbnen und jetzt natürlich eifersüchtig behüteten Handelsrechte in fremden Erdteilen? Denn darüber muß man sich doch klar sein, daß dem wohleingesessenen Kaufmann der Eindringling, der sich mit in die bearbeitete Kundschaft setzen will, keine Freude bereitet, und daß es gilt, seine Achtung zu erwerben, sich gut mit ihm zu stellen, wenn man nicht seine Feindschaft auf dem Halse haben will. Freilich, Schultze, der in Berlin seinen neuen Laden gerade in dem schön gelegnen Kundenviertel eines Geschäftskollegen aufmacht, hat vor dessen Neid und Ärger keine Sorge; die Polizeiwache ist ja nebenan, und das Amtsgericht auch nicht weit. Aber wo eine solche höhere Instanz fehlt, wo, wenn es zum äußersten kommt, nur das Recht des Stärkern gilt, da würde der Neugekommene seine Unreife zeigen, wenn er nicht Ausgleich und Anschluß bei dem ältern Bewerber suchte; und noch weniger darf er die natürliche Verstimmung verschärfen, indem er sich zum Kritiker über das Privatleben des Nachbarn aufwirft. Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Humanität sind sehr schöne Begriffe; aber eines von beiden geht nur — entweder als Praktiker im Leben stehn, oder bei ethischen Betrachtungen in der Stube sitzen; eine Vermengung ist vom Übel. Oder würde sich nicht der Herr Professor, wenn er von seinem Hauswirt oder vom Mieter aus der ersten Etage wüßte, daß der — sagen wir seine Dienstboten roh behandelte, zweimal besinnen, seine moralische Entrüstung darüber der Welt bekannt zu geben, ehe er nicht einer andern Wohnung sicher wäre? Der Charakter, der für des Lebens Kämpfe tauglich sein soll, muß nicht nur verstehn, seinen Sympathien und Antipathien Zügel anzulegen, sondern auch Ärger und Zorn beherrschen können, wenn er selbst eine Enttäuschung erleidet. Die Engländer nehmen den ihnen recht peinlichen Ausgang der Mandschurei-Angelegenheit ruhig hin, ohne ihrer Erregung in langen Tiraden Ausdruck zu verleihen; denn das würde ja keinen Zweck haben.

Die Selbstzucht verlangt auch, daß eine nüchterne Einschätzung der eignen Fähigkeiten Hand in Hand gehe mit einem ruhig wohlwollenden Urteil über das, was die andern können. Wie steht es damit bei uns? Die Erfolge, die deutsche Tüchtigkeit und Energie auf manchem Gebiet aufzuweisen hatten, haben das klare Urteil in der Heimat getrübt und die Vorstellung, daß das immer so sein müßte, heranwachsen lassen. Wenn Bismarck damals seinen Ausspruch von der Furchtlosigkeit des Deutschen prägte, um als der berufne Wortführer dem Ausland eine Mahnung und dem Herzen des Volkes ein „Verzage nicht" zuzurufen, so scheint es heute manchmal, als ob der Deutsche dieses Wort, statt es in ruhigem Selbstbewußtsein zu bewahren, jedem, der ihm in den Weg kommt, an den Kopf werfen wollte. Und zu diesem Gottvertrauen führt ihn nicht ein eingehendes vergleichendes Studium seiner eignen Stärke und der der andern, sondern die naive Überzeugung, die der Stolz auf vergangne Erfolge — an denen unsre Generation doch zur großen Mehrheit keinen Anteil mehr hatte — und die leichtgläubige Eigenliebe in ihm genährt haben.

In unsrer Zeit des ruhelosen, hastigen Schaffens spielt die Reklame eine große und unheilvolle Rolle; die Sucht, genannt und gezeigt zu werden, kränkelt ja mit ihrem bleichen Hauch schon die stille Arbeit des Gelehrten an, sie möchte sogar der segenspendenden Hand des Operateurs ihre Keuschheit rauben. Freilich ist die Reklame ein Mittel, das in vielen Fällen zum schnellen geschäftlichen Erfolge ver-

helfen kann, und darum haben auch Regierung und Behörden bisweilen nicht verschmäht, ihre Dienste für Propaganda in Anspruch zu nehmen. Die mögen ja nun in ihrem eignen Bereich selber zusehen, wie sie die Geister, die sie riefen, wieder loswerden; und die Selbstbescheidung, die im Offizierkorps und in der Beamtenschaft der festeste Kitt ist, wird wohl auch hinreichen, dort die liebe Eitelkeit, für deren Reinkultur sonst die photographische Platte und der Lesebrei der Journale der beste Nährboden sind, am Überwuchern zu hindern. Aber außerhalb dieser Kreise hat die Reklame leider schon eins erreicht: der Deutsche verkündet laut sein eignes Lob. Wie er schon immer der bahnbrechende Vertreter der Wissenschaft war, so ist er nun auch der beste Ingenieur, der tüchtigste Kaufmann und der energischste Kolonisator; er hat selbstverständlich das erste Heer, mit einem Generalstab, der überhaupt unnachahmlich ist, und neuerdings hat er auch eine Marine, die die englische zwar noch nicht an Größe erreicht, ihr aber an Güte des Personals und der Schiffe mindestens gleichkommt — von geringern Konkurrenten gar nicht zu reden. Und woher weiß er das alles? Nun, das sagen ja doch seine Feinde selbst! Denn jede lobende Übertreibung, die draußen eine Zeitung ihren Landsleuten vorhält, um anzuspornen und aufzustacheln, wird bei uns für bare Münze genommen und getreulich ins Guthaben eingetragen. Daß auf der andern Seite irgend ein Mißgeschick, das dem Nachbarn passiert, bei uns in der Regel in der Tonart „So etwas ist bei uns Gott sei Dank nicht möglich" besprochen wird, folgt daraus fast von selber. Dieser Weg führt aber nach Jena.

Die großen Vereine, die sich die Erziehung des Deutschen für seinen Weltberuf zum Ziele gesetzt haben, begegnen da einer schweren und dem Anschein nach undankbaren Aufgabe. Es gilt zwar auch, das Volk auf das hinzuweisen, was es erreichen soll, und ihm — aber ohne Ruhmrederei — zu zeigen, wie weit es mit dem, was es kann, schon ist. Aber in diesem Sattel beginnt der Deutsche schon sich mit Behagen selber zurechtzufinden. Wichtiger ist es, bei ihm die Kenntnis von dem zu gründen, was andre schon vor ihm und zum Teil für ihn geleistet haben, das Verständnis besonders für die großartige Arbeit zu erwecken, die England aus eigner Kraft schon seit vielen Jahren in allen Teilen der Erde bewältigt hat, und ihn Anschauungen und Charakter anders entwickelter und anders gearteter Völker verstehn zu lehren. Das Wichtigste aber ist, daß der Deutsche lerne, zwar auf sich selbst vertrauend, aber kühl zurückhaltend und mit der Summe von Selbstzucht, die man im Privatleben „gesellschaftlichen Schliff" nennen würde, im Kreise der Völker aufzutreten. O. F.

Die „kleine orientalische Frage," die makedonische, scheint — man muß gerade über sie ja mit der größten Vorsicht kalkulieren — sich ein wenig günstiger gestalten zu wollen. Nicht, als ob der Konferenz Lamsdorff-Goluchowski eine besondre Bedeutung beizulegen wäre (dieser unsrer Ansicht gibt auch das von Wien aus prompt erfolgte Dementi des Reformprogramms der „Nowoje Wremja" Recht), sondern die Türkei scheint sich auf den allgemeinen Druck der Mächte hin endlich zur Einleitung tatsächlicher, nicht wie bisher nur papierner Reformen genötigt zu sehen. Aus Konstantinopel kam die sehr bemerkenswerte Meldung, daß an Stelle des altersschwachen Said Pascha der Präsident der erst kürzlich eingesetzten Kommission für makedonische Reformen, Ferid Pascha, zum Großvezier ernannt worden ist.

Die Reform soll also — sehr richtig — am Goldnen Horn selbst beginnen, und zwar an Haupt und Gliedern. Denn in der Wahl des neuen Großveziers muß ein Wechsel nicht nur in der Person, sondern auch im System gesehen werden. Das geht aus der dem Kenner der Verhältnisse in Yildiz Kiosk nicht unbekannten Tatsache hervor, daß Ferid, obwohl er bei der fast allmächtigen Palastpartei nichts weniger als beliebt ist, jetzt die Oberleitung der türkischen Politik erhalten hat — nur weil er eben seinem Charakter, seinen Anschauungen und Kenntnissen nach den Vertretern der fremden Kabinette besonders genehm ist. Dieser Bruch des unheilvollen christenfeindlich-reaktionären Einflusses der Hofclique, die das in seiner Allgemeinheit manchen sympathischen Zug aufweisende türkische Volk oft genug im abendländischen Urteil diskreditiert hat, ist nicht nur aus politischen Gründen erfreulich.

Es fragt sich allerdings, wie lange Ferid Pascha auf seinem hohen Posten verbleiben wird, wenn die Mächte nicht dauernd die Verfolgung des makedonischen Reformplanes scharf im Auge behalten. Für näher absehbare Zeit ist diese Möglichkeit ja ziemlich ausgeschlossen, und wenn unter dem neuen Großvezierat nach den Reformplänen auch die entsprechende Gesetzgebung und administrative Neuregelung mit Beschleunigung und Ernsthaftigkeit ins Werk gesetzt würde, so könnte für Makedonien schon etwas Positives herauskommen.

Vorläufig ist nur das Reformprogramm der Hohen Pforte leider ganz lückenhaft und unzulänglich, indem es teils „Neuerungen" treffen will, die längst Gesetz sind oder sein sollen (z. B. die Hinzuziehung von Christen zu gewissen Gerichts- und Verwaltungskörperschaften), und indem es ferner nebensächliche Dinge betont, die wichtigsten hingegen — hic haeret aqua — mit Schweigen übergeht! So die Praxis der Eintreibung des „Zehnten," der Abgabe, die die christlichen Bauern, die „Rajah" (d. h. türkisch „Herde"), nachdem sie an die muselmännischen Beys und Agas, die Grundbesitzer, ein Drittel ihres Gewinns entrichtet haben, noch an die Regierung steuern müssen. Diese zieht den Zehnten nicht etwa durch ihre Organe nach sachgemäßer Veranschlagung oder gar nach Selbsteinschätzung der Zensiten ein, sondern sie vergibt das Recht der Steuereinziehung für die einzelnen Bezirke in förmlicher Auktion wieder an die moslemitischen Herren, die meistenteils die Muftis der betreffenden Bezirke sind. Wer aber den von den „Rajah" zu entrichtenden Zehnten abzuschätzen hat, ist kein Geringerer als der — Feldhüter, der natürlich ganz im Sinne des genannten Gestrengen „abschätzt" — par ordre du Moufti! ... Da ist es denn nichts weniger als eine Ausnahme, daß dem christlichen Bauern von dem türkischen Machthaber als „Zehnter" ein Drittel, die Hälfte oder auch alles von seinem verdienten Hab und Gut abgenommen wird.

Eine weitere brennende Frage, eine Quelle fortwährender schwerer Beunruhigungen, ja blutiger Vergewaltigungen der arbeitenden christlichen durch die weniger arbeitsame aber umso händelsüchtigere albanesische Bevölkerung und sogar durch Angehörige der Sarafowschen und Zontschewschen bulgarisch-makedonischen Komitees ist das Verbot des Waffentragens für die Christen, sowie die Nichtanerkennung der serbischen Nationalität in Makedonien und dem dazugehörigen Altserbien, obwohl die weitüberwiegende Mehrzahl der Bewohner dieser Gebiete, über $1^3/_4$ Millionen, serbischen Stammes sind! Es braucht auf die Unhaltbarkeit dieser Zustände wohl nicht besonders hingewiesen zu werden, da sie durch die blutigen Zusammenstöße in jenen Gegenden und die Massenflucht der Rechtlosen und Wehrlosen über die Grenze, die aller paar Tage der Draht meldet, genugsam illustriert wird.

Diese Mißstände sind es jedenfalls, die vor allem schleunige Abhilfe erheischen! Im übrigen wird wohl auf keiner der außenstehenden Seiten verkannt werden können — und zwar im Interesse des internationalen Friedens —, daß für die Gegenwart die Erhaltung des territorialen und landesherrlichen status quo, unter Einführung und Durchführung der oben betonten Verwaltungsreformen, der einzig und allein zu verfolgende Zweck jeder Vorstellung und sonstigen diplomatischen Aktion sein kann. Auf diese Reformen müßte allerdings mit allem Nachdruck gedrungen werden.

In der „Peterburgskija Wjedomosti" hat nun der russische Politiker Fürst **Uchtomski** dieser Tage einen Artikel veröffentlicht, der, wenn als nichts andres, so doch als beachtenswertes Symptom dafür anzusehen ist, daß die russische Politik wegen Makedoniens in der Tat ganz Positives im Sinne hat. Fürst Uchtomski gibt dem Wunsche Ausdruck, man möge in Deutschland einsehen, daß Rußland der Vergewaltigung christlich-slavischer Brüder in der Türkei nicht untätig zusehen könne, und er hofft, daß Deutschland den Russen wegen Makedoniens „in der nächsten Zukunft nicht eine bittere Enttäuschung bereiten werde, ähnlich der des Berliner Vertrags." Nun, das von dem russischen Politiker gewünschte deutsche „Einsehen" ist wohl schon vorhanden. Und auch eine „bittere Enttäuschung" wird Deutschland dem Nachbarn, mit dem es schon so lange in Frieden lebt, sicher nicht be-

reiten — wenn die russische Diplomatie bei der beabsichtigten Neuerung am Balkan weniger einseitig ist, als im Jahre 1878. Denn es muß jedem, der einiges politische Wissen und Gefühl hat, ohne weiteres einleuchten, daß der Präliminarfriede von Santo Stefano, der als russische Vormacht ein Bulgarien bis zum Ägäischen Meer und zum Pindos schaffen wollte, im Interesse des lokalen balkanischen wie des großen europäischen Gleichgewichts durch eben den Berliner Vertrag auf ein angängigeres Maß zurückgeführt werden mußte. (Vor allem wurde das Berliner Traktat jedenfalls nicht, wie es nach Fürst Uchtomskis obiger Äußerung scheinen könnte, insbesondre zu Deutschlands Vorteil, sondern in Berücksichtigung der berechtigten Interessen Österreichs und Englands geschlossen.) — Wenn die äußere Einwirkung auf Makedonien, zu der Rußland neuerdings die Initiative ergriffen hat, einen wirklichen, dauernden Erfolg haben soll, so kann dies sicher nur auf Grund eines Programms geschehen, das nach dem baren Grundsatz der Friedenstiftung, der Billigkeit und der Zweckmäßigkeit aufgestellt ist. Nur dann kann ein friedlicherer Zustand gesichert werden, wenn man davon ausgeht, daß allein die gerechte Abwägung der nationalen und der damit verbundnen religiösen Interessen der Makedonier die Besserung zustande bringt. Und da müßte (nach der Reformierung der Steuererhebung und des Waffentragens) zunächst an den Vorgang von Üsküb angeknüpft werden, wo nach langem Ringen um die Gleichberechtigung, und nachdem sich König Alexander selbst seinerzeit an den ökumenischen Patriarchen gewandt hatte, die Serben endlich in dem Metropoliten Firmilian ihrer starken Seelenzahl entsprechend ein Oberhaupt *ihrer* Kirche erhielten. Ganz abgesehen von der Suprematie der türkischen Bevölkerung sind ja die Rechtsverhältnisse auch innerhalb der andern Nationalitäten in Makedonien nichts weniger als ausgeglichen.

Es verlautete, daß Graf Lamsdorff in Wien dem Grafen Goluchowski vorgeschlagen habe, daß Rußland in Behandlung der makedonischen Frage Bulgarien, Österreich dagegen Serbien als besondre „Interessensphäre“ betrachte. Denselben Vorschlag hat schon Graf Murawiew bei der vorigen sogenannten Entente dem österreichischen Kollegen gemacht — der auch diesesmal auf diese Zweiteilung aus guten Gründen *nicht* eingegangen sein dürfte. Mit einer solchen Diplomatie wird die Lösung des makedonischen Problems ja kaum angebahnt ohne die Gefahr, daß sich Gegensätze entwickeln, die sich mit der Zeit zuspitzen müßten und Makedonien mehr schaden als nutzen würden.

Nur praktisch und *schrittweise* kann etwas erreicht werden. Das ist wohl auch die deutsche Anschauung. Und Deutschland hat Grund hierzu. Denn wenn, wie Graf Bülow im Dezember 1898 betonte, Deutschland auch „keine direkten politischen“ Interessen auf dem Balkan hat, so wachsen doch stetig unsre dortigen Handelsinteressen. In der serbischen Einfuhr z. B. steht Deutschland heute schon an zweiter Stelle, und deutsches Kapital ist in dortigen Unternehmungen vielfach beteiligt. Wie nötig aber gerade in unsern Tagen der Hochkonkurrenz gute Absatzmärkte und Ausbeutungsgebiete sind, das bedarf wohl keines Nachweises.

Fritz von Briesen

Die Noranarrheit. Bei den wahnsinnigen Vorkommnissen unsrer Zeit ist es Pflicht, immer wieder laut und öffentlich zu sagen, daß Literaturerzeugnisse nach Art von Ibsens Nora Gift sind. Nach Werthers Beispiel erschießen sich einige Dutzend liebesieche Jünglinge. Der Schaden ist nicht groß; die Welt verliert nichts an angehenden Männern, die keinen Schmerz aushalten. Vielleicht verlieren auch Kinder nichts an einer Mutter, die sich durch eine Noraaufführung verleiten läßt, von ihnen fortzulaufen; aber hier liegt der Schaden darin, daß in einem von Noraphantasien vergifteten Milieu das reine und strenge Pflichtgefühl, dessen eine Mutter bedarf, überhaupt nicht entstehn kann. Goethe war ohne Schuld. Als Jüngling hat er den Werther geschrieben, um sich von seiner krankhaften Stimmung zu befreien, und ohne an die möglichen Folgen des Buches zu denken, die ihn, als sie dann eintraten, nicht wenig verdrossen. (Lessing hatte gleich gesagt, so etwas dürfe

man nicht veröffentlichen, ohne durch einen kühl verständigen Epilog etwaigen schlimmen Wirkungen vorzubeugen.) Anders steht es bei Ibsen, der in seinen Problemdramen Stimmungen, die er selbst nicht haben konnte, künstlich konstruiert hat, und der als erfahrner, gereifter Mann über die Wirkungen, die sie ausüben mußten, nicht im Zweifel sein konnte.

Zoten und Cynismen, wie sie die ältern großen Dichter nicht verschmäht haben, verwirft unsre feine Zeit als roh und unsittlich, aber die Moral schädigen sie nicht, weil sie das sittliche Urteil weder fälschen noch verwirren, noch die sittliche Empfindung abstumpfen, wie es der Jesuitismus mancher modernen Romane und Dramen tut. Wenn Shakespeare Dirnen einführt, so sucht er uns nicht zu überreden, es seien unverstandne edle Seelen, und wo er das Liebesproblem ernsthaft behandelt, weicht er nicht einen Schritt breit vom Boden der natürlichen Moral. Zwischen Romeo und Julia steht nichts als die unvernünftige und unsittliche Feindschaft ihrer Familien; indem sich die Liebenden vereinigen, verletzen sie keine Pflicht und niemands Recht, und sie genießen einander nicht eher, als bis sie vor dem guten Pater Lorenzo Gatte und Gattin geworden sind. Der Goethe, der die Römischen Elegien geschrieben und gelebt hat, war nicht verheiratet, und er schädigte keinen Menschen. Denn wo er verzichtet hätte, würde ein andrer genossen und noch dazu karger gezahlt haben als „der freie rüstige Fremde." In den Wahlverwandtschaften läßt er schon den in Gedanken begangnen doppelten Ehebruch die Schuldigen tragisch büßen.

Die Verbreitung von Literaturgift kann in unsrer Zeit nicht verhindert werden, darum müssen die Seelen gegen seine Wirkungen gestählt werden. Eine verständige Mutter von fünf Kindern hat ja, wenn sie nicht zu ihrem Unglück sehr reich oder sehr vornehm ist, keine Zeit, ins Theater zu laufen und verrückte Romane zu lesen; befähigt sie ihr Bildungsgrad dazu, so wird sie Pestalozzi und Herbart, die modernen Physiologen, Psychologen, Hygieniker studieren. Wenn aber ein Mädchen unsre Lazarettstücke liest — Goethe gebraucht den Ausdruck —, deren Helden Seelenkrüppel sind, so sollen ihm Vater und Mutter den Epilog dazu halten, etwa in folgender Weise:

Laß dich nicht irre machen durch Redensarten wie „Lebe dich aus! Wage, du selbst zu sein! Rette deine Persönlichkeit!" und wie die neuen Gebote sonst heißen. Den Rechten gehn allemal die Pflichten voran, und deine Rechte geltend zu machen mit Verletzung deiner Pflichten, ohne Rücksicht auf die begründeten Ansprüche andrer, dazu hast du schon darum nicht das Recht, weil du ohne die andern nichts bist und nichts vermagst, nicht eine Woche lang dein physisches Leben zu fristen, geschweige denn als Kulturmensch zu leben vermagst. Du kannst dich des Morgens nicht ankleiden und dein Frühstück nicht verzehren, ohne daß sich eine Menge Menschen für dich abgemüht haben. Die Arbeiter und die Arbeiterinnen der Spinnereien, der Webereien, der Seidenmanufakturen, die armen Nähterinnen, die braunen und die schwarzen Sklaven und Kulis der Kaffee- und der Baumwollenplantagen, die Heizer und die Kohlenzieher der Transportdampfer, die die Kolonialwaren nach Europa bringen, die Zugführer, Heizer, Weichensteller, Rangierer, Telegraphisten der Eisenbahnen, die sie von Hamburg und Bremen oder von Triest ins Innere befördern, die Bäcker, die des Nachts dein Weißbrot backen, die Töpfer, die dir deinen Kochofen und die Heizöfen gesetzt, die Handwerker, die dein Haus gebaut und deine Wohnung behaglich ausgestattet haben, die Bergleute, die im Dunkel und in der Bruthitze des tiefen Schachtes mit Lebensgefahr für dich Kohlen gehauen haben, sie alle führen kein sehr vergnügliches Leben. Manche erleiden die halbe, manche die ganze Hölle. Alle müssen sich plagen, und die meisten wären froh, wenn sie es zu dem Grade von animalischem Behagen brächten, unterhalb dessen seelische Bedürfnisse gar nicht zu entstehn pflegen. Regen sich dennoch solche, so fragt kein Mensch danach, ob sie befriedigt werden können; ob der Arbeiter geistige Anregungen und eine angenehme Unterhaltung hat, und ob die Temperatur seines Familienkreises zu warm oder zu kalt ist. Gar oft ist sie ungemütlich heiß, denn Überarbeit, Entbehrungen, Verdruß und immerwährende nagende Sorge um

die Existenz erzeugen im Mann und im Weib eine erbitterte Stimmung, die sich in Zank und gegenseitigen Mißhandlungen Luft macht. Und alle diese Leute — was sind gegen ihre wirklichen Leiden die eingebildeten einer Nora? — müssen aushalten in ihrer unbequemen Lage, wenn sie nicht in den Sumpf des Lumpenproletariats versinken wollen. Die Forscher aber, deren Ergebnisse erst in Technik umgesetzt werden mußten, ehe die oben aufgezählten Handarbeiter ihr Werk beginnen konnten, würden ihre staunenswerten Leistungen nicht vollbracht haben, wenn sie ihre Zeit und Kraft mit Liebeständelei und Grillen vertrödelt hätten. Keinem dieser vielen Menschen, die sich für dich abgemüht haben, kannst du deine Schuld bezahlen, denn du kennst sie alle gar nicht. Statt ihrer hast du die Menschen deines Pflichtenkreises, dem du treu zu bleiben hast, auch wenn er dich drückt. Wollte jeder fortlaufen, den seine Pflichten drücken — du lieber Himmel, wie würde es da aussehen in der Welt! Ausgenommen die Ledernen und die Hölzernen, die Stumpfsinnigen und die ganz Rohen gibt es keinen Menschen, den nicht Ärgernisse in der Familie, im Amt, im Geschäft manchmal zur Verzweiflung brächten, sodaß er ausruft: Ich halts nicht länger aus, ich laufe fort! Der Vernünftige läuft aber nicht fort, sondern fügt sich — je nachdem betend oder fluchend — ins Joch und schleppt den Pflichtkarren weiter. Wenn die Körper, sagt Leibniz, nicht die Eigenschaften der Trägheit und der Widerstandskraft hätten, wenn jeder kleinste Körper seine Bewegung durch einen Stoß jedem größten mitteilte, so käme statt des Kosmos ein Chaos heraus. Dasselbe gilt von der sozialen Welt. Alle soziale Ordnung beruht darauf, daß jeder durch das Schwergewicht seines Pflichtgefühls und seiner die Interessen abschätzenden vernünftigen Überlegung an seine Stelle gefesselt und in seiner Funktion erhalten wird. Wenn jeder widerstandslos jedem Antrieb eines Gelüstes, einer Laune, einer Phantasie, eines eingebildeten Bedürfnisses folgte, dann käme kein Eisenbahnzug und kein Brief an, bekäme kein Beamter seinen Gehalt, kein Arbeiter seinen Lohn, würde keine Stadt mit Lebensmitteln versorgt, käme es zu keinem Hausbau und überhaupt zu keinem geordneten Zusammenwirken für irgend einen friedlichen oder kriegerischen Zweck.

Ausnahmen müssen zugelassen werden, denn jede Verpflichtung hat, wie alles in der Welt, ihre Grenze. Wenn eine Frau furchtbare körperliche Mißhandlungen zu erdulden hat, so darf sie fliehen — nur nicht mit einem Liebhaber. Sprengt ein Genie die Fesseln einengender Familien- oder Amtspflichten, um an eine Stelle zu gelangen, wo es sich entfalten kann, so wird ihm das Urteil der Nachwelt nicht allein Pflichtverletzungen, sondern vielleicht sogar Verbrechen verzeihen, wenn seine Leistungen — große Kunstwerke oder große Taten — bewiesen haben, daß er nicht eitler Einbildung, sondern wirklich einem göttlichen Ruf gefolgt ist. Aber Schäferstündchen mit einem lieben hübschen Kerl sind weder Kunstwerke noch Großtaten. K. J.

Kantoreigesellschaften. Es trifft sich gut, daß gerade jetzt eine Schrift*) erschienen ist über einen Gegenstand auf dem Gebiete der Musik, der in Nr. 34 der Grenzboten von 1902 S. 409 (Musikalische Zeitfragen) kurz erwähnt worden und manchem Leser vielleicht unverständlich geblieben ist. Das sind die Kantoreien des alten Kursachsens, Laienchöre, die zur Hebung des Gottesdienstes in der Reformationszeit gegründet worden sind und in ihren Resten zum Teil noch heute fortbestehn.

Die Geschichte dieser Gesellschaften ist im vorliegenden Buche zum erstenmal im Zusammenhange auf Grund urkundlicher Forschungen behandelt worden und verdient schon mit Rücksicht auf die in den erwähnten „musikalischen Zeitfragen" aufgedeckten Mängel der Musikpflege die Beachtung weiterer Kreise.

Das Heimatland der Kantoreien, sagt der Verfasser, ist Sachsen und Thüringen, das schöne Stück deutschen Landes, das ein sangesfrohes Völkchen und eine große Zahl hochbegabter Komponisten hervorgebracht und beherbergt hat, das in der Ge-

*) Geschichte der Kantoreigesellschaften im ehemaligen Kurfürstentum Sachsen von Arno Werner (Bitterfeld). (Neuntes Beiheft der Publikationen der internationalen Musikgesellschaft.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 84 Seiten. 3 Mark.

schichte der Musik eine führende Rolle von den Zeiten der Reformation bis zum Tode des großen Sebastian Bach gespielt hat. Die Kantoreien im Sinne der Wernerschen Schrift sind freiwillige Sängergesellschaften von Bürgern und Schülern, die in Städten entstanden, wo es deutsche Schulen gab, oder wo die lateinischen Schulen wegen der geringen Zahl von Männerstimmen den religiösen und künstlerischen Bedürfnissen nicht genügten: zum Unterschied von bezahlten Berufssängern an Fürstenhöfen und von Schülerchören der gutbesuchten Lateinschulen, die ebenfalls beide Kantoreien genannt wurden. Über die Entstehung der hier gemeinten Kantoreien gehn die Meinungen auseinander; denn während man einerseits die alten Meistersingerzünfte und die Stadtpfeifergilden als Vorbilder bezeichnet, ist man auf der andern Seite geneigt, die Kalandsbrüder, diese bekannten religiösen Gilden des Mittelalters, als den Ursprung der Kantoreien anzunehmen. Zu dieser Ansicht neigt auch der Verfasser, und er sucht sie an der fast sechshundert Jahre alten Kantorei in Delitzsch sowie an den ebenfalls alten Gesellschaften in Chemnitz, Döbeln und Oschatz zu begründen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß es sich um Nebengründungen der Kalandsbrüderschaften handle, da die Kalandsherren auch in künstlerischer Beziehung vielfach anregend und fruchtbringend gewirkt hätten und in Delitzsch im Jahre 1440 zu einer neuen Bruderschaft zusammengetreten seien, die mit den Schulknaben den Sängerchor der Kirche gebildet hätte.

Die erste Blütezeit der Kantoreien fällt in die Jahre von 1530 bis 1618, und da Luther selbst von der Musik viel verstand und sie liebte, so ist man geneigt, die kursächsischen Kantoreien mit auf seinen Einfluß zurückzuführen, zumal da gerade die wittenbergische Kantorei als die eigentliche Stammkantorei und als eine Art Hochschule der Kirchenmusik für ganz Sachsen angesehen wurde. Ein wirklicher Beweis für Luthers persönliche Einwirkung kann jedoch weder für die Wittenberger noch für die Torgauer Kantorei erbracht werden, wenn auch feststeht, daß jene in seinem Hause gesungen, und daß er diese in der zweiten Visitation unter seinem Vorsitz 1534 besonders erwähnt hat, nachdem er schon die 1529 eingegangne kurfürstliche Kantorei in Torgau eines Lobes gewürdigt hatte. Keinesfalls waren die Reformatoren den Gesellschaften abgeneigt, aber sie hatten noch zu viel mit den äußern kirchlichen Verhältnissen bei ihren Visitationen zu tun, als daß sie tatkräftig hätten eingreifen können. Das überließen sie den Städten selbst, und die Stadtkasse bewilligte denn auch vielfach die Mittel zur Anschaffung des Notenmaterials, soweit die Kirchenkasse dafür nicht aufkam. Allmählich verbreiteten sich die Kantoreien von Wittenberg aus über das ganze alte Kursachsen, sodaß im Königreich Sachsen 91, in der Provinz Sachsen, hauptsächlich also in den jetzigen Kreisen Delitzsch, Bitterfeld, Torgau, Wittenberg, Schweinitz und Liebenwerda 26, und in den angrenzenden niederlausitzer Städten 8 Kantoreigesellschaften nachweisbar sind. Selbstverständlich gab es schon damals, wenn Deutsche zu einem Verein zusammentraten, die üblichen Vereinssatzungen, und so hatten auch die Kantoreien sämtlich ihre eignen Kantoreiordnungen; es gab Ehrenmitglieder, Nichtsänger, Vorsitzende und Protokollführer, und die Satzungen bedurften der Bestätigung des Superintendenten oder Pfarrers, der damit meistens zugleich an der Spitze und dem Kantor zur Seite stand. Alle Standesunterschiede der Mitglieder fielen weg, die Honoratioren nahmen ebenso an der Gesellschaft teil wie die Handwerker und die Bürger, schon um sich, wie Werner meint, ein pomphaftes Begräbnis zu sichern. Der Grundstock der mitwirkenden Sänger waren jedoch überall die Schulmeister mit dem Kantor, dem Organisten und dem Stadtpfeifer, weil diese musikverständig waren. Sie übten die Chorgesänge zum Hauptgottesdienste ein, sangen allsonntäglich oder einen Sonntag um den andern und hatten an größern Festtagen, deren es zwanzig gab, Figuralmusik vorzuführen. Daneben verherrlichten sie durch ihren Gesang die Hochzeitsfeiern der vermögenden Bürger und geleiteten deren Tote mit Gesang zu Grabe. Aus allen diesen Verrichtungen, sowie für das Verleihen von Leichengeräten, Bahren usw. erwuchs der Kantorei eine gute Einnahme, und es ist deshalb nicht auffallend, daß sie allmonatlich ein Liebesmahl abhielt, woran

auch die Frauen der Sänger teilnehmen durften. Daneben gab es einmal im Jahre eine Hauptversammlung — das convivium —, wobei es nach der Erledigung des geschäftlichen Teils hoch herging. Der Verfasser druckt die Schilderung einer solchen Festlichkeit der Delitzscher Kantoreigesellschaft aus dem Jahre 1621 ab, die kulturgeschichtlich sehr beachtenswert ist.

Der Dreißigjährige Krieg machte vielen Kantoreien ein Ende, und als am 25. Juni 1630 das Jubelfest der Augsburgischen Konfession gefeiert wurde, hielt die Eilenburger Kantorei für längere Zeit eins ihrer letzten Konvivien. Wahrscheinlich beschenkte nach Werners Ermittlungen bei dieser Gelegenheit der dortige Senior der Gesellschaft, Archidiakonus Martin Rinckart, seine Sangesbrüder mit dem unsterblichen Tischliede: „Nun danket alle Gott," das also nicht erst, wie man öfter liest, im Jahre 1648 beim Friedensschlusse zum erstenmal vom deutschen Volke gesungen worden ist. Als dann ruhigere Zeiten eingetreten waren, regten sich auch die Kantoreien wieder, aber es trat allmählich eine Scheidung in vornehmere, nicht singende Mitglieder und in ausübende Sänger ein, wobei diese nur zu bald in eine untergeordnete Stellung gedrängt wurden, sodaß die Konvivien nicht selten mit Zank und Streit endigten. Dazu kam, daß der frühere Gesang der Kantorei durch Einführung der Instrumentalmusik, durch vermehrtes Orgelspiel und durch den Gemeindegesang immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Man sang deshalb schon längst nicht mehr aller Sonntage und hatte Sorge um die Beschaffung der Noten und Instrumente, da die Stadtkassen mit ihren Zuschüssen zurückhielten, und auch die sonstigen Einnahmequellen nicht reichlich flossen. Trotzdem bleibt den Kantoreien dieser Zeit das Verdienst, fast ausschließlich deutsche Musik gepflegt zu haben, während die Hofkapellen in Weißenfels, Dresden, Zeitz und Querfurt die italienischen Tonsetzer bevorzugten, und deutsches Wesen überhaupt mit Füßen getreten wurde.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gingen die Kantoreien infolge des herrschenden Pietismus und des spätern Rationalismus zu Grunde. Den Pietisten galt jede Äußerung der Lebensfreude als ein sündhafter Greuel, sie verabscheuten deshalb auch die Kunstmusik und vernichteten damit die reiche Musikpflege in Sachsen; ihrer Meinung nach „zerstreute das künstliche Getöse die Sinne mehr, als es zur Innigkeit und Inbrünstigkeit erweckt und vereinigt." Erst als im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der zwei- und dreistimmige Gesang in den Männerchören und Liedertafeln angebahnt wurde, als sich das einfache deutsche Lied durch Goethe und die Hainbunddichter überall in deutschen Landen Geltung verschaffte, als die kühnen Freiheitsdichter Arndt, Körner und Schenkendorf ihre vaterländischen Weisen erschallen ließen, da fanden sich auch einzelne Kantoreigesellschaften zu neuer Tätigkeit zusammen, namentlich als nach dem Wiener Frieden der Kurkreis an Preußen fiel, und die preußische Regierung den Kantoreien wohlwollendes Verständnis entgegenbrachte. Jedoch die überall aufblühenden Männergesangvereine mit ihren freiheitlichen Anschauungen sagten den Bürgern mehr zu, als die von der Geistlichkeit beaufsichtigten Kantoreien mit ihren Zwangsordnungen; sie führten deshalb nur ein kümmerliches Dasein, und wo sie noch gegenwärtig bestehn, da werden sie entweder von weltlichen Gesangvereinen im Chorgesange unterstützt, oder sie pflegen selbst neben der geistlichen auch die weltliche Chormusik und sind dadurch einfache Gesangvereine geworden.

R. K.

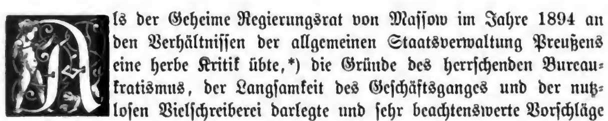


Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Zur Reform der preußischen Verwaltung

Von Carl Klonau



Als der Geheime Regierungsrat von Massow im Jahre 1894 an den Verhältnissen der allgemeinen Staatsverwaltung Preußens eine herbe Kritik übte,*) die Gründe des herrschenden Bureaukratismus, der Langsamkeit des Geschäftsganges und der nutzlosen Vielschreiberei darlegte und sehr beachtenswerte Vorschläge für eine Reform machte, da hat der Schreiber dieses Aufsatzes und mit ihm vielleicht mancher Wohlmeinende geglaubt, daß diese Anregungen die Veranlassung zu zeitgemäßen Verbesserungen geben würden. In einem Aufsatze der Grenzboten wurde damals sogar gesagt, daß die Gesellschaft von allen guten Geistern verlassen sein müßte, wenn sie an diesem Buche stumpfsinnig vorüberginge. Es ist aber alles beim alten geblieben, nicht einmal der Versuch ist gemacht worden, die preußische Verwaltung den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Die Klagen über die Mängel dieser Verwaltung sind allerdings niemals verstummt, von Zeit zu Zeit gelangen sie in die Presse, aber im allgemeinen beschäftigt man sich nur wenig mit diesen Dingen, die doch eigentlich jeden angehn. Das Publikum erträgt es geduldig, wenn es wochen-, oft monatelang auf einen Bescheid warten muß. Während alles vorwärts drängt, das Leben sich immer intensiver gestaltet, und Zeitersparnis auch bei uns Geld bedeutet, nimmt man es ruhig hin, daß die Staatsverwaltung als ein Anachronismus fortbesteht, als ob das so sein müßte. Im Parlament haben allerdings einige Abgeordnete mehrfach auf die Notwendigkeit einer Reform hingewiesen, besonders Freiherr von Zedlitz ist für eine weitgehende Dezentralisation eingetreten, aber mit besonderm Nachdruck ist auch das nicht geschehn, und jedenfalls hat es keinen Erfolg gehabt. In Preußen sind bisher alle Impulse vom Königtum ausgegangen, die preußischen Könige aber, deren Vorfahren die Verwaltung geschaffen und groß gemacht haben, sind seit einem Jahrhundert etwa neben ihrer vornehmsten Aufgabe, der Sorge für die Wehrhaftigkeit des Volks, durch die Politik und die Fülle von Pflichten, die an sie herantreten, so in Anspruch genommen, daß die Beziehungen zwischen dem Monarchen und der Verwaltung

*) von Massow, Reform oder Revolution, Kap. VII.

nicht mehr so eng sind wie früher. Unser Kaiser hat bei allgemeinen Notständen, großen Streiks und andern Anlässen mit der Tatkraft, die ihn auszeichnet, eingegriffen, aber die gleichmäßige Aufsicht fehlt doch, und das wirkt auf die Verwaltung sehr ungünstig ein! Der Einfluß der Minister ist größer geworden, diese aber finden neben ihren vielen dienstlichen und repräsentativen Pflichten, wie es scheint, nicht die Zeit, sich mit der Reorganisation der Verwaltung zu beschäftigen. Einfach und angenehm ist diese Aufgabe auch in der Tat nicht, sie würde auch zudem eine gemeinsame Aktion sämtlicher Minister voraussetzen, da jeder nur für sein Ressort zuständig ist, und diese Einheitlichkeit wäre wieder ohne bestimmte Anweisung des Monarchen schwer zu erreichen. Dazu kommt noch, daß die Minister oft nur kurze Zeit im Amte bleiben, daß mancher gehn muß, wenn er eben angefangen hat, sich einzuarbeiten. Seit dem Abgange des Herrn von Puttkamer im Sommer 1888 haben wir in Preußen den sechsten Minister des Innern, die durchschnittliche Lebensdauer betrug also noch nicht zweieinhalb Jahre, und es kann nicht anders sein, als daß durch einen so häufigen Wechsel die Verhältnisse der Verwaltung empfindlich beeinflußt werden. Jeder Minister bringt andre Grundsätze mit, keiner findet Zeit, sie durchzusetzen, und das einzig Beständige sind die bureaukratische Verwaltungsmethode und die Vielschreiberei.

Und doch muß Wandel geschafft werden. Das hat kürzlich auch Regierungsrat Lotz, Mitglied des Abgeordnetenhauses, mit Nachdruck in einem Aufsatze betont, der in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft erschienen ist. (XVI. Jahrgang, 1. Heft.) Lotz hat die Grundzüge zu einem Gesetzentwurf ausgearbeitet, und im Anschluß an die von ihm und früher von Massow gemachten Vorschläge möge es erlaubt sein, auf die Ursachen der in der Verwaltung bestehenden Übelstände und auf die für ihre Beseitigung anzuwendenden Mittel näher einzugehn.

Über die Ursachen kann kaum ein Zweifel bestehn. Im Jahre 1821 arbeiteten in den neun preußischen Ministerien 10 Unterstaatssekretäre und Direktoren und 76 Vortragende Räte. Im Jahre 1901 waren 18 Unterstaatssekretäre und Direktoren, 140 Vortragende Räte und 53 Hilfsarbeiter vorhanden, ihre Gesamtzahl ist also in achtzig Jahren von 86 auf 211 gestiegen. Die Ministerien haben einen Umfang angenommen, den weder die Minister noch die Unterstaatssekretäre und Direktoren vollkommen zu übersehen vermögen. Verschiedne Ministerialabteilungen, sagt Massow, stehn sich mitunter kaum näher als Cis- und Transleithanien. Daraus ergibt sich eine große Selbständigkeit der einzelnen Referenten. Daß in den Ministerien ungewöhnlich viele tüchtige Männer arbeiten, wird niemand leugnen, aber die meisten kommen schon in jüngern Jahren in ihre Stellung, und ein großer Teil von ihnen hat niemals Gelegenheit gehabt, die Kreis- und die Gemeindeverwaltung gründlich kennen zu lernen und zu beobachten, wie die vielen gutgemeinten Anordnungen, die von oben kommen, in der untersten Instanz wirken, wie viel überflüssige Arbeit aufgewandt werden muß, um die fast täglich eingehenden Anfragen zu beantworten. Sind die Herren aber in einem Ministerium, so kommen sie nicht wieder heraus. Regierungspräsidenten werden nur wenige, da für diese

Stellungen auch viele andre Beamte in Betracht kommen, Oberregierungsräte können sie nicht werden, da diese Räte vierter Klasse sind, und die Stellung des Oberpräsidialrats scheint für Vortragende Räte keine Anziehungskraft zu haben, was wohl damit zusammenhängt, daß bei ihr die sichere Aussicht, Rat zweiter Klasse zu werden und im Gehalt aufzusteigen, wegfällt. So bleiben die Räte der Ministerien bis an ihr Lebensende in demselben Amte, haben nie mehr Gelegenheit, die wechselnden Bedürfnisse des Lebens kennen zu lernen, und sind für ihre Beurteilung auf die bei ihnen eingehenden Berichte angewiesen, die eben doch nur ihr eignes Referat berühren. Daran ändern gelegentliche Dienstreisen nicht viel, bei denen es sich auch nur um die Erledigung von Spezialfällen handelt. Nur sehr glücklich und vielseitig begabte Menschen werden sich bei dieser Art der Arbeit vor Einseitigkeit bewahren, die meisten erliegen der Gefahr, Spezialisten zu werden, und das Gesamtergebnis der Arbeit in der Ministerialinstanz ist der Bureaukratismus, über den so allgemein geklagt wird. Hier sitzt die Wurzel des Übels. Denn der auf Aktenarbeit angewiesene Referent glaubt sich nicht besser betätigen zu können, als indem er möglichst viele Sachen an sich zieht, verfügt und Berichte einfordert.

Wieviel ist nicht schon über die Verminderung des Schreibwerks geschrieben worden! Herr von Köller, der frühere Präsident des Abgeordnetenhauses, hat einmal erzählt, ein ihm bekannter Beamter habe einen ganzen Schrank voll Akten über die Verminderung des Schreibwerks. Vor einigen Jahren hat man sich dann aufgerafft und hat einige alte Zöpfe abgeschnitten, indem man anordnete, daß die bei Berichten bis dahin übliche Einleitungsformel und ebenso die Worte hochgeneigtest, gehorsamst, sowie die Titulaturen Hochwohlgeboren, Hochgeboren usw. wegfallen sollen. Diese erlösende Tat wurde dann vor allem Volke laut gepriesen. Es ist ja nun auch wirklich anerkennenswert, daß man auf diese Weise die Berichtsform vereinfacht und verbessert hat; wenn man aber geglaubt hat, durch diese Maßregel das Schreibwerk zu vermindern, so ist das doch eine große Überschätzung ihrer Bedeutung. Ob Hochwohlgeboren oder gehorsamst einigemal mehr oder weniger geschrieben werden, darauf kommt es nicht an, sondern allein darauf, daß möglichst wenig Verfügungen erlassen und möglichst wenig Berichte eingefordert werden. Man muß sich nur klar darüber sein, wieviel Arbeit jeder Bericht macht, der von einem Minister eingefordert wird. Vom Regierungspräsidenten geht er an den Landrat und von diesem an die unterste Instanz, den Amtsvorsteher oder Bürgermeister. Wenn es sich aber um Angelegenheiten allgemeiner Natur handelt, dann werden alle Regierungen, alle Landräte, Amtsvorsteher und Bürgermeister der Monarchie in Bewegung gesetzt, und vom Memel bis zum Rhein wird geschrieben, daß es eine Lust ist. Das ereignet sich aber nicht etwa von Zeit zu Zeit, sondern sozusagen alle Tage, denn jedes Spezialfach der Verwaltung hat sein Spezialzentrum in irgend einem Ministerium, und in dem einen oder dem andern gibt es immer etwas zu fragen oder anzuordnen. Trotz aller Zentralisation, sagt Massow sehr richtig, fehlt uns die zentrale Arbeit. Wollte man das Wesen unsrer Verwaltung mit drei Worten bezeichnen, so müßte man sagen: Spezialiter zentralisierter Spezialismus.

Welche Früchte diese Verwaltungsmethode zeitigt, über was für geringfügige und gleichgiltige Dinge oft berichtet werden muß, das sollte man kaum glauben. In manchen Verwaltungszweigen scheint man die Regierungspräsidenten nicht für fähig zu halten, nach allgemeinen Direktiven selbständig zu handeln, und behält der Zentralinstanz fast in allen Fällen die Entscheidung vor. So wächst das Schreibwerk, das man angeblich vermindern will, von Jahr zu Jahr, geschafft wird aber doch eigentlich sehr wenig, und wo es sich um organisatorische Fragen großen Stils handelt, da versagt der Verwaltungsapparat bisweilen vollkommen. Damit das nicht als Übertreibung angesehen werde, sei hier ein Beispiel angeführt. Auf dem Gebiete der Schulunterhaltung bestehn Zustände, die als geradezu unhaltbar bezeichnet werden müssen. Nicht nur in den einzelnen Provinzen, sondern auch innerhalb derselben Provinz ist die Unterhaltungspflicht sehr verschieden, überall aber so drückend, daß seit Jahren laute Klagen ertönen. In Schlesien sind die Verhältnisse ganz besonders schlimm, und hauptsächlich schlesische Abgeordnete sind es denn auch, die jährlich im Abgeordnetenhaus auf eine Neuregelung dieser wichtigen Materie dringen. Auch die Vertreter der konservativen Partei haben anerkannt, daß man auf diesem Gebiete nicht bis zum Erlasse des allgemeinen Schulgesetzes warten dürfe; die parlamentarische Lage ist also so günstig wie möglich. Der Minister hat denn auch die Notwendigkeit, die Schulunterhaltungslast gesetzlich neu zu regeln, unumwunden anerkannt, er und seine Räte erklärten aber jahraus jahrein, die Materie sei sehr schwierig, die Erwägungen seien noch nicht abgeschlossen; demnächst werde ein Gesetzentwurf vorgelegt werden. In diesem Sinne lautete auch die im Winter 1900/1901 abgegebne Erklärung. Der Sommer verging ungenutzt, und im Herbst 1901, nicht lange vor der Eröffnung der Session des Abgeordnetenhauses, erhielten dann die Provinzialbehörden Grundzüge zu einem Gesetzentwurf mit vielen Fragen zur Äußerung. Es wurde sehr eifrig darüber verhandelt und an den Minister berichtet, gehört hat man aber von der Sache nichts mehr. Sollte die an dem Entwurf geübte Kritik gar zu herbe gewesen sein? In Jahren war also im Ministerium die Angelegenheit nicht im geringsten gefördert worden, und jetzt ist man wohl wieder mit Erwägungen beschäftigt. Merkwürdig ist nur, daß sich die Abgeordneten immer wieder so hinhalten lassen. Auf andern Gebieten liegen übrigens die Verhältnisse nicht besser.

So ergibt sich also als Gesamtbild, daß die Ministerien mit einer Überfülle von Geschäften belastet sind, die die einzelnen Ressorts unübersehbar machen und zur Vielschreiberei führen, daß das Zusammenwirken der Ressorts und die Kontrolle der gesamten Staatsverwaltung durch das Staatsministerium erschwert sind, und daß durch dieses alles die gesetzgeberische und organisatorische Tätigkeit stark beeinträchtigt wird.

In den Provinzen wird die Verwaltung von den Regierungen geführt, da die Oberpräsidenten in den meisten Fällen nur Durchgangsinstanz sind. Bei den Regierungen liegen die Verhältnisse insofern günstiger, als sie dem um sie flutenden Leben niemals ganz entfremdet werden können, aber der Übelstände bleiben doch genug übrig! Der beste Teil der Zeit wird auch hier

mit unnützer Schreiberei hingebracht. Zunächst müssen die vielen Berichte an die Minister erledigt werden, und dann wirkt das Schreiben ansteckend. Auch hier werden überflüssige Berichte eingefordert, auch hier fehlt es nicht an Dezernenten, die das Bedürfnis fühlen, möglichst viele Sachen an sich zu ziehn. Das Spezialistentum blüht auch bei den Regierungen, und die Entscheidungen werden gar zu oft nur auf Grund der vorliegenden Berichte und der Akten getroffen. Weiter kommt bei den Regierungen der merkwürdige Übelstand in Betracht, daß bei ihnen nicht etwa zu wenig, sondern viel zu viel höhere Beamte beschäftigt sind. Es muß das einmal klar und scharf ausgesprochen werden. Im Jahre 1885 gab es 180 Regierungsassessoren, nach dem Verwaltungskalender von 1903 gibt es deren 580. Davon arbeiten 136 an Landratsämtern und 444 bei den Regierungen, den Oberpräsidien und an einigen wenigen andern Stellen. Da auch die Zahl der etatsmäßigen Stellen bei den Regierungen seit 1895 um etwa hundert vermehrt worden ist, so ergibt sich daraus eine sehr große Zunahme der bei den Regierungen beschäftigten Beamten. Daß die Geschäfte in entsprechendem Umfange gewachsen seien, ist ausgeschlossen, und es folgt daraus, daß bei den Regierungen sehr viel mehr Beamte beschäftigt sind, als dem Bedürfnis entspricht. Daß das tatsächlich so ist, davon kann sich jeder Unbefangne jeden Tag überzeugen. Die Mehrzahl der Dezernenten bei den Regierungen ist nicht voll beschäftigt, und es kommt oft vor, daß Beamte darum bitten, ihnen mehr Arbeit zu geben, daß aber dem Wunsche nicht entsprochen werden kann, weil diese Arbeit eben nicht vorhanden ist. Zu diesem Zustande hat es nur deshalb kommen können, weil sich um die Angelegenheiten der Verwaltung auch die nicht kümmern, die dazu berufen sind. In der letzten Zeit des Ministers von Puttkamer und besonders unter dem Minister Herrfurth war der Andrang zur Verwaltung sehr groß, weil man bis dahin sehr schnell zur etatsmäßigen Anstellung gelangte, die Regierungspräsidenten durften so viele Referendare in den Verwaltungsdienst übernehmen, als ihnen beliebte, und so wuchs die Zahl der Assessoren in wenig Jahren von 1885 bis 1892 sehr schnell von 180 auf 455, und bis 1895 auf 562. Als es zu spät war, beschränkte man die Zahl der Referendare, aber auch jetzt werden noch zu viel angenommen, und das Ergebnis ist eben, daß bei den Regierungen viel mehr Beamte sind, als nötig ist. Die notwendige Folge davon ist, daß die jüngern Beamten sehr schlecht besoldet werden, daß sie spät in eine etatsmäßige Stelle aufrücken (zur Zeit im elften Jahre nach dem Examen), und daß sie in den besten Jahren des Lebens keine ausreichende Beschäftigung haben. Die Gründlichkeit der Arbeit nimmt aber bekanntlich nicht zu, wenn das Arbeitspensum klein ist, wohl aber wird die Neigung zu unnützer Vielschreiberei gefördert.

Dazu kommt endlich ein Geschäftsgang, der geradezu ungeheuerlich ist. Massow hat nachgerechnet, daß jedes Stück vom Tage des Eingangs bis zu der Stunde, wo es wieder zur Post getragen wird, durch dreißig Hände geht. Für die Erledigung der einfachsten Sache sind unter diesen Umständen mehrere Tage nötig, denn vor dem dritten Tage nach der Präsentation kommt ein Stück selten zum Dezernenten, und ebensoviel Zeit ist nötig, bis es nach der

Erledigung wieder zur Post geht. Sind nun aber andre Mitglieder der Regierung als Kodezernenten beteiligt, und deren gibt es bisweilen zwei, drei oder gar noch mehr, so erhalten diese das Stück zuerst, und bei eiligen Angelegenheiten kommt es wohl vor, daß der Dezernent das eingegangne Gesuch so spät erhält, daß die Antwort gar nicht mehr rechtzeitig abgehn kann. Wird statt der urschriftlichen Erledigung durch den Dezernenten ein Sekretär mit der Bearbeitung beauftragt, hat die Kanzlei eine umfangreiche Abschrift anzufertigen, so entsteht ein weiterer Zeitverlust von vielen Tagen. Der Dezernent muß sich schon sehr viel Mühe geben, wenn er erreichen will, daß ein Stück am Tage der Erledigung oder wenigstens am folgenden Tage zur Post kommt. Dienststunden gibt es nicht für die höhern Beamten, und das ist gut, aber die den Einzelnen gewährte Freiheit wird doch auch oft mißbraucht; manche Beamte betrachten es als ihr angebornes Menschenrecht, zu einer Stunde auf die Regierungen zu kommen, wo der Vormittagsdienst erledigt sein müßte. Die Grundsätze des modernen Geschäftsverkehrs bestehn eben leider nicht bei preußischen Behörden, und daraus ergibt sich die Langsamkeit bei der Erledigung der Dienstgeschäfte, über die so oft mit Recht geklagt wird.

Bei den Landratsämtern ist der Geschäftsgang sehr viel einfacher und schneller, aber die Landräte werden an dem besten Teile ihrer Wirksamkeit durch die unselige Vielschreiberei gehindert. An sie kommen alle die vielen Anfragen aus den Ministerien, von den Oberpräsidenten und den Regierungen, sie müssen schreiben und immer wieder schreiben, um das Material zu liefern, das die obern Instanzen für die Abfassung ihrer Berichte gebrauchen. Die Landräte sollten alle wichtigen Angelegenheiten persönlich an Ort und Stelle erledigen, sie können das aber nicht, wenn sie durch die Schreibarbeit an das Bureau gefesselt sind, und schließlich werden auch von ihnen viele zu Schreiberseelen, die an die Amtsvorsteher und Bürgermeister verfügen und befriedigt sind, wenn ihnen berichtet wird, daß die Verfügung ausgeführt worden sei.

Das ist in großen Zügen das Bild, das die preußische Verwaltung bietet. Erfreulich ist es nicht. Lebendige Anschauung und Initiative fehlen, das Schreibwerk nimmt den größten Teil der Zeit in Anspruch, die Tätigkeit besteht im wesentlichen in der Verfügung und im Bericht. Daß es nicht so bleiben könne, ist denen, die sich um solche Dinge überhaupt noch kümmern, völlig klar, über den Weg aber, der eingeschlagen werden muß, die Verwaltung den Bedürfnissen der Zeit anzupassen, gehn die Anschauungen weit auseinander.

Freiherr von Zedlitz ist immer dafür eingetreten, den Schwerpunkt der Verwaltung in die Landratsämter zu verlegen, jedem Landrat einen Assessor beizugeben und ihn so von der Bureauarbeit zu entlasten. Regierungsrat Lotz sagt von den Regierungen sogar, daß sie sich überlebt hätten, und ruft ihnen zu: Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehn. Er schlägt vor, alle wesentlichen Befugnisse der Regierungspräsidenten in jeder Provinz an einem Punkte zusammenzufassen und an die Spitze der Provinz einen Statthalter zu stellen, dem ein Statthaltereidirektor, ein Oberregierungs-

rat und die erforderliche Zahl von Räten und Assessoren beigegeben werden. Unter dem Statthalter sollen nach Lotz folgende Behörden arbeiten: 1. das Provinzialschulkollegium, 2. der Oberschulrat für die bisher von den Regierungen bearbeiteten Unterrichtsangelegenheiten, 3. die Provinzialsteuerdirektion, 4. das Finanzkollegium für die Verwaltung der direkten Steuern, 5. das Domänen- und Forstamt, 6. das Landeskulturamt, auf das die Zuständigkeit der Regierungspräsidenten in Sachen der Landwirtschaft, der Meliorationen, der Wasserpolizei und des Deichwesens übergehn. Bei dem Landeskulturamt wird ein Spruchsenat eingerichtet, der an die Stelle der Generalkommission tritt, soweit diese eine rechtsprechende Tätigkeit ausübt, und außerdem ein zum Teil aus Laien bestehender Landeskulturrat, von dessen Zustimmung die Genehmigung von Genossenschaftsstatuten abhängt.

Als Organ des Landeskulturamts und als Meliorationsbehörden schlägt Lotz vor, Kreiskulturkommissionen zu bilden für Teile des Regierungsbezirks, auf die die Befugnisse der Spezialkommissionen, der Meliorationsbauinspektoren und auch die der Landräte in landwirtschaftlichen Angelegenheiten übergehn.

7. Die Strombaudirektion, 8. die Baudirektion für die staatlichen Bauangelegenheiten der Provinz, 9. das Medizinalkollegium, 10. der Kurator der Strafanstalten und Gefängnisse, 11. das Gewerbeschulkuratorium für die Leitung des gewerblichen Unterrichts, 12. das Fabrikaufsichtsamt für die Gewerbeinspektion in der Provinz.

Den Regierungspräsidenten sollen verbleiben die Landespolizei, die Aufsicht über die Kommunalverwaltung und die Gewerbepolizei.

Die Landratsämter bleiben unverändert, doch wird bei ihnen ein Kreisschulamt errichtet, auf das von den Regierungsabteilungen für Kirchen- und Schulsachen die Aufsicht über das Schulvermögen und die Schulgebäude, die Beschlußfassung über die Bildung neuer Schulbezirke, über den Umbau von Schulhäusern, die Errichtung neuer Lehrerstellen und das Lehrerbesoldungswesen übergehn.

Mindestens einmal im Jahre soll der Statthalter die Vorsitzenden der Provinzialbehörden und Regierungen zu gemeinsamer Erörterung der Verwaltungsangelegenheiten versammeln. Die Mitglieder dieser Behörden sollen nach Möglichkeit zugezogen, die Mitglieder des Provinzialrats, des Provinzialausschusses und der Landesdirektor können eingeladen werden.

Soweit die Vorschläge von Lotz. Er nennt sie einfach und erwartet von ihnen, daß die Ministerien, die man jetzt als Wasserköpfe bezeichne, ihrer ursprünglichen Aufgabe der Gesetzgebung und der Beaufsichtigung der Verwaltung zurückgegeben werden würden. In der Provinzialverwaltung aber werde alles, was man unter Bureaukratismus verstehe, dadurch beseitigt werden, daß zwischen den vereinfachten Behörden ein regelmäßiger mündlicher Meinungsaustausch stattfinden könne.

Dieser Optimismus von Lotz ist beneidenswert, aber teilen kann ich ihn nicht. Durch die Vereinigung so vieler Behörden unter einem Statthalter würde ein Wasserkopf allerschlimmster Art geschaffen werden. Wenn jetzt schon bei den Regierungen die drei Abteilungen und der Bezirksausschuß schriftlich

untereinander verkehren, so werden diese zwölf von Lotz vorgeschlagnen Behörden, die doch kaum unter einem Dache untergebracht werden können, das erst recht nicht tun. Sie werden sich kaum noch gegenseitig kennen. Bei den einmal im Jahre vorkommenden gemeinsamen Beratungen würden so viele Menschen zusammenkommen, daß sie ein Parlament im kleinen ausmachten. Das nachfolgende Festessen wäre wohl das einzig Erfreuliche daran.

Aus dem Oberpräsidenten einen Statthalter machen zu wollen ist aber ganz verfehlt. Jetzt haben wir Beamte, die ihrem Dienste leben, und die wollen wir auch behalten. Den Posten des Statthalters würden bald nur große Herren bekleiden, die ihre repräsentativen Verpflichtungen mit Anstand erfüllen, um den Dienst aber sich sehr wenig kümmern würden, was man ihnen auch gar nicht so sehr verübeln könnte, da zwölf Behörden ein Einzelner doch nicht übersehen, geschweige denn leiten kann. Principiis obsta. Die Neigung, die höhern Verwaltungsämter mit Provinzialmagnaten zu besetzen, ist so schon groß genug.

Beklagenswerte Menschen würden bei der Durchführung dieser Organisation die Regierungspräsidenten sein, noch beklagenswerter aber die Regierten, denn die Präsidenten würden sich aus Langerweile mit der Polizei und der Kommunalaufsicht wahrscheinlich so eingehend beschäftigen, daß die jetzt schon weitgehende Bevormundung als ein beneidenswerter Zustand zurückersehnt werden würde. Die Landräte, die mit der Zentralstelle der Provinz gar keine Fühlung mehr haben würden, müßten noch mehr schreiben, und die ganze Organisation könnte nur dann empfohlen werden, wenn man den Bureaukratismus von einer geduldeten zu einer offiziellen Staatseinrichtung machen wollte. Dagegen würde die Einrichtung des Kreisschulamts wahrscheinlich zu einem brauchbaren Ergebnis führen. Massow ist ungleich vorsichtiger und konservativer. Er will keine Änderung der Behördenorganisation, sondern im wesentlichen nur eine solche der Verwaltung, und schlägt zur Erreichung dieses Ziels folgendes vor:

1. Entlastung der Gemeinde- und der Amtsvorsteher von Bureauarbeiten durch Einsetzung von Bezirkssekretären für mehrere Ortschaften, nach Analogie der Bezirksfeldwebel.

2. Ausstattung des Landratsamts mit den nötigen Arbeitskräften, einem Assessor, einem zweiten Sekretär, einem Registrator und einem Kanzlisten mit der Tendenz, den Landrat zu entlasten und zugleich die Stellen für Zivilversorgungsberechtigte zu vermehren.

3. Umbau der meisten Regierungsgebäude in der Weise, daß jeder Dezernent sein Sekretariat, seine Registratur und einen Kanzlisten neben seinem Arbeitszimmer zur Hand hat. Telephonische Verbindung der einzelnen Geschäftsräume miteinander, Zuordnung von Stenographen an die höhern Beamten. Vereinfachung des Geschäftsganges bei den Regierungen.

4. Dezentralisation der gesamten Verwaltung durch die Erweiterung der Kompetenz der Lokal- und der Bezirksbehörden.

Massow befürwortet die Prüfung der Kompetenzfrage für alle Behörden aller Ressorts mit der Tendenz, daß überall, wo die untere Behörde gut entscheiden könne, die Berichterstattung nach oben abzuschaffen sei. Dabei müsse

als Grundsatz gelten, daß der Bericht immer dann wegzufallen habe, wenn die Entscheidung tatsächlich nicht bei dem Chef der obern Behörde, sondern bei seinen Unterarbeitern liege. Das Ministerium solle die Grundsätze aufstellen, nach denen zu regieren sei, und Direktiven geben. Ob diese befolgt würden, müsse durch Revisionen und Inspektionen an Ort und Stelle festgestellt werden, die zugleich den Zweck hätten, die obern und die obersten Instanzen zu informieren.

5. Aufhebung der geltenden Einrichtung, daß das Amt dem Zivilbeamten den Rang gibt, Verleihung des persönlichen Ranges, unabhängig von der Dienststelle in gleicher Weise wie in der Armee. Damit soll erreicht werden, daß die Beamten nicht mehr durch Rang und Gehalt an bestimmte Stellen gefesselt sind, daß vielmehr ein Wechsel und Austausch zwischen Lokal-, Bezirks- und Zentralinstanzen geschehn kann.

In diesem Punkte stimmt Massow mit Lotz überein, der ebenfalls die Einrichtung weniger großer Ämterkategorien befürwortet und in ihnen gleiche Besoldung für alle Beamten von demselben Dienstalter fordert.

6. Schaffung eines Verwaltungsstabs nach Art des Generalstabs der Armee mit der Aufgabe, das gesamte Staatswesen einer wissenschaftlichen Bearbeitung zu unterziehn, die Einrichtungen andrer Länder zu studieren und so der Gesetzgebung vorzuarbeiten. Der unmittelbar unter dem König stehenden Behörde soll nach Massows Vorschlag auch die Befugnis eingeräumt werden, durch Kommissare alle Behörden zu revidieren und sowohl dem Ressortchef und dem Staatsministerium Mitteilungen über die gemachten Wahrnehmungen zu machen, als an den König zu berichten.

Man sieht, daß die von Massow gemachten Vorschläge, abgesehen von der zu weit gehenden Forderung, Bezirkssekretäre anzustellen, durchaus maßvoll sind, daß er nur soweit ändern will, als notwendig ist, die Verwaltung den Bedürfnissen der Zeit gemäß umzugestalten. Auf einen Punkt, der nicht übergangen werden darf, haben aber weder er noch Lotz hingewiesen. Mit einer Reform der Verwaltung muß, wie vorhin schon gesagt worden ist, die Verringerung der Zahl der Beamten angestrebt werden.

Es liegt offenbar im Zuge unsrer Zeit, die Beamtenstellen zu vermehren, und zwar in allen Zweigen des Staatsdienstes. Als kürzlich der preußische Justizminister seinen siebzigsten Geburtstag feierte, rühmte ihm eine große liberale Zeitung als besondres Verdienst nach, daß er bei den Oberlandesgerichten, den Land- und den Amtsgerichten und bei der Staatsanwaltschaft eine große Zahl neuer Stellen geschaffen habe. Sie hätte ihm eigentlich zum Vorwurf machen müssen, daß er nicht versucht hat, durch Änderung der Gesetzgebung das Gerichtsverfahren zu vereinfachen und die Arbeitslast zu vermindern, um eine Vermehrung der Richterstellen zu vermeiden. Wenn man sich nicht dazu entschließt, diesen Weg zu beschreiten, dann wird man jedes Jahr neue Stellen schaffen müssen, und die Klagen über die Langsamkeit unsrer Rechtsprechung werden doch niemals verstummen. Bei uns legt sich anscheinend niemand die Frage vor, ob es notwendig und wirtschaftlich zu rechtfertigen ist, daß das Beamtenheer jährlich vergrößert wird, und es ist ein Zeichen

politischer Unreife, daß sich auch das Abgeordnetenhaus nur zu oft berufen fühlt, die Schaffung neuer Beamtenstellen bei der Regierung zu befürworten, anstatt darauf zu drängen, daß endlich einmal durch Änderungen der Organisation auf eine Verminderung der Zahl der Beamten hingewirkt wird. Bei einer so ungünstigen Finanzlage, wie wir sie jetzt haben, wäre umsomehr Veranlassung vorhanden, über diese Dinge einmal gründlich nachzudenken. Bei der Vorlegung des Etats für 1903 hat der Finanzminister Freiherr von Rheinbaben erklärt, daß die Gehaltsaufbesserungen des letzten Jahrzehnts allein eine jährliche Mehrausgabe von 84 Millionen erforderten, und doch sind manche Kategorien von Beamten, namentlich die Subaltern- und Unterbeamten so schlecht gestellt, daß sie bei der ständigen Preissteigerung der Lebensmittel und besonders der Wohnungsmieten auch bei der einfachsten Lebensführung ihren Haushalt kaum bestreiten können. Würde man alle überflüssigen Behörden beseitigen und die Zahl der Beamten auf das Notwendige beschränken, so könnte der Staat die Gehalte erhöhen, und er würde wahrscheinlich doch noch Ersparnisse machen. Fürst Bismarck hat einmal die Beamten mit Drohnen verglichen. Das war bitter und wohl auch nicht ganz gerecht; wenn man aber fortfährt, immer wieder neue Beamtenstellen zu schaffen und Millionen für Besoldungen festzulegen, die für andre Kulturbedürfnisse sehr viel nutzbringender verwandt werden könnten, so könnte es doch einmal dahin kommen, daß das Volk die Beamten als Drohnen betrachtet.

Eine Organisation ist dann gut, wenn die zu leistende Arbeit ohne Reibungen leicht und scheinbar spielend von einer möglichst geringen Zahl von Personen bewältigt wird. Wenn man sämtliche Staatseinrichtungen daraufhin prüfen wollte, ob sie dieser Forderung genügen, so würde sich wahrscheinlich ergeben, daß das nur bei wenigen der Fall ist. Eine Reform der Verwaltung müßte also davon ausgehn, daß die Behördenorganisation möglichst einfach gestaltet, die Verwaltungsmethode den Bedürfnissen des modernen Lebens angepaßt, und die Zahl der Beamten auf das Notwendige beschränkt wird.

Da ist denn zunächst die Frage zu beantworten, ob in der Anordnung der Verwaltungsbehörden eine wesentliche Änderung wünschenswert ist. Daß die von Lotz gemachten Vorschläge zu weit gehn, und die von ihm gewünschte Anhäufung von Behörden bei den Oberpräsidien nur den Bureaukratismus stärken würde, ist schon gesagt worden. Es ist aber doch überhaupt sehr zweifelhaft, ob es richtig ist, daß die Regierungen ihre Arbeit getan haben und gehn können, wie Lotz und manche andre annehmen. In einem Staate wie Baden, das etwa die Größe einer preußischen Provinz hat, läßt sich die Verwaltung wohl von einem Punkt aus übersehen und leiten, weil die Verhältnisse des Landes überall im wesentlichen gleichartig sind. In Preußen bestehn auch innerhalb der Provinzen sehr große Verschiedenheiten, es sind größere Kulturaufgaben zu lösen, als in den von der Natur mehr begünstigten Staaten Süddeutschlands, und es wird deshalb wohl immer dabei bleiben, daß zwischen den Oberpräsidenten und der Lokalinstanz der Landräte die Regierungen nicht entbehrt werden können. Der Weg vom Landrat zum Oberpräsidenten wäre zu weit, die Regierungspräsidenten stehn der Bevölkerung näher, können die

mannigfaltigen und immer wechselnden Bedürfnisse des täglichen Lebens besser übersehen. Die Regierungen werden aber umso nützlicher wirken, wenn man in sie den Schwerpunkt der Verwaltung verlegt und ihnen damit die Stellung wiedergibt, die sie nach dem Sinne der Verwaltungsorganisation aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts haben sollen. Eine Änderung ist bei den Regierungen insofern nötig, als die Kirchen- und Schulabteilungen in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht bestehn bleiben können. Sie sind der Schrecken aller derer, die mit ihnen zu tun haben, und der Sitz der nutzlosen Vielschreiberei. Geordnete Verhältnisse müssen auf dem Gebiete des Schulwesens in absehbarer Zeit doch durch Änderung der Gesetzgebung geschafft werden, und dann sollte man die Schulabteilungen über Bord werfen, die äußern Schulangelegenheiten auf die Landräte übertragen unter Mitwirkung eines Kreisschulamts in Beschlußsachen, und die noch übrigen Schulsachen sowie die Kirchensachen den Regierungspräsidenten zuweisen. Von einer Selbständigkeit der Schulabteilungen ist doch keine Rede, gegen den Willen der Regierungspräsidenten werden Beschlüsse wohl niemals gefaßt.

Abgesehen von dieser Änderung könnte aber die jetzt vorhandne Behördenorganisation wohl bestehn bleiben, wenn man ihr durch eine weitgehende Dezentralisation neues Leben gibt. Das kann nur geschehn, indem man nach Massows Vorschlägen die Kompetenz sämtlicher Behörden prüft und zu diesem Zweck einer Kommission von praktischen Verwaltungsbeamten unter Zuziehung einiger Abgeordneten die Aufgabe stellt, in allen Ressorts zu untersuchen, welche Dienstgeschäfte von den Regierungen bearbeitet werden können, ohne daß diese an die Genehmigung der Minister gebunden sind. Dabei wird es aber sehr wesentlich darauf ankommen, die Regierungspräsidenten auch dort selbständiger zu stellen, wo es sich um finanzielle Abmachungen und Bewilligungen handelt. Jetzt wird oft um winzige Beträge durch alle Instanzen berichtet, weil die Furcht vor der Oberrechnungskammer allen Beamten in den Gliedern steckt. Wie diese an sich so notwendige und nützliche Behörde auf lokalen Gebieten der Verwaltung durch ihre ins einzelne gehende Kontrolle einen oft geradezu lähmenden Einfluß ausübt, an den bei ihrer Einrichtung wohl niemand gedacht hat, so hat ihre Einwirkung auch die Folge gehabt, daß sich die Minister die Entscheidung fast immer vorbehalten, wo die Verwendung von Staatsmitteln in Frage kommt. Die Zahl der Fonds, die in Berlin verwaltet werden, ist sehr groß, und so wird denn jahraus jahrein von allen Behörden geschrieben und berichtet, da jede möglichst viel für sich herausschlagen will. Wenn man das Schreibwerk ernstlich vermindern will, um Zeit für produktive Arbeit zu gewinnen, so muß man auch auf diesem Gebiete reformieren und die Provinzialbehörden unabhängiger machen. Zugleich müssen alte Zöpfe rücksichtslos abgeschnitten werden. In jedem Vierteljahr muß jeder Regierungspräsident einen großen Bericht erstatten, der mit dem Wetter anfängt und sich dann über alle Zweige der Verwaltung erstreckt, den sogenannten Zeitungsbericht. Diese Berichte sind völlig wertlos, weil ihr Inhalt den Ereignissen nachhinkt; sie werden offenbar auch von niemand gelesen, da niemals Rückfragen kommen, und sie werden deshalb bei den Regierungen meist von

den jüngsten Referendaren gemacht. Diese und manche andre regelmäßig zu erstattende Berichte, die viel Arbeit verursachen, müßten beseitigt oder doch auf das notwendigste Maß beschränkt werden, wie zum Beispiel die vielen statistischen Mitteilungen. Auf manchen Gebieten wäre auch eine Änderung der gesetzlichen Bestimmungen nötig.

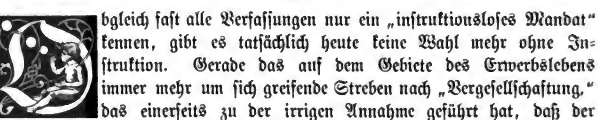
(Schluß folgt)



Die Irrtümer der Demokratie

Von Julius Patzelt in Wien

(Schluß)



Obgleich fast alle Verfassungen nur ein „instruktionsloses Mandat" kennen, gibt es tatsächlich heute keine Wahl mehr ohne Instruktion. Gerade das auf dem Gebiete des Erwerbslebens immer mehr um sich greifende Streben nach „Vergesellschaftung," das einerseits zu der irrigen Annahme geführt hat, daß der politische Kollektivismus, durch einen wirtschaftlichen Kollektivismus ergänzt, die vollkommenste Ordnung der menschlichen Gesellschaft gebe, hat am meisten dazu beigetragen, die Idee des politischen Kollektivismus als einen Irrtum zu erweisen. Heute haben sich beinahe alle ständischen Elemente der modernen Verfassungen in Interessenvertretungen umgewandelt, während zugleich neben ihnen ähnliche Gebilde neu emporwuchsen. Die wahlrechtlich privilegierten Großgrundbesitzer haben sich mit den Bauern zur Wahrnehmung der agrarischen Interessen vereinigt; die Börse hat große parlamentarische Parteien in ihrem Dienste; die Lohnarbeiter haben sich in der Sozialdemokratie eine Vertretung ihrer besondern Interessen geschaffen, und wo die Kraft der einzelnen Stände zur Herstellung einer parlamentarischen Organisation nicht ausreicht, hört man häufig den Ruf nach einer gesetzlichen Sicherung parlamentarischer Vertretung, sodaß heute fast jeder Stand einige Parlamentssitze verlangt. Natürlich fordern aber diese Interessenten von ihrem Vertreter im Parlament nicht einen möglichst weiten, sondern im Gegenteil einen möglichst engen Gesichtskreis. Von ihrem Standpunkt aus ist dies durchaus berechtigt, denn es steht außer allem Zweifel, daß der Schuhmacher am besten Bescheid weiß über die Verhältnisse und die Bedürfnisse seines Gewerbes, der Landwirt über die der Landwirtschaft, der Fabrikarbeiter über die Lage der Lohnarbeiter usw. Aber wäre eine solche Versammlung, auch wenn sie die fähigsten und intelligentesten Vertreter aller dieser Interessengruppen umfaßte, imstande, Gesetze zu geben, zu regieren? Nein! Ein Interessenvertreter hat die Verpflichtung, die Interessen seiner Auftraggeber unter allen Umständen zur Geltung zu bringen, ohne Rücksicht auf die übrigen Gruppen, ohne Rücksicht auf das Ganze. Zugegeben, daß die Forderungen einer Gruppe durchaus berechtigt seien, so ist es doch ganz gut möglich, daß aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl diese Forderungen augenblicklich zurücktreten müssen. In

einer mit dem Gesetzgebungsrecht ausgestatteten Volksvertretung gibt es also infolge des Durchdringens der Interessenvertretung keine Harmonie, sondern nur einen fortgesetzten Kampf, der abwechselnd zur schroffen Majorisierung der einzelnen Gruppen führen muß.

Allerdings kann die Regierung vermittelnd eingreifen, aber da sie keiner begutachtenden, sondern einer gesetzgebenden Versammlung gegenübersteht, zwingt ihr Beruf sie, fortwährend zu Mitteln zu greifen, die nichts weniger als moralisch sind, und bei deren Anwendung sie immer skrupelloser werden muß, je schärfer sich die Interessengegensätze in der Volksvertretung zuspitzen. Wie oft kommt die Regierung in die Lage, nützliche aber unpopuläre Maßregeln zu treffen, zwischen den streitenden Parteien den Mittelweg zu gehn und sich dadurch den Angriffen aller auszusetzen! Ihre Bemühungen, die Parteien zu überzeugen, sind in der Regel vergeblich; als konstitutioneller Regierung bleibt ihr also nichts andres übrig, als sie zu gewinnen, und zwar durch Befriedigung persönlicher Ehrsucht, durch Zuwendung finanzieller oder politischer Vorteile, sodaß der luogo di traffico, der parlamentarische Kuhhandel, so verächtlich ihn auch die Demokratie in der Theorie zurückweist, tatsächlich doch zu einem wesentlichen Bestandteil der modernen repräsentativen Verfassungen geworden ist. Der Umstand aber, daß die Regierung gezwungen ist, die Zustimmung der Volksvertretungen zu notwendigen Maßnahmen zu erschleichen und zu erkaufen, hat die Volksvertretungen und die Regierungen verderbt. Den Regierungen wurde dadurch der Weg gezeigt, wie sie sich auch für die nicht im allgemeinen Interesse liegenden Maßnahmen die Zustimmung des „souveränen Volkes“ verschaffen könnten; in den Parlamenten aber wurde der Fraktionsgeist großgezogen, der auch vor den schmutzigsten Geschäften nicht zurückscheut, wenn dabei nur die parlamentarischen Formen gewahrt werden, und der schließlich ohne Rücksicht auf den Staatszweck nur opponiert, um sich seinen Widerstand abkaufen zu lassen.

Angesichts dieser parlamentarischen Verlotterung ist es nicht wunderbar, daß schließlich die modernen Repräsentativverfassungen auch von innen heraus zu faulen begannen. Weil man sah, wie sich die souveränen Vertreter des „einheitlichen Volkswillens“ in Cliquen schieden, die einander die Herrschaft streitig machten mit der Absicht, einander zu unterdrücken, wie jede Clique aber dem Begriffe des Volks den der Partei unterschob, da versagte schließlich auch die „Souveränität des Parlaments,“ zumal da die moderne Philosophie als natürliche Reaktion auf den Gleichheitsschwindel des politischen Kollektivismus die Autorität der demokratischen Lehre schon erschüttert hatte. Indem sich der demokratische Lehrsatz von dem allgemeinen Willen und dessen Repräsentation von Tag zu Tag deutlicher als ein Irrtum herausstellte, griff man wieder auf die Souveränität des Einzelwillens zurück und zögerte nicht, die Lehren Nietzsches ins politische Leben einzuführen und mit dem Schillerschen Worte: „Mehrheit ist Unsinn“ den ganzen ebenso künstlichen wie mühevollen Bau unsrer Repräsentativverfassungen über den Haufen zu werfen. Zunächst kam das Wort von dem „Rechte der Minorität“ in Schwang, aus ihm entwickelte sich dann bald ganz folgerichtig die Obstruktion. Nun ging der andre Teil

der Rousseauschen Drachensaat auf. Die parlamentarischen „Übermenschen“ schossen zu Dutzenden in die Höhe: ihr Recht, sich gegen die Majorität durchzusetzen, leiteten sie aber nicht etwa aus der Überlegenheit ihres Geistes ab, sondern aus derselben Souveränitätslehre, auf die sich das Recht der Majorität stützte, das sie nun zertrümmerten. Die sozialdemokratische Publizistik hatte nicht umsonst jahrzehntelang die Gottähnlichkeit der Erwählten des Volkes gepredigt.

Man spricht von der Obstruktion gewöhnlich als von einer der bedenklichsten Erscheinungen der Gegenwart. Ich kann diese Ansicht nicht teilen und möchte den durch sie charakterisierten Zustand vielmehr als die Krise in der krankhaften demokratischen Entwicklung der abendländischen Völker bezeichnen. Eine Katastrophe ist das Auftreten der Obstruktion nur für den, der die moderne Repräsentativverfassung als die einzig mögliche politische Ordnung betrachtet. Allerdings sind es ihrer noch viele, und darum das törichte Forschen nach neuen entsprechenden Geschäftsordnungen, als ob eine organische Erscheinung durch mechanische Mittel beseitigt werden könnte. Soviel man sich auch bemüht, das Ideal einer Geschäftsordnung zu finden, die die Obstruktion ausschlösse, man wird vergeblich suchen, denn eine solche Geschäftsordnung würde mit der Obstruktion auch die ganze Repräsentativverfassung vernichten; da beide derselben Wurzel entsprossen sind: dem Rousseauschen Souveränitätsschwindel. — Wenn bei der deutschen Zolltarifdebatte die Mehrheit der Minderheit den Vorwurf machte, daß sie durch die Obstruktion die Verfassung zertrümmere, so war dieser Vorwurf ebenso begründet wie der, den die Minderheit gegen die Mehrheit erhob: daß sie sich durch die Vergewaltigung der Obstruktion an dem Geiste der Verfassung versündige. — Man täuscht sich deshalb auch, wenn man sich der Hoffnung hingibt, daß die Obstruktion nur eine vorübergehende Erscheinung sei; nein, sie gehört zur modernen Volksvertretung wie das Recht der Mehrheit, und sie wird solange ihre Stöße wiederholen, als die Repräsentativform besteht, d. h. solange als man noch an dem Irrtum festhält, daß das Entscheidende für die politische Organisation nicht der Staatszweck, sondern ein allgemeiner Wille ist, den man durch Wahlen aus dem Einzelwillen destillieren könne; solange als man an dem Irrtum der „Souveränität des Volkswillens“ festhält und aus ihm die Souveränität seiner Vertretung ableitet.

Der Grundirrtum Rousseaus bestand darin, daß er den souveränen Willen der Einzelnen zu einem souveränen Gesamt*willen* zusammenfassen zu können vermeinte, während die politische Organisation doch in dem Zusammenfassen der Einzelwillen zu einem gemeinsamen *Zwecke*, zu dem das allgemeine Beste suchenden Staatszwecke besteht. Dieser souveräne Gesamtwille ist nirgends hervorgetreten, weder auf dem Boden der französischen Verfassung von 1791 und 1793, noch auf dem der ihnen nachgebildeten modernen Verfassungen, wohl aber kann man feststellen, daß er sich auf andre Weise gezeigt hat — ich erinnere nur an den Verfassungskonflikt in Preußen —, nämlich in gewaltigen Persönlichkeiten. Nicht kindlich naive Rechenkunststücke, wie die Rousseaus, vermögen einen allgemeinen Volkswillen zu konstruieren, der dann

berufen wäre zu regieren, sondern nur der mit einem starken Willen gepaarte, die Bedürfnisse des Einzelnen wie der Gesamtheit durchdringende Intellekt eines Mannes ist imstande, alle in der Nation tätigen Kräfte dem Gesamtwohle dienstbar zu machen, d. h. zu regieren.

Also müßte man den Absolutismus vorziehn? — In dieser Form kann man die Frage wohl nicht beantworten. Die Frage der politischen Organisation ist, wie wir schon erwähnt haben, nicht eine Frage des Rechts, sondern eine der Zweckmäßigkeit; ihre Beantwortung hängt mithin ausschließlich ab von der Zeit, in der die Organisation notwendig war, und von den Eigentümlichkeiten des Volkes, für das sie eingeführt wurde. Die alte Doktorfrage, ob Monarchie oder Republik, kommt erst an zweiter Stelle in Betracht, wobei man die Wahrnehmung jedoch nicht unterdrücken kann, daß in der Monarchie ein stärkeres soziales Element liegt als in der Republik, die ausnahmlos in eine zumeist recht unsaubre Oligarchie ausläuft, während die Monarchie den Unterdrückten, und das sind immer die Massen, einen größern Schutz gewährt. Die Revolutionen der beiden Gracchen bereiteten den Boden für Cäsar und für Augustus, indem diese, gestützt auf ihre Tribunengewalt, die Macht der senatorischen Oligarchie brachen. Das von Konvent und Direktorium geknechtete französische Volk begrüßte Napoleon als Befreier; auf die demokratische Republik von 1848 folgt der volksgewählte Kaiser, und der „Bloc" in der heutigen französischen Kammer fürchtet wiederum nichts so sehr als das Plebiszit. Es war eben einer der vielen Irrtümer der großen französischen Revolution, daß sie durch die Abschaffung des Königtums jedem Mißbrauch der öffentlichen Gewalt durch einen Einzelnen vorgebeugt zu haben wähnte. Die Souveränität gedeiht nicht nur in Königsschlössern, und der größte Theoretiker der französischen Revolution, Sieyès, mußte die bittre Erfahrung machen, daß sein fein ausgeklügelter Bau des Gleichgewichts der Gewalten durch eine verächtliche Handbewegung des ersten Konsuls einfach beiseite geschoben wurde.

Dieses „Gleichgewicht" ist auch so ein Wahngebilde der Demokratie, das in der Fassung Montesquieus auch die „Konstitutionellen" übernommen haben, in der Meinung, dadurch der Demokratie und dem Absolutismus die Giftzähne ausbrechen zu können. Man schied Gesetzgebung und Verwaltung voneinander und meinte, damit den Stein der Weisen gefunden zu haben. Freilich vergaß man dabei, wie schon Vollgraff in seinen „Täuschungen des Repräsentativsystems" und dann auf ihm fußend Konstantin Frantz in seiner „Naturlehre des Staates" überzeugend nachgewiesen hat, daß die Verwaltung ein weit stärkeres politisches Element ausmache als die Gesetzgebung, beide zusammen aber erst den Begriff des Regierens ergäben, also notwendig in einer Hand vereinigt sein müßten. Die Demokratie fordert das auch, übersieht aber dabei, daß sie dadurch notgedrungen wieder zur Einzelherrschaft gelangt. In diesem innern unlösbaren Gegensatz wurzelt aber auch die Unfruchtbarkeit der Demokratie. Es wäre Torheit zu behaupten, daß die Ströme von Blut, die in den Verfassungskämpfen seit 1789 geflossen sind, der Menschheit keine Frucht getragen hätten, aber nur in einem einzigen Punkte sind die Bestrebungen von 1789 siegreich gewesen und auch siegreich geblieben, in dem Grundsatze der

Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz. Ihn verkündet zu haben, bleibt ein unvergängliches Verdienst der französischen Revolution.

Allerdings hat die Demokratie selbst der Ausbreitung und der Vertiefung dieses Grundsatzes am meisten geschadet, indem sie aus dieser Gleichheit vor dem Gesetz und aus der Eröffnung der Staatsämter für alle Bürger ohne Unterschied des Standes eine politische Gleichheit folgerte und auf diesem Wege zur Souveränität des Volkswillens gelangen wollte. Sie verwechselte die notwendige Gleichheit in der Behandlung aller Staatsbürger durch das Gesetz mit einer unmöglichen Gleichheit ihres Handelns; aus dem Rechtsobjekte Volk machte sie ein Rechtssubjekt und schmälerte so selbst ihre einzige große Errungenschaft. Indem die Demokratie einerseits die Menschheit von den Fesseln der Standesvorrechte zu befreien suchte und damit den Weg einschlug, auf dem allein der politische Fortschritt möglich ist, weil er Raum für die Entfaltung der Einzelnen bietet, hemmte sie anderseits diese Entfaltung dadurch, daß sie grundsätzlich jede Einzelherrschaft in jeder Form verwarf. So wenig die Monarchie es hindert, daß die Gewalt dem Fähigsten anvertraut werde — es hat ja neben Kaiser Wilhelm dem Ersten ein Bismarck Platz gehabt —, so wenig findet man in demokratischen Staaten Menschen, die auch nur über das Mittelmaß hinausreichen. Grey rühmt der englischen Verfassung nach, daß sie zwar nicht große gewaltige Staatsmänner aber doch eine gute Mittelsorte erzeuge, wodurch eine gewisse Stetigkeit in der Regierung des Landes gewährleistet werde. Wir auf dem Festlande, die wir die jahrhundertealte Vorschule des englischen Parlamentarismus nicht haben, entbehren jedoch auch dieses Vorteils. Gerade die festländischen repräsentativen Verfassungen haben sich nicht als geeignet erwiesen, eine Auslese der Fähigsten zu bewirken; die Auslese fällt aber umso schlimmer aus, je stärker diese Verfassungen mit demokratischen Elementen durchsetzt sind. Indem sie das ganze politische Leben in eine endlose Reihe jämmerlicher Parteikämpfe und Intrigen auflösen, in denen sich im besten Falle geriebne Taktiker, nimmer aber Politiker bilden, sperren sie den Fähigen geradezu den Weg zur Macht, wenn es nicht Größen ersten Ranges, Gewaltmenschen sind, die sich mit eiserner Faust den Weg durch das Gestrüpp der Demokratie bahnen. Der unter den wirklich Gebildeten immer mehr um sich greifende Ekel am öffentlichen politischen Leben, ihre Flucht aus den Parlamenten, das sind alles Belege dafür, daß in dem Schatten der auf den Trümmern der französischen Verfassung von 1791 aufgebauten Repräsentativverfassungen Politiker nicht gedeihen können, daß sich aber auch die Geschichte unsrer Volksvertretungen selbst schon stark in absteigender Linie bewegt.

Staatsstreich! Das politische Elend der Gegenwart verleiht dem Worte vielfach einen erlösenden Klang. Aber wozu von einem Staatsstreiche sprechen? Ist unser auf die Macht und die Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Geistes sonst so stolzes Geschlecht wirklich so beschränkt, daß es nicht erkennen sollte, ein Menschenwerk und noch dazu ein so mangelhaftes wie unsre Verfassungen könne nicht für die Ewigkeit bestimmt sein? Das Volk steckt allerdings noch tief im politischen Aberglauben, dem die neue Zeit ebenso huldigt, wie das Mittelalter dem physikalischen und dem religiösen. Die Menge glaubt auch

heute noch, nicht anders selig zu werden, als durch die „Klasse der Gesetzgeber“; aber mitten unter uns wachsen schon Einrichtungen empor, die die „souveränen Volksvertretungen“ mehr und mehr ihrer Bedeutung entkleiden. In dem Maße wie das Erwerbsleben seine Ansprüche an die Gesetzgebung erhöhte, blieb die Leistungsfähigkeit der Volksvertretungen zurück. Die Gewählten hatten nur selten ein eignes fachmännisches Urteil, sodaß dadurch dem wirtschaftlichen Radikalismus die Wege geebnet wurden, denn erfahrungsgemäß sind die Menschen gerade auf den ihnen unbekannten Gebieten am radikalsten, da sie hier vollständig im Banne der Phrase, des Schlagworts liegen. Wo sich aber der Wille, bestimmte wirtschaftliche Interessen wahrzunehmen, mit der Kenntnis der Verhältnisse paarte, da machte sich bald die Einseitigkeit fühlbar, die die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Interessengruppen und dem Staate nicht beachtet. Infolge der fortwährend abnehmenden Fähigkeit der Volksvertretungen, Positives zu leisten, entstanden neben ihnen beratende wirtschaftliche Körperschaften, Kommissionen für Industrie, Landwirtschaft, Gewerbe, Eisenbahnen, Arbeiterschutz usw., in denen sich die vorbereitenden Arbeiten für die wirtschaftliche Gesetzgebung immer mehr konzentrieren, während die „souveränen Volksvertretungen“ zu einer Abstimmungsmaschine herabsinken. Vor zwei Jahren hat man in Österreich angesichts der dauernden Arbeitsunfähigkeit der Volksvertretung der Regierung geraten, sie aufzulösen und gestützt auf diese beratenden wirtschaftlichen Körperschaften weiter zu regieren. Es war ein Vorschlag, der von der Not des Augenblicks eingegeben war, aber er zeigte wohl die Richtung an, in der sich das festländische Verfassungsleben vermutlich entwickeln wird.

Hatte man früher die Volksvertretungen mit dem Rechte der Gesetzgebung unter der Voraussetzung ausgestattet, daß die Beschlüsse dieser Vertretung der einheitliche Wille des Volkes seien, so hat sich seitdem erwiesen, daß diese Voraussetzung auf einem Irrtum beruhte, daß die wirklichen Verhältnisse die Offenbarung eines einheitlichen Volkswillens ausschließen und die Volksvertretungen zum Schauplatz immer heftiger werdender Interessenkämpfe machen. Es ist begreiflich, daß der Liberalismus, der seine ganze Politik auf den Lehren Rousseaus und Montesquieus aufgebaut hat, mit Entsetzen sieht, wie der Boden unter seinen Füßen zu wanken beginnt; es ist begreiflich, daß sich Mommsen angesichts der Vorgänge im deutschen Reichstage aus der brutalen Gegenwart des parlamentarischen Interessenkampfes in die Zeit des milden Regiments der preußischen Könige zurückflüchtet, die keine Bauern, keine Kaufleute, keine Sklaven „gemeiner Interessen“ waren; aber es gehört die ganze doktrinäre Blindheit des Liberalismus dazu, die starken Gewalten des Erwerblebens mit einer „Politik des Idealismus“ und einer Sammlung aller „wahrhaft Liberalen“ bewältigen zu wollen, als ob diese wahrhaft Liberalen nicht ebenso Interessenmenschen wären wie die nicht wahrhaft Liberalen und die Konservativen. Kippt der Kahn der gegenwärtigen Reichstagsmehrheit um, dann werden die „wahrhaft Liberalen“ allerdings erleichtert aufatmen, ihre Interessen jedoch mit derselben Rücksichtslosigkeit zur Geltung zu bringen suchen, wie es ihre Gegner heute tun. Die Zeit, sich nach dem milden Regiment der preußischen

Könige zu sehnen, wird dann wieder für diese gekommen sein. Damit wollen wir nicht sagen, daß in der Klage Mommsens kein berechtigter Kern stecke; aber es ist ein Irrtum, von irgend einer Gruppierung der Parteien Hilfe zu erwarten, wo die Ursachen der beklagten Erscheinungen doch in dem „System" liegen, und zwar in dem Gesetzgebungsrechte der zu Interessenvertretungen gewordnen Volksvertretungen. Man höre auf, die Phrase von der Souveränität des Volkes als ein Heiligtum zu betrachten, man liege nicht mehr anbetend vor diesem Fetisch auf den Knieen, und der Weg aus den Irrungen der Demokratie wird leicht gefunden sein. Hundert Jahre sind verflossen, ohne daß es gelungen wäre, die Völker Europas nach dem Rezepte Rousseaus und Montesquieus umzumodeln, die einfache Überlegung weist also darauf hin, endlich den umgekehrten Weg einzuschlagen und die Verfassungen den Völkern und ihren Bedürfnissen anzupassen.

Die Tatsache der Verschiedenheit der Menschen und ihrer Interessen erweist sich mit jedem Tage stärker als die Lehre von ihrer Gleichheit. Der Versuch, alle Interessen zu einem Gesamtwillen zusammenzuschweißen, ist gescheitert, das Ergebnis ist die „Desorganisation." Die Organisation kann also nur in der Zusammenfassung gleicher Interessen und in ihrer Unterordnung unter den Staatszweck gefunden werden. Die Demokratie versucht, die Einheit des Volkswillens durch die gewaltsame Unterdrückung aller Abweichungen herzustellen. Die zentralistische Richtung, die sie damit einschlug, hat aber nicht zu dem erstrebten Ziel geführt, wohl aber die Kraft des Volkes geschwächt und ihre Entwicklung gehindert. Die Verfassung der Gemeinden, dieser Kernpunkte nationalen Lebens, liegt fast in allen europäischen Staaten im argen. Hier bessernd einzugreifen, heißt der Freiheit und der Wohlfahrt des Volkes ehrlicher dienen, als ein in der Praxis für das Volk ganz wertloses Recht auf die Gesetzgebung des Gesamtstaates aufrecht zu erhalten.

Die freie Gemeinde ist die Grundlage aller bürgerlichen Freiheit. Dieser Satz steht zwar an der Spitze fast aller europäischen Verfassungsurkunden, aber er ist ein leeres Wort geblieben, da die Gemeindefreiheit durch die souveränen Volksvertretungen in der verhängnisvollsten Weise verkümmert, ja zertreten worden ist, indem der Grundsatz der modernen auf der französischen Verfassung von 1791 fußenden Staatsrechtslehre das Reichsrecht vor das Landesrecht und das Gemeinderecht stellte und dadurch zu dem sinnlosen Versuche führte, die lebendigen kraftvollen Besonderheiten im Volksleben gleich zu machen; hierdurch sind die wichtigsten Glieder der politischen Organisation ihrer Kraft beraubt worden. Neben den lokalen Interessenverbänden beanspruchen die größte Beachtung die wirtschaftlichen. Die lokalen Verbände vertreten die festen, an die Scholle gebundnen Interessen, die wirtschaftlichen mehr die beweglichen des Erwerblebens; wie jene, so bedürfen auch diese — nicht der Reglementierung — sondern der Organisation. Die am weitesten gehende Autonomie ist bei beiden die Vorbedingung des Gedeihens. Wie die politische Demokratie die Volksvertretungen mit politischer Allmacht ausstatten wollte, so hält die soziale Demokratie oder die staatssoziale Richtung die Volksvertretungen in wirtschaftlicher Beziehung für allmächtig und schiebt ihr Aufgaben zu, denen sie

in Wirklichkeit nicht gewachsen ist. Der Zwang des Staatssozialismus ist ebenso kulturwidrig wie das sogenannte „freie“ Spiel der Kräfte des Manchestertums. Die Mitte zwischen beiden hält die autonome wirtschaftliche Organisation unter Kontrolle des Staates. Die Trustbildungen, die Genossenschaftsbildungen unter Landwirten und Handwerkern sind nichts andres als Versuche in dieser Richtung, und es ist sehr bezeichnend, daß gerade das Manchestertum, das dieser natürlichen Entwicklung widerstrebt, sehr wohl darauf bedacht war, einem Institut, an dem es selbst hervorragend beteiligt ist, schon längst die Autonomie zu sichern: der Börse.

Nicht ein schattenhaftes Wahl- und Gesetzgebungsrecht ist die Gewähr bürgerlicher Freiheit und wirtschaftlichen Gedeihens, sondern eine politische und wirtschaftliche Ordnung, die die persönliche Freiheit des Einzelnen und den Gesamtzweck in Einklang bringt. Diese Aufgabe zu lösen, ist aber eine Volksvertretung nicht imstande, weil ihre Mehrheit immer ein, wie Mommsen sagt, „niedriger Interessenbund“ sein wird, weil die Vertreter der Volkssouveränität jederzeit gewalttätiger und rücksichtsloser auftreten werden als der einzelne Gesetzgeber, falls sich nicht die Minderheit auf dieselbe Souveränität stützt und Mittel und Wege findet, die Gesetzgebung überhaupt zum Stillstand zu bringen. Während die alte englische Verfassung mit dem Schutze der Einzelfreiheit begann und durch Organisierung der lokalen Interessen zu einer natürlichen Ordnung des Gesamtstaats gelangte, schlug die festländische Demokratie den umgekehrten Weg ein, indem sie wie alle Verfassungsphantasien einen bestimmten Staatsbegriff erfand und das Volk da hineinzwängte, d. h. sie organisierte nicht, sondern versuchte zu reglementieren. Die Sucht der Demokratie, zu zentralisieren, ergab sich darum von selbst, ebenso aber auch ihre Überschätzung des Rechts der Gesetzgebung und die Verlotterung der Verwaltung unter ihrer Herrschaft, trotz der Beamtenheere, die sie schuf. Mit einer guten Verwaltung kann man trotz schlechter Gesetzgebung immer noch ganz gut regieren, niemals aber mit einer schlechten Verwaltung, wenn ihr auch eine noch so ausgezeichnete Gesetzgebung zur Seite steht. Um die bürgerliche Freiheit der Einzelnen zu schützen, braucht man — außer der Befestigung und Vertiefung der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze — nicht noch die Gesetzgebung durch das Volk, sondern lediglich eine ausreichende Kontrolle über die Regierung bei der Finanzverwaltung, bei der Ausführung der verkündeten, unter dem Beirate der berufnen Interessenvertretungen zustande gekommnen Gesetze, braucht man ferner die Freiheit der Gemeinden und endlich die Aufsicht über die wirtschaftlichen Körperschaften.

Man wird vielleicht einwenden, daß eine auf diese Geschäfte beschränkte Versammlung machtlos und deshalb unnötig sei, und daß man also beim nackten Absolutismus anlange; aber man vergißt dann dabei, daß unsre gegenwärtigen Volksvertretungen von Jahr zu Jahr machtloser werden, Gutes zu tun und Übles zu verhüten, weil gerade das Recht der Gesetzgebung, dieser „Quell ihrer Macht,“ sie durch und durch verdorben hat. Der Wert dieses „Rechts“ besteht eben für die parlamentarischen Parteien darin, es sich entweder abkaufen zu lassen oder es mit aller Rücksichtslosigkeit gegen das Gesamt-

interesse auszuüben. Die daraus entspringende Verderbnis aber hat die kontrollierende Gewalt der Volksvertretungen gebrochen, sodaß man heute überall auf dem Festlande, besonders aber dort, wo das demokratische Prinzip zur freisten Entfaltung kam, in Frankreich und in Griechenland von einer absoluten Herrschaft, die aber durch den Parlamentarismus verdorben ist, sprechen kann. Sogar das englische Parlament büßt seit seiner Demokratisierung immer mehr die Fähigkeit zu kontrollieren ein, wie die unerhörten Unterschleife bewiesen haben, die seit Jahren in der Versorgung der Land- und der Seetruppen begangen wurden und erst bei den Wechselfällen im südafrikanischen Kriege an den Tag gekommen sind. Die demokratischen Formen, die in den konstitutionellen Monarchien die Einzelgewalt, sei es die des Königs oder eines andern Führers, umgeben, haben sich durchaus nicht als Garantien gegen den Mißbrauch der Gewalt durch den Einzelnen, sondern als Hemmnisse für die Freiheit seines Handelns erwiesen. Sie hindern nicht den Mißbrauch dieser Gewalt, sondern ihren Gebrauch; und in der Zeitgeschichte aller europäischen Staaten kann man nachlesen, daß die Demokratie nirgends imstande war, die Mißbräuche schlechter Regenten, Minister oder parlamentarischer Führer auf die Dauer zu hindern, daß immer und überall in ihrer Stickluft die politische Intelligenz verkümmerte, und daß sich ihre Formen wie bleierne Gewichte an die Pläne umsichtiger Staatsmänner hängten, sodaß sie diese zu den verächtlichsten Kompromissen zwangen, wenn sie nur einen kleinen Teil dessen durchsetzen wollten, was sie als ersprießlich für den Staat anerkannt hatten.

Man sagt, die Politik verderbe den Charakter; das ist eine Phrase, denn nicht die Politik, sondern die Fraktion, die Partei ist das böse Prinzip im öffentlichen Leben geworden, die Partei aber ist ein Kind der Volksvertretung, ein Kind des Souveränitätsschwindels, ein Kind des Gesetzgebungsrechts der repräsentativen Versammlungen. Sobald einer Versammlung das Recht der Gesetzgebung gegeben wurde, mußte die Mehrheit zu erringen natürlich das Ziel Aller sein, und da zeigt uns die Geschichte der Demokratie, daß niemals große Ideen die Mehrheit um einen schöpferischen Geist scharten, sondern Intrigen und Terrorismus. Nicht politische Intelligenz hebt die Stellung ehrgeiziger Volksvertreter, sondern die Fähigkeit, unter allen Umständen eine Partei um sich zu sammeln. Und deshalb ist die politische Geschichte des letzten Jahrhunderts so reich an Parteien und so arm an Männern. In einer Versammlung, die wohl das Recht der Kontrolle über die Staatsverwaltung, nicht aber das der Gesetzgebung hätte, wären der Parteisucht weit stärkere Schranken gezogen, weil in diesen Versammlungen nicht mehr die Zahl der Stimmen, sondern ihr Gewicht in Betracht käme. Der Intellekt der Einzelnen könnte sich mehr geltend machen, weil er, befreit aus dem Parteikäfig, Raum und Möglichkeit fände, sich zu entfalten; und Regierung und Volk erhielten aus den Beratungen einer solchen Versammlung ein klareres und zutreffenderes Bild von den allgemeinen Zuständen als aus den durch den Parteigeist gefälschten Abstimmungen der heutigen Parlamente.

Die Freude am Wählen wird man der Menschheit allerdings nicht leicht nehmen können, denn alle Welt glaubt nun einmal, daß nur ein gewählter

Volksvertreter rechtschaffen und weise sein kann. Warum, weiß niemand zu sagen; aber es ist einmal so, obgleich die Tatsachen nur zu oft das Gegenteil erweisen. So wähle man denn auch weiter. Weniger gleichgiltig ist es aber, wer das passive Wahlrecht hat. Und da muß denn erreicht werden, daß dieses Wahlrecht an Voraussetzungen gebunden wird, die eine Gewähr dafür bieten, daß der Gewählte auch fähig sei, das ihm übertragne Amt zu versehen. Eine wirksame Kontrolle der Staatsverwaltung kann nur von dem ausgeübt werden, der das Nötige davon versteht, der selbst schon Gelegenheit gehabt hat, an der öffentlichen Verwaltung teilzunehmen und sich zu bewähren, also sowohl die Bedürfnisse als auch die Grenzen kennt, bis zu denen ihnen im Rahmen des ganzen Staatswesens Rechnung getragen werden kann. Das ist eine Forderung, die jedermann einleuchten muß, der es sieht, wie die Parteien in allen Lagern einander in den unvernünftigsten Forderungen an den Staat hinauftreiben, ebensosehr aus Gründen der Demagogie wie aus Unwissenheit auf dem Gebiete der öffentlichen Verwaltung. Gewiß würde auch eine solche Versammlung, weil sie eben aus Menschen bestünde und von Menschen berufen wäre, kein Bild der Vollkommenheit bieten; aber sie würde einerseits durch die Öffentlichkeit ihrer Kritik sehr wichtige Bürgschaften gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt bieten, weil sie nach oben und nach unten hin unabhängiger wäre als die heutigen repräsentativen Versammlungen, die mit ihrem Mannesstolz vor Königsthronen Feilheit nach oben und Kriecherei nach unten zu dem abstoßenden Charakterbild des modernen Parlamentarismus verbinden. Anderseits würden sie wieder eine kräftige Entfaltung der politischen Individualität möglich machen; die Fesseln würden gesprengt werden, mit denen heute auch der fähige Staatsmann an den öden Felsen der Demokratie geschmiedet ist. Das hat aber das „alte faule Europa" nötig, wenn es den Wettbewerb mit dem Osten und dem Westen aufnehmen will. Die politische Kraft der Nationen liegt aber niemals in den Massen, sondern in den politischen Individualitäten. Der wirkliche Fortschritt zeigt sich nur dort, wo sich Ideen mit realer Macht paaren; Ideen aber entspringen nur dem Intellekte des Einzelnen. Wo sich die unerfüllten Wünsche und die Bedürfnisse eines Volkes von Jahrzehnten und Jahrhunderten aus dem Empfinden der Masse auf das Gehirn eines Einzelnen konzentrieren und dort die von einem starken Willen getragne befreiende Idee auslösen, dort und nur dort tritt die Souveränität eines Volkes in die Erscheinung, die man törichterweise durch Gesetze der blinden Masse und ihrem parlamentarischen Extrakt zuerkennen wollte. Solche Menschen sind sicher das Produkt einer langen und bedeutungsvollen Entwicklung ihres Volkes, gerade darum sind sie aber mehr als dieses, darum ist aber auch alle Demokratie kulturwidrig, weil sie die freie Entwicklung der politischen Individualität hemmt, auf der aller Fortschritt beruht.





Zu den Jugenderinnerungen eines alten Mannes

m 27. März 1820 wurde der in Dresden-Neustadt wohnende Porträtmaler Gerhard von Kügelgen, als er abends von seinem Weinberg in Loschwitz in die Stadt zurückkehren wollte, auf der Bautzner Chaussee, der jetzigen Schillerstraße, nahe bei dem Linkischen Bade von einem Raubmörder erschlagen. Nach langem Suchen während der Nacht und am folgenden Tage fand ihn sein siebzehnjähriger Sohn Wilhelm, der nachmalige Verfasser eines vielgelesenen, man kann wohl sagen berühmt gewordnen Buches, der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes," der 1867 als herzoglicher Hofmaler in Bernburg gestorben ist. Sein Buch schließt ab mit dem rührend bewegenden Berichte des in allen seinen Nebenumständen tief erschütternden Ereignisses, das die weiteste Teilnahme erregte und in seinem Eindruck auf die Gemüter der Menschen noch lange Zeit nachwirkte. Gerhard, der zweite Sohn, war am Palmsonntag vom Pastor Roller in Lausa eingesegnet worden und sollte am Gründonnerstag mit seinem Vater und Wilhelm dort zum Abendmahl gehn, die Mutter lag krank und hatte ihren Mann an jenem Abend gebeten, nicht mehr nach Loschwitz hinaus zu gehn, sie hatte eine angstvolle Ahnung und war immer gegen den Ankauf des Weinbergs gewesen: „Der Weinberg ist noch mein Tod"; schon in der Nacht, ehe man noch die Leiche gefunden hatte, wußte sie, daß das Schreckliche geschehen war. „Sie trösteten mich, alle nannten meine Angst Krankheit, und — am Grünen Donnerstag begruben sie ihn!" So schrieb sie an eine Schwester am 18. Juni 1820. Das jetzt nach so langer Zeit von ihren Nachkommen herausgegebne Buch, dem diese Stelle entnommen ist: Marie Helene von Kügelgen geborne Zöge von Manteuffel, ein Lebensbild in Briefen (Leipzig, Richard Wöpke) bildet die Fortsetzung der Lebenserinnerungen ihres Sohnes Wilhelm, ein einzig schönes Buch, das diese an Tiefe und Gehalt wohl noch übertrifft. Schon deswegen, weil dieses ganz nach innen gewandte Seelenleben, das Mutter und Sohn verbindet, der Frau angemessener ist als dem Manne, dann aber, weil in dieser Frau die weichen, passiven Züge mit soviel Klarheit und Kraft gepaart sind, daß sie dem Sohne gegenüber als der stärkere Charakter und der bedeutendere Mensch erscheint.

Diese wundervolle Frau, die 1842 in Ballenstedt, dem Wohnorte ihres Sohnes, starb, hatte einst aus verwöhnten Verhältnissen heraus — ihr Vater war Gutsbesitzer bei Reval — den Porträtmaler Gerhard Kügelgen aus Bacharach am Rhein geheiratet, der nach einem längern Aufenthalt in Rom durch Vermittlung eines livländischen Freundes als Zeichenlehrer in ihr Haus gekommen war. Der alte Baron hatte seinem künftigen Schwiegersohn zwei

Bedingungen gestellt: die Erneuerung des aufgegebnen Familienadels und den Besitz eines Vermögens von 20000 Rubeln, nach dessen Erwerbung durch Bildnismalen in Petersburg die Verbindung 1800 stattfinden konnte. Fünf Jahre später zog das junge Paar aus Rußland, wo Wilhelm geboren war, nach Dresden; fünfzehn Jahre darauf trat die Katastrophe ein. Nun war die zarte, immer kränkelnde und oftmals schwer erkrankte Frau mit ihren Kindern einem sorgenreichen Leben überlassen. Zwölf Jahre später wurde sie durch einen Schlaganfall fast gelähmt und der Erblindung nahe gebracht. Auch die Kinder waren von zarter Gesundheit. Wilhelm, der spätere „alte Mann," wurde Maler, obwohl er nur ein sehr bescheidnes Talent hatte. Den Dresdner Akademieschüler führte eine Reise zu seinen rheinischen Verwandten auch nach Düsseldorf, wo er unter den Schülern von Cornelius ein Leben kennen lernte, „wie es unter Raffael in Rom gewesen sein muß"; 1825 ging er nach Rom, Thorwaldsen lebte noch und nahm sich seiner freundlich an. Nach zwei Jahren war er wieder in Dresden. Lange schon war er in der Stille mit Julie Krummacher verlobt, der Tochter des Parabeldichters, der jetzt vom Rhein als Pastor nach Bremen gekommen war. Dort war 1827 die Hochzeit. Das für den Ehestand nötige materielle Fundament mußte sich der Fünfundzwanzigjährige, wie einst sein Vater, als Porträtmaler in Petersburg schaffen. Im Jahre 1829 kehrte die kleine Familie nach Dresden zurück, siedelte aber bald nach Hermsdorf über, wo Herr von Heinitz, der Besitzer des Gutes, ein geräumiges Quartier zur Verfügung gestellt hatte. Es war doch ein Glück, daß dieses an sich schöne, idyllische Leben bald ein Ende nahm, durch Wilhelms Berufung als herzoglicher Hofmaler mit festem Gehalt nach Ballenstedt (1833), eine Folge früherer, ganz eigentümlicher Beziehungen: Wilhelms jüngerer Bruder Gerhard war als Knabe Spielkamerad des Erbprinzen gewesen, der nun bald nach des alten Herzogs Tode Wilhelms Landesherr wurde und ihn später sogar zum Kammerherrn machte. So war dieser für alle Zeiten bescheiden geborgen. „Keines meiner Kinder darf ja reich sein, dazu hat Gott sie zu lieb," hatte die Mutter früher einmal dem Sohne geschrieben. Und später: „Es ist wunderbar, wie Gott bei allen meinen Kindern mein armes Gebet erhört hat; alle sollen sie arm sein, alle im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, aber häuslich glücklich und nur aus seiner Hand jede nötige Hilfe erwartend." Gerhard wurde Landwirt, ging nach Esthland und heiratete dort in die Familie der Mutter. Die Tochter Adelheid blieb noch länger bei ihrer Mutter und verheiratete sich später mit Krummachers jüngstem Sohne, der Pastor in Tecklenburg war.

So sind wir mit den Hauptpersonen eines weitzerstreuten, vom Rhein und von Bremen bis nach Rußland verzweigten Familienkreises bekannt gemacht. Sie leben ganz füreinander und bleiben trotz der großen Entfernungen in beständigem Verkehr; alle ihre Reisen sind Familienbesuche, mit Beschwerden erkauft, von denen sich unser reisendes Zeitalter keine Vorstellungen mehr macht, und der geistige Niederschlag dieser äußern Erlebnisse ist ein ununterbrochner, höchst individueller Briefwechsel, in dessen Mittelpunkt die Mutter steht, von solcher Ausführlichkeit, daß z. B. Wilhelms Briefe an Gerhard

nach Rußland, die dieser sauber abgeschrieben hinterließ, allein drei starke Bände füllten. Bekanntlich zeichnet sich das Leben der Balten in den Ostseeprovinzen durch ein starkes Gefühl für Verwandtschaft und Häuslichkeit aus; diesen Sinn hat offenbar die Mutter in ihre neue Heimat mit herübergebracht, und durch ihre Hand laufen alle Fäden, die ihre Angehörigen untereinander verbinden.

Wilhelm schreibt über sie in ihren letzten Jahren, als sie schon von Dresden zu ihm nach Ballenstedt gezogen war: „Sie hat noch ganz die alte Lebendigkeit des Geistes, die sich leider auf keins ihrer Kinder vererbt hat, da wir alle wie die Träumenden durchs Leben gehn, und besonders ich erst werde totgeschlagen werden müssen, ehe ich zu vollständigem Erwachen gelange. Ja sogar die angeheirateten Kinder sind von dieser mondsüchtigen Art." Ihre geistige Überlegenheit über alle die andern und ihr bei aller Gemütswärme klarer Verstand geben sich durch das ganze Buch kund. Sie schreibt dem Sohne zu seinem Geburtstag nach Rom 1825: „Als man dich heute vor dreiundzwanzig Jahren mir in die Arme legte, da glaubte ich nicht zu erleben, was ich erlebt habe, meine Kinder erwachsen zu sehen, ohne von ihnen betrübt worden zu sein, und so hoffe ich denn auf Gottes fernere Gnade, dieser Schmerz soll mir ewig fern bleiben, und Freude an meinen Kindern mein jetzt so schnell eintretendes Alter erhellen und verklären." Gleich darauf hatte Vater Krummacher seinen Segen zu Juliens Verlobung gegeben, und nun schreibt die Mutter dem inzwischen in Rom erkrankten: „Mir ist es, als stünde des Herrn Engel selbst da mit dem Schwert und triebe dich aus jenem Lande, das so viele ein Paradies nennen — ich aber habe es nie so genannt!" Wilhelm, der im Gefühl seines Glücks seiner Braut und dem Schwiegervater höchst exaltiert nach Bremen geschrieben hat, verständigt darüber seine Mutter: „Julie, das gute Kind, habe ich nicht zum Ehestand eingeladen als zu einer Freude, sondern als zu einer beschwerlichen Pilgerreise, die sie mit mir teilen, als zu einem beständigen Tode, den sie mit mir sterben soll — jedoch mit andern Worten." „Werden Sie nur nicht irre an dem armen kranken Jungen, wenn er seine Geliebte zu einem gemeinsamen Sterben einladet; ich empfinde, wie er es meint," erklärt dazu die Mutter an Krummacher. Und dem Sohne schreibt sie: „Mein Tagewerk bei dir ist vollendet von dem Tage an, da ich deine Hand in Juliens legen werde. Sie wird dann deine Freundin, deine Gattin, ja deine verpflegende Mutter sein, wie auch abwechselnd dein dir gehorchendes Kind, nie deine Magd, deine Sklavin. Ich aber verliere darum als Mutter nichts, und du bleibst mein Sohn, mein lieber gewünschter Sohn." Dagegen will der aufgeregte Sohn noch zehn Jahre später einem Neugebornen in der Taufe unter andern den Namen Hiob beigelegt wissen, weil es ihm, dem Vater, vorher nicht sehr behaglich zu Mute gewesen ist — „zum Andenken an meine gegenwärtige Lage" —, das Lächerliche dabei solle sie alle erquicken, sowie die ernste Bedeutung auch, den festlichen Tag aber bringt er ganz still hin, „um im Geiste alle seine Kinder dem Herrn zu schlachten, soweit man dies kann und vermag."

Jede Seite des Buchs sagt dem Leser, daß er hier in einem tief religiös

gestimmten Kreise steht, unter aufrichtig frommen Menschen, die ihr ganzes Leben als eine Vorbereitung auf den Himmel ansehen, sie nehmen ihre Entschlüsse aus Gottes Hand, losen Bibelstellen zur Entscheidung über Fragen des täglichen Lebens und wissen sich mit sämtlichen Personen ihres weitausgedehnten Umgangs, so verschieden diese sein mögen, eins in der Beziehung alles Irdischen auf die Ewigkeit. Frau von Kügelgen schreibt über die Einsegnung ihres Sohnes Gerhard in Lausa, der sie selbst ihrer Krankheit wegen hatte fernbleiben müssen, an jenem Palmsonntag, der der Ermordung ihres Mannes vorherging: „Ach, sagte mein Mann, als er am Montag vor meinem Bette saß, so werde ich es im Himmel wiederfinden, wie wir gestern nachmittag alle in Pastor Rollers Stube Kaffee tranken und Pfeifchen dazu rauchten: der Fürst Reuß, der regierende Graf Stolberg, Minister Graf von Einsiedel mit ihren Gemahlinnen, dazu der alte fromme Schulmeister und die Gutsherrschaft (Heinitzens auf Hermsdorf, das nach Lausa eingepfarrt war), auch Graf und Gräfin Dohna (aus Herrnhut); in der Unterstube sangen die Kinder, die unsern, die gräflichen und die Bauernkinder gemeinschaftlich Choräle, so schön, daß es beinahe nicht auszuhalten war, ja so finde ichs im Himmel wieder! Fürsten, Grafen, Minister, Schulmeister, Künstler und Prediger, alle in einem Geiste versammelt, und dazu der Gesang der seligen Engel!" Ein höchst origineller Mann ist der alte Roller. Ein Werk vom lieben Gott, nennt ihn Wilhelm, ganz gegen die gewöhnliche Art aufzufassen und zu fühlen, Prachtausgabe in groß Menschenquart. Viel später, 1840, hat er ihn noch einmal von Ballenstedt aus aufgesucht, und er schreibt darüber: „Roller unverändert, wie wir ihn immer gekannt haben, zu gleicher Zeit unbeschreiblich liebenswürdig und ganz unausstehlich, voll Geist und voll Torheit." Nun denke man sich ihn im Verkehr mit Pastor Krummacher aus Bremen, wenn dieser in Dresden zu Besuch war, und mit den vielen andern, die in Frau von Kügelgens gastlichem Hause einkehrten. Einmal kommt auch Tholuck mit seinem nachmaligen Schwiegersohn, dem Kandidaten Müller, auf der Durchreise von England. „Sie haben bei eifrigen Anhängern der Hochkirche, bei Methodisten, Quäkern und, was weiß ich, bei was für Leuten längere Zeit im Hause gewohnt und waren voll Lobens und Dankens, wie bei allen diesen verschiednen Lichtbrechungen des Evangeliums der Geist des Christentums sich so kräftig erwiesen habe. Merkwürdig, wie sie alle das Rechte hatten und sich doch dabei gegenseitig bedauerten, auf Holzwegen zu sein." Seit 1832 gehörte zu den Freunden des Hauses auch ein aus Breslau vertriebner Altlutheraner, der Theologieprofessor Scheibel, der nun in Dresden pastorierte, und über dessen Missionsstunden Adelheid ihrem Bruder schreibt: „Ich sage Dir, einen Blick in den offnen Himmel tun, und diese Stunden ist eins." Von einer andern Seite beleuchtet ihn eine köstliche Schilderung des alten Pastors Roller in einem Briefe an Wilhelm: „Es ist schade, daß der liebe gelehrte Mann sich so sehr vor den Hunden fürchtet und laut schreit. Nach Lausa muß ihn immer jemand begleiten. Auch wenn die Hunde angebunden sind wie mein Karo, so ergreift er doch noch das kleinste Schulkind, das ihm vorbeihelfen muß. Nischt tun, angebunden sein! O ja, o ja, komm, mein Töchterchen, nur bis an die Haustür! Der gemeine Mann

hält ihn für mentecapt, letzthin sagte einer: Der Mann schreibt viel, aber sie lassen ihn schreiben, weil er hier nicht recht ist. Da sich der sonderbare, heftige Mann jedoch redlich vor Gott demütigt und die Frau Professorin ebenfalls eine liebe Frau zu nennen ist, so kann es einem recht wohl bei ihnen sein." Man sieht, daß es in diesem ernsten Kreise keineswegs an Humor fehlt. Noch heller aber leuchtet die sonnige Heiterkeit des Gemüts, die sich Frau von Kügelgen unter den Leiden ihres Körpers bewahrt hat, und der Wärme ihres Gefühls steht wie kontrollierend die feine Klugheit zur Seite. Von Wilhelms Malerei ist nicht sehr viel und meistens nur wie von einer Berufssache die Rede, die Mutter scheint ihren Lieblingssohn nicht überschätzt zu haben. Sie leitet ihn in den Jahren der Ausbildung mit verständigen Ratschlägen, und später sucht sie den nur allzuoft Niedergeschlagnen aufzurichten und zu trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Einmal schreibt sie ihm nach Ballenstedt, vor seinem Altarbilde in Hermsdorf habe neulich eine ganze Gesellschaft gestanden, deren Augen in Tränen schwammen, und die kein Wort zu sprechen vermochten. Auch sonst beurteilt sie ihn richtig, sie kennt seine Nachgiebigkeit und freut und wundert sich beinahe, daß er einem seiner Kinder gegenüber auch einmal fest und streng sein kann. Bei seiner weichen, eindrucksfähigen Natur nimmt sein religiöses Seelenleben eigentümliche Richtungen. Schon als Knabe empfängt er im Anblick der Natur pantheistische Eindrücke, als Achtzehnjähriger verbringt er eine ganze unbequeme Winternacht auf der Treppe des Elternhauses in einem visionären Zustande überirdischer Entrückung. Er hat Gebetserhörungen, weiß, daß sein todkrankes Kind gerettet werden wird, daß die drohende Cholera, auf die sich alle vorbereiten, an Hermsdorf vorübergehn wird, sieht Widerwärtigkeiten andrer Art fest entgegen, weil er die innere Versicherung hat, daß sie sich ausgleichen werden, ohne noch zu wissen, wie. Ernste Menschen werden das nicht ohne Bewegung lesen, den andern wird es wenigstens merkwürdig sein, vielleicht sogar interessant mit einem Stich ins Moderne, da doch heute der Spiritismus in Blüte steht und alle Welt dem Traumdichter Maeterlinck nachläuft. Die altmodische Frömmigkeit wirklicher Menschen, die sich aufrichtig mit ihrem Gott unterhalten, müßte, meinen wir, in unsrer Zeit eine gesunde Erquickung sein, und wir sind überzeugt, das herrliche Buch wird seinen Weg in die Familien finden, die seiner wert sind. Wir teilen noch einige Proben seines nicht rein erbaulichen Inhalts mit.

Mit Rücksicht auf eine seiner Töchter, die er zu der Mutter ins Haus gegeben hat, bemerkt Wilhelm einmal in einem Briefe an diese, Blödigkeit sei immer ein Mangel an Unbefangenheit und könne manchmal aus einem ungewöhnlichen Grade von Selbstbewußtsein hervorgehn. Es sei ein beständiges im Auge halten seiner selbst und ein unwillkürliches Reflektieren der Seele: Was wird dies oder das, was ich sage oder tue, auf andre für einen Eindruck machen? Es ist im Grunde genommen ein Mangel an Demut höherer Art, den man nicht bloß durch äußere Erziehung, sondern innerlich überwinden müsse durch Bekämpfung der Reflexion. Um die Zeit, als er seine Tochter in die Gesellschaft einführen zu müssen glaubt, bemerkt er, es könne ja in den sogenannten Weltfreuden manche Versuchung liegen, namentlich zur Eitelkeit, sie

brächten aber auch manche Demütigung mit sich, und das Absondern führe leicht zum geistlichen Hochmut und weiter, durch das Empfinden der Absonderung, zu verdrießlicher Laune. „Die Sünde lauert eben überall. Besser etwas Leichtfertigkeit und Eitelkeit als geistlicher Hochmut, vor dem sie Gott bewahren wolle; böse Pilze sind wir doch, wir mögen tanzen oder ins Schwesterhaus ziehn.“ Als die Mutter längst nicht mehr in Dresden wohnt, sucht er einmal auf der Durchreise von Bremen seine Geburtsstadt, eine Anzahl alter Freunde und namentlich die Erinnerungsstätten seiner Kinderzeit bis in die Loschwitzer Berge hinein auf. Alles spricht ihn freundlich und bekannt an, und auf Augenblicke fühlt er sich wie im Himmel, doch auch wehmütig ernst und traurig bis zu Tränen. „Aber es litt mich nicht lange, die abgeschlossene Zeit stand vor dem Paradiese der Jugendwelt wie der Cherub, abweisend. Zurück können wir nicht leben, darum wollen wir vorwärts leben, durch dick und dünn, mit Gott, der uns führt. Wer hinter sich blickt auf der wunderbaren Wegfahrt, dem erscheint nicht der köstliche Talisman, den er sucht, sich sehnen nach dem Unerreichbaren ist der Zustand des Narren, und so wischte ich mir über die Augen, machte, daß ich fortkam, und bin nicht wieder zurückgegangen nach jener Gegend, wo wir drei zersprengten Geschwister erstarkten, fühlen und glauben lernten.“ Eigentümlich ist, daß so ein noch nicht Vierzigjähriger spricht, in dem sich also die Erinnerungen, die sich gemeiniglich erst in einem viel spätern Alter zur Audienz anzumelden pflegen, schon zu Kontemplationen verdichtet haben.

Selbstverständlich findet sich in einem guten biographischen Buche auch sehr viel für die Kultur der Zeit interessantes, z. B. die unbeschreibliche Umständlichkeit des Reisens, und nun vollends eines Umzugs nach einem andern Orte. Der Hofmaler des Herzogs muß in Ballenstedt 1833 mit drei kleinen Kindern monatelang im Gasthof zubringen und findet auch dann noch keine passende Familienwohnung. In dem strengen Winter 1836/37 ist in der Stadt kein Holz mehr zu kaufen, und aus dem Walde, wo der Schnee mannshoch liegt, keins zu beschaffen, sodaß wohlhabende Leute in ungeheizten Zimmern leben müssen und sich nicht einmal eine warme Suppe kochen können. Alles ist mühevoller, und doch haben die Menschen mehr Zeit als jetzt. Höchst amüsant sind die Beschreibungen des Lebens an dem kleinen Hofe mit seinen sehr ernst genommenen Festlichkeiten, z. B. den heute ganz ausgestorbnen Schlittenpartien, die den Zuschauern beinahe ebenso viel Vergnügen machten wie den Glücklichen, die zur Teilnahme befohlen waren.

Die meisten Menschen und auch einen Teil der Orte, von denen in diesem Briefwechsel die Rede ist, lernt man in den über hundert Abbildungen eines zweiten Buches kennen, das in demselben Verlage über den Vater von einem Enkel erschienen ist: Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler von Constantin von Kügelgen. Wäre es nicht unbescheiden und undankbar, so möchte man wünschen, der Verfasser hätte den Nebenzweck, damit zugleich ein Bilderbuch zu den „Jugenderinnerungen“ zu liefern, buchstäblich erfüllt, oder er hätte dieses Lebensbild der Marie Helene mit seinen Bildern geschmückt. Denn eine kunstkritische Behandlung, die ihm die Hauptsache war, verträgt — gerade wenn sie wie hier zur Hauptsache gemacht wird — Gerhard

von Kügelgen heute entschieden nicht mehr. Es war das gute Recht seiner Zeit, ihn als Porträtmaler zu schätzen, namentlich wenn man an seine Miniaturen denkt, und wir hören, daß er während seines Petersburger Aufenthalts den Kaiser Alexander fünfundfünfzigmal in Miniatur malen mußte, wofür er jedesmal zweihundert Rubel bekam. Der Verfasser aber stellt ihn im Bildnis hoch über seine Zeitgenossen, mit Einschränkung sogar über Anton Graff (S. 92), und von der spielenden klassizistischen Mythologiemalerei, die nur konventionell dem Stil ihrer Zeit folgt und in einzelnen sauber polierten Figürchen allerhöchstens die Höhe eines Adriaan van der Werff erreicht, spricht er mit einem Ernst und in Ausdrücken (Geist der Antike, Renaissance, Meisterkranz, Meisterjahre usw., wozu auch die ganze feierliche Periodeneinteilung gehört), die man im Interesse einer guten Sache nur bedauern kann. Die Teilnahme des lesenden Publikums für die „Jugenderinnerungen" hat nicht dem Maler Gerhard von Kügelgen gegolten, sondern dem Menschen, darauf allein beruht der ungewöhnliche Erfolg des vielgelesenen Buchs, und die wenigsten von denen, die es kennen, haben auch nur ein einziges Bild des Malers gesehen oder eins zu sehen verlangt. Im Gegenteil! Die „Jugend von heute" will das einst so beliebt gewesene Buch, wenn man es ihr empfiehlt, schon gar nicht mehr lesen, weil es von einem ihrer Meinung nach viel zu untergeordneten Künstler handelt. Wir wissen, daß das so ist, und wir meinen, es liegt auf der Hand: wer hier die Maßstäbe durcheinander wirft, der muß mit seinen kunstkritischen Fehlgriffen seinen wohlgemeinten Absichten entgegenwirken! Persönlich hat uns noch eine Äußerlichkeit — nun ja, wir sind doch auch Mensch von Fleisch und Blut — verstimmt, dürfen wir also wohl sagen. Während an dem herrlichen Lebensbilde der Marie Helene alles so echt und schlicht ist, daß es als Motto die Worte tragen könnte: Euer Wandel ist im Himmel, hat die Künstlerbiographie ihres Gemahls, auf deren Umschlag der Verfasser das neubackne Wappen derer von Kügelgen in Buntdruck hat setzen lassen, beinahe etwas herausforderndes, von der Art, die das Gegenteil des gewünschten Eindrucks bewirkt: Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist!



Shakespeares Falstaff
vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet

Von August Müller in München-Gladbach

(Schluß)



Ueberschauen wir das ganze Drama, so bemerken wir, daß die Figur Falstaffs eine Entwicklung durchmacht. Überwiegend komische Wirkung hat Falstaffs Auftreten fast nur im ersten Teil, und auch dort nimmt sie mit dem Fortschritt der Handlung immer mehr ab. In demselben Maße aber, wie die Komik abnimmt, tritt die Gemeinheit des Falstaffschen Charakters immer unverhüllter zu Tage. Dabei aber vermindert sich nicht der Raum, den Falstaff

in Shakespeares Darstellung einnimmt; im Gegenteil, im zweiten Teil von Heinrich dem Vierten tritt Falstaff fast noch mehr hervor als im ersten, obgleich sein Auftreten nur noch selten komisch wirkt. In demselben Maße nun, wie sich die Erscheinung Falstaffs verändert, geht in einer andern Person des Dramas eine innere Wandlung vor sich, nämlich in dem Prinzen Heinrich. Zu Anfang des Dramas ist dieser der alte Freund, Gesellschafter und Zechgenosse Falstaffs, sogar an dem Straßenraub bei Gadshill beteiligt er sich, wenn auch mit einigem Widerstreben. Das ändert sich mit dem Ausbruche des Aufruhrs: der Prinz gesteht seinem Vater, daß „ihn seine Jugend verkehrt geleitet," und verspricht ihm feierlich, daß er auf Percys Haupt seine Ehre einlösen will. Er erscheint noch einmal im wilden Schweinskopf, aber nur, um Falstaff mitzuteilen, daß er ihm eine Stelle im Heere verschafft hat; bezeichnenderweise zankt sich dieser gerade mit seiner Wirtin herum. Vor der Schlacht wiederholt der Prinz vor dem König, seinen Brüdern und Falstaff das Bekenntnis:

Was mich betrifft, ich sags zu meiner Scham,
Ich war im Rittertum ein Müßiggänger —

dagegen hören wir unmittelbar nachher aus Falstaffs Munde dessen Anschauungen über die Ehre. Die Schlacht selbst zeigt uns den Heldenmut Blunts, der sich für seinen König aufopfert, und an seiner Leiche spricht Falstaff den Epilog: „Ihr habt euer Teil Ehre weg, das ist nun keine Eitelkeit." In diesen Betrachtungen stört ihn Prinz Heinrich: er hat eine Flasche Sekt mit auf das Schlachtfeld genommen — ein höchst bezeichnender Zug, der ein grelles Schlaglicht auf die Schwäche wirft, die den Prinzen vor der Feuerprobe anwandelt! —; er sieht Falstaff untätig, die Pistole im Futteral, im Hintergrunde herumstehn und hört ihn selbst in dieser ernsten Lage seine alten Witze machen; da faßt ihn der Ekel: er wirft ihm die Flasche zu mit den Worten: „Was? ist dies eine Zeit zu Späßen und Possen?" — er hat mit einemmal die Kraft gewonnen, auch ohne die Hilfe des Alkohols den Kampf mit Percy zu bestehn. Dieser Kampf spielt sich vor unsern Augen ab, und daneben sehen wir — ein Pendant dazu — die würdelosen Clownkunststücke Falstaffs, die ihren Gipfelpunkt erreichen in der großartigen Dreistigkeit, mit der er vor den Prinzen Heinrich hintritt und für die Leiche des Percy eine Belohnung fordert. Diese Frechheit aber öffnet seinem alten Freunde mit einemmal die Augen: ihm entfahren die Worte: „Dies ist ein seltsamer Gesell"; aber sein Zartgefühl hindert ihn noch, ihm offen in den Weg zu treten:

Für mein Teil, schafft dir eine Lüge Gunst,
Vergold ich sie mit meinen schönsten Worten.

Mit diesem Wendepunkte schließt der erste Teil von Heinrich dem Vierten. Der Prinz hat seinen alten Freund Falstaff in seiner ganzen Erbärmlichkeit durchschaut, glaubt aber noch, sich ohne offnen Konflikt von ihm trennen zu können. Demgemäß gehn die Wege Falstaffs und des Prinzen nunmehr völlig auseinander. Wir sehen die dunkle Kehrseite des Falstaffschen Humors: die Hintergründe seiner Existenz werden von dem Oberrichter schonungslos enthüllt; wir durchschauen vollständig, wie er aus der Ausbeutung andrer geradezu ein System gemacht hat, das seiner Schlauheit alle Ehre macht. Prinz Heinrich

begegnet uns in dem interessanten Gespräche mit Poins, aus dem die Nachwehen der Strapazen des Feldzugs, die Trauer über die Krankheit seines Vaters und der Ekel über seine Freunde, die sich an ihn hängen, in merkwürdigem Gemisch herausklingen. Falstaff versucht durch einen Brief an den Prinzen die lange unterbrochne und ihm so notwendige Verbindung wiederherzustellen. Dies führt den Prinzen noch einmal in den wilden Schweinskopf; er will Falstaff „in seinen wahren Farben sehen.“ Wir sehen ihn im tiefsten Négligé, und der Prinz hört Äußerungen über sich von völliger Ungeniertheit. Bei der plötzlichen Erkennung versucht Falstaff, wie immer, die Sache ins Scherzhafte zu ziehn; aber der Prinz ist nicht in der Stimmung, sich durch Späße über die wahre Gesinnung seines Freundes täuschen zu lassen. Er läßt auch nicht mehr wie nach dem Überfall von Gadshill dem Boten vom Hofe durch Falstaff „heimleuchten“; im Gegenteil, er „fühlt sich tadelnswert, so müßig zu entweihn die edle Zeit.“ Wir erleben weiter eine Falstaffsche Aushebung in ihrer nackten Wirklichkeit, sehen, wie auch er einen Gefangnen machen kann, wenn dieser ebenso feige ist, wie er selbst, und hören, wie er auf seine Weise den Feldzug mit einer begeisterten Lobrede auf den Sekt beschließt, um durch eine von langer Hand vorbereitete Pumpreise seinem leeren Beutel wieder aufzuhelfen. Zwischen dem Prinzen aber und seinem Vater kommt es zu einer ergreifenden Aussprache: auf dem Sterbebette läßt dieser endlich sein altes Mißtrauen fahren und erkennt, daß sein Sohn der Krone, die er mit unaufhörlichem Kampfe, schweren Sorgen und leider nicht ganz reinen Händen errungen hat, wahrhaft würdig ist. Daß er sich hierin nicht getäuscht hat, zeigt sich sofort. Der erste, der nach dem Tode König Heinrichs des Vierten kraft seines Amtes den jungen König zu begrüßen hat, ist der Oberrichter. In ihm aber tritt Heinrich dem Fünften seine eigne Vergangenheit gegenüber: er hat sich einst hinreißen lassen, wegen eines seiner Zechgenossen den Oberrichter zu ohrfeigen, und dieser ließ, auf seinem Rechte beharrend, ihn, den königlichen Prinzen, verhaften. Die Erinnerung hieran tritt sofort zwischen sie: der junge König fragt ihn selbst, ob „ein Prinz von seiner Anwartschaft so großen zugefügten Schimpf vergessen könne.“ Aber mannhaft vertritt der Oberrichter die Würde seines Amtes, das über Personen weit erhaben ist. Und nun geschieht das „Wunderbare“: der junge König bestätigt ihn nicht nur in seinem Amte, er eignet sich sogar die Worte seines Vaters an:

Beglückt bin ich, solch kühnen Mann zu haben,
Der Recht an meinem Sohn zu üben wagt.

Damit hat er den Bruch mit seiner Vergangenheit, also auch mit Falstaff, vollzogen, aber auch die letzte Konsequenz bleibt ihm nicht erspart. Falstaff wartet seit Jahren auf die Thronbesteigung seines alten Trinkfreundes; er hat deshalb den Nachrichtendienst vortrefflich organisiert und erhält sofort die Nachricht von dem Tode des Königs durch Pistol. In ungestümer Ungeduld kann er den Moment der Ernte nicht abwarten und stellt den jungen König inmitten der Feierlichkeit des Krönungszuges vor die Entscheidung. Dadurch ist es diesem unmöglich gemacht, ihn zu schonen, und mit der größten Entschiedenheit spricht er denn auch das Urteil aus, das Falstaff das Leben kostet.

Mit dieser Katastrophe endet der zweite Teil von Heinrich dem Vierten, aber die Entwicklung ist hier nicht zu Ende. In „Heinrich dem Fünften" sehen wir die Wirkung der Umwandlung des Prinzen in dem großartigen Triumphzuge durch Frankreich, der uns auch in der verzweifeltsten Lage nicht daran denken läßt, Heinrich könne unterliegen: so sehr lebt in ihm die felsenfeste Siegesgewißheit des Helden. Hier bilden die alten Zechbrüder des Königs nur noch den fernen, dunkeln Hintergrund; es wird uns erzählt, wie Falstaff am Säuferwahnsinn zu Grunde geht, Bardolph gehängt wird, und wir sehen mit an, wie Pistol die wohlverdienten Ohrfeigen schweigend einsteckt und nach London in den Sumpf, aus dem er hervorgekrochen ist, mit Schimpf und Schande zurückgeschickt wird, als ein Mensch, der nicht wert ist, an dieser Heldengröße teilzunehmen. Das Gemeine verblaßt hier wirklich zu wesenlosem Scheine.

Es ist also ein einheitliches Drama, das uns in beiden Teilen von Heinrich dem Vierten und in Heinrich dem Fünften vorgeführt wird; es ist das Drama der Umwandlung des Prinzen Heinrich aus einem Lebemann in einen Helden erster Größe, der sich in den Kampf stürzt mit einer Welt in Waffen — ein Drama, das ähnlich der preußische Staat in Friedrich dem Großen erlebt hat.

Um uns diese Umwandlung deutlich zu machen, verkörpert Shakespeare die beiden Lebensprinzipien, um die es sich hier handelt, den Zug nach aufwärts und den Zug nach abwärts, die beiden die Menschheit bewegenden Triebe, die Faust in die Worte faßt:

> Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen;
> Die eine hält in derber Liebeslust
> Sich an die Welt mit klammernden Organen,
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
> Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Wir sehen, wie sich die Vertreter dieser beiden Prinzipien, Prinz Heinrich und Falstaff, zu immer schärferm innerm Gegensatze entwickeln, und erleben den unvermeidlichen Entscheidungskampf beider, an den sich wie ein Triumphgesang der Heldengang des Siegers, aber auch die völlige Vernichtung des Unterlegnen anschließt.

Jetzt ist uns klar, was Shakespeare mit der Figur Falstaffs bezweckt. Dadurch, daß er Falstaff, den haltlos versinkenden Trinker, unmittelbar neben den Prinzen Heinrich, den aufwärts strebenden Kämpfer, vor uns hinstellt, will er uns einen Maßstab geben für die Größe und das Wesen der Entwicklung, die Prinz Heinrich durchmacht. Die Figur Falstaffs dient als Folie, von der sich die Gestalt des Prinzen Heinrich abhebt, Falstaff ist der dunkle Hintergrund, vor dem die Lichtgestalt des Prinzen erst in ihrem vollen Glanze erstrahlt.

Shakespeare benutzt also den Kontrast, um uns den leitenden Gedanken seiner Dichtung zum Bewußtsein zu bringen. Dieser Kontrast beherrscht das ganze Drama, er ist überall auf das sorgfältigste hervorgehoben, vor allem aber zeigt er eine sehr bemerkenswerte, mit der größten Kunst herausgearbeitete Steigerung. In den Wirtshausszenen der ersten Akte äußert er sich in der

schneidenden Ironie, mit der der Prinz mitten unter lustigen Späßen jede Gelegenheit benutzt, Falstaff bloßzustellen. Die erste Steigerung wird bezeichnet durch die grelle, anscheinend zusammenhanglose Nach- und Nebeneinanderstellung der beiden entgegengesetzten Anschauungen: dem Geständnisse des Prinzen, er schäme sich seines Treibens, folgt unmittelbar der Monolog, worin Falstaff seine völlige Ehrlosigkeit kundgibt; die heroische Selbstaufopferung Blunts und der mannhafte Kampf des Prinzen Heinrich spielt sich zugleich mit der erbärmlichen Drückebergerei Falstaffs auf der Bühne ab. Der Kontrast steigert sich weiter zu den scharfen Konflikten zwischen Falstaff und dem Oberrichter; ihr Zusammentreffen endigt geradezu mit einer Verhöhnung Falstaffs. Wiederum in Gegenüberstellung sehen wir nun die Tiefen der Falstaffschen Existenz in der Bordell-, der Aushebungs- und der Pumpszene und die endliche Aussprache zwischen Vater und Sohn. Damit sind die Gegensätze groß genug zum Entscheidungskampfe: der junge König, Falstaffs alter Freund, identifiziert sich mit dem Oberrichter, seinem größten Feind, und in dessen Gegenwart spricht er selbst das absolut vernichtende Urteil über ihn aus in einem Augenblick höchster Feierlichkeit. So spiegelt sich in dem das Drama durchziehenden Kontraste die Entwicklung des Prinzen Heinrich wieder, und jede Verschärfung des Gegensatzes bezeichnet eine Stufe aufwärts in dieser Entwicklung.

Der Kunstgriff, die Idee des Dramas durch den Kontrast zum Ausdruck zu bringen, wird von Shakespeare nicht nur in „Heinrich dem Vierten" angewandt; er ist vielmehr ein Hauptstück seiner Technik. Als Beispiel nenne ich nur den „Kaufmann von Venedig": der Jude Shylock hat dort genau dieselbe Aufgabe wie Falstaff in „Heinrich dem Vierten," er dient dazu, die Denkart und die Handlungsweise Antonios ins rechte Licht zu setzen. Sogar die äußere Erscheinung der Shakespearischen Dramen hat dieser Kunstgriff beeinflußt: der auffallend häufige und anscheinend so regellose Szenenwechsel hat nur den Zweck, durch möglichst nahes Aneinanderrücken der innern Gegensätze den Kontrast so grell wie möglich hervorzuheben. Es ist merkwürdig, daß ein so großer Geist wie Schiller die Bedeutung dieses Kunstgriffs verkennen konnte; wie hätte er sonst das derbe Fluchen des katzenjämmerlich gestimmten Pförtners im „Macbeth," das die Greuel der eben vergangnen Nacht geradezu ins Unmenschliche hinaushebt, in ein frommes Morgengebet verwandeln können?

Doch kehren wir zu unsrer Aufgabe zurück. Wir haben gesehen, daß die beiden Teile von Heinrich dem Vierten und Heinrich dem Fünften ein einheitliches Drama sind. Der Held dieses Dramas ist Prinz Heinrich. Aber worin besteht denn nun seine Tat, das Werk, das er im Laufe des Dramas vollbringt? Wir haben es schon mehrfach angedeutet: seine Tat ist eben die geistige Umwandlung, die in ihm vorgeht. Welche Bedeutung dieser Tat zukommt, erkennen wir am besten, wenn wir sie in den Gedankenkreis einordnen, dem sie angehört, sie mit dem Namen bezeichnen, unter dem sie die Welt erobert hat; die Tat des Prinzen Heinrich ist nämlich das innere Erlebnis, das das Neue Testament als *μετάνοια*, Sinnesänderung bezeichnet. Die Forderung: *μετανοεῖτε*, ändert euern Sinn (Ev. Matth. 4, 17), mit der der Schöpfer der christlichen Religion seine Laufbahn begann, sie sehen wir an dem Prinzen Heinrich sich

vollziehn; die „Wiedergeburt aus dem Geist“ (Ev. Joh. 3, 5 bis 8) ist es, die uns hier an einem Beispiele beschrieben wird. Erst wenn wir von diesem Standpunkt aus den Gehalt der Dichtung betrachten, gewinnen wir auch für die geistige Stellung Falstaffs den richtigen Maßstab.

Shakespeare zeigt uns nämlich, daß diese Sinnesänderung kein tatloses Hinbrüten, kein mystisches Schauen, daß sie vielmehr eine Umkehrung der gesamten Weltauffassung ist, so grundstürzend, daß dem Prinzen sein voriges Leben wie ein wüster Traum erscheint — so sagt er ja selbst —, den er verachtet. Er zeigt uns ferner, daß sie nicht etwa als plötzliche Erleuchtung wie ein unbegreifliches Geschenk über den Menschen ausgegossen wird, daß sie sich vielmehr als langsamer Werdeprozeß unter dem Druck ernster Erlebnisse vollzieht, und daß sie die harte Mitarbeit des Werdenden verlangt. Wir sehen weiter, daß diese innere Umwälzung nicht zur Weltflucht, zur Abschließung in die Einsamkeit des Klosters führt, im Gegenteil: sie zwingt den Prinzen gerade aus seiner faden Nichtstuerei heraus zu rastlosem Tatendrang, zu einem in buchstäblichem Sinne „die Welt überwindenden“ Siegeslauf.

Aber — auch das zeigt uns Shakespeare — dieses Tatenleben entgeht nicht der Notwendigkeit, die entgegengesetzte Anschauung zu bekämpfen, und zwar nicht nur im geistigen Kampf; denn Weltanschauungen schweben nicht in der Luft, sondern sie verkörpern sich in Menschen, die ihre Persönlichkeit auf dieser Erde zur Geltung zu bringen suchen. So muß der Prinz nicht nur den Bruch mit der eignen Vergangenheit öffentlich vollziehn, nein auch die alten Freunde muß er in aller Form von sich stoßen, ja sie vernichten; sie lassen es nicht zu, daß er, wie es sein Wunsch ist, sie einfach unbeachtet läßt. Wir lernen verstehn, welche Lebenswahrheit in dem Worte (Ev. Luk. 14, 26) liegt: „Wenn einer zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, ja sein eignes Leben, so kann er nicht mein Jünger sein.“

So zeigt uns Shakespeare, wie die geistige Umwandlung den Menschen zu einem Kämpfer macht, der vor keiner Konsequenz zurückschreckt, der, wenn es sein muß, über die Leichen der ihm Nächststehenden hinweg seinem Ziele ohne Wanken entgegengeht.

Shakespeare zeigt uns dann aber weiter in Heinrich dem Fünften, daß der Lohn dieser Umwandlung nicht ausbleibt, daß gerade aus ihr nach Niederkämpfung aller äußern Hemmnisse und nach Beseitigung der Widersacher mit unausweichlicher Gewißheit das Heldentum dieser Erde hervorwächst, ein Heldentum in einsamer Größe, das alles Gemeine weit unter sich läßt, dessen übermenschlicher Kraft aber auch keine Macht dieser Erde widerstehn kann — getreu dem Worte (Ev. Luk. 10, 19): „Siehe, ich habe euch die Vollmacht gegeben, zu wandeln über Schlangen und Skorpionen, und auf aller Gewalt des Feindes, und nimmermehr soll euch etwas Schaden tun.“ Wir sehen: das, was uns Shakespeare in seinem Dramencyklus verkörpert hat, ist Religion; sie ist der Quell der Würde und Hoheit, die im Laufe seiner Darstellung immer mehr zum Durchbruch kommt und schließlich wie ein Strahlenkranz das Haupt Heinrichs des Fünften umgibt. Der Geist der Propheten ist es, der aus der Dichtung Shakespeares zu uns spricht.

Die Umwandlung des Prinzen Heinrich, die das Drama Shakespeares darstellt, ist also ein religiöser Vorgang. Betrachten wir von hier aus den Entwicklungsgang Falstaffs, so ist klar, daß bei ihm dieser religiöse Vorgang ausbleibt. Das ist — im Sinne des dramatischen Dichters gesprochen — seine Schuld; sein schmählicher Untergang ist also völlig motiviert, ja eine notwendige Forderung der dramatischen Gerechtigkeit, ganz ebenso wie die Niederlage Shylocks und der Hohn und Spott seiner Gegner.

Nun aber hat der Psychologe noch zu fragen: Was ist der Grund dafür, daß sich in Shakespeares Drama der Prinz emporringt, Falstaff aber haltlos im Staube versinkt? Woher nimmt der Prinz die Kraft zu seiner Umwandlung, und weshalb ist diese Falstaff versagt? Dem Arzte liegt hier vor allem die Frage nahe: Ist es die Macht des Alkohols, die Falstaff im Sumpfe festhält?

Falstaff ist Trinker, das ist zweifellos; er steht also unter dem Einflusse des Alkohols. Aber wenn wir annehmen sollen, daß es einzig und allein die Macht des Alkohols ist, die ihn niederzieht, so müssen wir doch von ernsthaften, wenn auch erfolglosen Versuchen hören, gegen diese Macht anzukämpfen. Das würde auch den Erfahrungen entsprechen, die der Arzt bei vielen Alkoholisten macht. Aber hieran fehlt es bei Falstaff ganz und gar. Trotz der abgewöhnenden Wirkung, die schon die Nachwehen der Affaire von Gadshill ausüben, und die noch in höherm Maße der Feldzug mit sich führen muß, bleibt bei ihm alles beim alten. Die melancholischen Gedanken, zu denen es höchstens in der Morgenstimmung bei ihm kommt, vertreibt er wieder mit Sekt. Es ist klar: dieser Falstaff kämpft nicht gegen sein Trinkbedürfnis, er hat auch nie dagegen gekämpft, er ist ihm einfach von Anfang an wehrlos verfallen.

Auf der andern Seite aber ist mit allem Nachdruck hervorzuheben, daß auch der Prinz Trinker ist. Ist es schon an und für sich selbstverständlich, daß der Prinz während des zweiundzwanzig Jahre langen Verkehrs mit Falstaff redlich mitgetrunken hat, so sagt uns das auch noch zum Überflusse Falstaff mit aller Deutlichkeit in seinem Monolog im zweiten Teil (Akt IV, Szene 3). Auch die Leichtigkeit, mit der sich der Prinz trotz seines innern Widerstrebens zur Teilnahme an dem Straßenraub von Gadshill überreden läßt, der fade Scherz, den er und Poins mit dem Kellner treiben, deuten an, daß der Alkohol auch auf diesen Geist nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist. Zur vollen Gewißheit wird uns das, wenn wir sehen, wie schwer der Prinz unter den Strapazen des Feldzugs leidet, und wie gebieterisch sich nun das Alkoholbedürfnis bei ihm geltend macht: in die Schlacht von Shrewsbury nimmt er eine Flasche Sekt mit, und Poins gegenüber klagt er über die große körperliche Abspannung, bei der es ihn nach „Dünnbier" gelüstet.

Nein: vom medizinischen Standpunkt aus lautet das Problem vielmehr so: Prinz Heinrich sowohl als Falstaff sind Alkoholisten; der eine von ihnen findet die Kraft, sich aus dem Elend der Alkoholentartung herauszureißen, während der andre ihr rettungslos verfällt. Der Entwicklungsgang Falstaffs entspricht der gewöhnlichen Beobachtung des Arztes. Das Verhalten des Prinzen Heinrich ist im höchsten Grade ungewöhnlich, aber es liegt nicht

außerhalb der Grenzen ärztlicher Erfahrung; das beweist z. B. der von Krafft-Ebing (Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie, 3. Aufl. 1892, S. 193 f.) erwähnte Fall eines am Säuferwahnsinn erkrankten Metzgers, der in dem Wahne, ein Kalb zu schlachten, seine Frau erstach; die entsetzliche Tat, die er verübt hatte, machte ihn, als er aus dem Delirium zur Besinnung kam, zum nüchternen Menschen — trotz fünfzehnjährigen Alkoholübergenusses. Ein Ereignis von ähnlicher Bedeutung findet sich auch bei Shakespeare: es ist der Aufruhr. Er ist für den Prinzen eine Lebensfrage, und so könnten wir uns bei dieser Erklärung für die Entwicklung des Prinzen beruhigen — wenn nicht auch für Falstaff der Aufruhr eine sehr ernste Bedeutung hätte. Wir brauchen uns nur des Schicksals der Bushy, Bagot und Green (in Richard dem Zweiten, Akt III, Szene 2) zu erinnern, wenn wir sofort sehen wollen, daß für Falstaff hierbei ebensoviel auf dem Spiele steht wie für den Prinzen. Auch der Einwand ist nicht zulässig, daß Falstaff den ernsten Ereignissen, die der Aufruhr mit sich bringt, ferner stünde als der Prinz. Im Gegenteil: Shakespeare stellt ihn mit beinahe ängstlicher Sorgfalt immer gerade dorthin, wo Prinz Heinrich steht. Falstaff bleibt nicht zu Hause, als der Aufruhr ausbricht, obgleich das zweifellos seiner Neigung weit mehr entsprochen hätte; er muß ebenso gut ins Feld wie der Prinz; er hört sogar das feierliche Bekenntnis des Prinzen, er schäme sich seiner Vergangenheit, mit an; er sieht den heldenhaften Kampf zwischen dem Prinzen und Percy: aber alles das prallt an ihm wirkungslos ab. Die ernsten Mahnungen des Oberrichters, die Drohung des Prinzen Johann, der ihm den Galgen in Aussicht stellt, erregen in ihm nur Haß und Verachtung. Für ihn gilt das Wort des Jesaias (6, 9): „Höret immerfort, doch ohne zu verstehn; sehet immerfort, doch ohne zu erkennen." Shakespeare zeigt uns, wie trotz derselben Erlebnisse der eine aufwärts steigt, der andre abwärts sinkt. Er will uns offenbar mit aller Bestimmtheit sagen, daß es nicht die Ereignisse sind, die wie einen toten Spielball den einen hierhin, den andern dorthin stoßen, ja daß es überhaupt vergeblich ist, hierfür nach Verstandesgründen zu suchen. Er will uns andeuten, daß hier vielmehr Kräfte ganz andrer Art am Werke sind.

Zwei Erklärungsweisen hat das Denken der Menschheit für diese eigentümliche psychologische Erscheinung ersonnen. Betrachten wir die unabänderliche Bestimmtheit, mit der die Geister in Shakespeares Drama, wie von fremder Hand geleitet, der eine im Guten, der andre im Bösen, über alle Hindernisse hinweg ihre Laufbahn vollenden, so kommt geradezu das Gefühl über uns, als seien es unwiderstehliche Mächte, die den Prinzen emporheben und Falstaff hinabziehn. Wir lernen verstehn, wie sich der Kirchenvater Augustinus diese Erscheinung nur als Folge einer „Prädestination" begreiflich machen konnte. Richten wir dagegen unsern Blick auf den in ihnen selbst wohnenden Drang, mit dem jeder von ihnen, unbeirrbar, um Gründe unbekümmert, gleichwie einem übermächtigen Triebe folgend, mit höchster Energie, jede Chance scharfsinnig benutzend, sein Ziel verfolgt, so muten sie uns überirdisch, dämonenhaft an. Diese Empfindung ist es, die Goethen die Worte eingab, mit denen er den „Dämon," den Geist des Menschen, kennzeichnet:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Diese Worte lehren uns die Gedankenwelt Shakespeares verstehn, denn eine solche „geprägte Form,“ die sich auch dem Verführer Alkohol zum Trotz auf sich selbst besinnt, „lebend sich entwickelt,“ ist Prinz Heinrich. Falstaff aber, seinem Antipoden, fehlt die eigne Prägung; er ist ein Geist ohne innern Halt, der deshalb — ein „Prädestinierter“ — der Übermacht des Alkohols ohne jede Gegenwehr, wie ein willenloses Spielzeug, anheimfällt.

Hier deckt sich nun wieder der Scharfblick des Dichters mit der Erfahrung des Arztes. Auch der Arzt sieht, daß nicht jeder, der zeitweise dem Alkohol Einfluß über sich einräumt, in dieser Gefahr, wie Falstaff, untergeht. Dieses Schicksal ereilt vielmehr nur Menschen, bei denen schon eine gewisse Schwäche des Nervensystems vorhanden ist; so gut wie alle Trinker nämlich sind in ihrem Nervensystem erblich oder persönlich „belastet,“ also „neuropathisch“ angelegt, „entartet,“ „dekadent.“ Worin diese Anlage besteht, das zeigt uns der Typus dieser Neuropathiker, der moderne Neurastheniker. Sein Geisteszustand ist dadurch gekennzeichnet, daß seine Willenskraft zur Beherrschung seiner vielleicht abnorm starken „Instinkte“ und „Sensationen“ nicht ausreicht; bei ihm verleihn deshalb die Stürme des Lebens leicht der Welt von Gefühlen und Trieben die Oberherrschaft und machen so seinen Willen zum Sklaven seiner „Nerven.“ Der letzte psychologische Grund des vielgestaltigen Charakterbildes dieser „Minderwertigen“ ist also die Energielosigkeit. Sie verschuldet es, daß sie Versuchern von der Art des Alkohols, wenn sie in ihren Machtkreis kommen, rettungslos verfallen. Daß uns die meisten dieser „Neuropathiker“ als erblich belastet erscheinen, ist ganz natürlich, denn der Körper, der sie mit seinen Eigenheiten beherrscht, ist ja ein Erzeugnis ihrer Vorfahren. Die verhängnisvolle Bedeutung, die die moderne Wissenschaft der erblichen Belastung zuschreibt, zeigt, wie die Tatsachen, die Augustinus sah, den denkenden Menschengeist immer wieder zu demselben Schlusse drängen: denn was ist die „erbliche Belastung“ andres als eine in moderne Anschauungen gekleidete „Prädestination“ zum Schlechten?

„Neuropathische Anlage“ oder „erbliche Belastung“ können wir nun allerdings bei Falstaff nicht nachweisen — Shakespeare hat uns die hierzu nötigen Tatsachen nicht mitgeteilt —, aber das eigentümliche Verhältnis der Seelenkräfte, das diesen Zuständen zu Grunde liegt, die Energielosigkeit, ist der Grundzug, der, überall in die Augen fallend, durch das ganze Charaktergemälde Shakespeares zieht. Die häufig karikaturenhafte Grellheit, mit der er diesen Charakterzug herausgearbeitet hat — ich erinnere an die Szenen, in denen Falstaff dem Prinzen und dem Oberrichter gegenübersteht, an seinen ewig wiederholten, aber immer sofort wieder vergessenen Vorsatz: „ich will purgieren

und den Sekt lassen" —, zeigt, wie klar sich Shakespeare über die Bedeutung gerade dieser Eigentümlichkeit war. Auch in dieser Hinsicht also schaut das Dichterauge Shakespeares bis auf den tiefsten Grund der Menschenseele.

So sehen wir mit Erstaunen, wie die Charakterschilderung Shakespeares, obgleich sie in das Gebiet des Krankhaften mit kecker Hand hinübergreift, gleichwohl der eindringenden Untersuchung durch die moderne wissenschaftliche Forschung standhält, ja wie eigentlich diese erst uns den vollen Einblick verschafft in den geistigen Aufbau seiner Dichtung. Daß aber das Bild, das wir durch diesen Einblick gewonnen haben, wirklich der bewußt durchgeführte Plan des Dichters ist, das erkennen wir deutlich, wenn wir nunmehr einen Blick auf das Anfangsstück der Lancaster-Tetralogie werfen. Sind nämlich Heinrich der Vierte und Heinrich der Fünfte ein einheitliches Drama, dessen Gegenstand der Entwicklungsgang des Prinzen Heinrich ist, so ist die Tragödie Richard der Zweite die natürliche Einleitung hierzu. Denn in ihr führt uns Shakespeare vor, welchen Verlauf das Königtum Heinrichs des Fünften genommen hätte, wenn die geistige Umwandlung nicht in ihm vorgegangen wäre; Richard der Zweite ist der König, den Falstaff im Krönungszuge zu begrüßen gedachte. So schließt sich die Lancaster-Tetralogie vor unsern Augen zu einer einheitlichen Dichtung zusammen, die sich eines der höchsten geistigen Probleme zum Ziel setzt, denn sie analysiert uns sozusagen das Wesen des Königtums, das wirklich „von Gottes Gnaden" und deswegen allein berufen ist, auf dieser Erde zu herrschen.

Wir sind am Schlusse, und hier wird man uns eine sehr berechtigte Frage vorlegen: Wie kommt es, daß der Charakter Falstaffs, in dem an und für sich kaum etwas komisches liegt, auf der Bühne Wirkungen hervorruft, die an hoher Komik kaum ihresgleichen haben? Die Erklärung hierfür liegt in der Tatsache, daß es, wie Goethe (Sprüche in Prosa Nr. 108) sich ausdrückt, „nichts Gemeines giebt, was, fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe." Shakespeare hat Falstaff zur Fratze gemacht: er stellt die in ihm liegende Gemeinheit unvermittelt neben hohe und höchste Menschengröße und führt uns diese beiden Gegensätze im Spiel, im Konflikt und schließlich im Kampfe miteinander vor. Hierbei erscheint Falstaff so unendlich klein, verwickelt sich so in die tollsten Widersprüche, daß wir uns nicht mehr entrüsten, sondern nur noch über ihn lachen können. Also kurz gesagt: Falstaff macht sich oder vielmehr Shakespeare macht ihn lächerlich. Eine große Unterstützung bot ihm hierbei das Krankheitsbild Falstaffs selbst dar; denn das Bild des Trinkers ist an sich schon eine Fratze mit seiner unvermittelten und unbegründeten Abwechslung der widersprechendsten Stimmungen: von der trüben Weinerlichkeit des moralischen Katers durch das Hochgefühl des Rausches zur wilden Wut der Tobsucht. Die Erscheinung des Trinkers macht deshalb schon an und für sich auf den nüchternen Beobachter häufig genug einen komischen Eindruck. Trotz höchster Steigerung der Komik indessen zeigt uns Shakespeare die Niedrigkeit des Charakters Falstaffs unverhüllt in ihrer ganzen Größe, und dies erreicht er, ohne eigentlichen Widerwillen in uns zu erregen. In dieser Vereinigung des anscheinend Unvereinbaren aber zeigt sich wiederum, was für ein großer Künstler Shakespeare war, und auf

welcher freien Höhe der Weltanschauung er stand; denn man vergleiche nur etwa Tolstois „Macht der Finsternis“ oder Hauptmanns „Weber,“ um eine Ahnung zu bekommen, wie Falstaff aussähe ohne den feinen Geschmack und die geistige Überlegenheit seines Schöpfers. —

In der obigen Darstellung habe ich mich nur auf die Lancaster-Tetralogie gestützt. Aber auch in den Lustigen Weibern von Windsor spielt Falstaff eine hervorragende Rolle. Ist er hier dem Charakter nach derselbe Mensch, wie wir ihn oben geschildert haben? Ganz gewiß! Auch hier ist er weit davon entfernt, nur komische Staffage zu sein; er hat auch in der Ökonomie dieses Dramas dieselbe ernste, seinem Charakter entsprechende Bedeutung wie in Heinrich dem Vierten.

Die Lustigen Weiber von Windsor führen uns verschiedne Formen der Liebe an einer entsprechenden Anzahl von Personen vor. Diese sind gewissermaßen eine Stufenleiter, in der sich auf jeder Stufe die Liebe reiner darstellt. Die unterste Stufe ist Falstaff; sein Motiv ist überhaupt nicht Liebe, sondern das Bedürfnis nach Geld (siehe Akt I, Szene 3), also derselbe Beweggrund, der ihn auch im Drama Heinrich der Vierte andauernd beherrscht: er will durch Vermittlung der beiden Frauen die Geldbeutel ihrer Ehemänner schröpfen. Dieser für ihn so gebieterische und so charakteristische Beweggrund erklärt es im Verein mit seiner blinden Eitelkeit und seinem alles Ehrgefühls baren Trinkercharakter, daß er sich auf so abgeschmackte Weise an der Nase herumführen läßt.

Ganz entgegengesetzt ist das Verhältnis Fentons zu Anna. Es ist sehr bezeichnend, daß Fenton ursprünglich zu der Gesellschaft des Prinzen Heinrich, also Falstaffs gehört. Er „leugnet nicht, daß des Vaters Reichtum der erste Anlaß seiner Werbung war: doch werbend fand er Anna von höherm Wert als Goldgepräg und Beutel wohl versiegelt; ihres Innern echte Schätze finds, wonach er einzig trachtet“; auch nachdem der Vater die Mitgabe einer Aussteuer abgelehnt hat, beharrt er bei seiner Werbung. Ihn hat also „das Ewig-Weibliche hinangezogen,“ während dagegen von Falstaffs Charakter der ehrbaren Frau gegenüber die letzte Hülle fällt. Man stelle sich vor: nachdem wir eben noch sein übermütiges Prahlen gehört haben, bringt er, der „Edelmann,“ es über sich, sich von seiner „Geliebten“ zum alten Weib verkleiden und vor ihren Augen durchprügeln zu lassen! Deutlicher kann sein völliger Mangel an Ehrgefühl nicht an den Pranger gestellt werden.

Zwischen diese beiden Gegensätze, einerseits des gröbsten Mißbrauchs der Liebe, anderseits der reinen Liebe selbst, ordnen sich die andern Figuren des Lustspiels ein, und zwar von Falstaff aufsteigend: der lüsterne Dr. Cajus, der einfältige Schmächtig, das Vernunftmenschen-Ehepaar Page, das seine Tochter nach kaufmännischer Art gut versorgen möchte, er mit gut fundiertem Landbesitz, sie mit äußerm Glanz, weiter der eifersüchtige Fluth mit seiner übermütigen, temperamentvollen Frau. Die reinste Liebe ist verkörpert in Anna, die Vater und Mutter verläßt und ins Ungewisse geht, um ihrem Geliebten anzugehören: eine zweite Julia!

Fenton und Anna erreichen am Schluß ihr Ziel — die wahre Liebe siegt —, während zugleich Falstaff der Gegenstand allgemeinen Gespöttes wird. Den Sinn des Ganzen faßt Fluth in die tiefen Worte:

Dem Himmel muß man Liebesnot vertrauen,
Gold schafft uns Land, das Schicksal unsre Frauen.

Auch hier also ist Falstaff Folie. Dies — nicht etwa die „Unlust“ des Dichters — ist auch der Grund, warum Falstaffs Humor hier „nicht so siegreich“ hervortritt wie in Heinrich dem Vierten. Einesteils liegt seinem Charakter die Rolle, die er hier spielt, nicht — die einzige Form der Liebe, deren er fähig ist, wird uns ja im zweiten Teil von Heinrich dem Vierten geschildert —; vor allem aber ließ die Zartheit des Gegenstands eine humoristischere, also mildere Darstellung seines Gebarens nicht zu; die Pointe des Lustspiels würde dadurch zerstört worden sein. In einer Apotheose der echten uneigennützigen Liebe — das sind die „Lustigen Weiber“ — konnte ein Charakter wie Falstaff, der sich nicht schämt, sogar dieses heiligste der Gefühle zu mißbrauchen, nur verhöhnt werden, und die großartige Ironie, mit der das geschieht, ist Shakespeares durchaus würdig und zeigt sein Genie und seinen Humor in ihrer vollen, überlegnen Größe.



Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt

2. Eine Fahrt um die Meißnisch-Lausitzische Nordostgrenze



Die alte Mark Meißen bestand aus den Gauen Nisani und Dalaminzi. Beide hatten als Südgrenze den ungeheuern Urwald des östlichen Erzgebirges, den Miriquidi, als Nordgrenze Dalaminzis dienten die von Mühlberg (Moleberg = Grenzburg) zur untern Röder und Schwarzen Elster streichenden Wälder, die durch den Teufelsgraben (von den Katzschhäusern bis Koselitz) und andre Befestigungen unwegsam gemacht worden waren. Weiter nach Osten zu war die Pulsnitz oder vielmehr die die Pulsnitz auf beiden Seiten begleitenden Wälder die Grenze gegen die slavischen Gaue der Lusizi (Niederlausitz) und Milzieni (Oberlausitz). Denn die Deutschen liebten nicht wie die haarscharf messenden Römer die Lineargrenze, sondern die breite Flächengrenze; erst allmählich haben sich Bachgrenzen und durch Steine bezeichnete Grenzlinien bei ihnen eingebürgert.

Die fortschreitende Besiedlung hat die alten Grenzwälder gelichtet, die Teilung Sachsens im Jahre 1815 hat die Grenzbezirke der Mark Meißen politisch zerrissen, aber alte Grenzen haben ein zähes Leben. Vielleicht sind noch Spuren ihrer Organisation oder andre bemerkenswerte Denkmäler der Vergangenheit in diesen nur selten aufgesuchten Gegenden erkennbar — so dachte ich, als ich mich an einem schönen Herbsttage zur Reise dahin anschickte. Denn für den Sachsen hört ja die Welt für gewöhnlich in Großenhain auf, und sie beginnt nordwärts erst da wieder, wo ihm die überwältigende Lichtfülle der großen Halle des Anhalter Bahnhofs sagt: Du bist in Berlin. Für das, was dazwischenliegt, hat der moderne Reisende keine Zeit übrig. Deshalb empfindet man so einen

gewissen Vorgeschmack von Entdeckerfreude, wenn man auf der von Großenhain nordwärts führenden Landstraße dahinfährt. Sie ist recht gut imstande, aber doch still und leer — nur dann und wann schleicht der müde Klepper eines mit Leinwand überdeckten Botenfuhrwerks aus den nördlichen Walddörfern an uns vorüber. Dann und wann leuchtet auch aus dem fast baumlosen, grünen Wiesenlande das stahlblaue Wasser eines Sumpfes auf, den ein dichter Gürtel rostbraunen Rohres umschlingt, ein Versteck für Wildenten und Wasservögel aller Art. Allmählich rückt uns von Norden her eine ununterbrochne schwarze Waldlinie näher: das Pfeifenholz, die Heidel- und die Finkenberge, die die Röderniederung von der der Pulsnitz trennen. Aber wir fahren ihnen nicht weiter entgegen, sondern biegen beim Vorwerk Stroga links ab nach Zabeltitz und erreichen bei diesem erinnerungsreichen Orte wieder die Röder. Wir machen hier nicht Halt, so verlockend auch die beiden Schlösser aus den hohen Wipfeln des Parks herüberschaun, sondern fahren der Röder parallel durch den Wald nach Raden. Dieser Weg führt durch ein wonniges Gelände, das uns anmutet wie ein großer englischer Park. Rechts und links von uns äsen die Rehe unter majestätischen Eichen — die letzten Strahlen der Novembersonne machen den stillen Spiegel eines schilfumrankten Teiches erglühn —, dann gehts durch Raden und wieder an schönen Teichen vorüber nach Frauenhain.

Das ist ein langgestrecktes deutsches Straßendorf, d. h. seine Gehöfte liegen zu beiden Seiten einer hindurchführenden Straße — des Strehla-Ortrander Zweiges der hohen Straße —, am Westende steht zwischen schattigen Parkanlagen und Teichen das stattliche, turmgekrönte, mit Efeu und Wein bewachsene Schloß, dessen ehrwürdiges Gemäuer nicht nur eine Riesenkette alter Erinnerungen, sondern auch ein sehr wertvolles Archiv umschließt. Hier machen wir Halt und versuchen in kurzen Zügen ein Bild der Entwicklung dieser wichtigen und für die ganze Umgegend typischen Ortschaft zu geben.

In der Zeit der deutschen Eroberung lag hier inmitten der Wälder, Seen und Sümpfe ein kleiner slavischer Rundling, dessen Namen wir nicht kennen. Die Anlage eines deutschen Hofes und eines deutschen Dorfes ging, wie der Name der neuen Gründung Frauenhain, d. h. „Hag unsrer lieben Frau," andeutet, auf eine geistliche Grundherrschaft zurück. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts hatten die Bischöfe von Naumburg von den Kaisern Heinrich dem Dritten und Heinrich dem Vierten allmählich das ganze Gebiet von Hirschstein an der Elbe bis Strehla und einen jenseits des Stroms sich spitzwinklig verjüngenden Streifen geschenkt erhalten, dessen östlicher Scheitelpunkt Ortrand war. Vermutlich wollten die Kaiser diesen wichtigen Keil vor kurzem erst eroberten Landes, das die beste Einfallpforte aus Sachsen nach Polen war, in eine besonders getreue und sichre Hand bringen. Sowohl Bischof Walram (1089 bis 1111) als auch seine Nachfolger Dieterich der Erste (1111 bis 1123) und Udo der Erste von Naumburg (1125 bis 1148) waren besonders als Kolonisatoren tätig. Von einem von ihnen ging wohl auch die Anregung zur Kolonisation des Rödergebiets aus. Als ältester Stützpunkt der deutschen Herrschaft in dieser Gegend muß wohl Tiefenau gelten, das schon 1013 als Difnowo cethla (= castrum) erwähnt wird und im Jahre 1259 zwei naumburgische Schlösser

hatte. Im zwölften Jahrhundert, der Blütezeit der deutschen Kolonisation, kamen Frauenhain und die benachbarten deutschen Dörfer hinzu. So entstand denn zunächst ein befestigter bischöflicher Hof (villa) an der Stelle des heutigen Schlosses und östlich davon bis dicht an das Slavendorf heran, das den größten Teil seiner Flur abtreten mußte, ein deutsches Dorf. Es waren, wenn man aus der Bauweise der Bauernhöfe in Frauenhain einen Schluß ziehn darf, fränkische oder thüringische Kolonisten, die entweder von Tiefenau oder von Hain her, geleitet von einem Unternehmer (locator), auf festgefügten Ochsenwagen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack hier anlangten und einen etwas höher liegenden Platz zwischen dem Bischofshofe und dem Slavendorfe, die Stelle, wo jetzt die Kirche und der Kern des Dorfes liegen, mit einem Graben und geflochtnem Schanzwerk umhegten. Innerhalb des Hages wuchsen bald die schlichten Lehm- und Fachwerkhäuser und die rechtwinklig dazu gestellten Scheuern empor, in der Mitte der neuen Siedlung aber erstanden das Holzkirchlein „Unsrer lieben Frauen“ und davor das Balkengerüst für die Glocke, deren Klänge bald verheißungsvoll über die stillen Wasserspiegel der großen Teiche und Sümpfe dahinzitterten. Die Glocke war wohl eine Stiftung der naumburgischen Propstei Hagen (= Großenhain), von dort war auch der Kaplan der jungen Gemeinde gekommen. Hinter den Gehöften, außerhalb des Hages, erstreckten sich in langen parallelen Streifen die Hufen (etwa je 100 sächsische Scheffel = 27 Hektar) der Ansiedler, der Lokator erhielt eine Doppelhufe, das Richteramt und die Schankgerechtigkeit. Auch im benachbarten Slavendorf wurde ein deutscher Richter angesiedelt: er hieß Siboto, und nach ihm hieß das Slavendorf noch 1284 Sibotundorf, später wurde es als Lutendorf (Liutendorf = Dorf der Hörigen) bezeichnet und ist neuerdings ganz in Frauenhain aufgegangen.

Schon 1228 wird Frauenhain in einer Bulle Gregors des Neunten in seiner dreigliedrigen Form genannt: villa in Frowenhayn cum parochia ibidem sita et aliis suis pertinentiis. In der folgenden Zeit gewinnen die Markgrafen von Meißen, ursprünglich nur Beamte des Kaisers, als domini terrae eine immer steigende Gewalt auch in den Gegenden, die eigentlich dem Naumburger Bischof gehören: dem Namen nach sind die Markgrafen Lehnsleute des Bischofs, in Wahrheit aber die eigentlichen Landesherren. Ihre Stellung wächst noch durch Kauf: so hat Heinrich der Erlauchte 1284 das Schloß Tiefenau mit seinen Wäldern und Gehölzen, ferner Frauenhain mit Sibotundorf, Raden, Böhla und andre Dörfer vom Bischofe an sich gebracht. Die ersten uns bekannten Ritter der Meißner Markgrafen, die Frauenhain zu Lehen tragen, sind im Jahre 1349 die Gebrüder von Köckeritz, auf die man wohl die Erbauung eines Schlosses gotischen Stils und der steinernen, mit mehreren Altären ausgestatteten Kirche zurückführen kann. Frauenhain war damals schon ein bedeutender Ort: es ist eins der 47 Kirchspiele der längst nicht mehr naumburgischen, sondern Meißner Propstei Hain, und zwar eins der bedeutendsten; denn es zahlt fast denselben Bischofszins nach Meißen wie Hain selbst. Die Köckeritze waren eins der mächtigsten Geschlechter der Meißner Grenzlandschaft. Wir finden sie im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert auch in Zabeltitz, Kmehlen, Cröbeln, Saathain, Tiefenau, jenseits der Grenze in Elsterwerda, Senftenberg, Altdöbern u. a. In

Frauenhain machen sie schon 1392 dem nicht minder bedeutenden Geschlechte der Pflug Platz, die zuerst mit Otto und Nikol Pflug von ihrem alten Stammsitze auf Strehla hier herüber wuchsen. Beide zogen dann im Jahre 1413 mit Friedrich dem Streitbaren auf das Konzil zu Konstanz; zwei andre Träger derselben Namen sind 1426 vor Außig im Kampfe gegen die Hussiten den Heldentod gestorben. Der Sohn des erstgenannten Nikol Pflug, namens Otto, war einer der mächtigsten Vasallen Friedrichs des Streitbaren, denn der im Frauenhainer Rittergutsarchiv erhaltene Lehnsbrief von 1425 verleiht dem „gestrengen riter Ern Otte pflug gesessen czu frowenhayn" wegen der vielen Dienste, die er ihm „langerziet mannchfeldyglichen getan: das Slos und dorff frouwenhayn, Bresen (Prösen), Pulsen, Raden, die trugebele (Treugeböhla) und auch das Slos und dorff Tiffenaw, Waynstorff, Spansbruck, Nißko, Lichtensehe, Wulkenntz (Wülknitz), Strumen (Streumen), Peritz, Rederaw (Röderau), Pobrisse (Bobersen) und was er zcinse had zeu Zeyten (Zeithain) und zeu Fichtenberg."

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren Hans und Antonius Pflug im Besitze von Frauenhain. In dieser Zeit (1499) wurde ein dritter Altar „der drei Könige" in der Kirche gestiftet; er ist, gerade wie der des heiligen Kreuzes, jetzt verschwunden; aber der Flügelaltar der Jungfrau Maria ist noch vorhanden, vermutlich ein Werk aus eben dieser Zeit oder vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Er enthält in der Mitte in etwa einen Meter hohen geschnitzten Figuren die gekrönte Himmelskönigin auf einer Mondsichel, rechts davon Petrus mit dem Schlüssel, links Paulus mit der Bibel, im Seitenflügel Johannes mit dem Kelch und Maria Magdalena mit der Salbenbüchse. Das untere Mittelfeld enthält eine kleinfigurige Geburt Christi und rechts und links die Wappen der Pflug und der Köckeritz: also waren die Stifter wohl Hans und Antonius Pflug und die in den eingepfarrten Dörfern Merzdorf und Strauch gesessenen Köckeritze. Zu dem Altare gehörten ursprünglich wohl auch die beiden jetzt an den Wänden angebrachten Tafelbilder Johannis des Täufers und des heiligen Antonius mit den Attributen der Antoniusherren (Schwein mit Bettelglocke und ägyptisches Kreuz). Dieser Altar ist offenbar ein Werk der Großenhainer Schule, über deren Bedeutung schon früher einiges gesagt worden ist (S. 157).

Im sechzehnten Jahrhundert ist auch das Frauenhainer Schloß unter Benutzung der ältern Teile in einen hochgiebligen Renaissancebau verwandelt worden. So stand es noch 1705, nur auf einer Bohlenbrücke zugänglich, als mit Tham Sigismund Pflug der letzte männliche Sproß der Frauenhainer Linie des berühmten Geschlechts starb. Erst 1744 kam der alte Besitz wieder in feste Hände, als ihn der Freiherr von Palm, „Edler Pannerherr auf Steinbach, Baltzheim, Bodelshofen, Simingen und Lauterbach, Churf. Sächs. und Königl. Poln. Geheimerat," erwarb. Von ihm ging das Gut durch Erbschaft an die Familie von Weißenbach und durch Heirat 1840 an den K. S. Hofmarschall von Globig über.

Die Anlage der deutschen Dörfer östlich von Frauenhain bis nach Ortrand hin ist, da es sich hier zugleich um die Regulierung der Grenze gegen die Niederlausitz handelt, schwerlich ohne die Mitwirkung der Meißner Markgrafen vor sich gegangen. Auf dieser Linie war ein zusammenhängender Zug bewal-

deter Hügel vorhanden — Pfeife, Heidelberge, Finkenberge, Latschenberg —, diesen hatten schon die Dalaminzier als Deckung gegen die nördlicher wohnenden Liutizen benutzt, denn ihre Dörfer von Zabeltitz bis Blochwitz und Kraußnitz hinüber lagen meist hinter, also südlich von der Kammlinie, nur Gröden, Kmehlen und ein Rundling in der Nähe von Großthiemig lagen wie vorgeschobne Posten am Nordabhange. In dieses dünn bevölkerte Land führten nun die Deutschen eine ganze Reihe von Frankendörfern hinein, von denen nur Strauch und Niegerode im Waldlande selbst, die andern aber wie eine Vorpostenkette am Nordabhange lagen mit freiem Blick über die Niederungen der Pulsnitz und der Schwarzen Elster, längs des uralten von Strehla her ostwärts führenden Verkehrsweges. Diese Dörfer sind Wainsdorf, Merzdorf (Martinsdorf), Seifferts-mühl, Hirschfeld, Großthiemig, Frauwalde, Groß-Kmehlen, Ortrand und Burkersdorf. Sie waren in der ältesten Zeit vermutlich durch Verhaue untereinander verbunden und leisteten hier die Grenzwacht gegen die Niederlausitz in ähnlicher Weise, wie ehedem im rheinischen „Zehntland" die Kastelle des römischen Limes. Zu ihren Füßen sahen die fränkischen Ansiedler einen stundenlangen, auch mehrere Stunden breiten Urwald, den die zwischen der oben genannten südlichen und einer nördlichen Hügelkette (Hohenleipisch, Döllingen) versumpfenden Flüsse, die Pulsnitz und die Schwarze Elster, gebildet hatten, den alten Grenzwald der Semnonen und Hermunduren, der Lusizi und Dalaminzier, jetzt der Meißner und Niederlausitzer. Der alte Wodansglaube hatte sich bei ihnen in die Angst vor dem wilden Jäger und dem wütenden Heer verwandelt — wenn sich nun im Herbste die weißen Nebelschleier aus dem Sumpfwald hoben, und das Brüllen des Elchs und des Auerochsen aus der Tiefe heraufströmte, da fürchteten sich nicht nur die Ahnfrau und die Kinder, sondern auch den Männern war es wie eine tröstende Verheißung der Nähe des Christengottes, wenn der Sakristan in der Dämmerstunde tenebrae das Glöcklein läutete. Sie nannten den unheimlichen Wald, den sie vor sich sahen, den Schraden, d. h. den Wald der bösen Geister (althochdeutsch scrato = böser Geist, neuhochdeutsch Schratt), geradeso wie den Meißnern der südliche Grenzwald „Miriquidi" als der grauenerregende schwarze Wald erschien. Der Schraden führt noch heute seinen Namen aus der Zeit der ersten deutschen Ansiedlung; die Dörfer, die an ihm liegen und sich manches besondre bewahrt haben, heißen noch heute im Volksmunde die Schradendörfer. Sie zogen durch Holzschlagen an den Rändern des Urwalds und durch Wiesenbau aus ihm Nutzen, so gut sie konnten, und der Schraden galt jahrhundertelang für die Mark Meißen als eine ungeheure Holz- und Wildbretkammer.

Aber allmählich entstand doch Streit über die Handhabung des Jagdrechts und die Holzgerechtigkeiten; das Jagdrecht nahm die Landesherrschaft für sich in Anspruch, allen übrigen Streit aber schlichtete der große Volkswirt Kurfürst August mit seiner Schradenordnung vom Jahre 1584. In den Schradendörfern überwog der Hopfenbau (der Dorfname Kmehlen bedeutet Hopfendorf), Rindvieh-, Pferde- und Gänsezucht bei weitem den Getreidebau. Noch im Jahre 1816 muß die Schradenlandschaft eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Spreewald gehabt haben; denn ein Berichterstatter aus dieser Zeit schreibt: „Gewöhnlich muß im Schraden der Bauer oft halb nackend das Gras im und unter dem Wasser

hauen, dann mühsam auf erhabnere Plätze zum Trocknen schleppen, und wo man mit Fuhrwerk nicht hingelangen kann, oder wenn das Gesetz die Anwendung desselben verbietet, in Körben auf dem Rücken wohl stundenlang nach Hause tragen. . . . Einen Tag hindurch barfuß die Sümpfe zu durchwaten, hält der dortige Bauer für eine Universalmedizin, und die Schradenmädchen, welche das Viehfutter aus Moor und Wasser holen müssen, bleiben ebenso rotbäckig und kerngesund wie ihre Schwestern in lachendern und trocknern Gegenden. Branntwein, Kartoffeln, Speck und Fische sind die gewöhnliche Nahrung des Schradenbewohners, der sich durch einen nervigen Körperbau und durch rohere Sitten merklich von den Landleuten in der Gegend von Meißen, Lommatzsch usw. unterscheidet." In der Tat sagt man noch heute z. B. in Meißen von einem altmodischen Menschen: „Ach, der ist wohl aus dem Schraden"; der Waldschratt ist ja durch Gerhart Hauptmanns „Versunkne Glocke" sogar in die Literatur eingeführt worden.

Ich hatte noch am Abende von Frauenhain aus Elsterwerda erreicht. Dieses Städtchen, im fünfzehnten Jahrhundert im Besitz der Köckeritz, im sechzehnten bei den Maltitz, dann 1727 von August dem Starken erworben und zum Kammergut gemacht, hat außer dem am linken Elsterufer auf künstlicher Anhöhe liegenden, ehedem kurfürstlichen Jagdschlosse kaum etwas Bemerkenswertes aufzuweisen — ich müßte denn meine Verstimmung darüber registrieren, daß der gemütliche Stammtisch des besten Gasthofs durch ein darauf liegendes Exemplar des giftigen und gemeingefährlichen Anarchistenblattes „Simplizissimus" verunziert war. Als nun der nächste Sonnenaufgang einen wunderschönen Morgen heraufführte, beschloß ich meinen Weg durch den Schraden zu nehmen und dabei auch die wichtigsten Schradendörfer kennen zu lernen. Ich fuhr also an der kursächsischen Postsäule vorüber, die noch heute dem Wandrer verkündet, daß es 141 Stunden von Elsterwerda bis Warschau seien, besichtigte das anmutige Schlößchen, das von 1776 bis 1796 dem mit dem Geisterreiche korrespondierenden Herzog Karl von Kurland als Sommeraufenthalt diente, bewunderte die beiden riesigen Platanen des Gartens, der jetzt als Spielplatz des im Schlosse untergebrachten Seminars dient, und bog bei Krauschwitz links ab in den Schraden hinein. Bald war ich in einer weiten, melancholischen Ebne. Rings um mich her lagen riesige Felder mit schwarzem Moorboden, aber der Wald oder das Erlengebüsch, das ich zu finden hoffte, war verschwunden. Auch offne Wasserspiegel, die in der Beleuchtung des schönen Herbstmorgens besonders belebend gewirkt hätten, fehlten. Das ist die Folge der großen, vor ungefähr fünfzig Jahren vorgenommnen Entwässerung und der damit zusammenhängenden Entholzung. Nur ganz in der Mitte des Schradens hat sich noch der Wald des Oberbuschhäuser Reviers erhalten. Mehrere Tausend Acker pflugfähigen Landes und guter Wiesen sind so gewonnen worden, aber die Einförmigkeit der Gegend hat durch die Meliorationen noch zugenommen. Und doch — wer möchte behaupten, daß diese Gegend alles Reizes entbehre? Wie tröstende Gestalten erheben sich hie und da, namentlich an den Entwässerungsgräben, die weißen Stämme vereinzelter Birken aus dem schwarzen Erdreich und lassen ihr herbstliches Laub, das sich wie zitterndes Gold vom tiefblauen Himmel abhebt, leise im Morgen-

winde rauschen. Hoch oben im Lichtäther zieht ein gewaltiger Stößer in majestätischer Ruhe seine Kreise. Dann verfinstert sich plötzlich eine Hälfte des Himmels, die südliche, wo die Sonne steht, die nördliche bleibt azurblau. Der finstre Wolkenschleier aber, der über dem Mittag lastet, öffnet ein Auge, aus dem steigen goldne Lichtbündel herunter und wandern, sich in der Tiefe verbreiternd, wie das Licht eines elektrischen Scheinwerfers unten hin und her, bald diesen Fleck der Ebne beleuchtend, bald jenen. Wer sein Auge gewöhnt hat, die auffallenden Wandlungen der Licht- und Luftphänomene zu beobachten, der wird es hier nicht langweilig finden. Und in der Tat, die Schradeneinsamkeit und die nordwärts über den Schraden sich erhebenden Wälder des Gordenforstes haben schon in dem Dresdner Franz Schreyer (geb. 1859 in Leipzig-Reudnitz) ihren Maler gefunden. Nicht weit von der Bahnstation Hohenleipisch, zwischen Gorden und Döllingen, hat er sich ein mit allem Bedarf ausgestattetes Blockhaus erbaut. Es liegt dicht an dem einst für die Holzversorgung der Elbgegenden so wichtigen Floßgraben, der auch den Schraden durchzieht, in tiefster Waldeinsamkeit. Von da aus durchstreift der Künstler in großen Wasserstiefeln, den Tragkorb mit dem Malgerät auf dem Rücken, das Beil in der Hand, um schnell aus ein paar umherliegenden Stangen eine improvisierte Staffelei zu zimmern, die Gegend und belauscht die Natur zu jeder Jahreszeit, zu jeder Tag- und Nachtzeit in ihren geheimsten Regungen. Er ist Freilichtmaler in des Wortes eigentlicher Bedeutung, denn er malt fast immer im Freien, auch im Winter, wenn der Schnee auf der Heide liegt und das Eis die zahlreichen Wassergräben überbrückt.

Unser Weg führt zu dem einsamen Vorwerk Reisdamm, aber wir biegen vorher südöstlich ab, um an Torfstichen vorüber und am „Binnengraben" entlang eine Ansiedlung zu erreichen, deren rotes Ziegelgemäuer uns schon längst Menschen verheißt. Wir treten in den Hof: links das niedrige Wohnhaus, das auch die Viehställe enthält, rechts die Scheuer. Das Haus ist mit verwittertem Stroh gedeckt, aber sonst gut imstande. Ein erwachsener Sohn begrüßt uns und gibt freundlich und mit Verständnis auf alle Fragen Bescheid — bald ertönt auch aus dem nahen Stalle die Herrscherstimme der Mutter, sie vervollständigt unsre Wissenschaft: vierzehn Kinder hat sie auf der einsamen Scholle dem Manne geboren und meist großgezogen — ihr Leben war Arbeit und wieder Arbeit, sie hat keine andern Großstädte gesehen als Elsterwerda und Ortrand, aber sie murrt nicht und hat sogar Zeit gefunden, dem Haushalt ein wenig Anmut einzugliedern: ein Weinstock schüttelt seine dürren, ungereiften Trauben gegen den Kalk der Hauswand (der Vater ist schuld daran, daß sie nicht reif geworden sind, denn er hat, um die seltnen Sonnenstrahlen dieses Sommers alle für seine Trauben einzufangen, die deckenden Blätter mit der Schere abgeschnitten), auf dem Fensterstocke blüht die blaue Männertreu, und ein sorgfältig umhegter Rosenstock links von der Haustür liebäugelt mit einer Knospe gegen die Novembersonne. Aber die Frau spricht nicht das gute Meißnisch, das ich abends im Gasthofe von Elsterwerda und überall sonst auf meinem Wege gehört habe, sondern sie quirlt das l und das r nach Lausitzer Art. Und das hat seinen guten Grund, denn sie ist in Plessa zuhause, das nordwärts vom Schraden,

aber dicht an der Elster liegt. So ist die alte Meißnisch-Lausitzer Grenze auch noch am Dialekt erkennbar.

Wenig später erreichte ich die hohen Dämme, zwischen denen die kanalisierte Pulsnitz ihr sammetbraunes Wasser schwermütig dahin trägt — sie allein bieten in der weiten Ebne eine unbehinderte Aussicht: nach Süden zu sieht man drüben an der bewaldeten Berglehne die um schlanke Kirchtürme gescharten alten Meißner Grenzdörfer, nach Norden zu die Lausitzer Gegenfront: Hohenleipisch, Döllingen, und dahinter den Gordenforst, wo Franz Schreyers Hundingshütte verborgen liegt. Hier am Pulsnitzufer traf ich auch den Hausherrn des vorhin besuchten Gehöftes mit Rutenschneiden beschäftigt. Er trug seine Vatersorgen wohl leichter als mancher in der Stadt, denn sie hatten ihm noch kein einziges Haar gebleicht. Er erzählte mir, daß sein Vater das Haus erbaut habe und alle Materialien dazu noch mit dem Kahne hätte herbeiführen müssen. Jenseits der Pulsnitz — hier Pulse genannt — fuhr ich auf stillem Wege nach dem Dorfe Gröden: nur einige buntgefiederte Wildenten stoben mit lautem Flügelschlag dicht neben mir aus dem Rohre auf. Aber im Dorfe riefen die hellen Glocken in die traulich unterm Storchennest ruhende Kirche, mir besonders willkommen, weil ich nun fast die ganze Einwohnerschaft im Sonntagsstaat auf dem Kirchgange zu sehen bekam. Der Name und die ganze Anlage des Dorfes mit den eng aneinander gedrängten Gehöften zu beiden Seiten des breiten, von einem Bache durchströmten gänsereichen Dorfangers zeigte seinen slavischen Ursprung. Zu meiner Freude bewahrte auch die Tracht der Frauen und der Mädchen noch viel Altertümliches. Sie erinnert an die der Spreewälderinnen, nur ist sie nicht so buntfarbig und nicht so mit Watte gesteift. Kein einziger Frauenhut wurde sichtbar, alle trugen dafür noch das schwarze oder buntgestickte Kopftuch, eine eng anliegende plüschbesetzte Jacke, faltenreiche Röcke, spitzenbesetzte Schürzen, manche auch Halbschuhe mit schwarzen Strümpfen.

Von Gröden kam ich nach Hirschfeld, das, wie der Flurname „fränkische Wiesen“ in seiner Gemarkung und die „Frankenmühle“ andeuten, sicherlich eine Gründung fränkischer Bauern ist. Es hat im ganzen auch in der Bauart den Charakter eines fränkischen Straßendorfs, doch stehn die Gehöfte im Innern des Orts mehr nach Slavenweise sehr dicht aneinander. Als ich weiter ostwärts nach Großthiemig kam, worin das slavische Kleinthiemig vermutlich im Laufe der Zeit mit aufgegangen ist, hatte ich auch das Glück, die Leute aus der Kirche gehn zu sehen. Die Tracht war ganz dieselbe wie in Hirschfeld und Gröden, aber das Herausströmen der Frauen und der Mädchen aus der Kirche in einer eng geschlossenen Masse, die sich auch die Dorfgasse hinunter als ein Ganzes weiterbewegte, hatte beinahe etwas Herdenmäßiges an sich — ich mußte dabei an eine Kolonne südslavischer Frauen denken, die ich vor Jahren in der alten Römerstadt Carnuntum bei Wien — sie wurden dort zu den Ausgrabungen verwandt — ihren Sonntagnachmittagsspaziergang machen sah, wortlos gingen sie je zu zweien hintereinander wie eine Schar der Martinsvögel, die sie mit Vorliebe züchten. Aber Großthiemig ist doch ohne Zweifel ein deutsches Dorf, ja sogar ein solches, wo sich die alte Flurteilung in Gewanne, deren jedes wieder in eine Anzahl paralleler Streifen zerlegt ist, bis auf diesen Tag erhalten hat.

Der Herr Kantor, mit dem ich nach dem Gottesdienst ein Plauderstündchen in der recht interessanten Kirche genoß, erzählte mir, daß zwar die Gemeindehutung vor fünfzig Jahren unter die Bauern verteilt worden sei, daß aber die Hufe eines jeden Gutes, da noch keine Zusammenlegung der Ackerstücke erfolgt sei, aus verschiednen „Beeten" bestehe, ein Stück liege in den „Vierbeeten," ein andres in den „Sechsbeeten" usw. Auch ein Erblehngericht mit einer Doppelhufe (etwa zweihundert Morgen) sei vorhanden, daneben noch ein „Maltzrichter" (= Maltitzrichter) mit einer einfachen Hufe. Ist die Stellung des Maltzrichters etwa hervorgegangen aus dem Amte des Withasen des verschwundnen slavischen Kleinthiemig, der irgend einem benachbarten Maltitz zinspflichtig war?

Hier ist noch manches Rätsel zu lösen, aber soviel scheint doch sicher zu sein, daß wir in den Schradendörfern, wenn sie auch zum größten Teile fränkischen Ursprungs sind, slavisch-germanische Mischformen zu sehen haben. Die Deutschen waren in der Überzahl und waren die Herrschenden: so siegte allmählich die deutsche Sprache und die deutsche Form des Ackerbaus, aber die enge Lebensgemeinschaft mit slavischen Lassiten und Smurden hat die Ansiedler in Tracht und Sitte stark beeinflußt.

Von Großthiemig fuhr ich nach Großkmehlen. Auf dem Wege sieht man links im Bruchlande Frauwalde und Lindenau (mit einem Schlosse des Fürsten Lynar, das einst im Besitz des Ministers Grafen Brühl war); dieses Dorf wird, da es auf dem rechten Ufer der Pulsnitz liegt, die von hier aus einen Arm, das Grenzwasser genannt, nordwärts zur Elster schickt, gerade wie das benachbarte Tettau schon zur Oberlausitz gerechnet. Dagegen gehört Großkmehlen zur Mark Meißen und ist als der wichtigste Herrensitz unter den meißnischen Schradendörfern besonders interessant. Soweit unser Wissen zurückreicht, war hier in der Nordostecke der Mark Meißen der Grenzschutz dem mächtigen Geschlechte der Lüttichau anvertraut, die wohl von dem Dorfe Lüttichau, das südöstlich von Kmehlen im Waldlande liegt, ihren Ausgang genommen haben, gerade wie die altberühmte Familie von Ponickau ihren Ursprung doch wohl von dem Grenzdorfe dieses Namens (südlich von Ortrand) herleiten muß. Die Geschlechtssage läßt die Lüttichaus von einem Junker Hannibal abstammen, der in der Schlacht bei Lüttich 1106 von Kaiser Heinrich dem Vierten Namen und Wappen erhalten habe. Ein Bernhard von Lüttichau, dessen (späteres) Ölbild in der Vorhalle der Kmehlener Kirche hängt, ritt schon zu Barbarossas Zeit (1164) mit im fröhlichen Turnier zu Zürich. Sie waren Herren auf Groß- und Kleinkmehlen, Großthiemig, Frauwalde und Blochwitz; ihre Verpflichtung zum Grenzschutze kann man noch aus einer Urkunde des Jahres 1474 ersehen, in der Seiffart von Lüttich[au] auf Kmehlen usw. seinen wettinischen Lehnsherren vorrechnet, er bedürfe jährlich vier neuer Schock Groschen als Sold für zwei Wächter, die er haben müsse, weil er „am böhmischen Landgemerke sitze."

Im Dorfe Großkmehlen fesselte mich zunächst der malerische Kirchhof, in dessen Mitte das Gotteshaus liegt. Ich betrat ihn bei der niedrigen Küsterwohnung und ging langsam zwischen den verwitterten Grabsteinen durch. Rechts vom Wege ruhn mehrere Glieder der Familie von Altrock, links der große Politiker und Rechtsgelehrte Karl Eduard Zachariae von Lingenthal, der Sproß

einer Meißner Familie, der Begründer der vergleichenden griechisch-römischen Rechtsgeschichte, der seit 1845 auf Großkmehlen seinen Studien lebte und am 3. Juni 1894 hier gestorben ist. Nahe bei seinem Grabe ist eine Gartentür, die in den Gutshof führt. Als ich mich hier nach rechts drehte, stand ich wie versteinert vor einem zauberhaften Anblick. Aus einem viereckigen Teiche erhebt sich in drei Stockwerken übereinander ein Wasserschloß, so kraftvoll und ursprünglich wie vor vier Jahrhunderten. Nichts an ihm ist geschönt und modernisiert, der Putz rauh, grau und moosig, hie und da ein schmaler Riß im alten Gemäuer, und doch nichts ruinenhaftes daran; die Fenster leuchten in hellen Scheiben, weiße Gardinen sind dahinter, während das alte rote Ziegeldach schwärzliche Dohlen mit rauschendem Flügelschlag umkreisen. So ist es alt und jung zugleich. Wie ich so dastand, mußte ich unwillkürlich an die moselländische Burg Eltz denken, wo ich wenig Monate vorher einen strahlenden Septembertag verschwärmt hatte. Eltz ist älter und weit großartiger nicht nur im Innern sondern auch in der äußern Erscheinung. Es atmet den Geist der romanischen Kunst und der Gotik und nur in seinem spätesten Viertel den der Renaissance, während Kmehlens Außenseite mit den drei Rundtürmen an den Ecken — die vierte Ecke ist scharfkantig — durchweg das Kleid der deutschen Renaissance trägt, aber der Kern von Kmehlen ist sicherlich auch viel älter, und was ihm vor allem den Reiz des Echten verleiht, das sind die zwei Holzbrücken, die sich von Ost und West von den Ufermauern auf die gewaltigen Haustüren zu schieben. Zwar stehn vor jeder dieser Brücken als Wächter zwei riesige Kastanien, aber man hat doch den Eindruck: wenig Axtschläge würden genügen, die Brücken abzubrechen, und dann stünde das Schloß wieder so trutzig einsam mitten im Wasser wie zur Ritterzeit. Aber wozu zwei Brücken und zwei Haustüren, eine nach Osten und eine nach Westen? Eine neue Reminiszenz an Eltz. Wie Eltz trotz der gedrungnen Einheitlichkeit seiner Erscheinung eigentlich aus vier Schlössern besteht, die um einen schmalen Hof herum liegen, deren jedes auch einem andern Zweige der Grafen von Eltz gehörte, so ist Kmehlen wenigstens zweigeteilt. Mitten durch das Schloß und quer über den viereckigen Hof läuft die trennende Mauer — hüben auf der Westseite residiert jetzt der Herr von Lingenthal, drüben auf der Ostseite hausen die von Rothkirch. Sie müssen sich einander in die Fenster sehen, sie müssen sich unter im Garten gegenseitig reden hören, sie schlafen Wand an Wand. Man denke sich statt der heutigen Insassen Männer und Frauen vom Schlage der Montecchi und Capuletti — Romeo und Julia —, und das „Milieu" eines spannenden Schloßromans ist fertig. Diese Teilung des Ritterguts und des Schlosses ist nicht von heute und von gestern: schon ein Obrist Gottlob von Lüttichau, der 1699 starb, nennt sich auf dem Grabstein in der Kirche „Herr auf Kmehlen alten und neien Teils," ja sie geht wohl schon auf den oben genannten Seiffart von Lüttichau (1474) zurück, den zwei Söhne, Seifried und Heinrich, die Stifter zweier Linien, überlebten.

(Schluß folgt)





Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

10



So zogen wir denn am nächsten Morgen mit Tagesanbruch aus, ich, der Wachmeister, ein Schutzmann und die beiden Schornsteinfeger. Wir begaben uns geradeswegs in die Straße, wo Petrow wohnte.

Das erste Häuschen an der Ecke war eine jämmerliche halbverfallne Hütte. Als wir den Hof betraten, kam eine schlechtgekleidete Frau herausgestürzt und erkundigte sich in großer Aufregung, was wir suchten. Auf meine Frage, wann der Schornstein zuletzt gekehrt sei, erzählte sie unter Tränen, daß sie allein mit zwei Töchtern das Häuschen bewohne. Sie schwur, ihr Mann und später ihr Sohn hätten alle zwei Wochen die Reinigung besorgt. Seit der Mann tot und der Sohn unter den Soldaten sei, käme ihr Neffe manchmal und kehre den Schornstein; jetzt sei er aber schon lange nicht dagewesen, weil er im Krankenhause liege. Es gehe besser mit ihm, und er werde nun nicht lange mehr ausbleiben.

Und unterdessen könnt ihr abbrennen und auch die Nachbarn in Gefahr bringen, sagte ich.

Ach ja, Herr Polizeimeister, jammerte sie, ich mache aus Furcht schon so wenig Feuer wie möglich. Ich habe schon eine Kerze in die Kirche geopfert, damit mein Neffe gesund werde, und wir vom Feuer verschont blieben.

Wir gingen in das Vorhaus, das zugleich als Küche diente, da hier der Ofen mündete. Die Schornsteinfeger stiegen auf den Herd und griffen an die Wölbung über dem Ofenmunde.

Ho, rief einer, hier ist seit dem vorigen Winter nicht gekehrt!

Ja, meinte der andre, wenn nicht heute, so hätte es morgen gebrannt.

Reinigen! befahl ich, aber gründlich!

Die Frau weinte und wischte mit der zerfetzten Jacke die Augen. Die Töchter kamen aus dem Zimmer. Es waren Mädchen von vierzehn und sechzehn Jahren. Sie hatten kaum das Notwendigste auf dem Leibe und sahen bleich und verhungert aus.

Der Schutzmann, der die Mappe mit Papier und Tintenfaß trug, fuhr sie barsch an. Sie sollten in der Stube den Tisch und einen Stuhl rein abwischen, damit der Herr Gehilfe dort das Protokoll schreiben könne.

Die Mädchen sahen mit Angst auf die Mutter. Diese weinte heftiger.

Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Polizeimeister! schluchzte sie. Machen Sie uns nicht unglücklich! Zwingen Sie mich nicht, mich in den Fluß zu stürzen! Wir können uns kaum ein Stück Brot verdienen. Ich vermag keine Strafe zu erlegen. Ich habe nichts, das Fegen zu bezahlen.

Während der Schornsteinfeger auf das Dach stieg und der andre seinen Handbesen in Stand setzte, um das Küchengewölbe zu bearbeiten, stieg ich selbst auf den Herd und tastete mit der linken Hand an die Wände.

Was tun Sie, Euer Wohlgeboren! rief der Wachmeister so erschrocken, als ob ich mich in die äußerste Lebensgefahr gestürzt hätte.

Ich lerne, Jegorow, antwortete ich lachend. Ich will nicht, daß die Schornsteinfeger klüger seien als ich.

Das gehört sich nicht, Euer Wohlgeboren, sagte er mißbilligend. Das verträgt sich nicht mit Ihrem Range.

Ich möchte auch dir raten, kennen zu lernen, fuhr ich fort, wie alter Ruß und frischer Ruß sich anfühlen. Es ist gut, wenn ein Polizeimann das versteht.

Ich kann das tun, Euer Wohlgeboren, sagte er, denn ich bin nur ein Unteroffizier, ein einfacher Mensch; aber für Sie schickt es sich nicht. Was Sie auch sagen mögen, Euer Wohlgeboren, es schickt sich nicht.

Er war sehr unzufrieden mit meinem Verfahren, schüttelte den Kopf und brummte, während ich die Hand abschwenkte, die zu meinem Erstaunen ziemlich rein war, und den Handschuh anzog.

Die Frau hatte sich auf die Schwelle gesetzt und weinte herzzerbrechend. Die Töchter kauerten neben ihr, zitterten vor Kälte und verfolgten mich mit ihren großen tränengefüllten Augen.

Die Reinigung war beendet.

Geht voraus zum Hause nebenan, befahl ich den Leuten.

Und das Protokoll, Euer Wohlgeboren? erinnerte der Schutzmann.

Ich winkte mit der Hand. Sie gingen. Aber Jegorow brummte dabei, und hinter ihm brummte der Schutzmann, indem er auf die Mappe in seiner Hand sah wie auf ein Ding, dessen Zweck er nicht begreifen könne.

Wovon lebt ihr? fragte ich die Frau, die sich mit den Kindern erhoben hatte.

Die Mädchen kleben für den Tabakfabrikanten Zigarettenhülsen, und ich arbeite im Garten und stricke Handschuhe und Strümpfe für die kleinen Marktbuden.

Wieviel könnt ihr damit am Tage verdienen?

Ich erschrak über die unbeschreiblich kleine Summe, die sie nannte. Und davon nährten sich drei Menschen!

Sagen Sie mir, Frau, ist es wirklich wahr, daß Ihr Neffe Ihren Schornstein reinigt?

Bei Gott, Herr Polizeimeister!

Versprechen Sie, daß der Schornstein gereinigt werden wird? nicht weniger als jeden Monat einmal?

So wahr Gott lebt, Herr Polizeimeister! Ich schwöre es bei allen Heiligen!

Wenn Petruscha nicht kommt, möchte ich es versuchen, sagte schüchtern das ältere Mädchen. Ich wollte schon, aber die Mutter ließ es nicht zu.

Wirst du es verstehn?

Ja, Herr. Ich habe mir gemerkt, wie Petruscha es macht.

Gut, Kind. Ich verlasse mich auf dich.

Muß ich auf die Polizei gehn? fragte mit gebrochner Stimme die Mutter, als ich zur Pforte schritt.

Nein, nicht nötig, sagte ich rauh, um nicht durchhören zu lassen, wie ergriffen von Mitleid ich war.

Meine Leute standen an der verriegelten Pforte des ziemlich ärmlichen Nachbarhäuschens, das aber eine Tür nach der Straße hatte.

Ich bezahlte die Schornsteinfeger und befahl dem Wachmeister, an die Haustür zu klopfen.

Ein Mann in einem Kattunschlafrock öffnete. Er hatte eine Beamtenmütze auf dem Kopfe.

Was befehlen Sie? fragte er mit dem abweisenden Tone, an den der Polizeibeamte sich früh gewöhnen muß, denn er hört ihn allemal, wenn er mit Leuten zu tun hat, die ihrerseits mit der Polizei nichts zu tun haben wollen und in jeder Forderung, die ein Polizeibeamter an sie stellt, Schikane und unnütze Belästigung sehen.

Ich trat in das Vorhaus. Er war darauf so höflich, mir die Zimmertür zu öffnen.

Womit kann ich dienen? fragte er geschäftig, als wir die Schwelle überschritten hatten.

Ich erkundigte mich nach dem Schornstein.

Wird stets zur rechten Zeit gereinigt, sagte er kurz und sah mich fragend an, wie wenn er so schnell wie möglich erfahren möchte, ob ich sonst noch etwas wünschte.

Haben Sie sich einen Schornsteinfeger für das ganze Jahr engagiert?

Müssen Sie auch das wissen? fragte er scharf.

Der Polizeibeamte wird durch dergleichen Fragen in nicht geringe Verlegenheit versetzt und kann sich nur helfen, indem er den Frager an kaltblütiger Ruhe überbietet. Aus diesem Grunde antwortete ich möglichst ruhig und von oben herab:

Ja, ich muß auch das wissen.

Nun schien er um eine Entgegnung verlegen zu sein. Er zwinkerte mit den Augen und sah wie hilfesuchend zum Nebenzimmer. Von dorther kam auch wirklich die Hilfe, denn eine junge, blasse Frau zeigte sich in der Tür.

Warum willst du dem Herrn nicht sagen, Ssascha, daß du den Schornstein selbst reinigst? Es ist doch keine Sünde, und die Nachbarn sehen es ja auch.

Nun ja, wissen Sie, sagte er verschämt und doch mit sichtbarer Erleichterung, meine Gage ist klein. Ich habe keinen Hausknecht oder Diener. Da besorge ich denn die Reinigung in eigner Person, am Morgen früh, wissen Sie, wenn es noch nicht ganz hell ist. Ich reinige den Hof, kehre das Trottoir, fege den Schornstein. Es geschieht zum Teil auch der Motion wegen, wissen Sie.

Sodaß sich in Ihrem Schornstein nie Ruß ansammelt?

Gott bewahre! Mein Häuschen ist mir viel zu lieb und wert, als daß ich es solcher Gefahr aussetzen sollte.

Hier hatte ich offenbar nichts weiter zu tun. Ich verbeugte mich gegen die Frau, entschuldigte mich bei dem Manne, drückte ihm die Hand und entfernte mich.

Draußen sah ich, daß unser Erscheinen in der Straße schon Aufsehen erregte. Rechts und links standen in einiger Entfernung Leute, die die Schornsteinfeger und die Schutzleute angafften.

Ich bin schon gefragt worden, meldete Jegorow, was wir suchen.

Was hast du geantwortet?

Ich habe gesagt, daß es denen schlecht gehn werde, deren Schornsteine nicht rein seien.

Das folgende, ziemlich neue Häuschen mit Fensterscheiben, die bis zur Undurchsichtigkeit schmutzig waren, hatte wieder keinen Eingang von der Straße. Die Pforte war verschlossen. Der Wachmeister klopfte wiederholt mit dem Säbelgriffe, aber niemand erschien. Mehrere Knaben aus der Nachbarschaft kamen näher und schienen auf den Erfolg des Klopfens neugierig zu sein.

Du, Flachskopf! rief ich einem zu, wer wohnt hier?

Der Zimmermann Afonas, antwortete er dienstfertig. Aber Sie müssen stärker klopfen. Die Frau schläft wohl noch.

Ist sie vielleicht taub? fragte ich.

Gott weiß es! Wenn sie auf ist, hört sie.

Beide Schutzleute klopften lange Zeit vergeblich. Ich wollte schon von dem Hause abstehn, obschon es eine sehr mißliche Sache ist, wenn die Leute sehen, daß die Polizei sich nicht Eintritt zu verschaffen versteht. Da hatten die Schornsteinfeger einen Einfall. Sie begannen mit ihren eisernen Kugeln am Hause selbst zu hämmern. Der Lärm hätte Tote erwecken können.

Jetzt hörten wir das Öffnen einer Tür und schwere schlürfende Tritte im Hofe. Die Pforte wurde aufgeriegelt, und in ihr zeigte sich ein wohlgenährtes Weib in gewaltigen Männerstiefeln. Sie sah verschlafen aus und verbreitete Branntweingeruch.

Was klopft ihr? Was habt ihr nötig? fuhr sie uns böse und grob an.

Bist du die Wirtin?

Nun, und was dann?

Wann ist der Schornstein bei dir zuletzt gereinigt worden?

Davon weiß ich nichts. Das ist des Wirtes Sache.

Du sagst doch, daß du die Wirtin seist?

Nun, ich bin die Wirtin, aber nicht der Wirt. Lassen Sie mich in Ruhe, und gehn Sie weiter.

Sie wollte die Pforte zuwerfen. Ich verhinderte sie daran und schritt in den Hof.

Weib, mach die Augen auf und sieh, wen du vor dir hast. Willst du antworten oder nicht?

Was wollen Sie von mir?

Wann ist der Schornstein bei dir zuletzt gereinigt worden?

Sie entgegnete mit einem unwiederholbaren unflätigen Wortspiele. Die Schornsteinfeger lachten laut. Der Schutzmann wandte sich ab, um das Lächeln zu verbergen. Jegorow legte rot vor Ärger die Hand an die Mütze und bat um den Befehl, die „freche Sau" in das Stadtteilhaus abzuführen.

Sie mochte merken, daß sie zu weit gegangen war.

Wenn ich Ihnen sage, rief sie, daß ich es nicht weiß. Ist das eine Weibersache? Mein Mann muß das wissen.

Wo ist dein Mann?

Zur Arbeit gegangen, selbstverständlich.

Führe uns in das Haus. Wir müssen den Ofen und den Schornstein untersuchen.

Sie schien keine Lust dazu zu haben. Sie stand unentschlossen. Ich ging an ihr vorüber auf das Haus zu.

Euer Wohlgeboren, sagte sie hastig, wie wollen Sie das ohne den Wirt tun! Der Wirt muß dabei sein.

Als sie keine Antwort erhielt, lief sie vor und stellte sich abwehrend vor den Eingang. Ich winkte den Schutzleuten. Sie traten auf sie zu, um sie zu fassen.

Euer Wohlgeboren, sagte sie bittend, mein Mann ist zu Hause. Er ist krank. Mein Sohn ist heute allein zur Arbeit gegangen.

Wir werden deinem Manne nichts tun. Zeige uns nur die Küche.

Aus dem Vorhause ging es in einen Raum, der zugleich Stube und Küche war. Von hier führte eine offne Tür in ein zweites Zimmer. Feuchte, warme Luft umfing uns. Es stank nach Branntwein und verdorbnen Speisen.

Die Schornsteinfeger machten sich an die Untersuchung des Rauchfangs.

Arina! rief eine grobe Säuferstimme im Nebenzimmer.

Wohl schon ein Jahr nicht gekehrt! sagte ein Schornsteinfeger.

Der Ruß hat auch schon einmal angefangen zu glimmen, meldete der andre und wies mir eine Handvoll blattartiger Rußstücke, die zum Teil wie kleine Schmiedeschlacken aussahen.

Arina! schrie die Stimme im Nebenzimmer, hole dich der Teufel! Hörst du oder nicht?

Die Polizei ist mit Schornsteinfegern gekommen, antwortete die Frau, indem sie den Kopf durch die Tür steckte.

Warum, zum Teufel?

Sie sagen, der Schornstein sei lange nicht gereinigt.

Jage sie fort, hinaus!

Der Herr Aufseher ist dabei, sagte sie beschwichtigend und ging in das Nebenzimmer.

Ich befahl die Reinigung vorzunehmen.

Der Teufel hole sie! brüllte wieder die Säuferstimme. Mögen sie fegen! Ich habe so wie so keine Zeit dazu. Hören Sie, Herr Aufseher! Lassen Sie fegen! Ich bezahle alles.

Bist du der Wirt? fragte ich.

Nun, und wer denn, wenn nicht ich? fragte er grob zurück.

Bist du so nüchtern, daß man mit dir reden kann, oder hast du noch nicht ausgeschlafen?

Reden Sie nur, wenn Sie es nötig haben. Das Ausschlafen ist schon meine Sache.

Warum ist der Schornstein so lange nicht gekehrt?

Ach, zum Teufel mit dem Schornstein! Wann habe ich Zeit, daran zu denken?

Du wirst zur Verantwortung gezogen werden.

Nun, ich werde die Strafe bezahlen.

Du wirst auch eingesteckt werden, wenn du künftig nicht reinigst.

Er schwieg eine Weile. Die Frau flüsterte mit ihm.

Gut, ich werde künftig reinigen, sagte er. Arina, du wirst mich erinnern. Du mußt daran denken. Du bist doch bei dem Ofen, du Teufel von einem Weibe!

Die Arbeit war besorgt. Eingedenk des Abscheus, den Jemeljan Afanasjewitsch gegen Protokolle hegte, beschloß ich, hier keins aufzusetzen. Der Mann war ja geständig.

Wirt! rief ich ihm zu.

Was gibt es noch?

Bezahle die Schornsteinfeger, und komm morgen um neun Uhr in das Stadtteilhaus. Dort wird deine Strafe bestimmt werden. Hörst du? Oder soll ich morgen nach dir schicken?

Ich werde kommen, erwiderte er. An allem ist das verfluchte Weib schuld. Sie soll sich um den Ofen und den Schornstein kümmern.

Die Wirtin brachte das Geld. Ich notierte seinen Namen. Die Frau begleitete uns über den Hof, schloß hinter uns die Pforte und ließ dann eine Reihe von Flüchen hören, in der mehrere Generationen bedacht wurden.

Wir gingen an einem Zaune hin, der, wie Jegorow sagte, einen Holzplatz einschloß. Das lange Haus des Holzhändlers mit mehreren Erkerzimmern stieß an den Zaun und war von diesem durch eine breite, offenstehende Pforte getrennt. An einem Pfosten der Pforte lehnte ein alter, schmutziger Kerl in einem zerfetzten Schafpelz. Er sah uns pfiffig entgegen. Er stand offenbar da, um uns zu empfangen. Er zog die Mütze, als ich nahe war.

Wessen Haus ist dies?

Des Kaufmanns Jsotow, Euer Wohlgeboren.

Jst er zu Hause?

Wie soll ich sagen, Euer Wohlgeboren? Vielleicht ist er zu Hause. Wenn Sie aber wegen der Gebäude oder des Hofes kommen, so belieben Sie es mir zu sagen. Ich bin dazu da.

Bist du der Hausknecht?

Wie soll ich sagen? Nicht eigentlich der Hausknecht.

Oder der Verwalter?

Auch nicht so recht der Verwalter. Aber was befehlen Sie, Euer Wohlgeboren?

Wer reinigt bei euch die Schornsteine?

Die Schornsteine? Der Schornsteinfeger, selbstverständlich.

Regelmäßig? jeden Monat?

Regelmäßig jeden Monat, Euer Wohlgeboren.

Er ist für das Jahr engagiert?

Jawohl. Wir knausern nicht. Bei uns ist im Hause alles in der besten Ordnung.

Dabei guckte der Mann so falsch und pfiffig, daß ich ihm nicht traute.

Wann ist der Schornsteinfeger zum letztenmal hier gewesen? hielt ich für nötig weiter zu fragen.

Vor etwa acht Tagen, antwortete er rasch. Er kommt immer in der zweiten Hälfte des Monats.

Trotz der Sicherheit, mit der er seinen Bericht abstattete, hatte ich den Eindruck, daß er lüge.

Führe uns in die Räume, in denen Schornsteine sind.

Belieben Sie, uns nicht zu glauben? fragte er empfindlich. Jegor Jegorytsch wird beleidigt sein, wenn er das erfährt.

Wer ist Jegor Jegorytsch?

Er selbst.

Wer selbst?

Nun, der Wirt, der Kaufmann Issotow.

Ob er sich beleidigt fühlt oder nicht, lieber Freund, das ist uns einerlei. Führe uns. Ich bin der Gehilfe des Stadtteilaufsehers.

Ich sehe wohl, daß Sie der sind, aber ich muß doch erst ihm selbst Meldung machen.

Führe uns nur erst zu den Schornsteinen. Dann kannst du ihm melden, was und wieviel du willst.

Sie befehlen es?

Ja, ich befehle es.

Es geschehe nach Ihrem Willen. Aber Sie werden die Verantwortung haben.

Räsonniere nicht, Bruder.

Die Untersuchung begann. Die Schornsteinfeger erklärten, daß alle vier Schornsteine des Hauses an der Straße ebenso wie die zwei der Herberge in diesem Herbste noch nicht gekehrt seien. Auch ich griff mit der linken Hand hin und hatte dasselbe Gefühl wie von dem Rauchfange des Eckhauses. Unser schmutziger Führer war uns in der Herberge abhanden gekommen. Jetzt erschien er wieder.

Er bittet Sie zu sich in das Kontor, meldete er.

In das Kontor zu gehn habe ich keinen Grund. Sage ihm, daß ich ihn hierher lade, wo das Protokoll aufgesetzt werden wird.

Euer Wohlgeboren, er ist nicht gewohnt, daß man ihn kommandiere.

Marsch! befahl ich. Er soll kommen. Ich fordre es. Das Protokoll wird hier an Ort und Stelle gemacht, wo die Untersuchung zuletzt stattgefunden hat.

Er ging achselzuckend. Nach einigen Minuten kam über den Hof ein starker Mann in einem langen pelzbesetzten Rock, eine teure Fellmütze auf dem Kopfe. Der Schmutzige folgte ihm.

Sie belieben, in meinem Hause zu kommandieren? fragte der Mann polternd.

Wer sind Sie? fragte ich scharf.

Ich bin der Wirt, der Kaufmann Jegor Jegorowitsch Issotow.

Erstens, sagte ich, grüßt man, ehe man einen Beamten im Dienste anredet, und zweitens sind Ihre Schornsteine so lange nicht gereinigt, daß der Ruß schon feuergefährlich ist. Ich werde ein Protokoll darüber aufnehmen und Sie gerichtlich zur Verantwortung ziehn.

Seien Sie so freundlich, sagte er höhnisch lachend. Aber ich begreife nicht, weshalb. Die Schornsteine sind rein.

Fragen Sie Ihren eignen — Hausknecht oder — er weiß selbst nicht, was er ist; er war bei der Untersuchung zugegen.

Die Schornsteine sind rein, wiederholte der Schmutzige.

Wann ist der Schornsteinfeger zuletzt hier gewesen?

Vor einem Monat. Er muß in diesen Tagen wieder kommen. Er fegt immer in den ersten Tagen des Monats, sagte der Wirt.

Er behauptete, sagte ich auf den Schmutzigen deutend, daß es immer in der zweiten Hälfte des Monats geschehe.

Was weiß der Narr! Er hat sich geirrt.

Nein, Jegor Jegorytsch, beeilte sich der Schmutzige sich zu rechtfertigen, ich habe gesagt, zu Anfang des Monats.

Euer Wohlgeboren, befehlen Sie, ihn für die Lüge zu arretieren, sagte der Wachmeister mit der Hand an der Mütze.

Du, Bruder, wandte sich der Wirt vornehm an Jegorow, hast zu schweigen, bis du gefragt wirst.

Euer Wohlgeboren! rief der Wachmeister klagend und legte wieder die Hand an die Mütze.

Herr Isotow, sagte ich verweisend, ich bitte mir aus, daß Sie meinen Leuten keine Bemerkungen machen.

Aber ich kann doch nicht gestatten, brauste er auf, daß in meinem Hause . . .

Ich schnitt ihm das Wort ab. Lassen Sie das! sagte ich. Sie bleiben also bei der Behauptung, daß Ihre Schornsteine vor einem Monat gereinigt seien?

Ja, antwortete er höhnisch, und ich behaupte, daß sie auch jetzt rein sind. Nun schreiben Sie Ihr Protokoll.

Sie bleiben dabei?

Ich bleibe dabei.

Er verneigte sich spöttisch.

Ich setzte mich an den Küchentisch der Herberge und verfaßte ein kurzes Protokoll. Ich schrieb die Aussage der Schornsteinfeger und die Behauptung des Wirtes und des Schmutzigen nieder. Der Kaufmann lachte ziemlich ungeniert, als ich die Schrift vorlas. Auch der Schmutzige schmunzelte. Nach mir unterzeichneten die Schornsteinfeger. Dann unterschrieb der Wirt „mit großem Vergnügen," wie er sagte, und auch der Schmutzige setzte seine kaum lesbare Unterschrift hin. Das Aktenstück war auch gar zu unverfänglich.

Und nun kann ich mich entfernen, und auch Sie werden so freundlich sein? fragte der Kaufmann frech.

Noch nicht, sagte ich und zwang mich, ruhig zu bleiben. Wachmeister, schaffe einige Hausbesitzer aus der Nachbarschaft zur Stelle, drei oder vier, aber schnell!

Jegorow eilte davon. Er wußte, daß er zum Gärtner Petrow gehn solle.

Was beabsichtigen Sie? erkundigte sich der Kaufmann unruhig.

Sie werden es gleich sehen.

Sie wollen fremde Leute zu mir in das Haus rufen? Das brauche ich nicht zu dulden.

Dann mögen Sie sich darüber am gehörigen Orte beschweren. Übrigens kann ich Ihnen erklären, daß die Polizei das Recht hat, wenn sie Untersuchungen vornimmt, Kommissionen von Einwohnern zuzuziehen.

Er sah mich zornig an. Er begann zu begreifen, daß ich ihn in eine Falle gelockt hatte.

Sie werden verantworten, was Sie tun! rief er laut. Ich will aber nicht dabei sein. Ich gehe.

Das steht ganz in Ihrem Belieben, erwiderte ich kalt. Aber ich fordre Sie auf, nicht zu schreien, wenn Sie mit mir reden.

Er ging nicht. Er wanderte auf und nieder und blies vor Ärger den Atem hörbar durch die Nase.

In wenig Minuten erschien Jegorow mit dem Gärtner und drei andern gut gekleideten Männern. Sie grüßten höflich und blieben an der Tür stehn. Der Kaufmann schaute wütend auf sie und verzog finster das Gesicht. Gerade diese Leute, die recht selbständig und entschlossen aussahen, schien er nicht erwartet zu haben.

Sie waren bei dem Gärtner versammelt und fertig zum Gehn, flüsterte Jegorow mir zu.

Der Gärtner hatte also schon mit seinen Gesinnungsgenossen Rücksprache genommen und sie benachrichtigt, als er erfuhr, daß die Revision in der Straße vorgenommen wurde.

Ich las den Männern das Protokoll vor, und dann begann die Untersuchung von neuem. Jetzt kletterten die vier Kommissionsglieder in die Gewölbe der Rauchfänge und tasteten mit den Händen umher, schabten an einzelnen Ruß ab und besahen ihn bei Tag. Sie fällten einstimmig das Urteil, die Schornsteine seien

wenigstens zwei oder drei Monate nicht gereinigt worden, und die Feuergefahr sei groß.

Reinigen! befahl ich den Schornsteinfegern.

Da kam das ungezähmte Tier in dem Kaufmann unverhüllt zum Vorschein.

Sie befehlen! brüllte er, in meinem Hause! gegen meinen Willen! Ich lasse es nicht zu! Ich lasse es nicht zu!

Er schlug mit der Faust gegen die Fläche der andern Hand. Schaum trat ihm auf die Lippen.

Sobald Sie hinderlich sind, lasse ich Sie arretieren, sagte ich streng.

Mich, mich! den Kaufmann Isotow! schrie er. Nehmen Sie sich in acht! Ich vernichte Sie! Ich vernichte alle! Ich zerschmettere alles!

Ich trat auf ihn zu. Die Schutzleute sprangen neben mich.

Wollen Sie Vernunft annehmen und ruhig sein, oder soll ich Sie mit Gewalt abführen lassen? Bedenken Sie sich. Sie wissen hoffentlich, was es bedeutet, sich tätlich der Obrigkeit zu widersetzen. Zeugen genug sind hier versammelt.

Er schnaufte wie eine Dampfmaschine und blickte wild umher, aber er gab nach.

Tun Sie, was Sie verantworten können, sagte er und warf sich auf eine Bank. Aber Sie werden es verantworten müssen, schwer verantworten müssen, fügte er drohend hinzu.

Während die Schornsteinfeger lustig auf die Dächer kletterten, und als sie dort fertig waren, im Innern kratzten und schabten, schrieb ich den Zusatz zum Protokoll, und die vier Hauswirte unterzeichneten mit sichtbarer Genugtuung. Als alles beendet war, und wir aufbrechen wollten, hatte Isotow sich so weit besonnen, daß er sich wieder spöttisch verbeugte und uns eine glückliche Reise wünschte. Es klang jedoch etwas gezwungen.

Ich bitte Sie, die Schornsteinfeger zu bezahlen, sagte ich höflich.

Er wäre beinahe nochmals in Wut geraten.

Ich! rief er, die Halunken bezahlen, die gegen meinen ...

Ich warne Sie vor Grobheiten! fiel ich ein. Die Leute sind auf meinen Befehl hier. Wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie nicht zu zahlen; aber wenn die Zahlung gerichtlich beigetrieben wird, dürfte die einmalige Reinigung etwas teuer zu stehn kommen.

Das leuchtete ihm trotz seinem Ärger ein. Er zog sein Geldtäschchen und warf den Schornsteinfegern eine Münze vor die Füße. Sie hoben sie eilig auf und machten sehr zufriedne Gesichter, da sie für die Reinigung viel weniger zu beanspruchen hatten. Ich schwieg deshalb und tat, als hätte ich die neue Unart Isotows nicht bemerkt.

Wir besuchten hierauf mehrere Häuser und fanden noch einige vernachlässigte Schornsteine. Zu weitern Protokollen kam es aber nicht, da die Wirte sich nicht widersetzten, sondern um Entschuldigung baten und fest versprachen, für rechtzeitige Reinigung zu sorgen. Einzelne Hausbesitzer, deren Schornsteine im vorigen Monat gekehrt waren, benutzten die Gelegenheit und baten selbst, ich möchte reinigen lassen, da die Schornsteinfeger gerade bei der Hand seien. Endlich gelangten wir zu einem Hause, wo der Wirt uns schmunzelnd empfing und erklärte, seine Schornsteine seien „rein wie Gold." Im Hofe roch es nach frischem Ruß. Die Schornsteinfeger warfen nur einen Blick in die Wölbung über dem Küchenofen und lachten.

Eben gefegt, sagten sie.

Auf dem Dache des nächsten Hauses sahen wir gleich darauf einen Mann, der aus Leibeskräften das Innere des Schornsteins mit einem Besen und einer langen Stange bearbeitete. Weiterhin erschienen auf mehreren Dächern Leute mit Besen an Stangen oder Stricken. Es war unterdessen Nachmittag geworden. Wir trennten uns. Ich bedankte mich bei den vier Hauswirten, und sie bedankten sich

bei mir, indem sie die Versicherung hinzufügten, sie stünden jederzeit wieder zu meinen Diensten und wollten auch mit andern Bekannten in den Nebenstraßen reden, damit ich dort nicht lange nach Kommissionsgliedern zu suchen brauche.

Ich entließ meine Leute. Die Schornsteinfeger waren mit ihrer Einnahme höchst zufrieden und baten mich, sie nächstens nur ja wieder mitzunehmen. Der Wachmeister und der Schutzmann freuten sich ebenfalls, daß der übermütige, grobe Kaufmann seinen Willen nicht hatte durchsetzen können. Kurz, alle waren bei guter Laune. Jegorow ging sogar so weit, daß er sich erlaubte, mich zu loben.

Mit Ihnen, Euer Wohlgeboren, ist es eine Lust Dienst zu tun, sagte er mit der Hand an der Mütze.

(Fortsetzung folgt)



Babel und Bibel

Ein Handschreiben Seiner Majestät Kaiser Wilhelms des Zweiten an das Vorstandsmitglied der Deutschen Orientgesellschaft, Admiral Hollmann*)

15. Februar 1903.

Mein lieber Hollmann

Mein Telegramm an Sie wird Ihnen die Zweifel behoben haben, welche Sie bezüglich des Schlußpassus des Vortrages noch gehegt haben. Er ist vollkommen klar von den Zuhörern verstanden worden und mußte daher so bleiben. Es ist mir aber sehr lieb, daß durch Ihre Anfrage diese Materie des zweiten Vortrags nochmal angeschnitten ward, und ich ergreife gerne diese Gelegenheit, nach Durchlesen des Abzuges nochmals meine Stellung ganz klar zu präzisiren.

Während einer Abendgesellschaft bei uns hatte Professor Delitzsch Gelegenheit, mit Ihrer Majestät der Kaiserin und General-Superintendent Dryander eingehend mehrere Stunden zu konferiren und zu debattiren, wobei ich mich zuhörend und passiv verhielt. Er verließ dabei leider den Standpunkt des strengen Historikers und Assyriologen und gerieth in theologisch-religiöse Schlüsse und Hypothesen hinein, welche doch recht nebelhaft oder gewagt waren. Als er aber auf das neue Testament kam, wurde es bald klar, daß er bezüglich der Person unseres Heilandes so ganz abweichende Anschauungen entwickelte, daß ich ihm darin nicht nur nicht folgen konnte, sondern einen meinem Standpunkte diametral entgegengesetzten konstatiren mußte. Er erkennt die Gottheit Christi nicht an, und daher soll als Rückschluß auf das alte Testament dieses keine Offenbarung auf denselben als Messias enthalten. Hier hört der Assyriologe und forschende Geschichtsschreiber auf und der Theologe mit allen seinen Licht- und Schattenseiten setzt ein. Auf diesem Gebiet kann ich nur dringend ihm rathen, nur sehr vorsichtig Schritt vor Schritt zu gehen und jedenfalls seine Thesen nur in theologischen Schriften und im Kreise seiner Kollegen zu venti-

*) Ein Abdruck des obigen in einer Anzahl von Exemplaren vervielfältigten Handschreibens Seiner Majestät ist uns mit Rücksicht auf die Schlußbemerkung des Briefes von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt worden.

liren, uns Laien aber, und vor Allem die Orientgesellschaft, damit zu verschonen; vor deren Forum gehört das Alles nicht. Wir graben aus und lesen, was wir finden, und geben das heraus zum Wohl der Wissenschaft und Geschichte, aber nicht um Religions-Hypothesen Eines unter vielen Gelehrten begründen oder verfechten zu helfen.

Es ist eben bei Delitzsch der Theologe mit dem Historiker auf und davon gegangen, und dient der Letztere nur noch als Folie für den Ersteren. Ich finde es schade, daß Delitzsch nicht bei seinem ursprünglichen Programm geblieben ist, welches er im vorigen Jahr entwickelte: Nämlich auf Grund der Funde unserer Gesellschaft nach wissenschaftlich erprobter Übersetzung der Inschriften zu vergleichen, inwiefern dieselben eine Illustration zu der Chronik des Volkes Israel enthalten, d. h. Aufklärung über geschichtliche Ereignisse, Sitten und Gebräuche, Überlieferungen, Politik, Gesetzgebung usw. Mit anderen Worten, inwiefern die unleugbar mächtige und hochentwickelte babylonische Kultur in Wechselbeziehung zu den Israeliten stand, auf sie einwirken konnte, ja sogar ihnen einen Stempel aufdrücken mochte. Und dadurch eine gewisse Ehrenrettung — vom rein menschlichen Standpunkte aus — für die im alten Testament gewiß recht kraß, scheußlich und einseitig dargestellten Babylonier zu erwirken. Das war seine ursprüngliche Absicht — wie ich sie wenigstens auffaßte — und ein sehr reichhaltiges und uns Allen interessantes Gebiet, dessen Durchforschung, Erhellung und Erklärung uns Laien im höchsten Maße interessiren muß und ihm zu höchstem Dank verpflichtet. Aber dabei mußte er nun auch bleiben. Er hat aber leider im Feuereifer das Ziel überschossen. Wie nicht anders zu erwarten, haben die Grabungen Mittheilungen zu Tage gefördert, welche auch auf das religiöse Gebiet im alten Testament Beziehung haben. Das Faktum hätte er rubriciren müssen und Coinzidenzen — wo solche vorkamen — hervorheben und erläutern können, aber alle rein religiösen Schlüsse dem Zuhörer selbst zu ziehen überlassen müssen. So wäre seinem Vortrag Interesse und Wohlwollen des Laien-Publikums voll erhalten worden. Das hat er leider nicht gethan. Er hat in sehr polemischer Weise sich an die Offenbarungsfrage herangemacht und dieselbe mehr oder minder verneint bzw. auf historisch rein menschliche Dinge zurückführen zu können vermeint. Das war ein schwerer Fehler. Denn er tastete damit manchem seiner Hörer an sein Innerstes und Heiligstes. Und ob berechtigt oder unberechtigt — das ist hier für den Augenblick ganz einerlei, da es sich nicht um eine pure wissenschaftliche Versammlung von Theologen, sondern um Laien aller Stände und Geschlechter handelte — hat er Manchem Lieblingsvorstellungen oder gar Gebilde umgestoßen oder angerempelt, mit welchen diese Leute heilige und theure Begriffe verbinden, und ihnen unzweifelhaft das Fundament ihres Glaubens erschüttert, wenn nicht entzogen. Eine That, an die nur ein gewaltiges Genie sich heranwagen dürfte, zu der aber das bloße Studium der Assyriologie noch nicht berechtigt. Goethe behandelt diese Angelegenheit auch einmal, indem er ausdrücklich darauf aufmerksam macht, man müsse sich vorsehen bei einem großen allgemeinen Publikum auch nur „Terminologiepagoden" entzwei zu machen. Es ist dem vortrefflichen Professor in seinem Eifer der Grundsatz etwas entgangen, daß es gar sehr wichtig ist, genau zu unter-

scheiden zwischen dem, was angemessen ist, dem Ort, Publikum etc., und was nicht. Als Theologe von Fach kann er für seinen Kollegenkreis Thesen, Hypothesen und Theorien sowie Überzeugungen aussprechen in Fachschriften, welche nicht angängig auszusprechen sein würden in einem populären Vortrag oder Buch.

Ich möchte nun noch einmal auf meinen persönlichen Standpunkt bezüglich der Offenbarungslehre- oder Anschauung zurückkommen, wie ich ihn Ihnen, mein lieber Hollmann, und anderen Herren auch des öfteren schon auseinandergesetzt habe. Ich unterscheide zwei verschiedene Arten der Offenbarung: eine fortlaufende, gewissermaßen historische und eine rein religiöse auf die spätere Erscheinung des Messias vorbereitende Offenbarung.

Zur ersten ist zu sagen: Es ist für mich keinem, auch nicht dem leisesten Zweifel unterworfen, daß Gott sich immerdar in Seinem von Ihm geschaffenen Menschengeschlecht andauernd offenbart. Er hat dem Menschen „Seinen Odem eingeblasen," d. h. ein Stück von sich selbst, eine Seele gegeben. Mit Vaterliebe und Interesse verfolgt er die Entwickelung des Menschengeschlechts; um es weiter zu führen und zu fördern, „offenbart" er sich bald in diesem oder jenen großen Weisen, oder Priester oder König, sei es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große. — Die hat Er ausgesucht und Seiner Gnade gewürdigt, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten. Wie oft hat mein Großvater dieses nicht ausdrücklich betont, er sei ein Instrument nur in des Herrn Hand. Die Werke der großen Geister sind von Gott den Völkern geschenkt, damit sie an ihnen sich fortbilden, weiterfühlen können durch das Verworrene des noch Unerforschten hienieden. Gewiß hat Gott der Stellung und Kulturstufe der Völker entsprechend den verschiedenen sich verschieden „geoffenbart," und thut das auch noch heute. Denn so wie wir am meisten durch die Größe und Gewalt der herrlichen Natur der Schöpfung überwältigt werden, wenn wir sie betrachten, und über die in ihr offenbarte Größe Gottes bei ihrer Betrachtung staunen, ebenso sicherlich können wir bei jedem wahrhaft großen und herrlichen, was ein Mensch oder ein Volk thut, die Herrlichkeit der Offenbarung Gottes darinnen mit Dank bewundernd erkennen. Er wirkt unmittelbar auf und unter uns ein!

Die zweite Art der Offenbarung, die mehr religiöse, ist die, welche zur Erscheinung des Herrn führt. Von Abraham an wird sie eingeleitet, langsam aber vorausschauend, allweise und allwissend, denn die Menschheit war sonst verloren. Und nun beginnt das staunenswertheste Wirken, Gottes Offenbarung. Der Stamm Abrahams und das sich daraus entwickelnde Volk betrachten als Heiligstes mit eiserner Konsequenz den Glauben an einen Gott. Sie müssen ihn hegen und pflegen. — In der egyptischen Gefangenschaft zersplittert, werden die zertheilten Stücke von Moses zum zweiten Male zusammengeschweißt, immer noch bestrebt, ihren „Monotheismus" festzuhalten. Es ist das direkte Eingreifen Gottes, das dieses Volk wiedererstehen läßt. Und so geht es weiter durch die Jahrhunderte, bis der Messias, der durch die Propheten und Psalmisten verkündet und angezeigt wird, endlich erscheint. Die größte Offen-

barung Gottes in der Welt! Denn Er erschien im Sohne selbst; Christus ist Gott; Gott in menschlicher Gestalt. Er erlöste uns, Er feuert uns an, es lockt uns ihm zu folgen, wir fühlen sein Feuer in uns brennen, sein Mitleid uns stärken, seine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch seine Fürsprache uns retten. Siegesgewiß, allein auf Sein Wort bauend, gehen wir durch Arbeit, Hohn, Jammer, Elend und Tod, denn wir haben in Ihm Gottes offenbartes Wort und er lügt niemals.

Das ist meine Ansicht über diese Frage. Das Wort ist insbesondere für uns Evangelische Alles durch Luther geworden, und als guter Theologe mußte doch Delitzsch nicht vergessen, daß unser großer Luther uns singen und glauben gelehrt: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Es versteht sich für mich von selbst, daß das alte Testament eine große Anzahl von Abschnitten enthält, welche rein menschlich historischer Natur sind und nicht „Gottes geoffenbartes Wort." Es sind rein historische Schilderungen von Vorgängen aller Art, welche sich in dem Leben des Volkes Israel auf politischem, religiösem, sittlichem und geistigem Gebiet des Volkes vollziehen. Wie z. B. der Akt der Gesetzgebung am Sinai nur symbolisch als von Gott inspirirt angesehen werden kann, als Moses zu einer Auffrischung vielleicht altbekannter Gesetzesparagraphen (möglicherweise dem Kodex Hammurabis entstammend) greifen mußte, um das in seiner Zusammensetzung lockere und wenig widerstandsfähige Gefüge seines Volkes zusammenzufassen und zu binden. Hier kann der Historiker aus Sinn oder Wortlaut vielleicht einen Zusammenhang mit den Gesetzen Hammurabis, des Freundes Abrahams, konstruiren, der logisch vielleicht richtig wäre; das würde aber niemals der Thatsache Eintrag thun, daß Gott Moses dazu angeregt und insofern sich dem Volke Israel geoffenbart hat. —

Daher ist es meine Auffassung, daß unser guter Professor hinfürder lieber die Religion als solche bei seinen Vorträgen in unserer Gesellschaft anzuführen und zu behandeln vermeidet. Dagegen was die Religion, Sitten etc. der Babylonier etc. in Beziehung zum alten Testament bringt, ruhig schildern möge. Für mich ergiebt sich daraus die nachstehende Schlußfolgerung:

a) Ich glaube an Einen, Einigen Gott.
b) Wir Menschen brauchen, um ihn zu lehren, eine Form, zumal für unsere Kinder.
c) Diese Form ist bisher das alte Testament in seiner jetzigen Überlieferung gewesen. Diese Form wird unter der Forschung und den Inschriften und Grabungen sich entschieden wesentlich ändern; das schadet nichts, auch daß dadurch viel vom Nimbus des auserwählten Volks verloren geht, schadet nichts. Der Kern und Inhalt bleibt immer derselbe, Gott und Sein Wirken!

Nie war Religion ein Ergebniß der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott.

Mit herzlichstem Dank und vielen Grüßen

stets Ihr treuer Freund

gez.: Wilhelm J. R.

P. S. Sie können von diesen Zeilen den ausgiebigsten Gebrauch machen, wer will, kann sie lesen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutsche und englische Flotte. Der Kaiser hat dem Reichstag eine von ihm selbst gezeichnete, am 10. Januar 1903 abgeschlossene Schiffstafel geschenkt, die eine Gegenüberstellung des deutschen und des englischen Flottenstandes an Linienschiffen, Panzerkreuzern und Panzerdeckkreuzern „geeignet für die Front" veranschaulicht. Es dürfte im Interesse der weitesten Kreise, und zwar beider Länder liegen, diese Zeichnung in Deutschland wie in England der breitesten Öffentlichkeit zugängig zu machen, man wird sie dadurch am sichersten vor Mißdeutung schützen. Das Zahlenbild ist in Kürze folgendes:

		I. In Dienst gestellt:			
	England	35	Linienschiffe	Deutschland	8
	„	12	Panzerkreuzer	„	2
	„	66	Panzerdeckkreuzer	„	12
		II. In Reserve:			
	„	7	Linienschiffe	„	4
	„	2	Panzerkreuzer	„	0
	„	43	Panzerdeckkreuzer	„	5
zusammen:	England	42	Linienschiffe	Deutschland	12
	„	14	Panzerkreuzer	„	2
	„	109	Panzerdeckkreuzer	„	17
		III. Im Bau:			
	England	12	Linienschiffe	Deutschland	6
	„	20	Panzerkreuzer	„	3
	„	8	Panzerdeckkreuzer	„	6

Man hat nun in Deutschland wie in England nach dem Zweck dieser Tafel gefragt. Superkluge Leute sahen darin die Ankündigung einer neuen Flottenvorlage, andre gar eine gegen England geballte Faust. Eugen Richters „Freisinnige Zeitung" konnte nicht umhin, ihren Lesern zwischen beiden Lesarten die Wahl zu lassen. Zur Ankündigung einer neuen Flottenvorlage bedurfte es dieser Tafel schwerlich. Denn auch wenn Deutschland im nächsten Jahre dazu übergehn sollte, ein Auslandsgeschwader zu bauen, vielleicht eine Liniendivision und eine Kreuzerdivision, so ist ein auf Jahre verteilter Zuwachs von acht Schiffen gegenüber dem englischen Schiffsbestande so minimal, zumal da der englische Schiffbau ja auch nicht stillsteht, daß die etwaigen acht deutschen Schiffe dagegen gar nicht in Betracht kommen. Noch viel weniger kann angesichts dieser Zahlen die kaiserliche Zeichnung gar eine Drohung gegen England sein. Verstehn wir die Sache recht, so hat Kaiser Wilhelm den Deutschen, die beständig gegen England mit der Faust auf den Tisch schlagen, einmal mit nüchternen, aber nur zu beredten Zahlen klar machen wollen, was diese papiernen Feldzüge gegen England in der Praxis eigentlich bedeuten. Diese Zahlen wollen freilich nicht sagen, daß wir England unter allen Umständen aus der Hand zu fressen haben, wohl aber, daß es keinen Sinn hat, einen Staat, dem gegenüber unsre Kräfte so inferiorer Natur sind, unnötig zu reizen und herauszufordern. Anderseits hat der Kaiser zugleich den Engländern und ihrer Presse zu erkennen gegeben, daß sie sich unnötig lächerlich machen, wenn sie fortgesetzt von deutschen Drohungen gegen England schreiben und reden. Ein Staat, der den 42 Linienschiffen Englands 12, den 14 englischen Panzerkreuzern nur 2, den 109 Panzerdeckkreuzern nur 17 entgegenzustellen vermag, wird nie die Rolle des Angreifers für sich in Anspruch nehmen können. Was die bestgemeinten Leitartikel und Parlamentsreden nicht zu leisten vermögen, das leistet diese jeder Selbsttäuschung völlig entkleidete Gegenüberstellung der nackten Zahlen. Nun wird ja freilich nach der Ausführung des deutschen Flottengesetzes im Jahre 1916 — also in dreizehn Jahren! — die deutsche Flotte ein stattlicheres Schlachtenwerkzeug mit 38 Linienschiffen in der Front

und der Reserve sein. Aber erstens vergehn bis dahin noch dreizehn Jahre, zweitens wird sich der englische Kriegsschiffbau immer in angemessenem Verhältnis bewegen und seine Begrenzung nur in der Mannschaftsfrage finden, d. h. in der Möglichkeit, eine so ins Gewaltige wachsende Flotte mit Offizieren und Mannschaften zu versorgen. Auch wenn wir noch einen Schritt weiter gingen und bis 1916 ein ganzes Liniengeschwader mit zwei Aufklärungsdivisionen für den Auslandsdienst herstellten — jedenfalls das Äußerste an Leistung, was bis dahin zu ermöglichen wäre —, so würde auch dieser Zuwachs von 16 Schiffen die militärische Lage Englands gegen Deutschland in keiner Weise verschlechtern. Denken wir uns das Flottengesetz von 1900 heute schon ausgeführt, so würde sich dem heutigen Stande der englischen Flotte gegenüber folgendes Bild ergeben:

	England	Deutschland
	Im Dienst und Reserve:	
Linienschiffe . . .	42	38
Panzerkreuzer . .	14	14
Panzerdeckkreuzer . .	109	38
Summa:	165	90

Bei der gleichen Zahl der Panzerkreuzer ist vorausgesetzt, daß in Deutschland fortan alle großen Kreuzer als Panzerkreuzer gebaut werden; in Bau sind gegenwärtig deren drei. Wie wird nun die englische Flotte aber im Jahre 1916 aussehen? Sie wird ihre Linienschiffe und Panzerdeckkreuzer um 50 Prozent, ihre Panzerkreuzer um etwa 100 Prozent vermehrt haben, also im Jahre 1916 umfassen:

Linienschiffe	etwa	60
Panzerkreuzer	„	25
Panzerdeckkreuzer	„	150
	Summa:	235 Schiffe,

falls für eine solche Schiffszahl die Bemannungen für den Kriegsfall zu erreichen sind. Auch wenn also die deutsche Linienschiffszahl noch um zehn, die der Panzerkreuzer um zwei, der Panzerdeckkreuzer um sechs stiege, so würden die Engländer im Jahre 1916 zur See immer noch um 140 Prozent stärker sein. Also um die heutige deutsche Flotte braucht England sich fast so gut wie gar nicht zu kümmern, die deutsche Flotte von 1916 mag ihm eine beachtenswerte Macht sein, weil sie stark genug sein wird, jede Blockade zu verhindern — falls sie, obwohl nicht an der Zahl, so doch in der Qualität wie bisher ersten Ranges bleibt.

Aber Englands Küsten direkt gefährlich werden könnte auch die deutsche Flotte von 1916 nur entweder in einer starken Allianz, die das englische Mittelmeergeschwader fesselte, oder bei einer solchen Inferiorität der englischen Führung, wie sie verständigerweise nicht in Aussicht genommen werden kann. Es hat also gar keinen Sinn, die Kampffähigkeit beider Flotten, der deutschen und der englischen, gegeneinander abzumessen, am allerwenigsten von deutscher Seite. Nicht ein delenda Carthago, wie die „Morning Post“ annimmt, bedeutet die kaiserliche Zeichnung, sondern sie sagt den Deutschen, wie zwecklos das Schimpfen auf England mit der Faust in der Tasche ist, und sagt den Engländern, daß sie von deutschen Bedrohungen doch nur wider besseres Wissen reden können. Die „Morning Post“ verlangt zwar die sofortige Erbauung eines neuen Nordseegeschwaders von achtzehn Schlachtschiffen, ganz unabhängig von dem übrigen Flottenbestande, sowie die Errichtung eines neuen Flottenhafens und einer Werft für dieses Geschwader an der britischen Ostküste. Aber die englische Admiralität wird sich wohl klar darüber sein, daß diese achtzehn Schlachtschiffe in der Tat eine ernste Bedrohung, und zwar nicht nur für Deutschland allein, sein würden, und daß ein solches Übermaß von Seerüstung notgedrungen die andern Mächte auf den Weg der Koalition verweisen müßte.

Wozu braucht Deutschland überhaupt eine Flotte? so fragt ein andres eng-

lisches Blatt, und die deutsche „Freisinnige Zeitung“ mit ihm. Man könnte die Gegenfrage stellen: Wozu braucht England eine solche Flotte, deren 123 Kreuzer allein schon eine ständige Drohung für den Seehandel aller Nationen sind? England will damit seine Unabhängigkeit, seine Ehre und seine Interessen verteidigen. Nichts andres will Deutschland. Keinem Politiker, der die Augen offen hält, kann es zweifelhaft sein, daß der nächste Krieg zwischen europäischen Großmächten unvermeidlich ein Landkrieg und ein Seekrieg sein wird, und zwar wird dieser Krieg um so näher sein, je schwächer einer der künftigen Gegner dann zu Lande oder zur See ist, je schwächer ganz besonders Deutschland zur See ist. Deutschland hat jedoch damit zu rechnen, daß seine 54 Millionen Einwohner ihren Anteil verlangen an geschützter Schiffahrt und geschütztem überseeischem Handel, weil sie sich ausschließlich als Binnenländer und Landratten nicht mehr ernähren können; es hat damit zu rechnen, daß, von Österreich-Ungarn abgesehen, seine sämtlichen Nachbarn starke Seemächte geworden sind, daß als neue Erscheinungen amerikanische und japanische Flotten auf den Weltmeeren auftreten. Je schwächer wir zur See bleiben, desto leichtere Beute würden wir für alle, die zur See stark sind. Man sage nicht, daß in einem künftigen Kriege das Geschick Europas sich doch zwischen Metz und Paris entscheiden müsse. Eine tüchtige französische Flotte, die ganz anders leistungsfähig sein würde als die von 1870, könnte dem Gang der Dinge eine wesentlich andre Wendung geben, mit oder ohne Verbündete. England hätte von Deutschland zu fürchten, wenn wir hundert Kreuzer bauen und damit den Handel auf allen Meeren bedrohen wollten. Aber eine deutsche Flotte, die gerade stark genug sein wird, daß sie Herrin an unsern Küsten zu bleiben vermag, sollte England aus verschiednen Gründen angenehm sein, schon deshalb, weil sie schon im Frieden die Unabhängigkeit der deutschen Politik in wesentlich erhöhtem Maße sichert. Wir begehren von England nichts, weder Land noch Leute, aber wir wollen frei neben ihm die Meere befahren und an fremden Küsten Schiffahrt und Handel treiben unter sicherm Schutz für unsre Flagge. Wo dieser Schutz einmal nicht ausreicht, werden wir uns zunächst vertrauensvoll an England wenden, und keine verständige englische Regierung wird jemals ihre Politik so einrichten, daß die deutsche Flagge darauf verzichten müßte, neben der englischen zu wehen. Die Interessen, die Deutschland und England auf der Welt haben, können sehr gut nebeneinander bestehn, wenn sie gegenseitig von Wohlwollen, Ehrlichkeit und Billigkeit getragen sind. Der Staatsmann, der in Berlin oder in London das Signal zu einem — dem ersten — Konflikt zwischen beiden Nationen gäbe, würde eine große Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Wir glauben nicht, daß das laufende Jahrhundert einen solchen sehen wird. Daß keiner weiter davon entfernt war als Bismarck, braucht nicht erst wiederholt zu werden.

H. J.

Bernhard Ernst von Bülow. Der Tod Delbrücks bringt auch den zweiten der beiden Dioskuren in Erinnerung, die — wenn auch nur wenige Jahre gemeinsam — Bismarcks Vertreter im Bundesrat und im Reichstag waren: Bernhard Ernst von Bülow, den Vater des jetzigen Reichskanzlers. Am 10. Oktober 1873, vier Wochen vor der Wiederkehr Bismarcks an die Spitze des preußischen Staatsministeriums, zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts des Deutschen Reichs mit dem Range eines preußischen Staatsministers ernannt, hat er diesen Posten mit großer Umsicht, Treue und Hingebung bis zu seinem leider schon am 20. Oktober 1879 eingetretenen Hinscheiden ausgefüllt. Er starb auf der Reise nach Cannes in Frankfurt a. M. an den Folgen der Überanstrengung, mit der er sich in unermüdlicher Tätigkeit seinen Berufspflichten gewidmet hatte. Wie Bismarck im Jahre 1815 geboren, nur wenig Monate jünger als dieser, hat er nur ein Alter von 64 Jahren erreicht. Namentlich seine angestrengte Tätigkeit während des Berliner Kongresses, auf dem er als zweiter deutscher Bevollmächtigter tätig war, hatte seine Gesundheit stark beeinträchtigt. Noch während der Gasteiner Ver-

handlungen Bismarcks mit Andrassy, die dann in Wien zum Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses führten, war der Minister von Bülow der treue Vermittler zwischen Bismarck und dem Kaiser gewesen, bei dem wegen des von seinem Kanzler beabsichtigten Schrittes bekanntlich manche Schwierigkeiten zu überwinden waren. In Bismarcks Briefwechsel reichen Bülows Mitteilungen bis in den September hinein. Dann erkrankte er während seines Potsdamer Sommeraufenthalts, am 6. Oktober besuchten ihn Fürst und Fürstin Bismarck vor der Abreise nach Varzin dort an seinem Krankenlager.*) Tags zuvor war nach der Rückkehr des Grafen Stolberg aus Baden-Baden, wo er in mehrtägigen Bemühungen dem Kaiser die Zustimmung zu dem Vertrage abgerungen und damit einer schweren Krisis in unserm Staatsleben vorgebeugt hatte — für den Fall der Nichtgenehmigung war Bismarck zum Rücktritt fest entschlossen, und Graf Stolberg hatte dies dem Kaiser vorzutragen —, eine Sitzung des Staatsministeriums abgehalten worden, an der Bülow nicht mehr teilnehmen konnte. Der Überführung in ein milderes Klima waren seine Kräfte nicht mehr gewachsen, er erlag in Frankfurt einem Nervenschlage. Das überaus warm empfundne Schreiben, womit Kaiser Wilhelm der Erste auf die Anzeige vom Tode des vortrefflichen Mannes seiner Gemahlin sein tiefes Beileid in einer für den Verstorbnen ehrenvollsten Weise aussprach, ist bisher noch nicht veröffentlicht worden, es sei hier in der Schreibweise des unvergeßlichen Monarchen unverändert wiedergegeben:

Baden 21. 10.
79.

Nächst Ihnen, gnädige Frau, u. Ihrer Familie, hat wohl Niemand in Preußen ein näheres Anrecht auf Trauer als ich, auf eine gerechte Trauer, bei dem Hintritt Ihres Gemahls! Wenn ich es nicht aussprechen kann, was ich in ihm verlohren habe! was müssen Sie und die Ihrigen empfinden!!

Nicht nur den Staats-Mann habe ich in dem Endschlafenen verlohren, sondern einen Freund, der mein ganzes Vertrauen besaß, u. mit einer seltenen Hingabe sich dem schweren Wirkungskreise hingab, mit einer Umsicht, vermittelndem Sinn u. Herzen, immer gleichen freien Blick u. Endschluß, nach reiflicher Überlegung immer das Rechte treffend —, so viele vereinte Eigenschaften ersetzen sich nicht so leicht, u. namentlich bei meinem hohen Alter sind solche Verluste kaum zu ertragen!!

Möge Gott Ihnen diesen herben Schlag, durch Ergebung in Seinem Willen, tragen helfen, den Theilnahme wohl lindern kann, aber der Allmächtige allein vernarben läßt!

Ihr
tief erschütterter
König
Wilhelm.

In Preußen war die Tüchtigkeit Bülows schon ein Vierteljahrhundert vor seinem Eintritt in den Reichsdienst erkannt worden. Schon am 1. November 1851 bezeichnet der preußische Gesandte in Petersburg, General von Rochow, seinem Nachfolger auf dem Frankfurter Posten, Herrn von Bismarck-Schönhausen, den dama-

*) Unmittelbar vor der Abfahrt nach Potsdam sagte Bismarck zu Busch (Tagebuchblätter II 563): „Weisen Sie auf Brandenburg hin, an den man durch die jetzige Situation erinnert wird. Bülow ist dadurch zu Grunde gerichtet worden .... Er soll jetzt von Potsdam nach Berlin gebracht werden, aber ich will hernach hinaus zu ihm mit meiner Frau. Wer weiß, ob ich ihn, wenn er dann nach Italien geht, wiedersehe. Ich soll nicht länger als eine Viertelstunde bei ihm bleiben, weil mehr ihn zu sehr angreift. Ich verliere ihn höchst ungern." Bismarck fügte dann auf die Bemerkung Buschs, daß Bülow eine bedeutende Arbeitskraft sei, hinzu: „Ja, und geschickt, gescheit und treu. Ich lernte ihn schon in Frankfurt kennen und schätzen, als er noch dänischer Bundestagsgesandter war, und dann erwies er sich auch, wie er mecklenburgischer Minister geworden war, als Mitglied des Bundesrats sehr tüchtig, sodaß ich ihn haben mußte."

ligen dänischen Bundestagsgesandten von Bülow als „einen der gescheitesten und der fähigsten“ der Frankfurter Kollegen. Bismarck selbst, der ihn schon in einem Bericht vom 23. September „einen gewandten Kopf“ genannt hatte, schreibt in einem Promemoria an den Ministerpräsidenten von Manteuffel am 30. Mai 1853:

„Herr von Bülow, der Vertreter Dänemarks, ist einer der gescheitesten Köpfe in der Versammlung, und ich bedaure, daß die Stellung des Staates, den er vertritt, ihm nicht gestattet, erheblichen Anteil an den laufenden Geschäften zu nehmen ... Die Verhandlungen sowohl am Bunde als in der Augustenburger Angelegenheit haben mir Gelegenheit gegeben, Herrn von Bülow als einen gewandten und einsichtsvollen Geschäftsmann kennen zu lernen, dem sowohl im offiziellen wie im Privatverkehr ein angemessenes und gefälliges Benehmen eigen ist.“

Im Jahre 1862 war Bülow als Staatsminister in Mecklenburg-Strelitzische Dienste getreten; als solcher nahm er an den Verhandlungen über die norddeutsche Bundesverfassung eifrig Anteil, später wurde er von beiden Mecklenburg zum Gesandten in Berlin und zum Vertreter im Bundesrat ernannt. In Berlin lebten alsbald die alten freundschaftlichen Frankfurter Beziehungen zum Bismarckischen Hause wieder auf, und im Frühling 1873 wandte sich Bismarck an Bülow mit der Anfrage, ob er das Staatssekretariat des Auswärtigen übernehmen wolle. Am 29. Juni sagte Bülow nach Überwindung mancher Bedenken endgiltig im Hinblick auf das Vertrauen Bismarcks zu. Ursprünglich war Herr von Balan, der fast ein Jahr die Geschäfte des Auswärtigen Amts geführt hatte, für diesen Posten ins Auge gefaßt worden, jedoch der Kaiser versagte die Zustimmung, und Bismarck wandte sich darauf an Bülow. Bismarcks Antwortschreiben vom 7. Juli 1873 atmet den warmen Ton alter Freundschaft, ebenso Bülows vom 10. Oktober datierte Meldung des erfolgten Dienstantritts. Bezeichnend ist ein Schreiben Bülows vom 6. Juli 1874, acht Tage vor dem Kissinger Attentat, an den Grafen Herbert Bismarck, worin er wegen des in Franken künstlich genährten Fanatismus Mitteilungen macht über den von bayrischer Seite angeregten und von ihm acceptierten polizeilichen Schutz für den Reichskanzler. „Ich weiß genug von geheimer Polizei und den Stimmungen der katholischen Pfaffen, um Kissingen nicht für absolut ungefährlich zu halten. Deus avertat und segne die Kur.“ Sieben Tage später begeht Kullmann den Mordversuch auf den Reichskanzler. Wer den verewigten Minister von Bülow in jenen Tagen gesehen hat, wird die Erinnerung an seine tiefe Bewegung und Entrüstung bewahrt haben. Wegen der Drohungen, ja direkter Todesdrohungen, die damals in der ultramontanen Presse, namentlich der belgischen, erschienen, hatte er schon seit längerer Zeit eine Sammlung solcher Preßstimmen angelegt, deren Häufigkeit ihn in seinen Befürchtungen bestärkt hatte. „Derartige Hetzereien mußten unvermeidlich eines Tages wirken.“ Mit Worten innigster Freude bringt Bülow dann am 14. Juli in einem Schreiben an Bismarck den eignen und den Glückwunsch des Auswärtigen Amts zum Ausdruck. Für eine entsprechende Würdigung des traurigen Vorgangs in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung hatte er sofort Sorge getragen. Er selbst schreibt: „Daß sich ein Deutscher zu dem Attentat verleiten ließ, ist ein Schandfleck in unsrer Geschichte; daß Gott es so lenkte, wird schließlich auch ein politisches Glück sein.“ Auch die spätern, im Bismarckischen Briefwechsel (Anlage zu den „Gedanken und Erinnerungen“) mitgeteilten Briefe Bülows zeugen ebenso von einer tiefen und aufrichtigen evangelischen Gesinnung wie von einer treuen und warmen Verehrung für Bismarck. Er hat dessen Anschauungen keineswegs in allen Fällen zu teilen vermocht, aber immer wieder pflegte er hinterher zu sagen: „Der Fürst hat doch wieder Recht gehabt.“ Als Bismarck in den letzten Jahren seines Lebens gelegentlich davon sprach, daß Bülow unter der Last seines Amtes zusammengebrochen sei, fügte er nach ernstem Sinnen hinzu: Er war mir ein sehr brauchbarer, zuverlässiger und schwer zu ersetzender Mitarbeiter.

Neben den vielen Kränzen, die Delbrücks frisches Grab berechtigterweise zieren,

möge hiermit auch dem Andenken Bernhard Ernst von Bülows als eines im Beruf wie als Mensch, nach Befähigung wie nach Charakter gleich ausgezeichneten und hochverdienten Mannes ein Kranz dankbarer Erinnerung gewidmet sein. •g•

Zur sozialen Erziehung der Frau. Die Grenzboten haben vor kurzem einen freundlichen und sehr anerkennenden Aufsatz über den Evangelischen Diakonieverein gebracht. Es darf deshalb der Begründer des Vereins wohl auch einmal selbst in diesen Blättern das Wort ergreifen, um eine Seite seiner Vereinstätigkeit hervorzuheben, die ihm die wichtigste ist: die soziale Erziehung der erwachsenen weiblichen Jugend.

Unzweifelhaft bedarf auch das männliche Geschlecht einer sozialen Erziehung, die es zur Zeit nicht in genügender Form gibt. Denn die verschiednen Gesellschaftsschichten stehn nebeneinander; sie verstehn sich nicht, sie kennen sich nicht, und sie können deshalb auch nichts füreinander übrig haben. Soll der Klassenkampf überwunden werden, so bedarf es also einer planmäßigen und umfassenden sozialen Erziehung unsrer Männer. Und doch haben die Männer, wenigstens in Deutschland, etwas nach dieser Richtung hin schon vor den Frauen, und zwar etwas sehr Wichtiges, voraus: den Heeresdienst. Die militärische Dienstzeit bringt ja freilich mancherlei Gefahren mit sich, aber im ganzen bleibt doch das Heer eine unvergleichliche Schule der Volkserziehung. Von englischer Seite wurde schon vor Jahren betont, daß das Geheimnis der aufstrebenden Kraft der deutschen Industrie in dem allgemeinen Heeresdienste läge. Was hier gelernt wird, ist Hingebung an eine große gemeinsame Aufgabe, ein gemeinsames Streben und ein gemeinsames Ziel, und dazu kommt gleichmäßige, tüchtige körperliche Ausbildung und eine damit verbundne Schulung des Charakters. Wir könnten uns Deutschland jetzt nicht mehr denken ohne unsern allgemeinen Heeresdienst, und jedenfalls wäre ohne ihn unser Vaterland das nicht mehr, was es heute ist.

Kein Wunder, wenn man etwas ähnliches auch für unsre Frauenwelt wünscht. Und so ist der Gedanke, auch die Frau müßte eine Zeit öffentlichen Dienstes durchmachen, gerade von den Seiten immer wieder hervorgehoben worden, die eine Verbesserung unsrer Frauenerziehung erstreben. Daß dieselbe Forderung auch im Sinne der Frauenemanzipation liegt, sei nur erwähnt. Wer Rechte haben will, muß auch Pflichten ausüben, und darum muß die nach politischen Rechten verlangende Frau auch politische Pflichten übernehmen, wie sie der Mann im Heeresdienst erfüllt.

So treffen in der Forderung eines öffentlichen Dienstes der Frau die verschiedensten Interessen zusammen, aber die wichtigste Seite dieses Dienstes, die wirklich produktive, wird doch die soziale Erziehung sein. Die Frau bedarf ihrer wie der Mann, ja sie bedarf einer solchen noch mehr als dieser. Denn es ist doch ein merkbarer Unterschied zwischen der Erziehung der Knaben und der Mädchen, wenigstens so lange wir nicht beide in derselben Schule erziehn, und vermutlich auch dann noch, denn die Mädchen haben nichts dem gleiches, was die Knaben in ihren Spielen haben. Wenn wir von der Erziehung sprechen, vergessen wir nur zu sehr, daß nicht nur das Haus und nicht nur die Schule erzieht, sondern daß unsre Knaben noch in höherm Maße durch ihre gemeinsamen Spiele und Erlebnisse erzogen werden. Vielleicht bildet sich der Knabencharakter nirgends so sehr als in diesen freien Spielen in der Gemeinschaft. Dort ist die eigentliche Schule sozialer Erziehung des Knabenalters. Aber die Mädchen kommen wenig auf die Spielplätze; das ist gewiß nicht unbegründet, aber es dient dazu, daß dem Mädchen in seiner Kindheit das Wesentlichste von dem abgeht, was der Knabe an sozialer Erziehung findet. Doppelt notwendig hat also das Mädchen, wenn es erwachsen ist, ein Gegenstück zu der sozialen Erziehung, die den Männern der Heeresdienst gibt.

Wie soll ein solcher Frauendienst verwirklicht werden? Es sind schon manche Bücher darüber geschrieben, aber soweit ich die Literatur kenne, sind nirgends wirklich durchführbare Vorschläge gemacht worden, und zwar deshalb, weil man zuviel will.

Die Erziehung ist nicht Sache des Staats, sondern der Gesellschaft, und der Staat hat die Erziehungsarbeit der Gesellschaft nur zu regeln, damit die Zöglinge und anderseits die verschiednen erziehenden Gesellschaftskreise zu ihren Rechten kommen. Die von ihm selbst geleitete Heereserziehung kommt für ihn selbst als solche nicht in Betracht, sondern sie geht hervor aus dem Interesse seiner Selbsterhaltung. Der Staat braucht Militär; dieses Militär zieht er sich heran. Aber eine ähnliche Aufgabe für Frauen hat der Staat nicht; öffentlichen Frauendienst im Interesse seiner Selbsterhaltung braucht er nicht. Es wäre darum schlechterdings nicht durchführbar, daß der Staat jedem jungen Mädchen, das die genügende Gesundheit hat, einen ähnlichen öffentlichen Dienst abverlangte, wie er ihn von jedem jungen Manne fordert.

Treten nun doch junge Mädchen in solche Arbeit, so ist das von großer Bedeutung, denn ihr Dienst wird dann wirklich ein „freiwilliger." Die größten Leistungen werden ja immer da gesichert, wo man eine Leistung nicht erzwingt, sondern wo sie freiwillig aus Überzeugung und aus Liebe getan wird.

Wollen wir einen öffentlichen Freiwilligendienst der Frau, so muß er zunächst ein Dienst im Interesse der Allgemeinheit sein, er muß ferner der natürlichen Begabung und Neigung der Frau entsprechen, und endlich muß seine Organisation derart sein, daß sie nach allen Richtungen hin das Interesse der Frau wahrt und ihre soziale Erziehung zu fördern geeignet ist. Hierfür ergibt sich als geeignetstes Mittel die Arbeit im Krankenhause. Denn die Krankenpflege ist etwas, was je länger je mehr eine wirkliche Übung und ein Verständnis verlangt. Krankenpflege will gelernt sein. Sie liegt überdies im allgemeinen Interesse, umso mehr, je mehr die Krankenhäuser nach Zahl und Größe wachsen, und die Krankenpflege aus dem Hause in das Krankenhaus verlegt wird. Die Krankenpflege ist ferner etwas, was dem weiblichen Gemüt voll entspricht; während der Mann etwas *tun* will, will die Frau einem andern Wesen etwas *sein*. Kaum mehr aber hat sie Gelegenheit, jemand etwas zu sein, als wenn sie einen Kranken, auf ihre Hilfe Angewiesenen pflegt. So ist es eine begreifliche Tatsache, daß durchgängig von den Pflegerinnen Typhus- und ähnliche schwere Pflegen am liebsten geleistet werden, weil sie hier ganz das Gefühl haben, den Kranken eine Hilfe sein zu können und zu müssen. Die Pflege in einem größern Krankenhause gibt zudem Gelegenheit zur Entwicklung des Gemeinsinns, sowohl in dem Nebeneinanderwohnen und -arbeiten der Pflegerinnen, wie darin, daß sie den verschiednen Volksklassen zu dienen haben. Zumal dann, wenn die Pflegerinnen den gebildeten Ständen angehören, ist diese Tatsache von großer Bedeutung, weil überwiegend die Krankenhäuser von Leuten einfacher Stände aufgesucht werden, und es sehr wichtig ist, daß Persönlichkeiten aus einer höhern sozialen Stellung diesen einfachen Männern und Frauen dienen. Diese sehen dann, daß jene arbeiten können und wollen, und zwar solche Arbeiten leisten, die sie selber als wirkliche Leistungen zu würdigen gewöhnt sind, und ferner, daß sie ihnen dienen wollen, obwohl sie sozial über ihnen stehn. Das ist begreiflicherweise von bedeutendem sozialen Einfluß auf die Patienten, aber umgekehrt auch für die Pflegerinnen ein wichtiges Mittel der sozialen Erziehung.

Ich selber habe in dem Evangelischen Diakonieverein diesen Gedanken zu verwirklichen gesucht. Dieser Verein ist zwar nicht ausschließlich dafür geschaffen, das Freiwilligenjahr für Frauen zu ermöglichen, sondern es ist ein konfessioneller Verein, ebenso wie es die Diakonissenhäuser sind, und steht wie diese im Dienste der evangelischen Gemeinde; er will die evangelische Diakonie fördern, aber er will dies dadurch, daß er denen, die er in die Diakonie stellt, seinerseits dient. Und so ist sein Zweck, beruflosen Frauen durch Erziehung, Berufsbildung und genossenschaftliche Anstellung und Sicherstellung für ihr Leben Inhalt, Unterhalt und Rückhalt zu gewähren und durch ihre Verwendung in der evangelischen Diakonie diese selbst zu fördern. Die Aufgaben sind nicht bloß Krankenpflege, sondern auch andre Formen der weiblichen Diakonie; und insofern steckt der Verein seine Grenze weiter, als es

das Freiwilligenjahr für Frauen tun könnte. Als konfessioneller Verein dagegen steckt er die Ziele wieder enger, da er nur evangelische Mitglieder aufnimmt.

Was der Evangelische Diakonieverein begonnen hat, ist dann von mehreren Diakonissenhäusern und Roten Kreuzvereinen nachgeahmt worden — ich selbst hoffe in kurzem für das Freiwilligenjahr in der Krankenpflege noch eine geeignetere, nicht durch Nebenzwecke mitbeeinflußte Organisation ins Leben zu rufen —, sodaß es jetzt für Frauen recht reichlich Gelegenheit gibt, sich im Dienste der Krankenpflege ein Stück sozialer Erziehung anzueignen.

Die Grundzüge sind kurz folgende: Ohne jede Verpflichtung für die Zukunft und mit dem Recht, nach kurzer Kündigungsfrist auch schon während des Lernjahres auszuscheiden, werden junge Mädchen, Witwen und auf Wunsch auch Frauen zu einjähriger Ausbildung in der Krankenpflege in eins der vom Verein als „Diakonieseminar" eingerichteten großen Krankenhäuser (Elberfeld, Erfurt, Magdeburg, Zeitz, Stettin und Danzig) aufgenommen. Die Ausbildung kann unentgeltlich geschehn, weil die Schülerinnen schon Arbeit leisten und darum Arbeitskräfte ersetzen, die man sonst anderweitig beschaffen und ablohnen müßte. Der Unterricht erstreckt sich auf Theorie und Praxis der Krankenpflege, Gesundheitslehre und einige andre allgemeine Fächer. Der Dienst ist der streng geregelte Dienst eines Krankenhauses. Die Schülerinnen haben ebenso wie ihre Lehrmeisterinnen eine besondre Tracht. Ihre Arbeit ist anfangs — ganz ähnlich wie beim Militär — körperliche Arbeit, wobei sie sich körperlich entwickeln können, denn unsre gebildete Frauenwelt — wenigstens der Evangelische Diakonieverein nimmt nur Schülerinnen von einigermaßen gleicher sozialer Bildung und Stellung auf — leidet durchgängig an mangelhafter körperlicher Entwicklung. Durch diese besonders geregelte Arbeit wird das Dienstjahr im Krankenhaus für die große Mehrheit seiner Teilnehmerinnen ein Mittel körperlicher Ausbildung und Gesundung, wie ich ein besseres nicht kenne. So merkwürdig es auch klingt: gerade im Krankenhause werden die Schwachen stark, die Bleichsüchtigen, vorausgesetzt, daß ihr Leiden nicht zu schwer ist, verlieren ihre Bleichsucht, und mit der Gesundheit zieht Lebensfreude und Schaffenslust ein. Und so ist das Ergebnis, daß nach einem Jahre die Mädchen, die nur zur Übung und Erlernung der Krankenpflege gekommen waren, an der Arbeit und übrigens auch zugleich an dem Leben im Verein eine solche Freudigkeit gefunden haben, daß sie meistens bitten, in der Arbeit nunmehr als angestellte Schwestern bleiben zu dürfen. Die Türen sind für jede jederzeit aufgetan; ohne Entschädigung, ohne Blamage kann jede jederzeit austreten; doch kommen Rücktritte während des Lernjahres fast nie vor. Das ist wohl ein Zeichen, daß die Einrichtung gesund ist. Was für ein Gewinn würde es für unser Volk sein, wenn es wirklich möglich wäre, jedem jungen Mädchen ein solches Lernjahr zu seiner sozialen Erziehung zu gewähren!

Friedrich Zimmer



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Moderne englische Schutzzöllner



Es ist für uns Deutsche, die wir gegenwärtig vor einer wichtigen Entscheidung über die Gestaltung unsrer handelspolitischen Zukunft stehn, gewiß von Interesse, die Wirkungen der verschiednen Handelsformen, soweit diese in den einzelnen Staaten durchgeführt sind, zu studieren. Die Erfolge des Schutzzolles können wir nach unsrer eignen Erfahrung beurteilen, dagegen müssen wir, wenn wir die Ergebnisse des Freihandels kennen lernen wollen, fremde, vor allem englische Verhältnisse untersuchen. In England, das seit 1846 eine freihändlerische Politik getrieben hat, erheben sich in der letzten Zeit Stimmen, die mehr als bisher die Nachteile dieser Politik betonen und sogar für den Schutzzoll eintreten. Nach einer langen Periode der wirtschaftlichen Blüte und der Überlegenheit über seine Konkurrenten steht England jetzt einem wachsenden Wettbewerb andrer, durch Zölle geschützter Völker, besonders der Deutschen und der Nordamerikaner, gegenüber, einer Konkurrenz, die nicht nur den Absatz englischer Waren auf fremden Märkten bedroht, sondern auch auf dem Markte des Mutterlandes selbst Fuß faßt. Diese Erscheinung hat natürlich den Wunsch einer Abwehr mit gleichen Mitteln erwecken müssen.

Zuerst allerdings versuchte England, die Gefahr mit leichtern Waffen zu bekämpfen. In der Meinung, daß die äußerlich den englischen Waren vollständig gleichenden fremden Erzeugnisse ihrem innern Werte nach nur Schundware seien, die mit den bessern englischen Artikeln nicht konkurrieren könnten, sobald sie nur als fremde erkannt wären, bestimmte die Merchandise Mark Act vom Jahre 1887, daß jede in England einzuführende Ware mit der Bezeichnung des Ursprungslandes versehen werden müsse. Zum Vorteil unsrer Industrie entsprachen jedoch die Erfolge dieser Maßregel nicht den Erwartungen der Engländer. Denn es stellte sich nicht nur heraus, daß eine viel größere Warenmenge, als man vermutet hatte, fremden Ursprungs war, sondern es erschienen auch Waren der besten Qualität, an deren englischer Herkunft man nie gezweifelt hatte, mit fremden Ursprungszeugnissen und dienten so als wirksamste Reklame für die Industrie ihres Heimatlandes. Das Gesetz hatte also, anstatt der englischen Produktion Hilfe zu bringen, die Gefahr nur noch vergrößert. Kein Wunder, daß bald nach schärfern Abwehrmaßregeln gerufen

wurde, zumal da sich die Gefahr als drohender herausgestellt hatte, als erwartet worden war!

Diese Forderungen fanden ihren Ausdruck in der Schrift: Made in Germany von E. E. Williams (übersetzt von C. Willmann; Dresden und Leipzig, 1896). Sie will das britische Publikum über die Bedeutung des deutschen Handels mit Industriewaren auf dem englischen Markt, zum Teil auch auf andern Märkten, aufklären, vor allem aber durch die Darstellung der deutschen Methoden des Handels und der Industrie auch den englischen Kaufleuten und Fabrikanten einen Ansporn zur Verbesserung ihrer eignen Methoden geben. Diesen agitatorischen Charakter verleugnet die Schrift nirgends, obwohl der Verfasser nach objektiver Darstellung strebt. Namentlich gelingt es Williams nicht, die gewöhnlichen Vorurteile der Engländer gegenüber den Deutschen zu überwinden. Er sieht in dem Vordringen des deutschen Handels zum großen Teil den Erfolg der Nachahmung englischer Muster, der Fälschung von Warenzeichen und Firmennamen und ähnlicher Kunstgriffe, die zwar vorgekommen sein mögen, die aber doch nicht genügen, den Fortschritt einer großen Industrie zu erklären, zumal da dieser Fortschritt nach den Zahlen von Williams, der das Jahr 1895, ein Jahr der Depression des englischen Handels, zum Vergleich gestellt hat, noch größer erscheint, als er in Wirklichkeit war.

Immerhin hat auch Williams ein Auge für die Vorzüge des deutschen Handels, und gerade diese Darstellung der Ursachen des deutschen Vordringens vom Standpunkte des patriotischen Engländers macht einen Hauptreiz des Buches aus, während die praktischen Folgerungen nur ganz kurz skizziert sind. Diese Ursachen sieht der Verfasser in folgenden Tatsachen: Der deutsche Handel sei unternehmender und gewandter als der englische. Er passe sich besser den Bedürfnissen des fremden Landes an, mache seine Offerten in fremder Sprache und nach fremdem Maß und Gewicht. Der deutsche Kaufmann berücksichtige jeden Wunsch seiner Kunden, auch in Bezug auf künstlerische Ausstattung und Verpackung der Waren, er nehme auch die kleinsten Bestellungen an, während der Engländer nur größere Aufträge wünsche. Anderseits sei auch die deutsche Industrie geneigt, jederzeit die Wünsche eines Kunden zu berücksichtigen. Sie wende die neusten und besten Produktionsmethoden an, erziele nur wenig Abfälle, die oft noch zu andern Zwecken verwandt würden, besonders in der chemischen Industrie, in der auch die Verbindung mit der Wissenschaft, der Deutschland so große Erfolge verdanke, am engsten sei. Dagegen ist Williams nicht der Ansicht, daß niedrige Löhne die Ursache der billigen Produktion seien. Er kennt die Schwierigkeiten einer richtigen Lohnstatistik und hält demgemäß mit seinem Urteil zurück, obwohl er annimmt, daß im allgemeinen die Löhne in England höher seien als in Deutschland. Er gibt aber zu, daß auch der umgekehrte Fall vorkomme. Auch die englische Meinung von der Kapitalarmut der Deutschen hält Williams für übertrieben. Jedenfalls zeige sie sich in der Ausstattung der Industrie mit den nötigen Betriebsmitteln nicht. Hier seien vielmehr jederzeit die besten Arbeitsmittel vorhanden, zumal da auch der Staat durch seine Tätigkeit zur Hebung der Industrie immer Arbeitsgelegenheit liefere.

In dieser Wirksamkeit des Staates sieht Williams die letzte Ursache des Vordringens des deutschen Handels. Allerdings äußert sie sich auf ganz verschiednen Gebieten. Der Staat und auch andre öffentliche Körperschaften gewährten den jungen Kaufleuten und Industriellen eine vorzügliche technische und wissenschaftliche Ausbildung auf den öffentlichen Schulen; besonders die technischen Hochschulen werden von Williams gewürdigt. Außerdem sei die Unterstützung durch die Staatsbahnen in Betracht zu ziehn, da diese die Waren, die für die Ausfuhr bestimmt seien, billiger beförderten, und überhaupt niedrigere Tarife hätten als die britischen Bahnen, die von Privatgesellschaften um des Erwerbs willen betrieben würden. Zu Ausstellungen, die von den Deutschen besser ausgenützt würden, befördere die Staatsbahn die Güter sogar unentgeltlich. Der Deutsche genieße aber auch eine direkte Förderung durch den Staat. Die Staatsorgane im Auslande, besonders die Handelskonsuln, seien zahlreicher als die englischen und dienten auch in höherm Maße den Interessen des Handels. Staatssubventionen würden gewährt, besonders an Schiffahrtsgesellschaften, Ausfuhrprämien bestünden für manche Industrien. Alle bedeutendern Gewerbszweige aber genössen Zollschutz und seien so nicht in dem Maße der Konkurrenz des Auslandes ausgesetzt wie die entsprechenden englischen. An diesem Punkte möchte Williams die Abwehr beginnen. Auch England oder vielmehr ein britischer Zollverein solle seine Produktion wenigstens in dem Maße schützen, daß die Zölle und Frachtvergünstigungen der Konkurrenzmächte kompensiert würden. Ebenso wichtig wie die Staatsunterstützung aber ist für Williams die Hebung des Unternehmungsgeistes der englischen Kaufleute. Nur wenn dieser wieder seine frühere Stärke erreiche und sich den bessern deutschen Methoden anpasse, könne England einen Teil seiner Bedeutung wieder erobern, seine Stellung aber als Herrin des Weltmarkts sei verloren.

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt Williams auch in seinem zweiten Werke: **The Foreigner in the Farmyard** (London, 1897), das die Lage der englischen Landwirtschaft behandelt. Auch die Methode der Darstellung ist dieselbe. Er beschreibt nacheinander die einzelnen Zweige der landwirtschaftlichen Produktion, nach der Preisgestaltung, der Größe der englischen Produktion, nach der fremden Einfuhr und nach den Aussichten, diese Einfuhr zu beseitigen oder wenigstens einzuschränken. Nur in zwei Punkten unterscheidet sich das Buch vorteilhaft von dem erstgenannten Werke. Es fehlt die Voreingenommenheit gegen den fremden Wettbewerb, obwohl auch hier gelegentlich von schwindelhaften Manövern der fremden Produzenten gesprochen wird; anderseits ist Williams ehrlich genug, ähnliche Kunstgriffe der englischen Händler zuzugestehn. Außerdem aber beschäftigt sich der Verfasser eingehender mit den innern Verhältnissen der Produktion in den Konkurrenzländern, um hieraus Mittel für ihre Bekämpfung zu gewinnen. Eigentümlicherweise behandelt Williams die Körnerproduktion verhältnismäßig kurz, obgleich er der Ansicht ist, England könne seinen Weizenbedarf selbst erzeugen, wenn ihm nur durch einen Zoll genügend hohe Preise gesichert seien; auch von der Einführung der Zuckerrübenkultur erwartet Williams eine Verstärkung der Körnerproduktion. Freilich erscheint es zweifelhaft, ob ein neuer Versuch des Anbaus einen bessern Erfolg haben würde als seine fehlgeschlagnen Vorgänger. Die Hauptförderung der

Landwirtschaft erhofft der Verfasser aber von einer Veränderung der Produktionsrichtung; man solle zwar das Hauptgewicht darauf legen, daß mehr Vieh gehalten und die Milch zur Butter- und Käseproduktion verwandt werde, aber auch die übrigen Zweige des Betriebs, Obstbau und Obstverwertung, Geflügelzucht und Eierhandel, Gemüsebau und überhaupt der Anbau von Hackfrüchten dürfe nicht vernachlässigt werden; die Besserung erwartet er also von den Mitteln, die auch der deutschen Landwirtschaft zur Erleichterung ihrer schwierigen Lage empfohlen werden. Auch die übrigen Maßregeln, die Williams vorschlägt, entsprechen den in Deutschland angewandten, also vor allem die Bildung von Genossenschaften, sowohl von Molkerei- und andern Produktivgenossenschaften, wie auch von Kreditgenossenschaften nach Raiffeisenschem Vorbild. Wie bei der gewerblichen wird auch bei der landwirtschaftlichen Produktion eine Herabsetzung der Frachten verlangt, obwohl wenigstens in neuerer Zeit die Eisenbahngesellschaften großes Entgegenkommen gezeigt haben. Die letzte Forderung verlangt wieder einen staatlichen Schutz, der den Produzenten die Steuerlast erleichtern, vor allem den Zehnten abschaffen, aber auch durch einen Zollschutz den heimischen Produzenten zur Vermehrung der Produktion anregen soll.

War bei Williams die Forderung des Zollschutzes nur ein Mittel der Abwehr unter vielen andern, allerdings das wichtigste unter ihnen, so ist nach dem Buche von G. Byng: Protection. The Views of a Manufacturer (London, 1901) der Zollschutz die Voraussetzung für eine Besserung der englischen Erwerbsverhältnisse, ohne die jede andre Maßregel wirkungslos bleiben müsse. Deswegen stellt er diese Frage in den Mittelpunkt der Erörterung, die zugleich eine schonungslose, teilweise übertriebne Kritik der Folgen des Freihandels für England enthält. Drei Sätze hebt er aus der Freihandelstheorie hervor, soweit sie den Produzenten betrifft: In einem Lande des Freihandels werden Fabrikate billiger erzeugt als in einem geschützten Lande; im Freihandelsgebiete erzeugt jedermann die Ware, die er am besten und billigsten produzieren kann; die Einfuhr muß durch die Ausfuhr bezahlt werden.

Den ersten dieser Sätze widerlegt Byng in seinem Abschnitt über den Fabrikanten, indem er darauf hinweist, daß in England, das fast immer seiner Darstellung als Beispiel zu Grunde liegt, die meisten Waren, die billig seien, und deren Absatz an Boden gewönne, Erzeugnisse aus geschützten Ländern seien, während die einheimischen Fabrikate infolge ihres hohen Preises nur wenig Absatz fänden. Es sei dies die natürliche Folge der Tatsache, daß bei den gegenwärtigen Produktionsverhältnissen die alten Werte, nämlich die Kosten des Materials und der Arbeit und die Generalunkosten nicht mehr ausschließlich den Preis bestimmten, vielmehr als ausschlaggebend noch die Menge der erzeugten Waren hinzukomme. Diese Menge sei aber in geschützten Ländern größer als in ungeschützten, da jenen sowohl der eigne wie auch der Freihandelsmarkt, den ungeschützten aber nur der eigne Markt offen stehe. Außerdem verkauften die Produzenten der protektionistischen Länder häufig ihre Ware im Auslande billiger als im Inland, um dort festen Fuß zu fassen, bis die Konkurrenz der einheimischen, also meist der englischen Industriellen

gebrochen sei. Sei dies eingetreten, so gingen die Preise rasch wieder in die Höhe, sodaß auch die Konsumenten nur vorübergehenden Nutzen aus dieser Konkurrenz zögen, während die Produzenten dauernd geschädigt würden. Dieser Zustand müsse aber lähmend auf die Unternehmungslust der Fabrikanten einwirken; denn Energie und Initiative sei nur dort zu finden, wo die Aussicht auf einen Gewinn winke. Dieselben Ursachen verhinderten auch das Aufkommen neuer Industrien, weil Erfindungen als das Ergebnis mühsamer strebender Arbeit ebenfalls nur dort gemacht würden, wo man einen entsprechenden Gewinn erwarten könne. Erfindungen aus genialer Intuition seien äußerst selten. Tatsächlich sei auch in den letzten zwanzig Jahren in England keine Industrie von Bedeutung eingeführt, keine wichtigere Erfindung gemacht worden.

Ebenso ist nach Byng die Lehre, daß jeder nur die Waren produziere, die er am besten und billigsten erzeugen könne, ein Trugschluß. Denn der Produzent habe durchaus nicht immer die Möglichkeit, aus einer zurückgehenden Industrie seine Kapitalien zurückziehn, was außerdem immer mit einer Kapitalvernichtung verbunden sei. Industrien aber, die in der Ausdehnung begriffen wären, seien in England nicht vorhanden, sodaß der Übergang praktisch eine Unmöglichkeit sei. Diese Aussichtslosigkeit in der Lage der englischen Industrie verhindre auch, daß die englische Jugend eine gute Erziehung erhalte. Denn ein Mensch strebe nur dann danach, seine Kenntnisse zu erweitern, wenn er glaube, sie verwerten zu können. Dazu sei aber in einem Lande des Freihandels keine Aussicht. Es fehle also auch das Streben nach besserer Ausbildung, obwohl die Engländer an natürlicher Begabung hinter keinem Volke zurückstünden.

Diese Entwicklung der englischen Verhältnisse führt Byng zu der Frage, ob die englische Industrie noch Leistungsfähigkeit genug habe, die ungeheure Einfuhr zu bezahlen, und ob die übrigen auf die Zahlungsbilanz einwirkenden Umstände bedeutend genug seien, die immer stärker anschwellenden Einfuhrüberschüsse auszugleichen. Nach dem Verfasser ist das nicht mehr der Fall, auch nach den optimistischsten Berechnungen der eben erwähnten Umstände sei die Zahlungsbilanz passiv; England müsse seine Verpflichtungen durch Kapitalausfuhr decken. Der Freihandel schädige also England auch direkt. Byng bestreitet demnach auch den dritten Satz der Freihändler, daß die Einfuhr durch die Ausfuhr bezahlt werden müsse, indem er die Möglichkeit von Kapitalübertragungen zugibt. Auch die übrigen Umstände, die die Zahlungsbilanz außer der Ausfuhr aktiv beeinflussen, gehn nach dem Verfasser in ihrer Bedeutung zurück. Das Verleihen von Kapitalien an das Ausland habe zum Teil einem Zurückströmen der verliehenen Summen Platz gemacht. Die Schiffahrt würde nicht weiter ausgedehnt; sie gehe sogar wenigstens beim Personentransport zurück. Es hat also der Produzent nach Byng keinen Vorteil vom Freihandel mehr, wenn er auch zugibt, daß die Freihandelspolitik in den Jahren unmittelbar nach ihrer Einführung (1846 bis 1875) sogar dem Produzenten Gewinn gebracht habe.

Der Untersuchung der Frage, ob die Freihandelspolitik den übrigen Klassen

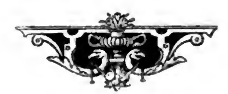
der Bevölkerung, den Konsumenten, den Zwischenhändlern im populären Sinne (middlemen), also hauptsächlich den Angehörigen des Handels- und des Transportgewerbes, den Arbeitern und den landwirtschaftlichen Produzenten, von Nutzen sei, sind die folgenden Kapitel gewidmet. Der Verfasser bestreitet sogar, daß der Freihandel dem Konsumenten nütze. Denn das Schlagwort: „Der Freihandel bedeute billige Preise für den Konsumenten" habe nur vorübergehend Geltung; außerdem sei es nicht nachgewiesen, daß bei genauem Vergleich die Preise in England niedriger seien als in geschützten Ländern. Es gebe sogar zahlreiche Waren, die teurer seien als in andern Ländern. Anderseits bringe der Freihandel eine gewisse Verschwendung hervor, indem er möglichst große Entfernungen zwischen Produzenten und Konsumenten lege und zahlreiche Zwischenglieder einschiebe, die man beim Schutzzoll nicht zu unterhalten brauche. Sie seien vielmehr von dem Freihandel erst geschaffen und über das nötige Maß hinaus vermehrt worden. Diese sogenannten Middlemen seien die einzige Klasse, die aus dem Freihandel Vorteil zöge. Aber ihre Tätigkeit sei für die Volkswirtschaft kein Vorteil; denn sie bevorzuge die ausländischen Produzenten, um sich selbst unentbehrlich zu machen und ihre Bezugsquellen zu verheimlichen; die Middlemen wirkten also schließlich als Kundschafter des Auslands in England. Ihre Vermehrung sei nicht wünschenswert, da sich keine Nation ausschließlich auf diese Kreise stützen könne, und auch die andern Völker immer danach streben würden, den englischen Zwischenhandel möglichst auszuschalten.

Auch dem Arbeiter habe der Freihändler nichts zu bieten, denn der Arbeiter beansprucht vor allem guten Lohn und dauernde Beschäftigung. Beides aber könne der Fabrikant in einem geschützten Lande dem Arbeiter leichter verschaffen, da Byng von der Einführung des Handelsschutzes eine Vermehrung der Produktion erwartet, als in einem Lande, wo der Freihandel die Produktion hemmt, und dem Arbeiter nichts als billige Lebensmittel geboten werden könnten. Ja Byng glaubt sogar, allen Arbeitern diese Beschäftigung zu einem Mindestlohne verbürgen und so die Forderung der von ihm sehr hoch geachteten Gewerkvereine erfüllen zu können. Die Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Fabrikanten würden dann nicht mehr den erbitterten Charakter annehmen, der sie in der gegenwärtigen Wirtschaftsperiode kennzeichne, wo jeder Teil um seine Existenz kämpfe. Bei einem bessern Verhältnis beider Teile könnten auch Streitigkeiten leicht durch Unterhandlungen beigelegt oder sogar den Arbeitern ein Einblick in die Geschäftsbücher gewährt werden, ein Verfahren, das sich in seiner Fabrik jederzeit bewährt habe. Auch die übrigen zur Hebung der Arbeiterklasse und zu ihrer Erziehung als Gehilfen für den Kampf um den Weltmarkt notwendigen Maßnahmen, also Besserung der Lebensverhältnisse durch gesunde und billige Wohnungen, durch gute Schulbildung, durch Gewährung ästhetischer Genüsse, glaubt Byng leichter und vor allem erfolgreicher unter dem Handelsschutz durchführen zu können. Es müßten also gerade die Arbeiter nach seiner Meinung die eifrigsten Vertreter des Schutzes sein. Daß sie es noch nicht sind, führt Byng auf die Vorherrschaft der rein politischen Interessen in der Gegenwart zurück. Aber auch die Tatsache, daß die Arbeiter

bisher die Nachteile des Freihandels am wenigsten empfunden haben, da ihnen der Abfluß in die sich rasch vermehrenden Schichten der Zwischenglieder immer möglich war, scheint mitgewirkt zu haben. Wenn aber die Zwischenklasse an die Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit gekommen sei, würden auch die Arbeiter Schutzzöllner werden, und dann sei auch der Sieg der Bewegung gewiß. Ähnlich werde den Landwirten der Schutzzoll eine Erhöhung ihrer Renten und eine Steigerung des Ertrags bringen, sodaß diese Klasse, die solange die Führerin in der Schutzzollbewegung gewesen sei, wieder für den Schutz der Produktion eintreten müsse.

Es macht also die Lage aller Teile der Bevölkerung von England mit Ausnahme des dem Handel und dem Transportwesen angehörenden die Einführung des Schutzzolls notwendig. Allerdings will Byng nicht nur den Schutzzoll, sondern ein vollständiges „Schutzsystem," d. h. die Tätigkeit der Staatsgewalt auf allen ihr zugänglichen Wegen zur Beförderung des Handels und der Industrie. Sogar Verstaatlichung der Eisenbahnen wird verlangt; auch soll dieses „Schutzsystem" nicht auf England beschränkt bleiben, sondern als eine Art Zollverein das gesamte britische Reich umfassen und so dem englischen Produzenten den ihm gebührenden Markt, d. h. den einheimischen und den der großen volkreichen Kolonien, wieder sichern. Freilich verhehlt sich Byng nicht, daß der Einführung dieser Handelsform große Schwierigkeiten entgegenstehn, ja daß sie zu politischen Wirren, sogar zum Kriege führen könne. Aber er meint, um der Sache willen müsse man auch die Folgen auf sich nehmen, denn der Schutzzoll werde dem Lande, dadurch daß der Verdienst der fremden Produzenten und des Zwischenhandels aufhöre, und die dem Freihandel eigentümliche Verschwendung eingeschränkt werde, in der Minute hundert Pfund einbringen. Die Einführung des Schutzes erwartet der Verfasser spätestens im Jahre 1912. Er teilt die Periode des Freihandels in England in drei Teile ein: in eine Zeit, wo er dem Lande nur Vorteile gebracht hat, von 1846 bis 1875, in die Zeit von 1876 bis 1900, wo die Vorteile den Nachteilen gleich gewesen sind, bis schließlich in der dritten Periode, in der wir gegenwärtig stehn, die Nachteile so überwiegen, daß bis zu dem genannten Jahre der Übergang zum „Schutzsystem" wieder erfolgen werde.

Ob sich diese Prophezeiung, die dem Deutschen Reich eine wesentliche Beschränkung seines Absatzes bringen würde, so rasch erfüllen wird, ob namentlich Byng nicht den Einfluß der Zwischenhändler in England, der noch in der Zunahme begriffen ist, unterschätzt, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls sind die besprochnen Schriften ein Beweis dafür, daß auch der Freihandel gewichtige Nachteile mit sich bringt, die von den deutschen Freihändlern wohl beachtet werden sollten, und daß namentlich eine große Industrie in einem Lande der Freihandelspolitik, solange diese nicht allgemein durchgeführt ist, schweren Gefahren ausgesetzt ist.





Zur Reform der preußischen Verwaltung

Von Carl Klonau

(Schluß)



In den Zeiten der absoluten Monarchie konnte es gerechtfertigt erscheinen, daß die Verleihung der Rechte einer juristischen Person, die Änderung der Statuten von rechtsfähigen Vereinen und Anstalten, die Genehmigung von Schenkungen an solche vom König selbst ausgesprochen werden mußte. Seit jener Zeit ist das Staatsgebiet so viel größer geworden, die Bevölkerung ist so stark gewachsen, daß die Fiktion, der Monarch könne alle Verhältnisse übersehen, nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Es ist sehr bedauerlich, daß auch nach dem preußischen Ausführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuche solche Genehmigungen dem König vorbehalten sind. Diese Angelegenheiten sind nicht so wichtig, daß sie nicht auch auf die Oberpräsidenten übertragen werden könnten, und sie werden ja schließlich jetzt auch nur auf Grund der Berichte der Provinzialbehörden entschieden. Wollte man noch einen Schritt weitergehn, so würde auch das nicht schaden. Der Deutsche hat das Bedürfnis, sich mit möglichst vielen Rechtskautelen zu umgeben, und das hat zum Beispiel auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung dazu geführt, daß jede Entscheidung der Berufungskommission, ohne Rücksicht auf die Höhe des veranlagten Einkommens, durch Beschwerde beim Oberverwaltungsgericht angefochten werden kann. Viele Tausende von Revisionssachen kommen jährlich an die höchste Instanz, der Steuersenat des Oberverwaltungsgerichts hat mehrfach vergrößert werden müssen und ist doch mit Geschäften so überlastet, daß seine Entscheidungen oft zwei Jahre und länger auf sich warten lassen. Für die ersten Jahre nach der Einführung des Einkommensteuergesetzes war dieses Verfahren vielleicht gut und nützlich. Jetzt hat sich das Gesetz eingelebt, sollte es da nicht möglich sein, die Beschwerde nur bei Einkommen von mindestens dreitausend Mark zuzulassen und dafür die Tätigkeit der Berufungskommission durch Kommissare des Finanzministers eingehend kontrollieren zu lassen?

Würde man nach solchen Regeln die Kompetenzen der Regierung erweitern, das Schreibwerk durch Beseitigung überflüssiger Berichte der Regierungen an die Zentralinstanz und der Landräte an die Regierungen, sowie durch Änderung unzweckmäßiger gesetzlicher Bestimmungen auf das notwendige Maß beschränken, so wäre Raum geschafft für die eigentliche Verwaltungstätigkeit, und es käme dann weiter darauf an, zu untersuchen, wieviel Beamte man in der Verwaltung überhaupt braucht; daß jetzt bei den Regierungen zu viel höhere Beamte angestellt sind, daß es an Arbeit fehlt, alle zu beschäftigen,

ist schon gesagt worden. Es ist aber nützlich, einmal festzustellen, worauf dieser kostspielige Überfluß zurückgeführt werden muß. Die Ursache liegt in folgendem:

In der Armee hat jedes Regiment einen bestimmten Etat an Hauptleuten und Leutnants. Wie viele Räte und Assessoren bei einer Regierung arbeiten, hängt einfach vom Ermessen des Ministers und von der Zahl der zufällig zur Verfügung stehenden Beamten ab. Da aber diese Zahl seit langer Zeit sehr groß ist, haben sich die Regierungspräsidenten daran gewöhnt, immer mehr Beamte vom Minister zu erbitten, und den Wünschen wird stattgegeben, weil man in Berlin oft genug nicht weiß, was man mit den Beamten anfangen soll, und auch, weil man den wirklichen Bedarf der Regierungen nicht kennt. Das alles hängt aufs engste zusammen mit der Art, wie sich die Verwaltung ergänzt. Bekanntlich werden in Preußen die Referendare an die Regierungen übernommen, nachdem sie zwei Jahre bei den Gerichten gearbeitet haben. Die Regierungspräsidenten waren, wie schon erwähnt worden ist, früher berechtigt, so viele Referendare anzunehmen, wie sie wollten, und sie haben von dieser Befugnis so reichlich Gebrauch gemacht, daß die Zahl der Assessoren weit über das Bedürfnis hinauswuchs. Als es zu spät war, hat man dann für jede Regierung eine bestimmte Zahl von Referendaren festgesetzt. Da man aber für die Assessoren bei den Regierungen keine genügende Verwendung mehr hatte, fing man an, sie für die ersten zwei oder drei Jahre an ein Landratsamt zu überweisen. Nun soll gar nicht geleugnet werden, daß die Arbeit bei einem Landrate für den Assessor sehr nützlich sein kann, aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß das durchaus nicht immer der Fall ist. Ein großer Teil der Assessoren ist in dieser Stellung nicht voll beschäftigt, weil an vielen Landratsämtern gar nicht Arbeit genug für zwei höhere Beamte vorhanden ist, und weil viele Landräte es nicht lieben, dem Assessor eine umfassende Tätigkeit zu übertragen, sich vielmehr alle wichtigen Sachen selbst vorbehalten. Offiziell wird das zwar nicht zugegeben, weil es für Fälle der Vertretung sehr bequem ist, einen Assessor zur Verfügung zu haben, es ist aber doch so. Immerhin könnte man sich mit der Sache abfinden, wenn sie nicht so sehr bedenkliche Folgen hätte, über die sich auch Massow nicht klar geworden zu sein scheint, da er sogar für jeden Landrat einen Assessor verlangt. Diese Folgen bestehn darin, daß man viel mehr jüngere Beamte hat, als man später im Verwaltungsdienste verwenden kann; daß den Regierungen mehr Assessoren überwiesen werden, als sie brauchen; daß immer weniger Assessoren dazu kommen, Landräte zu werden, daß die aber, die dieses Ziel erreichen, viel zu spät dazu gelangen; daß für die andern die etatsmäßige Anstellung immer weiter hinausgeschoben wird, und die Möglichkeit, in höhere Stellungen aufzurücken, auch für tüchtige Leute immer geringer wird; und endlich, daß die ganze Einrichtung dem Staate unnütz viel Geld kostet. Hier kann nur durch eine gründliche Änderung Wandel geschafft werden.

Seit mehreren Jahren beschäftigt man sich mit einer Verbesserung der Vorbildung der Verwaltungsbeamten. Das ist an sich sehr erfreulich, auf dem Wege aber, den man einschlagen will, wird man kaum Erfolg haben. Nach

dem Gesetzentwurf, der im Jahre 1902 vorgelegt worden ist, sollte das Studium von sechs auf sieben Semester verlängert werden, und der angehende Verwaltungsbeamte sollte dann acht Monate bei Justizbehörden und zwei Jahre zehn Monate bei der Regierung, darunter mindestens ein Jahr bei einem Landrate, beschäftigt werden. Ob die Menschen klüger und unterrichteter sein würden, wenn sie ein Semester mehr auf deutschen Hochschulen zugebracht hätten, wird manchem zweifelhaft sein, und nach dem in diesem Jahre neu vorgelegten Gesetzentwurf will man denn auch auf diese Ausdehnung der Studienzeit verzichten. Die Referendare sollen neun Monate beim Amtsgericht und drei Jahre und drei Monate im Verwaltungsdienst tätig sein. Unter gewissen Voraussetzungen aber soll die Beschäftigung beim Amtsgericht sogar auf sechs Monate verkürzt werden können. Dieser Gesetzentwurf ist schon in Heft 4 und 5 der Grenzboten einer herben, sehr berechtigten Kritik unterzogen worden.

Die Ausbildungszeit bei der Justiz auf neun oder gar sechs Monate beschränken zu wollen ist der unglücklichste Gedanke, den man fassen konnte. Schon jetzt lernen die Referendare in zwei Jahren wenig genug, weil der Schwerpunkt der juristischen Ausbildung in den letzten zwei Jahren liegt, besonders in der Arbeit beim Oberlandesgerichte; daß sie in neun oder in sechs Monaten so gut wie gar nichts lernen würden, kann als sicher angenommen werden. Die Ausbildung der Verwaltungsbeamten leidet daran, daß sie nicht einheitlich ist, und das wird auch nicht besser werden, wenn die Arbeitszeit bei den Verwaltungsbehörden verlängert wird. Ein gewisses Maß von juristischer Bildung braucht auch der Verwaltungsbeamte, und je besser er juristisch vorgebildet ist, desto leichter wird er sich auch in der Verwaltungsgesetzgebung zurechtfinden. Die einheitliche Ausbildung der Juristen ist der der Verwaltungsbeamten unbedingt überlegen, und wenn soviele von diesen tüchtiges leisten, so geschieht das trotz der schlechten Ausbildung, weil die Kreise, aus denen sich die Verwaltung zu rekrutieren pflegt, so viele tüchtige Leute zur Verfügung stellen. Schon jetzt werden die juristisch vorgebildeten Beamten in der Verwaltung stark bevorzugt, unverhältnismäßig viel Juristen sind gerade in den letzten Jahren übernommen worden, weil man sie eben nicht entbehren kann und will. Die juristische Vorbildung noch weiter zu vermindern, hieße die Verwaltungsbeamten zu Beamten zweiter Klasse machen und die Verwaltung auf einem Umwege den Juristen ausliefern, denselben Juristen, denen in der sehr merkwürdigen Begründung des Gesetzentwurfs die Initiative abgesprochen wird.

Der Verfasser des Aufsatzes in Heft 4 und 5 der Grenzboten ist konsequenter als die Regierung, indem er vorschlägt, die Verwaltung solle die Ausbildung ihres Nachwuchses von dem Zeitpunkt an selbst in die Hand nehmen, wo der junge Mann die Schule verläßt, für eine gründliche, praktische, juristische und administrative Vorbildung der Beamten sorgen und Justitiare nur noch vorübergehend auf zwei bis drei Jahre von der Justiz borgen. Das klingt ja recht gut, gibt aber doch zu manchen Bedenken Anlaß. Auch wenn man es für nützlich und durchführbar halten wollte, daß sich die jungen Leute sofort nach dem Abiturientenexamen für die Verwaltungslaufbahn entscheiden müßten, so würde der Mangel an geschlossener Ausbildung doch immer fühl-

bar bleiben, und die Verwaltung würde noch viel mehr als jetzt unter dem Nachteil leiden, daß sie die Befähigung der zu Übernehmenden nicht beurteilen könnte. Ein Referendar hat doch schon bis zu einem gewissen Grade seine Leistungsfähigkeit beweisen können, wer eben von der Schule kommt, ist ein völlig unbeschriebnes Blatt. Gute Beziehungen würden bei dieser Art der Annahme allein ausschlaggebend sein. Und mit dem Borgen der Justitiare käme man auch nicht aus, weil bei den Behörden aller Instanzen Juristen gebraucht werden, die den Verwaltungsdienst gründlich kennen.

In technischen Berufen läßt sich eine solche besondre Vorbildung durchführen, weil man da keine juristischen Kenntnisse nötig hat; in der Verwaltung muß jeder Beamte juristisch ausgebildet sein, und darum sollte man einen ganzen Entschluß fassen und wieder ausschließlich Gerichtsassessoren übernehmen. Ich kann diese Angst vor den Juristen beim besten Willen nicht teilen, und der Regierung ist es damit schon ganz gewiß nicht Ernst, denn sie übernimmt ja immer mehr Juristen und will sogar die Probezeit für die Justitiare fallen lassen. Daß die juristische Ausbildung in hohem Maße dazu befähigt, daß man sich auch in der Verwaltungsgesetzgebung zurechtfindet, kann bei den Justitiaren alle Tage beobachtet werden, und wenn es in der Begründung des Gesetzentwurfs heißt, daß diese Ausbildung mehr nach der formalen Seite hinneige, so trifft das auch nur auf solche Juristen zu, die lange im Richteramt tätig waren und sich an das fiat justitia gewöhnt haben. Wenn man die Gerichtsassessoren bald nach dem Examen übernehmen würde, so könnte dieses Bedenken kaum ernstlich in Betracht kommen. Im Reichslande hat sich die Übernahme von jungen Gerichtsassessoren durchaus bewährt. Dabei könnte man verlangen, daß jeder Jurist, der sich zum Verwaltungsdienste meldet, zunächst ein Jahr bei einem Landratsamte und in der Kommunalverwaltung arbeitet. Ungenügende Elemente würden, wie jetzt, von vornherein zurückgewiesen werden. Den zur Arbeit beim Landratsamte Zugelassenen wäre als Regel die Übernahme in den Regierungsdienst in Aussicht zu stellen, wobei sich dann immer noch die Möglichkeit ergäbe, solche Leute auszuschließen, die sich in der praktischen Verwaltung nicht bewährt haben. Es ist doch eigentlich recht unzweckmäßig, daß die Verwaltung jetzt genötigt ist, auch ungeeignete Beamte bis an deren Lebensende durchzuschleppen, nur weil sie als Referendare übernommen worden sind, also zu einer Zeit, wo niemand ihre Leistungsfähigkeit und ihre Brauchbarkeit gerade für diesen Zweig des Staatsdienstes beurteilen konnte. Bei der vorgeschlagnen Regelung würden die in die Verwaltung Übernommnen eine gewisse Gewähr dafür bieten, daß sie die für den Verwaltungsdienst nötigen Eigenschaften mitbringen, und es würde sich weiter ganz von selbst die wohltätige Folge ergeben, daß nur soviel Beamte übernommen werden, als das Bedürfnis erfordert.

Bei der Prüfung dieses Bedürfnisses würde man sehr bald einsehen, daß die bei den Regierungen mit der Bearbeitung der Steuersachen betrauten Beamten nur einen Teil des Jahres voll beschäftigt sind, daß die Bezirksausschüsse bei den kleinen Regierungen jeden Monat eine Sitzung abhalten und eine recht kostspielige Einrichtung sind, und man würde wahrscheinlich

auch dahinter kommen, daß ein guter Teil der Regierungsarbeit von Sekretären unter der Aufsicht eines höhern Beamten erledigt werden kann, daß es also praktisch wäre, möglichst wenig höhere und dafür mehr Subalternbeamte anzustellen.

Um den innern Dienstbetrieb einfach zu gestalten, sollten wenige gut abgegrenzte, umfangreiche Dezernate geschaffen werden, und der Dezernent müßte ein ausreichendes Bureaupersonal in der Nähe seines Dienstzimmers zur Verfügung erhalten. Dazu umfassende Benutzung der Schreibmaschine, des Telephons und der Stenographie. Wenn von allen Beamten die Kenntnis derselben Kurzschrift verlangt würde, so ließe sich viel Zeit und Mühe sparen. Jetzt gibt es bei den Regierungen überhaupt keine Stenographen, denen ein Bericht diktiert werden könnte, ebensowenig natürlich eine telephonische Verbindung der Dezernentenzimmer mit den Bureaus. Da diese meist abgelegen sind, verlieren Dezernenten und Sekretäre viel schöne Zeit mit Hin- und Herlaufen. Es ist merkwürdig, daß man so ängstlich alle modernen Einrichtungen vom Regierungsdienst fern hält; niemand gibt sich die Mühe, über diese Dinge nachzudenken und einmal auszurechnen, wie viel Geld dem Staate durch Benutzung der Hilfsmittel gespart werden könnte, die jeder Geschäftsmann täglich anwendet, weil Zeit und Geld dabei gewonnen werden. Daß man in Preußen jemals Regierungsgebäude umbauen wird, um den Anforderungen unsrer Zeit zu genügen, das glaubt auch wohl Massow nicht, obgleich er diese Forderung stellt; aber nicht zu viel verlangt wäre es, daß da, wo Neubauten unvermeidlich werden, diese nach modernen Anschauungen erfolgen. Regierungsgebäude sind ebenso Geschäftsgebäude wie eine Bank, und sie könnten auch ebenso zweckmäßig eingerichtet werden wie eine solche. Das weiß man in jeder größern Kommunalverwaltung und handelt danach, nur der Staat kümmert sich um solche Dinge nicht.

Wenn man den Beamten den Dienst erleichtert, ihnen die Möglichkeit schafft, die Geschäfte schnell zu erledigen, so könnte auch verlangt werden, daß das geschieht. Dazu gehört dann freilich vor allen Dingen noch die Änderung des geradezu vorsintflutlichen Geschäftsganges, der es fast unvermeidlich macht, daß über der Erledigung der einfachsten Sachen mehrere Tage vergehn. Wie eine Besserung leicht zu erreichen ist, kann hier nicht auseinandergesetzt werden, weil das zu langweilig wäre. Bemerkt sei nur, daß ein schneller Geschäftsgang zeitigen Beginn der Arbeit zur Voraussetzung hat, was ja auch selbstverständlich ist. Die Oberregierungsräte müssen zur Stelle sein, wenn die erste Post verteilt wird, und die Dezernenten müssen mit der Arbeit beginnen, wenn der Oberregierungsrat die Eingänge durchgesehen und verteilt hat. Einen wunden Punkt gibt es hier allerdings, das ist die große Unselbständigkeit sämtlicher Regierungsmitglieder einschließlich der Oberregierungsräte den Präsidenten gegenüber. Der Präsident allein hat einen Willen, zwischen ihm und dem ersten Oberregierungsrate gähnt eine tiefe Kluft. Bei den großen Regierungen ist der Geschäftsbetrieb so umfangreich, daß es sich auf die Dauer nicht wird vermeiden lassen, den Oberregierungsräten größere Selbständigkeit einzuräumen. Der den Präsidenten vertretende Oberregierungsrat würde von

vornherein eine ganz andre Stellung haben, wenn man ihm den Titel eines Vizepräsidenten einräumte. So äußerlich und nebensächlich das klingt, so würde es doch zweifellos die Wirkung haben, daß sich sehr viel mehr tüchtige Beamte zu dieser Stellung drängten, als jetzt der Fall ist, weil die Unselbständigkeit und Abhängigkeit manche abschreckt, und daß man leichter den Entschluß fassen würde, Vizepräsidenten selbständiger zu machen als Oberregierungsräte.

Ergänzend muß eine Einrichtung geschaffen werden, die es ermöglicht, einen Austausch zwischen den Beamten in den Ministerien und denen bei den Provinzialbehörden herbeizuführen. Es ist durchaus überflüssig, daß die vortragenden Räte in den Ministerien eine Stellung einnehmen, die es ihnen unmöglich macht, zeitweise in die Provinz zurückzukehren und sich dort in Berührung mit dem frischen Strom des Lebens vor Verknöcherung und Bureaukratismus zu bewahren. Man braucht nicht so weit zu gehn wie Lotz, der für die Beamten aller Dienstzweige die Schaffung weniger großer Ämterkategorien fordert und in ihnen gleiche Besoldung für alle Beamten desselben Dienstalters. Zu solchen gründlichen Änderungen entschließt man sich bei uns erfahrungsgemäß sehr schwer, und das Bessere könnte da der Feind des Guten sein. Für die Verwaltung wird es genügen, wenn die Ministerialräte und die Oberregierungsräte in Rang und Gehalt soweit gleichgestellt werden, daß ein Austausch geschehn kann, geradeso wie in der Armee die Generalstabsoffiziere von Zeit zu Zeit wieder in die Front kommen. Die Übertragung dieser militärischen Einrichtung auf die Verwaltung ist dringend notwendig, sie würde die wohltätigsten Folgen haben.

Der Schlußstein einer nach solchen Regeln durchgeführten Reform müßten regelmäßige Revisionen aller Behörden sein. Wenn die Ministerien nicht mehr wie jetzt täglich in die Verwaltung eingreifen, wenn sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe gemäß damit begnügen, allgemeine Grundsätze aufzustellen und Direktiven zu geben, also die Aufsicht zu führen, so ist es notwendig, daß Kommissare der Minister sich durch Augenschein davon überzeugen, ob diese Grundsätze auch befolgt werden. Es würde sich von selbst ergeben, daß dann auch die Oberpräsidenten die Regierungen revidieren, wozu sie nach ihrer noch geltenden Instruktion vom 31. Dezember 1825 überdies verpflichtet sind; die Regierungspräsidenten würden die Landräte revidieren, und diese ihre Gemeindebehörden. Daß die kleinen Städte nicht mehr unter der Kommunalaufsicht der Landräte stehn, ist allerdings ein großer Übelstand, da die Regierungspräsidenten die vielen kleinen Städte ihres Bezirks selbstverständlich nicht eingehend beaufsichtigen können. Aber solche Fehler der Gesetzgebung lassen sich ja auch wieder ändern. Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß Revisionen nicht nur für die revidierte Behörde nützlich sind, sondern ebenso für den revidierenden Beamten, der daraus mehr lernen kann als aus ellenlangen Berichten.

Massow will eine gewisse Garantie dafür schaffen, daß der Verwaltung das verloren gegangne lebendige Streben nicht nur wiedergegeben wird, sondern auch erhalten bleibt, indem er durch einen unter dem Monarchen stehenden Verwaltungsstab die Staatsverwaltung wieder unmittelbar in Beziehung zum Könige bringen will. Nach dem, was ich vorher gesagt habe, wird man es

begreiflich finden, daß ich der Schaffung einer neuen Behörde etwas mißtrauisch gegenüberstehe. Für das Studium der Gesetzgebung andrer Länder wird man in den Ministerien Zeit haben, wenn die Dezentralisation durchgeführt ist, anderseits könnte die neue Behörde vielleicht das Bedürfnis fühlen, auch ihrerseits etwas für die Vermehrung des Schreibwerks zu tun. Und doch hat der Gedanke etwas Bestechendes, weil es gerade die Aufsicht des Monarchen ist, die der Verwaltung fehlt. Aber es wäre wohl unnötig, eine besondre Behörde neu zu organisieren. Wenn überhaupt der gute Wille besteht, die Beziehungen zwischen dem König und der Verwaltung, die früher so eng waren, neu herzustellen, so würde es wohl genügen, dem Geheimen Zivilkabinett einige tüchtige Beamte zuzuteilen, mit der Aufgabe, sich überall persönlich zu informieren, und mit dem Recht, unmittelbar an den König zu berichten. Wenn die Personalien ebenso wie beim Militär vom Zivilkabinett aus bearbeitet werden würden, so könnte das auch nur nützlich sein, denn die jetzt übliche Protektion würde dann eine wesentliche Einschränkung erfahren, auch würde man im Kabinett über Personenfragen jedenfalls besser informiert sein, als es Minister sein können, die aller zwei Jahre wechseln.

Hiernach würden für die Reform der Verwaltung folgende Vorschläge zu machen sein:

1. Dezentralisation der Verwaltung durch Entlastung der Ministerien und Verlegung des Schwerpunkts der Verwaltungstätigkeit in die Regierungen und in die Landratsämter. Prüfung der Kompetenz aller Behörden mit der ausgesprochnen Absicht, das Schreibwerk zu vermindern. Änderung der Gesetzgebung, soweit durch sie unnützes Schreibwerk verursacht wird.

2. Beseitigung der gesonderten Vorbildung für Verwaltungsbeamte. Übernahme von Gerichtsassessoren, nachdem diese einige Zeit bei Verwaltungsbehörden gearbeitet haben.

3. Feststellung der Zahl von Beamten, die für jede Verwaltungsbehörde nötig sind. Beseitigung überflüssiger Behörden, besonders der Kirchen- und Schulabteilungen.

4. Vereinfachung des Geschäftsganges bei den Regierungen.

5. Weitgehende Benutzung der Schreibmaschine, des Telephons und der Stenographie im Verwaltungsdienst und besonders bei den Regierungen. Forderung der Kenntnis der Stenographie von allen Beamten.

6. Zweckmäßige Einrichtung der Regierungsgebäude, damit jeder Beamte sein Bureau in der Nähe hat.

7. Gleichstellung der Vortragenden Räte, der Oberpräsidialräte und der Oberregierungsräte (Vizepräsidenten) in Rang und Gehalt, damit ein Austausch der höhern Beamten zwischen den Zentral- und den Provinzialbehörden stattfinden kann.

8. Einführung von Revisionen der Behörden aller Instanzen zur Kontrolle der Verwaltung und zur Information der vorgesetzten Behörden.

9. Wenn möglich Herstellung engerer Beziehungen zwischen dem Monarchen und der Verwaltung.

Es ließe sich natürlich noch vieles sagen, noch an manchen Einrichtungen

Kritik üben, wie z. B. an den Generalkommissionen, die ein Schmerzenskind der Verwaltung sind und sich im Parlament einer großen Unbeliebtheit erfreuen. Sie führen abseits vom Getriebe der allgemeinen Staatsverwaltung eine Sonderexistenz und leiden darunter ganz entschieden. Die Wirksamkeit der Bromberger Generalkommission ist lange Zeit hauptsächlich dem Polentum zu gute gekommen. Man ist auch in weiten Kreisen darüber einig, daß diese Behörden in nähern Zusammenhang mit der übrigen Verwaltungsorganisation gebracht werden müssen, der richtige Weg hat aber bisher nicht gefunden werden können; er ist freilich auch noch nicht ernstlich gesucht worden. Vielleicht wäre es am besten, die Generalkommissionen sämtlich an den Sitz der Oberpräsidenten zu verlegen, diese zu Chefs der Behörden zu ernennen und dann die sämtlichen landwirtschaftlichen Angelegenheiten und die Landesmeliorationen auf die Generalkommission zu übertragen, da dieser Dienstzweig eine Zentralisation innerhalb der Provinzen recht gut vertragen würde.

Doch das sind Einzelfragen, für die sich schon eine Lösung finden läßt. Die Hauptsache ist und bleibt, daß endlich einmal die allgemeine Staatsverwaltung selbst nach großen Anschauungen reformiert wird, daß sie aktionsfähig gemacht wird. An großen Aufgaben für die Verwaltung fehlt es wahrlich nicht. Daß die Kolonisation des Ostens nicht nur für Preußen, sondern für die ganze Zukunft des deutschen Volks eine Lebensfrage ist, daß die befriedigende Lösung dieser Aufgabe die bedeutungsvollste Arbeit ist, die uns obliegt, diese Erkenntnis ist jetzt wenigstens bei der Regierung durchgedrungen. Im Volke, selbst in den zunächst interessierten, einflußreichen Kreisen des Ostens ist man aber noch lange nicht zur Klarheit hierüber gekommen. Und auch der Reichskanzler scheint mir die Bedeutung der Angelegenheit noch nicht scharf genug formuliert zu haben, wenn er in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 19. Januar 1903 sagte, er halte die Ostmarkenfrage für die wichtigste Aufgabe unsrer innern preußischen Politik. Die Wichtigkeit dieser Frage geht auch über die der meisten auswärtigen Angelegenheiten weit hinaus. Kolonien gründen, Expansionspolitik treiben ist gut und notwendig, aber die Voraussetzung ist, daß wir innerlich gesund sind und bleiben. Wir sind aber auf dem besten Wege, innerlich krank zu werden, weil den Provinzen östlich von der Elbe das Mark aus den Knochen gesogen wird. Diese weiten, vielgeschmähten Lande sind die Wiege der preußischen Monarchie; die zähen, harten Männer, die dort geboren wurden, haben unsre Heere von Sieg zu Sieg geführt und haben schließlich das langersehnte Deutsche Reich begründet. Und mehr noch. Diese Provinzen sind das große Menschenreservoir, aus dem auch der Westen gespeist wird. Kein vernünftiger Mensch wird scheel auf unsre Industrie sehen, die wir ja gar nicht mehr entbehren können, aber wenn man jetzt in den industriellen Bezirken des Westens immer wieder ausrechnet, wieviel von dem Gesamtbetrage der Steuern im Westen aufgebracht wird, so muß doch mit Nachdruck betont werden, daß es etwas Kostbareres gibt als Geld, nämlich Menschen; daß ein großer Teil derer, die im Westen die Maschinen bedienen, aus dem Osten stammt, daß die Industrie die Zuwandrung aus den östlichen Provinzen gar nicht entbehren könnte und auf diese Weise auf Kosten

des Ostens lebt, und daß nur deshalb der Osten trotz seines großen Geburtenüberschusses zurückgeht. Wenn es so weiter geht, dann müssen diese Provinzen veröden, was sich schwer rächen würde, weil kein Staat ungestraft die Grundlage seiner Macht verläßt. Schließlich wird das Slaventum langsam und geräuschlos nachrücken, wie es schon einmal der Fall war. Das ist die Bedeutung der Ostmarkenfrage. Im Westen, wo man so stolz ist auf die Macht der Industrie und herabsieht auf die Familien, die ihre Söhne dem Staatsdienst widmen, hätte man alle Veranlassung, einmal gründlich über diese Dinge nachzudenken. Wir können dem Osten seine Bedeutung nur erhalten, wenn wir ihm wieder Menschen zuführen, also kolonisieren, und zwar im großen Stile. Alles, was wir bisher auf diesem Gebiete geleistet haben, ist nur ein Anfang, um die verloren gegangne Kunst der Kolonisation von neuem zu lernen. Wir werden noch viele Hunderte von Millionen nach dem Osten werfen müssen, und je mehr, desto besser. Produktiver kann das Geld nicht angelegt werden. Die Notlage, in der die Landwirtschaft ist, betrifft doch vor allem den größern Grundbesitz. So sehr bedauerlich das ist, so ist es doch ein Trost, daß die kleinen Landwirte auch des Ostens immer noch recht gut bestehn können. Für die Ansiedlung von Bauern besteht kein ernstliches Hindernis.

Fast ebenso wichtig wie die Besiedlung des Landes ist die Regelung der Wohnungsfrage für die großen Städte und besonders für die industriellen Bezirke des Westens. Die Massen von Menschen, die hier angehäuft sind, die losgelöst von allem, was veredelnd einzuwirken und Befriedigung zu geben vermag, in Wohnungen eingepferdht sind, die oft jeder Beschreibung spotten, sie sind eine wirkliche Gefahr für den Staat. Eine Heimat haben diese Menschen meist nicht mehr, von jedem Wechsel der Konjunktur aufs empfindlichste berührt, sind sie eigentlich nur noch Masse, Proletariat. Etwas muß jeder haben, woran er sich aufrichten, eine Stelle, an der er sich wohlfühlen kann. Menschen, die in engen Gassen drei oder vier Treppen hoch in eine schlechte, oft ungesunde Wohnung eingesperrt sind, ohne Licht und ohne Luft, die können zu keiner Freude am Leben kommen. Das Wirtshaus ist ihre Erholung und die Sozialdemokratie, die ihnen Besserung ihrer Lage verspricht, ihre Zuflucht. Wo sich die Industrie in Landgemeinden ausgebreitet hat, wohnen die Arbeiter zwar nicht viele Treppen hoch, aber sie wohnen darum nicht besser, oft sogar noch schlechter. Helfen kann man nur, indem man in umfassender Weise für Wohnungsgelegenheit sorgt, und zwar wenn möglich in kleinen Häusern. Die großen Arbeiterkolonien, die man in der Umgebung von London sieht, lassen durch ihre Einförmigkeit zwar viel zu wünschen übrig, aber Luft und Licht sind doch vorhanden, und der Arbeiter, der dort ein kleines Haus hat, weiß wenigstens, wo er hingehört. Nun soll gar nicht geleugnet werden, daß auch bei uns schon manches geschehn ist. In vielen Städten gibt es Baugesellschaften, die hübsche und praktische kleine Arbeiterhäuser bauen, und die großen industriellen Unternehmungen haben ebenfalls schon viel auf diesem Gebiete geleistet, weil ihre Leiter einsehen, daß sie sich nur auf diese Weise einen seßhaften Stamm von Arbeitern heranziehn können. Aber durch die gesamte Bautätigkeit eines Jahres wird noch nicht einmal der Wohnungsbedarf derer ge-

deckt, die in diesem Jahre neu zuziehn. Gründliche Besserung kann nur erreicht werden, wenn die Gesetzgebung geändert wird, und der Staat mit seinem Kredit die Baugesellschaften unterstützt. Das preußische Baufluchtliniengesetz vom 2. Juli 1875 kennt nur den polizeilichen Standpunkt, jeder soziale Gedanke war den Vätern dieses Gesetzes fremd. Es muß der Bau der großen Mietskasernen mit den engen Höfen eingeschränkt und dafür gesorgt werden, daß die Menschen nach Möglichkeit wieder nebeneinander statt übereinander wohnen, daß recht viele Arbeiter ein Heim bekommen und damit wieder eine Heimat. Den gemeinnützigen Baugesellschaften müssen Staatsmittel zur Verfügung gestellt werden, geradeso wie das zur Förderung des Genossenschaftswesens durch Gründung und Dotierung der Zentralgenossenschaftskasse schon geschehn ist. Eine solche Förderung des Wohnungswesens würde dem Staate nicht einmal etwas kosten, weil die den Baugesellschaften gewährten Mittel selbstverständlich verzinst werden würden, und doch ist auf diesem Gebiete noch kein ernstlicher Versuch der Besserung gemacht worden. Überall dieselbe Verwaltungsmanier des laisser aller. Nebenbei bemerkt, würde durch eine solche Reform des Wohnungswesens für die Hebung der Gesundheit in den arbeitenden Klassen wahrscheinlich mehr geschehn, als durch die Gründung von Lungenheilstätten und andern gemeinnützigen Bestrebungen, mögen diese auch noch so gut gemeint sein.

Neben einer gesunden Wohnung ist die Hauptsache im Leben des Arbeiters eine wirtschaftliche Frau. In den Industriebezirken gehn die Mädchen nach Beendigung der Schulzeit in die Fabrik, und aus der Fabrik heiraten sie. Von Wirtschaftsführung, von Kochen und Nähen haben sie meist keine Ahnung. Nur obligatorischer Unterricht in Haushaltungsschulen und Nähschulen kann das Fehlende ergänzen. Süddeutschland ist uns auf diesem Gebiete weit voraus, namentlich in Baden wird Mustergiltiges geleistet, wo die edle Großherzogin für die Erziehung der weiblichen Jugend unermüdlich tätig ist. Sogar auf dem Lande gibt es dort zahlreiche Frauenarbeitsschulen.

Diese und manche andre Aufgaben harren der Lösung. Es gibt übergenug zu tun für die Verwaltung des größten deutschen Bundesstaates. Mögen sich bald die Männer finden, die die unvermeidliche Reform der Verwaltung durchzusetzen bereit sind, damit an die Stelle des Schreibwerks die Tat treten kann.



Ein französischer Pessimist



Der Satiriker geht von einer Ansicht der Dinge aus, die, allein ins Auge gefaßt, den Beschauer zum Pessimisten macht, und wenn der Pessimist kein humorloser trübseliger Tropf ist, so ist er selbst Satiriker. Als solcher macht er von seiner verderblichen Philosophie einen nützlichen Gebrauch; wegen seiner Torheiten gegeißelt zu werden, ist für den Menschen der unentbehrliche Bestandteil einer lebenerhaltenden Diät. Und da der französische Philosoph und Staatsmann (Challemel-

Lacour war unter der dritten Republik Botschafter in London, Minister des Äußern und Senatspräsident) in dem unten genannten Buche*) mehr den Satiriker als den Pessimisten spielt, so kann es empfohlen werden. Der Verfasser hat es geschrieben, nachdem er Schopenhauer in Frankfurt persönlich kennen gelernt und dann, 1859 aus der Verbannung zurückgekehrt, die Werke des grimmen Philosophen und seiner Schüler studiert hatte. Er veröffentlichte es nicht, sei es aus Abneigung gegen die Öffentlichkeit, oder aus der Besorgnis, es könne den damals Mode werdenden Pessimismus verstärken und dadurch sein Volk schädigen, oder weil seine staatsmännischen Meinungsäußerungen von den hier niedergelegten ziemlich stark abgestochen haben mögen, oder aus allen diesen Gründen, und in einem Testament, das er während seiner Botschafterzeit machte, verbot er ausdrücklich die Veröffentlichung der Manuskripte, die man in seinem Nachlaß finden würde. Dieses Testament hat er später vernichtet, und er hat dann über seine Papiere nichts weiter verfügt. Hieraus, und aus einer Andeutung am Schlusse des Manuskripts, hat Joseph Reinach den Wunsch des verstorbnen Freundes und Meisters gefolgert, daß sein Werk vor die Öffentlichkeit treten möge. Die pessimistische Mode hat ja nicht lange geherrscht, und gerade jetzt, wo den Politikern unter den Franzosen bei dem Fortschritt ihrer kolonialen Erwerbungen, bei den Kümmernissen ihres Erbfeindes und bei der bevorstehenden Befreiung lebenslustiger Augen von dem verhaßten Anblick der Kutten der Himmel voller Geigen hängt, können ihnen ein paar Schläge mit der Pritsche des Hofnarren Sr. Majestät des souveränen Volkes nicht schaden. Der Verfasser erzählt in Form einer Einleitung, er habe diese Betrachtungen über einige große Pessimisten (prächtige Porträtskizzen von Leopardi, Shakespeare, Byron, Shelley, Swift, Pascal, Chamfort, Heine, Schopenhauer) und über das Christentum (das als tot dargestellt und dem jede Aussicht auf Wiedererstehung abgesprochen wird) in den Papieren eines unglücklichen Freundes gefunden, der, wie alle seine Bekannten vorausgesehen hätten, ins Irrenhaus gekommen sei, wohin er eigentlich gehört habe, seitdem er philosophiere. Natürlich ist er selbst dieser Narr. Einige Proben aus dem geistreichen Buche werden den Lesern willkommen sein, zumal da es ein Muster guter französischer Rhetorik ist.

Er erzählt von dem fingierten Wahnsinnigen: „Vielleicht seid ihr auch selbst einmal dem Unglücklichen begegnet zu einer Zeit, wo sich sein Wahnsinn von der Vernunft der andern nur durch ein Symptom unterschied, das, im Grunde sehr bedenklich, scheinbar harmlos, euch gewiß entgangen sein wird. Es war ein erklärter Widerwille gegen ernsthafte Leute. ... Seine ungewöhnlichen Kenntnisse der alten und der neuen Geschichte mißbrauchte er dazu, durch Scheingründe zu beweisen, daß das Menschengeschlecht von jeher unsinnig mißleitet worden sei; und wäre es nicht, meinte er, gegen alle Wahrscheinlichkeit durch eine unbegreifliche Gutmütigkeit des Schicksals erhalten worden, so hätte es keinen Monat überdauert. Es wäre zu Grunde gerichtet, vernichtet worden,

*) Studien und Betrachtungen eines Pessimisten von Challemel-Lacour. Einzig autorisierte Ausgabe. Übersetzt von M. Blaustein. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902.

und durch wen? Durch die ernsthaften Leute, von denen es regiert wurde. Die berühmten Eroberer, die Tyrannen, die großen Ehrgeizigen, die abscheulichsten Unterdrücker sind die ernsthaftesten Leute von der Welt gewesen. Sie haben nicht bloß die Obrigkeit in ihrer eignen werten Person verehrt, die Macht als etwas Göttliches angebetet, die menschlichen Angelegenheiten tragisch genommen und in unverzeihlicher Verblendung nicht erkannt, daß die Erde, wie alles bis auf die instinktiven Bilder der Sprache herab kundgibt, eine Bühne ist, auf der mit den Marionetten des lieben Gottes eine Komödie aufgeführt wird*); sondern alle haben noch dazu für ihre eigne Majestät eine tiefe Bewunderung an den Tag gelegt, die komisch wäre, wenn sie nicht so furchtbare Folgen gehabt hätte. Trotz des angerichteten Schadens jedoch mußte er lachen, wenn er diese Herren so stolz über der menschlichen Gesellschaft thronen sah mit den Gebärden des Hahnes auf dem Mist. Wären sie, sagte er zu mir, so vernünftig gewesen, sich über die Welt und über sich selbst lustig zu machen, so hätten sie nicht so viel Mühe daran gewandt, die Macht in ihre Hände zu bekommen und um jeden Preis zu behalten. Sie hätten nicht so viel blutige Ränke ersonnen, um ihre Macht vor dem Pöbel zu sichern. Sie hätten nicht mit großen Kosten politische Kunstwerke zusammengekleistert, die der nächste Windstoß fortblies, nicht jeden Morgen Theorien ausgebrütet, die der Gang der Ereignisse am Abend zunichte machte. Sie hätten nicht so viel Pläne entworfen und Unternehmungen begonnen, die in einem ihren Absichten entgegengesetzten Sinne gediehen.... Nach Ansicht unsers Freundes sind alle Schriftsteller in dem Augenblicke, wo sie eins ihrer Bücher beendigen, ernsthafte Leute. Der letzte Punkt, den sie setzen, erscheint ihnen als der Kulminationspunkt der Schöpfung. Um so weit zu gelangen, daß diesem Riesengehirn dieser Schlußpunkt entsprang, lohnte es sich für Gott, daß er seine Ruhe unterbrach, den Urstoffteig zu einer Welt ausknetete und die Sonnen zu harmonischen Chören ordnete. Es gibt keinen Schriftsteller, der nicht die höchste Würde für sich in Anspruch nähme; der Verfasser des schlechtesten Theaterstücks versieht ein erhabnes Priesteramt, und wenn er nicht Chorhemd und Stola trägt, so geschieht es nur aus Rücksicht auf die eben herrschende Mode. Vor nicht gar langer Zeit konnte ein Zeitungsschreiber nicht ganz ohne Grund glauben, daß die Kurbel des politischen Leierkastens, die er drehte, zugleich die politische Maschine regiere, und daß die Ereignisse ihren Lauf nähmen oder aufgehalten würden, je nachdem er das Lied der Freiheit oder die Ritornellen der Macht spielte. Seitdem ist so manchem der Star gestochen worden, doch gibt es noch viele Blinde. Jeder Mensch, der sich gedruckt sieht, hat eine Minute, wo er, so grämlich und melancholisch er sonst sein mag, die Welt für eine erhabne Maschine erklärt und von dem Gedanken, daß er ihr Hauptrad sei, mit Wonne erfüllt wird.... In den letzten Wochen vor dem Ausbruch des vollendeten Wahnsinns waren seine Ausfälle gegen die Herren von der Feder seltner und weniger bitter geworden. Nach langem Forschen nach der Ursache dieses erfreulichen Wandels entdeckten wir, daß dieser mit den modernen Bestrebungen zur Sicherung des literarischen Eigentums zu-

*) Die Marionetten des lieben Gottes sind ein Einfall der Liselotte.

sammenhing. N. hatte sich mit den Schriftstellern versöhnt, seitdem sie, statt wie früher von ihrer Mission, dem Dienst der Wahrheit, dem Zwange der Inspiration zu faseln, öffentlich bekannten, warum sie eigentlich schreiben. Man weiß jetzt, daß der Philosoph, der ein Buch über die Moral, über das ewige Sein, über die Willensfreiheit verfertigt, durchaus nicht, wie man nach seinem salbungsvollen Stil glauben möchte, ein Wahrheitsapostel ist, sondern ein Familienvater, den der ehrenwerte Wunsch treibt, sein Schäfchen ins Trockne zu bringen. Ebenso ist heute der Dichter nicht mehr der Zeremonienmeister, der uns in den Reigentanz der himmlischen Chöre einführt, sondern ein braver Versedrechsler, der mit dem Erlös seiner Ware seinen Kindern ein Landgütchen kauft."

Die Einleitung zu den Betrachtungen des Verrückten über „die Heiterkeit Shakespeares," über Byron und Shelley beginnt mit den Sätzen: „In der Rue de Bourgogne geht man im Winter spät schlafen. Sie liegt im Minister- und Botschafterviertel. Die Welt würde aus den Fugen gehn, wenn diese Herren nicht wachten; darum müssen sie die ganze Nacht lang tanzen, und um die Last unsrer Geschicke tragen zu können, müssen sie stundenlang soupieren. Aber warum müssen die Leute, die sich belustigen, die Arbeitenden um ihre Nachtruhe bringen? Ich habe nicht mehr den Kinderschlaf, den kein Wagenrollen stört. Die Roheit dieser Art, einen zu wecken, und die schlechte Laune, die dem Erwachen folgt, kosten mich nicht selten die ganze Nacht. Ich weiß wirklich nicht, welches alberne Vorurteil das neue Regime davon abgehalten hat, als es die Trümmer des alten Adels zusammensuchte, auch die Tragsessel wieder einzuführen; denn diesem geheimnisvoll reizenden, geräuschlosen Beförderungsmittel kommt nur die Gondel gleich; auch ist die Verwendung zweibeiniger Lasttiere höchst aristokratisch."

Da ihn das Wagengerassel nicht schlafen läßt, liest er in dem Buche Drakes über Shakespeare, schläft ein, und im Halbschlummer erscheint ihm Hamlet, der sich ihm als den Repräsentanten der neuen Zeit vorstellt, die dem Menschen das Handeln unmöglich mache und ihn zwinge, sich durch Grübeln innerlich zu verzehren. Kolumbus, Kopernikus, Luther seien die letzten Tatmenschen, die letzten Männer gewesen. „Ihr aber mögt Abschied nehmen von allen großen Taten, von allen kühnen Unternehmungen; es bleibt euch nur zu wünschen übrig, daß euch Söhne geboren werden ohne Energie und ohne Mut, denn ihr Wille wird ohnmächtig sein wie der Wille des Träumenden. Sie werden laufen wollen, aber ihre Füße kleben am Boden; sie versuchen zu fliegen, und an Stelle der fehlenden Flügel werfen sie verzweifelt die Arme gen Himmel. Die Lebenskraft, für die es keine Verwendung, keinen Abfluß mehr gibt, wird in euch heulen und rasen, die Stangen ihres Käfigs zerbeißen wie ein gefangner Löwe und endlich erschöpft zu Boden sinken, nachdem sie euch in Wahnsinn und Schmach gestürzt hat." Die Welt, die sich das entkräftete Geschlecht resigniert aufbaut, und die ihm schließlich gefällt, die es als den Gipfel der Vollkommenheit preist, ist eine Welt von Pappe. Steht ein Genie auf in dieser Welt, so spuckt es auf sie und entflieht ihr. Solche Genies waren Byron und Shelley. Ganz anders hatte ihr Druck auf Swift gewirkt.

der sich ihn gefallen ließ. „Die Natur hatte den Verfasser von Gullivers Reisen mit einem kühnen, anmutigen und schwungvollen Geiste ausgestattet; die Politik hat aus ihm ein verkrüppeltes und verzerrtes, zugleich aber furchtbares Wesen gemacht, einen Zwerg, der eine Herkuleskeule schwingt. Lange Zeit betrachtet Swift mit lüstern glühendem Auge das politische Theater, von dem er ausgeschlossen ist; und vor ungestilltem Hunger, vor wütendem Ehrgeiz weint er heimlich und knirscht mit den Zähnen. Als er es dann nicht mehr länger aushält, steht er plötzlich mit seinem von Galle geschwollnen Herzen mitten unter den Schauspielern. Jetzt muß man ihn wohl bemerken in dem leeren Raume, den der Schrecken um ihn schafft. Nun zischt er und speit sein Gift aus auf alles, was er erreichen kann. Er kriecht und lästert, leckt und beschmutzt, fürchtet und wird gefürchtet, und dies alles mit den Verrenkungen eines Clowns, der Spinnen und Fledermäuse nachahmt, um die Leute zum Lachen zu bringen. . . . Es gibt zwei Arten großer Menschenkenner. Die genialen Beobachter der menschlichen Natur durchschauen diese von einem erhöhten Standpunkt aus, während der Kenner der andern Art in tausend Zufällen durchs Leben geführt wird, sich überall stößt und so am eignen Leibe erfährt, was und wie die Menschen sind. Der Pessimismus erzeugt bei jenen heitern Gleichmut, bei diesen wird er zum Menschenhaß. Swift ist ein Menschenfeind. Seine entbehrungsvolle Jugend, deren Kraft sich an den Demütigungen der Dienstbarkeit in einem großen Hause brach, war eine ausgezeichnete Vorbereitung auf die Rolle des Hassers, die er später so machtvoll gespielt hat. . . . Man muß einer Partei angehören, wenn man am Leben und an dem bißchen Tätigkeit, das uns noch übrig geblieben ist, teilnehmen will, und Swift hat das Wesen der Partei dargestellt. Die Laster, die er verspottet, liegen nicht in seiner Zeit oder in seiner Nation, sondern in dem Wesen des politischen Lebens. Sie sind dessen Wirkungen, wie die Bleikolik die unvermeidliche Wirkung des Berufs der Bleiarbeiter ist. Sind nicht die Menschen, die sich in das Getümmel der Parteien wagen, die intelligentesten, die edelsten? Hegen sie nicht die höchsten Ideale, den gerechtesten Ehrgeiz? Swift zeigt, was die Politik bald aus ihnen macht. Wer den Ehrgeiz hat, an der Reinigung des Staatspfuhls zu arbeiten, der bekommt davon das Fieber und atmet selbst die Miasmen aus, die er in sich aufgenommen hat.“ Beinahe so giftig wie Swift wird der Verfasser selbst in dem Abschnitt, der die Zeitungspresse als Ruhmfabrik und Paris als die Claque von Europa verspottet.

Den Betrachtungen des fingierten Wahnsinnigen sind noch zwei Aufsätze angehängt. Der kürzere ist „Protest des Meisters Franz“ überschrieben. Rabelais protestiert in dem ihm eignen Stile, dessen Derbheiten der Übersetzer gemildert hat, dagegen, daß man ihn für einen Zotenreißer ausgebe; er verkündige in seinen Späßen wirkliche Weisheit. Um vernünftig leben zu können, müsse man die Heuchler durchschauen, die unter allerlei ehrwürdigen Vorwänden dem Geldbeutel und dem Lebensglück ihrer Mitmenschen nachstellen. Habe man sie durchschaut, dann könne man in Ruhe und Sicherheit über sie lachen. „Arbeitet jetzt, dann werdet ihr euch später umsomehr belustigen, denn fertige Arbeit ist eine Quelle der Freude. Lacht und trinkt, denn jeder hat sein armes Leben

nur einmal auf dieser Welt. Besorgt eure Geschäfte, ohne etwas zu fürchten oder zu hoffen, das ist die Quintessenz aller praktischen Philosophie.“ Der andre, längere Aufsatz ist eine Abhandlung über Schopenhauer, dem schon einige Blätter in den Aufzeichnungen des Wahnsinnigen gewidmet sind: in diesen wird eine Unterredung mit dem Frankfurter Philosophen erzählt, die Challemel-Lacour wirklich gehabt hat. Am Schluß der Abhandlung wird der Pessimismus auf seinen berechtigten Kern zurückgeführt und dem ganzen Buche der Giftstachel ausgezogen. „In einer Zeit, wo man die Menschen vergöttert, wo man sicher ist, Beifall zu ernten, wenn man sie emphatisch preist, wäre eine Lehre, die in einem bescheidnern Tone von den Menschen spricht, nicht ohne Nutzen, wenn sie weniger übertriebe. Aber ein unbesieglicher Protest erhebt sich gegen die praktischen Ergebnisse der schopenhauerischen Philosophie. Man fragt sich, ob nicht die Illusion so gut ihren Wert habe wie die Wahrheit, ob es nicht besser für den Menschen sei, sich ein wenig zu hoch als gar zu niedrig einzuschätzen, und unser Instinkt antwortet mit Ja, ein Instinkt, der den Menschen zur Tat, zum Glauben, zum Streben nach Glück treibt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß spitzfindige Lehren, die diesen Instinkt der Lüge oder der Blindheit zeihen, sobald den Sieg davontragen werden.“



Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt

2. Eine Fahrt um die Meißnisch-Lausitzische Nordostgrenze

(Schluß)



Die zweite Merkwürdigkeit Kmehlens ist der Flügelaltar der Kirche. Ich war erstaunt, wie der Kantor des Ortes, mein freundlicher Mentor, ehe er mir die Kirche aufschloß, ein Opernglas zu sich steckte. Als wir aber vor dem herrlichen Altare standen, den sein ganzer Aufbau als ein Werk aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, da wurde es mir klar, daß es hier allerdings lohnt, die Augen aufzutun. Der obere Teil des Altars enthält Christi Kreuzigung nicht in einem Relief, sondern in meist freistehenden, etwa dreißig Zentimeter hohen Figuren, die auf einem nach vorn geneigten Sohlbrette stehn; den Hintergrund bildet ein Relief von Jerusalem. Die ganze Gruppe ist von dem Bildschnitzer mit der größten Lebhaftigkeit aufgefaßt und dargestellt worden. Namentlich der Schmerz der Frauen ist in rührender Weise ausgedrückt: Magdalena windet sich in höchster Seelenqual um den Stamm des Kreuzes, links davon sinkt Maria, von Frauen gehalten, auf die Kniee; großartig ist auch der Gesichtsausdruck des Schächers im Mittelgrunde. Das sind nicht mehr die konventionellen Formen des vierzehnten und der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, aus dem Ganzen weht uns der Geist individueller Auffassung.

der Geist der Renaissance entgegen, wenn auch einzelne Zieraten noch gotisches Gepräge haben. Es zeigt sich eben auch hier wie in der Baukunst, daß Spätgotik und beginnende Renaissance vielfach ineinander fließen. Anderseits spricht aus der Darstellung auch so tiefe deutsche Empfindung, daß wir durch den dünnen Schleier katholischer Formgebung doch schon die vertiefte Religion des Evangeliums zu spüren glauben.

Der Hauptteil des Altars ist dem heiligen Georg gewidmet, dem Patron der Pilger, fahrenden Ritter und Kaufleute, die auf der alten Salzstraße von Strehlen nach Ortrand über Kmehlen dahinzogen. So war denn im Mittelstück des Altars der heilige Georg dargestellt, wie er den Lindwurm überwindet, darunter sahen wir die befreite Königstochter und Georg hoch zu Roß, wie er den bezähmten Lindwurm neben sich herführt. Die Darstellungen der übrigen kleinern Felder beziehn sich auf den Prozeß, das Martyrium und den Tod des Heiligen, der im Jahre 305 bei der Christenverfolgung Diokletians für seinen Glauben blutete. Der Kmehlener Altar ist meiner Ansicht nach ein interessantes und bedeutendes Kunstwerk, und es wundert mich, daß sich, wie es scheint, niemand um seine Erhaltung kümmert. Schon vor fünfzehn Jahren ist es von roher Hand beraubt worden. Der Kantor erzählte mir, daß er in einer unheimlichen, stürmischen Nacht von Hundegebell, das um die Kirche ertönte, geweckt worden sei, aber seine Frau habe ihn gehindert, hinauszugehn. Am Morgen sei ein Fenster der Kirche erbrochen, und die Figuren des heiligen Georg und des Kaisers Diokletian seien geraubt gewesen. Sollte es wirklich unmöglich sein, sie wieder zur Stelle zu schaffen? Keinesfalls nämlich möchte ich durch diese Worte bewirken, daß der Kmehlener Altar zur bessern Konservierung in irgend ein Museum verschleppt würde — er ist aus der Heimatkunst hervorgegangen und soll in der Heimat bleiben, nur hier kann er seine volle Wirkung tun. Denn vermutlich gehört doch auch der Kmehlener Altar wie alle die Altäre dieser Walddörfer der Großenhainer Kunstschule an, die, wie früher ausgeführt worden ist, in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts blühte. Die erst beginnende Erforschung unsrer heimatlichen sächsischen Kunst, die ich aber für nicht minder wichtig halte als die der italienischen oder der niederländischen, wird mit der Zeit auch über diese Werke und ihre Meister Licht verbreiten.

In Kmehlen selbst weiß man, soviel ich erkunden konnte, über die Stiftung und die Herkunft des Altars nichts sicheres. Vielmehr schwebt um seine Herkunft eine dunkle Sage. Ein Herr von Lüttichau soll ihn mit Gewalt aus einem Kloster entführt haben. Von den Mannen des Klosters verfolgt sei er mit seiner Beute eben gerade noch zur rechten Zeit vor seinem Wasserschlosse angekommen, sich und sie in den Hof zu retten und die Zugbrücke aufzuziehn. Aber die Verfolger hätten das Schloß umringt — und seine Mutter habe den eignen Sohn mit dem Schwerte erstochen, um ihn vor der entehrenden Strafe des Kirchenraubs zu retten. Das Zimmer, wo die grausige Tat geschehn sei, sei noch jetzt im Rothkircher Anteil des Schlosses vorhanden. Liegt dieser Sage doch vielleicht irgend ein mysteriöser Vorgang zu Grunde, etwa die Erwerbung des Altars aus der 1540 abgebrannten Georgenkapelle in Großenhain oder aus dem säku-

larisierten Kloster Seußlitz? Ich wage nicht so etwas zu glauben, sondern bleibe, bis etwas andres festgestellt ist, zunächst bei der natürlichen Vorstellung, der Altar sei eine Stiftung des oben erwähnten Herrn Seiffart von Lüttichau oder seiner Söhne. Allerdings habe ich von einem Lüttichauschen Wappen an dem Altare nichts wahrgenommen.

Ich will die Schradendörfer nicht verlassen, ohne einige leicht skizzierte Bilder aus der Entwicklung ihrer Wirtschaft und Kultur zu entwerfen. Der Stoff dazu ist in reicherm Maße vorhanden, als man meinen sollte. Da ist zunächst der höchst interessante Haushalts- und Wirtschaftsbericht des ehrenfesten und gestrengen Herrn Seiffart von Lüttichau auf Großkmehlen vom Jahre 1474. Damals hatten Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht Rundschreiben an alle Städte, Amtleute und Vasallen ihrer Länder erlassen mit der Aufforderung, aufzuschreiben, wie viel Vermögen an Gütern und Leuten vorhanden sei, damit auf Grund dieser Angaben auf dem Reichstage in Nürnberg ein Anschlag wider die Türken aufgestellt werden könne. Zugleich aber kann man in diesen Erlassen auch den ersten Versuch zur Herstellung einer Statistik der wettinischen Lande sehen. Erhalten haben sich von den eingegangnen Antworten im sächsischen Hauptstaatsarchiv etwa dreißig Berichte von Amtleuten und Vasallen und fünfzehn von Städten. Zu den ersten gehört „der rechin zedel" des oben genannten Ritters. Sein Hausstand umfaßt außer ihm und der Frau Katharina gebornen von Miltitz eine Tochter und vier Söhne, von denen nur zwei, Seifried und Heinrich, den Vater überlebten, dazu zwei Reiterknechte, einen Schreiber, einen Vogt, einen Stubenheizer, die zwei oben genannten Grenzwächter, einen Torwächter, einen Schirrmeister, einen Zimmermann, zwei Ackerknechte und zwei Treiber, eine Jungfer, eine Schaffnerin, eine Köchin, eine Kindermagd, eine Käsemutter, zwei Viehmägde und einen Kuhhirten, dazu in Kleinkmehlen und in Blochwitz noch je zwei Viehmägde und einen Hirten (er hat im ganzen vierundsechzig Stück Rindvieh) und außerdem zwei Schäfer (für insgesamt achthundert Schafe). Er hat also insgesamt dreißig Personen Gesinde, denen jährlich außer der Verpflegung 72 neue Schock = 3024 Mark nach unserm Geldwerte an Lohn gezahlt werden soll, außerdem erhalten die beiden Schäfer 80 Scheffel Getreide. Der Ritter selbst braucht für tägliche Kleider und Schuhe 11 Schock = 462 Mark, seine Frau und seine Tochter 18 Schock = 756 Mark, die vier Söhne gar 25 Schock = 1050 Mark. Er ist aber mit diesem Garderobeaufwand nicht zufrieden, denn er sagt: „Auch bedürfte ich wohl etliche hundert Gulden zu Sonntagskleidern, wenn es die Hufen trügen, sie tragen es aber nicht." Ferner klagt er, daß er wegen zu geringer Einnahme 550 Schock = 23100 Mark Schulden habe, für deren Verzinsung er jährlich 34 Schock = 1428 Mark aufbringen müsse. Dazu kommen die Ausgaben für Salz, Würze, Kirschen, Birnen, Äpfel, Honig, Öl, Heringe (210 Mark), Stockfisch, gedörrte Fische, Gewürznelken, Feigen, Mandeln und Rosinen, für Harnisch, Sättel, Schwerter, Zäume, Halfter, Hufschlag, Wagen- und Pfluggeschirr, für 25 Viertel Bier und für ein halbes, bisweilen auch ein ganzes Fuder Wein — man wird nicht zu hoch greifen, wenn man den Jahresbedarf des Mannes auf 200 Schock = 8400 Mark bares Geld schätzt. Soviel

brachten die Güter trotz der reichlichen Zinsen, Naturalabgaben und Fronden der abhängigen Dörfer, die dazukamen, nicht ein. Deshalb sein Mißmut. Er lebte eben in einer Zeit der aufkommenden Geldwirtschaft, die auf der durch Bergbau und Großhandel bewirkten Vermehrung des Edelmetalls in deutschen Landen beruhte. Die dadurch herbeigeführte Krisis des sächsischen Adels dauerte auch während der ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts fort, bis er sich zu einer intensivern Ackerwirtschaft und vor allem dazu entschloß, die jüngern Söhne im Staats- und Heeresdienst unterzubringen. Diese Krisis war hier auf dem verhältnismäßig magern Boden an der Lausitzer Grenze eher eingetreten als in den gesegnetern Landstrichen der innern Mark Meißen — es wird wohl ein böser Tag für unsern Rittersmann gewesen sein, an dem er diesen „Rechenzettel" abfaßte. Ich denke mir ihn, wie er mit seinem Schreiber am knarrenden Eichentische sitzt, mit gerunzelter Stirn, vor ihm ein Glas des sauersten Eigenbauweins — der Herbstwind heult um die verfallnen Scheunen und Ställe, die Dohlen krächzen um das löchrige Dach des alten Edelhofs, denn er klagt auch, daß er böse Scheunen und Ställe habe, und „eyn bosen ydelhoff, den ich muß eyn stucke abbrechin und ein nawes wedir bauen." Hätte er in unsern Tagen gelebt, er wäre wohl oft nach Döllingen an der Nordseite des Schradens hinübergeritten, dort hätte er wenigstens in dem Herrn von Plötz, dem Begründer des Bundes der Landwirte, eine gleichgestimmte Seele gefunden, vor der er sich ausklagen konnte. Überdies berührt es uns angenehm, daß Seiffart von Lüttichau auch für seine Bauern ein Herz hatte; auch deren Not schildert er uns in beweglichen Worten. Die Bauern und Gärtner von Thiemig, Frauwalde und Kmehlen haben nasse Viehweide; sie müssen immer vor dem Schradenwalde hüten, deshalb stirbt ihnen alle Jahre viel Vieh. Sie haben nur dann genug Brennholz, wenn ein harter Winter einfällt; sonst können sie wegen des Wassers nicht in den Wald. Ihre Haupteinnahme ist der Erlös aus dem Hopfen. Steht er hoch im Preise, so kommen sie aus, steht er tief, so sind sie arme Leute. In Summa ist die Lage so, daß zu Kmehlen und Kleinkmehlen und zu Blochwitz einem wohl ein „Erbe" (= ein Bauerngut) umsonst zufallen würde, wenn er es haben wolle. Man sieht, die Not der Landwirtschaft ist in manchen Gegenden uralt.

Hundert Jahre später (1575) sind unsre Berichterstatter die vom Kurfürsten August geschickten Visitatoren der Kirchen und Schulen. Ihre Berichte liegen in zwei Bänden in der Superintendentur zu Großenhain; sie beziehn sich aber keineswegs nur auf kirchliche Verhältnisse, sondern machen uns, da sie die Einkünfte der Pfarrer und der Kirchendiener behandeln, auch mit recht weltlichen Dingen bekannt. Wir erkennen z. B., daß in der Rödergegend und in den Schradendörfern noch manche Spuren der alten slavischen Verhältnisse bestehn. Eine Eigentümlichkeit der slavischen Feldwirtschaft war das unregelmäßige Durcheinander der Ackerstücke. Noch 1575 besteht der Pfarracker des ehemals slavischen Dorfes Koselitz aus folgenden Stücken: zwei liegen im See, eins beim Eichenbüschlein, vier am grünen Wege, vier bei den Aldenfeldern (Alden = Aldionen = Halbfreie), zwei ebenda, vier in der Vogel, vier im Notstalle, sieben auf der Heide, vier unter dem Teiche, vier samt einem Wiesenflecklein unter

dem alten Weinberge, zwei vom Lehmacker bis an das Kälberhegerich, vier bei dem neuen Weinberge, sieben Schwaden Wiesenwachs vorm Bruch, sechzehn Schwaden auf dem schwarzen Eichenhorst, acht in der Kaupen. Die Bewohner von Plessa bei Elsterwerda zahlen dem Diakonus drei alte Schock dafür, daß er ihnen Sonntags das Evangelium wendisch und deutsch auslegt, und in Elsterwerda selbst stiftet die „wendisch Beckerin" zwei Schock zum Malen des jüngsten Gerichts in der Kirche. Dabei denke ich an die Kirche in Großthiemig, in der noch heute die ganze Empore durch eine halb verblichne, nicht eben kunstvolle Tafelmalerei halbkatholischen Charakters verziert ist. Der Künstler nennt sich Johannes Heidenreich Dresdensis; gestiftet hat die Malerei der Pfarrer im Jahre 1579, doch ist sein Name verwischt. Wenn wir aber nun im Visitationsprotokoll von 1575 über den Pfarrer Andreas Schuricht in Großthiemig lesen: „Der Pfarrer hat die eine Schenke gekauft, was das Konsistorium ohne Zweifel darum erlaubt hat, weil es sein väterliches Gut gewesen ist. Da aber hieraus allerlei Unrichtigkeit und Ärgernis entsteht, so ist dem Pfarrer auferlegt worden, binnen Jahresfrist die Schenke zu verkaufen und sich solcher Nahrung forthin zu entschlagen. Der Pfarrer ist zwar leidlicher Geschicklichkeit, aber in seinem Amte etwas nachlässig erfunden worden, weshalb er unter Strafandrohung verwarnt worden ist," so fällt auf diese Stiftung vielleicht eine ganz besondre Beleuchtung. Auch anderwärts sah es mit der Kirchlichkeit der Pfarrer in den Walddörfern etwas dünn aus. In Naunhof (an der Straße von Radeburg nach Meißen) heißt es: „Der Pfarrer dieses Orts ist gar ein ungelehrter Mann, ist seines Handwerks ein Tuchmacher gewesen und von einer Glöcknerei zu diesem Pfarramte gekommen. Weil ihm aber die Eingepfarrten samt dem Lehnsherrn ein gutes Zeugnis geben, so hat man mit ihm Geduld getragen." Auch mit dem Kirchendiener des Orts ist nicht alles in Ordnung; ihm wird bei Strafe von zwei Schock geboten, daß er künftig unterlasse, „für die Gemeinde vom Altar aus Güter feilzubieten und sonstiges auszurufen." Freilich wars den armen Schulmeistern teilweise auch recht schwer gemacht, in normaler Weise ihr Einkommen zu erhalten; denn z. B. der in Bärwalde hat einen Garten am Hause, in den „man vier Scheffel säen könnte, wenn es des Wildes wegen möglich wäre."

Schließlich gewähren uns die reichhaltigen Rittergutsarchive, insbesondre die Erbbücher von Frauenhain und Merzdorf, einen Einblick in die bäuerlichen Verhältnisse während des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Wir ersehen daraus mit Erstaunen, daß sich die Lasten der Bauern im Zeitalter der Aufklärung in Sachsen nicht verminderten, sondern eher vermehrten und namentlich in dem Falle drückend gestalteten, wenn an Stelle einer alteingesessenen Adelsfamilie ein bürgerlicher Besitzer, am schlimmsten, wenn eine bürgerliche Frau die Rechte der Gutsherrschaft ausübte. In Frauenhain hat in dieser Hinsicht die Frau Anna Dorothea verwitwete Baldauf geborne Sonnewaldin (1725 bis 1737), in Merzdorf die etwa zu gleicher Zeit residierende Anna Juliane Schmiedin kein gesegnetes Andenken hinterlassen. Die Sonnewaldin suchte alle Fronden und Dienste der Gemeinde willkürlich zu steigern, während sie den Leuten das Lehnholz verkürzte; auch bei einem Umbau der

Kirche erlaubte sie sich auf Kosten der Gemeinde so große Eigenmächtigkeiten, daß ihre Erben später sechshundert Taler herauszahlen mußten. Deshalb wurde ihr über der Orgel angebrachtes Symbol, eine goldne Sonne, die bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein die Bauern an ihre einstige Quälerin erinnerte, nicht eben mit freundlichen Augen angeschaut. Die Schmiedin in Merzdorf hatte zwar 1733 versprochen, von der üblichen Kost der Froner und Fronerinnen nichts abzubrechen, also täglich zu gewähren: „Biermährde mit Graupen, Mehlbrei mit Speck und Zwiebeln, zwei Bämmchen Brot und einen Käse," auch jedem Knecht „zwey rauche Kalb Felle, denen Mägden aber acht Groschen Schuh Geld über das hergebrachte Lohn" zu geben, auch sollten „alle geleisteten Unterthandienste Sonntag Abend an die Kerbhölzer angeschnitten und ihnen eben dieser Zeit ihr Lohn gereichet werden," aber in Wahrheit hörten die Klagen des Gesindes und der Gutsuntertanen nicht auf, bis schließlich durch einen kurfürstlichen Kommissar die 58 Streitpunkte gütlich beigelegt wurden. Von den Bauern war z. B. verlangt worden, sie sollten auch außerhalb der ordentlichen Frontage Brennholz für die Herrschaft fahren und sie sollten auch an Markttagen Dienst tun. Es mußte ausdrücklich festgesetzt werden, daß die Botenläufer nicht über zwölf Pfund zu tragen hätten, daß Frauen und Kinder in Abwesenheit der Männer mit Erb- und Lohntagen verschont würden. Die Herrschaft verlangte, daß die Froner bei Getreidefuhren auch die Säcke lieferten, daß sie sich und die Pferde selbst beköstigten, in der ersten Nacht das Stallgeld zahlten, Wege und Dämme beschotterten. Alles Schlachtvieh, Butter und andre Lebensmittel mußten, ehe sie auf den Markt gebracht wurden, erst der Herrschaft zum Kauf angeboten werden; wurde aber das Gut verkauft, so mußte jeder Hüfner drei Taler Lehnsgeld zahlen, die kleinern Besitzer im Verhältnis. Dabei besaß die Herrschaft in Frauenhain beide Schenken und zwang die Bauern, das Bier bei ihr, die Kanne zu vier Pfennigen, zu kaufen, und der Gerichtsverwalter war bemüht, die Gemeinderugen, ein altes Gericht der Dorfgenossen unter Vorsitz ihres Richters, zu verbieten, damit zu Gunsten der herrschaftlichen Kasse „alles prozeßmäßig traktieret" werde.

Wie manche Faust mag sich damals gegen die Schlösser der Gutsherren geballt haben, und das zu einer Zeit, wo man sich nicht nur in Frankreich, sondern auch an den deutschen Höfen den Landmann mit Vorliebe als den von sanften Empfindungen bewegten „Schäfer" vorstellte. Man versteht unter diesen Umständen die tiefe Erregung, die der Ausbruch der französischen Revolution, insbesondre die in der berühmten Nachtsitzung vom 3./4. August 1789 bewirkte Aufhebung aller Fronden und Feudallasten auch bei den sächsischen Bauern hervorrufen mußte. Die bekannten Unruhen des Sommers 1790, besonders in der Meißner und der Lommatzscher Gegend, wo das Selbstbewußtsein am größten war, sind ein deutliches Symptom davon. Welche Wohltat war also das 1832 im Sinn und Geiste des Reichsfreiherrn vom Stein von der sächsischen Regierung und dem neuen Landtage vereinbarte Ablösungsgesetz, das allerdings zu seiner Durchführung Jahrzehnte in Anspruch nahm.

Von Kmehlen gelangte ich im Laufe des Nachmittags nach Ortrand, einem kleinen freundlichen Städtchen von nur 1600 Einwohnern, die abgesehen von

einiger Fabriktätigkeit meist Landwirtschaft und ein Gewerbe betreiben. Früher war die Stadt durch Bierbrauerei, Weinbau und namentlich als eine wichtige Station der hohen Straße weit bedeutender: in kursächsischer Zeit gab es hier ein Hauptgeleit und sechs Beigeleite, ja sogar eine Reitergarnison. Die Umgebung von Ortrand war früher so sumpfig, daß sie das „Froschland" hieß; die ältern Häuser der Stadt sind auf Erlenrost gebaut. Ortrand war die Nordostecke sowohl der bischöflich Naumburgischen Besitzungen wie der Mark Meißen, deshalb glaube ich, daß sein Name mit dem althochdeutschen Wort ort = Rand, Ecke zusammenhängt (vergl. Ortensburg in Bautzen). Die Aufgabe des Orts war es, den Übergang über die nördlich vorüberfließende Pulsnitz zu decken und den Grenzverkehr der hohen Straße zu überwachen. Das jenseits der Pulsnitz dem Städtchen nordwärts vorgelagerte Burkersdorf erscheint wie eine Deckung des Zugangs zur Pulsnitzbrücke.

Von Ortrand an sind die den Lauf der Pulsnitz flußaufwärts begleitenden Grenzwälder größtenteils erhalten. Das Ansehen der ganzen Gegend ist ein andres als das der Schradenlandschaft. Moorerde und Wasser machen allmählich dem Sande und dem Kiefernwalde Platz, wo nur die Fluren für einzelne Dörfer gerodet sind. Das wurde ich inne, als ich im Oktober einmal von Ortrand zu Fuß nach Ponickau und Lüttichau wanderte. Vom Bahnhof aus südwärts wandernd passiert man bald die preußisch-sächsische Grenze, die durch flechtenbewachsene Granitsäulen markiert ist. Dann betreten wir auf ansteigendem Wege den Wald: weiße Birkenstämme mit goldnem Laube säumen den Weg, der von zahlreichen Vögeln aller Art belebt ist; ein reizender Grünspecht mit rotem Oberkopf flog lange Zeit von Stamm zu Stamm vor mir her, immer sich umschauend, ob ich ihm auch folge. Dabei wurde mir klar, wie die alten Italiker darauf gekommen sind, gerade im Specht ein heiliges Tier des Mars, des kriegerischen Gottes ihrer Wanderscharen, zu verehren. Wenn sie, eine neue Heimat suchend, durch die Wälder des Apennin zogen, folgten sie gern dem Fluge des Spechts; ein ganzer Stamm, die Picenter (von picus = der Specht), hat sich nach dem klugen Vogel genannt. Der Kiefernwald zur Rechten ist von zahllosen roten Fliegenpilzen eingefaßt, die sich herausfordernd in der abgeblühten Heide breit machen. Endlich ist der Rücken des Hügels erstiegen — und nun breitet sich vor dem Auge ein weiter Kreis grünen Wiesenlandes aus, umringt von einem Kranze sanft auf- und absteigender Waldhügel. Das Gelände macht den Eindruck, als stünde man auf der Dünenkette eines großen Sees, der in der Urzeit das ganze Rund ausfüllte — jetzt liegt in seiner Mitte still und regungslos das Dorf Ponickau, aus dem sich der große weiße Kirchturm und weiter rechts das Mansardendach des Vorwerks emporheben. Dieses Vorwerk, jetzt zum Rittergut Linz gehörend, bezeichnet wohl die Stelle, auf der sich ehedem das feste Haus der deutschen Herren von Ponickau erhob. Ihnen war hier der Grenzschutz anvertraut, ebenso wie etwas weiter östlich im Dorfe Lüttichau der schon erwähnten Familie. Doch scheinen die Ponickaus verhältnismäßig früh aus dieser Gegend verschwunden zu sein; im Jahre 1373 wird ein Witschel von Ponickau als Marschall des Bischofs Konrad von Meißen genannt; ein späterer Hans von Ponickau aber ist über den Grenzfluß hinüber

in die Oberlausitz gezogen, denn er erhält 1420 den Lehnbrief für Pulsnitz und Elstra von König Sigismund von Böhmen.

Das Dorf Ponickau liegt trotz seiner Waldeinsamkeit auf uraltem Kulturboden. Im Jahre 1760 sind nicht weit von der Pfarre und um 1800 auch im Schulgarten nahe am Kirchhofe wendische Fürstengräber entdeckt worden. Doch müssen das Christentum und das Deutschtum verhältnismäßig früh hier eingedrungen sein. Eine alte Sage erzählt von einem schlichten Holzkirchlein, das im jetzigen Pfarrgarten gestanden und von den aufständischen Slaven verbrannt worden sei. Geschmolznes Glockenmetall, das vor einem Menschenalter an der bezeichneten Stelle zum Vorschein kam, scheint die Sage zu bestätigen Es handelte sich wohl um einen Platz, der auch den Slaven heilig war. Deshalb suchte man später den heidnischen Zauber durch ein wundertätiges Marienbild zu überwinden. Es war noch um 1750, an Kopf, Händen und Füßen aus bemaltem Zinn, in der Kirche vorhanden, deren ältester Teil aus einem fast fensterlosen, festungsartigen Tonnengewölbe besteht. Jetzt erinnert nur noch der schöne, wohl auch aus der Großenhainer Kunstschule stammende Flügelaltar mit der Jahreszahl 5001, die wohl als 1501 aufzufassen ist, an den alten Marienkultus. Er enthält im Mittelstück in ziemlich großen, gut ausgeführten Figuren die Krönung der Jungfrau durch Gott und Christus, darüber zwei Flügel mit Aposteln.

Der Tag, an dem man aus der ganzen Umgegend zum Marienbilde von Ponickau wallfahrtete, war der Tag Mariä Geburt. Nach dem Gottesdienste fand eine Prozession zum wundertätigen Rosenbrunnen statt. Daran schloß sich ein nicht unbedeutender Markt. Noch 1821 berichtet der Schumannsche Chronist, er könne dem Lorenzkircher Markte an die Seite gestellt werden. „Der Flachsmarkt beginnt allemal mit Sonnenaufgang, der Krammarkt aber mittags 12 Uhr. Die Zahl der Flachsverkäuferinnen beläuft sich oft an zweihundert, die der Kaufleute und Krämer an vierhundert. Der Flachs kommt meistens aus der Lausitz, die Kramware aus Ortrand, Radeburg, Königsbrück, Dresden, Meißen. Jeder Einwohner hat an diesem Tage Schenk- und Speiserecht, und auf dem Markte halten die Ortrander Fleischer eine ordentliche Garküche." Wie fremdartig und sonderbar mutet uns dieses Bild einer verschollenen Wirtschaftsweise und eines abgestorbnen Verkehrs an — und doch ist es noch nicht hundert Jahre her. Seitdem ists still geworden im alten Grenzwalde, Handel und Wandel haben sich hinunter ins Elbtal verzogen — niemand kauft mehr Flachs auf dem Jahrmarkte, das Spinnrad ist in Staub und Moder zerfallen, und das jüdische Warenhaus liefert sogar dem Landvolk die fertigen Hemden aus minderwertigem Baumwollstoff, an dem der Schweiß des modernen Fabrikarbeiters und der Blutstropfen der großstädtischen Maschinennäherin kleben. Aber die Bauern von Ponickau und Lüttichau haben die alte Zeit noch im Gedächtnis, sie wissen auch noch, daß sie am „Landgemerke" sitzen, denn von den zu ihnen eingepfarrten Leuten von Rohna sagen sie: „die drüben in der Lausitz" — sie fahren auch fort, ein fleißiges, stilles, zähes Geschlecht, um kargen Gewinn ihren magern Sandacker zu bauen und dem König Soldaten zu liefern, gebe Gott, noch recht lange!

Bald hinter Lüttichau ändert sich die Szenerie der Grenzlandschaft von neuem. Bis nach Zochau, das mit seinen auf dem waldumringten Wiesenplan zerstreuten Gehöften als ein typisches Germanendorf erscheint, begleitet uns die waldige, nur von leichten Hügelketten bewegte Ebne, hinter dem Dorfe aber grüßen uns auf aussichtsreicher Höhe zuerst die kühnern Formen des Lausitzer Gebirges, insbesondre die edle Pyramide des Keulenberges, die über der langen schweigenden Kieferlinie zur Linken trotz des Novembers im blauen Dufte eines Spätsommertages erscheint. In dem marktfleckenartigen Dorfe Krakau, wo auch noch eine hohe kursächsische Postsäule erhalten ist, überschreiten wir den Grenzfluß und fahren nun auf dem rechten Ufer der Pulsnitz weiter durch ein anmutiges Bergland; tief unter uns zur Rechten rauscht der Fluß. Dann folgt Steinborn, ein Dorf von so deutschem Charakter wie nur irgend eins auf dem Kamme des Erzgebirges, und endlich, wie ein thüringisches Städtchen zwischen Waldberge eingebettet, das vorläufige Ziel unsrer Fahrt: Königsbrück. Auch hier stehn wir auf dem Boden uralter Geschichte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon Karl der Große bis in diese Gegenden vordrang und hier den Weg durch die Sümpfe der Pulsnitz ostwärts und westwärts durch einen Knüppeldamm, wie solche im alten Sachsenlande ausgegraben worden sind, gesichert hat; denn die Brücke über die Pulsnitz allein hätte wohl kaum die Anlage einer befestigten und im Namen des Königs gehaltenen Station nötig gemacht. Spätestens ist der Ort von den sächsischen Königen angelegt und als Grenzburg und Hüter des zur hohen Straße gehörenden Passes durch die Pulsnitzsümpfe befestigt worden. Königsbrück ist jetzt ein sauberes aber stilles Städtchen, dem nur die Garnison eines Artillerieregiments etwas Leben verleiht. Der Markt bewahrt durch das turmgekrönte Rathaus und einige ältere Bauten einen eigentümlichen Charakter. Tritt man in die Gaststube des Ratskellers ein, so bewundert man über der Tür das Ölgemälde eines Aufzugs der Bürgerschützen. Es stammt aus der sogenannten Biedermeierzeit, und der Maler hat die Leibesgröße des Schützenkönigs, namentlich die seines Kopfes, so übertrieben, daß er sogar den hinter ihm schreitenden Bürgermeister und die Ratsherren in den Schatten stellt, und daß das Roß, auf dem er reitet, wie ein shetländisches Pony erscheint. Das Schloß, einst der Mittelpunkt einer nicht mehr unbedeutenden Standesherrschaft, mit der verfassungsgemäß der Sitz in der sächsischen Ersten Kammer verbunden ist, ist ein nüchterner Barockbau mit eingebauten ältern Teilen. Es steht jetzt leer und gewährt in seiner Verödung einen trostlosen Anblick, nur der Schloßgarten hat sich einen Schimmer der alten Romantik bewahrt.

Königsbrück ist mit Dresden durch die Bahn verbunden. Auf diesem Wege beschloß ich auch meine Rückreise nach Meißen anzutreten. Als ich zum Bahnhof emporsteigend noch einmal über die in der Nachmittagssonne glänzenden Schieferdächer des Städtchens hinüberschaute, mußte ich lächeln; denn ich mußte plötzlich an einen Königsbrücker Hinterwäldler denken, dessen Daseinsspuren ich vor Jahren im Pfarrarchiv des Dorfes Weißtropp gefunden und im Gedächtnis behalten hatte. Das war der biedere Schieferdeckermeister Friedrich Streubel aus Königsbrück, der irgend einmal im achtzehnten Jahrhundert das Weißtropper Kirchturmdach repariert und aus Ärger darüber, daß ihn der Pfarrer nicht in die kirchliche Fürbitte eingeschlossen hatte, dort eine „Nachricht der Zeit des

Turmbaus zu Weißtropp" hinterlassen hat, die mit folgendem klassischen Satze schließt: „Der Pretiger der Zeit ein sehr Vernagelter Mann weil er in wehrenter Zeit des Baues nicht ein Wort erwähnt in dem der gebraucht, das der Pretiger die an einen solchen Gefährlichen Orte in der Kirche gebehten wird." Man weiß genau, was er sagen will, aber welcher Germanist vermag wohl den grammatisch-logischen Knoten dieses Sprachbildners zu lösen?

Die Bahnfahrt von Königsbrück nach Dresden führt uns erst durch die schönen Wälder der Lausnitzer Heide, dann durch die Dörfer an ihrem Südrande. Hier qualmen Kohlenmeiler und die Schlote zahlreicher Glasfabriken. Später sieht man den vornehmen Schloßbau von Hermsdorf aus hohen Baumwipfeln hervorragen und den schlanken Kirchturm von Lausa. Dieses Gelände wird uns verklärt durch die Erinnerung an die ehrwürdige Gestalt Samuel Rollers, der bis zum Jahre 1850 hier als Pfarrer wirkte, und dem Gerhard von Kügelgen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Ich sehe ihn im Geiste mit seinem Zögling auf der Straße nach Hermsdorf dahinwandern, den echten Heidepastor, der sich in der Einsamkeit so tief in Gottes Wesen und in die Menschennatur versenkt hatte, daß ihm im gegebnen Augenblick ein nimmer versiegender Bronnen herzbewegender Rede zur Verfügung stand, den echten Heidepastor, in dem auch ein Stück alten Volksglaubens lebendig war, wenn er, wie einst Mutter Anna, aus dem verkohlten Fleische und den Knochen von Elstern und andern Heidevögeln seine hochgeschätzten Pulver und Mixturen gegen Krankheiten aller Art zusammensetzte. Der Totensonntag ist nahe: da werden wieder Hunderttausende evangelischer Deutscher in wehmütiger Andacht das Rollersche Lied singen, das die Stimmung des Tages wiedergibt wie kein andres:

> Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen,
> Von ihrer Arbeit, die sie in Gott getan,
> Und ihre Werke folgen ihnen
> Nach in des ewigen Friedens Hütten.

Was würde der biedre Roller wohl sagen, wenn er heute, nach einem halben Jahrhundert, seine Gemeinde wiedersähe, eine Gemeinde, in der der Bauer erdrückt wird von dem eingenisteten Fabrikarbeiter und vom fliegenden Maurer und Zimmermann, der heute dahin und morgen dorthin zur Arbeit fährt? Und doch — er würde sich kraft seiner naturwüchsigen Tüchtigkeit auch in die neue Zeit mit ihren ungelösten sozialen Fragen hineingefunden haben, nur hätte er noch öfter, als er es ohnehin tat, am Herzen der Natur Trost suchen müssen. Während ich diesen Gedanken bei sinkender Sonne nachhing, flammte ein Abendhimmel auf, wie ihn der November wohl nur sehr selten beschert: ein leuchtendes Orangerot an den ruhenden Rändern des Gewölbes ging nach oben zu immer mehr in ein lichtes Meergrün über, als wollte der Himmel selbst uns den Ozean der Zeiten malen, in dem wir nach einer kurzen Spanne des Wirkens alle versinken. Aus dem grünen Meere aber schaute der silberne Mond tröstend in die Welt wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden.





Die Monumenta Germaniae historica,

ihre bisherige Leitung und Leistung

Von Wilhelm Gundlach

ährend sonst die Pflege der Wissenschaft und der Kunst verfassungsmäßig den Einzelstaaten vorbehalten ist, hat das Reich unmittelbar nach seinem Entstehn zwei Ausnahmen von dieser Regel gemacht: es hat dem Germanischen Nationalmuseum und den Monumenta Germaniae historica seine durchgreifende und nachhaltige Fürsorge zugewandt.

Das Germanische Nationalmuseum ist im vergangnen Sommer bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum von allen deutschen Zeitungen und Zeitschriften gewürdigt worden; auf die Monumenta die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken, dazu bietet der Umstand Anlaß, daß sie vor einigen Monaten durch den Tod Ernst Dümmlers ihren bisherigen Oberleiter verloren haben, der in kurzem ersetzt werden soll.

Die Monumenta Germaniae historica, die kritisch gesichtete Sammlung aller für die deutsche Geschichte von 500 bis 1500 wichtigen Aufzeichnungen, sind entstanden, als die Begeisterung, die die Befreiungskriege geweckt hatten, noch in den Gemütern des deutschen Volks nachzitterte. „Um den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und hiermit zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und dem Gedächtnis unsrer großen Vorfahren beizutragen," hat der Freiherr vom Stein, Preußens politischer Reformator, das Werk ins Leben gerufen und die Ausführung zunächst der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde überlassen, die im Jahre 1819 zusammentrat. Anfangs auf private Beiträge und gelegentliche Zuwendungen deutscher Fürsten und Regierungen gestellt, erhielten die Monumenta etwa um die Mitte der dreißiger Jahre in den regelmäßigen Zuschüssen der deutschen Staaten die Grundlage, die eine gedeihliche Weiterführung der Arbeiten sicherte. Diese Arbeiten nahmen aber mit der Zeit eine solche Ausdehnung an, daß ein einzelner Mann, der von Anbeginn zur Leitung berufne Georg Heinrich Pertz, seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen war, daß die Bestellung selbständiger Leiter für die einzelnen Abteilungen des Werks (Auctores antiquissimi, Scriptores, Leges, Diplomata, Epistolae, Antiquitates) im Jahre 1875 notwendig wurde; seitdem ist die oberste Leitungsinstanz eine Zentraldirektion, in der mindestens neun Mitglieder sitzen, und zwar je zwei Abgeordnete der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, München und Wien — denn auch Österreich leistet noch von den Zeiten des alten Bundestages her einen Beitrag zu den Herstellungskosten —, die Abteilungsleiter, die mit den Abgeordneten der Akademien identisch sein können, und einige andre durch Kooptation berufne Gelehrte.

Es war ein besondres Glück, daß in Georg Waitz der rechte Mann vorhanden war, die Monumenta in die neue Organisation hinüberzuleiten; denn Waitz war von Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an mit den Monumenten verbunden und immer mit ihnen in Fühlung geblieben; und es war durchaus verständig, ihm den Vorsitz der Zentraldirektion als ein eignes hochdotiertes Amt zu übertragen, weil eben die Durchführung der neuen Organisation die volle Kraft eines ganzen Mannes erheischte. Aber ob der Vorsitz als besondres Amt beizubehalten sei, das

hätte doch schon bei Waitzens Tode (1886) ernstlich bedacht werden sollen, da nun einerseits die einzelnen Abteilungen seit einem Jahrzehnt vortrefflich im Zuge waren und einer andern Oberinstanz als der durch Mehrheitsbeschluß entscheidenden Zentraldirektion nicht bedurften, und es anderseits an einer Persönlichkeit fehlte, die sich derselben umfassenden Sachkenntnis und desselben unbestrittnen Ansehens wie Waitz erfreute. Wäre es schon damals nicht genügend gewesen, die geringfügigen Obliegenheiten, die dem Vorsitzenden nach der Einführung der neuen Ordnung verblieben — außer der Einberufung und Leitung der alljährlich einmal zusammentretenden Zentraldirektion die wenig Mühe machende Vertretung nach außen —, durch einen der in Berlin ansässigen Abteilungsleiter in jährlichem Wechsel in derselben Weise wahrnehmen zu lassen, wie die Fakultäten unsrer Universitäten es durch ihren Dekan tun? Statt solchen Erwägungen Raum zu geben, schlug aber die Zentraldirektion, dem Buchstaben ihres Statuts blindlings folgend, nach langen Verhandlungen, deren Dauer den Mangel der geeigneten Persönlichkeit ins rechte Licht setzt, für das erledigte Amt zwei Gelehrte vor, von denen Ernst Dümmler endlich — zwei volle Jahre nach Waitzens Tode! — durch die vorgeordnete Behörde zum Vorsitzenden ernannt wurde. Dümmler, bisher schon im Nebenamt Leiter einer Abteilung (Antiquitates), übernahm nun zwar noch eine andre Abteilung (Epistolae) dazu, die bis dahin gleichfalls unentgeltlich geleitet worden war; aber nicht für diese Verbindung empfing er den durch den Wegfall ansehnlicher Nebenbezüge geminderten, jedoch immer noch mit einer persönlichen Zulage ausgestatteten Amtsgehalt, sondern für den Vorsitz an sich; und so mußte es einem eigentümlichen Vorfall während seiner Amtsführung vorbehalten bleiben, aller Welt klar zu machen, wie wenig die Aufwendung einer großen Gehaltssumme angebracht war für die Unterhaltung eines reinen Dekorationsstückes, wozu das Amt des Vorsitzenden in der Tat geworden war.

Von den Abteilungsleitern hatte sich der jüngste, der der Scriptores-Abteilung, Oswald Holder-Egger, gewöhnt, wissenschaftliche Auffassungen, mit denen er nicht einverstanden war, in den Monumenten durch Ausdrücke wie „lächerlich,“ „läppisch“ und ähnliche abzufertigen und zum Beispiel zu schreiben: „P. ist in seiner Albernheit so weit gegangen, daß er das Carmen unter dem Namen Lamberts als seines Verfassers kürzlich herausgab“ oder: „Noch verblüffender und lächerlicher ist die Auseinandersetzung darüber, was Lambert mit dem Ausdruck per calumniam habe sagen wollen; kindisch sind auch seine Äußerungen über die Sprache Lamberts“ usw. Als nun einer der Betroffnen im Jahre 1896 öffentlich darüber Beschwerde führte, und davon durchdrungen, daß der Vorsitzende der Zentraldirektion die anständige Haltung der Monumenta zu überwachen umsomehr Anlaß habe, als das Riesenwerk den Ton für die mittelalterliche Geschichtsforschung in deutschen Landen angibt — als er durchdrungen von dieser Überzeugung die Erwartung aussprach, daß Dümmler sich solche Mißgriffe, die mit der Würde des großen Reichsunternehmens schlechterdings unvereinbar seien, jedenfalls für die Zukunft verbitten werde, erklärte Holder-Egger in der Zeitschrift der Monumenta, also unter den Augen des Vorsitzenden der Zentraldirektion, rund heraus: Dümmler hat mir gar nichts zu sagen; denn das bedeutet doch seine Erklärung, „daß es nicht in den Befugnissen des Herrn Vorsitzenden der Zentraldirektion liegt, den selbständigen Abteilungsleitern Rügen zu erteilen.“

Wenn nun der Vorsitzende den Abteilungsleitern nicht einmal über Äußerlichkeiten Vorhaltungen machen darf, geschweige denn sich sachliche Eingriffe in ihr Gebiet erlauben kann, auf dem sie ihm an genauer Kenntnis weit überlegen sind, hat es da noch einen Sinn, den Vorsitz als besondres Amt fortdauern zu lassen? Es wäre sicherlich besser, das darauf zwecklos verwandte Geld — bis auf eine kleine Remuneration, die dem alljährlich wechselnden Vorsitzenden zugebilligt werden könnte — zur Erhöhung der Gehalte der ständigen Mitarbeiter zu benutzen, auf denen die Hauptlast der Bearbeitung der Monumenta liegt!

Von Anfang an sind zwei Arten der Entlohnung für wissenschaftliche Arbeit bei den Monumenten üblich gewesen: Bogenhonorar für Gelehrte, die Abteilungsleiter und der Vorsitzende eingeschlossen, die bestimmte Einzelausgaben lieferten, und Jahresremuneration für die ständigen Mitarbeiter, die ihre gesamte Arbeitskraft einer Abteilung zu widmen hatten. So wertvoll die Einzelarbeiten sind, namentlich wenn sie sich mit den Spezialstudien ihrer Urheber berühren, so haben sie, da sie neben den eigentlichen Berufsgeschäften erledigt und durch diese zurückgedrängt werden, doch schon wiederholt die Geduld der Oberleitung auf eine harte Probe gestellt; schnellere Förderung dagegen finden die Arbeiten unter den Händen der ständigen Mitarbeiter, weil diese durch ihre feste Remuneration so gestellt sein sollen, daß sie sich ungestört den Monumenta-Editionen hingeben können. Freilich wurde und wird ihnen dabei eine weitgehende Entsagung zugemutet. Waitz pflegte darauf hinzuweisen, daß er selbst als ständiger Mitarbeiter nie mehr als 400 Taler bezogen, und daß weder er noch ein andrer seiner Kollegen um eine Erhöhung dieses Jahrgehalts jemals nachgesucht hätte; und wenn sich auch Waitz später noch selbst zu Zulagen verstand, nicht ohne bei Steigerungen über 1800 Mark sorgfältig nachzuforschen, ob denn das mangelhafte Vermögen des Mitarbeiters eine solche Erhöhung auch wirklich nötig mache, so ist doch die kärgliche Besoldung der ständigen Mitarbeiter auch unter seinem Nachfolger die Regel geblieben. So wenig das in jüngster Zeit noch befugt genannt werden kann, so ist doch das Verhalten Waitzens nicht ohne einige Berechtigung gewesen. In seiner Zeit war die Beschäftigung eines ständigen Mitarbeiters nur eine Vorbereitung auf das akademische Lehramt: das Kollegium seiner Mitarbeiter war die Pflanzstätte für die Professoren der deutschen mittelalterlichen Geschichte; denn die mehrjährige Mitarbeiterschaft war eine so wirksame Empfehlung, daß sich das Einrücken in eine Professur ohne Schwierigkeit vollzog: mithin konnte diese mit Sicherheit zu erwartende Beförderung als ein Teil des Lohnes für die den Monumenten gewidmete Arbeit in Anschlag gebracht werden. Das wurde aber nach Waitzens Tode ganz anders. Die Überfülle der auf den Universitäten ausgebildeten Kandidaten des höhern Schulamts, die immer größere Not hatten, zur Anstellung zu gelangen, führte allmählich zu einer Verödung der Hörsäle unsrer Universitäten, sodaß zeitweise für die mittelalterlich-deutsche Geschichte mehr akademische Lehrer und qualifizierte Bewerber um das akademische Lehramt vorhanden waren als Studenten; dazu kam, daß, als sich die Zahl der Geschichte Studierenden wieder etwas hob, infolge eines immer reger werdenden, gar nicht beklagenswerten realistischen Sinnes die wenigsten das Studium des deutschen Mittelalters zu einem Hauptfach machten, sich die meisten vielmehr der neuern politischen und Wirtschaftsgeschichte zukehrten. So ist es dahin gelangt, daß die ständigen Mitarbeiter der Monumenta nicht mehr darauf rechnen können, durch ein akademisches Lehramt versorgt zu werden, da inzwischen auch die Zahl der ordentlichen Lehrstühle vermindert worden ist, die wenigen außerordentlichen Professuren an kleinern Universitäten nur ein kümmerliches Auskommen gewähren, und sogar — wenigstens in dem sparsamen Preußen — der ewige Privatdozent gezeitigt worden ist, der vom Staate keinen Pfennig Besoldung erhält, vielmehr bei einem Jubiläum seiner Lehrtätigkeit, wenn er sich sonst nicht mißliebig gemacht hat, nur mit dem Professortitel abgefunden wird.

Ungeachtet dieses völligen Umschwungs ist nun auch ein so übermäßiger Verbrauch ständiger Mitarbeiter in der Scriptores- und Epistolae-Abteilung unter Dümmler und Holder-Egger geschehn, daß in etwa derselben Zeit wie früher unter Waitz und Wattenbach die doppelte Anzahl eingetreten und wieder ausgeschieden ist; und zwar begann die neue Ära damit, daß ein im ganzen sieben Jahre tätiger Mitarbeiter, ohne einen Grund in seiner Person dazu zu geben, von Dümmler in einer Anwandlung herrischer Laune — so stellt es sich äußerlich dar — verabschiedet wurde; sie schloß damit, daß ein kaum zwei Jahre beschäftigter Mitarbeiter seine angefangnen Arbeiten unvollendet im Stiche ließ; und sie erhielt zum allgemeinen Wahrzeichen, daß die meisten Mitarbeiter den Monumenten verloren

gegangen sind, ehe sie ihnen rechte Frucht tragen konnten. Denn da immer eine längere Zeit dazu gehört, bis ein Mitarbeiter wirklich eingearbeitet ist, so schlägt dieser übermäßige Verbrauch von jüngern Hilfskräften auch zum Nachteil des ganzen Unternehmens aus. Je mehr nun zu erwarten ist, daß die Abkehr von den Monumenten in immer kürzern Fristen vor sich geht — sobald nämlich den Mitarbeitern die Aussichtslosigkeit oder Unzulänglichkeit der erhofften Versorgung im akademischen Lehramt klar wird —, um so gebieterischer tritt an die Zentraldirektion die Forderung heran, das Amt eines ständigen Mitarbeiters so herzurichten, daß es gleich fruchtbringend für die Monumenta wie begehrenswert für den Mitarbeiter wird; und die Zentraldirektion sollte sich auch hüten, das Reich als Arbeitgeber vergleichen zu lassen mit den armseligen oder ausbeuterischen Gewerbetreibenden, die mit billigen, auf Kostgeld gesetzten Lehrlingen arbeiten und sie regelmäßig ziehn lassen, sowie sie nach der Stufe ihrer Ausbildung eine bessere Bezahlung beanspruchen können. Zweckmäßige Vorschläge sind schon früher gemacht worden und können etwa dahin zusammengefaßt werden: man verlange von den Mitarbeitern außer der früher allein nötigen Begabung für wissenschaftliche Forschung auch die für den Bibliotheks- und den Archivdienst jetzt nötige Ablegung der Oberlehrerprüfung; denn wie diese Prüfung zur Sicherstellung der Mitarbeiter auf alle Fälle nötig ist, so bewahrt sie auch die Monumenta vor dem drohenden Schicksal, in dem Kollegium ihrer Mitarbeiter den Unzufriednen im Lande Führer heranzubilden; und Dümmler hat doch wohl auch nicht seine menschenfreundliche Erklärung, mit der er den oben erwähnten sieben Jahre lang beschäftigten Mitarbeiter entließ: „Daß Sie das Oberlehrerexamen nicht gemacht haben, dafür bin ich nicht verantwortlich!“, für ausreichend gehalten, den einfach auf die Straße Gesetzten von der Gerechtigkeit der Leitung der Monumenta zu überzeugen.

Aber es ist auch schon eine nicht zu entschuldigende Härte, einen Mitarbeiter nach fünfjähriger Tätigkeit, wie es einem andern begegnet ist, zu nötigen, in den Schuldienst überzugehn: muß der nun um fünf Jahre hinter seinen gleichaltrigen Amtsgenossen zurückstehende Oberlehrer nicht mit Bitterkeit des Lustrums gedenken, das er dem großen Reichsunternehmen zwecklos gewidmet hat? Nein, schon nach einem Probejahre, während dessen 1800 Mark als Remuneration angemessen sein dürften, muß der Abteilungsleiter entscheiden, ob sein Mitarbeiter brauchbar ist oder nicht; entläßt er ihn nach diesem Probejahre nicht, dann gewähre man ihm eine unkündbare Anstellung mit dem Gehalt des Oberlehrers, aber nur gegen die Verpflichtung, daß er sich mindestens fünf Jahre mit ungeteilter Kraft den Monumenten widmet. Die zeitigere Verleihung des Professortitels, als sie bei den Oberlehrern üblich ist, etwa schon nach zehn Jahren, wird die Arbeitsfreudigkeit der Mitarbeiter vermehren; sie werden schließlich die kenntnisreichsten und erwünschtesten Abteilungsleiter werden, für die nach 25 Dienstjahren, wie das bei Holder-Egger geschehn ist, auch die Charakterisierung als Geheimer Regierungsrat angemessen erscheint. Will sich ein Mitarbeiter nach fünfjähriger Tätigkeit wirklich habilitieren, so lasse man ihm gegen weitere, aber nun geminderte Mitarbeit die Hälfte seines Gehalts, bis ihn die Erlangung einer mit ausreichendem Einkommen verbundnen Professur in den Stand setzt, die ständige Mitarbeiterschaft gänzlich aufzugeben. Nur bei einer solchen Einrichtung wird sich die ständige Mitarbeiterschaft auch als ein Versöhnungsmittel unsrer nur zu scharf zugespitzten sozialen Gegensätze erweisen; denn wenn nicht bestritten werden kann, daß der Zutritt zur akademischen Lehrtätigkeit nachgerade nur den Söhnen reicher Eltern freisteht, so wird eben die Mitarbeiterschaft, wie sie hier vorgeschlagen ist, auch befähigten Söhnen weniger bemittelter Eltern ermöglichen, ausschließlich der wissenschaftlichen Forschung zu leben, und ihnen auch unter erschwerenden Umständen den Weg zur Professur bahnen.

Bevor die Leistung der Monumenta nach ihrem Umfang gewürdigt wird, sei der äußern Form des Riesenwerks eine kurze Betrachtung gegönnt.

Auch nach Christian Thomasius galt im achtzehnten Jahrhundert allgemein in deutschen Landen kaum ein Werk für wissenschaftlich, wenn es nicht in Folio-

format und in lateinischer Sprache erschien. Da die Monumenta bald nach dem achtzehnten Jahrhundert entstanden sind, so haben sie beide Gelehrsamkeitsembleme der Zopfzeit angenommen und trotz vielfacher Anfechtungen den einen Zopf, das Folioformat, erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts abgelegt, den andern, die lateinische Sprache für Einleitung und Erläuterung der herausgegebnen Geschichtswerke, unbeirrt in das zwanzigste Jahrhundert hinübergenommen. Der schon seit geraumer Zeit sogar von Philologen beobachteten Gepflogenheit gegenüber, ihre Ausgaben römischer und griechischer Autoren mit deutsch verfaßten Kommentaren auszustatten, ist diese Hartnäckigkeit für unser nationales Geschichtswerk so eigentümlich, daß sie noch etwas schärfer beleuchtet werden muß.

Man versucht wohl, die absonderliche Einrichtung damit zu verteidigen, daß man um der lateinisch geschriebnen Einleitungen und Erläuterungen willen dem Werke eine größere Eingangsfähigkeit bei andern Völkern zuspricht; wäre das aber auch der Fall gewesen — was bezweifelt werden kann, da die genauere Beschäftigung mit deutscher Geschichte doch die Kenntnis der deutschen Sprache unumgänglich nötig macht —, so trifft es heutzutage, wo der Ruhm der Monumenta fest gegründet ist, sicher nicht mehr zu: jeder Verteidigungsversuch wird übrigens unfehlbar zu nichte daran, daß die zu der Scriptores-Abteilung gehörenden deutschen Chroniken auch mit deutsch geschriebnen Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben werden, und daß sich die Diplomata-Abteilung seit fünfundzwanzig Jahren, nach der verständigen Weigerung ihres Leiters, der alten Tradition zu fügen, ihre lateinischen Urkundentexte mit deutschen Einleitungen und Erläuterungen erscheinen läßt, ohne daß darum ihre Bände an Absatzfähigkeit bei fremden Völkern eingebüßt hätten. Die internationale Gelehrtensprache, das Phantom, woran man noch immer in der Zentraldirektion der Monumenta festhält, ist längst dahin und zu keinem neuen Leben mehr zu erwecken, ihre Verabschiedung in den Monumenta auch schon darum angebracht, weil auf unsern Gymnasien die geisttötende Plage des lateinischen Aufsatzes abgeschafft und damit die Heranbildung brauchbarer Adepten für die Monumenta gehindert ist. Und zu welcher unleidlichen Eitelkeit hat der Zwang, lateinisch auszudrücken, was von Anfang an deutsch hätte abgefaßt werden sollen, nicht schon Mitarbeiter der Monumenta geführt! Als Waitz 1836 in den Dienst der Monumenta eintrat, verlangte Pertz von ihm neben einer allgemeinen philologischen Ausbildung „namentlich auch die Übung im Lateinschreiben," das will sagen: wenn auch nicht einen so schönen lateinischen Stil, wie Pertz selber schrieb, so doch einen erträglichen — Waitz mußte sich wirklich, ehe er aufgenommen wurde, erst darüber ausweisen, daß er diese Erwartung auch zu erfüllen imstande sei —, und nun stellt sich heraus, daß sich Holder-Egger, ein Schüler Waitzens und sein Nachfolger in der Leitung der Scriptores-Abteilung, des von Pertz geschriebnen Lateins schämt; er bemerkt nämlich, nachdem er eine lateinische Äußerung von Pertz angeführt hat: „Ich bitte wegen dieses gar zu barbarischen Lateins um Entschuldigung, das ich ja freilich nicht verbrochen habe!" Dieses Schauspiel kleinlicher, wegen Nichtigkeiten gegeneinander geübter Herabsetzungen ist dem Ansehen unsers großen Geschichtswerks gewiß nicht förderlich; gleichwohl hat Dümmler, obschon wiederholt auf diesen Mißstand aufmerksam gemacht, hierin nicht Wandel geschafft, was doch wohl seine Pflicht gewesen wäre, auch wenn ihm nicht öffentlich nachgewiesen worden wäre, daß er sich selber als Gegner der lateinischen Sprache bekannt hat; ehe er nämlich in die Zentraldirektion eintrat, hat er sich sowohl gegen das Folioformat wie gegen die lateinische Sprache in einer Vorrede folgendermaßen ausgesprochen: „Wer möchte nicht unsre Quellen lieber in handlicher Form mit anspruchslosen deutschen Erläuterungen benutzen als in der schwerfällig prunkenden Form der Monumenta mit ihren lateinischen Noten?"

Daß die Monumenta „in krankem Neulatein geschriebne Einleitungen" haben, wie der verdiente Geschichtsforscher Johann Friedrich Böhmer schon 1853 tadelnd bemerkt, hat es nun aber hauptsächlich auch verschuldet, daß sie dem großen Kreise der Gebildeten so gut wie unbekannt geblieben sind. Allerdings ist die

Oberleitung schon früh bestrebt gewesen, durch Ausbildung eines eignen Organs, durch Begründung der Scriptores rerum Germanicarum Fühlung mit weitern Kreisen zu gewinnen; aber das Organ ist verkrüppelt, die Abteilung fristet nur ein kümmerliches Dasein im Vergleich mit den übrigen, die in gedeihlicher Entwicklung begriffen sind; und das geht, abgesehen von der abstoßenden lateinischen Einkleidung, noch auf einen andern Grundmangel zurück.

Als nämlich Pertz 1839 den ersten Band der Scriptores rerum Germanicarum erscheinen ließ, hatte er gar keinen festen Plan für diese „Handausgaben der interessantesten und wichtigsten Geschichtschreiber," sondern nur die Absicht, gelegentlich das eine oder das andre Werk, das für die große Ausgabe vorbereitet war, auch als Handausgabe drucken zu lassen. Bei diesem Verfahren konnte es nicht ausbleiben, daß einerseits bei der Gleichgiltigkeit, die bald den Handausgaben gegenüber einriß, bei weitem nicht alle Werke, die es verdienten, unter die Scriptores rerum Germanicarum aufgenommen wurden, anderseits infolge einer unbegründeten Vorliebe des Herausgebers geringe Ware in die Sammlung eingeschoben wurde — wie die Gesta Cnutonis regis, die Lobschrift eines französischen Mönchs auf den dänischen König Knut, die dadurch ausgezeichnet ist, daß die Beziehungen dieses Königs zu den deutschen Kaisern Konrad dem Zweiten und Heinrich dem Dritten absichtlich mit Stillschweigen übergangen sind! —, kurz, daß heute nach mehr als sechzig Jahren die Scriptores rerum Germanicarum noch weit davon entfernt sind, die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung, soweit sie schon in dem großen Werke bearbeitet ist, auch nur mit den allerwichtigsten Werken zu belegen. Wenn nun Dümmler, der diesen unhaltbaren Zustand der Scriptores rerum Germanicarum unmöglich verkennen konnte, bald nach seinem Amtsantritt an den preußischen Unterrichtsminister — unbegreiflicherweise nicht auch an die andern deutschen Unterrichtsminister — mit dem erfreulichsten Erfolge die Bitte gerichtet hat, den Lehrerbibliotheken der Gymnasien die Scriptores rerum Germanicarum zur Anschaffung zu empfehlen, so ergibt sich daraus, daß auch er diesen Handausgaben eine weitere Verbreitung wünschte: er hat aber trotzdem unterlassen, einen sorgsam erwognen Plan aufzustellen für die Abteilung des ihm anvertrauten Werkes, der die weiteste und segensvollste Wirkung beschieden sein könnte.

Denn da in unsern Literaturgeschichten nur die deutsche Dichtung, nicht auch die deutsche Geschichtschreibung behandelt wird, so ist unsre Jugend leider daran gewöhnt worden, die Zeit unsrer ersten Kaiser, aus der ja nur wenig Gedichte überliefert sind, als eine geistig arme Periode verächtlich zu betrachten; und doch sollte und könnte es schon in dem Unterricht über deutsche Literaturgeschichte dargetan werden, daß es in jener Zeit eine zwar äußerlich lateinische, aber innerlich echt deutsche Geschichtsliteratur gibt, so reich und glänzend, wie sie kein andres Volk für dieselbe Zeit aufweisen kann. Ferner aber dürfte es auch für den Unterricht in der deutschen Geschichte ein unschätzbarer Gewinn sein, wenn die Zeugen der alten Kaiserzeit möglichst oft selber zu Worte kämen, wenn durch ihre Angaben über die Kulturzustände ihrer Tage der Vortrag über die politische Entwicklung unsers Volkes möglichst oft belebt würde. Ja es wäre erwünscht, die so geweckte Teilnahme des lateinkundigen Schülers unmittelbar auf die zeitgenössischen Berichte über die Taten Ottos des Großen, Heinrichs des Vierten und Friedrich Barbarossas zu leiten, ihm ein Werk der mittelalterlichen Geschichtschreibung zum häuslichen Lesen etwa so zu empfehlen, wie vielleicht die historischen Schriften Sallusts seiner Kenntnis vermittelt werden. Oder sollte man nur die verrotteten Zustände der römischen Republik einer solchen Beachtung für wert halten, nicht aber die Verhältnisse einer glänzenden Periode unsrer eignen Geschichte, „in der der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volk entstammten Kaiser die Geschicke des Abendlandes entschieden"?

Was nun den Umfang der schon geleisteten Arbeit betrifft, so ist kaum jemals ein Voranschlag ungeheuerlicher überschritten worden, als bei den Monumenten. Während man anfangs hoffte, alle Arbeiten in etwa zwanzig Quartbänden bewältigen

zu können, sind jetzt schon neunzig Folio- oder Quartbände der großen Ausgabe, fünfzig Oktavhefte oder -Bände der Handausgabe und vierzig Bände der erläuternden Zeitschrift „Archiv“ und „Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ vorhanden — und noch ist kein Ende der Arbeiten abzusehen. Die Besorgnis, daß die wohlbekannte deutsche Gründlichkeit hier wieder einmal über das Maß des Erträglichen hinausgehn könnte, ist schon 1884 im Bundesrat laut geworden, und infolgedessen Waitz durch den Staatssekretär von Bötticher veranlaßt worden, sich gutachtlich über den Abschluß des Werkes zu äußern. Waitz hat darauf den Bericht erstattet, der im „Neuen Archiv“ XIII, 259 bis 268 abgedruckt ist, aber, weil damals eben nur eine allgemeine Frage vorlag, auch nur eine allgemeine Antwort erteilt, gegen die kaum etwas einzuwenden ist. Inzwischen sind folgende Bedenken gegen die allzuweite Ausdehnung des Rahmens im einzelnen bezeichnet worden, die der Zentraldirektion zu sorgsamer Erwägung empfohlen seien.

Das erste Bedenken betrifft die Schriftstücke und Schriften, die sich auf die Papstgeschichte beziehn.

Im Jahre 1823 war es Pertz gelungen, Zutritt zu dem sonst gesperrten Vatikanischen Archiv zu erhalten und aus den Registerbüchern der Päpste des dreizehnten Jahrhunderts etwa 1800 Briefe, die für die Reichsgeschichte von Belang waren, abzuschreiben oder abschreiben zu lassen. Wären die Schriftstücke damals sofort veröffentlicht worden, so hätten sie der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet; statt dessen lagerten sie sechzig Jahre in den Schränken der Monumenta, bis Waitz sich entschloß, sie veröffentlichen zu lassen, obwohl er wissen mußte, daß statt dieser Auswahl die vollständigen Register zur Ausgabe in der von der französischen Regierung fundierten Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome bestimmt waren. So ist es gekommen, daß ungefähr die nämliche Arbeit zu derselben Zeit von deutscher und von französischer Seite geleistet wurde. Der an sich ja nicht tadelnswerte Grundsatz: jede Vorarbeit zu einer Ausgabe auszunutzen, hat aber noch weiter Sparsamkeit in Verschwendung verwandelt. Im Jahre 1884 hatte das Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften Louis Duchesne den Liber pontificalis, eine Sammlung vieler von Zeitgenossen verfaßter Papstbiographien, die auch für die fränkisch-deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit sind, in neuer kritischer Ausgabe bekannt gemacht. Nun war dieselbe Biographiensammlung auch für die Monumenta von langer Hand zur Ausgabe vorbereitet; anstatt aber die Vorarbeiten auf sich beruhn zu lassen, entschloß man sich, trotz der brauchbaren französischen Ausgabe noch eine deutsche zu veranstalten; ja man hat mit dem Liber pontificalis eine eigne Abteilung „Quellen für die Papstgeschichte“ eröffnet (Gesta pontificum Romanorum), scheint also, was nicht gebilligt werden kann, systematisch fortfahren zu wollen mit der Ausgabe von Schriften, die nicht als wesentlich deutsche Geschichtsquellen anzusprechen sind und zugleich auch in Frankreich eine tatkräftige Teilnahme finden.

Das zweite Bedenken richtet sich gegen die Deutschland betreffenden Auszüge aus den ausländischen Geschichtswerken, denen schon vier stattliche Foliobände gewidmet sind. Man findet darin sogar Auszüge aus isländischen Sagas in altisländischer Mundart, von einem im Altnordischen bewanderten Gelehrten herausgegeben und in das Lateinische übersetzt und von Holder-Egger trotz ihrer für deutsche Geschichte augenscheinlichen Dürftigkeit mit einer Andacht kommentiert, der man sein Bedauern anmerkt, daß nicht auch die Eskimos geschichtliche, Deutschland berührende Aufzeichnungen haben. Wohin soll denn dieser auf die ausländischen Geschichtsquellen gewandte Trieb noch führen? Wenn man folgerichtig zu Werke geht, müßten auch die arabischen Berichte, die die Beziehungen Ottos des Ersten zu dem spanischen Sarazenenreiche betreffen, in die Monumente aufgenommen werden, ja sogar chinesische, da gewiß Tschingiskhan, dessen Mongolenhorden 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz vor den Waffen der schlesischen Herzöge umkehrten, von chinesischen Historikern gewürdigt worden ist! Dazu kommt, daß Auszüge, auf die der Herausgeber fast ebensoviel Zeit und Mühe wie auf das voll-

ständige Werk verwenden muß, doch niemals den wissenschaftlichen Forscher der Mühe überheben, das ganze Werk kennen zu lernen, weshalb sie am besten aus den Monumenten ganz ausgeschlossen geblieben wären. Niemand hat treffender und schärfer über diese Angelegenheit geurteilt als Theodor Mommsen in der Zeitschrift der Monumente selbst: „Die Exzerptenpublikation mag für die Wissenschaftlichkeit zweiter Ordnung am Platze sein; für unsre Arbeiten ist sie mir immer als ein dem nationalen Unternehmen wenig anstehendes Armutszeugnis erschienen."

Das dritte und letzte Bedenken hat die in die Monumenta aufgenommenen und noch aufzunehmenden italienischen Geschichtswerke zum Gegenstande: sie können nämlich nicht von Anfang an den ausländischen gleichgesetzt werden, weil seit Ottos des Ersten Zeit Italien staatsrechtlich ein Teil des Reichs war. Dabei ist aber doch Wattenbachs Urteil unbestreitbar, „daß Italien schon in der Stauferzeit eine so eigentümliche und selbständige Entwicklung gewinnt, daß ein eigentlicher Zusammenhang mit der deutschen Historiographie nicht besteht," auch der Grundsatz von keiner Seite in Zweifel gezogen wird, daß die Monumenta nicht den Beruf haben, der Großmacht Italien die Pflicht abzunehmen, für neue, den Anforderungen der Wissenschaft genügende Ausgaben ihrer Geschichtsquellen zu sorgen. Es dürfte darum auch möglich sein, eine Verständigung über die zeitliche Grenze zu erreichen, an der die Aufnahme der auf Italien bezüglichen Aufzeichnungen in die Monumenta einzustellen ist. Da nämlich mit dem Frieden von Konstanz auch Norditalien, wo die Entwicklung der Stadtrepubliken anhebt, tatsächlich vom Reiche gelöst wird, so sollte bei der Aufnahme italienischer Geschichtsquellen nicht weiter über diesen Zeitpunkt, jedenfalls nicht über das Ende des zwölften Jahrhunderts hinausgegangen werden; denn die Erwerbung, Verwaltung und Verteidigung des Normannenreichs gehört nicht mehr in die deutsche Geschichte, sondern in die Geschichte des Staufischen Hauses, das eben um dieser Erwerbung willen reißend schnell der schon in Friedrich dem Zweiten vollendeten Entdeutschung verfällt; und ein so äußerliches Kriterium wie die Kaiserkrönung auf italienischem Boden kann erst recht nicht maßgebend sein, weil sonst bis 1530 die gesamte italienische Geschichtsliteratur aufgenommen werden müßte. Es empfiehlt sich vielleicht, durch die Vermittlung der vorgeordneten Reichsbehörde und der italienischen Regierung ein Abkommen zwischen der Zentraldirektion der Monumenta und etwa dem Istituto storico italiano über die Verteilung der einzelnen Quellenschriften zu treffen, damit eine doppelte Bearbeitung vermieden werde. Sicherlich steht so viel fest: wenn nicht beizeiten dem Eifer Holder-Eggers, der sich seit einem Jahrzehnt mit den italienischen Chroniken beschäftigt und mit seinen Vorarbeiten schon in das vierzehnte Jahrhundert hineingreift, ein Zügel angelegt wird, so werden, da die Scriptores-Abteilung die andern Abteilungen nach sich ziehn wird, die Monumenta auch im zwanzigsten Jahrhundert noch nicht zum Abschluß gelangen, und zu den anderthalb Millionen Mark, die sie bisher in runder Summe gekostet haben, noch über sechs Millionen Mark mehr nötig sein!



König Laurin



Die sonderbare Lücke in Wildenbruchs sonst so reicher Begabung, der Mangel an bescheidner und treffsicherer Treue bei der Schilderung geschichtlicher Persönlichkeiten und Zustände, wird um so weniger fühlbar, je mehr der Stoff, den er behandelt, außerhalb der Kreise liegt, deren genauere Kenntnis auch für das große Publikum durch Spezialforschung und Memoirenliteratur gefördert worden ist. Für germanische Kraftfülle und Naturwüchsigkeit hat er jederzeit volles Verständnis: was man vermißt sind die unzähligen feinen Schattierungen, die das Individuum, die Stadt, das

Jahrzehnt unterscheiden: alle uns vorgeführten Figuren sind Wildenbruchsche Gestalten, die man auf den ersten Blick als Geschöpfe seiner Phantasie erkennt, und so wenig davon die Rede sein kann, ihnen jedes wahre Leben, jede Wirklichkeit abzusprechen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß man an ihnen oft das Charakteristische, das fein und nach den Quellen ausgearbeitete Bild des von der Art verschiednen Individuums vermißt.

Punch hatte vor Jahren einen sehr guten Artikel gebracht, worin er sich über gewisse für die ältern Schüler der Public und der Boarding Schools geschriebne Erzählungen lustig machte. Er hatte das Unwahre, Überschwengliche eines Teils dieser Machwerke, die der aufs Große gerichteten, aber natürlich maßlosen Einbildungskraft der jungen Leute willig entgegenkommen, sehr ergötzlich parodiert und den Geschichten Illustrationen beigegeben, die in derselben Weise verzeichnet waren wie die Schilderungen: gewandte und mutige Jünglinge mit schlangenartig gewundnen Gliedmaßen, junge Damen in den besorgniserregendsten, unmöglichsten Stellungen, dazu eine den assyrischen Wandgemälden entlehnte Fauna, undenkbare Bäume, unglaubliche Felsen, verheerende Wellen, haarsträubende Naturerscheinungen. Mit einem Wort alles war so dargestellt, wie man wohl glauben konnte, daß es sich in den überhitzten und irregeleiteten Hirnen des jungen Englands vorfinden mußte. Für die bisherigen Wildenbruchschen Dramen ließe sich leicht etwas ähnliches herstellen:

> Anders,
> Begreif ich wohl, als sonst in Menschenköpfen,
> Malt sich in diesem Kopf die Welt — —

Die Figuren würden alle den echt Wildenbruchschen bald naiven, bald zu derben, bald phantastischen, immer aber vorzeitlichen und etwas geschwollnen Typus tragen, und der Beschauer dürfte ebensowenig aus der Bewunderung für Wildenbruchs reckenhafte Gefühle wie aus dem Unbehagen über seine eigenwillige, bisweilen etwas schablonenhafte Darstellung herauskommen.

In einem Trauerspiel, dessen Held und Heldin dem Gotenstamme angehören, wie in König Laurin, fällt diese Unbequemlichkeit der Wildenbruchschen Muse kaum in Betracht, denn wo es sich um Ravenna und die Nachfolger des großen Theoderichs, die Amalungen handelt, sind wir alle gern bereit, für die Annahme des Gewaltigen, Außerordentlichen etwas übriges zu tun und uns mit den Handlungen und Gefühlen von Übermenschen, dem eigentlichen Lebenselemente Wildenbruchs, abzufinden. Die heroische Haltung des Ganzen und die einfache, darum aber nicht weniger wirkungsvolle und in der Katastrophe geradezu großartige Handlung des Stückes machen dieses in gewissem Sinne wirklich zu einem Meisterwerke, so ungern man anderseits seine Bedenken wegen des alle Grenzen überschreitenden Großsprechertums Wildenbruchs und seiner Helden und wegen der Art verschweigen möchte, in der er den Kaiser Justinian und dessen Hof gezeichnet hat.

Für die Freunde der Grenzboten, die König Laurin weder gesehen noch gelesen haben sollten — eine Unterlassung, die in unsrer durch soviel brennende Interessen in Anspruch genommenen Zeit nicht unbegreiflich wäre —, sei der Gang des Stückes nebst dessen hauptsächlichsten Szenen hier geschildert: es wird sich dabei auch ab und zu eine Bemerkung über wahrgenommene besondre Schönheiten oder interessante Sonderbarkeiten einflechten lassen, und die Wiedergabe der Eindrücke, die mir das Stück gemacht hat, müßte sehr schlecht gelingen, wenn der Leser nicht trotz der Ausstellungen einen aufrichtigen und von der Zukunft viel erwartenden Bewundrer des Wildenbruchschen Talents in mir erkennen sollte.

Amalasunta, die Tochter Theoderichs des Großen, herrscht als Witwe des letzten Gotenkönigs Eutarich in Ravenna. Sie herrscht, aber unter den sonderbarsten Verhältnissen. Die Goten wollen von einer Königin nichts wissen, sie sind nur einem Manne zu gehorchen geneigt, und die Königin, ein Überweib in jeder Beziehung, würde nach gewöhnlichem menschlichem Ermessen nichts besseres tun

können, als sich je eher je lieber mit dem besten und tapfersten ihrer Goten zu vermählen. Dem verstorbnen Gatten weint sie keine Träne nach: es ist von ihm in dem Stück nur einmal beiläufig als dem Vater ihres gleichfalls verstorbnen Söhnchens Athalarich die Rede, und sie scheint keine guten Erfahrungen in der Ehe gemacht zu haben, denn sie will keinem zweiten Goten die Hand reichen, sie will nicht, wie sie sich etwas drastisch ausdrückt, „in den Stall des Manns heruntersteigen," und sie bezeichnet das von den Goten an sie gestellte Verlangen, sich wieder zu vermählen, als schnöde, weil die Wahl ihr aufgezwungen wird. — Die Königin Elisabeth sagt ganz ähnlich: „Und der Gebieter wird mir aufgedrungen."

Ich bekenne offen, daß mir das großsprecherische, phantastische Überweib im Grunde ein wenig zuwider ist, aber sie einem zuwiderzumachen ist nicht Wildenbruchs Absicht, denn sie ist die Heldin des Stücks, und wenn die Darstellerin der Rolle von stattlicher Erscheinung ist, schöne Arme und üppige blonde Haare hat, so müßte es mit Kräutern zugehn, wenn sie einem nicht schließlich doch gefiele, namentlich da ihre Gegner, das byzantinische Kaiserpaar, Justinian und seine Theodora, von Wildenbruch als ein so gottvergeßnes, elendes Pack, als solche Bagasch, wie der Wiener sagt, geschildert werden, daß man sich schon um des Gegensatzes willen in Amalasunta verliebt.

Gleich am Anfang des Stücks hat sie eine knauplige Auseinandersetzung mit ihren Goten, an der das sonderbarste ist, daß sie in Gegenwart der Abgesandten des byzantinischen Kaisers in einer Weise geschieht, als wenn es nicht der Mühe wert wäre, sich vor ihnen auch nur im mindesten zu genieren. Le linge sale se lave en famille, sagt der Franzose. Die gotische Königin und ihre Recken sind offenbar andrer Meinung. Es ist der „Tag" Theoderichs, dessen Andenken bei dieser Gelegenheit dem Herkommen und einer Bestimmung des Verstorbnen gemäß im Palast durch ein Fest, ein Trinkgelage gefeiert werden soll, also ungefähr dieselbe Idee, die in studentischen Kreisen dem Trauersalamander zu Grunde liegt. Amalasunta hat diese Festfeier verboten, weil sie nicht ihren Gefühlen entspricht, und es entspinnt sich zwischen ihr und ihren Goten in Gegenwart einer ausländischen Gesandtschaft eine Auseinandersetzung, deren größter Vorzug beiderseitige Offenheit ohne ängstliche Bedenklichkeit in der Wahl der gebrauchten Ausdrücke ist. Zwei bejahrte Führer Kunigast und Triguilla entwickeln Ansichten, die einen anfänglich etwas befremden, aber diese Befremdung trägt wesentlich dazu bei, einen in das rein gotische Milieu zu versetzen, und da die Vorwürfe, die man sich gegenseitig macht, ein durchaus biedres Gepräge tragen, so findet man sich ohne zu große Mühe in den einmal eingeschlagnen äußerst patriarchalischen Ton. Amalasunta sagt von dem Palast:

Theoderich ging hin.
Jetzt ists mein Haus.

Damit sage sie etwas Falsches, behauptet der alte Triguilla.

Den Goten allesamt gehört das Haus.
Du bist Verwalterin.

Eine Art Kommunismus, den die Königin begreiflichermaßen nicht gelten läßt, und gegen den sie zu Felde zieht, indem sie ausruft:

Verwalterin?

Kunigast: Nichts andres.
Amalasunta (fährt vom Stuhle auf):
Dir Gebieterin!
Dir Königin!
Triguilla: Das gibts nicht bei den Goten.
Wo ist der König zu der Königin?
Weib ohne Mann ist halb.

In das hin- und herschwankende Wortgefecht, das in derber Weise, aber ohne jede Malice geführt wird, und aus dem hervorgeht, daß Amalasunta ihren Goten

nicht gotisch genug ist, greift Cassiodor ein, ein weiser Römer und früherer Berater Theoderichs, der über das Haupt der Königin weg den Goten Recht gibt und ihnen sagt, sie sollen ihr Fest, für das die Vorbereitungen im Saal schon begonnen hatten, aber infolge von Amalasuntas Unzufriedenheit unterbrochen worden waren, wie beabsichtigt abhalten dürfen. Die Königin, so verspricht er ihnen, wird von der an den Hintergrund des Saales anstoßenden und durch einen Purpurvorhang von ihm getrennten erhöhten Loggie aus dem Feste beiwohnen, sie wird, sagt er mit einer etwas ungewöhnlichen Wendung

Von dem erhöhten Sitze dort
Das Fest besuchen.

Amalasunta findet sich mit unerwarteter Bereitwilligkeit in diesen Vorschlag: die beiden Führer gehn ab, um Vitiges, den Oberbefehlshaber, zu benachrichtigen, und es wird, noch immer in der Gegenwart der fremden Gesandten, zu einer zweiten noch intimern Familienwäsche geschritten, in deren Verlauf Cassiodor, eine der wenigen nach unsern modernen Begriffen normalen Persönlichkeiten des Stücks, der Königin ins Gewissen redet, sie solle sich mit einem Goten vermählen, ohne jedoch mit seinem Urteil und seinem Rate bei ihr durchzudringen. Er wird im Gegenteil in ziemlich energischer Weise entlassen.

Amalasunta: Du sollst gehn.
Cassiodor: Schick mich nicht fort!
Amalasunta: Ja, guter alter Kinderlehrer, ja.
Cassiodor: Ich kann nicht gehn, mit dem — Gespenst im Nacken.
Amalasunta (mit spöttisch verächtlichem Lächeln):
Gespenster? Sind wir so weit? Dann wirds Zeit,
Daß wir uns trennen. Cassiodor, leb wohl. (Reicht ihm gebieterisch die Hand.)
(Cassiodor schüttelt tief bekümmert das Haupt und geht langsam ab.)

Er ist alles Ernstes entlassen, und das vermessene Überweib, das inmitten der sie von allen Seiten umgebenden Gefahren einen so klugen, treuen und bewährten Ratgeber hätte warm halten sollen, stürzt sich nun auf eigne Faust in das unglaublichste und hirnverbrannteste Abenteuer, natürlich infolge von Größenwahn und unter einem Schwall schönrednerischen Phrasen, der einem alle Überweiber ein- für allemal vergällen könnte.

Das Gespenst, von dem Cassiodor sprach, ist Justinian oder vielmehr Amalasuntas abenteuerliche Idee, sich mit ihm zu vermählen, ohne daß sie dafür einen bessern Grund hat als den, daß sich der Kaiser in achtungsvoller und bewundernder Weise über sie ausgesprochen hat. Er hat gesagt:

Zur Königin geboren, eine Frau.
Hier steht Rom uns wieder auf.
Leibhaftig kennen möcht ich diese Frau,
. . . . . . die Augen möcht ich sehn,
Die den Verstand so königlich entsenden,
Gestalt und Antlitz, das Gefäß, das ganze,
Das solchen Geist umfaßt.

Die sizilische Gotenniederlassung am Vorgebirge Lilybäum hatte zu diplomatischen Verhandlungen zwischen Amalasunta und Justinian geführt, auf die im Laufe des Stücks wiederholt Bezug genommen wird, und in denen auf Zutun unsers Überweibs dem byzantinischen Löwen zu der Kuh, deren er sich mit Gewalt bemächtigt hatte, auch deren Kalb zu teil geworden war. Zum Besitz des von Belisar besiegten Vandalenkönigs gehörte auch das von Goten bewohnte Gebiet um Lilybäum, das Theoderichs Schwester, Amalafrida, ihrem Gatten, dem Vandalenkönig Trasamund, zugebracht hatte, und statt es darauf ankommen zu lassen, ob man imstande sein werde, dieses Gebiet einem Angriff Belisars gegenüber zu behaupten, hatte die Gotenkönigin das Land ohne weiteres preisgegeben.

Sie sagt zu den beiden schweigsamen Gesandten, die den beiden Familienwäschen ohne eine Miene zu verziehn beigewohnt haben:

> Da euerm Kaiser das Vandalenreich
> Zu eigen ward, ist er nach röm'schem Recht
> Auch Herr von Lilybäum. Nach dem Recht
> Trat ichs ihm ab.

Beide Gesandte werden in diesem Augenblick in ihrer Art beredt: Höchst weise, sagt Petrus und verbeugt sich. Höchst gerecht, sagt Anastasius und verbeugt sich ebenfalls.

Theodahad, ein junger, der königlichen Familie der Amalungen angehörender, von dem lieben Herrgott im Zorn der diplomatischen Karriere zugeteilter Mensch, ist eben mit den beiden Schweigsamen aus Byzanz zurückgekommen, wo er vom Kaiser empfangen worden ist und diesem einen Brief Amalasuntas gebracht hat, durch den die obenerwähnten anerkennenden Worte: Zur Königin geboren, eine Frau usw. veranlaßt worden waren.

Es folgt bis zum Ende des ersten Akts eine Reihe von Szenen und Auftritten, die szenisch zu dem Gelungensten gehören, was Wildenbruch geschrieben hat, und die allein genügen würden, sein merkwürdiges, geradezu divinatorisches Verständnis für szenischen Effekt an den Tag zu legen.

Wie Amalasunta, die einen Cassiodor zur Hand hatte, auf den unglücklichen Gedanken gekommen ist, statt seiner ein Idealschaf wie Theodahad an den durch seine diplomatischen Künste berühmten und berüchtigten Hof von Byzanz zu schicken, wird uns nicht gesagt. Der gute Theodahad *war* in Byzanz und hat von da ein mit blinder Bewunderung für den Kaiser und alles byzantinische Wesen erfülltes Herz zurückgebracht. Er ist von Justinian zum Patrizier ernannt worden, eine für einen Amalungen offenbar mehr als zweifelhafte Standeserhöhung, und erscheint auch in Ravenna im byzantinischen Staatskleide, was ihm von dem Grauschimmel Triguilla die Frage zuzieht:

> Bist du die Königin?
> *Theodahad:* Was soll die Frage?
> *Triguilla:* Weil dir ein Weiberrock am Leibe hängt.

Amalasunta, der einer der beiden Schweigsamen auf den etwas barschen Befehl hin: Das Bild zeig her! ohne ein Wort zu sagen, aber mit tiefer Verbeugung ein „kleines, rundes, in goldnem Rahmen gefaßtes Bild" des Kaisers überreicht, examiniert nun ihren Botschafter über seine Eindrücke, speziell über Justinians Erscheinung. Hier zieht Wildenbruch oder richtiger gesagt Theodahad alle Schleusen seiner poetischen Beredsamkeit auf: man sucht nach einem Tisch, auf den man steigen kann, um nicht im ersten Anlaufe weggeschwemmt zu werden.

Sprich mir von ihm, sagt Amalasunta, die „mit wogender Brust auf das Bild niedersieht," und nun brichts los:

> *Theodahad:* So muß ich von der Sonne
> Dir sprechen; denn die Sonne dieser Welt
> Das ist er! An dem sorgenvollen Tage,
> Als Belisar zu Schiff ging nach Karthago
> Zum Kampf mit den Vandalen, sah ich ihn.
> Byzanz erzitterte — ein einziger
> War ruhig, wie an allen Tagen — er.
> Ich sah ihn, als heimkehrend Belisar
> Ihm das gefangene Vandalenvolk
> Zu Füßen breitete wie eine Schleppe,
> Die ihm der Sieg gewoben. Ganz Byzanz
> In Jubel überschlugs

(die Kosten, den Erfolg oder gar am Ende sich selbst?)

— ein einziger
War ruhig, wie an allen Tagen, er.
Im Hippodrom, umringt von Ungezählten,
Erhob er sich vom Thron, und aus dem Staube
Zog er den schmachgebeugten Gelimer,
Stark, weise, milde, herrlich wie ein Gott.

Theodahad kommt nun darauf zu sprechen, daß Justinian Frauenrat und Klugheit aufs höchste schätze.

Man sagt von einer,
Auf deren Ratschlag er bei allem hört.
Amalasunta: Sprichst du von seiner Frau? Ist er vermählt?

Und nun gilt es, Amalasunta klar zu machen, wer Theodora ist, und was sie war, und dabei ist sich Wildenbruch der feinen Komik, mit der er die Sache führt, offenbar durchaus bewußt gewesen: die Stelle atmet wahren Humor. Ist er vermählt? hatte Amalasunta gefragt.

Theodahad: O nein!
Petrus: Er ist es nicht.
Anastasius: Er ist es nicht.

Damit und mit drei andern Worten, von denen eins (keineswegs) auf Petrus kommt, und zwei (o nein!) auf Anastasius, ist die Leistung der beiden Schweigsamen zu Ende. Am Schluß der Theodahad erteilten Abfertigung, die Wort für Wort wiedergegeben werden muß, weil sie das Überweib wie Röntgenstrahlen durchleuchtet, wird der beiden mit den Worten erwähnt:

Die Senatoren
Petrus und Anastasius gehn mit dir.

Und dann sagt Amalasunta noch: Ihr seid entlassen, worauf sich die beiden, natürlich schweigsam, verbeugen. Kein Vogel, keine Dose, keine Büste, kein Bild!

Da Amalasunta von den Schweigsamen nichts erfahren kann, liegt die Last der Erklärung ganz auf Theodahads Schultern, dem man an dieser Stelle einen gewissen Humor nicht absprechen kann. Theodora ist — Patrizierin. Das genügt Amalasunta nicht.

Wer ist sie? fragt sie. — Von woher? — Wer ist ihr Vater? Petrus und Anastasius machen eine tiefe Verbeugung und blicken stumm verlegen vor sich hin.

Theodahad: Ihr Vater hieß Akakios.
Amalasunta: Namen — Namen —
Was war Akakios?
Theodahad: Er war — Bärenwärter
Im Zirkus.
Amalasunta: Bären — wärter?
Theodahad: Bei den Grünen.
Amalasunta: Bei den — bei wem?

Selbstherrscherin bei so mangelhafter politischer Information, das wird kaum gut enden können. Und nun erfährt sie noch, da sie über Theodoras Vergangenheit berichtet zu sein wünscht, was Alexandrien Byzanz mitgeteilt hatte.

Theodahad: Man sagt,
Sie hätte im Theater
Durch Geist geglänzt und auch — vielleicht getanzt.

Amalasunta erholt sich rasch von diesem Schreck — es geht bei Wildenbruch immer alles prompt wie bei einem Vorbeimarsch —, sie fertigt die Behauptung, daß Justinian mit einer Gauklerin auf vertrautem Fuße stehn könne, als Verleumdung ab und beauftragt Theodahad kurz entschlossen, das Schiff, mit dem er eben angelangt ist, mit Gold und Silber zu beladen und samt den beiden Schweigsamen nach Byzanz zurückzukehren, um — dem Kaiser ihre Hand anzutragen. Man befühlt sich Kopf und Hände, und da man wirklich im Parkett sitzt und nicht schläft,

sondern wacht, so lauscht man andächtig dem Auftrage, den Theodahad erhält, und den er wie ein gelehriger Starmatz Wort für Wort auswendig lernt:

> Als meinen Boten schick ich dich —
> Daß du ihm sagen sollst: Amalasunta,
> Die Kön'gin ist, sowie du König bist,
> Die einsam ist, sowie du einsam bist,
> Die kalt man nennt, sowie sie kalt dich nennen,
> Weil unsre eigne Sonne uns bescheint,

(weiter kann es der Höhenwahnsinn offenbar nicht treiben)

> Sie läßt dir sagen, daß sie kommen will,
> Daß sie dich hören, sehn, erfahren will,
> Ob deine Seele so nach Leben hungert,
> Nach großem, wie die Seele lechzt in ihr.
> Und bist du so, dann wollen wir uns beide,
> Wir Hungernden, auf Gipfelhöhn der Welt
> Die Tafel richten und ein Mahl bereiten
> Und eins am andern uns ersättigen.

Sie wird dem Boten in einem zweiten Schiffe folgen, und nachdem die Männer weg sind, kommen mit Gudalinde, Theodahads Gattin, einige die Weiblichkeit angehende Fragen zur Sprache. Gudalinde soll sie schmücken.

> Heut ist ein neuer Tag.
> Schön will ich sein.

Gudalinde: Du bists ja?

Amalasunta: Schöner noch

> Durch Schmuck ....
> Heut, in Gedanken, tret ich vor den Mann,
> Den ich erwählte.

Gudalinde: Drüben? In Byzanz?

> Der große Kaiser?

Amalasunta: Hast du nicht gehört,

> Er sucht nach mir — wie Adler überm Meer
> Begegnen unsre beiden Seelen sich.
> Gleiche zum gleichen — also komme ich.
> Euch alle bring ich ihm zur Morgengabe;
> Das Gotenreich vermähl ich mit Byzanz.

Und wie Gudalinde sich wundernd die Hände zusammenschlägt und das wahre Wort sagt: So — ungeheuer, streichelt ihr das Überweib lächelnd das Haar und sagt:

> Armes Seelchen schwindelt,
> Weil mans zum erstenmal auf Höhen führt,
> Wo Weltenschicksal ihm zu Füßen liegt?
> Mags euch erschrecken — ich bin euer Schicksal,
> Und fliegen müßt ihr lernen, wie ich fliege,
> Freiwillig oder widerstrebend! Komm —
> So Großes kann der kleine Kopf nicht denken?

Hat großsprecherische Vermessenheit wirklich keine Grenzen? Ist jemand, der so ins Blaue hinausjagt, überhaupt noch vernünftig und bei Sinnen? Kann man ihn, wenn er schließlich mit gebrochnen Gliedern daliegt, als ein unglückliches Opfer bedauern, und muß man nicht vielmehr zugeben, daß ihm Recht geschehn ist?

Wie Wildenbruch darüber denkt, weiß man ja nicht, aber der Eindruck, den solche selbstgefällige, jeder tatsächlichen Begründung entbehrende Reden machen, ist deshalb so unbehaglich, weil man unwillkürlich glaubt, auch der Dichter täusche sich mit schönen Worten über die Wirklichkeit hinweg und empfinde den Hochmut und die Torheit, die er als Edelmut und Übermenschentum preist, nicht in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, sondern erwärme sich für sie an den eignen, leider Gottes einem nur zu goldnen Munde entströmenden Worten. Auch Wallenstein war ein vermessener, hochmütiger Mann, der sein Schicksal nicht mit dem andrer Sterblicher vergleichen wollte; sagt doch Schiller selbst:

Ihr kennet ihn ....
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Und doch, wie überlegt, wie zagend, wie menschlich ist dieser Wallenstein in Schillers Schilderung, verglichen mit dem sinnlos dahinstürmenden Überweib. Gordon gegenüber freilich spricht er, schon am Rande des Abgrunds wandelnd, von seinen großmütigen Sternen und ruft verblendet aus:

Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen mich heraus,
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.

Aber wie fein und sicher hat Schiller dafür gesorgt, daß wir es fühlen, wie des Dichters Ohr den gewaltigen Schritt des unerbittlichen Schicksals vernimmt:

Mit leichtem Mute knüpft der arme Fischer

— sagt Gordon —

Den kleinen Nachen an im sichern Port,
Sieht er im Sturm das große Meerschiff stranden.

Und:

Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Und von Max sagt Wallenstein selbst:

O ihm ist wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt.

So vereinigen sich denn abends die Goten zur Festfeier in dem durch Fackeln erleuchteten Saale. Der königliche Stuhl steht auf einer Stufe erhöht und mit Lorbeer geschmückt, davor ein Tisch mit dem Königshumpen, und wie es sich darum handelt, dem toten König, dessen Platz man sich auf dem leeren Königsstuhle zu denken hat, die beiden vornehmsten Goten zu Gesellschaftern zu geben, bezeichnet Vitiges, der Gotenführer, als zweiten, der neben des Königs Stuhl sitzen soll, einen jungen Mann, den die andern nicht kennen; er heißt Amalrich und ist außer Theodahad der einzige noch lebende männliche Amalunge. Sein Auftreten, seine Art zu sein und seine Rede erinnern bisweilen an Parsifal, bisweilen, jedoch in durchaus veredelter Weise, an Kaliban. Die Figur ist Wildenbruch in der Gesamtanlage und in der einzelnen Durchführung außerordentlich gelungen. Man kann sagen, er hat damit einen genialen Griff getan, der das ganze Stück mit einem Wurf in die höhere Region des nationalen Heldenepos emporhebt. Wunderlich und verträumt ist Amalrich allerdings, aber die Art, wie sich Wildenbruch des Charakters seines Helden bedient, um die Legende, die Vision, das Übernatürliche, die Volkspoesie in den Kreis seines Stücks hereinzuziehn, ist meisterlich.

Amalrich ist der Sohn Arigers, des Amalungen, den Theoderich nebst tausend edeln Goten und fünftausend Knechten seiner Schwester Amalafrida mitgegeben hatte, um deren Brautschatz zu bewahren. Nach des Vaters Tode ist der Sohn im Lilybäischen Land an dessen Stelle getreten. In einer vorzüglich gut angelegten Szene erfahren die Goten, was Amalrich getan hat, als Belisar, nach seinem Siege über die Vandalen in Afrika, die sizilischen Goten auffordern ließ, als Mitbesiegte das Land zu räumen. Statt dem Überbringer dieser anmaßenden Forderung zu antworten, hatte er ihn bei der Gurgel gepackt und ins Meer geworfen. Das war offenbar die einzig richtige, obwohl völkerrechtlich anstößige Antwort gewesen, aber freilich, als dann kurz darauf von Ravenna der Befehl gekommen war, das Land zu räumen, hatte Amalrich ebenso ohne weiteres gehorcht.

Da die andern, denen der junge Mann aus der von ihm dem Befehl gegenüber bewiesenen Nachgiebigkeit keinen Hehl macht, in ein unwilliges Gemurmel aus-

brechen, wird ihm die Sache doch bedenklich: War denn bei dem allen etwas nicht in Ordnung? fragt er, und da ihm gesagt wird, in der Ordnung sei zwar alles gewesen, aber gerade daß es in Ordnung gewesen sei, sei schlimm, sagt er:

Dann ahnt mir.
Triguilla: Ahnt dir was?
Amalrich (starr vor sich hinblickend):
Der Teufel hat die Hand im Spiel gehabt
Und dem verdammten schwarzen Zwerg geholfen.

Der schwarze Zwerg ist der Zwergenkönig Laurin, dessen Rosengarten in Bern der Sage nach Theoderichs Mannen zerstört haben sollten, und aus dem Amalrich einen Zauberer macht, der in verschiednen Avatars immer von neuem erscheint, ohne je zu sterben, und der — so behauptet der junge Amalunge — jetzt als Kaiser Justinian lebe.

Heut heißt er Justinian, einst hieß er anders,
Heißt morgen wieder anders; niemand weiß,
Wie er sich übermorgen nennen wird.
Und immer ists Laurin, der schwarze Zwerg.
Ihm ist versprochen, daß er leben soll,
Bis alle weißen blonden Menschen tot.

Laurin, sagt Amalrich, sei der klügste und stärkste von allen Männern auf Erden, nur eine sei ihm überlegen:

Die ist noch klüger,
Sie denkt dreimal, da wo er zweimal denkt.
Er ist voll Furcht — sie weiß von Fürchten nicht.
Sie ist so schön, wie nie ein Weib gewesen.
Ihr Wille überflügelt seinen Willen,
Sowie der Falke überm Reiher fliegt.
Sie wird den Fuß auf seinen Nacken setzen.
Sie ist die Stärkste, und sie hat Gewalt.

In dem Augenblick wird es in der Loggie hinter dem Purpurvorhang hell: weder die Goten noch die Zuschauer können einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß Amalasunta, die sich eben in der Loggie eingefunden hat, mit der von Amalrich berichteten Prophezeiung gemeint ist, eine Prophezeiung, die freilich in der kläglichsten Weise zu Wasser wird, und von der man glauben möchte, sie hätte ebensowohl wie Amalasuntas maßloses Prahlen etwas abgemildert werden können, da es in der gegenwärtigen Form und Fassung am poetischen Gleichgewicht zwischen Prophezeiung, Schuld und endlichem Schicksal doch einigermaßen fehlt.

Amalrich scheint Theoderich nur unter dem Namen Dietrichs von Bern zu kennen, und als ihm die Goten wegen dieser Unkenntnis verwehren wollen, als einziger anwesender Amalunge aus dem Königsbecher Bescheid zu tun, schwingt er ihn hohnlachend:

Ihr — mir?
Triguilla: Nicht trinken
Soll aus des Königs Becher, wer nichts weiß
Von seinem König.
Amalrich: Was ihr all nicht wißt,
Weiß ich von ihm: Ich habe ihn gesehn.
Vitiges: Den — toten König? Wann?
Amalrich: In einer Nacht —
Alles war totenstill — hab ich gehört —
Von Afrika herüber kam ein Schrei,
Wie wenn ein Mensch in Todesnöten ruft.
Es war kein Wind, und plötzlich hub das Meer
Von selbst zu wirbeln und zu schäumen an.
Und da — in Lüften — auf nachtfarbgem Roß
Geritten kams —
Vitiges: In — Lüften?
Amalrich: Kams geritten
Groß wie ein Berg —
Vitiges: Was kam?

Triguilla: Wer kam?
Amalrich: Ein Mann.
Zwei Adlerflügel standen ihm am Helm
Drei Ellen breit.
Vitiges (flüsternd zu den Goten):
Ganz wie Theoderich.
Amalrich: Zwölfzackge Krone war des Helmes Spitze.
Vitiges: So war sein Helm.
Triguilla (leise): Noch wartet ab. (Laut:) Zwölf Zacken
Gut. Aber weiter?
Amalrich: Mitten aus den Zacken
In Gold getrieben stand ein Löwe auf.
Triguilla (entsetzt zurückfahrend):
Bei Gott im Himmel. Ja — so war sein Helm.
Amalrich: Fünf Klafter lang an seiner Seite hing
Das Schwert herab —
Vitiges: Das alles sahst du? Sahst du?
Amalrich: Unter den Sternen reiten sah ich ihn.
Im Nacken hat das Haupt er umgewendet,
Sowie ein König, der den Heerbann sucht.
Und als er keinen sah,
Hob er die Faust und drohte und verschwand.

Wie nun Amalrich den Königsbecher mit den Worten leert:

Der mit Laurin dem Zwergenkönig
Im Rosengarten stritt, Dietrich von Bern!

kennt die Begeisterung der Goten keine Grenzen, sie trinken Amalrich zu und verlangen mehr von Dietrich von Bern zu hören, worauf ihnen Amalrich das Lied von König Dietrich und dem Rosengarten des Zwerges Laurin unter immer höher wachsender Begeisterung zum besten gibt. Während seines Vortrags wird der Purpurvorhang, der die Loggie verhüllt, zurückgeschlagen, und Amalasunta im weißen goldgestickten Gewand, mit entblößten Armen und Schultern, das aufgelöste Haar, von einem Stirnreif durchflochten, bis zu den Hüften niederhängend, erscheint an der Brüstung.

Sie stört durch beißende, unfreundliche Bemerkungen das allgemeine Behagen und macht sich den Goten wie dem Zuschauer unangenehm. Da Wildenbruch nicht der Mann ist, der in einem solchen Falle nicht gewußt hätte, woran er war, und was er tat, so muß man annehmen, daß dieser widrige Eindruck aus irgend einem besondern Grunde, der dem Dichter klar war, aber dem Zuschauer schwerer verständlich wird, unvermeidlich war: vielleicht war der Zweck, dem Zuschauer Gelegenheit zu geben zu der Wahrnehmung, daß Amalrich, wie dies in der Tat geschieht, der einzige Gote ist, der sich Amalasunta trotz ihres den Widerspruch geradezu herausfordernden Benehmens wie ein verzauberter Anbeter blind gehorsam unterordnet.

Du Schöne — Wunderschöne — weißer Gott —
Befiehl mir — sprech ich weiter?

Das Lied vom Rosengarten, das bekanntlich am Ende berichtet, wie Dietrich den Zwerg Laurin trotz dessen Tarnkappe mit der nackten Hand so packte, daß er pfiff wie zehntausend Mäuse, und ihn zur Erde warf, nachdem er ihn sich dreimal ums Haupt geschwungen hatte, gibt mehrfach zu Ausbrüchen frischen Gotenhumors Veranlassung, namentlich an einer Stelle, wo Amalrich erzählt, der Zwergenkönig Laurin sei über die von den beiden Goten Wittich und Wolfhart angerichtete Verwüstung seines Rosengartens so empört gewesen, daß er gerufen habe:

Ihr bösen Affen,
Wie habt meinen Garten ihr mißgeschaffen!

Das geht den fidelen Goten ganz über die Hutschnur, und sie möchten sich ausschütten vor Lachen.

Gerade als Amalrich sein Lied beendet hat, kommt die doppelte Meldung an Vitiges, daß Theodahad heimlich mit den beiden Gesandten abgesegelt sei, und daß

ebenso heimlich das Königsschiff zur Abfahrt gerüstet werde. Damit Amalasunta ihren Plan, nach Byzanz zu segeln, nicht ausführen könne, wird der Palast mit Wachen umstellt, und die Königin wird zur Gefangnen erklärt, worauf sie — in Tränen ausbricht.

Amalrich: Seht ihr denn nicht? Sie weint.

Er nimmt sie gegen die übrigen in Schutz, und ruft ihr in dem einen Falle, freilich mit einem geradezu überwältigenden Aufwande von Negerdeutsch, zu:

Nicht zucken Hand! Nicht fürchten dich vor denen.

Aber seinem Glauben an den „weißen Gott," seiner Verehrung für die schöne Frau tut die Kindlichkeit seiner Sprache keinen Eintrag:

Seht sie — sagt er —, welch ein Weib!
Sie denkt Gedanken, die noch keiner dachte.
Sie geht den Gang, und sie nur sieht das Ziel,
Nach dem sie geht. Toren, wenn ihr sie hindert,
Wenn ihr den Zauber stört, der diese führt.
Das Schicksal aller weißen blonden Menschen
Hier stehts, in diesem weißen blonden Weib.
Amalasunta (greift über die Brüstung nach seiner Hand):
Mensch — du hellsehender —

Mit fast unheimlicher Schnelligkeit werden die Goten Amalasuntas Neigung für Amalrich gewahr:

Der erste Mann auf Erden,
An dem es schmilzt, dies harte, kalte Eis!

und überlassen die beiden einander. Die ausgestellten Wachen werden von den Toren zurückgenommen, und alle, außer Amalrich, ziehn sich zurück, in der Hoffnung, er werde die Gelegenheit benutzen und in glücklicher Werbung die Hand der Königin davontragen.

Tochter Theoderichs, hat Vitiges gesagt, du stolze Tochter
Des großen Vaters, willst du immer denn
Nur Kön'gin sein? Nie Weib? Nie Baum? Nur Wipfel?
Hier, dieser Jüngling, Blut vom Königsblut
Der Amalungen, das auch dich erzeugte,
Ihm anvertraun wir unser Schicksal, dich.
Nennst du es Zwang — dein Wille deine Freiheit —
Ich schweige — hör mein Schweigen — du verstehsts.
Amalasunta: Geht alle — einer bleibe. (Sie zeigt auf Amalrich.)

Es folgt nun der Schluß des ersten Akts, ein Aktschluß, der eine der seltsamsten Liebesszenen ist, die je geschrieben worden sind. Die Herzen finden sich, die äußern Verhältnisse sind dem Bunde nicht bloß günstig, sondern scheinen ihn geradezu zu erheischen, der Jüngling, das liebenswürdigste und liebebedürftigste Wesen, das je aus Dichters Kopf entsprang, ist weiches Wachs in der Hand des Überweibes, nur sie bäumt sich aus falschem Stolze und übermütiger Selbstvergötterung wider das bescheidnere Glück auf, das ihr eine gütige Vorsehung in den Schoß zu werfen bereit ist. Sie will doch segeln, die übrigen „Knaben," die mit Amalrich aus Sizilien gekommen sind, sollen sie begleiten, nur er allein — eine Härte zugleich und ein Bekenntnis — soll in Ravenna zurückbleiben. Er ist in seiner Bereitwilligkeit, zu entsagen, geradezu rührend, und das Überweib fängt sachte an, einem unerträglich zu werden.

Und doch, so unsinnig ihr Beginnen ist, Wildenbruch hat das Ding so bezaubernd beschrieben, daß sie einem doch leid tut, und daß man, wie der blonde Gote, sonst etwas tun würde, um ihr zu helfen. Amalrich ahnt, daß die schöne Frau, die mit seinen Gefühlen spielt wie die lichte Sonne mit dem schweren Nebel, sein Verhängnis sein wird:

Ja, mir ahnt —

Amalasunta: Was, Träumer?

Amalrich: Einmal werd ich an dir sterben.
(Sie sinkt kraftlos auf seine Schulter und — verläßt ihn doch.)
Wertlos war bis heute — sagt sie —
Mir die Vergangenheit — o wär sies noch!
(Sie legt beide Arme um seinen Hals.)
Vergangenheit — so schließ ich deine Sinne.
(Sie küßt ihm die Augen zu.)
Sieh mir nicht nach,
Daß wenn ein Mensch dich fragt nach dieser Stunde,
Du sagen kannst, ich weiß von ihr nichts mehr.
Denn ich war blind und taub. Daß, wenn dein Herz
Der Stunde dich gemahnt, du sagen kannst,
Ich weiß von ihr nicht — ich war blind und taub.
(Sie küßt ihn auf den Mund.)
Und so leb wohl
(Sie küßt ihn noch einmal.)
für immer so
(Sie küßt ihn nochmals.)
leb wohl.

(Der Vorhang fällt. Ein Königreich für einen — Arzt!)

(Schluß folgt)



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

11

Auch ich selbst empfand Befriedigung wie jeder Mensch, wenn er sieht, daß seine Mühe Erfolg hat. Während ich auf kürzerm Wege durch mehrere kleine Straßen zu meiner Wohnung zurückkehrte, hatte ich Gelegenheit, mich von dem Erfolge meines heutigen Unternehmens zu überzeugen. Die Kunde von meiner Revision schien sich durch den ganzen Stadtteil oder wenigstens über die ganze Sandseite verbreitet zu haben, denn auf vielen Dächern wurden die Schornsteine gereinigt, daß der schwarze Staub weit umherflog.

Ich ging dieses mal mit den Hühnern zu Bett, machte gegen Morgen meine Runde, nahm, als ich sie mit Tagesanbruch beendet hatte, den Tee ein und warf mich dann in meinen besten Staat. Das Waschen erwies sich aber als eine vergebliche Mühe, denn von meiner linken Hand ließen sich die Rußspuren auf keine Weise entfernen. Ich hatte nämlich, um den Unterschied kennen zu lernen, auch eben gekehrte Schornsteinwände betastet. Ich hatte dabei erfahren, daß sich ein vernachlässigter und ein gereinigter Schornstein so verschieden anfühlen wie ein Tannenzapfen und ein Stück Seidenzeug. Ich hatte mich aber auch überzeugen müssen, daß in gekehrten Schornsteinen der feine Ruß wunderschön schwarz färbte. Nun sah ich bei wiederholtem Waschen, daß diese Farbe zum Verzweifeln echt war. Ich mußte zuletzt die fruchtlose Mühe aufgeben und beschloß den linken Handschuh während meines Besuchs nicht auszuziehn, wie viele es tun, ohne einen triftigen Grund dafür zu haben.

Den Besuch beabsichtigte ich bei den Ssawinskis abzustatten. Es war Sonntag. Ich wollte im Stadtteilhause die Klage gegen den Kaufmann Issotow aufsetzen, ohne den Schriftführer damit zu belästigen, und zu gehöriger Zeit den Ssawinskis meine Visite machen.

Guido schlief, als ich in das Dienstlokal trat. Er hatte, wahrscheinlich um der Luft freiern Zutritt zu geben, den Schirm zusammengeklappt und an die Wand gelehnt und lag in seinem Bette so ungeniert, als ob er in seinem Schlafzimmer und nicht im Polizeilokal wäre, wo jedermann zu jeder Zeit freien Zutritt hatte. Ich gestehe, die Größe dieser Rücksichtslosigkeit machte Eindruck auf mich, und die fortgesetzte Keckheit — oder war es Stumpfheit? —, mit der er den Zorn des Aufsehers herausforderte, setzte mich in Erstaunen. Ich hätte um keinen Preis in seiner Haut stecken mögen, falls Jemeljan Afanasjewitsch jetzt gekommen wäre und ihn gefunden hätte. Aber er hatte Glück wie viele, die nicht wissen, was sie tun. Der Aufseher stellte sich seltsamerweise an diesem Morgen nicht ein.

Guido erwachte, als Iwan mir den Mantel abnahm und dabei mit dem Holzbeine einigemal hart auf die Diele stampfte.

Leise, Teufel! rief er mit verschlafner Stimme.

Guten Morgen, Peter Arkadijewitsch! sagte ich. Wie haben Sie geruht?

Er hatte auf dem Rücken gelegen. Jetzt wälzte er sich herum, stemmte das Kinn in die Hände und sah mich aufmerksam an, antwortete aber nicht.

Ich setzte mich an den Schreibertisch, ließ mir von Iwan Papier und das gestrige Protokoll reichen und begann meine Arbeit.

Guido betrachtete mich noch eine Weile. Dann erhob er sich und befahl Iwan, ihm Wasser zum Waschen zu bringen und ihm behilflich zu sein. Ich mußte meine Schreiberei unterbrechen, denn mich störte die Seelenruhe, mit der er an diesem öffentlichen Orte seine Toilette machte. Endlich war er fertig, beauftragte Iwan das Bett zu machen, den Schirm vorzustellen, die Teemaschine zu besorgen und zum Bäcker zu gehn. Dann näherte er sich mir, indem er den Rock zuknöpfte.

Alexander Andrejewitsch, sagte er feierlich mit einer hölzernen Verbeugung, entschuldigen Sie, daß ich Ihnen vorhin nicht antwortete. Ich wagte nicht zu einem Beamten, der so hoch über mir steht, zu reden, während ich mich in einer unpassenden Lage befand und nicht in der Uniform war. Wenn Sie es mir jetzt gestatten wollen, erlaube ich mir Ihnen einen guten Morgen zu wünschen.

Machen Sie keine schlechten Witze, Peter Arkadijewitsch.

Gott bewahre! Würde mirs nie herausnehmen! sagte er mit einer neuen Verbeugung. Jemeljan Afanasjewitsch hat mir gestern den Abstand klar gemacht.

Was soll das heißen?

Jemeljan Afanasjewitsch beliebte mir am Abend eine Abschiedsvisite zu machen. Sie wissen, er ist so seelengut. Er wollte — aber erlauben Sie vielleicht, daß ich mich in Ihrer Gegenwart setze? nur auf ein Eckchen dieses Stuhls?

Hören Sie auf, Peter Arkadijewitsch.

Ich danke Ihnen. Er wollte in seiner Gutmütigkeit nicht, daß ich glaubte, er zürne mir, und da kam er, um mir zu meiner Beruhigung eine gute Nacht zu wünschen. Aber er geriet dabei in Zug und predigte mir eine halbe Stunde vor. Er ist ein gediegner Charakterzeichner. Er schilderte mich so treffend! Ich erkannte mich gleich. Als er dann aber begann, Sie zu malen — ah! Alexander Andrejewitsch, ich kann nicht anders, erlauben Sie!

Er stand auf und verbeugte sich.

Was beabsichtigen Sie eigentlich, Peter Arkadijewitsch? fragte ich unfreundlich.

Er kniff die Augen zusammen. Er wollte, wie mir schien, seinem Gesicht einen schlauen Ausdruck geben.

Sehen Sie, Alexander Andrejewitsch, ich habe mich noch nicht entschlossen, welche Absicht ich mir aneignen soll. Aber Ihre Größe fühle ich, Alexander Andrejewitsch. Gott ist mein Zeuge.

Er legte die Hand an die Brust und beugte den Oberkörper vor.

Mir wurde das Geschwätz zuwider. Ich ergriff die Feder und begann zu schreiben. Ich fühlte, ohne ihn anzusehen, daß er mich hohnlächelnd betrachtete. Nach einiger Zeit setzte er sich und zündete sich eine Papiros an. Bald brachte Iwan die Teemaschine.

Alexander Andrejewitsch, fragte Guido, darf er den Tee an dem Ende dieses Tisches servieren?

Alexander Andrejewitsch, wiederholte er, als ich schwieg, Sie scheinen sich geärgert zu haben, und ich frage doch ganz im Ernst und in der besten Meinung. Wird es Sie nicht im Schreiben stören, wenn ich an demselben Tische trinke?

Nein.

Ich setzte meine Schreiberei fort. Er klapperte unterdessen mit dem Geschirr, schalt Iwan wegen des Brotes, das ihm nicht gefiel, und bereitete den Tee.

Darf ich Ihnen ein Glas Tee anbieten? fragte er, als ich meine Schrift beendet und unterzeichnet hatte.

Nein, ich danke.

Mit schönen frischen Zitronenscheibchen?

Ich schüttelte den Kopf.

Oder mit prächtigem Erdbeerensaft?

Ich habe schon getrunken, Peter Arkadijewitsch, sagte ich ablehnend, wunderte mich aber im stillen, wer ihm die merkwürdig große und reife Zitrone besorgt haben könnte, die ihren Duft über den langen Tisch bis zu mir verbreitete, und woher der Erdbeerensaft in einem zierlichen, mit künstlich ausgezacktem Papier umbundnen Glastöpfchen stammen möchte.

Natürlich, sagte er, indem er sein Glas füllte und ein Brötchen vom Teller nahm; Jemeljan Afanasjewitsch ist ein Grobian, dabei ein harter Mensch, dem es Vergnügen macht, wenn er jemand unterdrücken kann. Ich leide und dulde, denn — ich habe nicht die Macht und die Mittel, mich zu wehren. Darum betrachtet er mich immer mehr als Wurm, den er treten darf. Na — der Wurm wird sich vielleicht einmal krümmen. Aber wenn Jemeljan Afanasjewitsch jetzt hier säße und eben eine Arbeit beendet hätte, ich versichere Ihnen, ein Glas Tee mit Zitronenscheibchen tränke er doch mit.

Jemeljan Afanasjewitsch ist schlimm, fuhr er fort, als ich nichts erwiderte. Ich betrachte es als eine Strafe Gottes für die Sünden meines Vaters und meiner Mutter, daß gerade er mein Vorgesetzter sein muß. Aber wenn er nächstens Gehilfe des Polizeimeisters wird, und Sie an seine Stelle treten, dann nehme ich meinen Abschied. Sie würden mich noch grausamer und verachtungsvoller behandeln. Daran ist kein Zweifel. Darf ich Ihnen nicht ein Glas eingießen?

Er sprach so komisch ernsthaft, daß ich lachen mußte.

Ich bitte um ein Glas, sagte ich, obgleich es mit meiner Aufseherschaft noch gute Wege hat.

Nun, meinte er, nach dem, was er gestern hier vortrug, dürfte es vielleicht nicht gar weit im Felde stehn. Zitrone, oder Saft?

Ich bitte um ein Scheibchen Zitrone und — daß Sie mit der Neckerei aufhören. Ich gebe doch wahrlich keinen Anlaß dazu.

Er gibt keinen Anlaß! rief Guido und schlug die Augen zum Himmel empor. Jemeljan Afanasjewitsch sagt, daß Sie mehr wert seien als wir übrigen drei Gehilfen zusammen — daß man bereits nach den wenigen ersten Tagen Ihren Einfluß auf die Schutzleute spüre — daß Ihre Idee des Schornsteinrevidierens nicht mit Gold zu bezahlen sei — daß aber auch Sie allein imstande seien, diese Idee durchzuführen (Jegorow hatte ihm nämlich eben Bericht erstattet) — daß ...

Hören Sie auf, Peter Arkadijewitsch.

Ich gehorche, sagte er, neigte den Kopf und machte sich über das Brot und den Tee her.

Peter Arkadijewitsch, wo werden so ungewöhnlich aromatische Zitronen verkauft?

Wenn ich das wüßte, Alexander Andrejewitsch! sagte er träumerisch und sah mich lächelnd an.

Oder verabfolgt Jemeljan Afanasjewitsch Ihnen die als Zugabe zum Arrest?

Brr! sagte Guido schaudernd, nennen Sie diese Zitronen und den rohen, boshaften Menschen nicht in einem Atem. Iwan!

Was belieben Sie, Euer Wohlgeboren?

Iwan, woher haben wir die Zitronen und die Säfte? Es gibt nämlich mehrere Gläschen.

Der Krüppel schmunzelte.

Befehlen Sie, zu erzählen, Euer Wohlgeboren?

Ach ja, erzähle. Es ist immer angenehm, an Angenehmes erinnert zu werden.

Guido machte ein Gesicht, das interessant sein sollte, verdrehte schmachtend die Augen, stützte die Hand an die Wange und sah sehr dumm aus.

Sie ging vor dem Hause auf und nieder, begann Iwan in strammer Diensthaltung. Ich trat vor die Tür, um mein Pfeifchen zu rauchen. Was geht sie so lange hin und her, dachte ich, und sieht mich immer an? Endlich fragte sie ganz leise: Ist hier der Gehilfe? Einer ist hier, sagte ich. Herr Guido? fragte sie. — Ja, sagte ich, Peter Arkadijewitsch Guido. — Kann er nicht herauskommen? fragte sie. — Belieben Sie zu sehen, der Wachmeister war hier und wartete auf den Aufseher. Jemeljan Afanasjewitsch konnte jeden Augenblick eintreffen. Also sagte ich: Nein, er kann nicht. Da gab sie mir Äpfel in einem Tuche. Ich roch gleich, daß es Äpfel waren. — Geben Sie das dem Herrn Guido, sagte sie und lief rasch fort. Und wie ich das nächstemal rauchen gehe, marschiert sie wieder auf dem Trottoir hin und her. Sie tritt gleich auf mich zu und fragt streng wie ein Vorgesetzter: Du bist hier aus dem Hause? — Da hörte ich, daß es eine andre war. Jawohl, sagte ich. — Der Gehilfe Guido hat Arrest? fragte sie, aber so streng, Euer Wohlgeboren, daß ich gar nicht die Zeit hatte zu überlegen, ob ich ihr das sagen dürfe. — Jawohl, sagte ich. — Gib ihm das ab, sagte sie, aber vorsichtig, nicht wie ein Bär! — Es war ein Körbchen. Darin waren Gläser mit Saft, Pastetchen, Sardinen und noch verschiednes andre. So stehn die Sachen, Euer Wohlgeboren.

Da wären die Säfte und noch verschiednes, sagte ich lachend, aber die Zitronen fehlen bis jetzt.

Euer Wohlgeboren, die sind von der Ersten. In dem Tuche waren Äpfel und zwei Zitronen, und oben auf in einem Papiersäckchen Weintrauben. Als Jemeljan Afanasjewitsch beliebt hatte, Peter Arkadijewitsch in die Beichte zu nehmen, hat Peter Arkadijewitsch den ganzen Abend Äpfel und Pastetchen und Weintrauben gegessen.

Du darfst jetzt wieder gehn, Iwan, sagte Guido.

Der Alte stopfte lächelnd seine Pfeife und verließ das Lokal.

Man findet in der Welt noch hin und wieder wirkliche — Anhänglichkeit, sagte Guido mit klagendem Tone; aber selten, Alexander Andrejewitsch, selten.

Ich lachte. Seien Sie aufrichtig, Peter Arkadijewitsch, sagte ich. Sie wollten nicht Anhänglichkeit sagen, sondern Dummheit.

So? fuhr er auf. Sie meinen wohl, ich hätte solche Aufmerksamkeit nicht verdient, ich wäre dessen nicht wert? Sie denken, daß Sie aus der Haut kriechen, um dem Aufseher zu gefallen, sei besser? Sie täuschen sich! Ich überanstrenge mich nicht, schlafe ruhig und schaffe mir so viel Annehmlichkeit wie möglich. Sie klettern in schmutzige Schornsteine und gehn in der Nacht Räubern und Mördern zu Leibe. Hilft Ihnen nichts! Der Dank bleibt gerade so groß, wenn Jemeljan Afanasjewitsch Ihnen auch Honig um die Lippen schmiert. Da haben Sie Ihr Protokoll gemacht. Sie hoffen, Sie richten damit etwas aus? Nichts, sage ich Ihnen. Auslachen wird . . .

Peter Arkadijewitsch! ich habe nicht daran gedacht, Ihnen etwas Unangenehmes . . .

Ach, Unsinn! Ich ärgere mich auch gar nicht. Es ist mir nur widerlich zu sehen, wie Sie sich von dem listigen groben Flegel kirren lassen. Spucken Sie auf ihn. Ich werde Ihnen, wenn Sie wollen, zu Bekanntschaften verhelfen. Sie sollen sehen, das ist ein andres Leben! Ich werde Sie zum Beispiel bei der — nun, von der der Saft kommt — mir ist sie sowieso zu resolut, zu herrisch. Sie würden viel besser mit ihr . . .

Um Gottes willen, Peter Arkadijewitsch, lassen Sie mich aus! rief ich lachend. Ich habe keine Anlagen dazu und kein Verlangen.

Wie Sie wollen. Sie werden mit der Zeit selbst einsehen, daß mein Rat der beste ist.

Um mich der Unterhaltung mit Guido zu entziehn, brach ich auf, nachdem ich Iwan angewiesen hatte, das Protokoll mit der Begleitschrift zum Richter zu tragen. Zu tun hatte ich im Augenblick nichts, da um diese Tageszeit der Aufseher und Nemirow auf den Straßen waren und für die stille Jahreszeit vollkommen ausreichten. Zur Visite war es zu früh. Darum ging ich zu Burin, um ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Er war zu Hause und jubelte laut auf, als er mich sah.

Jetzt bin ich zufrieden! rief er, indem er mich auf das Sofa drängte. Sie glauben es vielleicht nicht, Alexander, aber ich habe diese Tage in der größten Unruhe verlebt. Ich fürchtete, Sie würden nicht wiederkommen, würden sich von mir als von einem Aufdringlichen losmachen wollen.

Er erkundigte sich teilnehmend, wie es mir gehe, und ob mein Dienst sich gut anlasse. Helle Freude malte sich auf seinem Gesicht, als ich ihm erzählte, wie es mir scheine, daß ich auf dem besten Wege sei, mir das Wohlwollen des Aufsehers und durch diesen vielleicht auch des Polizeimeisters zu erwerben. Als ich die Befürchtung äußerte, daß der Richter durch die Freisprechung des Kaufmanns Isotow meine besten Hoffnungen zu Wasser machen könnte, rieb er sich die Stirn.

Warten Sie, warten Sie, Alexander, sagte er; da muß Rat geschafft werden. Der Richter ist freilich ein Mann von einer Selbständigkeit, die an Eigensinn grenzt, aber trotzdem — jeder hat schließlich seine schwache Seite, an der er gefaßt werden kann. Der urwüchsige Kaufmann hat Strafe verdient, daran ist kein Zweifel. Sie haben durchaus nötig, daß er bestraft wird — also er muß bestraft werden, das steht fest. Deshalb muß der Richter im voraus bearbeitet, muß, sozusagen, gehetzt werden.

Das wäre nicht übel, meinte ich, ist aber leider unmöglich.

Unmöglich? warum? fragte er. Ist nicht Wassili Burin da und zu Ihren Diensten! Sichern Erfolg kann ich Ihnen nicht versprechen, aber was in Menschenkräften liegt, soll geschehn.

Sind Sie mit dem Richter näher bekannt?

Nein, leider nicht. Aber das tut nichts. Der Richter fehlt uns — es lebe Agafja!

Wie?

Warten Sie, warten Sie. Vor allen Dingen muß jedenfalls festgestellt werden, wie der Richter über das Reinigen der Schornsteine denkt, und wie er seine eignen Schornsteine in Ordnung hält. Wenn ich mich recht erinnere, sehe ich den Schornsteinfeger recht häufig auf seinem Dache.

Das wäre schon etwas.

Darüber wollen wir uns noch heute Gewißheit verschaffen, und zwar so schnell wie möglich.

Er sah nach der Uhr.

Ist es Ihnen einerlei, fragte er dann, ob wir ein Stündchen früher oder später essen?

Wassili, sagte ich, wir wollen doch einander gegenüber alle Umstände beiseite setzen. Soll das eine Einladung sein, heute wieder bei Ihnen zu essen?

Er sah mich einigermaßen erschrocken an.

Nein, sagte er, eine Einladung soll es nicht sein, da ich mich der Hoffnung hingebe, daß Sie in dieser Absicht gekommen sind.

Alexander, fügte er hastig hinzu, ehe ich etwas erwidern konnte, gönnen Sie mir die Freude. Ich habe Ihnen ja schon gebeichtet, wie ich zu Ihnen stehe, und wie ich Sie betrachte.

Ich danke Ihnen, Wassili, antwortete ich; gekommen bin ich freilich nicht in

der Absicht; aber ich bin gern bereit dazu, weil ich glaube, daß Sie es aufrichtig meinen und auch die Mittel dazu haben. Nur muß ich eine Bedingung stellen.

Er lächelte. Ich sah, er wußte, was ich sagen wollte.

Ganz zu Ihrem Befehl, Herr Gehilfe, sagte er.

Ich will heute und noch manches andre mal bei Ihnen essen, wenn Sie sich verpflichten, nie meinetwegen . . .

Etwas besondres auftragen zu lassen, sagte er, mir lachend das Wort abschneidend. Wird angenommen, Herr Gehilfe. Gott sei Dank! Wir sind keine Hungerleider und verpflegen unsern sündigen Leib ziemlich gut, auch wenn wir allein sind.

Gut. Ich habe nur noch einige Gänge zu machen und finde mich zur bestimmten Zeit ein. Wann soll ich hier sein?

Das ist es eben. Ich esse gewöhnlich schon um eins. Ich möchte aber erst meine Alte hinüber zum Richter schicken. Sie ist bei Agafja gut angeschrieben und wird von ihr einer gewissen Freundschaft gewürdigt. Die Alte ist ein ganz intelligentes Geschöpf. Ich werde ihr die Angelegenheit auseinandersetzen, und sie wird uns die nötige Auskunft bringen. Darüber wird natürlich einige Zeit vergehn. Also wollen wir sagen, um zwei, wenn es Ihnen recht ist.

Mir war es natürlich recht. Gegen zwölf Uhr besah ich mich prüfend im Spiegel, brachte den Gurt und das Säbelband in die beste Lage, glättete den Schnurrbart, warf den Mantel über die Schultern und ging. Ich war in etwas erregter Stimmung. Ich fürchtete nicht so gut aufgenommen zu werden, wie ich es wünschte, und fühlte außerdem leises Grauen vor der Schtschepin, die möglicherweise meine Ankunft bemerken und sich wieder einfinden konnte. Ich eilte so schnell wie möglich an den Fenstern vorüber und huschte leise über Vorplatz und Hof in das Vorhaus des Hintergebäudes. Im Zimmer ließen sich mehrere weibliche Stimmen hören. Ich blieb stehn und horchte. Sollte die Schtschepin da sein? Nein, ich hörte das fröhliche Lachen Maschas. In der zänkischen Wirtin Gegenwart hätte sie nicht so heiter gelacht. Ich klopfte an die Tür. Es wurde still im Zimmer. Jemand näherte sich und öffnete. Es war die Mutter.

Ah, Alexander Andrejewitsch! sagte sie freundlich. Treten Sie näher. Seien Sie willkommen. Bei uns macht man keine Umstände. Das Anklopfen ist ganz überflüssig.

Während ich den Mantel abnahm und aufhängte, überflog ich die Gesellschaft mit einem raschen Blick. Mascha war etwas rot und verlegen. Ich nahm das für ein günstiges Zeichen. Drei junge Mädchen, die um den Tisch gesessen hatten und aufgestanden waren, zupften an den Kleidern und Jacken, um ihnen das vorteilhafteste Aussehen zu geben.

Mascha hielt mir etwas verschämt die Hand hin, aber die Augen blickten schelmisch und schienen mein Kommen zu billigen. Diese grauen Augen übten einen ganz unbegreiflichen Zauber auf mich aus. Sie zogen mich unwillkürlich in ihren Bann. Auch dieses mal brachten sie mich, während ich des Mädchens Hand drückte, so aus der Fassung, daß die Namen der drei Fremden als unverstandne Laute an meinen Ohren vorüberschwirrten. Als die Vorstellung beendet war, und ich auf einem Stuhle am Ende des Tisches Platz gefunden hatte, wußte ich nicht einmal, ob die Begrüßung mit den Vorgestellten auf Verbeugungen beschränkt geblieben war, oder ob wir uns auch die Hände gereicht hatten.

Die Mutter sprach, aber ich hatte mich erst bei ihren letzten Worten so weit gesammelt, daß ich verstand, sie habe mir einen Vorwurf wegen meiner formellen Visite gemacht. Unsre Bekanntschaft, sagte sie, sei so von selbst gekommen, daß wir uns wohl über die gewöhnlichen, im ganzen recht dummen Formen hinwegsetzen könnten.

Namentlich, fügte Mascha neckend hinzu, da wir gleich das erstemal zusammen mit Alexander Adrejewitsch siegreich gegen die Wirtin gekämpft haben.

Freilich war das ganze Verdienst dabei auf der Seite von Alexander Andrejewitsch. Wir hätten ohne ihn schmählich den kürzern gezogen.

Kaum war die Rede auf die Wirtin gekommen, so schnatterten die Freundinnen — es waren Maschas Schulfreundinnen, wie sich während der Unterhaltung ergab — alle zu gleicher Zeit los und überboten sich in boshaften Bemerkungen und Ausfällen gegen sie. Ich wurde allmählich ruhiger und besah mir die drei jungen Mädchen. Schönheiten waren es gerade nicht, aber sie hatten frische Gesichter und konnten durch ihre ungezwungne Natürlichkeit und Lebhaftigkeit wohl gefallen. Sie lachten bis zu Tränen, als ich auf Maschas Erkundigung erzählte, wie ich am ersten Abend der Wirtin im Hof entflohn war, ohne auf irgend etwas Rücksicht zu nehmen.

Die Ssawinskis lachten auch, aber die Mutter teilte mir bei dieser Gelegenheit mit, daß jener Abend den Entschluß, eine andre Wohnung zu suchen, unwiderruflich gemacht habe. Die Schtschepin plage sie seit der Zeit so unaufhörlich und so grob mit Vorwürfen, daß keine Möglichkeit mehr sei, mit ihr auszukommen. Mir war das natürlich höchst unangenehm, und ich erbot mich, die Sache wieder in das alte Geleise zu bringen, indem ich zur Wirtin ginge und ihre Klagen, die sie mir damals hatte mitteilen wollen, geduldig anhörte. Sie baten mich aber das nicht zu tun, denn sie zögen jedenfalls aus, stünden auch schon in Unterhandlung wegen einer andern Wohnung.

Die Freundinnen ließen es sich nicht nehmen, mich wegen meiner Opferwilligkeit zur Zielscheibe einiger Sticheleien zu machen, und ich hätte ihnen allen dafür um den Hals fallen mögen, als ich bemerkte, daß Mascha mich dabei besorgt ansah und mich gewissermaßen in ihren Schutz nahm, indem sie geschickt das Gespräch auf andre Gegenstände lenkte.

Ich wurde von einem der Mädchen gefragt, wann das erwartete Regiment eintreffen werde. Ich hatte noch nichts davon gehört, daß überhaupt eins komme. Nun fielen alle vereint über mich her. Von mir, dem Polizeibeamten, hatten sie gehofft, genaue Auskunft zu erhalten, wie das Regiment heiße, woher es komme, ob es in vollem Bestand in der Stadt bleiben oder zum Teil in die Kreisstädte gelegt werden solle. Des Regiments wegen, sagte die Mutter, müßten sie sich eben mit dem Umziehn beeilen, denn sei das erst da, werde es zur Unmöglichkeit, kleine Wohnungen zu finden. Es heiße, erzählte eine der Freundinnen, diese Truppen kämen weit, weit her, fast aus einem andern Weltteil, und die Offiziere seien vollständig wild, säßen nicht auf Stühlen, sondern mit gekreuzten Beinen auf Teppichen, äßen nur rohes Fleisch und tränken Pferdemilch statt Wasser oder Tee.

Die Mutter lachte herzlich über das Geschwätz und erklärte, daß die Offiziere überall dieselbe Erziehung und dieselbe Art und Weise hätten wie in der frühern hiesigen Garnison. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob sie mit den Offizieren der frühern Garnison viel verkehrt hätte. Trotz meines festen Entschlusses, das Gerede des Brandmeisters zu vergessen, fühlte ich doch, daß es mich innerlich wie mit Nadeln prickelte, während über die Offiziere geplaudert wurde.

Ach ja, antwortete sie, die jüngern Offiziere gingen bei mir ein und aus, als ob sie zur Familie gehörten. Was wollen Sie, Alexander Andrejewitsch! Die jungen Leute hatten meinen Mann wie einen Vater betrachtet. Viele von ihnen waren sozusagen mit Mascha zusammen aufgewachsen.

Ich kann nicht sagen, daß die Auskunft mich sehr erfreut hätte. Anderseits ließ sich aber auch wenig daran aussetzen. Die Sache verhielt sich jedenfalls so, wie die Frau sagte. Sowohl von ihrer wie von Maschas Seite war der Umgang mit den Offizieren etwas natürliches gewesen. Die Mutter hatte mütterlich und die Tochter kameradschaftlich mit den jungen Leuten verkehrt. Daß vielleicht einige, die in dieses Verhältnis mehr Wärme hatten bringen wollen, in ihre Schranken zurückgewiesen worden waren, lag in der Natur der Sache, und selbstverständlich hatte das Anlaß zu Klatschereien gegeben.

Die jungen Mädchen plauderten unterdessen über die Ankunft der Truppen weiter. Sie freuten sich. Sie hofften, dann werde es doch wieder Bälle geben, denn immer, wenn kein Militär mehr in der Stadt sei, schlafe eben alles ein. Sie schienen leidenschaftliche Tänzerinnen zu sein.

Ich fragte Mascha, ob sie auch beabsichtige, die Offizierbälle zu besuchen. Sie schüttelte den Kopf. Sie sei keine Freundin von lärmenden Vergnügungen, sagte sie. Ihre Leidenschaft sei die Natur. Im Sommer aus der Stadt zu wandern, einige Stunden im Freien zuzubringen, sei ihr lieber als alle Bälle zusammengenommen.

Ja, Mascha ist ganz Luft- und Grasschwärmerin, sagten die Freundinnen lächelnd.

Ich glaube, sie hat eigentlich eine Heuschrecke werden sollen und ist nur durch Zufall Offizierstochter geworden, fügte eine hinzu.

Vor Bällen und Tanzgesellschaften läuft sie davon, ergänzte die zweite. Schließlich geht sie noch ins Kloster, wenn sie nicht unterdessen ....

Ach, das war früher, meinte die dritte. Jetzt ist sie ein Jahr älter und vernünftiger, jetzt wird sie sich vielleicht nicht von den Bällen ausschließen.

Geht mir mit euern Bällen! rief Mascha. Ich will nichts davon hören.

Drollig genug ist es manchmal auf den Offizierbällen, erzählte eine der Freundinnen, wenn man mit den Herren noch nicht bekannt ist und sich vorher mit niemand von den Tänzern hat verständigen können. Denken Sie sich, als ich zum erstenmal in den vorigen Offizierklub kam, saß ich und erwartete mit Ungeduld den Beginn des Tanzes, und dazu gesellte sich die Furcht, daß ich als Fremde vielleicht gar nicht engagiert werden würde. Die Musik fing an. Die Herren Offiziere suchten sich Damen. Ich war mehr tot als lebend. Da trat ein Adjutant auf mich zu. Tanzen Sie, mein Fräulein? fragte er. Ja, sagte ich und wollte aufstehn, und — stellen Sie sich meinen Schreck vor — er wandte sich ab und nahm sich eine andre Dame nicht weit von mir. Ich saß, als ob man mich mit kaltem Wasser begossen hätte, oder vielmehr mit siedendem. Ich sprang zuletzt auf, drückte mir das Tuch vor das Gesicht und lief in das Nebenzimmer. Ich gestehe, ich weinte. Weshalb hatte der nichtswürdige Mensch mir diese Schmach angetan? Einige ältere Damen erkundigten sich, was mir fehle, und als ich ihnen schließlich unter Schluchzen mein Leid klagte, lachten sie mich aus. Der Adjutant, sagten sie, habe verstanden, daß ich schon an einen andern Tänzer versagt sei. Ach, wie ärgerlich war ich jetzt über meine Dummheit! Ich setzte mich in den Saal, und zum Anfange des nächsten Tanzes fragte mich richtig wieder ein Offizier: Sie tanzen doch, mein Fräulein? Diesesmal antwortete ich keck: Nein, ich tanze nicht. Dabei stand ich auf, und — denken Sie sich, er verbeugte sich, brummte etwas wie: Sehr schade! und ging ab, ebenso wie der Adjutant. Ich dachte, ich sollte in die Erde sinken.

Die Mädchen lachten über die Erzählung so gewaltig, daß es sich ordentlich gefährlich ansah. Ich erhob mich. Für eine Visite hatte ich meinen Besuch schon fast zu lange ausgedehnt.

Wollen Sie schon fort, Alexander Andrejewitsch? fragte Mascha.

Ach, diese Visiten! sagte die Mutter. Besuchen Sie uns doch auf längere Zeit, wenn Sie frei sind. Am Abend zum Tee sind wir immer zu Hause.

Ich sah auf Mascha.

Bitte, Alexander Andrejewitsch, sagte diese freundlich, ohne alle Umstände, je eher, je lieber.

Ich bedankte mich und nahm Abschied.

Ich fürchtete schon, das Fräulein Schtschepin wieder vorzufinden, sagte ich zur Mutter, während ich den Mantel überwarf.

Ho! rief eine der Freundinnen vom Tische, wenn wir hier sind, zeigt sich die Schtschepin nicht. Vor uns hat sie Respekt.

Ich glaubte ihr das aufs Wort. Dieses Kleeblatt war jedenfalls ebenso zungenfertig wie die Wirtin, und da es ihr an Zahl überlegen und mit jugendlichen Lungen versehen war, hätte sie bei einem Zusammenstoß freilich die Segel streichen müssen, hatte wohl auch schon Lehrgeld gezahlt.

Ich ging nach Hause, wies meinen Burschen an, allein zu essen, und trat um zwei Uhr bei Burin ein.

Hurra! schrie Burin mir entgegen, hurra! wir haben gewonnen.

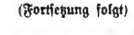
Er berichtete, er habe seiner Alten genaue Anweisung gegeben. Sie sei wie zufällig zu Agafja gegangen, habe bei ihr in der Küche hilfreich Hand geleistet und dabei von den häufigen Bränden gesprochen, die oft auch durch Vernachlässigung der Schornsteine entstehn möchten. Agafja habe ihr beigestimmt und erzählt, der Richter äußere sich oft dahin, daß es unverantwortlich von der Polizei sei, so wenig acht auf die Schornsteine zu geben. Er halte die Schornsteine für die Hauptursache der Feuersbrünste und lasse darum in seinem Hause jeden Monat, den Küchenschlot sogar zweimal im Monate kehren.

Ich reichte Burin dankend die Hand.

Warten Sie, warten Sie, Alexander, rief er, das Beste kommt erst. Meine Alte — o, Sie glauben gar nicht, wie intelligent sie ist! Freilich hatte ich sie mehr als eine halbe Stunde dressiert —, meine Alte sagte darauf, sie habe gehört, daß die Polizei einen Kaufmann verklagen wolle, dessen Schornsteine den ganzen Herbst nicht gereinigt worden seien. Der werde schlecht ankommen, meinte da Agafja. Natürlich unterließ sie nicht, zu fragen, wer der Kaufmann sei. Sie wissen, Alexander, wie neugierig die Weiber sind. Als sie den Namen Jsotow hörte, legte sie sogar den Kochlöffel auf den Herd und stemmte die Arme in die Seiten. Na, sagte sie, der werde daran denken müssen, denn er habe nicht allein vor einigen Jahren ganz unbrauchbares, verfaultes Holz geliefert — das habe auf die Sache keinen Einfluß, und sie erwähne es nur so nebenbei, setzte sie hinzu —, sondern zweitens sei er schon mehrmals wegen Gewalttätigkeit angeklagt gewesen, und der Richter werde bei dieser Gelegenheit gegen Jsotow hoffentlich das höchste Strafmaß anwenden. So steht es, Alexander! Wir sind obenauf, hurra!

Ich mußte unwillkürlich lachen. Der gute Burin freute sich in meinem Interesse so aufrichtig über die Unannehmlichkeit, die dem Kaufmanne bevorstand, als ob er der schlechteste Mensch wäre, dem das Unglück des Nächsten nur Vergnügen mache. Als ich ihm das sagte, lachte er von ganzem Herzen mit. Ich war allerdings mit der Nachricht sehr zufrieden. Wurde Jsotow hart bestraft, und verbreitete sich die Kunde davon im Stadtteile — daß sie sich verbreite, dafür wollte ich schon Sorge tragen —, so hatte ich gewonnenes Spiel und wenigstens auf der Sandseite wohl kaum noch nötig, neue Protokolle aufzusetzen.

(Fortsetzung folgt)





Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Student und die Philosophie. In der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 26. Oktober und vom 2. November v. J. nimmt der bekannte Philosoph Wilhelm Schuppe das Wort, um einer Beschränkung der philosophischen Bildung an unsern Universitäten entgegenzutreten. Besonders wendet er sich mit großer Entschiedenheit gegen die Bestrebungen, die die Philosophie als obligates Prüfungsfach aus dem Examen rigorosum der philosophischen Fakultäten beseitigen wollen. Von einem hohen Standpunkt aus betrachtet er den Wert der Philosophie für den

Gebildeten und die Einzelwissenschaften und kommt zu dem Schlusse, daß es besser sei, gar nicht zu promovieren, wenn man sich nicht einen weitern Blick verschafft und dem Spezialfache seine Stellung innerhalb des großen Ganzen richtig angewiesen habe. Man kann das Meiste von dem, was der Greifswalder Philosoph ausführt, als berechtigt anerkennen und doch in der praktischen Frage andrer Meinung sein; und da diese Fragen jetzt wieder in Fluß zu kommen scheinen und man vielleicht gar eine Neuregelung des Promotionswesens erwarten kann, so lohnt es sich vielleicht, einige Worte darüber zu sagen.

Daß eine Beschäftigung mit der Philosophie, d. h. das Streben, sich eine umfassende Weltanschauung zu erarbeiten, sehr wertvoll ist in einer Zeit, die unter dem Zeichen des Spezialistentums steht, wird kein Einsichtiger leugnen können. Jeder Lehrer, dem das Wohl seiner Schüler ernstlich am Herzen liegt, muß den Wunsch haben, daß sie nicht einseitige Fachmenschen werden. Aber daß die obligate Philosophie des Rigorosums die Aufgabe erfüllt, den jungen Mann in einer ersprießlichen Weise mit der Philosophie bekannt zu machen, muß ich nach meinen Erfahrungen bezweifeln. Auch Schuppe selbst gibt das eigentlich ehrlich zu; er hat durch die Erfahrung gelernt — und der Mehrzahl seiner Spezialkollegen geht es ebenso —, seine Examensanforderungen sehr herabzusetzen und sich zufrieden zu geben, wenn „auch nur in einem Punkte einiges Verständnis des philosophischen Gedankens erreicht worden" ist; er hofft nämlich, daß den jungen Doktoren der Appetit beim Essen gekommen ist und sie jetzt soviel Interesse für die Philosophie gewonnen haben, daß sie sich nach dem Examen weiter mit ihr beschäftigen. Ich halte diese Hoffnung für ganz utopisch und fürchte, daß wer in der Prüfungsnot in philosophische Bücher hineingeguckt hat, sie nach dem Examen meist nicht wieder ansieht.

Die jungen Leute, die an unsern philosophischen Fakultäten studieren, haben meist als ihr eigentliches Ziel das Oberlehrerexamen im Auge. Sie bedürfen zu diesem mindestens dreier Spezialfächer und wollen gewöhnlich in zweien davon die Lehrbefähigung für alle Klassen erreichen, in einem oder zweien die für mittlere. Die meisten von ihnen, auch solche, deren Mittel nicht allzu knapp sind, haben den begreiflichen Wunsch, mit der gesetzlich als Mindestmaß vorgeschriebnen Zeit von acht Semestern auszukommen und sie auch dann nicht beträchtlich zu überschreiten, wenn sie — was ganz in ihr Belieben gestellt ist — das Doktorexamen machen; das geschieht dann gewöhnlich vor dem Staatsexamen. Ein Student von mittlerer Begabung — mit solchen muß man doch rechnen — ist während dieser Zeit durch seine Spezialfächer so gut wie ganz in Anspruch genommen; er muß nicht bloß über jedes eine Reihe von Vorlesungen hören und durcharbeiten, er muß außerdem an verschiednen Seminarien, Laboratorien, Praktika teilnehmen und dort wissenschaftliche Arbeiten anfertigen, die ihn für einige Zeit ganz in Anspruch nehmen. Aber schon der Zwang, verschiedne Fächer ernsthaft und gründlich zu treiben, verhindert eine ganz einseitige Ausbildung: der Mathematiker muß ja Physik und etwa noch Botanik und Zoologie studieren, der Historiker Geographie und Deutsch, der klassische Philolog z. B. Geschichte; also auch in dem ungünstigen Falle, daß ihm seine Lehrer in zwei Fächern keine weiten Ideenkreise geben, wird doch wohl der des dritten dazu imstande sein. Aber wenn nun der Student neben seinem Fachstudium etwas freie Zeit übrig behält, soll er denn durchaus gezwungen sein, sie auf Philosophie zu verwenden, wenn er diesem Fache kein Interesse entgegen bringt? Er hat vielleicht von der Schule oder aus dem Elternhause Interesse für Kunstgeschichte oder Literatur oder naturwissenschaftliche Fragen mitgebracht, und er wird dann gern die Gelegenheit ergreifen, eine Vorlesung über Raffael, Goethe oder Darwin zu hören und daraus vielleicht Anregung fürs ganze Leben mitzunehmen. Jetzt muß er aber auch philosophische Vorlesungen hören, oder er fühlt sich verpflichtet, sie wenigstens zu *belegen*; er hat vielleicht gar keinen nennenswerten Nutzen davon, auch wenn er regelmäßig hingeht, weil er es nur aus Pflichtgefühl tut. Endlich

rückt das Examen heran; da soll im Rigorosum eine halbe Stunde lang in Philosophie geprüft werden, und auch im Staatsexamen gibt es eine vertrackte Rubrik „allgemeine Bildung," zu der auch Philosophie gehört. Der Kandidat hat das klare Bewußtsein, daß er von Philosophie keine rechte Vorstellung hat; aber er weiß, daß seine Freunde mit denselben Kenntnissen durchgekommen sind — und schließlich, wenn er in der Philosophie auch nicht besteht, das bricht ihm nicht den Hals; das Examen im ganzen hat er doch bestanden und braucht es niemand zu erzählen, daß er Plato ins fünfte und Descartes ins fünfzehnte Jahrhundert gesetzt hat. So sieht er sich denn in den letzten vierzehn Tagen einige Kompendien an, liest vielleicht auch eine möglichst kurze Schrift eines nicht zu schweren Philosophen und gibt dann dem Examinator an, er habe Platons Phädrus oder Berkeleys Treatise on the principles of human knowledge gelesen, und der ist durch jahrelange Erfahrungen so mürbe gemacht, daß er nur zu gern darauf eingeht. Ich habe selbst einmal einem Freunde zwei Tage vor dem Examen auf einem einstündigen Spaziergange die Kenntnisse eingepaukt, mit denen er nachher bestand.

Gerade im Interesse der Philosophie erscheint es mir fraglich, ob es sich lohnt, einen Zustand aufrecht zu erhalten, der sie nur herabwürdigen kann. Sobald die Philosophie aufhört, als Examenfach obligatorisch zu sein, werden sich nur noch solche Kandidaten in ihr prüfen lassen, die ein wirkliches philosophisches Interesse haben und sich seit dem Beginn ihrer Studien so eingehend mit den verschiednen philosophischen Disziplinen befaßt haben, daß sie ein Verständnis für ihre Entwicklung und ihre Probleme gewonnen haben. Und solche Studenten gibt es zum Glück immer noch.

Aber was soll aus den andern werden, die natürlich die Mehrzahl sind? Soll man sie mit den Scheuklappen vor beiden Augen laufen lassen, sollen sie nie lernen, ihre Fachkenntnisse zu einer allseitigen Weltanschauung wenigstens in Beziehung zu setzen? Hier tritt, meine ich, an die Vertreter der einzelnen Fächer die ernste Pflicht heran, die Blicke ihrer Schüler über das Nächstliegende hinaus zu höhern Ideen zu lenken. Es ist gewiß sehr bedauerlich, wenn sich ein Philosoph, gleichviel welcher Schattierung, nie über die Grundtatsachen des Sprachlebens klar geworden ist; aber an den meisten Universitäten werden von Sprachforschern (nicht von Philosophen) Vorlesungen über dieses Thema gehalten, wie denn auch das beste Buch über diese Fragen von einem Germanisten geschrieben ist. Der klassische Philosoph muß die Geschichte der griechischen Philosophie kennen, der moderne die der neuern; aber wenn er eine gute Vorlesung über griechische oder deutsche Literaturgeschichte hört, so wird er von der Geschichte der geistigen Strömungen soviel erfahren, wie nötig ist. Ebenso wird der Zoolog, der über Darwinismus liest, nicht versäumen, auf die Umwälzungen hinzuweisen, die die Entwicklungslehre im modernen Geistesleben hervorgerufen hat; der Geograph wird die Wandlungen des Weltbildes mit den Wandlungen der philosophischen Grundanschauungen in Zusammenhang bringen. Ich möchte sogar fast meinen, daß der Fachmann unter Umständen dieser Aufgabe besser gewachsen ist als der über dem Ganzen schwebende Philosoph, der die Fachkenntnisse erst aus zweiter oder dritter Hand schöpfen muß. Die Kenntnis der stoischen oder der akademischen Philosophie bleibt für den klassischen Philologen ein etwas totes Wissen, wenn er z. B. nicht weiß, in welcher Form und durch welche Vermittlung sie bei Cicero erscheint; Locke und Rousseau werden dem Neuphilologen erst dann recht lebendig, wenn er ihren Einfluß auf die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts kennt. Beides wird meist der Fachvertreter besser darlegen können als der Philosoph.

Aber freilich kann der Chemiker nicht Logik und der Botaniker nicht Psychologie mit seinen Zuhörern treiben. Wenn der Student aber nicht mehr gezwungen ist, diese Disziplinen auf der Universität zu studieren, wo soll er sie sich aneignen? Hier muß der propädeutische Unterricht der höhern Schule wieder eintreten, der in der letzten Zeit vernachlässigt worden ist; denn die Schule hat die Zuchtmittel,

ihre Zöglinge zur Beschäftigung mit der Philosophie anzuhalten, die Universität aber nicht. Und wer auf der Schule einen anregenden philosophischen Unterricht genossen hat, der wird sich auch auf der Universität gern mit Philosophie abgeben, auch wenn sie nicht mehr obligatorisches Examenfach ist. Es werden sich dann weniger Kandidaten als jetzt im Rigorosum in Philosophie prüfen lassen, aber an diesen wenigen werden die Examinatoren mehr Freude erleben als jetzt an den vielen, die die Philosophie nur als ein notwendiges Übel betrachten. Ich bin überzeugt, daß auch manche Philosophen diese Ansicht teilen, die es überdrüssig sind, Semester für Semester zwischen den Untiefen der Kenntnisse von Examenkandidaten vorsichtig hindurch zu lavieren.

Zwei Schriften über Heimatkunde für höhere Schulen. In der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Blankenburg a. H. im Jahre 1896 wurde die Frage erörtert, ob eine größere Berücksichtigung der Orts- und der Provinzialgeschichte in den Schulen erstrebt und auf welche Weise sie erreicht werden könnte. Bei der Besprechung wurde betont, daß die Versammlung nicht daran denke, sich in den Lehrplan zu mischen, daß aber der Wunsch nach einer größern Berücksichtigung der Heimatgeschichte berechtigt sei, und daß es not tue, die Jugend auch in die Vergangenheit ihrer engern Heimat einzuführen. Das Ergebnis der Besprechung war folgender Beschluß: „Es ist eine größere Pflege der Heimatkunde in geschichtlicher Beziehung zu empfehlen, weil die Kenntnis der Geschichte der Heimat die Voraussetzung für das Gefühl der Zugehörigkeit zum Staatsganzen bildet; Aufgabe der Geschichtsvereine ist es, für die wissenschaftlichen Grundlagen einer zuverlässigen Heimatkunde zu sorgen." — Seitdem sind eine ganze Reihe von Schriften über Heimatkunde entstanden, und es ist das Verdienst der deutschen Geschichtsblätter von Armin Tille, die Entwicklung dieses Lehrgegenstandes Schritt für Schritt verfolgt zu haben, indem Martin Wehrmann (in Stettin) in drei Abhandlungen des zweiten und des dritten Bandes die ältern und die neuen landesgeschichtlichen Lehr- und Lesebücher für den Unterricht eingehend besprochen und gewürdigt hat. Er billigt darin den Blankenburger Beschluß vollkommen und stellt die Forderung, daß die wissenschaftliche Durchforschung der Landes- und der Ortsgeschichte die Bedürfnisse des Geschichtsunterrichts mehr berücksichtige und dem Dilettantismus auf diesem Gebiete entgegentrete. Trotz des Reichtums an den verschiedensten Lehr- und Lesebüchern für Heimatkunde fehlt es nach Wehrmanns Meinung namentlich in den preußischen Provinzen noch vielfach an Arbeiten, die für die höhern Schulen brauchbar sind, sowohl an ausführlichen Lesebüchern wie an kürzern zusammenfassenden Darstellungen, und er hält es für wünschenswert, daß die landesgeschichtliche Forschung mit dazu beitrage, diesem Mangel allmählich abzuhelfen: denn nicht allein die wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit, sondern auch die Verbreitung der gewonnenen Ergebnisse in Schule und Haus sei eine wichtige Aufgabe der verschiednen Geschichtsvereine.

In diesem Sinne sind in den letzten Jahren zwei Schriften erschienen, die für den Geschichtsunterricht höherer Schulen zugeschnitten sind und auch in weitern Kreisen Beachtung verdienen: 1. Die Verwertung der Heimat im Geschichtsunterricht an dem Beispiele von Halle an der Saale und Umgegend ausgeführt von Dr. Jürgen Lübbert. (Beilage zum Jahresbericht der lateinischen Hauptschule in Halle an der Saale, 1900.) Der Verfasser spricht zunächst über den Wert der heimatkundlichen Anschauungen, die die geschichtlichen Vorstellungen der Schüler klären und den geschichtlichen Sinn beleben, sodann über die Art und den Zweck der Verwendung dieser Anschauungen, die nicht Lehrgegenstand, sondern nur Lehrmittel sein sollen, und schließlich über den Begriff und Umfang der Heimat, sowie über den Inhalt der geschichtlichen Heimatkunde. Nach diesen allgemeinen Erörterungen gibt Lübbert im zweiten Teile seiner Schrift Bruchstücke einer geschichtlichen Heimatkunde für Halle und Umgegend und überträgt

damit seine theoretischen Auseinandersetzungen des ersten Teils in die Praxis. Er beginnt mit der geographischen Grundlage, berührt die vorgeschichtlichen Funde und den Anfang der geschichtlichen Zeit, die Entstehung der Siedlung Halle, die erste Entwicklung der Stadt und die ersten Jahrhunderte nach unsrer Zeitrechnung. Des weitern bespricht er die Religion der Germanen mit Beziehung auf die aus den jetzigen Ortsnamen zu schließenden Erinnerungen, z. B. an Giebichenstein, den Petersberg, an Teufels- und Nagelsteine der Umgegend usw., ferner das Thüringerreich, die fränkische Herrschaft, die Einführung des Christentums und die Wendenherrschaft: also Abschnitte, die man an den allgemeinen lehrplanmäßigen Geschichtsunterricht sehr gut anschließen kann. Der Verfasser will keine aus dem Zusammenhang herausgerissene Geschichte der Heimat geben, er will die Geschichte der engern Heimat zu keinem besondern Unterrichtsfache machen, sondern er will sie lediglich als Mittel zur Belebung und Befestigung der Arbeit des allgemeinen Unterrichts verwandt wissen; sie soll nicht Selbstzweck, sondern nur ein Stütz- und Anhaltpunkt für die neuen, an den Schüler herantretenden Vorstellungen sein.

2. Heimatkunde für das Gymnasium Augustum der Stadt Görlitz. 1901 bis 1902. Zwei Teile von 135 und 100 Seiten. Als Manuskript gedruckt von Hoffmann & Reiber in Görlitz. Das Lehrerkollegium des Görlitzer Gymnasiums hat unter der Leitung und der Redaktion des Direktors, Prof. Dr. Stutzer, in den vorliegenden beiden Heften für die Schüler ein Lehr- und Lesebuch über die Heimatkunde von Görlitz und der Oberlausitz herausgegeben, wie es vollkommner, idealer und zweckentsprechender wohl nicht gedacht werden kann, wenn auch die Verfasser in bescheidner Weise darin nur einen ersten Versuch sehen und an der Vervollkommnung weiter arbeiten wollen. Der erste, allgemeine Teil besteht aus vier Hauptabschnitten, wovon der erste die Bodenverhältnisse und die Bewässerung, also die geologische Zusammensetzung und die Flüsse behandelt. Im zweiten Abschnitt werden die klimatischen Verhältnisse von Görlitz im Anschluß an eine allgemeine Witterungskunde erörtert, während uns der dritte Abschnitt mit der gesamten Tier- und Pflanzenwelt der Landschaft bekannt macht. Wir lernen die Singvögel des herrlichen Görlitzer Stadtparks ebenso gut kennen, wie die Fische in der Neiße und in den Teichen bei Rietschen oder die schädlichen Spinner in der Görlitzer Heide und all die Pflanzen und Kräuter nach ihrem Standort und ihren Wachstumsbedingungen, mögen sie oben auf der Landeskrone oder tief unten am Neißeviadukt vorkommen. Der letzte Abschnitt führt uns in die äußere und die innere Geschichte der Stadt und der Landschaft mit ihren Bewohnern, Sitten und Gebräuchen, Trachten und Volksfesten, Innungen und Mundarten, Kriegen, Bauten, und was sonst dahin gehört. In einem Anhange endlich werden die Höhenverhältnisse, die Entfernungen, die Zeit- und Geschlechtstafeln, die Einwohnerzahl und die Geschichte des Gymnasiums im neunzehnten Jahrhundert gegeben. Und alles ist in einem so klaren, einfachen, möglichst fremdwörterfreien Stile geschrieben, daß auch Nichtgörlitzer ihre Freude daran haben und so manches daraus lernen können. Dieser allgemeine Teil ist also das Lehrbuch, dessen Inhalt jeder Schüler mehr oder weniger kennen lernen muß, da der Stoff mit dem sonstigen geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und physikalischen Unterricht vielfach verknüpft ist.

Der zweite Teil ist als Lesebuch für die Schüler in den Mußestunden gedacht; er enthält 22 Einzelaufsätze über die Geschichte der Stadt und der Landschaft, Lebensbeschreibungen bekannter Landsleute, kulturgeschichtliche Aufsätze, Schilderungen der wirtschaftlichen Verhältnisse und einzelne Wanderungen: kurz, die Görlitzer Heimatkunde erfüllt in vollem Maße, was Wehrmann fordert: wissenschaftliche Durchforschung der Landes- und der Ortsgeschichte für die Bedürfnisse des Geschichtsunterrichts; dafür bürgen die Namen der Verfasser, unter andern der des Professors Dr. Jecht, des langjährigen Sekretärs der altberühmten Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Vor zwanzig bis dreißig Jahren und noch früher wurde wohl an keinem

Gymnasium die Heimatkunde berücksichtigt, und das ist sicherlich der Grund, daß die Gebildeten unsrer Tage noch so wenig Sinn und Verständnis für Heimats- und Ortsgeschichte haben. Gerade in akademisch gebildeten Kreisen begegnet man häufig einer Verständnislosigkeit und Gleichgiltigkeit auf diesem Gebiete, die nur daher kommen kann, daß in der Schulzeit die Heimatkunde vollständig vernachlässigt worden ist. Es gibt da Leute, die von den trojanischen und pompejanischen Ausgrabungen schwärmen, aber sich bei unsern „alten Töpfen," die ausgegraben werden, nichts denken können, mögen sie auch älter sein als jene; es fehlt ihnen eben der Sinn für das Heimattum, für das naheliegende der vaterländischen Geschichte. Hier wird und muß die Heimatkunde, wenn sie im Sinne der Hallischen und der Görlitzer Schulen gehandhabt wird, einsetzen und Wandel schaffen für spätere Geschlechter der Gebildeten; denn wenn die Schüler in der Schule und auf Ausflügen auf die Heimatsgeschichte hingewiesen werden, wenn ihnen z. B. Ausgrabungen gezeigt, alte Urkunden vorgelegt, Baustile erklärt werden, so werden sie später auch im Leben, sie mögen einen Beruf haben, welchen sie wollen, die Altertümer mit ganz andern Augen ansehen, als es jetzt der Fall ist. Da wird — das Zutrauen muß man zur Jugend haben — der Jurist seine halbvermoderten Akten auf dem Aktenboden nach alten Weistümern durchstöbern, der Geistliche das Kirchenarchiv und den Baustil seiner Kirche näher untersuchen, der Arzt anthropologische Studien an vorgeschichtlichen Funden machen, und der Lehrer seine Jungen hinausführen zum Anschauungsunterricht. Und auch die andern Stände werden ihr gut Teil zur Heimatkunde beitragen können: es gibt ja schon jetzt so manchen alten Offizier, der die Muße seines Ruhestands mit geschichtlichen Forschungen ausfüllt, so manchen Landwirt, der für allerlei Funde in seinen Ländereien großes Verständnis hat, und so manchen Bürger, der sich für den Hausrat aus der Vorfahren Zeit begeistert und allerlei für die städtische Sammlung zusammenträgt. Die Liebe zur Heimat muß im Hause und in der Familie Wurzel schlagen, und diese Wurzel kann nur durch die Schule, durch den Unterricht gelegt und gepflegt werden.

Schlieben R. Krieg

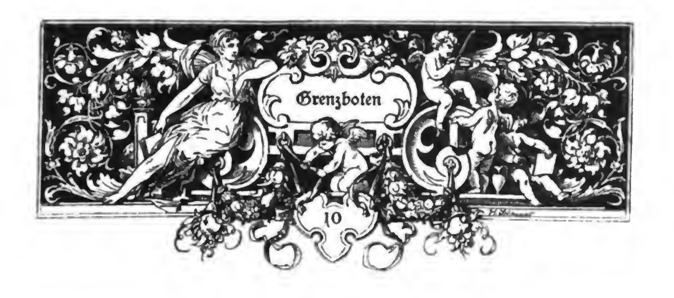
Wie Franz Liszt Königsberger Ehrendoktor wurde. In den vor kurzem herausgekommenen „Kleinen Schriften" des am 9. Juni 1878 gestorbnen berühmten Königsberger Altphilologen Karl Lehrs (herausgegeben von Arthur Ludwich) findet sich auch der Bericht über die Verleihung des philosophischen Ehrendoktors an den damals einunddreißigjährigen Franz Liszt. Im Anfang des Jahres 1842 war es, als die Königsberger philosophische Fakultät den großen Pianisten auf solche Weise ehrte, eine Ehre, die umso größer war, weil ein Drumann, Lobeck, Neumann, Rosenkranz, Jacobi, Lehrs (als Extraordinarius) dieser Fakultät angehörten, und weil der Komponist Liszt damals noch nicht geschätzt, geschweige denn überschätzt wurde. Der berühmte Philosoph Karl Rosenkranz und der nicht minder bedeutende Mathematiker Jacobi überreichten Liszt das Doktordiplom, wozu Jacobi die folgende von ihm verfaßte schöne Anrede hielt: „Die Philosophische Fakultät der Albertus-Universität hat uns aufgetragen, Ihnen das Diplom eines Doktors der Musik zu überreichen. Es ist dies eine Auszeichnung, welche einst der unsterbliche Haydn genoß (tiefe Verbeugung von seiten Liszts), welche vielleicht auch Sie nicht verschmähen werden. Die Universitäten Deutschlands und Englands haben dieselbe nur selten erteilt; aber alles, was dazu berechtigen kann, findet sich in Ihrem Genius auf das vollkommenste vereinigt. Die Wunder der Technik sind Ihnen nur ein Moment, nur ein Mittel und Organ für den Ausdruck höherer Seelenzustände. Der wahre Meister gibt uns eine neue Kunstoffenbarung, er tritt damit in die Gemeinschaft und den Kreis der freien Geister, welche berufen sind, ihre Zeit zu repräsentieren. Und so begrüßen auch wir Sie als ein echtes Kind unsrer Zeit, berufen, Ihre Gefühle und Gedanken in der Weise der Tonkunst auszusprechen. In den Reihen, welche Ihre Töne durchbebten, werden wir noch lange das Wehen

Ihrer Geister zu vernehmen glauben. So war die liebliche Sage, daß der Stein, an welchen beim Thebaischen Mauerbau Amphion seine Leier lehnte, noch nach Jahrhunderten klang. Die Philosophische Fakultät hat Sie zum Doktor kreiert wegen Ihrer vollendeten musikalischen Wissenschaft und der bewundernswürdigen Ausführung, welche Ihnen den Beifallssturm einer ganzen Welt erworben. Aber sie hat auch nicht Ihre schöne menschliche Seite vergessen und die Liberalität, mit der Sie den Jünglingen unsrer Hochschule diese wahrhaft veredelnden Genüsse gewährten. Nehmen Sie unsern Dank auch hierfür, nehmen Sie unsern Dank dafür, daß Sie uns reicher gemacht haben." — In seiner Antwort (d. d. Mitau, 18. März 1842), die bei den Akten der Königsberger philosophischen Fakultät ist, schreibt Liszt, daß er mit dem ehrenvollen Namen eines „Lehrers der Musik" die Verpflichtung unablässigen Lernens und unermüdlicher Arbeit übernehme, und daß er die „Doktorwürde" auf eine „docte" und „würdige" Weise zu behaupten streben werde. — Von Franz Liszt sind wir übrigens bessere und geistvollere Wortspiele gewöhnt als das auf „Doktorwürde"; Meistersinger- oder Siegfriedtext des Herrn Schwiegersohnes bieten ähnliche Wortspielereien. Vielleicht wäre dieses Calembourg auch des Enkels würdig. M.

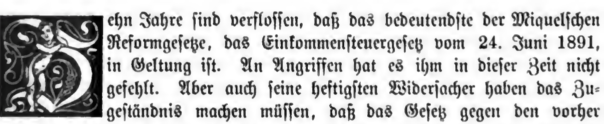
Die großen neuen Überlandrouten. Mit Beginn des Jahres 1903 ist die chinesische Ostbahn dem regulären Verkehr eröffnet worden; das letzte Glied für die Überlandroute von Europa nach China. Die Reise nach Peking von Paris aus soll nunmehr 18—19 Tage, die nach einem chinesischen oder japanischen Hafen 20—21½ Tage erfordern, gegen zwei Monate vor und 31 bis 32 Tage nach Eröffnung des Suezkanals. Über Amerika—Vancouver nahm die Reise 31 bis 32 Tage in Anspruch. Bis 1906 hofft man die Reisedauer via Sibirische Eisenbahn durch Beschleunigung der Züge auf 15 Tage reduzieren zu können. Ein Billett erster Klasse nach Shanghai kostet auf der Überlandroute nunmehr 42½ Pfd. Sterl. (850 Mark) gegen 79 Pfd. St. (1600 Mark) via Suez und 67 Pfd. St. (1350 Mark) via Vancouver. (Die Zahlen sind dem Daily Mail Yearbook für 1903 entnommen.) Zweiter Klasse fährt man von Paris oder London nach Peking via Sibirien für 32½ Pfd. Sterl. (650 Mark) und kann dafür ungefähr 10000 Kilometer zurücklegen. — Dagegen wird die andre mächtige Überlandroute von etwa 7500 Kilometern vom Kap nach Kairo noch etwas auf ihre Vollendung warten lassen. Vom Norden her fährt man ja jetzt schon mit allem möglichen Komfort, als Schlaf- und Speisewagen und in der Wüste eingerichteten Badeanstalten, wofür die Züge „Badeaufenthalt" nehmen, bis Khartûm. Im Süden ist im Oktober 1902 die Strecke Bulowayo via Gwelo nach Salisbury fertig geworden, sodaß vom Kap bis Salisbury 2500 Kilometer Schienen liegen. Von Khartûm aus soll nun die Linie das sumpfige, unpassierbare und für die Gesundheit gefährliche Nilgebiet verlassen und durch Abessinien laufen. Dafür sind Abmachungen getroffen; doch wird es noch Jahre dauern, bis man in etwa sechs Tagen von Kairo nach dem Kap fahren kann. Auf den im südlichen Teil fertigen und befahrnen Strecken dient ferner die britische Uganda- und die portugiesische Beira-Salisbury-Linie außer zu lokalen Zwecken der Verbindung mit dem Meere, und später werden hoffentlich die deutsche Ostafrika- und die belgische Kongo-Katanga-Eisenbahn ebenfalls Anschluß an die große afrikanische Überlandroute finden. M.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Das Miquelsche Einkommensteuergesetz im Jahre 1903



Zehn Jahre sind verflossen, daß das bedeutendste der Miquelschen Reformgesetze, das Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891, in Geltung ist. An Angriffen hat es ihm in dieser Zeit nicht gefehlt. Aber auch seine heftigsten Widersacher haben das Zugeständnis machen müssen, daß das Gesetz gegen den vorher geltenden Rechtszustand nicht allein eine Besserung bedeutet, daß, man sagt damit nicht zu viel, offenbares Unrecht, die schonende Behandlung der wohlhabenden Klassen der Bevölkerung, einer nach gerechten und billigen Grundsätzen bemessenen Besteuerung aller Steuerpflichtigen gewichen ist.

In der Wissenschaft war kein Streit darüber, daß Gerechtigkeit in der Verbindung mit Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit das vornehmste Gebot jeder Besteuerung sein müsse. Aber ein wie langer Zeitraum war nötig, bis diese dem gesunden Menschenverstande so selbstverständlich klingende Forderung von den Gesetzgebern anerkannt und in die Tat umgesetzt wurde.

Die Menschen vergessen schnell; darin liegt die Erklärung, daß bei einer so eindringlich in die privaten Verhältnisse eingreifenden Maßnahme des Staats, wie es die Steuerforderung ist, die sich an eine der empfindlichsten Stellen des Menschen, an den Geldbeutel, herrisch Befriedigung fordernd, wendet, die Erinnerung an die Zustände auf dem Gebiete der Steuerverwaltung vor dem Jahre 1893 fast verschwunden ist. Und der Unterschied ist doch sehr groß.

Das Gesetz über die Klassen- und die klassifizierte Einkommensteuer vom 25. Mai 1873 bedeutete in der Entwicklung der Einkommensteuer, die sich in Preußen aus der 1811 eingeführten Kopfsteuer zur Klassen- und dann zur Einkommensteuer umgewandelt hatte, einen Fortschritt. Bei den Gesetzgebern hatten freilich die obersten Grundsätze der Besteuerung noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden, das Gesetz war ein Kompromiß zwischen den noch einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen der Vergangenheit und der heraufziehenden Ära des Handels und der Industrie, zwischen den Lehren der Wissenschaft und dem Herkommen, der geschichtlichen Entwicklung mit den daraus abgeleiteten Ansprüchen der herrschenden Stände.

Die Vorschriften über die Berechnung und die Ermittlung der steuerpflichtigen Einkommen waren unbestimmt und dehnbar, und was an ihnen gut war, das konnte nur unzulänglich ausgeführt werden, da die zur Ausführung des Gesetzes berufnen Behörden und Kommissionen mit schwächlichen, unzureichenden Befugnissen ausgerüstet waren. Der Geist, unter dem das Gesetz zustande gekommen war, und in dem es ausgeführt wurde, war der der Halbheit und der Ängstlichkeit. Wer nur das gegenwärtige Einkommensteuergesetz kennt, den muten die damaligen Zustände fremd und kaum glaubhaft an.

Die Klassensteuerpflichtigen, die Zensiten mit einem Einkommen unter tausend Talern, wurden von den für einzelne Ortschaften oder kleinere Bezirke gebildeten Einschätzungskommissionen eingeschätzt. Die Festsetzung der Steuer erfolgte durch die Regierung nach einer Vorrevision durch den Landrat. Diese erste Durcharbeitung der Klassensteuerrolle lag fast ausschließlich in der Hand des Kreissekretärs. Ein eifriger Landrat arbeitete sie wohl selbst einmal durch, um die Wirtschafts- und Vermögensverhältnisse seiner Kreiseingesessenen kennen zu lernen; doch solcher Landräte soll es nicht allzuviele gegeben haben. Sah ein Landrat alljährlich einige Seiten der Rolle an, so tat er mehr als die meisten seiner Herren Kollegen. Nach durchaus vertrauenswürdigen Mitteilungen soll es Landräte gegeben haben, die in langer Dienstzeit niemals einen Blick in die Klassensteuerrolle geworfen haben, die die mühsame und langweilige Arbeit der Revision der Rolle vorbehaltlos dem Kreissekretär überließen.

Die Grundlage dieser alljährlich wiederkehrenden, meist als unwillkommene Zugabe zu den laufenden Sachen begrüßten Arbeit war die vorjährige Rolle. Auf sie wurde zunächst zurückgegriffen, der vorgeschlagne Steuersatz wurde mit dem frühern verglichen, und dann wurde nach Empfinden des Bearbeiters, nach Hörensagen und selten nach eingehenden Ermittlungen der Steuersatz eingestellt.

Die endgiltige Festsetzung der Klassensteuerrolle lag der Regierung ob. Groß war die Aufregung hier, wenn die umfangreichen Rollen einliefen. Der Steuerdepartementsrat, außer stande, die eilige umfangreiche Arbeit allein zu erledigen, ließ sich Referendare, Sekretäre und Supernumerare überweisen, denen die Rollen zugeschrieben wurden. Diese in Steuersachen meist unerfahrnen Beamten, die außerdem die ihnen übertragne Revision als unangenehme Mehrarbeit ansahen, prüften die Vorschläge und setzten die Steuersätze fest. Der Steuerdepartementsrat konnte unmöglich sämtliche Arbeiten nachprüfen; dazu waren sie zu umfangreich, und die Zeit drängte, denn die Rollen mußten schleunigst zur Bekanntmachung an die Gemeinden zurückgesandt werden.

Diese Bearbeitung bei der Regierung war oberflächlich, und sie fand im Gesetz Unterstützung. Es schrieb zwar vor, daß vor einer Erhöhung die Einschätzungskommission nochmals zu hören sei, weiterhin aber war bemerkt, daß das Unterbleiben der Anhörung die Ungiltigkeit der Einschätzung nicht nach sich ziehe. Wer wollte es da den Beamten verdenken, daß sie bei der karg bemessenen Zeit und bei dem Umfange der Arbeit Rückfragen so wenig wie möglich stellten?

In allerdings geringerm Umfange wiederholten sich diese in das Frühjahr fallenden Arbeiten im Hochsommer. Die Reklamationen liefen zahlreich ein; durch die drei Monate dauernde zur Einlegung der Reklamationen gewährte Frist war reichlich Gelegenheit zu Reklamationen gegeben. Auf die eingelegten Rekurse entschied in letzter Instanz der Finanzminister. Die Rekurse waren meist erfolgreich, denn die Ermittlungen waren wegen der beschränkten, jedes tiefere Eindringen in die privaten Verhältnisse verbietenden Befugnisse der Behörden nur oberflächlich, sodaß es schriftgewandten und des Gesetzes einigermaßen kundigen Leuten nicht schwer fiel, die Ansicht zu wecken, daß ihnen bitteres Unrecht geschehn sei.

Trotz der vielen Mängel des Gesetzes dürfte innerhalb der Klassensteuer die Feststellung der steuerpflichtigen Einkommen annähernd den tatsächlichen Verhältnissen entsprochen haben. Diese waren bei der Mehrzahl der Steuerpflichtigen durchsichtig, Kapitalvermögen war überwiegend in Hypotheken angelegt, und die noch einfachen Verhältnisse auf fast allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens machten wenigstens in den niedern Steuerstufen grobe Irrtümer zur Seltenheit. Außerdem blieb der progressive Steuerfuß auch in den höchsten Stufen unter drei Prozent des ermittelten Einkommens, und da im Jahre 1880 die aus den Mehrerträgen der Zölle und der Tabaksteuer fließenden Einnahmen zum Erlaß von drei Monatsraten der Klassensteuer und der fünf untersten Stufen der klassifizierten Einkommensteuer verwandt wurden, so war die Besteuerung mäßig. Die Einschätzung zu einer leidlich zutreffenden zu machen, bewirkten auch die nach der Einführung der Selbstverwaltung allmählich stetig anwachsenden Kommunalsteuern. Sie steigerten das Interesse der Kommissionsmitglieder an der Einschätzung, da die Gemeindeabgaben als Zuschläge zur Staatssteuer erhoben wurden.

Die Erkenntnis gewann breitern Raum, daß dort begangne Fehler sich hier rächten, daß Nachsicht bei der Umlegung der Staatssteuer erhöhte Zuschläge zur Kommunalsteuer zur Folge habe.

Kann der alten Klassensteuer immerhin noch ein leidliches Zeugnis ausgestellt werden, so ist das bei der klassifizierten Einkommensteuer, die die Abschätzung der Einkommen über 1000 Taler regelte, auch bei der wohlwollendsten Beurteilung nicht möglich. Abgesehen von den vorbereitenden und formalen Arbeiten lag hier die Einschätzung ausschließlich in den Händen der Einschätzungskommission. Ihr Vorsitzender, der Landrat oder der Oberbürgermeister, hatte nicht einmal volles Stimmrecht. Nur bei Stimmengleichheit gab er den Ausschlag. Gegen die Beschlüsse stand ihm zwar das Recht der Berufung zu. Da aber sowohl das Gesetz wie auch die Praxis der Behörden jedem tiefern Eindringen in die Verhältnisse der Steuerpflichtigen abhold war, so pflegte bei den Berufungen nicht viel herauszukommen, weshalb denn auch ein beschränkter Gebrauch davon gemacht wurde.

Über der Einschätzungskommission stand, in der Regel unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten, die Bezirkskommission für den Regierungsbezirk. Die an sie gelangenden Reklamationen waren nicht sehr zahlreich, da einmal die Einschätzung mild war, außerdem aber neben der Reklamation noch das

Rechtsmittel der Remonstration, nochmalige Verhandlung vor der Einschätzungskommission, bestand. Die Entscheidungen der Bezirkskommission waren endgiltig. Die Mitglieder der Kommissionen wurden von den Kreis- und den Provinzialvertretungen gewählt. Sie waren bei den geringen Befugnissen der ihnen vorsitzenden Beamten so recht nach dem Herzen des selbstbewußten, sich selbst verwaltenden Staatsbürgertums beschaffne Behörden — und dem entsprach denn auch das Ergebnis ihrer Entscheidungen.

Die erste Einschätzung nach dem Miquelschen Einkommensteuergesetz ergab, nach Ausscheidung der früher nicht steuerpflichtigen juristischen Personen, ein Mehr von 35 Millionen Mark. Und diese Mehreinnahme fiel auf die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung. Die Pflichtigen mit Einkommen unter 3000 Mark, die 1892 an Steuer 37 Millionen Mark entrichteten, brachten im Jahre darauf bei der ersten Einschätzung nach dem neuen Gesetz mit seinen auf die Entlastung der wenig bemittelten Klassen der Bevölkerung gerichteten, ermäßigten Steuersätzen, trotzdem daß die Zahl dieser Pflichtigen um 300000 gestiegen war, nur 32 Millionen Mark. Diese Zahlen bestätigen auch die Behauptung, daß bei den frühern Klassensteuerpflichtigen die Einschätzung im allgemeinen zutreffend war. Wesentlich anders war dagegen das Verhältnis der frühern zu der jetzigen Abschätzung in den höhern Steuerstufen. Während die gegen 12000 Mark betragenden Einkommen vorher an Steuer 3 Millionen eingebracht hatten, betrug jetzt die Einnahme das doppelte. An Millionären, Leuten mit 48000 bis 72000 Mark Einkommen, waren unter dem alten Gesetz 1200 ermittelt, unter dem neuen wurden 2500 gefunden. Und während jene 2 Millionen Mark Steuer zahlten, entrichteten diese 5 Millionen. Steuerpflichtige mit einem Einkommen über 900000 Mark gab es 1892 nur 8, im Jahre darauf 23. Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache, sie zeigen den Unterschied zwischen früher und jetzt. Preußens Bevölkerung mögen sie im zehnten Jahre der Geltung des Einkommensteuergesetzes an den Dank erinnern, den sie dem Andenken des dritten großen Finanzministers schuldet, den Preußen zu seinem Glück gehabt hat. Erst der Finanzminister Miquel, möge dies nie vergessen werden, hat in der preußischen Einkommensteuer den Grundsatz der Gerechtigkeit ein- und durchgeführt.

Der Miquelschen Steuerreform und besonders dem Einkommensteuergesetz sind zahlreiche und heftige Angriffe nicht erspart geblieben. Das ist kein Fehler. Es kann für Wissenschaft und Praxis nur vorteilhaft und förderlich sein, wenn die Vorschriften des Gesetzes besprochen werden, und wenn an ihrer Verbesserung gearbeitet wird. Über die leitenden Grundsätze eines Einkommensteuergesetzes — Gerechtigkeit, Allgemeinheit, Gleichmäßigkeit — herrscht keine Uneinigkeit mehr, über ihre Ausführung werden die Meinungen noch lange auseinandergehn und wahrscheinlich niemals völlig zusammen kommen. Steuern zahlt trotz der widersprechenden Versicherung, die manchmal zu hören ist, niemand gern. Mit Recht sagt der um die wissenschaftliche Ausbildung der Steuerlehre hochverdiente Senatspräsident Fuisting: „Die Beteiligung an der Aufbringung des Steuerbedarfs wird von den Pflichtigen stets als Belastung empfunden.“ Dieses Gefühl kann nicht geändert werden; es wird sicherlich

aber erträglicher durch die Erkenntnis gemacht, daß die Forderung der Steuer nach einem Gesetze geschieht, das die vornehmste Lehre aller Staatsweisheit: Gerechtigkeit üben, zu befolgen und in das Volk zu tragen sucht und sich müht. Gewiß ist das Gesetz nicht vollkommen; vollkommne Gesetze hat es überhaupt niemals gegeben. Die Abänderung so mancher Bestimmung wäre sehr wünschenswert. Es soll hierauf jedoch nicht eingegangen werden. Bei der Staatsregierung dürfte die Neigung auch gering sein, schon jetzt einen neuen Gesetzentwurf auszuarbeiten und zur Verhandlung zu bringen. So manche strittige Frage bedarf noch der Klärung, und auch taktisch dürfte es nicht richtig sein, nach einer zehnjährigen Geltung des Gesetzes die viel umstrittnen Fragen der Personalbesteuerung wieder zur parlamentarischen Erörterung zu stellen. Wie die Verhältnisse augenblicklich zu liegen scheinen, kann wohl angenommen werden, daß das Gesetz noch geraume Zeit unverändert in Geltung bleibt. Wird auch erkennbarer, daß das unablässig neue rechtliche Formen und Gebilde schaffende wirtschaftliche Leben dem Gesetz voraneilt, so rechtfertigen doch die bei allen Gesetzen allmählich eintretenden greisenhaften Züge noch nicht das Verlangen nach dem Erlaß von Gesetznovellen. Die Reichsgewerbeordnung ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie ein schnelles, ruckweise vor sich gehendes Arbeiten der Gesetzgebung wenig förderlich ist. Wiewohl hier eine Novelle die andre jagt; das wirtschaftliche Leben strömt doch schneller dahin, und die zahlreichen einander folgenden Änderungen erzeugen Unruhe und Unsicherheit bei den mit dem Gesetze arbeitenden Beamten und bei den nach ihm lebenden Gewerbetreibenden. Der Staatssäckel verträgt es schon, daß sich Aktiengesellschaften in Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die das Einkommensteuergesetz noch nicht kannte, in der Absicht umwandeln, der Einkommensteuer zu entgehn. Lücken weist mit der Zeit jedes Gesetz auf. Werden sie so zahlreich und klaffend, daß sie die Gerechtigkeit, mit der behandelt zu werden die Staatsbürger Anspruch haben, ernstlich gefährden, dann ist allerdings die Zeit gekommen, auf ihre Beseitigung Bedacht zu nehmen. Die materiellen Vorschriften allein genügen auch nicht, ein Gesetz zu einem guten zu machen. Ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger sind die Bestimmungen über seine Ausführung, über die Organisation der Behörden und über die Rechte und die dienstliche Stellung der zur Durchführung des Gesetzes berufnen Beamten und Behörden.

Das preußische Einkommensteuergesetz vom 25. Mai 1873 hatte viele gute zweckmäßige Vorschriften; nicht wenige sind in das neue Gesetz übergegangen. Seine wesentlichen Fehler waren die mangelhafte Organisation der zu seiner Ausführung berufnen Behörden und die Unzulänglichkeit der diesen übertragnen Befugnisse. Die Kommissionen, denen die Einschränkung und die Beurteilung der Reklamationen oblag, entbehrten einer straffen Leitung, und die schwächlichen Befugnisse der leitenden Beamten schlossen eine tatkräftige Einwirkung aus.

In der Erkenntnis der Schwäche der frühern Gesetzgebung hat das Gesetz vom 24. Juni 1891 die Rechte der Kommissionen und der Behörden vermehrt und gestärkt und ihnen weitgehende Befugnisse zur Ermittlung der Einkommen-

verhältnisse zugestanden. Die Kommissionen werden nicht mehr ausschließlich gewählt, sie haben auch von der Regierung ernannte Mitglieder. Die Arbeit, die ihnen obliegt, ist zeitraubend und mühevoll; in gewerbreichen Gegenden ist die einzelnen Mitgliedern zugemutete Arbeit, die Ermittlungen, Bücherprüfungen, Abschätzungen umfaßt, oft schwierig und umfangreich, sodaß der Staat sich glücklich schätzen kann, in ausreichender Menge geschäftsgewandte und einsichtige Mitarbeiter zu finden bei einer Arbeit, für die Dank selten, Undank häufig geerntet wird.

Den Einschätzungsbezirk umfaßt der Kreis. Der Vorsitzende der Kommission ist dafür verantwortlich, daß die gesamte Abschätzung in seinem Bezirk nach den bestehenden Vorschriften erfolgt. Als solcher ist gewöhnlich der Landrat, seltener ein besondrer Kommissar bestellt. Die Ernennung der Landräte zu Vorsitzenden der Kommissionen hat sich bewährt. Als nach der Einführung des Gesetzes einige Landräte die frühere gemütliche Praxis beizubehalten versuchten, wurde kurzer Prozeß gemacht, und sie wurden aus ihrer Stellung als Vorsitzende der Kommissionen entfernt. Doch schon unter Miquel soll der anfänglich scharf wehende Wind allmählich abgeflaut haben. Die Erzählung, daß ein Landrat, gegen den der Finanzminister wegen grober Pflichtwidrigkeiten auf Einleitung des Disziplinarverfahrens gedrungen, auf Veranlassung des Ministers des Innern unter Verleihung eines Ordens einen ehrenvollen Abschied erhalten habe, ist wohl nur ein verwässerter Aufguß der Schicksale der Kanalrebellen. Eine der vielen Erzählungen, die die Herren Landtagsboten beim Frühstück von den guten Herren im Ministerium des Innern erzählen, von deren Strenge und Milde, von den die Treppe hinuntergeworfnen und dann sanft mit dem Fahrstuhl in eine gute Stube der Beletage beförderten Landräten.

Die besondern Kommissare, Regierungsassessoren und Regierungsräte, sind meist in Stadtkreisen, wo die Geschäfte schwierig und umfangreich sind, angestellt. Wünschenswert ist, daß diese Herren, die nur zum Teil der allgemeinen Verwaltung angehören, sämtlich in diese übernommen würden. Wer mit den in den Kreisen der preußischen Verwaltungsbeamten herrschenden Anschauungen und Gesinnungen vertraut ist, weiß, daß viele dieser nur solche als ebenbürtige und vollgiltige Verwaltungsbeamte ansehen, die mit ihnen auf demselben Etat stehn. Den Vorsitzenden sind Hilfsbeamte, Steuersekretäre und Supernumerare zugeordnet. Diesen Beamten fällt, da sich der Vorsitzende selbstverständlich nicht mit all den Einzelheiten des Geschäfts befassen kann, ein wichtiger und großer Teil der Arbeit zu. Ihnen liegt ob der Verkehr mit den Gemeindevorstehern, den Vorsitzenden der Voreinschätzungskommissionen und sonstigen bei der Einschätzung beteiligten Personen; an sie wenden sich die Pflichtigen um Auskunft, sie nehmen die nötigen Verhandlungen auf und besorgen die laufenden Bureauarbeiten.

Nach den Äußerungen sachkundiger Beurteiler haben sich diese durch das Einkommensteuergesetz geschaffnen Beamten bewährt. Ihr Fleiß und ihr Verhalten wird allseitig gelobt. Gewandtheit im Verkehr und Taktgefühl muß von diesen Beamten gefordert werden, da erfahrungsmäßig das Publikum gern

Empfindlichkeit zeigt, wenn es sich um Steuerangelegenheiten handelt. Den Supernumeraren sollte der Wunsch, sie nach der Prüfung durch einen Titel, vielleicht Assistent, von ihren noch nicht geprüften Kollegen zu unterscheiden, billigerweise erfüllt werden.

Alljährlich werden in den Tagesblättern und im Landtage Klagen laut über angeblich grobe Verstöße und Verfehlungen der an der Einschätzung arbeitenden Beamten. Aus den darauf folgenden Antworten, aus Widerrufen und Berichtigungen oder aus dem nachherigen Schweigen über die vorerst mit tönenden Worten erzählten, dem redlichen Staatsbürger angetanen Leiden und Qualen ist meist erkennbar, daß unbedeutende Vorfälle in leichtfertiger Weise aufgebauscht, entstellt oder wahrheitswidrig erzählt werden. Sicherlich kommen Verstöße vor, wirklich grobe Versehen oder Rücksichtslosigkeiten aber bei weitem nicht in dem Umfange, wie es nach diesen Mitteilungen scheint. Der preußische Beamte ist nicht der dem gequälten Staatsbürger das Blut aussaugende Vampir, als den man ihn oft hinstellt. Er ist im Gegenteil mit wenig Ausnahmen ein höflicher Mann mit durchaus nicht barschen Formen, und der brave Staatsbürger ist durchaus nicht immer der rechtschaffne Biedermann, der willig und freudig seine Pflichten als Staatsbürger erfüllt und nur schreit, wenn er getreten wird. Im Jahre 1901 waren 1580 Untersuchungen wegen Zuwiderhandlungen gegen das Einkommensteuer- und Ergänzungssteuergesetz anhängig, und die festgesetzten Strafen machten 554248 Mark aus. Eine unerfreuliche, zu trüben Betrachtungen anregende Tatsache.

Es ist eine in Süddeutschland und auch in den neuen Provinzen oft geäußerte und gern gehörte Ansicht, die preußische Verwaltung durchwehe ein rauher Zug, in ihr herrsche ein militärischer Geist, der die Beamten zur Barschheit und Rücksichtslosigkeit im dienstlichen Verkehr antreibe. Diese Anschauung mag in frühern Zeiten nicht ganz unberechtigt gewesen sein. Für die heutigen preußischen Verwaltungsbeamten trifft sie in solcher Allgemeinheit nicht zu. Mit dem Ausbau der alle Gebiete des Staats durchsetzenden, kostspielig wirtschaftenden Selbstverwaltung ist nicht allein die frühere sprichwörtliche altpreußische Sparsamkeit geschwunden; auch die je nachdem gepriesene oder geschmähte Straffheit im Dienst hat durch die Einschiebung des mitratenden und mittatenden, die Verantwortlichkeit auf viele Schultern verteilenden Laienelements, durch die ausgebreitete Tagesliteratur und die kritisierende Tätigkeit der Abgeordneten eine Abschwächung erlitten. Der preußische höhere und mittlere Verwaltungsbeamte neigt zu Bedenken und entschließt sich eher schwer als leicht zu energischen Worten und Handlungen.

In dem „gemütlichen" Sachsen weht in der Verwaltung eine rauhere Luft als in Preußen. Man lese die sächsischen Vorschriften über das Verfahren, das bei der Einkommensteuer beobachtet wird; man wird staunen über die Milde der den preußischen Behörden zugestandnen Befugnisse. Oder man fahre im Wagen dem Sachsenlande zu. Plötzliches sanftes Rollen der Räder zeigt, daß der Wagen die Grenze überschritten hat, daß er auf Wegen rollt, die sorgsam unterhalten und gepflegt sind. Eine solche Fahrt ist lehrreich. Der Unterschied zwischen den holprigen preußischen und den tadellos

gehaltenen sächsischen Kunststraßen ist wirklich recht groß. Das gemütliche Sachsen ist straffer und besser verwaltet als das im Rufe der Ungemütlichkeit stehende Preußen.

Die obere Leitung des gesamten Einschätzungsgeschäfts im Regierungsbezirk liegt dem Vorsitzenden der Berufungskommission ob. Er steht unmittelbar unter dem Finanzminister. In dem Vorsitzenden der Berufungskommission hat das Gesetz ein Amt geschaffen, das mit dem gewöhnlich dem Regierungspräsidenten übertragnen Vorsitz in der Bezirkskommission der frühern Gesetzgebung nur äußerliche Ähnlichkeit hat. Die Befugnisse des Vorsitzenden der Berufungskommission sind weit gesteckt. Er ist verantwortlich für die Anwendung der Grundsätze und beaufsichtigt die Durchführung des Geschäfts und die Geschäftsführung der Vorsitzenden der Kommissionen. Nicht von allen Beamten der allgemeinen Verwaltung ist die Schaffung dieses Amts willkommen geheißen worden.

Um dies zu verstehn, ist es nötig, auf die gegenwärtigen Zustände innerhalb der Regierungen einzugehn.

(Schluß folgt)



Über Besoldung und Pensionierung der französischen Generale



Die zahlreichen berufnen und unberufnen Kritiker unsrer Heereseinrichtungen haben in den letzten Jahren vielfach auch die Avancementsverhältnisse zum Gegenstande ihrer Betrachtungen gemacht und sich tadelnd darüber ausgesprochen. Welche Staatsinstitution, welche Maßnahme der Regierung, welche Entscheidung des Kaisers gäbe es wohl, die nicht von gewissen politischen Parteien und ihren Organen kritisiert und unbedingt verurteilt würde. Die Armee, die unter dem Kaiser als dem obersten Kriegsherrn steht, bietet diesen Kritikern und Nörglern ein ergiebiges Feld für ihre Tätigkeit, hauptsächlich deshalb, weil gewisse Verhältnisse und bestimmte Entscheidungen lediglich der Allerhöchsten Beurteilung unterworfen sind. Hierher gehören zum Beispiel die Beförderung und die Verabschiedung der Offiziere. Einerseits wird darüber geklagt, daß zu viele Offiziere im besten Alter genötigt seien, ihren Abschied zu nehmen, weil sie als untüchtig zur weitern Beförderung von ihren Hinterleuten übersprungen werden, anderseits wird es aber auch getadelt, daß in den höchsten Kommandostellen Generale bleiben, denen das Alter eine ersprießliche Tätigkeit im Felde unmöglich macht.

Mehrfach ist von freisinniger und von demokratischer Seite der Wunsch nach einer Abänderung der für die Beförderungs- und die Verabschiedungsverhältnisse maßgebenden Grundsätze ausgesprochen und zugleich die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht besser sei, die in einigen andern Ländern, namentlich in Frankreich giltigen Bestimmungen anzunehmen, nach denen der Offizier, wenn

er eine gewisse Altersgrenze erreicht hat, verabschiedet wird. Man würde es kaum begreifen, daß von dieser Seite so oft französische Verhältnisse und Einrichtungen als nachahmungswerte Muster angeführt werden, wenn man nicht in Betracht ziehen müßte, daß einerseits vielen dieser Kritiker das Verständnis für diese Fragen fehlt, und daß anderseits für viele unsrer Landsleute alles, was nach Demokratie schmeckt, an und für sich empfehlenswert erscheint. Für jeden, dem das Wesen der französischen Armee nicht unbekannt ist, oder der auch nur ab und zu einen Blick in französische Militärzeitungen wirft, sind die Schattenseiten dieser französischen militärischen Verhältnisse längst bekannte Dinge; aber für die Leute, denen die Äußerungen unsrer demokratischen Presse als maßgebend gelten, dürfte es vielleicht von Interesse sein, wenn wir ihnen einen auf offizielle Angaben gestützten Bericht über die Verabschiedungs- und die Beförderungsverhältnisse der französischen Generale geben.

Nach dem jetzt giltigen Gesetze (vom 13. März 1875) ist für die Brigadegenerale das 62., für die Divisionsgenerale das 65. Lebensjahr die Altersgrenze, d. h. wer dieses Alter in dieser Charge erreicht hat, ist ohne weiteres verpflichtet, in die Reserve überzutreten. Die Frage, ob er zu dieser Zeit noch leistungsfähig und kriegstüchtig ist, kommt nicht in Betracht. Eine Ausnahme besteht nur für solche Divisionsgenerale, die an der Spitze einer Armee oder eines Armeekorps oder als Kommandeur der Artillerie oder des Genies einer Armee vor dem Feinde hervorragende Dienste geleistet haben; diese können bis zum 70. Lebensjahre als aktiv weiter geführt und zum Dienst herangezogen werden. Nach dem 70. Lebensjahre werden sie hors cadre gestellt. Es liegt auf der Hand, daß diese gesetzlichen Bestimmungen große Schattenseiten und Härten haben, denn in vielen Fällen werden die besten Generale und solche, die noch vollständig leistungsfähig sind, hierdurch gezwungen, aus dem aktiven Dienste auszuscheiden. Anderseits ist es begreiflich, daß die Verpflichtung, in einem gewissen Alter den aktiven Dienst zu verlassen, auch das scheinbare Recht gibt, bis zu diesem Alter aktiv zu bleiben.

Ein Blick auf die in der letzten Zeit eingetretnen Veränderungen in den höchsten Kommandostellen wird die großen Schattenseiten dieses Prinzips der Altersgrenze am besten illustrieren. Im Laufe des letzten Jahres mußten nicht weniger als 24 Divisions- und 20 Brigadegenerale wegen ihres Alters den aktiven Dienst verlassen und in die Reserve übertreten. Da es nun 110 etatsmäßige aktive Divisionsgenerale gibt, so betrifft es mehr als den fünften Teil. Am 1. Oktober mußten mit einemmal fünf Armeekorps neu besetzt werden. Solche Vorgänge haben in militärischen Kreisen Frankreichs mit Recht die Aufmerksamkeit auf die Frage gelenkt, ob die heutigen Vorschriften und Grundsätze bei dem Wechsel in den höchsten Kommandostellen für die Organisation und die Leitung der Armee ersprießlich seien. Man macht sich mehr und mehr die Gefahr klar, die für das Gefüge und für die systematische, von gleichen Grundsätzen ausgehende Ausbildung der Armee in dem Prinzip der Altersgrenze liegt; es erscheint auch als eine große Härte für die zum Übertritt in die Reserve gezwungnen Generale. Da es aber keinen obersten Kriegsherrn gibt, hat man bis jetzt eine befriedigende Lösung noch nicht finden können, zumal da man

dem jetzigen Kriegsminister nicht noch mehr Machtvollkommenheiten zuerkennen möchte, als er sich schon zu verschaffen gewußt hat. Maßgebende Persönlichkeiten und der größte Teil der militärischen Presse stehn aber nicht an, auf die Übelstände aufmerksam zu machen. So veröffentlichte z. B. La France Militaire schon Anfang Oktober die Liste der in diesem Jahre die Altersgrenze erreichenden Generale, eine Liste, die sonst erst zu Anfang des betreffenden Jahres zu erscheinen pflegt; man wollte früh auf die große Anzahl der im Jahre 1903 wieder eintretenden Verabschiedungen aufmerksam machen und rechtzeitig eine Änderung zur Diskussion stellen. Während im Jahre 1902 24 Divisions- und 20 Brigadegenerale die Altersgrenze erreichten, wird dies im laufenden Jahre bei 25 Divisionsgeneralen und ebensoviel Brigadegeneralen der Fall sein. Bedenkt man nun, daß von diesen 25 Divisionsgeneralen acht kommandierende Generale an der Spitze von Armeekorps und fünfzehn an der Spitze von Divisionen sind, so kann man ermessen, welche Umwälzung dadurch in den höhern Kommandostellen der ganzen Armee hervorgerufen wird. Denn dies sind ja nur Veränderungen, die wegen der Erreichung des bestimmten Alters eintreten, während alle Abgänge wegen Todesfalls, schwerer Krankheit oder aus dienstlichen Gründen unberücksichtigt bleiben müssen. Von diesen 25 Divisionsgeneralen ist ohne Zweifel ein größerer Teil — von den Brigadegeneralen jedenfalls der größte Teil — noch vollständig diensttüchtig, und trotzdem müssen sie andern Generalen Platz machen. Sie gehn trotz langjähriger vorzüglicher Dienste und trotz ihrer Dienstfähigkeit des Gehalts verlustig und belasten anderseits die Staatskasse mit der Pension, während sie dem Staat und der Armee noch aktive Dienste leisten könnten.

Die Pensionen sind nun allerdings im Vergleich zu denen in der deutschen Armee sehr niedrig, aber dieser Umstand — sehr schmerzlich für den Offizier — wird eben durch diese gesetzlichen Bestimmungen und durch die große Zahl der pensionierten Offiziere verursacht. Der Divisionsgeneral z. B., der mit der Erreichung der Altersgrenze, also mit dem 65. Lebensjahre und durchschnittlich mit 45 Dienstjahren in die Reserve übertritt, erhält eine jährliche Pension von nicht mehr als 7812 Franken, und der Brigadegeneral unter diesen Verhältnissen (mit 62 Lebens- und 42 Dienstjahren) 5220 Franken. Scheidet ein General — mit denen wir uns in dieser kurzen Betrachtung ausschließlich beschäftigen — aus andern Gründen aus der aktiven Armee, also vor der Erreichung der Altersgrenze, so stellt sich die Pension günstiger.

In der Annahme, daß es für manchen Leser von Interesse sein wird, geben wir hier eine kurze Übersicht der Gehalts- und der Pensionsverhältnisse der französischen Generale. Seitdem es keinen Marschall von Frankreich mehr gibt, der einen jährlichen Sold von 28800 Franken (abgesehen von allen Nebengebührnissen) bezog, ist der Divisionsgeneral die höchste militärische Charge. Er bezieht einen jährlichen Sold von 18900 Franken. Die Nebeneinkünfte sind je nach seiner Funktion verschieden. Es sind dies zunächst die Entschädigungen für Dienstaufwand (indemnités pour frais de service). Die an der Spitze eines Armeekorps stehenden Generale beziehn z. B. eine jährliche Dienstentschädigung von 14400 Franken, mit Ausnahme der Kommandanten des vierzehnten und

des neunzehnten Armeekorps (Lyon und Algier), bei denen sie 16200 Franken beträgt. Die Entschädigung sinkt für einzelne Stellungen bis auf 5400 Franken, z. B. für die an der Spitze einer Division stehenden Generale. Der kommandierende General, also der nach unserm Sprachgebrauch ein Armeekorps befehligende General bezieht außerdem: 15 Franken täglich, wenn er außerhalb der Garnison an der Spitze seiner Truppen steht (Manöver jeder Art, Gefechtsschießen usw.), 6 Rationen, 20 Franken tägliche Reisegelder und 7 Franken für Nachtquartier bei einem Wechsel der Garnison; außerdem Kilometergebühren und 6000 Franken Umzugsgelder.

Der Brigadegeneral bezieht einen jährlichen Gehalt von 12600 Franken, Dienstaufwand zwischen 3240 und 9000 Franken, je nach seiner Stellung, Tagegelder von 10 Franken bei Manöver, 16 Franken Reisegelder, 6 Franken für Nachtquartier, 6000 Franken Umzugsgelder und 4 Rationen. Diese Bezüge verringern sich natürlich, sowie der General aus dem aktiven Dienststande ausscheidet, doch werden sie dann noch immer als „Sold," nicht als Pension bezeichnet. Dieses Ausscheiden kann in verschiedner Weise und demnach unter verschiednem Solde geschehen. Man unterscheidet: 1. die Stellung zur Disposition, wobei der General nur zeitweilig seiner Stellung enthoben wird. Er bezieht in diesem Falle während der ersten sechs Monate den vollen Gehalt von 18900 oder 12600 Franken weiter, dann aber nur noch 9450 oder 6300 Franken, wenn er nicht mittlerweile wieder in den aktiven Dienst zurücktritt. 2. Die Stellung in non-activité. Sie kann aus verschiednen Gründen erfolgen, und zwar als Disziplinarmaßregel, oder wenn Truppenteile aufgelöst werden und Stellen eingehn, ferner mit der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft oder wegen vorübergehender Krankheit. Die Disziplinarmaßregel tritt ein, wenn sich der Offizier Fehler zu schulden kommen läßt, die nicht durch die gewöhnlichen Disziplinarstrafen geahndet werden können, oder die nicht so ernst sind, daß sie kriegsgerichtlich behandelt werden müssen, oder daß sie den Verlust des Grades herbeiführen. Die Versetzung in Nichtaktivität kann in diesem Falle erfolgen par retrait oder par suspension d'emploi, d. h. durch gänzliche oder nur zeitweilige Enthebung von der Stellung. In beiden Fällen tritt, sobald die Nichtaktivität als Disziplinarmaßregel verfügt wird, eine Verringerung des Gehalts ein bis auf 7812 Franken für den Divisionsgeneral und 5220 für den Brigadegeneral. Hat die Versetzung in Nichtaktivität andre Gründe, so beträgt die Besoldung für den Divisionsgeneral noch 9756, für den Brigadegeneral noch 6516 Franken. Die Stellung in non-activité muß immer von dem Präsidenten der Republik auf den Vortrag des Kriegsministers verfügt werden. 3. Den Übertritt in die Reserve: a) vor der Erreichung der Altersgrenze (wegen körperlicher Unfähigkeit auf Antrag oder durch Verfügung), jährlicher Gehalt des Divisionsgenerals: 8820, des Brigadegenerals 5882 Franken; b) nach der Erreichung der Altersgrenze. In diesem Falle beziehn die Generale den Gehalt in der Höhe der Pension, auf die sie Anspruch hätten, wenn sie verabschiedet worden wären.

Die Pension wird erst gezahlt nach der definitiven Verabschiedung (pension de retraite); sie schwankt zwischen einem Minimum und einem Maximum. Das

Minimum beträgt für den Divisionsgeneral 7000, das Maximum 10500 Franken, für den Brigadegeneral 6000 und 8000 Franken. Das Recht auf das Minimum der Pension erwirbt jeder Offizier nach dreißigjähriger Dienstzeit, wer seit länger als drei Jahren in Nichtaktivität war, schon nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit. Jedes weitere Dienstjahr verleiht das Recht auf $^1/_{20}$ des Unterschieds zwischen Minimum und Maximum, sodaß nach fünfzigjährigem Dienste das Maximum erreicht werden muß. Die Pension steigt demnach für den Divisionsgeneral jährlich um 175 und für den Brigadegeneral jährlich um 100 Franken.

Die Pensionen werden erhöht bei Invalidität oder bei unheilbaren Leiden, die eine Folge des Dienstes sind. Die Pension wird auch gezahlt, wenn ein Offizier in réforme versetzt wurde. Die mise en réforme kann eintreten: a) wegen unheilbarer körperlicher Gebrechen, wenn der Offizier keinen Anspruch auf Pension hat, und b) als Disziplinarmaßregel. Diese kann nur verhängt werden aus folgenden Gründen: wegen fortgesetzter schlechter Führung, grober Dienstvergehn, Verfehlung gegen die Standesehre, Verurteilung zu mehr als sechs Monaten Gefängnis, und wegen Verlängerung des Nichtaktivitätsverhältnisses über drei Jahre hinaus. Bei unheilbarer Krankheit beträgt die Pension zwei Drittel, in den andern Fällen die Hälfte des Minimums der pension de retraite. In jedem Falle muß der Offizier aber mindestens zwanzig Jahre gedient haben, wenn er einen Anspruch auf diese Pension erheben will.

Ein Vergleich dieser Bestimmungen mit denen in der deutschen Armee spricht in jeder Hinsicht zu Gunsten der deutschen. Der Grundsatz, daß nur der Offizier und insbesondre der General veranlaßt wird, aus der Armee auszuscheiden — und hierdurch pensionsberechtigt wird —, der seiner Stellung nicht mehr genügen kann, erscheint unbedingt gerechter und auch praktischer, als das französische Prinzip, wonach die Altersgrenze fast der allein maßgebende Grund für die Verabschiedung ist, und die Leistungsfähigkeit nicht oder nur in seltnen Fällen für die höhern Chargen in Betracht kommt.

Der französische General Prudhomme, der bekannte Mitarbeiter der France Militaire, kommt bei der Besprechung des neuen Avancementsgesetzes, das der Kriegsminister General André jetzt den Kammern vorlegt, auf die Grundsätze für das Avancement zurück, die Lewal in seiner in den siebziger Jahren erschienenen Schrift: Réforme de l'armée niedergelegt hat. Es heißt dort: „Von der richtigen Einteilung der Beförderungen (distribution de l'avancement) hängt die Ausbildung der Armee ab, die Fähigkeit ihrer Führer und die Disziplin. Man kann nicht genug Mühe darauf verwenden, die richtige Form hierfür zu finden, weil sie einen hervorragenden Einfluß auf den Wert der Armee hat. Das Avancement darf weder eine Gunst, noch ein Recht sein; es ist die verdiente Belohnung für Tüchtigkeit und Fähigkeit. Diese allein verleihen die Berechtigung, einen höhern Grad zu erwerben und den Befehl über andre zu führen. Das Interesse der Armee und des Landes, ebenso wie die Gerechtigkeit verlangen, daß dem so sei. Das Avancement ist, kurz zusammengefaßt, der Preis eines Wettbewerbs und kommt dem Würdigsten zu. Hieraus ergeben sich zwei Grundsätze: 1. die Verpflichtung für jeden, der befördert sein will,

Beweise für seine Fähigkeit und Tüchtigkeit zu geben, 2. die Notwendigkeit, im Interesse der Armee und in dem der Mitbewerber unwiderleglich festzustellen, daß diese Beweise wirklich erbracht worden sind, und daß sie es sind, die den Vorrang vor der Konkurrenz erwirkt haben."

General Prudhomme bemerkt hierzu: Ce serait là, en effet, l'idéal. Wie weit das eiserne Muß der Altersgrenze von diesem „Ideal" entfernt ist, das leuchtet gewiß jedem ein. Trotzdem wird auch das neue Avancementsgesetz, falls es in Kraft tritt, an diesem Prinzip nichts ändern können, weil es die Folge der republikanischen Staatsform und des Mangels an einem obersten Kriegsherrn ist. v. W.

Ernst Curtius



Sechs Jahre nach Ernst Curtius Tode ist uns ein Bild seines Lebens geschenkt worden, aus Briefen von ihm, an ihn und über ihn von seinem Sohne mit feiner Sorgfalt zusammengestellt, ein Band von mehr als 700 Seiten (Berlin, Julius Springer). Fast noch als Jüngling zu einer glückverheißenden, völlig einzigen Aufgabe, der Erziehung des künftigen Kronprinzen von Preußen, berufen, widmete er die ganze Kraft seiner Mannesjahre einer vielseitigen Erforschung und einer in ihrer Art ganz neuen, lebendigen, auf Anschauung des Landes gegründeten Darstellung des griechischen Altertums, und zu den reichen Erfolgen des akademischen Lehrers und Schriftstellers fügte ihm dann noch das kaum begonnene Alter einen Weltruhm hinzu, den des Wiederentdeckers von Olympia. Unter den Vertretern seines Fachs hatte er mit dem Erscheinen seines Werks über den Peloponnes, dessen erster Band 1851 herauskam, auf der historischen Seite der griechischen Altertumskunde selbständig Stellung genommen, und nach dem Tode Böckhs (1867), Welckers (1868) und Otto Jahns (1869) war er jedenfalls der vielseitigste und auch wohl an Ansehen der erste, wogegen sich freilich im Vergleich mit jenen und überhaupt vom Standpunkt der einen, unteilbaren Fachwissenschaft aus einwenden ließ, daß er kein „eigentlicher" Philologe, daß ihm die Sprache nur Mittel zum Ziel und Weg zu den Quellen war. Als einen Mangel aus unvollkommener Bildung, wie ihn manchmal Archäologen verraten, die philologische Dilettanten sind, hätte man ihm das jedoch nicht anstreichen können, denn er hatte eine lebendige Kenntnis des Griechischen, eine sichere Herrschaft über die Grammatik und eine durch unablässiges Lesen erworbne Vertrautheit mit den Schriftstellern, auf die es ihm ankam, wie er denn auch in Göttingen alle Pflichten eines philologischen Professors erfüllte. Aber da er die Grammatik und die Kritik der Texte nicht um ihrer selbst willen betrieb, so lebte der Vorwurf, den einst Gottfried Herrmann und seine Schüler den Anhängern Böckhs gemacht hatten, gegen ihn wieder auf; man nannte seine Richtung einseitig und verdachte es ihm sogar, daß er weitern Blicks mit seiner Darstellung über den

engen Kreis der Fachgenossen hinaus sprechen wollte, weil es ihm Bedürfnis war. „Es ist doch eine ganz andre Sache, schreibt er 1844, wenn man einmal in den Kreis der ganzen lesenden Welt hinaustritt, als wenn man von dem bessern und schönern Teile derselben durch lateinische Floskeln sich absperrt oder durch sonst unverständliche Rede; das Beste und Schönste jeder Wissenschaft muß doch einmal Gemeingut werden." Bei dem Abschluß des ersten Bandes seines Peloponnes 1851 sagt er: „Ich habe in die Anmerkungen eine Menge Philologisches hineingearbeitet, auch eine ganze Reihe von Textverbesserungen, die ich größtenteils Meineke vorgelegt habe. Hoffentlich werden die Philologen dies anerkennen und mein Buch nicht zu den dilettantischen Kabinettstücken der Wissenschaft rechnen." „Ich habe seit Vollendung des Peloponnes ein solches Werk (er meint die Griechische Geschichte, an der er 1854 arbeitet) entbehrt, ich bedarf einer Arbeit, die einen gewissen Grad von künstlerischer Komposition in Anspruch nimmt." Noch tiefer in das Innere seiner Arbeit führen uns zwei Briefstellen aus seiner ersten Göttinger Zeit 1857: „Es drängt sich mir immer wieder der Gedanke auf, daß ich unfähig sei, meinen Platz auszufüllen, daß es mir an philologischer Gelehrsamkeit fehle und jetzt die Zeit nicht mehr da sei, die Lücken auszufüllen. Mein Naturell und meine eigentümliche Lebensführung haben mich von einem eigentlichen Bücherleben immer ferner gehalten als billig. Ich habe einzelne Seiten des Altertums mit voller Wärme ergriffen, vieles ganz beiseite gelassen. Jedes Gespräch mit Sauppe (den kleinen Pfiffikus nennt er ihn einmal) weist mich darauf hin, was eine eigentlich encyklopädische Philologengelehrsamkeit sei, und wie sehr mir eine solche mangle. Dergleichen Selbstbeschauungen haben mich lange niedergedrückt. . . . Und so steure ich denn wieder mutig vorwärts und will wenigstens nach Kräften versuchen, mich eines Lehramts würdig zu machen, zu dem man mich berufen hat. Denn so wenig ich namentlich im Seminar mir genüge, so erkenne ich doch, wie die Forderungen, die hier an mich gestellt werden, meine Kräfte, soweit sie noch der Entwicklung fähig sind, nach allen Seiten bilden und üben." — „Seiner ganzen Richtung nach ergänzt Sauppe meine Persönlichkeit und meine Schwächen, die mir hier deutlicher als je zuvor entgegengetreten sind, vortrefflich, und ich lerne in vollen Zügen von seiner überwiegend literarischen Gelehrsamkeit." Strenger kann gewiß niemand über sich selbst urteilen. Und ebenso streng ist er in seinen Forderungen an sich. Während er im Herbst 1855 an seiner Griechischen Geschichte beschäftigt ist, eine Abhandlung von fünf Druckbogen über die Jonier vor der jonischen Wandrung erscheinen läßt, die spätgriechischen Inschriften für das Corpus inscriptionum bearbeitet und dabei als Extraordinarius an der Berliner Universität lauter neue Kollegien liest, klagt er: „Ich bin leider, das fühle ich immer mehr, kein Mensch, der viel arbeiten kann. Bei jedem zu starken Büffeln spüre ich die Einbuße an körperlicher und geistiger Kraft, und es ist einmal mein Grundsatz, mich unter solchen Umständen nie zur Arbeit zu zwingen." Die fertigen Arbeiten, aus welcher Zeit seines Lebens sie auch stammen mögen, verraten keine Spur von Anstrengung, wohl aber eine Wärme des Interesses für den Gegenstand, die den Leser gewinnt und festhält, und zwar in jeder

Stilart, in untersuchender Auseinandersetzung und erzählender Darstellung, in philosophierender Betrachtung und in Gelegenheitsrede. Seine Sprache ist niemals gesucht interessant, viele haben geistreicher und temperamentvoller geschrieben, sondern ruhig und einfach; Jakob Burckhardt z. B. ist ihm „zu stark modern gepfeffert." Aber sie ist nicht bloß maßvoll und formschön, sondern auch treffend, der ungekünstelte Ausdruck abgeklärter Gedankenarbeit. Ohne Frage gehört er zu den Meistern unsrer Sprache, die er mit einer seltnen Sicherheit und, was viel sagen will, immer korrekt gehandhabt hat. So ist er denn auch unter allen, die sich mit dem griechischen Altertum beschäftigt haben, als Schriftsteller ohne Frage am meisten gelesen worden.

Unser Buch enthält fünf Kapitel: Schule und Universität (1830—36), Griechenland (1837—40), Berlin (1841—56), Göttingen (1856—68), Berlin (1868—96). Wir wollen sie hier nicht einzeln durchsprechen, da das äußere Leben des ausgezeichneten Mannes hinreichend bekannt und erst vor kurzem bei seinem Tode nach allen Seiten behandelt worden ist (wir selbst haben dazu in den Grenzboten 1896 III S. 174 unsern Beitrag gegeben), wir möchten uns vielmehr durch diese Bekenntnisse etwas tiefer auf den Grund führen lassen, zu den Triebfedern seiner Arbeit, ihren äußern Umständen und den Hemmnissen, die zu überwinden waren, und da für ihn die Arbeit immer Herzenssache und Äußerung seines ganzen Menschen war, zu ihren Wirkungen auf seine Person.

Er hatte nach Vollendung seiner Universitätsstudien drei Jahre als Hauslehrer in der Familie des Bonner Professors Brandis in Athen zugebracht und im vierten mit seinem Göttinger Lehrer Otfried Müller einen Teil von Griechenland bereist, als dieser im April 1840 an einem hitzigen Fieber in Athen starb, erst 43 Jahre alt; genau so alt war der Schüler, als er später seines Lehrers Nachfolger in Göttingen wurde. Dieser Tod war ein bittrer Schlag, nicht nur für sein Gemüt, sondern auch für die Aussichten seiner Zukunft. Der berühmte Mann hatte ihn ermächtigt, alle Ergebnisse der gemeinsamen Untersuchung in seine Arbeit, d. h. in das spätere Werk über den Peloponnes aufzunehmen; sein Rat und sein Beistand fehlten ihm jetzt. In Berlin fand er keine Förderung, Böckh und Lachmann schilderten ihm die Aussichten eines Privatdozenten so trübe wie möglich. Er ging 1841 nach Halle, um zu promovieren, unterrichtete am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin und trug sich mit dem Gedanken an eine Habilitation, in dem sorgenvollen Gefühl, vielleicht doch gegen seine Neigung seinen Weg im Schulamt machen zu müssen. Seine Stimmung ist in diesen Jahren gedrückt, er fühlt sich aus dem Paradies der Jugend vertrieben und in den Lebenskampf um ein Unterkommen hinausgestoßen; alle erwarten etwas von ihm, aber keiner hat mehr als freundliche Redensarten. Berlin, das ihn früher so angeregt hat, widersteht ihm zeitweise ganz. Als er dem Minister von Eichhorn, der seine wissenschaftlichen Arbeiten zu unterstützen zugesagt hat, seine Habilitationspläne voller Vertrauen auseinandersetzt, bemerkt dieser: „Nun das freut mich recht — freilich ist das eine ganz andre Laufbahn" (als das Schulamt nämlich). „Ich dachte in meinem Herzen: Ach, wenn es nur überhaupt eine Lauf- und keine

Stehbahn ist!" Endlich, im Juni 1843, gelingt die Habilitation, und zwar glänzend. „Der Herr gibt mir guten Mut, so wird er auch Gedeihen geben, soviel es gut ist."

Die nun folgenden Briefe lassen leicht erkennen, daß hinter dem Mut des angehenden Gelehrten eine ungewöhnliche, aus dem Vollen wissenschaftlicher Pläne aufsteigende Kraft steht, ebenso aber auch, daß seine Zukunft einstweilen ganz auf die eigne Kraft gestellt sein wird; von irgendwelcher Förderung oder gar Protektion der einflußreichen Fachgenossen ist da nichts zu spüren. Böckhs allezeit kühles Temperament ist ja auch anderweit bekannt. Der „liebe" Meineke war nur Direktor am Joachimsthal. Der Geograph Ritter erweist sich als väterlicher Gönner und führt ihn bei Alexander von Humboldt ein. „Eine solche reine, anspruchslose Güte bei soviel Wissen und solchem Ruhm findet man bei keinem andern Gelehrten vereinigt, nur Brandis ist darin eine ähnliche Natur."

Der nächste Winter brachte einen folgenreichen Tag. Am 10. Februar 1844 hielt der junge Privatdozent in der Singakademie vor dem ganzen gebildeten Berlin und dem versammelten Hofe einen Vortrag, über den sein Schwager Kurt von Schlözer, der nachmalige Gesandte beim Vatikan, in einem ausführlichen Briefe nach Lübeck berichtet. Es war ein Rennen und Laufen von allen Plätzen und Straßen nach den Linden zu, daß man glaubte, es sei Feuer, die königlichen Equipagen hatten trotz unaufhörlichen Schreiens der Kutscher kaum Platz, durch die drängende Menge zu kommen, eine Schwadron von Gendarmen war aufgestellt, damit die Menschen in ihrer Aufregung nicht das Haus stürmten. Drinnen fing ein neues Stoßen und Drängen an, die wenigsten konnten ihre Plätze finden, die Damen schrieen laut um Hilfe, ohnmächtige wurden hinausgebracht, sogar in der königlichen Loge herrschte die größte Unordnung. „Unter allem Lärmen, Drängen, Rufen und Schreien stand ein Mann ruhig in der Mitte des Saals auf einer kleinen Erhöhung. Unverwandten Blickes sah er nach der ihm gegenüber befindlichen königlichen Loge. Plötzlich ließen sich der König und seine Gemahlin nieder. Im ganzen Saale herrschte die tiefste Ruhe. Durch den König war das Zeichen zum Anfang gegeben. Jetzt bestieg Ernst die Rednerbühne, entfaltete das Papier, und mit leiser Stimme begann er zu reden, aber die tiefe Ruhe, die unter der eben noch so bewegten Menge herrschte, ließ auch die Fernstehenden jedes Wort deutlich hören. Wie ein Kaiser, nein wie ein junger Gott stand der edle Jüngling da. Tausende von Lorgnetten waren auf ihn gerichtet, die Damen waren wie verrückt. Die einen weideten sich am Anblick seines Antlitzes, während die andern mit größter Aufmerksamkeit seinen Worten folgten, um nur keins zu verlieren, alle waren wie bezaubert durch den himmlischen Vortrag. Immer lebhafter und feuriger wurde seine Rede. Anfänglich, in der ersten Befangenheit, hatte er viel nach dem Papier gesucht, dann warf er das lästige Konzept beiseite, und nun entfaltete sich die ganze Kraft seiner Rede. Wie bezauberte er die ganze Versammlung! Kein Geflüster der sonst so schwatzhaften Berlinerinnen unterbrach die Ruhe, alles hörte und staunte. Bald beschrieb er in den lieblichsten Formen das Fest der Panathenäen, bald deutete er sinn-

reich die hohe Bestimmung der Bauwerke griechischer Kunst, bald das Standbild der Göttin, die toten Steinmassen wurden belebt, und gleich einem lebenden Bilde stand die hohe Akropolis da. Endlich schloß er seine Rede. Jetzt stürmte alles auf ihn zu, um ihm zu danken und mit dem Helden des Tages, wenn auch nur wenige Worte, zu reden. Die Prinzessin von Preußen berief Lachmann zu sich, um sich nach dem interessanten jungen Manne zu erkundigen. Alte Generale traten mit Tränen in den Augen vor den Jüngling und drückten ihm warmherzig dankend die Hand. Eine schöne, poetische Stimmung beherrschte die ganze Versammlung. Seit mehreren Tagen wird in Berlin von nichts anderm gesprochen als von Curtius und der Akropolis. In allen Gesellschaften, in allen Kreisen ist er der Gegenstand der Unterhaltung. Lithographen haben Ansichten der Akropolis herausgegeben, die reißend Absatz finden, Mütter erzählen ihren Kindern von der Akropolis, Curtius Ruhm ist begründet." Er selbst schreibt an seine Eltern: „Es ist mir mit meinem Vortrag über Erwarten gut gegangen, ich habe ganz Berlin in Flammen gesetzt, und man hat nichts an mir getadelt, als daß meine Schlußreverenz gegen die königliche Loge nicht tief genug ausgefallen sei. Ich sprach sehr frei und hatte keine Spur von ängstlicher Befangenheit. So wenig auch dieser Erfolg unmittelbar in mein Schicksal eingreift, so kann er mir doch sehr nützlich werden, man interessiert sich wenigstens für mich. Ich wurde gleich darauf zu Eichhorn eingeladen, der sich sehr freundlich aussprach und mir auch eine Remuneration von hundert Talern aus der Kasse seines Ministeriums angewiesen hat, um meine Finanzen wieder etwas auf einen grünen Zweig zu bringen."

Im Sommer ließ die Prinzessin von Preußen durch den Gouverneur ihres Sohnes, den General von Unruh, Curtius das Anerbieten machen, als Erzieher in den Dienst ihres Hofes überzutreten; im August war alles abgemacht, und bald darauf erfolgte zugleich seine Ernennung zum Extraordinarius an der Universität. Fünf und ein halbes Jahr dauerte dieses Verhältnis, bis der Prinz im Herbst 1849 die Universität Bonn bezog; Curtius hatte ihn noch dort einzuführen und kehrte Anfang 1850 nach Berlin zurück, um nun ganz seiner Wissenschaft und seinem Lehramt zu leben. Der Entschluß, die volle Kraft vieler Jahre der hohen und wichtigen Erzieheraufgabe zu widmen, war ihm nicht leicht geworden; er wußte es wohl, daß ihm zu eignen Arbeiten nicht viel Zeit bleiben würde. Aber er hatte die Zusicherung, daß ihm dieser Dienst, wenn er ihn zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber erfüllte, angerechnet werden würde, und außerdem eine materielle Grundlage für seine Zukunft in einem Gehalt von achthundert und einer spätern Pension von sechshundert Talern, beides äußerlich wichtige Dinge gegenüber einer unsichern akademischen Laufbahn, da sein Vater zwar wohlhabend, aber keineswegs reich war. Der wertvollste Gewinn war schließlich ein die Jahre des Dienstes überdauerndes, geradezu einziges Vertrauensverhältnis zu dem Prinzen und seinen Eltern, das längst allen bekannt ist und Curtius Namen weithin berühmt gemacht hat. Der Briefwechsel bringt darüber sehr viel neues, höchst anziehende Einzelheiten, Schilderungen, Urteile und Selbstbekenntnisse, die zusammen ein erhebendes Bild geben von der Lauterkeit

und der geistigen Höhe dieses Verkehrs. „Es konnte meinem Vater, schreibt der Sohn, nie in den Sinn kommen, seine Stellung zu Kaiser Wilhelm und seinem Sohne für irgendwelche persönliche Interessen auszunützen. Die leiseste Beimischung von Eigennutz würde ihm als eine Entweihung dieser Beziehungen und eine persönliche Herabsetzung erschienen sein. Aber eine wahre Freude war es ihm, wenn das Vertrauen, das er besaß, für die Förderung großer Zwecke der Wissenschaft und Kunst fruchtbar gemacht werden konnte.“ Wir wollen aber dieses ganze Kapitel hier beiseite lassen, unsre Leser sollen darüber einen Bericht aus andrer Feder erhalten.

Während der nächsten zwei Jahre erschienen die beiden Bände des Peloponnes (1851/52). Das Werk war vor zwölf Jahren in Griechenland konzipiert und ursprünglich als eine deutsche Bearbeitung der geographischen Arbeiten Leakes gedacht. „Die Engländer, schreibt er 1840, haben im ganzen viel weniger geistige Befähigung, fremde Länder zu sehen und zu beschreiben als die Deutschen, aber durch ihre Geldmittel sind sie Gründer der griechischen Topographie geworden. Doch bleibt immer ein guter Teil unbestrittener Besitz der Intelligenz, der nicht um Guineen feil ist, und so wird auch uns armen deutschen Kirchenmäusen immer noch ein Plätzchen offen bleiben.“ So war es in der Tat, und das Buch wurde etwas ganz neues und selbständiges. Als später Bursian in seiner Geographie Griechenlands an den Peloponnes kam, entschuldigte er sich gleichsam in der Vorrede: dieser Teil seines Werkes sei wie eine Ilias nach Homer, alle aber, die auf andern Gebieten Curtius entgegentraten, haben bis zuletzt den Peloponnes als eine hervorragende Leistung gelten lassen, und das vergriffne Buch stieg im Antiquariatspreis über das Doppelte. Das Jahr 1852 brachte dem Verfasser die Ernennung zum Akademiemitgliede und den Auftrag der Weidmannschen Buchhandlung zu einer Geschichte Griechenlands. Der großen Schwierigkeit dieser Aufgabe war sich Curtius von Anfang an bewußt, sie wuchs während der Ausarbeitung, wovon diese Briefe reichlich Zeugnis geben, und von allen seinen Arbeiten hat ihm diese am meisten Mühe und Sorge gemacht und nicht zum wenigsten auch Verdruß bereitet. Die Studien für den ersten Band gingen Hand in Hand mit den Vorbereitungen für die Vorlesungen und waren noch nicht abgeschlossen, als er 1856 eine Berufung nach Göttingen erhielt.

Sie war für ihn gerade in diesem Zeitpunkt eine große Genugtuung. „Wollten sie mich hier nicht fortlassen, schrieb er kurz vorher an seinen Bruder Georg, so müßten sie mir endlich eine anständige Stellung geben und mich aus der leidigen Notwendigkeit befreien, durch allerlei Sklavenarbeit mir meinen Unterhalt zu sichern.“ Nach sechsjähriger Arbeit an der Universität seit seinem Rücktritt von der Stellung am Hofe hatte er den Minister an eine vor der Übernahme dieses Amts 1844 gegebne Zusage erinnert und im Einvernehmen mit der Fakultät um eine Erhöhung seines Gehalts gebeten, das in schreiendem Mißverhältnis zu seiner Wirksamkeit stehe. An demselben Tage und in derselben Stunde, als ihm der abschlägige Bescheid bekannt wurde, kam die Anfrage aus Göttingen, und obwohl der Minister nun eine ordentliche Professur und jede gewünschte Gehaltserhöhung anbot,

nahm Curtius den Ruf an. „Es kam mir unwürdig vor, jetzt einen Handel um einige hundert Taler anzufangen. Nach manchen Schwankungen kam ich zu der Überzeugung, daß mir eine Verpflanzung jetzt heilsam sei. Es ist nicht leicht für mich, hier loszukommen, aber ich gehe mit Gott. Heute gehe ich zum Prinzen von Preußen, um mir dessen Genehmigung zu diesem Schritte und durch ihn die des Königs zu erwirken, das ist noch das Einzige, was mich hier festhält."

Die zwölfjährige Tätigkeit in dem ländlich stillen Göttingen war in jeder Hinsicht ein Glück für ihn, er konnte sich seinen Arbeiten mit einer Seelenruhe hingeben, die ihm das zerstreuende Berliner Leben nicht gegönnt hätte, und als Lehrer gewann er einen Wirkungskreis, wie er ihn nicht annähernd gehabt hatte. „Für die alte Geschichte, schreibt er 1852, haben sich nur vier eingefunden, einige kommen wohl noch, aber kümmerlich ist und bleibt es. Dagegen waren im Aristophanes gegen dreißig. Das Verhältnis der Zuhörerzahl bleibt ein ewiges Rätsel. Mein bestes Kolleg bleibt das erste, da ich ganz unbekannt hier ankam, um über römische Altertümer zu lesen. Auch als ich zuerst über alte Geschichte las, hatte ich doch zwanzig Zuhörer. Was hilfts! Man muß sich nicht abschrecken lassen, man muß sich in Resignation darauf vorbereiten, einmal die Alten zu ersetzen, und sich einstweilen damit begnügen, daß man noch viel mehr zu lernen als zu lehren hat." Anders wurde es erst 1855: „Ich habe die Freude gehabt, in vollen Auditorien meine Vorlesungen zu beginnen. Die römischen Altertümer scheinen von gegen vierzig besucht zu werden, in der Elektra sind sämtliche Bänke besetzt, auch von Juristen und Theologen." In Göttingen aber brachte die vollwertige philologische Professur ihn als Lehrer auf seine Höhe. Seine anregende Frische wirkte geradezu begeisternd. Sein bestes Kolleg über Länder- und Völkerkunde ist allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben; sie nahmen daraus einen weiten und lebendigen, auf Anschauung aller Art gegründeten Begriff mit in ihr Leben hinein, wie man ihn damals schwerlich auf einer zweiten Universität durch eine einzelne Vorlesung übermittelt bekam. Auch in der wissenschaftlichen Förderung der Studenten hatte er schöne Erfolge, an die er später in Berlin oft mit Wehmut zurückdachte. Dort schreibt er z. B. 1872: „Es herrscht unter den hiesigen Philologen eine sehr banausische Richtung. In Göttingen war schließlich kaum ein einziger, der nicht eine Vorlesung über Kunstgeschichte hörte. Hier vielleicht kaum der sechste Teil. Und dann ist das Schlimme, daß die mit alter Kunst sich befassenden wieder der Philologie gern den Rücken kehren. Die schöne Verbindung zwischen Archäologie, Geschichte und Philologie, wie ich sie bei einer Reihe meiner Göttinger Schüler sich hatte entwickeln sehen, gelingt hier fast nie."

Die Göttinger Arbeitszeit brachte die Griechische Geschichte hervor, deren erster Band 1857 erschien, dann kamen neue Auflagen, bis auf die sechste (1889), ein großer äußerer Erfolg, der alle Erwartungen übertraf. Dafür begleitete ihn nun aber auch die Sorge für dieses Kind seines Geistes bis an das Ende. „Ich werde mich, schreibt er 1885, in meinen alten Tagen noch tüchtig meiner Haut zu wehren haben. Das spüre ich bei der Durchsicht des

ersten Bandes, fürchte mich aber vor keinem Gegner." Die Fachgenossen hatten das Werk mit lauer Zurückhaltung aufgenommen, manche mit entschiednem Widerspruch, der bis zuletzt nicht ganz verstummte; zustimmend äußerte sich von allen, auf deren Wort etwas ankam, in wesentlichen Punkten nur der kluge, einsichtige, von Curtius auf das höchste geschätzte Jakob Bernays, und außerdem später Welcker, dessen Meinung freilich damals (1864) und namentlich in diesen Fragen kaum noch ins Gewicht fiel. Es war die erste nach den Quellen gearbeitete und zugleich lesbar geschriebne griechische Geschichte eines Deutschen. Dunckers viel ausführlichere Darstellung wurde erst später bis in die perikleische Zeit geführt, außerdem existierte als Ganzes für die Wissenschaft nur das Werk von Grote.

Curtius erfaßte seinen Gegenstand mit weiterm Blick, er suchte den Zusammenhang des Griechentums mit dem Orient zu ermitteln, zog die Natur des Landes und die Sprache in den Bereich seiner Quellenforschung, ferner die Religion, die Literatur und die bildende Kunst, kurz die ganze griechische Kultur. Alles das war nun in drei nicht allzustarke Bände zusammengefaßt und in eine edle, genußreiche Darstellung gebracht, „ein Werk, das alle wahrhaft Gebildeten von Anfang bis zu Ende durchlesen, wenn auch die zünftigen Gelehrten naserümpfend daran vorübergehn. Die stete Kluft zwischen Gelehrten und Laien ist ein arges Stück Barbarei" (1881 an Bernays). Die „zünftigen Gelehrten" vermißten zunächst in den ältern Partien der Geschichte die quellenmäßige Begründung des allzufertigen Bildes, auf dessen Künstler jedoch alle ihre Einwendungen so wenig Eindruck machten, daß er z. B. seine unmögliche Ionierhypothese unbeirrt durch sämtliche Auflagen wandern ließ. Seine Phantasie suchte das Ganze und ergänzte sich die fehlenden Zusammenhänge durch eigentümliche Auffassungen z. B. der Kolonisationszüge, des delphischen Orakels, des Apollokults, des dorischen Staatswesens usw. Seine kritischen Fachgenossen nannten das eine poetische Idealisierung des Hellenentums und hielten ihm den nüchternen Grote entgegen. Aber Curtius hat doch nicht ganz Unrecht, wenn er meint, daß man bei dessen wortreicher Ausführlichkeit in der ganzen ältern Geschichte immer nur „auf dem Standpunkt des räsonnierenden Beobachters festgehalten und niemals in den Zusammenhang der Dinge hineingezogen wird" (1859 an den Bruder). Mit andern Worten: die ganz trostlose Überlieferung bis über die Zeit der Perserkriege hinab kann wohl den Fachmann zu interessanten und gelehrten Untersuchungen von beliebiger Ausdehnung reizen, aber für eine kurze, sicher begründete Darstellung dessen, was sich wirklich ereignet hat, reicht sie auch nicht auf eine einzige längere Strecke aus. Die klugen Griechen, die uns die schönste Poesie und die edelste Kunst hinterlassen haben, hatten nichts von dem, was wir Kritik nennen; an dem Exakten der historischen Tatsachen lag ihnen gar nichts. Ihr Sinn ging höchstens auf das Zuständliche im Leben der Völker, das Ethnographische und die gesamte Kultur, übrigens aber auf das Wunderbare in jeder Erscheinungsform; die zeugende Kraft des Mythus beherrschte ihre Gedanken bis in die hellsten Zeiten. Wo Hekuba oder Theseus oder Orest begraben lagen, das interessierte sie; die Stätte, von der Perikles und Demosthenes zu

dem Volke sprachen, kennen wir nicht, weil keinem daran lag, sie uns anzugeben. Die ganze lykurgische Verfassung ist ein Nebel von Fabeln und Meinungen, die innere Geschichte Athens eine Sammlung von Notizen, von einer späten Gelehrsamkeit ohne lebendige Kenntnis redigiert, die uns auf alle wesentlichen Fragen die Antwort schuldig bleibt. Der neuaufgefundne sogenannte Aristoteles, an dessen Echtheit ja wohl die meisten Philologen glauben, hat die Verwirrung nur noch größer gemacht. Die Römer hatten doch verhältnismäßig früh wenigstens eine Annalistik der Tatsachen. Bei den Griechen erzählt uns Thukydides mit Umständlichkeit alle Aktionen des peloponnesischen Kriegs bis auf die kleinsten Scharmützel, über die innern Zusammenhänge und den politischen Hintergrund des Kriegstheaters schweigt er, als ginge das keinen etwas an. So sind wir sogar um ein getreues historisches Bild des großen Perikles gebracht worden, der im Mittelpunkt des zweiten Bandes der Curtiusschen Geschichte steht. Seine Konstruktion durch Curtius erfuhr wohl die meisten Anfechtungen. „Es kann einem doch wehe tun, schreibt er 1872, daß jetzt allerorten das Gezänke der Gelehrten wieder in voller Blüte steht; es ist der Ärger über die in Deutschland nicht durchgedrungnen Ansichten Grotes, der sich bei einer Gruppe junger Gelehrter Luft macht. Zum Glück muß man auch des Thukydides Autorität anfechten, um mich zu widerlegen und mich einer leichtfertigen Verunglimpfung des athenischen Volkscharakters zu überführen."

(Schluß folgt)



Der Kreuzzug gegen die Stedinger

Von E. F. Seemann



Auch unsre Generation seufzt zuweilen über versuchten oder ausgeübten Glaubenszwang. Sie vertritt mit vollem Recht die Freiheit der Überzeugung, die der Welt erobert zu haben ein ewiges Verdienst der Reformation bleiben wird. Gegen das, was einst an geistlicher Tyrannei ausgeübt wurde, ist alles heutige das reine Kinderspiel. Auch die hitzigsten Vorkämpfer der katholischen Kirche würden sich heute mit Schaudern abwenden, wenn ihnen zugemutet würde, Dinge zu begehn, die man im Mittelalter für gottwohlgefällig hielt. So ändern sich die Zeiten. Die katholische Kirche, die den großen Abfall des sechzehnten Jahrhunderts verdammt, muß doch zugeben, daß sie sich selber seitdem zu ihrem Vorteil reformiert hat, und daß sie das im wesentlichen Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin verdankt.

Die Verfolgung der Albigenser kennt alle Welt; von dem Kreuzzug wider die Stedinger weiß außer den Historikern nur ein kleiner Kreis von Gebildeten. Allerdings litten die unglücklichen Ketzer in den savoyischen Bergen wirklich um ihres Glaubens willen, und eine mehrhundertjährige Geschichte ihrer Kämpfe

für Freiheit gegen die Übermacht der katholischen Kirche hat in aller Welt warme Teilnahme für sie erweckt. Bei den Stedingern war der Vorwurf der Ketzerei nur zu dem Zweck ersonnen, die furchtbare Waffe des Glaubenskrieges gegen sie anwenden zu können. In Wirklichkeit wollten sie sich in keiner Weise von den Lehren ihrer Kirche, ihrer Geistlichkeit entfernen. Sie hatten keine religiöse Tendenz. Ein machthungriger Erzbischof wollte sie unterwerfen, sie verteidigten ihre Freiheit. Das waren beiderseits ganz weltliche Ziele. Das religiöse liegt nur darin, daß der Kirchenfürst die Christenschaft dazu anrufen konnte, aus Gründen des Glaubens die unabhängigen Bauern zu vernichten. Der Papst gab ihm die förmliche Ermächtigung dazu. Und wohl nur durch die Entfesselung des Fanatismus gelang die Unterwerfung.

Die Ufer der Weser unterhalb Bremens waren in alten Zeiten noch nicht so gestaltet wie jetzt. Ihre Wogen wurden noch nicht durch Deiche in einen bestimmten Lauf gezwängt. Zwischen dem etwas höhern Rücken des sandigen Heidelandes breitete sich ein weites Delta aus, flaches Schwemmland, das bei niedrigem Wasser von Stromarmen durchschnitten, bei Hochwasser jedoch überflutet war zu einem unabsehbaren Meere. Im Sommer konnte auf das prachtvolle Weideland wohl Vieh getrieben werden, immer aber mußte man gefaßt sein, daß Hochwasser kam. Menschliche Wohnungen konnten nur einzeln auf künstlichen Hügeln errichtet werden. Die weltliche Hoheit besaßen die Erzbischöfe von Bremen und die umwohnenden kleinen Grafen (Oldenburg, Stotel), jedoch haben die Friesen am untersten Teil der Unterweser (wie auch in Ostfriesland) niemals weltliche Herren über sich anerkannt. Zwischen 1140 und 1150 wurde die Eindeichung des Stedingerlandes, also des obern Teils der Unterwesergestade, begonnen. Namentlich waren es die Erzbischöfe, die die Sache in die Hand nahmen. Von allen Seiten kamen Kolonisten, auch von sächsischer, nicht bloß von friesischer, wie friesischer Stammesstolz so gern annimmt. Als Landesherren siedelten die Erzbischöfe Bauern an und gaben ihnen das bis dahin fast wertlose Land unter verschiednen Rechtstiteln zu Besitz. Einige von ihnen waren unmittelbare Ministerialen, andre standen unter Meierrecht, noch andre zahlten einen ganz geringen Zins. Ganz unabhängig war die Stedinger Bauernschaft damals wohl nicht. Bald zog auf dem fruchtbaren Boden der Wohlstand ein. Ein kräftiger Bauernschlag bewohnte das linke Ufer von der Mündung der Ochtum in die Weser (der heutigen Nordwestgrenze des bremischen Freistaats) an bis nach Brake und das rechte Weserufer von der Gegend gegenüber der Huntemündung bis zur Geestemündung. Heute hängt der Name Stedingerland nur an dem kleinen Gebiet am linken Ufer zwischen der Ochtum und der Hunte. Es ist gewiß, daß er früher das ganze Land, soweit es eingedeichter Marschboden ist, zwischen der Ochtum und Brake am linken Ufer und zwischen Farge und Bremerhaven am rechten Ufer umfaßte. Noch heute heißt das Gebiet zwischen der Hunte und der Stadt Brake Stadland, das gegenüberliegende am rechten Weserufer Osterstade, zwei Namen, in denen sich zugleich der Ursprung des Namens Stedingerland erklärt. Er kommt aus derselben Wurzel wie Gestade.

Also das „Gestadeland" wurde in der Mitte des zwölften Jahrhunderts

durch Eindeichung bewohnbar gemacht und besiedelt. Bald entwickelte sich in den Ansiedlern ein kräftiger Gemeingeist. Wie sollte es auch anders sein, denn jahraus jahrein mußten alle Bewohner, ob gräflicher oder erzbischöflicher Dienstmann, ob Bauer oder Knecht, gemeinschaftlich den Deich gegen die Fluten verteidigen, die ihn in den schweren Nordweststürmen gierig benagten, und mehr als einmal überfluteten sie wieder das eben gewonnene Land. Noch durften die Bewohner gar nicht wagen, sich auf dem flachen Boden selbst anzubauen, sie mußten ihre Häuser auf künstlichen Hügeln oder auf dem Deiche errichten. Ein Vorbild sich selbst regierender Bauernschaft waren den Stedingern die so nahe benachbarten Rüstringer Friesen im heutigen Butjadingerland, zwischen der Wesermündung und dem heutigen Jahdebusen, den es damals allerdings noch nicht gab. Damals lagen noch Dutzende von blühenden Dörfern, wo heute die Möwe über das schlammige Wasser zieht. An der Landseite war das Gebiet der Stedinger durch weite Moore gedeckt, die sich an den Fuß des höhern Sandbodens lagerten und für Truppenkörper völlig unpassierbar waren. Wo sich etwa ein Zünglein festern Landes bis an das neu eingedeichte Marschland erstrecken wollte, wurde es durch Gräben oder Verhau unpassierbar gemacht. Die Stedinger saßen also in einer wohlumwallten Festung. Auch vom Fluß her konnte man nicht in ihr Land eindringen, denn der Landungsstellen in dem morastigen Ufer waren wenige, und überdies standen auf den Deichen die wehrhaften Bauern mit Schwert und Spieß und Streitaxt.

Am 16. März 1158 bestätigte Kaiser Friedrich Rotbart dem Erzbischof von Bremen die Grafenrechte in allen stedingischen Bereichen. Aber damit war die Fähigkeit, sie geltend zu machen, noch nicht verbürgt. Der Priester mußte seine Herrschaft nicht nur gegen die übergriffslustigen Grafen verteidigen, sondern auch gegen den bald beginnenden Unabhängigkeitssinn der Bauern. An Fehden fehlte es niemals, und mit ihnen boten sich immer Gelegenheiten, sich durch Eingreifen zu bereichern. Zur Beherrschung des Landes waren zwei Burgen erbaut, Linen am linken Weserufer und Leistenberg an der Hunte. Wem sie im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts untertan waren, erzählen uns die alten Quellen nicht. Wohl aber erfährt man, daß die Burgmannen das Volk arg bedrückten, sich Erpressungen erlaubten und sich an dem Eigentum und gar an den Frauen und Töchtern der Bauern vergriffen. Da traten die Stedinger zu einem heimlichen Thing zusammen und beschlossen, zu gleicher Zeit beide Burgen zu überrumpeln. Ihre Tat gelang. Weder Erzbischof Hartwig noch einer der Grafen machte auch nur den Versuch, die zerstörten festen Plätze wieder herzustellen und die Herrschaft wieder aufzurichten. Bald darauf machten auch die Südstedinger einer kleinen gräflichen Herrschaft zu Warfleth am Weserufer, recht mitten in ihrem Gebiet, ein Ende. Doch noch hatten die Bauern wohl nichts gewollt, als ihre Zwingherren vertreiben. Als Bischof Hartwig nach einigen Jahren mit Heeresmacht herankam, zahlten ihm die Stedinger willig ihre Steuern, und er zog friedlich wieder ab. Das war 1207.

An Hartwigs Tod knüpften sich arge Wirren. Zwei Erzbischöfe wurden von den verschiednen Parteien gewählt, und beide gerieten in die große Welt-

politik der damaligen Zeit. Der eine war der Erkorne der hohenstaufischen Partei, er wurde von König Philipp selbst nach Bremen geführt; der andre erfreute sich der Gunst Ottos des Vierten und des dänischen Königs und wurde von diesem in die wichtigste Besitzung des Erzstiftes Bremen, in Stade, mit Waffengewalt eingeführt. Der staufische Erzbischof Waldemar gewann die Stedinger für sich und bezwang mit ihrer Hilfe Stade. Doch wandte sich das Kriegsglück zu oft, als daß wir alles hier erzählen könnten. Auch als an Stelle des dänischen Parteigängers ein Oldenburger Graf als Gegenbischof gegen Waldemar gewählt wurde, nahmen die Wirren kein Ende. Da die Stedinger dem Oldenburger gram waren, blieben sie Waldemar treu. Es kam zu neuen Kämpfen, wobei die Bauern allmählich Geschmack an den Heerzügen in fremde Landesteile gewannen. Sie zerstörten 1213 auch zwei bremische Burgen, Seehausen und Rhiensberg; diese lag dicht vor den Toren der Stadt. Darauf ereilte sie indes ihr Schicksal; der Erzbischof Gerhard der Erste und seine oldenburgischen Vettern brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Die Stedinger verließen Waldemar, und es bahnten sich friedlichere Verhältnisse an.

Da änderte sich das Bild in verhängnisvoller Weise, denn 1219 kam an Stelle des Oldenburgers Gerhard der lippische Graf Gerhard der Zweite auf den erzbischöflichen Stuhl zu Bremen. Es war die Zeit, wo Kaiser Friedrich der Zweite den deutschen Angelegenheiten meist fern war, wo weltliche und geistliche Fürsten ihre Macht auf Kosten des Reichs und ihrer Untertanen und Nachbarn erweiterten. Gerhard der Zweite fand die bremische Kirche finanziell sehr geschwächt und alle wirtschaftlichen Verhältnisse zerrüttet vor. Er war in seiner Weise ein guter tatkräftiger Regent und tat alles mögliche, seine Regierung zu befestigen. Die in Verfall geratnen Zinsen und Zehnten und sonstigen Gefälle trieb er mit eiserner Hand ein. Darob geriet er mit den Stedingern aneinander. Diese waren nämlich seit Jahrzehnten völlig abgabenfrei geworden. Und die Ministerialen, die im Lande saßen, um die Hoheit ihrer Lehnsherren zu vertreten, waren ganz und gar mit dem Bauerntum verschmolzen und gar dessen Anführer geworden. Gütliche Versuche, sie zur Zehntenzahlung zu veranlassen, schlugen fehl. Da ließ Erzbischof Gerhard unter seinem Bruder Hermann von der Lippe ein Heer sammeln, um die unbotmäßigen Stedinger niederzuwerfen. Aber man hatte sich in dem Gegner gründlich geirrt. Man fand einen Menschenschlag allerbester Sorte, wehrhafte Bauern, die gewohnt waren, ihr Land gegen den wilden Wogendrang zu verteidigen, und die nun todesmutig auf dem Schlachtfelde gegen die Ritter standen. Am Weihnachtsabend 1229 schlug man eine ernste Schlacht, die erste, die die Bauern gegen ihren kirchlichen Oberherrn wagten. Und sie gewannen sie glänzend. Der Kern des ritterlichen Heeres bedeckte die Walstatt, darunter auch der Bruder des Erzbischofs. Was am Leben blieb, wurde zersprengt.

Und doch wäre es den Bauern besser gewesen, sie wären in dieser Schlacht besiegt worden und hätten sich dann den erzbischöflichen Forderungen unterworfen. Denn sie zogen nun ein Gericht fürchterlicher Art auf sich herab. Der Haß der Kirche ist unversöhnlich; ein ehrgeiziger Erzbischof vergißt nicht, daß Bauern

sich seiner Gewalt entziehn, der Kirche den Zehnten weigern und seinen Bruder erschlagen haben. Gerhard war ein mutiger Mann aus ritterlichem Geschlecht, der durch Unglücksfälle nur immer mehr gestählt wurde. Er war auch ein Mann, der vor keinem Mittel, und sei es eine große Schandtat, zurückschreckte, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte. Diese Schandtat beging Erzbischof Gerhard der Zweite gegen die armen Stedinger Bauern, indem er sich selbst und sein kirchliches Amt für immer mit Schmach bedeckte. Auf den 17. März 1230 berief er eine Diözesansynode und ließ diese folgenden Beschluß fassen: „Dieweil es offenkundig ist, daß die Stedinger der Kirche Schlüssel und die kirchlichen Sakramente völlig verachten, daß sie die Lehre unsrer heiligen Mutter, der Kirche, für Tand achten, daß sie überall Geistliche jeder Regel und jedes Ordens anfallen und töten, daß sie Klöster wie Kirchen durch Raub und Brand verwüsten, daß sie sich ohne Scheu erlauben, Schwüre zu brechen, daß sie mit des Herrn Leib abscheulicher verfahren, als der Mund aussprechen darf, daß sie von bösen Geistern Auskunft begehren, von ihnen wächserne Bilder bereiten, sich bei wahrsagerischen Frauen Rats erholen und ähnliche verabscheuungswürdige Werke der Finsternis üben, daß sie, darob oft und öfters erinnert, der Buße verschlossen, sich nicht scheuen, jede Mahnung zu verlachen — dieweil solches offenkundig ist, sind sie deshalb als Ketzer zu verdammen. Deshalb ist folgendes Urteil erlassen: Dieweil zweifellos feststeht, daß das wider die Stedinger Vorgebrachte der Wahrheit gemäß ist, so sind diese für Ketzer zu erachten und als solche zu verdammen."

Heutzutage wird jeder unbesehens die Anklage verwerfen. Aberglauben mag es auch unter den Stedingern genug gegeben haben, die ganze Welt einschließlich der Kirche war voll davon. Hätte man alle deshalb umbringen wollen, so wäre das Menschengeschlecht ausgestorben. Aber daß ohne religiöse Propaganda — und für diese liegt nicht einmal eine Behauptung vor — etwas kirchenfeindliches geschehen wäre, ist undenkbar und auch in keiner Weise näher belegt. Vielmehr erklärt sich die ganze Anklage hinreichend durch die in andern Dingen wurzelnde Feindschaft des schändlichen Pfaffen. Er kämpfte mit den Bauern um seinen weltlichen Vorteil. Und da er diesen mit weltlichen Mitteln nicht erreichen konnte, so griff er zu dem geistlichen, zum Bann und zum Kreuzzug, und stützte dieses auf die niederträchtigste Verleumdung, der er kraft seines oberhirtlichen Amtes eine besondre kirchliche Autorität verlieh.

Zur Kreuzpredigt gegen Ketzer gehörte eine Bannbulle des Papstes. Ein Erzbischof allein hatte dazu nicht die nötige Autorität. Nun hatten Alexander und Innocenz damals die Macht des päpstlichen Stuhles auf ihren Höhepunkt gebracht. Auch Kaiser Friedrich der Zweite, der als Kandidat der Kirche zur höchsten weltlichen Würde gelangt war, stand um diese Zeit gleichfalls in ihrem Dienste. Dazu kam, daß sich im Dominikanerorden der Hierarchie eine furchtbare Kerntruppe für die Ketzerverfolgung darbot. In wenig Jahrzehnten hatten die Sendboten dieses nur der „Reinheit des Glaubens" gewidmeten Ordens alle Lande durchzogen, überall Klöster gegründet, die zur Häresie neigenden Geistlichen vor den Richterstuhl geliefert oder eingeschüchtert, das

Volk durch ihre Predigten in seiner Seele erschüttert. Ihrer fanatischen Agitation folgten Tausende, die von einem Ablaßversprechen, das diese reißenden Wölfe ihnen gaben, Vergebung für ihre Sünden hofften. Domini canes, Hunde des Herrn, wurden sie gescholten, aber sie griffen das Schimpfwort auf und nannten sich mit Stolz Hunde des Herrn, des Papstes, dem sie hündische Treue bewahren wollten, und dem zuliebe sie „Ketzer“ auf den Scheiterhaufen lieferten, weil es besser sei, daß der Leib brenne, als daß die Seele ewig verderbe.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß Gregor der Neunte, an ihn wandte sich Erzbischof Gerhard von Bremen, aber so ohne weiteres stand der Papst doch nicht zur Verfügung des kämpfenden Erzbischofs. Er ordnete zu Anfang 1231 nur eine Untersuchung der Sache an, und am 26. Juli erließ er eine Bulle an den Bischof von Lübeck, den Dominikanerprior von Bremen und den zur Zeit in Bremen weilenden Hetzpriester Johann von Vicenza mit der Vollmacht, nach geschehener Untersuchung den Glaubenskrieg gegen die Stedinger zu predigen. Es verstrich jedoch noch mehr als ein Jahr, ehe der lange vorbereitete Schlag ausgeführt werden konnte. Im März 1232 hielt Kaiser Friedrich Reichstag zu Ravenna; dort war der Erzbischof zwar selbst nicht zugegen, wohl aber wurde dort seine Sache durch einen nahen Verwandten vertreten, den Grafen Adolf von Schauenburg. Friedrich, der vielbewunderte, tolerante Gegner des Papsttums, stand damals noch so sehr unter päpstlicher Vormundschaft, daß er überall in Deutschland Glaubensgerichte zu schaffen befahl, damit der Kirche auch die weltliche Macht zur Verfügung stehe. So stand denn die kaiserliche Autorität mit der kirchlichen verbündet dem harmlosen Bauernvolk an der Weser gegenüber.

Am 29. Oktober 1232 erließ Gregor von Anagni aus eine zweite Bulle, worin er die Anschuldigungen des Erzbischofs als erwiesen ansah. Es heißt in diesem entsetzlichen Aktenstück: „Sinnend auf Trug hat Satans Tücke, die bei Versuchungen niemals müßig erfunden, die, so Stedinger heißen und im Gebiet der bremischen Kirche wohnen, wie wir mit Schmerz vernommen haben und mit Schaudern melden, so sehr von der Erkenntnis des Höchsten entfremdet, so der Vernunft beraubt und mit Wahnwitz erfüllt, daß sie die Pfade der Wahrheit verlassen haben und auf Abwege gelockt worden sind, sodaß sie, nicht Gott noch Menschen scheuend, die Lehre unsrer heiligen Mutter, der Kirche, für Tand achten, der Kirche Freiheit antasten und ihrer Blutgier frönend, wie an wilder Tiere Brüsten genährt, keines Geschlechts schonen und keines Alters. Mehr noch! Blut wie Wasser vergießend, zerreißen sie gleich Raubtieren Priester wie Mönche, nageln sie in der Weise der Kreuzigung an die Wand zum Hohn des Gekreuzigten, und auf daß sie in noch stärkerm Maße ihren Unglauben und ihre Verachtung der göttlichen Allmacht bekunden, verfahren sie mit dem Leibe des Herrn, dem Weggelde zu unsrer Seligkeit, durch das uns Leben verliehn und dem Tod seine Macht über die Sünden genommen ist, abscheulicher als der Mund aussprechen darf, begehren von bösen Geistern Auskunft, bereiten von ihnen wächserne Bildnisse, erholen sich Rats von wahrsagerischen Frauen in schändlichen Zusammenkünften und treiben andre Werke der Verruchtheit, die zu denken uns mit Entsetzen erfüllt und mehr zu Wehklage treibt als zur Anklage.“

Damit war ein Schlag auf die Stedinger eingeleitet, dessen Wucht die Prälaten und Fürsten sehr gut kannten. Es ist unzulässig zu sagen, daß er härter ausgefallen wäre, als man beabsichtigte. Sie wußten ganz genau, welcher Fanatismus sich entfesselte, wenn das Kreuz gepredigt, wenn Sündenvergebung allen Bösewichten verheißen wurde, falls sie sich an einem so gottgefälligen Werke beteiligten. So ging denn die Kreuzpredigt los, und nicht in Bremen oder im bremischen Erzstift allein wurde gehetzt, sondern in ganz Norddeutschland einschließlich Hollands, das damals ja noch dazu gehörte, donnerten die Dominikaner von den Kanzeln herunter zum Kampfe gegen die bremischen Ketzer, mit dem man sich nichts Geringeres als die ewige Seligkeit erkaufen könne. Sogar in England erweckte die Sache soviel Aufmerksamkeit, daß die Mönche in Tewkesbury ihre Entwicklung aufzeichneten. Die benachbarten Grafen boten alles auf, den Sieg an Gerhards Fahnen zu heften, denn ihnen winkte reiche Beute an politischer Herrschaft, Grundbesitz und fahrender Habe. Abenteurer und Räuber kamen und nahmen das Kreuz; denn wo fehlt es an solchen, wenn die Beute winkt? Und wo es noch notwendig war, gab die Kirche Sold obendrein.

Die Stadt Bremen hatte bisher bei allen Streitereien abseits gestanden. Die Bürgerschaft war selber jederzeit im Gegensatz zu den Bischöfen, in Bremen wie überall, denn es war die Zeit, wo sich die deutschen Städte die Freiheit eroberten, wo das Bürgertum einen großen Aufschwung nahm. Das zu gleicher Zeit mächtig emporkommende Partikularfürstentum geistlichen wie weltlichen Charakters stand zu ihnen in schärfstem Gegensatz, und leider fand sich kein Kaiser, der sich auf die Städte gestützt und seine Zentralgewalt auf Kosten der Herzöge und Grafen zur Geltung gebracht hätte. Vielmehr geriet diese völlig in Verfall. Wie fast überall, so war es auch in Bremen gelungen, die erzbischöfliche Gewalt über die Stadt in engen Grenzen zu halten. Der Kirchenfürst hatte versucht, von der Schiffahrt nach der See, dem Lebensnerv des bremischen Handels, einen hohen Zoll zu erheben. An geeigneter Stelle der Unterweser hatte er ein steinernes, befestigtes Zollhaus erbaut, die „Witteborg," aber diese hatten die Bremer 1221 mit gewaltsamer Hand niedergebrochen. Eigentlich hätten sie sich sagen müssen, daß die Stedinger wie auch die weiter unterhalb wohnenden Friesen ihre besten Bundesgenossen gegen bischöfliche Herrschafts- und Zollgelüste seien, aber es gelang Gerhard, sie für sich zu gewinnen. Die Hetzpredigt der Dominikaner mag ihre Seelen beeinflußt haben, und so trauten sie bischöflichen Versprechungen, die hernach nicht gehalten wurden, daß kein Zollhaus an der Unterweser wieder errichtet werden solle. Mit der Billigung des Rats konnte sich das Kreuzheer in Bremen sammeln, und Bremer Bürger beteiligten sich daran.

Den Bauern fehlte offenbar jeglicher politische Fernblick; sie hielten sich in ihrem Lande für sicher und bekümmerten sich nicht viel um die Welt. Das Einfachste wäre gewesen, sich der Hilfe der Rüstringer Friesen zu versichern, denn deren Freiheit beruhte auf ganz ähnlicher Grundlage. Es scheint aber nichts geschehn zu sein, denn von deren Hilfe verlautet kein Wort. Sodann hätte es nahe gelegen, mit dem Herzog Otto von Lüneburg in Verbindung zu treten, der in Fehde mit Erzbischof Gerhard stand. Aber Otto half ihnen nur vorüber-

gehend, trat vielmehr bald auf ihre Kosten Gerhard näher, und im Winter 1233 bis 1234 nahm er selbst das Kreuz. So blieben sie denn ganz allein. Und nicht einmal unter sich waren sie in engem Zusammenhang, denn die Stedinger am rechten und die am linken Weserufer ließen sich gesondert angreifen. Sie vertrauten nur der Kraft ihres Schwertes, und damit errangen sie zunächst auch einige Erfolge. Sie drangen über ihre Grenzen und zerstörten die von den Oldenburger Grafen kaum erbaute Feste Schlutterburg; fast hätten sie Oldenburg selber bezwungen, nur Verrat aus ihren eignen Reihen hinderte sie daran. Auch die Stadt Bremen bedrohten sie im Winter 1232 bis 1233, aber das begünstigte nur den schon erwähnten Friedensschluß zwischen den Bürgern und dem Erzbischof, der im März 1233 durch einen förmlichen, von beiden Seiten verbürgten Vertrag zustande kam.

In Bremen sammelte sich das Kreuzheer, sein erster Zug ging gegen die Stedinger am Ostgestade der Weser. „Am 26. Juni brach das Kreuzheer in das Land, das die ganze Wucht des lang verhaltnen Grimmes fühlen sollte. Raub und Plünderung wüteten weit und breit; nicht bloß die Männer, die sich zur Wehr setzten, auch Weiber und Kinder wurden erschlagen. Wie die Erde blutig sich färbte, so auch der Himmel; aber nicht bloß der Brand der Ortschaften zeigte die Wut der Sieger: auch die Lohe der Scheiterhaufen, auf denen die Gefangnen verbrannt wurden, verkündete die Grausamkeit, die im Namen der christlichen Kirche verübt ward.“ (Schumacher, Die Stedinger.) Es war den Angreifern gelungen, die Weststedinger ganz vom Kampfe fern zu halten. Über sie entlud sich das Gewitter im folgenden Jahre.

Fast zugleich mit dieser Gewalttat hatte der Papst abermals eine Bulle gegen die Stedinger erlassen, die vierte. Ehe sie in Bremen eintraf, hatten die Weststedinger noch einen Erfolg zu verzeichnen. Denn als Graf Burchard von Oldenburg von Wildeshausen aus gegen ihre südliche Grenze zog, erwarteten ihn die Bauern und besiegten ihn. Er fiel mit zweihundert seiner Reisigen. Nun versuchte der Bischof in rauher Winterszeit die stedingischen Deiche durchstechen zu lassen, damit die Bewohner von der Flut vernichtet würden, aber sein Vorhaben wurde vereitelt.

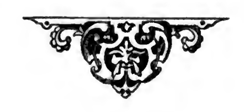
Im Frühjahr 1234 schwollen die Scharen der Kreuzfahrer in Bremen mehr an als zuvor, angeblich waren es vierzigtausend Mann. Die alten Quellen erzählen, daß ihnen elftausend Stedinger gegenüber gestanden hätten, aber beide Zahlen sind wohl viel zu hoch gegriffen. Die historische Kritik will nicht mehr als vier- bis fünftausend wirkliche Kämpfer auf der Seite der Bauern gelten lassen. Die Übermacht auf der feindlichen Seite war jedoch groß, und hier standen erprobte Ritter in Menge, denn die fünfte päpstliche Bulle und die immerwährende Predigt der Dominikaner hatten den Eifer aufs höchste angestachelt.

Am 27. Mai 1234 brach das Heer der Fanatiker auf. Die Stedinger hatten das südlichste Ende ihres Marschlandes zu verteidigen, da wo es sich beim Hemmelskamper Walde mit dem höhern Heidelande verbindet. Nur ein zweitausend Schritt breiter Streifen gewährte den Übergang von einem zum andern. Im Walde machten sie sogleich einen starken Verhau, um den Zugang zu verhindern, und eine freie Strecke wurde durch einen Graben mit ge-

mauertem Ufer gedeckt. Hier standen die Bauern, angeführt von drei Männern, deren Namen noch heute bekannt sind: Bolke von Bardenfleth, Thammo von Huntorp und Dettmar vom Dieke. Wir haben sie uns als hochgewachsene, muskulöse Männer mit flachsblondem Haar zu denken, wohl nur zum kleinsten Teil gepanzert, bewaffnet mit Schwert, Spieß, Morgenstern oder bloßen Keulen, die meisten in ledernem Wams mit Schild. Reiterei wird wenig auf ihrer Seite gewesen sein, denn für ihre zur Defensive bestimmte Fechtart konnte sie ja auch wenig verwertet werden.

Zur Überraschung der Bauern griff das heranmarschierende Kreuzheer nicht den verteidigten Zugang beim Hemmelskamper Walde an; vielmehr waren zugleich Schiffe von Bremen aus die Weser hinabgefahren und in den Nebenfluß, die Ochtum, die die Grenze des Stedingerlandes war, eingefahren. Hier legten sie sich vor den Augen der Bauern, und ohne daß diese es hindern konnte, zu Schiffbrücken über den schmalen Fluß zusammen. So überschritten die Angreifer mit großer Übermacht ungehindert die Grenze. Auf einem ebnen, offnen Felde erwarteten die Bauern sie, angeführt und angefeuert von den drei genannten Männern. Auf bischöflicher Seite leiteten der Herzog von Brabant und Graf Florentin von Holland den Angriff, und im Hintertreffen stand der Klerus und sang geistliche Lieder zu der grausigen Tat. Media vita in morte sumus, so klang es bei dem Schwenken der Kirchenfahnen und dem Schwingen der Weihrauchfässer. Mit Ungestüm ging es gegen die Bauern, aber diese standen wie eine Mauer. Viele Ritter wurden erschlagen, unter ihnen Graf Heinrich von Oldenburg, der den Bruder zu rächen hatte, und dem ein großer Anteil an der weltlichen Herrschaft als Beute winkte; er war hoch zu Roß ins Getümmel gesprengt und hatte dort seinen Tod gefunden. Aber gegen die Übermacht, die immer neue Scharen heranführte, erlahmte die Kraft der Bauern, denn auch sie hatten schon stark gelitten. Endlich konnten sie nicht mehr standhalten, obgleich auch Frauen zu den Waffen gegriffen hatten. Man fand deren nicht wenige unter den Leichen der tapfern Bauern, die die Walstatt bedeckten. Alte Quellen sprechen von 10000 Toten; andre von 4000. Schumacher nimmt an, daß 1233 und 1234 in den Kämpfen auf beiden Ufern der Weser 4000 Menschenleben auf stedingischer Seite vernichtet seien, davon 1000 Frauen und Kinder.

Es war die Vernichtung des schwächern Teils durch eine gewaltige Übermacht. Die Widerstandskraft Stedingens war für immer gebrochen. Die Flucht gelang nur den wenigen, die der Pfade durch Moor und Sumpf genau kundig waren. Wessen man habhaft wurde, der wurde noch nachträglich getötet; die Häuser wurden in Menge angezündet. Massengräber umschlossen Freund und Feind. Das Wort „Liebet eure Feinde" hatte Christus für kämpfende Kirchenfürsten wie Erzbischof Gerhard den Zweiten vergeblich gesprochen.





König Laurin

(Schluß)



Die Handlung, deren Ort im ersten Akt Ravenna gewesen war, wird nun für die vier letzten nach Byzanz verlegt, an den Hof des berühmten — der eine oder der andre unsrer Leser, der sich mit Jurisprudenz befaßt hat, wird vielleicht lieber sagen des berüchtigten — Kaisers Justinian.

Er war, als er 527 zur Regierung kam, vierundfünfzig Jahre alt, ein Alter, worin der äußere Mensch, naturgetreu auf „kleinen, runden, in goldnen Rahmen gefaßten" Bildern dargestellt, eher zur Hochachtung als zur Liebe zu begeistern pflegt. Daher auch jedenfalls der platonische Zug in der von Amalasunta dem Theodahad mitgegebnen orakelhaften Botschaft, die sich nur mit der Seelenlabung und der „Ersättigung an einer auf Gipfelhöhn der Welt gerichteten Tafel" beschäftigt, während sich die uns als schön und begehrenswert dargestellte Gotenkönigin die Gefahren und Unbequemlichkeiten der Seereise hätte ersparen können, wenn sie kein Überweib gewesen wäre, und wenn bescheiden menschliches Fühlen ihr erlaubt hätte, den unverdorbnen, liebenswürdigen Jüngling ihres Stammes, der in ihr für Lebenszeit seinen „weißen Gott" anzubeten bereit war, zum Manne zu nehmen und die „sich wie Adler überm Meer begegnenden beiden königlichen Seelen" schweben, man möchte am liebsten sagen schwimmen zu lassen. Es hätte dann freilich kein Trauerspiel „König Laurin" geben können: das wäre schade gewesen, und da man in der Dichtung wie im Leben die Menschen nehmen muß, wie sie uns entgegentreten, ohne daß man daran weiter herumflicken kann, so bleibt einem auch nichts übrig, als Amalasuntas Entgleisung als eine unabänderliche Tatsache hinzunehmen und sich soviel als möglich dem süßen, wenn auch nicht immer gesunden Zauber hinzugeben, mit dem die bilderreiche Schilderung des Berliner Chrysostomus willige Herzen und Sinne umfängt.

Wildenbruch nimmt, wie wir schon im ersten Akt erfahren haben, an, der Kaiser sei noch unvermählt, und wir begegnen im dritten Auftritt des zweiten Aktes Theodahads Sonne dieser Welt in der allerelendesten Verfassung. Ein Aufruhr seiner Haupt- und Residenzstadt, den als Nikaaufstand bekannten Unruhen des Jahres 532 ähnlich, hat ihn aller Fassung und jeder männlichen Tatkraft beraubt. Seine Haltung und sein Aussehen, wie er nachts, ein brennendes Licht in der Hand, in einem kleinen mit purpurrotem Tuch ausgeschlagnen Gemache des Kaiserpalastes erscheint, das der Präfekt im nächsten Auftritt als das „verbotene" bezeichnet, sind die eines Feiglings, den die Furcht jeder Fassung und sogar des Bewußtseins der Herrscherwürde beraubt hat. Es heißt im Szenarium: „Er geht hastig, ängstlich, beinah schwankend; seine Stirn ist mit Angstschweiß bedeckt; man sieht ihm die Todesangst in jedem Zuge an." Der Grund seiner Beängstigung ist aber lediglich der um die Mauern des Palastes tobende Aufstand, und das „verbotene," wie die kaiserlichen Zimmer mit purpurrotem Tuch ausgeschlagne Gemach ist das Theodoras. Sie ist vor dem gegen sie vom Präfekten Johannes von Kappadozien angestifteten Aufruhr bei nächtlicher Weile, als Bauer verkleidet und von einem ihr ergebnen Blauen geführt, aus ihren Zimmern entwichen und hat sich im zweiten Hof in die Kammern des ihr getreuen Kanzlers Tribonian geflüchtet, während ihre Frauen sie schon als vom Pöbel

ergriffen und gekreuzigt beweinen und auch den Kaiser mit ihren Besorgnissen um das Schicksal ihrer Herrin anstecken. Sie hat sich zu dieser Flucht, wie man im weitern Verlauf der Dinge erfährt, entschlossen, weil sie den Kaiser als einen elenden Feigling erkannt hat, dem alles zuzutrauen ist, und der sich kein Gewissen daraus machen würde, die von ihm mit wilder Leidenschaft geliebte Alexandrinerin den Aufständischen auszuliefern, wenn er sich dadurch persönliche Sicherheit erkaufen könnte. Man sieht, Franz Moor ist im Vergleich zu ihm ein edler, vornehmer Charakter.

Messalinen und Gräfinnen Du Barry hat es gegeben. Das kann und will niemand leugnen, aber die Schilderung ihrer Künste und dessen, was in ihren Privatzimmern vorgegangen ist, eignet sich, wenn die Künste auch noch so raffiniert und die Gemächer hundertmal mit purpurrotem Tuch ausgeschlagen gewesen sind, besser für kleine in Amsterdam gedruckte Bücher, die man ja, wenn sie einem gefallen, in das feinste purpurrote Kalbleder mit Goldverzierungen und Goldschnitt binden lassen kann, als für die Bühne. Von Theodora, der die Kirche und die Geschichte ihr Vorleben verziehn haben, weil sie sich in spätern Jahren als eine kluge, mutige und kirchenfreundliche Frau bewährt hat, gilt dasselbe: auch sie eignet sich in ihrem Privatleben nur mit vielen Einschränkungen für die Bühne, und das Unbehagen, wenn man sie die in Alexandria geübten Künste im kaiserlichen Palaste weiterbetreiben sieht, ist unbestreitbar. Das Frauenzimmer ist einem widerlich, der Mann ist einem verächtlich, und die Atmosphäre, in der die Sache vor sich geht, wird einem nach und nach so bedenklich, daß man sich unwillkürlich umsieht, um zu beobachten, was die Damen im Parkett, im ersten Rang und höher hinauf für Gesichter dazu machen. Man muß ihnen zum Ruhm nachsagen: sie schlucken sämtlich die bittere Pille, wenn anders sie ihnen wirklich bitter schmeckt, mit edler Standhaftigkeit und anerkennenswertem Gleichmut. Es wäre also auch kaum am Platze, wenn der Referent feinfühliger sein zu müssen glaubte als die gebornen Richterinnen in solchen heikligen Dingen. Nur eine Beschreibung dessen, was vorgeht und gesagt wird in dem mit purpurrotem Tuch ausgeschlagnen Zimmer, erwarte man nicht von ihm, denn ohne die duftenden Blüten, mit denen Goldmund uns über übles Aussehen und übeln Geruch hinwegzutäuschen bemüht ist, würde die Sache doch am Ende nicht recht gefallen.

Es genügt, wenn der Erfolg der Auftritte kurz berichtet wird. Der Aufstand, der, wie erwähnt worden ist, von den Feinden Theodoras, den Grünen, ausging, ist durch die Nachricht, der Kaiser habe diese entlassen, ebenso leicht beschwichtigt worden, wie er künstlich herbeigeführt worden war. Der Präfekt, Johannes von Kappadozien, erscheint mit dieser Meldung vor dem Kaiser, dem es bei der beruhigenden Nachricht wieder etwas behaglicher im Magen zu werden anfängt, und der sich, obwohl es nachtschlafende Zeit und seine Kleidung das „Hausgewand“ ist, bereit erklärt, den Botschafter der Gotenkönigin Amalasunta auf dem Flecke zu empfangen. Entweder war es also mit der Peinlichkeit des vom Byzantiner Hof berichteten Zeremoniells nicht so weit her, wie man uns glauben macht, oder es gab erfreuliche Ausnahmen, denn daß der Kaiser den Botschafter, der schon seit mehreren Tagen auf eine Audienz gewartet hat, nun plötzlich bei Nacht, im Hausgewand und obendrein im verbotenen Gemach nur um deswillen empfangen sollte, weil er vom Präfekten hört, Theodahad sei der Überbringer eines Vermählungsvorschlags, durch den das verloren gegangne Italien ohne Schwertstreich wiedergewonnen werden könne, ist doch nicht recht glaublich. Fürsten, hoch in den fünfziger Jahren, haben in der Regel ihre Ungeduld zügeln lernen, und da offenbar keine Gefahr im Verzuge sein konnte, so sollte man meinen, an einem Hofe, wo die Etikette alles war, werde der Kaiser bis zum andern Mittag gewartet und sich Zeit genommen haben, für die feierliche Gelegenheit das „kaiserliche Staatsgewand“ anzulegen.

Wie dem auch sei, Theodahad, der, wie die Offiziersburschen es in der Rede haben, „draußen lauert,“ wird empfangen und singt sein Lied:

Amalasunta,
Die Kön'gin ist, so wie du König bist,
Die einsam ist ....

und so weiter mit dem besten Erfolge, denn Justinian, von dem man nach Wildenbruchs Schilderung mit Recht sagen kann: Jeder Zoll kein König, bricht in die Worte aus:

Ja — eine Kön'gin. Wahrhaft. Jedes Wort
Ein Augenaufschlag königlicher Seele,

und entläßt den Botschafter vorläufig, um sich durch eingehende Befragung des Präfekten zu versichern, ob an dem in Aussicht stehenden „Schmuh" kein Haken ist. Mit den sich wie Adler über dem Meer begegnenden beiden Seelen hat es zwar, wie man sieht, noch nicht ganz seine Richtigkeit, aber einen Versuch sich aufzuschwingen macht der Kaiser doch, allerdings in einer für seine spätere Gemahlin nicht sehr schmeichelhaften Form:

In die Tiefe
Hinunter, Sinnenbrunst! Von dem Morast
Im Gletscherodem bade ich mich rein.

Der Morast — damit darüber kein Zweifel beim Leser herrsche — ist Theodora. Da er seiner Gefühle, die ihn doch noch an Theodora ketten, nicht recht sicher ist, so hofft er es mit dem „Willen" zu zwingen:

Ein königliches Roß
Hab ich im Stall: mein Wille, komm hervor!

Theodahad wird, nachdem der Präfekt befriedigende Auskunft über das abzuschließende Geschäft gegeben hat, wieder hereingerufen, und es folgt nun ein kurzer Auftritt, der einem den rechtskundigen Kodifikator in etwas unheimlicher Weise vor die Seele rückt.

Von den sich wie Adler über dem Meere begegnenden beiden Seelen ist auch hier wieder nicht die Rede, sondern klipp und klar davon, ob Amalasunta in der Lage ist, zu Gunsten eines andern — das ist Justinian — über das Gotenreich zu verfügen. Man glaubt einen vorsichtigen Israeliten vor sich zu haben, der sich von dem Sümmchen, das er vorstrecken soll, nicht trennen will, bis er nicht genau weiß, was die gebotne Sicherheit wert ist. Daß Theodahad bei dieser Gelegenheit den einzigen Amalung, der außer ihm Nachfolgerrechte hätte, den jungen Amalrich leicht beiseite schiebt, indem er sagt:

Wenn er wirklich lebt,
So ist er nicht vorhanden. Niemand kennt ihn.
Bäurisch im Land verkommt er irgendwo . . .

ist zu entschuldigen, denn er hat Ravenna verlassen, ehe Amalrich dort mit den übrigen von Lilybäum zurückgekehrten Goten wieder auftauchte, aber er hat — und deshalb erlaubte ich mir ihn als Idealschaf zu bezeichnen — zwischen seiner Ankunft und der nächtlichen ersten Audienz alles, was ein Bevollmächtigter leisten kann, möglich gemacht: er hat in die Hände des schlauen Kanzlers Tribonian eine von ihm als Bevollmächtigtem Amalasuntas unterzeichnete Urkunde gelegt, durch die das Gotenreich bedingungslos, mit andern Worten ohne daß in dem Vertrage von der beabsichtigten Vermählung die Rede ist, dem Kaiser Justinian überlassen wird. Theodora nennt das bei einer spätern Gelegenheit „die Riesendummheit dieses Goten." Damit trifft sie allerdings, was Theodahad anlangt, den Nagel auf den Kopf, aber daß Justinian und Tribonian, wenn sie sich diese Riesendummheit zu nutze machen und das Gotenreich mit Hilfe eines erschlichnen Besitztitels in die Tasche stecken, nichts andres sind als die elendesten Bauernfänger und Gurgelabschneider, scheint ihr nicht klar geworden zu sein. Wildenbruch muß das Ungeheuerliche des Vorgangs gefühlt haben, und man sollte glauben, es wäre nicht unmöglich gewesen, hier irgend ein Motiv einzuführen, das zu einem wahrschein-

lichern Konflikte hätte führen können, statt, wie er es tut, die Sache dadurch zustande zu bringen, daß er maßlose Dummheit maßloser Schurkerei in die Hände arbeiten läßt. Shylock hat doch die erlittnen Beschimpfungen als Entschuldigung für den grimmen Haß, mit dem er auf dem Wortlaut seines Scheines besteht, während der Kaiser und der Kanzler eine Frau berauben, die sich im Vertrauen auf ihre Ehrenhaftigkeit auf Verhandlungen mit ihnen eingelassen hat und aus bloßer Schurkerei fidel übers Ohr gehauen wird.

Soweit sind wir indes noch nicht, denn fürs erste kommt nun ein sehr geschickt behandelter Auftritt, bei dem Justinian die Ankunft des gotischen Königsschiffes, auf dem Amalasunta gesegelt, und das durch den Sturm in den Hafen von Perinth getrieben worden ist, durch einen geschwätzigen alten Palasttürhüter, Euphratas, erfährt. Der Auftritt erinnert ein wenig an den, wo Pierrot in Molières Festin de Pierre die Rettung des galanten Abenteurers von der Gefahr des Ertrinkens berichtet, nur daß die Episode, da sie nicht einem Lustspiel, sondern einem Trauerspiel angehört, mit geringerer Breite und weniger auf die Spitze getriebner Komik behandelt ist. An solchen Stellen tritt Wildenbruchs richtiges Gefühl für szenische Wirkung recht zutage. Da der Gang der Handlung des Stückes mit vielem Geschick sehr knapp gefaßt ist, so konnte es ohne einige Berichte über Dinge, die nicht vor unsern Augen auf der Bühne geschehn, nicht abgehn: es war deshalb ein glücklicher Gedanke, uns um der Abwechslung willen den halben Schiffbruch, den Amalasunta nach ihrer Einfahrt in den Hellespont erlitten hatte, durch jemand berichten zu lassen, der den auf Nachrichten über ihre Ankunft gespannten Kaiser durch seine Weitschweifigkeit und Umständlichkeit in die höchste Ungeduld versetzt. Das Schiff

Ja Herr, das Schiff!
Niemand hat jemals solch ein Schiff gesehn.
Alles, was Holz an andern Schiffen ist,
Silber und Gold; und in das Segeltuch
Mit bunten Farben Bilder eingewirkt,

wird von Theodahad in des Türhüters Beschreibung an dem aufrecht steigenden Roß vorn am Bug als das Königsschiff Theoderichs erkannt. Es ist vom Sturm in der Höhe von Perinth mit solcher Gewalt ans Ufer gestoßen worden,

Daß ihm die Planken klaffen,

und wenn nicht zur rechten Zeit der Logothet von Heraklea den Goten auf dem Schiffe zu Hilfe gekommen wäre, weil es sich „umgesprochen" hatte, die Seefahrer seien auf dem Wege nach Byzanz, so wären sie von dem mit Heugabeln und Spießen herbeigelaufnen Strandvolk erschlagen worden.

So weit bei solchem Volk

(der alte Türhüter spricht hier von den Goten, die er als Milch- und Buttervolk bezeichnet)

Man unterscheiden kann, ob Mann, ob Frau,
War auch ein Weib dabei . . .

Amalasunta natürlich.

Der Kaiser befiehlt nach einigen Augenblicken der Überlegung dem Präfekten, er solle sich „unverweilt" zu Belisar begeben, damit dieser „augenblicklich" mit drei Schiffen und tausend auserlesenen Leuten nach Heraklea fahre und die Königin im Namen des Kaisers begrüße. Er soll sie fragen, ob sie durch den bösen Willkomm, den ihr Natur und Menschen geboten haben, entmutigt, lieber heimkehren oder doch am Bosporus verbleiben und als Gast im Hause der sieben Türme einkehren wolle. In jenem Falle sollen die gesandten drei Schiffe die Königin heimführen, in diesem soll sie als Freundin des Kaisers willkommen sein. Theodahad, der sich trotz seiner Abstammung von königlichem Blut mehr und mehr zum kaiserlichen Kammerherrn ausbildet, begleitet den Präfekten, und Justinian, zwischen leidenschaftlichen Gefühlen

für die Alexandrinerin und dem Wunsche, sich Amalasuntas Königreich nicht entgehn zu lassen, hin- und hergebeutelt, ruft gegen Schluß des Aktes aus:

Vermauern soll man
Dies Zimmer. Wer vermauert mir das Herz
Vor der Erinnerung?

Der dritte Akt führt uns die Begegnung des Kaisers und der Königin vor. Wie sich Wildenbruch außerordentlich gut auf alles versteht, was die Bühne und das Theater heischen, so ist auch die Verteilung der Handlung auf die üblichen fünf Akte merkwürdig glücklich. Jeder Akt hat sein eignes Gesicht und führt die Handlung um eine deutlich erkennbare Staffel weiter; von einem Nachlassen der Handlung oder von einer Verwirrung des Fadens ist nirgends die Rede.

Amalasunta, die weder Furcht noch Zögern kennt, hat die ihr im Hause der sieben Türme angebotne Gastfreundschaft angenommen. Wir finden sie, reich gekleidet, in einem mit byzantinischer Pracht ausgestatteten Saale des kaiserlichen Palastes wieder. Durch die drei Bogenfenster des Prospekts strahlen um die Wette der Himmel, das Meer und Byzanz auf die Bühne, und Wildenbruch benutzt mit erstaunlichem Aplomb eine Unterredung, die die Königin mit ihrem Botschafter hat, dazu, daß ihr dieser von der begangnen „Riesendummheit“ Mitteilung macht. Der Ehvertrag ist abgeschlossen, sagt er, obgleich der abgeschlossene Vertrag kein Ehevertrag, sondern eine Schenkungsurkunde ist. Die Königin, die offenbar mehr in den Wolken als auf der Erde lebt, und der die ihr über den Hals gekommene Entscheidung nur deswegen etwas unbehaglich ist, weil damit jede Hoffnung auf den schönen jungen, ihrem Herzen doch sehr nahe stehenden Goten zerstört ist, schwingt sich nun auch auf ihr königliches Willensroß und nimmt den Graben mit geschlossenen Augen.

Was ich wollte,
Will ich noch heut!

(Sie ist die Stufen, die nach dem erhöhten Raum im Hintergrund führen, hinaufgestiegen und „reckt“ den Arm zum Fenster hinaus.)

Das da! (Sie meint Byzanz.)
Theodahad: Und das gehört dir.

In diesem Augenblick verkünden das Geräusch von Schritten und Stimmen und eine „feierlich schreitende“ Musik die Ankunft Justinians, den — eine scheinbar ganz nebensächliche, aber auf der Bühne äußerst wirkungsvolle Veranstaltung — Amalasunta empfängt, indem sie auf dem erhöhten Podium stehn bleibt, ohne ihm entgegenzugehn, wie das nicht bloß die byzantinische Etikette, sondern wohl überhaupt die Sitte aller Länder erheischt haben dürfte, da sie als wohlaufgenommener Gast in Byzanz weilt.

Die Winke Wildenbruchs zur Anordnung dessen, was auf der Bühne während des Dialogs oder vor dessen Beginn geschehn soll, sind für sein feines Verständnis des Effekts so bezeichnend, daß hier als Beispiel die ausführlichen Vorschriften folgen sollen, die er am Anfang des zweiten Auftritts des dritten Akts für die erste Begegnung Amalasuntas und Justinians gibt. Nebendinge, deren Erwähnung den Leser befremdet, tun auf der Bühne oft überraschend gute Wirkung.

Von links — heißt es — kommen in feierlichem Aufzuge Knaben in langen purpurroten Seidenkleidern, Blumenkränze im Haar; dann die Senatoren Phokas, Leontios, Zenon, Tribonian. Die Knaben stellen sich, sobald sie eingetreten sind, in einer Reihe am Fuß der Stufen, mit dem Rücken gegen den Hintergrund auf. Die Senatoren blicken, indem sie eintreten, umher, als wenn sie Amalasunta suchten; nachdem sie diese auf den Stufen droben bemerkt haben, verneigen sie sich, wobei man ihnen die Überraschung ansieht, sie dort oben zu sehen, dann gehn sie nach rechts hinüber, zu Theodahad, der bei ihrem Eintritt rechts gestanden hat; dort

stellen sie sich in einer Gruppe auf, leise untereinander flüsternd. Amalasunta steht inzwischen regungslos, die Begrüßung der Senatoren kaum erwidernd. Die Musik, die währenddem hinter der Szene weiter ertönt ist, bricht ab; im Augenblick, wo sie abbricht, kommt von links Justinian im kaiserlichen Staatsgewand. Einen Schritt hinter ihm kommt Johannes von Kappadozien, dann eine Abteilung von Leibwächtern in goldnen Panzern mit goldnen Speeren. Diese bleiben ebenso wie Johannes links an der Tür stehn; während Justinian bis ungefähr in die Mitte der Bühne vorgeschritten ist, wo er nun ganz für sich steht. Wie er eingetreten ist, hat er, ebenso wie vorhin die Senatoren, mit den Augen umhergesucht, jetzt, wo er Amalasunta auf den Stufen droben gewahrt, zuckt er zusammen, seine Blicke bleiben starr an ihr hängen. Amalasunta sieht in gleicher Weise auf ihn herab; beide stehn regungslos; in der ganzen Versammlung regt sich kein Laut.

Der Kaiser, der am Schluß des vorhergehenden Akts, nachdem er vom Vermauern des Theodoraschen Zimmers gesprochen hatte, in eine Anrufung der Gottheit ausgebrochen war, mit den Worten:

> Sprich ein Gottesurteil!
> Die Stunde naht — Werd ich durch sie erfahren,
> Daß Seele mehr im Menschen kann als Sinn?
> Erkennen laß mich das. — Wenn Aug in Auge
> Wir uns gegenüberstehn, der erste Blick,
> Zeichen soll er mir sein ...

gibt in leise vor sich hingesprochnen Worten seinen ersten Eindruck, während er Amalasunta beobachtet, so wieder:

> Dort — Schicksal! — Welch ein Wesen das? Ein Weib?
> Menschenerscheinung nie gesehner Art!
> Schön wie ein Wunder — wie das kalte Wunder
> Unnahbar auch! Verheißung und Versagung
> In einem Körper; Lippen ohne Küsse,
> Herrlich und schrecklich! Augen ohne Traum,
> Arme, als wären Engelsfittiche
> Vom Flug zur Ruh gekommen. Ob Umarmung
> In ihnen wohnt? Vernehmen diese Ohren
> Den Lockruf vom Geschlechte zum Geschlecht?

Man weiß nicht recht, ob man über die in den Armen wohnende Umarmung und den an das Auerhahnrevier erinnernden Lockruf lachen oder dabei ernst bleiben soll: keine der von Molière seinen gespaßigen Zierliesen in den Mund gelegten Verballhornungen des damals üblichen beau-language reicht an diese Stilblüten heran, und doch ist es Wildenbruch und seinem Justinian mit ihren sonderbaren Fragen voller Ernst. Die Unterredung kommt, nachdem man sich auf halbem Wege getroffen und die Hand gereicht hat, leidlich genug in Gang. Amalasunta beschreibt das Verhältnis zwischen ihr und Justinian, wie sie es sich vorstellt, folgendermaßen:

> Was ich meine?
> Aus dumpfem Bann der Satzungen entrückt,
> Wie Götter, meint ich, wie die lachenden,
> Sollten wir in die greise Welt hinabsehen,
> Ins Labyrinth der überkommnen Wirrsal,
> Gedanken tauschend, wie kein Haupt sie dachte,
> Und noch kein Mund sie sprach; in Einsamkeit,
> Von niemandem belauscht, nicht Mann, nicht Weib,
> Der Mensch zum Menschen —

Also kein Lockruf vom Geschlechte zum Geschlecht, eine Spezialität, auf die sich, wie der vierte Akt vielleicht etwas zu deutlich erkennen läßt, Theodora besonders gut versteht. Wenn an Amalasuntas Übermenschentum, das ihr freilich schlecht genug bekommt, Nietzsche durch die Vermittlung des Wildenbruchschen Mediums Schuld tragen sollte — und „die Gedanken, wie kein Haupt sie dachte und

noch kein Mund sie sprach“ klingen in unheimlicher Weise so —, so möchte man sich fragen, ob der große Denker in diesem Falle mit dem von seiner Lehre gemachten Gebrauch einverstanden sein und nicht vielmehr finden würde, daß sich eines nicht für alle schickt, und daß die Gotenkönigin besser getan hätte, „dem dumpfen Bann der Satzungen“ weniger weit entrückt, nicht wie die lachenden Götter in die greise Welt hinabzusehen, sondern sich als Königin aus Fleisch und Blut der Wohlfahrt des ihr — leider — anvertrauten Reiches anzunehmen?

Die in zwiefacher Weise durch den Lockruf vom Geschlechte zum Geschlecht herbeigeführte Katastrophe bricht nun über die unglückliche Frau herein. Amalrich, der im tiefsten Schiffraum versteckt der Königin gefolgt ist, nur um in ihrer Nähe zu sein, ist von einigen byzantinischen Kriegsleuten entdeckt und als der wiedererkannt worden, der bei Lilybäum Justinians Gesandten ins Meer geworfen hat. Er will sich nicht nennen und sein Schwert nicht abgeben. Die andern jungen Goten, die mit ihm im Königschiff angekommen sind, haben die Vermutung ausgesprochen, die Königin werde am leichtesten selbst mit ihm fertig werden. Er erscheint, bewaffnet, und sein Griff nach Theodahads Hand, der ihm auf das Geheiß der Königin das Schwert abnehmen will, ist so gewaltig, daß sich der „Patrizier“ darunter windet. Er bricht mir die Hand, sagt Theodahad. Mit Belisar, der sich einmischt, will Amalrich stehendes Fußes einen Waffengang tun:

> Laß all die Seidnen da beiseite gehn!
> Komm, wollen fechten,

sagt er, aber als Amalasunta ihn gebietend beim Namen ruft, ist er sofort bezwungen, läßt sich auf ein Knie vor ihr nieder und übergibt ihr sein Schwert.

Vorwürfe, die sie ihm macht, weil er ihrem Verbot zuwider doch mit nach Byzanz gesegelt ist, beantwortet er bescheiden.

> Wär nicht der Sturm gewesen und der Schiffbruch,
> Nie hättest du erfahren, daß ich kam.

Amalasunta: Was suchst du?
Amalrich: Dich.
Amalasunta: Was willst du von mir?
Amalrich: Nichts.
Nur sehn. Nur sehn.
Amalasunta: Nicht sehn mehr darfst du mich.
Amalrich: Nur wissen, daß ich bin, wo du bist.
Amalasunta: Nicht wissen darfst du mehr. In meinem Leben
Bist du Vergangenheit.
Amalrich: Das wußte ich.
Amalasunta: Vergangenheit ist tot.
Amalrich: Das wußte ich.
Amalasunta: Und wenn sie wiederkommt, so muß sie sterben.

Es ist nicht meine Gewohnheit, faule Äpfel mit ins Theater zu nehmen. Auch als ich König Laurin sah, war ich nicht gerüstet. Aber bei allen Heiligen seis geschworen, wenn ich faule Äpfel zur Hand gehabt hätte, sie hätten sämtlich am „Haupt“ des rabbiaten Überweibs zerschellen müssen.

Wenn sie den Jungen nicht liebte, da möchte ihr der freche Hochmut, mit dem sie jeden Versuch, ihn zu schützen, unterläßt, noch durchgehn. Aber sie liebt ihn und — opfert ihn doch. Auf ein Zeichen Belisars stürzen sich die Leibwächter auf den jungen Goten.

Amalasunta (indem sie die Tür hinter ihm zuschlagen hört) fährt wie selbstvergessen auf:

> Nicht töten!

Justinian (kalt lächelnd):

> Nein — man liebt bei uns kein Blut.
> Nur, daß er uns nicht mehr Gesandte töte.

Den vierten Akt muß man lesen oder sehen, beschreiben läßt er sich, außer insoweit es sich dabei um den ersten Auftritt zwischen Justinian und dem Präfekten handelt, nicht.

Der Präfekt sucht dem Kaiser die Gotenkönigin aufzureden, er findet bei diesem aber wenig Anklang, und so widerlich einem Justinian auch ist, daß ihm das Überweib als Gattin nicht einleuchtet, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen. Theodora gefällt ihm besser.

> Der du von Fleisch und Blut
> Mich fortgeschwatzt hast (sagt Justinian zum Präfekten) und hinaufgelockt
> Zu — Gipfelhöhn der Welt. (Hohngelächter der Hölle!)
> Da steh ich, betan mit einem Wesen,
> Das wie ein Weib aussieht, und auch nicht Mensch ist.

Johannes: Ist sie nicht schön?
Justinian: Wie Schnee im Monat Mai.
Johannes: Ist sie nicht klug?
Justinian: Wie Pythia auf dem Dreifuß.
Dahin mit ihr. Opferpriesterinnen
Gehören in den Tempel . . .
Johannes: Die Worte ihrer Botschaft —
Justinian: Worte! Worte
Kann man nicht heiraten.

Schließlich gelingt es aber dem Präfekten doch, dem Kaiser einzureden, es sei seine Regentenpflicht, die schöne Gelegenheit nicht ungenutzt zu lassen und Italien für Byzanz wieder zu gewinnen:

> Den Bund zu stiften, der den Weltfrieden
> Gebären und das blutge Haupt des Kriegs
> Zertreten soll.

Er wird vom Kaiser ermächtigt, Vorbereitungen für dessen am nächsten Morgen in Aussicht genommene Vermählung mit der Gotenkönigin zu treffen, und er entfernt sich, indem er sich in der Tür mit dem Edelknaben begegnet, der dem Kaiser zu Bett leuchten soll. Von allen Unwahrscheinlichkeiten, die man uns auftischen könnte, damit wir sie für bare Münze nehmen, ist dieser Edelknabe die schlimmste. Theodora ist nicht, wie man bisher geglaubt hat, verschwunden. Tribonian hat sie irgendwo im Palast verborgen gehalten, und nun hat sie, mit dem langen rotseidnen Kleide der Edelknaben angetan, die Mantelkappe über den Kopf bis tief ins Gesicht gezogen, im Vorzimmer gewartet, um dem Kaiser zu Bett zu leuchten.

> Leuchtkäfer (sagt der) — endlich. Flattre mir voran.

Die Wendung ist sehr anmutig: über das Unmögliche dessen, was uns zu glauben zugemutet wird, kann sie uns nicht hinwegtäuschen. Der byzantinische Kaiserpalast war zu Justinians Zeit nicht das Paradies, worin der Tiger neben dem Lamm ruhte; das Leben des Kaisers war stündlich in Gefahr und konnte nur durch die größte Vorsicht gegen Anschläge aller Art geschützt werden; eine Palastrevolution, bei der Belisar die Oberhand erhielt, mußte Tribonian ans Ruder bringen und den Präfekten stürzen. Das alles wußte dieser, und er sollte den Kaiser mit einem Edelknaben allein gelassen haben, der wie ein Femrichter vermummt war? Edelknaben, die dem Herrn zu Bett leuchten, tragen die Mantelkappe nicht über den Kopf bis tief ins Gesicht gezogen: einmal ist das nicht Sitte, und dann wäre es auch nicht ratsam, da man doch zu wissen wünscht, wer einem zu Bett leuchtet, und ob es nicht jemand ist, der die Gelegenheit benutzen könnte, einen mit dem Dolche zwischen der dritten und vierten Rippe zu kitzeln.

Aber wir tun Wildenbruch den Gefallen und nehmen den Edelknaben hin, wie er uns geboten wird, „eine Wachskerze in goldnem Leuchter tragend.“ Justinian erkennt Theodora am Gang und an der Stimme, und alles, was der Präfekt mit vieler Mühe aufgebaut hat, liegt im Nu am Boden.

Licht meiner Nächte!

(ruft der Kaiser aus und stürzt vor Theodora nieder.)

Du in meinem Tag
Nacht, die mich trunken macht! Mein Hell und Dunkel,
Mein Ernst und Scherz, Mischung der Lebensgeister,
Wie ich sie brauche! Meine Wirklichkeit!

Die Gipfelhöhn der Welt genügen dem Kaiser, der viel von Fleisch und Blut hält, nicht: er zieht das, was ihm Theodora zu bieten imstande ist, vor, und da sie mit der bisherigen, bei dem wankelmütigen Charakter des Kaisers doppelt gefährlichen Stellung nicht zufrieden ist, so verspricht er, sich mit ihr zu vermählen. Soweit läßt sich gegen Justinians Entschließung, wenn ihm Theodora als Gemahlin nicht zu schlecht dünkt, wenig einwenden; das Überweib könnte, da man nicht einig geworden war, in Ruhe und Frieden wieder abreisen, und wenn sie um den verhältnismäßig billigen Preis eines erlittnen halben Schiffbruchs zu der Überzeugung käme, daß es mit den sich wie Adler über dem Meere begegnenden Seelen leicht seine Gefahren hat, und daß es auch für Königinnen geratner ist, den festen Boden der Wirklichkeit nicht zu verlassen, so könnte sie sich über das, was ihr die gemachte Erfahrung gekostet hat, kaum beschweren.

Aber ein solcher friedlicher Ausgang konnte einem Weibe wie Theodora nicht behagen. Sie hatte erfahren, in welchen verächtlichen Ausdrücken Amalasunta von ihr in Gegenwart der beiden Gesandten gesprochen hatte: nur die rücksichtsloseste Verhöhnung und eine widerrechtliche Beraubung ihrer Nebenbuhlerin konnte ihrem weiblichen Racheburst genügen. Wie es ihr gelingt, den Kaiser, dem sie wie an Mut und Klugheit, so auch an Ruchlosigkeit überlegen ist, dahin zu bringen, daß er auf ihre Pläne und Wünsche eingeht und sich ohne zwingende Notwendigkeit zu Maßnahmen verleiten läßt, die man als das Schmutzigste des Schmutzigen bezeichnen muß, kann einem nur plausibel gemacht werden, wenn man den zweiten Auftritt des vierten Aktes liest oder vorzüglich aufgeführt sieht. Das Spiel, das die Alexandrinerin mit den leidenschaftlichen Gefühlen des Kaisers treibt, und die Motive, durch die er sich bestimmen läßt, liegen auf so heißem, unheimlichem Boden, daß auch der Wunsch Wildenbruchs, uns die Sache annehmbar darzustellen, und sein unverkennbares Geschick, Bedenkliches unter rhetorischen Blüten zu verbergen, nicht ausreichen und uns kein im Shakespearischen Sinne wahrscheinliches Bild menschlicher Verkommenheit zeigen. Anderseits wird freilich durch das Übermaß von Erbärmlichkeit, mit dem wir das elende Paar behaftet sehen, ein Gefühl in uns hervorgerufen, das ich mich noch bei keinem andern Stück empfunden zu haben erinnere, und das ich als die befriedigende Empfindung einer besondern Art tragischer Sühne bezeichnen möchte. Das kaiserliche Paar trifft, nachdem die beiden sich an Niedrigkeit der Gesinnung und gemeiner Gewalttat das äußerste haben zu schulden kommen lassen, keine andre Strafe, als daß man sie den einen mit dem andern verkoppelt weiß, und — sie sind beide so schlecht und so verächtlich, daß einem diese Strafe zu genügen scheint. Was man am Ende des vierten Aktes von ihren Plänen erfährt, ist, daß die für die Vermählung Justinians mit Amalasunta getroffnen Vorbereitungen für des Kaisers und Theodoras Hochzeitsfeier Verwendung finden sollen, daß man den der Gotenkönigin anzutuenden Schimpf dadurch zu verschärfen gedenkt, daß man sie bis zum letzten Augenblick in dem Glauben läßt, es handle sich um ihre Vermählung, und daß man ihr endlich auf Grund des von Theodahad unterzeichneten Dokuments ihre Staaten entreißen will. Daß man sich auch sonst von dem elenden Paar des äußersten zu gewärtigen hat, erfährt man schon jetzt.

Gibst du sie? fragt Theodora, indem sie Amalasunta meint und als selbstverständlich voraussetzt, daß sie, die rachgierige Rivalin, die Empfängerin ist.

Geh — sie gehört dir, sagt Justinian und wird für dieses Opfer durch einen Ausbruch leidenschaftlicher Zärtlichkeit belohnt, dessen Wiedergabe an die Objektivität der Schauspielerin wie der Zuschauerinnen hohe Anforderungen stellt.

Der fünfte Akt entladet in einer wahren Staatshandlung alles irgend erdenkliche Unheil auf Amalasuntas schuldiges und doch im Vergleich zum Verbrecherpaare noch Teilnahme und Mitleid erweckendes Haupt. Eine entgleiste aber anständige Frau wird von zwei Kanaillen verhöhnt, beraubt und ermordet.

Das findet in einem der Höfe des Kaiserpalastes zu Byzanz statt: die Örtlichkeit wird von Wildenbruch eingehend beschrieben: sie ist glücklich gewählt und gibt zu den gelungensten szenischen, man kann sagen malerischen Effekten Veranlassung. Durch ein hohes Tor, das durch ein eisernes Gitter verschlossen werden kann, sieht man im Hintergrund auf den Platz vor dem Palaste. Auf beiden Seiten des Tors steigen gleichfalls im Hintergrunde Staatstreppen zum obern Stock des Palastes empor, wo hinter einer prächtigen Arkadenreihe links der Eingang zu den kaiserlichen Gemächern, rechts der zu Amalasuntas Zimmern ist. Beide Treppenwangen sind auf halber Höhe durch Absätze unterbrochen, auf deren einem, dem linken, ein Paar Thronsessel aufgestellt sind. In jedem der beiden Seitenflügel, die rechtwinklig an die Hinterfront des Palastes stoßen, ist zu ebner Erde eine schwere Pforte.

Obwohl es beim Aufgang des Vorhangs früher Morgen ist, würde die Theaterregie doch sehr Unrecht tun, Hof und Treppen, sie mögen noch so schön in byzantinischem Stile prangen, ungeschmückt und unbelebt zu lassen: man muß im Gegenteil den Eindruck haben, daß man in einem Raum ist, der wie ein Saal zu einer freudigen Festlichkeit vorbereitet worden ist und noch fertig geschmückt wird. Diener und Knaben können mit dem Aufhängen von Blumengewinden und mit dem Auflegen kostbarer Teppiche beschäftigt sein; je lebhafter das Treiben auf der Treppe und unter der Kolonnade des ersten Stocks ist, umso williger wird sich die Einbildungskraft des Zuschauers mit dem Gedanken befreunden, daß es sich um eine feierliche Kopulierung nicht in der Kirche, sondern im Freien handeln wird.

Der Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten Theodoras wird uns an den verschiednen sich zur Zeremonie einfindenden Gruppen der Senatoren, der Bischöfe, der Grünen und der Blauen veranschaulicht. Johannes von Kappadozien, der sich auf die Grünen stützte, ist in der Nacht verhaftet worden, und die Blauen, mit denen es außer dem Kaiser und Theodora auch Belisar und Tribonian halten, schwimmen obenauf. Wer noch schwankt, wird durch Anerbieten und Versprechungen bestochen; auch Pelagius, der Metropolit, der mitten in der Nacht in den Palast gerufen worden ist, wird gewonnen: er geht „in gold- und juwelenstrotzendem Ornat" und von dem übrigen Klerus gefolgt in das Innere des Palastes zurück, aus dem nun in feierlichem Zuge Justinian „im kaiserlichen Pomp, die Krone auf dem Haupte," tritt. Er führt an der rechten Hand Theodora, die in „goldstrotzender" Kleidung und so tief verschleiert „geht," daß man ihr Gesicht nicht erkennen kann. Das Paar nimmt auf den links aufgestellten Thronsesseln Platz und wird vom Metropoliten kopuliert, der dann Theodora entschleiert.

Sie wird von den Blauen, die am Knöchel zusammengebundne blauseidne Beinkleider, aber kein Bedenken tragen, das Geschehene gutzuheißen, bejubelt, während die Grünen, die zwar auch am Knöchel zusammengebundne Beinkleider anhaben, aber grünseidne, sich mausig zu machen wagen und Nieder Theodora! rufen. Belisar, der schon im zweiten Auftritt dieses Akts eine Schar Mönche, die mit Gewalt in den Palast einzudringen versucht haben, um sich an Theodora zu vergreifen, durch die goldnen Leibwächter mit umgedrehten Spießen hat vertreiben lassen, weiß nun auch den Grünen beizukommen. Er läßt das Gittertor schließen, sodaß sie eingesperrt sind, und beauftragt einen Hauptmann, mit tausend Mann Herulern in die Häuser zu dringen, wo die Grünen wohnen, und da zu rauben und zu plündern. Die Grünen, denen schon die Blauen mit gezückten Dolchen die Courage abgekauft hatten, flehen Theodora um Gnade und fallen vor der „Kaiserin" auf die Kniee: ihren Anführer, Proklos, der sich am längsten hält, zerren sie selbst mit Gewalt auf die Kniee vor ihr nieder. Theodora verzeiht ihnen:

Eure Rechtfertigung ist eure Dummheit!
Sie rettet eure Köpfe.

Und nun geht sie auf Amalasuntas Fall ein, indem sie sich den Anschein gibt, als glaube sie, die Gotenkönigin habe ihr Reich wirklich an Justinian verschenken wollen, und das Gerücht von einer Vermählung Justinians mit ihr sei nur eine Posse. Inmitten der hierdurch angeregten allgemeinen Heiterkeit, die Justinian, „der totenbleich in sichtlicher Erregung im Stuhle sitzt," zu dämpfen bemüht ist, erscheint, von einer Schar junger Goten begleitet, aus der rechten obern Tür Theodahad, den Tribonian ohne jede Rücksicht als „Buttermilch" bezeichnet. Er hat noch immer nicht ergründet, wie die Sachen stehn, und die Rede, mit der er Justinian die Ankunft seiner Braut vermelden zu müssen glaubt, wird urplötzlich dadurch unterbrochen, daß er Theodora auf dem Thronsessel neben dem Kaiser gewahr wird.

Wer ist das?

(fragt er Tribonian)

Sonderbare Frage!

(antwortet dieser)

Dies
Ist Theodora, Kaiserin der Römer.

In demselben Augenblick und gerade noch Zeit genug, diese Worte Tribonians zu hören, ist Amalasunta oben aus der Pforte rechts herausgetreten. Sie hat mit einem Blick die Sachlage übersehen, läßt sich auf ihren Treppenabsatz einen Armstuhl setzen, und es beginnt nun zwischen ihr und Theodora von Treppenabsatz zu Treppenabsatz ein Wortgefecht, worin die Gotin in jeder Beziehung den kürzern zieht. Sie bittet sich schließlich von Justinian ein Schiff aus zur Heimkehr, worauf Theodora sagt:

Belisar, der Feldherr,
Geht mit, die Gabe in Empfang zu nehmen,
Die du dem Kaiser bringst,

worauf Tribonian das von Theodahad unterzeichnete Dokument zum Vorschein bringt, gegen das Amalasunta keine Einwendungen macht. Nur die eine Gunst erbittet sie von Justinian, er solle die Gotenjünglinge, die mit ihr gekommen seien, ungekränkt und frei nach der Heimat entlassen.

Justinian verspricht es, und Amalasunta verlangt Amalrich zu sehen, der in das Versprechen des Kaisers eingeschlossen sei.

Er wird aus der niedern Pforte links vorgeführt: der Kaiser hat ihn blenden lassen. Seine Ergebung in das ihm gewordne Schicksal wird durch die Art, wie er nur mit Amalasunta und nicht mit sich beschäftigt ist, doppelt rührend.

Amalasunta verlangt von den Gotenjünglingen das Schwert Amalrichs, das einer von ihnen in der Hand trägt, damit Amalrich es ihr in die Brust stoße.

Justinian: Gebt ihr das Schwert nicht.

Amalasunta (zu Theodahad, der das Schwert von dem Gotenjüngling genommen hat und unschlüssig steht):

Schwert her!

Justinian: Ich verbiet es.

Amalasunta (reißt das Schwert aus Theodahads zitternden Händen, wendet sich zu Justinian):

Da wo die Könige (sie meint sich und Amalrich) sich unterreden,
Schweigen die Diebe.

Nach diesem wahrhaft befreienden Worte, das auch dem Zuschauer wohltut, wie ein Sonnenstrahl, überstürzt sich die Handlung in überwältigender Weise. Amalrich, von Amalasunta geführt, will Justinian das Schwert Theoderichs, den Nagelring, ins Herz stoßen: in demselben Augenblick durchbohrt ihn der Dolch des Elias, eines Blauen, den man als Helfershelfer Theodoras hat kennen lernen, und Barsames, ein andrer Blauer, stößt Amalasunta den Dolch in die Brust. Beide haben offenbar auf Theodoras Geheiß gehandelt, die man mit ihnen hat flüstern sehen.

Die Gotenjünglinge: Rächt die Königin.
Amalasunta: Bleibt — ihr müßt leben — zu verkündigen,
Wie ihr die Amalungen habt gesehn
Zur Walhall eingehn. Zu den Vatergöttern —
König —

(sie hatte vorher, ehe sie wußte, daß Amalrich geblendet war, den Stirnreif von ihrem Haupte genommen, um ihn damit zu krönen)

Steh auf!

Amalrich: Wer — ruft mich?
Amalasunta: Freya ruft.
Amalrich: Bringst du mir Flügel?
Amalasunta: Flügel dir und mir.
Amalrich: Gehst mit mir?
Amalasunta: In die Ewigkeit mit dir.
Amalrich: Bringst mir die Welt, die einst du mir versprachst?
Amalasunta: Ich bringe dir die Welt der Frau, die Liebe.

(Sie drückt die Lippen auf die seinen, beider Häupter, eng aneinander geschmiegt, sinken langsam hintenüber, beide sterben zu gleicher Zeit.)
(Lautlose Pause.)

Justinian (steigt von seinem Sitze die Treppe herab; alles weicht aus seinem Weg; er tritt zu Häupten Amalrichs und Amalasuntas, steht in tiefer Ergriffenheit, richtet sodann das Haupt auf):

Tod jedem, der ein höhnend Wort hier spricht.

Der Vorhang fällt, und man wird erst jetzt gewahr, daß man die letzten zehn Minuten zu atmen vergessen hat.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

12



Der Richter ging wirklich scharf ins Zeug. Schon am Dienstag lief die Nachricht von ihm im Stadtteilhause ein, daß er die Klage gegen Jsotow außer der Reihenfolge behandeln werde, weil zur Zeit so häufiger Feuersbrünste alles, was sich auf Feuersgefahr beziehe, von außerordentlicher Wichtigkeit sei. Beigefügt waren wie üblich die Vorladungen an Jsotow und die Zeugen. Die Verhandlung war auf den Sonnabend angesetzt. Grigori Ssemenytsch, der Schriftführer, wollte, wie er es gewöhnlich tat, die Vorladezettel durch einen Schutzmann an ihre Adressen befördern lassen. Ich kam aber zur rechten Zeit dazu und nahm sie an mich. Mir lag soviel an der richtigen Bestellung, daß ich selbst mit dem Wachmeister den Gang machte und die Papiere durch ihn gegen Empfangsbescheinigungen an die Leute aushändigen ließ.

Im Laufe der Woche gelang es mir nicht, die Ssawinskis zu besuchen. Die nächtlichen Runden, die Aufsicht über die Straßen und die Schutzleute am Tage, sowie zwei weitere Schornsteinrevisionen nahmen mich vollständig in Anspruch. Zudem ließ sich das Wetter so schlecht an wie gewöhnlich, wenn der Herbst ernstlich Abschied nimmt, und der Winter im Begriff ist, in sein Recht zu treten. Bald fror es, bald taute es. Der Wind sauste und wehte eisig aus allen Himmels-

gegenden. Schneeflocken spielten in der Luft, und dann fiel wieder Hagel und feiner Sprühregen, der sich auf dem erstarrten Boden und an allen harten Gegenständen in eine durchsichtige, spiegelglatte Kruste verwandelte. Das Gehn wurde namentlich auf dem Steinpflaster oft zu einem lebensgefährlichen Unternehmen, und das Fahren fast zur Unmöglichkeit, denn mit stumpfen Sommereisen waren die Pferde nicht imstande, auch nur einen Schritt zu machen, und scharfer Winterbeschlag wurde in einer Stunde stumpf.

Es trieb mich allerdings, von Maschas „Je eher, je lieber" Gebrauch zu machen. Am Donnerstag Abend wollte ich es tun, aber — ich hatte in der Nacht fast gar nicht geruht, am Vormittag mit den Schutzleuten und im Stadtteilhause zu tun gehabt, und als ich mich am Nachmittag hinlegte, verschlief ich die Zeit. Am Freitag hatte mich die Untersuchung der Schornsteine länger aufgehalten, als ich beabsichtigte, und als ich gegen Abend nach Hause kam, naß, durchfroren, schmutzig und müde wie ein Zwangsarbeiter, mich dann gereinigt, gegessen und mich erwärmt hatte — ließ ich mich durch die Gemütlichkeit meines Stübchens fesseln und verschob den Besuch auf den folgenden Tag. Dann aber, nach der Verhandlung im Gericht, wollte ich mich durch nichts abhalten lassen und den Abend bei den Ssawinskis zubringen.

Draußen tobte der Nordwind. Meine Fensterscheiben bedeckten sich mit undurchsichtigem Schweiß — ein Zeichen, daß die Kälte der Luft im Freien zunahm. Wenn ich den Schweiß von einer Scheibe wegwischte und hinaussah, waren die Stämme der Obstbäume neben meinem Häuschen die einzigen dunkeln Gegenstände. Alles außer ihnen stellte sich dem Auge als ununterbrochne weiße Fläche dar. Es schneite immer stärker und dichter. Ich ging zu Bett und horchte noch lange auf die Stöße des Windes, der sich zuweilen zum Sturme steigerte und die Bäume zu entwurzeln oder das Dach wegzutragen drohte, bis mich endlich fester, gesunder Schlaf umfing.

Das Wetter war still und mild geworden, als ich mich am Morgen ankleidete, um zur Gerichtsverhandlung zu gehn. Das Bild auf den Straßen hatte sich seit gestern vollständig geändert. Trotz des Windes hatte sich der anfänglich feuchte Schnee gleichmäßig an den gefrornen Boden geheftet, und diese erste Lage hatte die spätern Flocken aufgehalten und nicht zu stark treiben lassen. So lag die weiße, blendende Decke, einige Anhäufungen an Straßenecken und vorspringenden Gebäuden und Zäunen abgerechnet, in der Stadt ziemlich eben. Draußen im Felde mochte es wohl anders aussehen. Mit freudestrahlenden Gesichtern jagten einige Fuhrleute in Schlitten auf der frischen Winterbahn an mir vorüber. Sie fuhren niemand. Sie glitten zu ihrem eignen Vergnügen über den weichen Schnee hin.

Langsam! rief ich ihnen zu, während sie an die Pelzmützen griffen und vor innerm Entzücken die breiten weißen Zähne zeigten. Wer erlaubt euch so schnell zu fahren!

Was denn, Euer Wohlgeboren! sagten sie lachend, Schlittenbahn!

Bei Suskins Schenke bog ich in die Steinstraße, um mich zum Richter zu begeben. Vor dem dritten Hause zur rechten Hand stand ein langer, hagerer Mann, guckte zum Himmel empor und wandte dabei den Kopf nach verschiednen Seiten. Es sah aus, als ob er in der Luft herumschnüffle. Kaum hatte ich das scharfgeschnittne Gesicht und die in die Luft gereckte schmale Nase wahrgenommen, als ich schon wußte, wer der Mann war. Der Hühnerhund auf dem Bilde Burins war nicht zu verkennen. Ich hatte den Lehrer Specht vor mir, den Mann, vor dem Burin, wie er sagte, jederzeit bereit war, die Mütze abzunehmen. Ich grüßte im Vorübergehn. Er griff höflich und gewandt an seine Kopfbedeckung. Der kurze, ungewöhnlich durchdringende Blick, mit dem er mich dabei streifte, charakterisierte zur Genüge die Gewohnheit des Mannes, genau zu beobachten. Ich war überzeugt, er hatte sich schon durch diesen einzigen Blick seine Meinung über mich gebildet.

Ob es jetzt wohl Winter bleibt? warf ich flüchtig hin.

Ja, wer das sagen könnte! gab er bedächtig zur Antwort.

Als ich mich dem Hause der Schtschepin näherte, sah ich, daß die Pforte breit offenstand, und auf dem Trottoir vor der Pforte stand das Fräulein selbst. Sie schien böse und aufgeregt zu sein und sah mir mit einem Gesicht entgegen, als ob sie mich fressen wollte. Es war weniger Überlegung als die Folge unwillkürlicher Scheu vor der Zungenfertigkeit des Fräuleins, was mich bewog, zu tun, als ob ich sie nicht sähe, stehn zu bleiben, an mir herumzufühlen, als ob ich etwas vergessen hätte, und dann schleunigst umzukehren.

Ich machte nun den Umweg durch die Verkündigungsstraße, erfuhr von Iwan, der vor dem Stadtteilhause seine Pfeife rauchte, daß der Aufseher nicht da sei, und gelangte von der Seite des Flusses zum Gerichtslokal. Ich fand den Raum gefüllt von Menschen. Alle Bänke, Stühle und Fensterbretter waren besetzt, und außerdem standen an der Tür und im Vorzimmer mehrere Leute, denen es an Platz zum Sitzen gebrach. Die Uniform war zahlreich vertreten. Ich sah Jemeljan Afanasjewitsch, Prorwin, den Brandmeister und noch einige Männer in der Polizeiuniform, wie ich später erfuhr, Beamte aus den andern Stadtteilen. Die Klage gegen Isotow war — wahrscheinlich durch Jemeljan Afanasjewitsch — in den Kreisen, die unmittelbar mit den Feuersbrünsten in Berührung kamen, bekannt geworden und hatte Interesse und Neugier erweckt. Ich erkannte die Schornsteinfeger, die heute in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung steckten, erkannte die vier Hauswirte der Kommission, umringt von einer Gruppe einfacher aber behäbiger Männer, fand auch Burin heraus, der in eine Ecke gepreßt war und mir durch Grimassen zu verstehn gab, daß er eingesperrt sei, aber den Kaufmann Isotow vermochte ich nicht zu Gesicht zu bekommen.

Unsre Geduld wurde auf die Probe gesetzt. Auf zehn Uhr waren wir bestellt, hatten uns schon früher eingefunden, und es war schon fast elf, als der Gerichtsschreiber erschien, an des Richters Platze die Papiere ordnete und die Amtskette darauflegte. Dann trat auch der Richter ein und nahm Platz. Er sah in einige Papiere, blätterte in dem Reglement, überflog mit den Augen die Anwesenden und hängte sich die Kette um.

Gleich seinen ersten Worten hörte man an, daß er sich zu dieser Sitzung vorbereitet hatte. Er sprach klar, gewandt und eindringlich. Er hob hervor, wie zu einer so gefährlichen Zeit, wo das Feuer wüte und überhand nehme gleich einer gefährlichen Epidemie, gegen alles, was die Ausbreitung fördern könne, schnelles und entschiednes Einschreiten Pflicht sei, und wie er darum eine Sache, die nach seiner Überzeugung Gefahr in sich schließe, schon am heutigen Tage zur Verhandlung bringe, obgleich einige ältere Sachen dadurch Aufschub erlitten. Er nannte darauf den Gegenstand der Klage und rief die vorgeladnen Beteiligten auf.

Der Vertreter der Polizei als Kläger!

Ich antwortete und verneigte mich.

Der Kaufmann Isotow als Angeklagter!

Ein kleines kahlköpfiges Individuum in einem fadenscheinigen Frack und angetan mit Wäsche von zweifelhafter Weiße hatte sich schon lange in dem Raume vor dem Tisch umhergedreht und bald in ein Papier gesehen, das er in den Händen hielt, bald die wenigen Haare am Kinn mit den Fingern gezaust. Jetzt trat dieser Kahlkopf nicht ohne Würde an den Tisch, verbeugte sich tief, aber selbstbewußt, stellte sich als Rechtsbeistand seines Klienten, des Kaufmanns Isotow, vor und überreichte dem Richter das Papier — seine Vollmacht.

Überrascht nahm der Richter das Blatt entgegen und las es. In Ordnung mußte es sein, denn er behielt es in der Hand und gab es nicht zurück. Er sah den Kahlkopf, der mit Sicherheit in der Haltung vor ihm stand, vom Kopfe bis zu den Füßen an, und sein Gesicht verfinsterte sich. Er schob nervös die Papiere auf dem Tische durcheinander und schaute dann von neuem, aber drohend auf den Rechtsbeistand.

Ich sage, der Kaufmann Isotow als Angeklagter! grollte er in seinem tiefen, klangvollen Baß. Ist er erschienen?

Als bevollmächtigter Rechtsbeistand meines Klienten, des Kaufmanns Isotow, habe ich die Ehre, an seiner Stelle zu erscheinen, sagte der Kahlkopf sich verbeugend.

Der Kaufmann Isotow ist vorgeladen, sagte der Richter mit noch tieferer Stimme, wegen Anschuldigung der Polizei, und hat sich darum — ich sage, als ein von der Polizei wegen gefährlicher Nichterfüllung polizeilicher Verhaltungsvorschriften Beschuldigter hat er sich vor mir, dem Richter des betreffenden Bezirks, persönlich zu verantworten.

Laut Artikel — der Kahlkopf nannte die Zahl — des Gesetzkodex, Paragraph — er bezeichnete wieder die Nummer — des Statuts über die Verantwortung vor dem Gericht hat jeder Angeklagte das Recht, seine Interessen durch einen Anwalt wahren zu lassen, was mein Klient, in dem vorliegenden Falle der Kaufmann Isotow, hiermit durch mich — er verbeugte sich — getan haben will.

Ich fürchtete, der Kahlkopf werde mit seiner Gesetzeskenntnis den Richter in die Enge treiben, und die Verhandlung werde in Abwesenheit des Kaufmanns vor sich gehn müssen. Das wäre mir sehr unangenehm gewesen, denn erstens hätte eine persönliche Verurteilung in Gegenwart so vieler Menschen den eingebildeten Holzhändler mehr gedemütigt, und zweitens konnte das Urteil selbst vielleicht strenger ausfallen, wenn der übermütige und rücksichtslose Mann mit seinem rohen Benehmen und Reden vor den Augen des Richters stand. Meine Befürchtung erwies sich jedoch als grundlos. Der Richter zeigte sogleich, daß er in der Gesetzeskenntnis seinen Mann stand. Er hob streitsüchtig den Kopf und erwiderte, ohne sich zu bedenken, noch während der Bevollmächtigte sich von der Verbeugung aufrichtete:

Laut Artikel — er nannte die Nummer — des Richterreglements habe ich kraft der mir als Richter des hiesigen Bezirks — ich sage, ich habe das Recht, jeden der Verletzung der Polizeiordnung Angeklagten persönlich vor mich zu fordern und den Nichterscheinenden zu strafen oder polizeilich vor mich schaffen zu lassen. Deshalb frage ich noch einmal: Der Kaufmann Isotow als Angeklagter, ist er erschienen? Widrigenfalls werde ich ihn strafen, und da seine Gegenwart wegen der jetzigen gefährlichen Zeit — ich sage, da ich sein persönliches Erscheinen bei der feuergefährlichen Zeit wegen des Zusammenhangs der Klage mit der Feuergefahr für unumgänglich halte, werde ich ihn, ohne die Verhandlung auf einen andern Termin zu verlegen, polizeilich vorführen lassen.

Der Kahlkopf war dieser entschiednen Erklärung gegenüber mit seinem Latein offenbar zu Ende. Er war sichtlich aufgeregt, riß krampfhaft an seinen Kinnhaaren und trat von einem Bein auf das andre.

Ich darf als bevollmächtigter Beistand meines Klienten nicht zugeben — begann er nochmals, aber viel unsichrer als früher —, daß ihm, in diesem Falle dem Kaufmann Isotow, das Recht entzogen werde, durch mich seine Interessen wahren zu lassen, da im Artikel . . .

Sie können in seiner Gegenwart seine Interessen wahren, so viel Sie wollen, unterbrach ihn der Richter trocken, aber ich fordre eben seine Gegenwart. Er ist nicht hier?

Nein, denn er hat mich, versehen mit seiner Voll . . .

So werde ich ihn vor allen Dingen herbeischaffen lassen und unterdessen die Strafe für sein Nichterscheinen bestimmen. Ich sehe hier im Lokal den Herrn Aufseher des hiesigen Stadtteils, in dem wir uns befinden, und in dem auch der Angeklagte wohnhaft ist. Herr Aufseher, dürfte ich . . .

Herr Richter, sagte der Kahlkopf hastig und bittend, während Jemeljan Afanasjewitsch aufstand, wenn der Kaufmann Isotow nicht persönlich erschienen ist, so trägt die Schuld daran meine in gutem Glauben abgegebne Versicherung, daß er nicht persönlich zu erscheinen brauche. Da Sie jedoch belieben, sein persönliches Erscheinen unbedingt zu fordern, und er durchaus nicht die Absicht hat, sich zu weigern, so möchte ich in seinem Namen hiermit gebeten haben, ihn nicht zu strafen, da

keine böswillige Widersetzlichkeit vorliegt, und ihn auch nicht durch die Polizei holen zu lassen. Ich verpflichte mich, ihn in zehn Minuten hierher zu bringen.

Der Richter warf wieder die Papiere auf dem Tische durcheinander. Er schien nicht übel Lust zu haben, die Entschuldigung nicht gelten zu lassen. Er kämpfte offenbar mit sich. Endlich hatte er sich entschlossen. Er setzte sich auf dem Stuhle zurecht.

Ich erteile Ihnen hiermit kraft der mir als Richter zustehenden Befugnis einen Verweis, sagte er würdevoll, da Sie durch Ihre dem Angeklagten leichtfertig gegebne Versicherung die Verhandlung in die Länge ziehn, und ermahne Sie, nächstens vorsichtiger zu Werke zu gehn. Ich unterbreche die Sitzung auf eine halbe Stunde, da dieses wichtigen Falles wegen auf heute keine andre Sache anberaumt worden ist, und fordre Sie auf, binnen dieser Zeit den Kaufmann Jsotow, als dessen Rechtsbeistand Sie sich legitimiert haben, zur Stelle zu schaffen.

Er nahm die Kette ab und ging durch die Tür im Hintergrunde in seine Wohnung, während der Kahlkopf wie ein Pfeil in das Vorzimmer schoß, wo er einem dort Harrenden seinen Auftrag erteilte und ihm noch in das Vorhaus nachrief, zu laufen, als ob es hinter ihm brenne.

Das Publikum begann sich leise zu unterhalten, aber von denen, die saßen, rührte sich niemand vom Platze. Jeder fürchtete, später seinen Stuhl besetzt zu finden. Die, die stehn mußten, traten in Gruppen zusammen. Einige der Jüngern gingen hinaus, um draußen eine Papiros zu rauchen. Jemeljan Afanasjewitsch winkte mich zu sich, rieb sich die Hände und sprach seine Freude aus, daß der Fall sich gut anlasse. Burin machte unsägliche Anstrengungen, bis es ihm gelang, sich zwischen den vor ihm Sitzenden durchzuarbeiten und zu mir zu gelangen.

Hat Agafja nicht gut vorgearbeitet? meinte er lächelnd. Hurra, es lebe Agafja!

Sagen Sie, Wassili, fragte ich, Sie scheinen doch die ganze Welt zu kennen — wer ist der Bevollmächtigte? Ist es ein wirklicher Rechtsgelehrter?

Gott bewahre! Es ist ein früherer untergeordneter Beamter aus dem alten abgeschafften Gericht. Er spielt jetzt den Advokaten bei allerlei ungebildeten Leuten, die er zum Teil selbst zum Prozessieren veranlaßt, schreibt ihnen Klagen, Bittschriften und so weiter. Sehen Sie, da habe ich ihn schon.

Er sah sich vorsichtig um, zog dann aus der Brusttasche ein kleines Skizzenbüchlein und zeigte mir ein Blatt, das er eben in seinem Winkel gezeichnet hatte.

Ich mußte bei dem ersten Blick fast laut auflachen. Der alte räudige Köter mit dem kahlen schorfigen Rücken und den wenigen Borsten an der Unterlippe, der, den Schwanz eingeklemmt, vom Papierblatte aus jedermann stupid und listig anzuknurren schien, trug so täuschende Ähnlichkeit mit dem kahlköpfigen Rechtsbeistande zur Schau, daß ihn ein Halbblinder sofort erkannt hätte.

Die halbe Stunde war noch nicht zu Ende, als der Kahlkopf, der unruhig zwischen der Tür des Sitzungsraums und dem Fenster des Vorzimmers hin und her gewandert war, plötzlich hinausstürzte. Gleich darauf ließ sich draußen im Vorhause eine grobe, laut scheltende Stimme vernehmen. Der Kaufmann Jsotow war angekommen und wusch vor allen Dingen seinem Rechtsbeistande auf seine Art den Kopf für den in gutem Glauben begangnen Irrtum. Beide traten dann ein, der Klient breit und herausfordernd voran, der Rechtsbeistand gedrückt und mißmutig hinterher. Im Vorzimmer sprangen einige junge Leute hinzu und nahmen dem Kaufmann den schweren Pelz von den Schultern. Es mochten wohl seine oder seiner Geschäftsfreunde Bedienstete sein. Die große Mardermütze behielt er in der Hand. Im Sitzungsraume sah er sich nach einem Stuhle um. Da es keinen unbesetzten gab, sah er das Publikum an, verzog finster und höhnisch das Gesicht, als ihm so zahlreiche Polizeiuniformen in die Augen fielen, und sprach einige Worte zu seinem Rechtsbeistande. Dieser schaute rund umher und antwortete, indem er die Achseln zuckte.

Ich soll doch wohl nicht stehn? verstand ich darauf die halblauten entrüsteten Worte des Kaufmanns. Schaffe mir einen Stuhl. Warum hast du nicht früher dafür gesorgt?

Der Kahlkopf zupfte an seinen Kinnhaaren, sah nach allen Seiten und ging darauf der Reihe nach zu mehreren der Sitzenden, die ihm dem Aussehen nach einfache Leute zu sein schienen. Er wurde von ihnen entweder erstaunt angesehen und erhielt gar keine Antwort, oder sie fertigten seine leise Bitte mit kurzen derben Worten ab.

Sind Sie bei Verstande? fragte einer.

Lassen Sie mich in Ruhe! sagte ein andrer.

Packen Sie sich! rief ziemlich laut ein dritter.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen anbiete, rief einer lachend, an den er sich gar nicht gewandt hatte; aber erst nach der Verhandlung, solange will ich ihn selbst benutzen.

Der Kahlkopf kehrte zu seinem Klienten zurück, flüsterte angelegentlich und zuckte wieder die Achseln.

Mensch, was denkst du dir eigentlich! zürnte der Kaufmann. Frage dort den Schreiber, oder gehe besser in die Wohnung des Richters und laß dir einen Stuhl geben — nun, von der Dienerschaft des Richters oder sonst von jemand. Ich bezahle es. Hörst du!

Der Kahlkopf rieb sich verlegen die Hände und näherte sich zögernd dem Schreiber. Da ging die Tür im Hintergrund auf, und der Richter erschien. Der Kaufmann mußte stehn, ob er wollte oder nicht.

Die Verhandlung nahm nun ihren regelmäßigen Verlauf. Das Protokoll wurde verlesen. Als Vertreter der Polizei wurde ich darauf befragt, ob ich zur Begründung der Klage noch etwas hinzuzufügen hätte. Ich verneinte, aber der Wachmeister, der nach mir aufgerufen wurde, sprach sich bitter über die Grobheit Isotows aus und erzählte, wie dieser gedroht habe, alle und alles zu zerschmettern.

Der Rechtsbeistand wollte hier Einsprache dagegen erheben, daß bei der Verhandlung über Sachen geredet werde, von denen in der Klageschrift nichts erwähnt sei, wurde aber angewiesen zu schweigen, bis ihm das Wort erteilt werde.

Der Kaufmann und der Schmierige, den ich in seinem heutigen gewaschnen Zustande und in dem neuen Schafpelze bis jetzt nicht erkannt hatte, verneinten und bestritten alles. Sie blieben bei der Aussage, die Schornsteine seien jahraus jahrein monatlich gekehrt worden, seien auch am Tage der Revision rein gewesen. Sie beriefen sich auf die Kommis und Dienstleute, die zugegen seien und als Zeugen vernommen werden könnten.

Die Schornsteinfeger und die Kommissionsglieder mußten nun vortreten, und ihre Aussagen brachten neues Licht in die Sache. Die Schornsteinfeger teilten unter anderm mit, sie hätten ihre sämtlichen Kollegen befragt, und es lasse sich niemand von ihrem Handwerk ausfindig machen, der von Isotow engagiert gewesen wäre oder in den letzten Jahren im Hause Isotows die Reinigung besorgt hätte. Die vier Hauswirte behaupteten einstimmig, Isotow habe seine Schornsteine überhaupt nie reinigen, sondern ruhig von selbst ausbrennen lassen. Man müsse es einem Wunder zuschreiben, daß er samt der Nachbarschaft bis jetzt nicht abgebrannt sei. Im vorigen Jahre um diese Zeit hätten die Schornsteine bei ihm gebrannt. Er habe, um das Alarmieren der Feuerwehr zu verhindern, die ihm die Schornsteine und die Dachbekleidung demoliert haben würde, die Mündungen zugedeckt und verstopft. Die Glut habe im Innern gewütet, bis der Ruß verzehrt gewesen sei. Zwei Tage habe die ganze Umgebung gestunken. Mehrere Nachbarn hätten ihm damals Vorstellungen gemacht, obwohl sie sich nur mit schwerem Herzen dazu entschlossen hatten, da allen seine Grobheit und Gewalttätigkeit bekannt sei. Er habe sie angeschrieen und ihnen gedroht, er werde ihnen bei Gelegenheit diese Frechheit gedenken. Sie sollten nicht vergessen, habe er gesagt, daß es der reiche Isotow sei, den belehren zu wollen sie sich unterstanden hätten. Gegenwärtig seien hier im Lokal mehr als zehn Hauswirte aus den nächsten Straßen anwesend, die die eben gemachte Mitteilung eidlich zu erhärten vermöchten.

Was der Kaufmann hierauf zu erwidern habe, fragte der Richter.

Nun, jetzt sprich du für mich, sagte Isotow zu dem Rechtsbeistand und lehnte sich an die Wand.

Der Kahlkopf trat vor und verbeugte sich. Er zog ein Papier aus der Brusttasche, faltete es auseinander, sah links und rechts auf das Publikum, räusperte sich und begann eine Rede, die er zum Teil frei vortrug, zum Teil ablas.

Er versuchte erst eine schwunghafte Einleitung über die milde Weisheit des Gesetzes, das dem des Rechts unkundigen Angeklagten einen Verteidiger ...

Der Richter forderte ihn auf, nur zur vorliegenden Sache zu reden.

Er komme gleich zur Sache, sagte er und wollte die Einleitung weiterführen, aber der Richter drohte ihm mit Entziehung des Wortes.

Er verbreitete sich nun über das Recht, das jedem Besitzenden zustehe, sein Eigentum zu verwalten, wie es ihm gefalle, so lange dadurch kein Gesetz verletzt oder keines Mitbürgers Rechte geschmälert ...

Der Richter bemerkte, daß in diesem Falle beides geschehn sei, wie die Zeugen zur Genüge dargetan hätten, und daß er den Redner zum letztenmal auffordere, sich streng an die Sache zu halten.

Der Rechtsbeistand schlug den Bogen um und setzte auseinander, daß zwischen Zeugen und Zeugen ein Unterschied bestehe, und daß im gegebnen Falle das Zeugnis der Schornsteinfeger kaum als vollgiltig zu betrachten sei, da diese Arbeiter im Interesse ihres Handwerks ...

Der Richter verbot ihm, die Aussage der Zeugen zu verdächtigen, da er, der Richter, selbst und allein sich mit der größern oder geringern Glaubwürdigkeit der gehörten Zeugen abzufinden habe.

Jetzt knitterte der Redner den Bogen zwischen den Fingern und nahm mit erregter Stimme und stotternd einen Ansatz, die nützliche Wirksamkeit des Kaufmanns zu schildern, der vielen Leuten Brot gebe und weit und breit in der größten Achtung ...

Der Richter fiel wieder ein und meinte, das Loben sei unnütz, denn die nützliche Wirksamkeit des Kaufmanns hänge nicht mit seinen Schornsteinen zusammen.

Ja, wovon soll ich denn eigentlich sprechen? rief der Kahlkopf fast weinend.

Der Richter setzte sich gerade und rückte die Kette zurecht.

Da der Kaufmann Isotow als Angeklagter, sagte er, auf eine Erwiderung verzichtet und diese seinem Rechtsbeistand übertragen, dieser aber zur Sache nichts mehr zu sagen hat, erkläre ich die Verhandlung für geschlossen.

Der Kahlkopf taumelte mit verzweifelter Miene zur Wand und sah trübselig den dort lehnenden Kaufmann an, der ihn keines Blickes würdigte, sondern mit verächtlichem Lächeln vor sich hinschaute.

Der Richter blätterte einige Minuten in seinen Papieren und in dem Reglement, zog dann aus diesem ein beschriebnes Blatt — „die im voraus angefertigte Verdonnerung," flüsterte Burin —, brachte darauf mit einem Bleistift einige Veränderungen und Zusätze an — „nachträgliche Salzung infolge der Aussage der Hauswirte," meinte Burin — und verlas endlich das Urteil, durch das gegen den Angeklagten, in diesem Falle den Kaufmann Isotow, in Anbetracht der feuergefährlichen Zeit, der durch die Zeugen zur Genüge dargetanen beispiellosen Fahrlässigkeit, Rücksichtlosigkeit und Gewalttätigkeit, die schon bei frühern Gelegenheiten an dieser Stelle bezeugt und gerügt worden sei, die ganze Strenge des Gesetzes angewandt und ihm, dem Kaufmanne Isotow, dreiwöchiger Arrest zugesprochen wurde.

Der Verurteilte hatte nicht mehr gelächelt, während der Richter sprach, nur kalt zugehört. Er schien zu ahnen, was ihm drohte, und die im Schlußsatz angekündigte Strafe schien ihn nicht zu überraschen. Als der Richter ausgeredet hatte und im Begriff war, die Kette abzunehmen, wollte er sich ruhig entfernen. Der Kahlkopf aber sprang entrüstet vor.

Im Namen meines Klienten, rief er, lege ich Verwahrung gegen das Urteil ein und bitte um eine Abschrift des Verhandlungsprotokolls behufs der Appellation an ...

Ach, schweige jetzt, fiel der Kaufmann ein. Höre auf zu krächzen, du Krähe. Ich sitze lieber die drei Wochen ab statt noch weitere Schererei zu haben und vielleicht noch obendrein eine Geldbuße zahlen zu müssen.

Er schritt stolz in das Vorzimmer, wo die jungen Leute ihm dienstfertig in den Pelz halfen. Der Kahlkopf folgte traurig. Er mochte fürchten, daß die Belohnung schmal ausfallen werde, da die Verteidigung so schlecht ausgefallen war.

Der Richter hatte die Kette abgetan, das Lokal aber noch nicht verlassen. Das Publikum bereitete sich zum Aufbruch und machte durch Ausrufe und abgerissene Reden dem erhaltnen Eindruck Luft. Namentlich die Polizeibeamten sprachen einander ihre volle Befriedigung aus. Jemeljan Afanasjewitsch kam auf mich zu und schüttelte mir die Hand.

Das wird helfen, sagte er. Ich muß gleich zum Polizeimeister und ihm Bericht erstatten.

Da wurde die Tür zum Vorzimmer mit Lärm aufgerissen. Schwere Tritte stampften herein, und durch das Publikum drängte sich rücksichtslos ein erhitzter Schutzmann. Wie er Jemeljan Afanasjewitsch erblickte, schlug er die Hacken zusammen und legte die Hand an die Mütze.

Euer Wohlgeboren, Feuer in unserm Stadtteile!

Wo? fragte der Aufseher und setzte schon die Mütze auf.

Am Ufer hinter der Brücke, schrie der Schutzmann, um sich verständlich zu machen, denn bei seiner ersten Meldung war der Brandmeister mit Prorwin auf die Tür losgefahren. Hier hatte sich jedoch das Publikum eingekeilt, und der Brandmeister, der weder warten wollte noch schnell genug hinaus konnte, fluchte laut und schob und riß den Menschenknäuel mit Gewalt auseinander. Der Lärm, der dadurch entstand, war groß. Prorwin hatte die Arme in die Seiten gestemmt und machte den lachenden Zuschauer.

Teufel, rief Jemeljan Afanasjewitsch, dort stehn die Flachsniederlagen dicht wie die Bäume im Walde. Ich fürchte, das gibt lange Arbeit.

Der Brandmeister hatte Raum geschafft und stürzte mit Prorwin in das Freie. Alles, was zur Polizei gehörte, folgte. Das übrige Publikum eilte hinterher. Draußen kam eben ein Feuerwehrmann auf einem ungesattelten Pferd angejagt und suchte den Brandmeister. Dieser packte das Pferd am Zügel und nahm sich nicht einmal die Zeit, dem Mann einen Befehl zu erteilen, sondern stieß ihn einfach mit der Faust vom Pferde. Der Mann fiel kopfüber in den Schnee und überschlug sich. Der Brandmeister saß im Augenblick auf dem Pferd und schlug ihm die Hacken in die Seiten. Wie das Tier zum Sprung ansetzte, schwang sich Prorwin ihm mit einem kühnen Satze laut lachend auf die Kruppe und umklammerte den Brandmeister. Das Pferd flog mit der doppelten Last davon. Der Feuerwehrmann hatte sich erhoben, rieb sich die Schultern, beugte und schwenkte den Arm, um sich zu überzeugen, daß er nicht verstaucht sei, und eilte dann zu Fuß weg. Die übrigen waren an ihm vorbeigelaufen, allen voran Jegorow. Ich blieb etwas zurück, da ich in der Hast mit meinem Mantel nicht gleich fertig werden konnte, und sah, wie der Wachmeister mit einem Ruck Halt machte, den Aufseher an sich vorüberließ und dann folgte. Er hatte sich darauf besonnen, daß er möglicherweise einen Verstoß gegen den Respekt begehe, wenn er voranlaufe.

Am Ufer standen Droschken. Die Polizeibeamten sprangen zu zweien oder zu dreien hinein, wie sie ihrer habhaft wurden, und jagten davon.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bund der Kaufleute. Aus Berlin kommt die Nachricht, daß die Delegierten von 124 kaufmännischen Vereinigungen ganz Deutschlands beschlossen haben, einen Bund der Kaufleute zu begründen. Der Kaufmannsstand — so wurde in der Sitzung ausgeführt — hat bisher keine Organisation gehabt, die seine Interessen in der Öffentlichkeit mit dem wünschenswerten Nachdruck hätte wahrnehmen können. Darum ist der Kaufmannsstand bisher unterschätzt, sind seine Interessen vernachlässigt worden. Der Bund der Kaufleute soll hierin Wandel schaffen. In bewußter Einseitigkeit soll er die gemeinsamen Interessen des Handelsstandes wahren und die Gesetzgebung in dieser Richtung beeinflussen. Jeder, der dem Handelsstande angehört, ist zum Mitgliede berufen, ob er selbständiger Kaufmann oder Handlungsgehilfe, ob er Großkaufmann oder kleiner Krämer ist; alle, ohne Rücksicht auf politische Parteiangehörigkeit, ohne Rücksicht auf soziale Stellung. Auch wenn es in der Versammlung nicht ausdrücklich ausgesprochen worden wäre, würde es jedermann sofort erkennen, daß dieser Bund mehr noch als im Namen in der Sache dem Bunde der Landwirte gleichen soll. Einseitige Interessenvertretung, mechanische Massenwirkung! Wir zweifeln nicht, daß der neue Bund Anklang finden wird, wir halten es nicht für ausgeschlossen, daß im nächsten Jahre nach dem Bunde der Landwirte der Bund der Kaufleute im Zirkus Renz zu Berlin seine Heeresschau halten wird, daß schließlich auch der beweglichere Kaufmann durch die Zahl dieselbe Massenwirkung erzeugen wird, wie der gewichtige Landwirt. Doch gleichviel, wie sich der neue Bund auch künftig entwickeln wird, schon die Tatsache seiner Gründung ist für den, der die innerpolitische Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten verfolgt hat, von Bedeutung, sie ist ein weiterer Schritt auf dem Wege der Entwicklung, die schließlich zum Zerfall der alten politischen Parteien und zu deren Ersetzung durch wirtschaftliche Interessenvertretungen führen wird. Den Anfang dieser Entwicklung bezeichnet die Entstehung der sozialdemokratischen Partei. Denn abgesehen von der politischen Verbrämung des Parteiprogramms ist diese Partei ihrem innersten Wesen nach nichts als eine Organisation zur einseitigen Vertretung der Arbeiterinteressen, ein Bund der Arbeiter, die Arbeiterpartei, wie sie sich selbst so oft bezeichnet. Mag immerhin der wissenschaftliche Sozialismus die kommunistische Organisation der Volkswirtschaft als das Ideal bezeichnen und damit nicht nur den Interessenkreis der Arbeiterklasse, sondern den des ganzen Volks berühren, davon ist er doch überzeugt, daß eine solche alles umfassende Neuordnung nicht mit einem Schlage, nicht in der nächsten Zeit verwirklicht werden kann, sondern nur auf dem Wege allmählicher, organischer Weiterentwicklung des Bestehenden, als das Ergebnis eines vielleicht noch Jahrhunderte dauernden Umwandlungsprozesses. Je weiter aber ein Ideal von seiner Verwirklichung entfernt ist, desto weniger ist es geeignet, Norm und Richtschnur einer Partei zu sein, die sich praktisch in der Gegenwart betätigen will. Und wenn ferner die sozialdemokratische Partei die demokratische Republik als die beste Staatsform bezeichnet, so hat auch das nicht viel mehr als eine wissenschaftliche Bedeutung; die Partei ist sich über die tiefste Ursache ihrer werbenden Kraft viel zu klar, als daß sie ihre Kräfte in dem Kampf um eine Staatsform vergeudete, die bedeutungslos wäre, wenn nicht zugleich der soziale und wirtschaftliche Aufbau des Volkskörpers von Grund aus umgewandelt würde, von der sie aber hoffen kann, daß sie einst als das natürliche Ergebnis der erstrebten innern Umwandlung des Volkskörpers wie eine reife Frucht in den Schoß der kommunistisch organisierten menschlichen Gesellschaft fallen wird. Soweit also die sozialdemokratische Partei als eine in der Gegenwart und für die Gegenwart wirkende Partei in Betracht kommt — und bei der Beurteilung der gegenwärtigen innern politischen Verhältnisse kommt sie nur als solche in Frage —, bleibt von ihrem Parteiprogramm nichts übrig als die einseitige Wahrnehmung der Interessen

des Arbeiterstandes. Ob sie als eifrigste Hüterin des allgemeinen gleichen Wahlrechts in die Schranke tritt, ob sie als Anwalt der konsumierenden Bevölkerung gegen jegliche schutzzöllnerische Politik zu Kampfe zieht, ob sie auf die Eroberung der Vereins- und Versammlungsfreiheit ausgeht, immer ist es ein Kampf für die Interessen des Arbeiterstandes. Und mag sie in ihrer agitatorischen Tätigkeit noch so oft die Lichtbilder ihrer kommunistischen und demokratisch-republikanischen Zukunftsideale vorführen, sie ist sich bewußt, daß sie ihre Daseinsberechtigung nur durch ihr Wirken innerhalb der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung beweisen kann, aber auch sie kann ebensowenig wie jede andre Partei das Mäntelchen der Wissenschaftlichkeit und der Idealität entbehren, um die Nacktheit ihrer Interessenpolitik zu verhüllen.

Die Gründung des Bundes der Landwirte ist eine weitere Etappe auf dem Wege derselben Entwicklung. Erzeugt durch die Notlage der deutschen Landwirtschaft, genährt von der Überzeugung, daß diese Notlage durch die agrarfeindliche Politik der Regierung und der Mehrheit der politischen Parteien verursacht sei, ist dieser Bund und will er nichts andres sein als eine Organisation zur einseitigen Wahrnehmung der Interessen der Landwirtschaft. Auch er entbehrt nicht des Mäntelchens der Wissenschaftlichkeit und der Idealität. Überreste physiokratischer Lehren und der Glaube an die staatserhaltende Kraft des Bauernstandes kommen ihm zur Hilfe.

Wie aber jede solche Entwicklung mit ihrem Fortschreiten in steigender Progression an Umfang und Schnelligkeit zunimmt, so sehen wir auch jetzt immer mehr Ansätze zu Interessenorganisationen entstehn. Fast hatte es den Anschein, als ob der vor einigen Jahren gegründete Handelsvertragsverein eine neue machtvolle Vertretung der Interessen der Industrie und des Handels werden sollte, aber er konnte das nicht werden, weil er seine Tätigkeit auf das Gebiet der Handelspolitik beschränkte und deshalb nicht zur Vertretung der Gesamtheit der Standesinteressen gelangte. Dieses Ziel hat sich die eingangs erwähnte Neubildung auf demselben Gebiete gesteckt.

Noch immer hat die Geschichte es bestätigt, daß radikale Parteien die größte Anziehungskraft auf die Massen ausüben. Haben sie aber die Massen für sich, so haben sie Macht. Kann man es leugnen, daß schon heute die sozialdemokratische Partei und der Bund der Landwirte Mächte sind, die unsre innerpolitische Entwicklung beeinflussen? Aber wie der physische Druck, je stärker er wird, einen desto stärkern Gegendruck erzeugt, so ruft auch die wachsende Macht einer politischen Partei die Gegenwirkung der entgegenstehenden Interessen hervor, und wo diese in ihrer Zersplitterung zu schwach sind, vereinigen sie sich, und das um so schneller und fester, je stärker der Druck ist, dem sie widerstehn wollen. So hat der Bund der Landwirte den Handelsvertragsverein und neuerdings den Bund der Kaufleute hervorgerufen, so hat die sozialdemokratische Partei das Kartell der sogenannten Ordnungsparteien herbeigeführt. Freilich auf die Dauer wird dieses Gemisch der verschiedensten Parteien der Macht der Sozialdemokratie nicht gewachsen sein. Gegen eine radikale und fest organisierte Partei kann immer nur wieder eine radikale und fest organisierte Partei ankämpfen. Allerdings dürfte die Entwicklung kaum zu einer einheitlichen Organisation aller Unternehmer führen, denn die Interessen dieser sind zu verschieden, als daß eine solche Organisation mehr als die rein negative Seite der Abwehr gegenüber der Sozialdemokratie hervorkehren könnte. Daß dieses aber keine geeignete Grundlage für eine lebensfähige und kräftige Organisation ist, beweist das Kartell der Ordnungsparteien. Wir werden vielmehr noch andre radikale Interessentenorganisationen entstehn sehen, wie die sozialdemokratische Partei, wie den Bund der Landwirte, wie neuerdings den Bund der Kaufleute. Damit aber wird das Ende der alten politischen Parteien gekommen sein. Der Anfang vom Ende ist schon da. Der Bund der Landwirte paßt nicht in die alten Parteiformen, ganz im Sinne des Radikalismus kennt er nur den Unterschied zwischen Bündler und Nichtbündler. Schon heute bereitet er sogar der

konservativen Partei Schwierigkeiten, und was schon bisher ausnahmsweise geschah, wird künftig immer häufiger geschehn, daß bei den Wahlen der Kandidat des Bundes der Landwirte gegen den Kandidaten nicht nur des Kartells der Ordnungsparteien, sondern sogar gegen den der konservativen Partei aufgestellt wird. Und was hier schon auf dem Lande zur Tatsache geworden ist, das wird sich in den Städten wiederholen, wenn der Bund der Kaufleute zur Macht gekommen sein wird. So wird die Zukunft die Zeit des Kampfes der radikalen wirtschaftlichen Interessenvertretungen sein.

Wer wollte das Ende dieser Entwicklung mit Bestimmtheit voraussagen? Leidenschaftlicher als der Kampf der jetzigen politischen Parteien wird dieser Kampf der wirtschaftlichen Interessen werden. Keine menschliche Macht wird sich dem gewaltigen Strome dieser neuen Entwicklung widersetzen können. Dem Staate aber wird die Aufgabe entstehn, ihn in das Bett eines nutzbringenden Laufes einzudämmen. Wie aber das allgemeine gleiche Wahlrecht durch und mit den jetzigen politischen Parteien entstanden ist, so wird es mit diesen auch wieder fallen. An seine Stelle wird die gesetzlich geordnete Vertretung der wirtschaftlichen Interessen treten. Dann wird an Stelle leidenschaftlichen Kampfes friedliche Auseinandersetzung der verschiednen wirtschaftlichen Interessen treten. An Stelle der aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Volksvertreter eine Ständevertretung aller Berufsstände. Wohl mag mancher diesem Zukunftsbilde gegenüber an der Möglichkeit seiner Verwirklichung zweifeln. Wie vor allem soll die Schwierigkeit überwunden werden, jedem Stande eine seiner Bedeutung für die Allgemeinheit entsprechende Vertretung zu verschaffen? Aber liegt nicht schon eine Organisation fast unsrer gesamten industriellen Bevölkerung in den Berufsgenossenschaften vor? Haben nicht schon die Handwerker in den Gewerbekammern eine Organisation gefunden? Alle diese und ähnliche Organisationen bieten schon heute, wenn sie auch zunächst für andre Zwecke geschaffen wurden, gleichwohl eine geeignete Grundlage, auf der schließlich eine Ständevertretung in dem bezeichneten modernen Sinne aufgebaut werden könnte. Aber würde eine solche Vertretung wirtschaftlicher Interessen auch fähig sein, das Wohl der Gesamtheit zu fördern? Würde sie nicht des Idealismus gänzlich bar sein, ohne den schließlich auch der Staat verkommen muß, wie der Einzelne? Man kann den Zweifeln, die sich in diesen Fragen ausdrücken, nicht besser begegnen, als durch die Gegenfrage: Gibt das jetzige Wahlrecht eine Gewähr dafür, daß das Ergebnis der Wahlen dem Wohle der Gesamtheit entspricht? hat der Reichstag sich immer nur von idealer vaterländischer Gesinnung leiten lassen? In jedem Gemeinwesen erheben die verschiedensten, oft hart aneinanderstoßenden Interessen den berechtigten Anspruch auf Schutz. Dem allgemeinen Wohle kann deshalb nur in der Weise gedient werden, daß in der Politik eine Mittellinie gefunden wird, die sich von den Extremen der widerstreitenden Interessen gleich weit entfernt hält. Deshalb muß die gesunde Politik bei jeder Maßnahme die Gesamtheit aller Interessen ins Auge fassen, muß das Gewicht dieser Interessen untereinander abmessen. Würde diese unendlich schwierige Aufgabe nicht wesentlich erleichtert werden, wenn der Reichstag das getreue Spiegelbild dieser Interessengesamtheit wäre? Während jetzt jede Wahl ein Kampf ist, worin jede Partei, unbekümmert um das Gesamtwohl, möglichst viele Mandate zu erobern sucht, würde dann in jedem Beruf nur das edlere Streben leben, das Glied des Standes zu wählen, das am fähigsten, am tüchtigsten erscheint, die Interessen des Standes zu wahren. Wenn so aus jedem Berufsstande die tüchtigsten und fähigsten Männer erwählt würden, welche Summe nationaler Intelligenz würde sich dann im Reichstag vereinigen!

Sollte die neue Entwicklung unsrer innern politischen Verhältnisse wirklich zum Untergang des allgemeinen gleichen Wahlrechts führen und es durch eine moderne Vertretung aller Berufsstände ersetzen, kein Gebildeter würde ihm eine Träne nachweinen, kein gerecht Urteilender würde eine solche Neugestaltung verdammen können.

D. M.

Die Entlassung des bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim. Dieses politische Ereignis hat eine Anzahl von Gerüchten über Intriguen und den Einfluß fürstlicher Damen gezeitigt. Einer solchen Mythenbildung muß aber beizeiten vorgebeugt werden, denn Graf Crailsheim ist aus eignem Verschulden gefallen. Er hatte seit geraumer Zeit nicht mehr das volle Vertrauen des Prinzregenten. Persönlich beliebt, wie der nunmehrige Ministerpräsident Baron Podewils, war der kühle Graf Crailsheim bei Hofe wohl nie, aber der Regent hat die Verdienste des Grafen immer in der wärmsten Weise anerkannt, die dieser sich in zweiundzwanzigjähriger Ministerschaft erworben hatte, und die ritterliche Natur des Regenten hat dem Grafen bei dessen Scheiden aus dem Staatsdienste noch besondre Auszeichnungen verliehen. Nun war der Wille des Regenten jederzeit auf ein friedliches, einträchtiges Zusammenwirken der Landesangehörigen ohne Unterschied der Konfession gerichtet. Diesem Grundsatz entsprechend lenkte auch Graf Crailsheim die innere bayrische Politik, seitdem er das Ministerpräsidium führte, aber in der Nachgiebigkeit gegen das Landtagszentrum mag er im einzelnen im Laufe der Jahre zu weit gegangen sein; das Zentrum fühlte keine energische Hand mehr, sondern sah nur die stete Nachgiebigkeit, und so wurden seine Forderungen immer größer; schließlich erreichte es auch ein in seinem Sinne zugeschnittnes Schulgesetz. Auch dieses Schulgesetz deckte Graf Crailsheim noch; seine anpassungsfähige Politik, sein Lavieren mit den kleinen Zügen und den großen Konzessionen und sein Bestreben, mit dem Zentrum trotz aller Angriffe dieser Partei einen modus vivendi herzustellen, reichten bis zum Eintritt der Krise heran. Als die erregten Debatten über das Schulgesetz im vorjährigen Landtage stattfanden, der Kultusminister v. Landmann fiel, und das Zentrum die Kunstvorlage ablehnte, hatte es der Ministerpräsident noch einmal in der Hand, durch die Auflösung des Landtags die Politik in seinem Sinne zu leiten. Die Beseitigung der Zentrumsmajorität und die Bildung einer neuen Majorität aus Liberalen, Bauernbündlern und Sozialdemokraten wäre damals möglich gewesen. Heute ist eine solche Majorität wohl kaum mehr zu erreichen. Graf Crailsheim hat damals den Ausweg der Landtagsauflösung nicht gewählt, jetzt war die Position des Zentrums nach der Ablehnung der Kunstvorlage, auch bei Hofe, keineswegs günstig, aber es gewann neuen Agitationsstoff durch das Swinemünder Telegramm, und nun wurden die Vorstöße gegen das Ministerium Crailsheim fortgesetzt. Der letzte Vorstoß war der Parteitag des Zentrums im heurigen Januar. Und nun machte der bisher immer nachgiebige Ministerpräsident eine Schwenkung und verlangte schärfere Maßnahmen gegen das Zentrum. Auf seine Anregung hin wurde auch in der „Süddeutschen Reichskorrespondenz“ ein Artikel veröffentlicht, der dem Zentrum ein Halt zurief, und wie es heißt, sollte auch gegen Zentrumsführer, die in ihren Reden zu scharf geworden waren, vorgegangen werden. Das war ein taktischer Fehler, denn auf eine langjährige Politik des Zauderns und des Nachgebens setzt man nicht plötzlich eine Kampfespolitik. Graf Crailsheim fand also keine Zustimmung, weder bei seinen Kollegen im Ministerrate noch beim Hofe. Hier war er auch, seitdem Baron Podewils als Nachfolger des Herrn v. Landmann ins Ministerium getreten war, langsam in die zweite Reihe gerückt.

Die neue Politik, die Graf Crailsheim einleiten wollte, litt an einem großen Fehler, weil in Bayern augenblicklich gegen das innerlich außerordentlich erstarkte Zentrum gar nicht regiert werden kann. Der Liberalismus in der bayrischen Abgeordnetenkammer ist tot, und die wenigen Führer haben, wenn nicht eine kräftige Agitation im Lande anhebt, keine Leute mehr hinter sich. Das zeigt sich jetzt wieder bei der Entlassung des Grafen Crailsheim, die in liberalen Wahlbezirken keine nennenswerte Bewegung hervorgerufen hat. Nun hätte ein Kampf der Regierung gegen das Zentrum in den altbayrischen Provinzen zwar nicht „die Volksseele“ zum Kochen gebracht, aber eine Reaktion von solcher Stärke hervorgerufen, wie sie im Interesse eines geordneten Staatswesens gewiß nicht wünschenswert gewesen wäre. Mit dieser Reaktion wäre aber das Ministerium

Crailsheim=Riedel=Feilitzsch nach den bisherigen Erfahrungen gewiß nicht fertig geworden.

Zu diesem innerpolitischen Imponderabile trat noch ein persönliches Ereignis, bei dem Graf Crailsheim nicht glücklich gewesen ist. Als der Justizminister Baron Leonrod in Pension ging, war es der Wunsch der höchsten Stelle, den Reichsrat von Thelemann, der protestantischer Konfession ist, auf diesen Posten ernannt zu sehen. Der Ministerpräsident erlangte hiervon auch Kenntnis; die höchste Stelle wollte, wie es heißt, daß bei der Ernennung des neuen Justizministers keine konfessionellen Erwägungen mitspielten, aber das Ministerium sprach sich aus politischen Gründen gegen die Aufnahme eines weitern Protestanten in den Ministerrat aus. Herr von Thelemann, den auch einige klerikale Parteiführer gern als Justizminister gesehen hätten, und der als Staatsmann und Redner für einen außerordentlich begabten Mann gilt, wurde dem Ministerium ferngehalten. So zog sich die Ernennung des neuen Justizministers geraume Zeit hin, sodaß sogar ausländische Blätter ihre Glossen über die kleinzügige bayrische Politik machten. Als Justizminister wurde dann bekanntlich Reichsgerichtsrat Miltner, der katholischer Konfession ist, früher schon im bayrischen Justizministerium beschäftigt gewesen war und ein hervorragender Jurist ist, von Leipzig berufen. Dieser Vorgang scheint jedoch Nachwirkungen zurückgelassen zu haben. In protestantischen Kreisen hatte es Verstimmung erregt, daß sich in einem paritätischen Staate drei protestantische Minister — Crailsheim, Riedel, Feilitzsch — gegen die Aufnahme einer geeigneten Persönlichkeit in das Ministerium wegen deren protestantischer Konfession ausgesprochen hatten, die politische Medisance aber bemächtigte sich des Vorfalls und sprach davon, daß nicht bloß die protestantische Konfession, sondern auch persönliche oder sachliche Aversionen eine Rolle gespielt hätten.

Kurz, diese innerpolitischen Vorkommnisse vereinigten sich mit den Nachwirkungen der Swinemünder Depesche. Gerade hier aber muß der Mythenbildung gegenüber, die sich allmählich über den Sturz des Grafen Crailsheim verbreitet hat, vor einer Mißdeutung gewarnt werden. Das bayrische Herrscherhaus ist, wie es eigentlich keiner Erwähnung bedarf, reichstreu, und jede Besorgnis, daß unter Baron Podewils eine Änderung der Beziehungen Bayerns zum Reiche eintreten könnte, ist gänzlich ausgeschlossen. Aber bei aller Reichstreue, und hier vereinigen sich die Empfindungen der katholischen wie der protestantischen Landesangehörigen, will man die Selbständigkeit und die Reservatrechte unsers engern Vaterlandes unangetastet wissen. Wenn man auf die Empfindlichkeit der Bayern hierin Rücksicht nähme, würden manche Verstimmungen und manche Agitationen verhindert werden. Nun hatte der Prinzregent dem Reichskanzler Grafen Bülow seine Anerkennung über dessen Reichstagsrede bei der Debatte über die Swindemünder Depesche aussprechen lassen. Das war ein interner Vorgang ohne parteipolitisches Gepräge. Am Tage vor dem Beginn des Zentrumsparteitags in München wurde die Tatsache dieser Anerkennung oder, wie es damals hieß, dieses Dankes in den Münchner Neusten Nachrichten an der Spitze des Blattes veröffentlicht. Ganz abgesehen davon, ob der Prinzregent diesen internen Vorgang an die Öffentlichkeit gebracht wissen wollte, wirkte die mindestens nicht opportune Veröffentlichung auf das Zentrum wie eine Fanfare. Das Weitere ist bekannt. Aus den Differenzen im Ministerrate heraus, wo die Opportunität dieser Veröffentlichungen beanstandet wurde, und wo Graf Crailsheim keine Majorität unter seinen Kollegen fand, reichte er sein Demissionsgesuch ein, auf dessen Ablehnung er hoffte — so wenig war er über den Wechsel der Stimmung bei Hofe informiert.

Die politischen Folgen dieser Entlassung werden sich nur auf das innerpolitische Gebiet erstrecken. Die nächste Folge wird ein frischerer Luftzug in der bayrischen Staatsverwaltung sein, denn wir stehn vor einer sich allmählich vollziehenden Umgestaltung des bayrischen Staatsministeriums. Die Stagnation, die nach und nach in unsern politischen Verhältnissen eingetreten war, wird zu Ende gehn. Wir lebten nachgerade in einen Zustand hinein, wo sich die politische Voraussicht fast von Landtagsperiode zu Landtagsperiode erschöpfte. Wohl ist es begreiflich, daß

sich die Initiative von Ministern, die viele Jahre am Ruder sind, mindert, aber die dringenden Staatsaufgaben mindern sich nicht. Und die bayrische Staatsverwaltung, die jetzt auch noch mit schlechten Finanzerträgnissen rechnen muß, steht vor neuen großen Aufgaben. Die Politik der Aushilfe und der kleinen Hilfsmittel reicht nicht in alle Zeiten aus. Es ist eines der größten Verdienste des Finanzministers Freiherrn von Riedel, daß er in jahrelanger steter Arbeit das Defizit im bayrischen Staatshaushalte beseitigt und durch Überschüsse eine Reihe dringender Staatsausgaben bestritten hat, die sonst auf den Anlehensweg hätten verwiesen werden müssen. Aber jetzt bleiben die Überschüsse aus, die Steuern reichen nicht mehr zu, und die Hilfsquellen der Gemeinden versagen allmählich. Eine gründliche Reform unsrer veralteten Steuergesetzgebung durch Einführung der allgemeinen Einkommensteuer und die Gesundung der Finanzverhältnisse durch Ertragssteuern wird immer mehr zum unabweisbaren Bedürfnis. Freilich steht die bayrische Staatsverwaltung noch vor einer andern Aufgabe, der Reform unsrer Beamtengesetzgebung und der Aufbesserung der unzureichenden Gehalte der Beamten und Bediensteten. Diese Reformfrage ist über das finanzielle Gebiet hinausgewachsen, sie ist eine staatspolitische Frage geworden. Die Unsumme von Unzufriedenheit, teilweise von Erbitterung, die sich allmählich in der Beamtenschaft angehäuft hat, macht es dringend nötig, daß hier endlich eine energische und dabei wohlwollende Hand gründliche Besserung schafft. Auch andre Fragen, wie die Schaffung eines Verkehrsministeriums, die Reform unsrer Wassergesetzgebung usw. harren der Erledigung. Wir wollen hoffen, daß die frischen Kräfte, aus denen sich allmählich das Ministerium Podewils zusammensetzen wird, diese Fragen zum Nutzen unsers engern Vaterlandes lösen werden.

Griechenland und die Jesuiten. Professor A. Diomedes Kyriakos von der Universität Athen richtet folgenden Brief an die Revue Internationale de Théologie, an deren Spitze der bekannte altkatholische Gelehrte Professor Michaud in Bern steht, und die die hervorragendsten wirklichen Reformkatholiken und gelehrten Protestanten Europas und Amerikas zu ihren Mitarbeitern hat: „Die Nachricht der Zeitungen, wonach sich die Jesuiten und die übrigen Kongreganisten, die in der letzten Zeit aus Frankreich ausgestoßen worden sind, auf den Rat des Papstes hin in Griechenland, Makedonien, Bulgarien, der Walachei und den übrigen Staaten des Orients niederzulassen gedenken, hat hier einige Beunruhigung erzeugt. Griechenland und der ganze übrige Orient kennen die Jesuiten und ihre schlaue und gefahrvolle Wirksamkeit zur Genüge. Deshalb hat unsre theologische Fakultät in diesen Tagen an das Kultusministerium ein Memorandum gerichtet, worin sie die Gefahr zeigt, die für die orthodoxe Kirche und für die griechische Nationalität erwachsen würde, wenn sich die Jesuiten in Griechenland installierten; der griechischen Regierung empfiehlt sie, ihnen, wenn sie sie um die gesetzliche Erlaubnis ersuchen werden, diese zu verweigern. Dies ist sehr wahrscheinlich. Die Abfassung des Memorandums übernahm nach Beschluß der Fakultät der Schreiber des Briefes (Professor Kyriakos). Die Bittschrift zeigt, wie die jesuitischen Schulen, wenn solche bei uns gegründet würden, nicht bloß gegen unsre Kirche fanatisch Proselytismus treiben, sondern auch eine antinationale, antigriechische Bildung unter der hellenischen Jugend ausbreiten würden. Sie betont, daß die jesuitischen Schulen von der Regierung keine Bestätigung ihrer Statuten, ferner auch keine staatliche Beaufsichtigung über ihre Schulbücher und ihr Personal dulden. Deshalb sind ja auch, wie bekannt, die Jesuiten aus Frankreich ausgetrieben worden. Diese Widersetzung gegen die Gesetze würde der schwachen Regierung viele Schwierigkeiten bereiten. Außerdem betont das Memorandum, daß die Bildung durch die Jesuiten deshalb antinational sein würde, weil sie der griechischen Jugend weder Liebe zu der griechischen mit der Nationalität so eng verbundnen Kirche, noch Begeisterung für das Griechentum überhaupt einflößen würde, sondern im Gegenteil nur Haß gegen die orientalische Kirche und gegen alles, was griechisch ist. Ferner, daß diese

jesuitische Bildung engmönchisch, mittelalterlich (»für den Ultramontanismus gibt es keine Verschiedenheit der Zeit, kein Mittelalter und keine Neuzeit«, Hoensbroech), fanatisch katholisch sei, und daß es nicht wahr wäre, sie sei humanistisch, klassisch; dann, daß sie nicht die freie Entwicklung des menschlichen Geistes verfolge und bezwecke. Endlich, daß deshalb die jesuitische Bildung eine antiliberale, reaktionäre sein würde, da bekanntlich die Jesuiten die fanatischsten Vorkämpfer der Reaktion und der rückgängigen Ideen und die größten Feinde des Fortschritts und der Freiheit seien.

Damit begründet die theologische Fakultät ihre Bitte an die Regierung, daß sie nicht allein die Erlaubnis, neue Schulen in Griechenland zu gründen, den Jesuiten verweigere, sondern auch die schon in Athen und in andern griechischen Städten bestehenden katholischen Schulen für Knaben und Mädchen strenger, als bis jetzt geschehen sei, beaufsichtigen lasse, da der Schaden, den solche Schulen stifteten, deren Leiter keine Gesetze achteten und der griechischen Jugend eine ungriechische Erziehung gäben, bedeutend sei. Überhaupt empfiehlt die Fakultät der Regierung, von allen Fremden, die Schulen leiten wollen, zu fordern, daß sie sich den gesetzlichen Bestimmungen unterordnen, da von der echt nationalen und echt hellenischen Bildung der griechischen Jugend die Zukunft Griechenlands abhängt."

Wer möchte leugnen, daß was die Griechen von den Jesuiten für ihr junges Vaterland fürchten, auch andre, auch ältere Nationen zu fürchten haben, wenn sie diese Internationalen aufnehmen? Mutatis mutandis könnte man alles in dem Briefe des Professor Kyriakos gesagte auf unser Vaterland im allgemeinen und auf die deutschen Einzelstaaten, die die Kongregationen aufnehmen wollen, im besondern anwenden. — Mit der Zulassung der Jesuiten in Griechenland würde der Zweck des Bessarione, „diretto a facilitare l'unione delle Chiese" zu nichte werden. Nur Vermehrung der Gegensätze und nicht das Riunire le due nobilissime stirpe da si lungo tempo e cotanto fra loro separate wäre die Folge. M.

Die klassische Erziehung des römischen Volkes. Eine eigentümliche Neuerung, die darauf berechnet ist, die Erinnerungen an die große Vergangenheit des kaiserlichen Roms wieder zum Gemeingut des römischen Volkes zu machen, hat der Minister des öffentlichen Unterrichts Nunzio Nasi in einem Schreiben an den Bürgermeister Principe Prospero Colonna angeregt. Seine Absicht ist, das Bild der stolzen Herrscherin der Welt den heutigen Bewohnern lebendig zu erhalten. Jeder soll beim Wandeln durch die Straßen auf Schritt und Tritt erkennen, was hier einst gestanden hat; er soll sozusagen fortwährend an die stummen Zeugen der alten Zeit und an ihre Geschichte erinnert werden. Für diesen Zweck beansprucht der Minister die Mitwirkung der städtischen Behörde. Nach reiflicher Prüfung der umfangreichen archäologischen Forschungen der letzten Jahrzehnte, die viele der wichtigsten topographischen Fragen beantwortet haben, sollen in der ganzen Stadt, wo irgend Ruinen stehn, oder wo der Platz von frühern Bauten angegeben werden kann, Marmortafeln mit Namen angebracht werden. Große Komplexe, die noch existieren, wie die Thermen und Fora, sind ausgenommen.

Der Minister verweist als Beispiel auf den Raum zwischen den Plätzen Colonna und Venezia, die vom Korso und von der Piazza Navona begrenzt werden, und führt die große Reihe von Prachtbauten an, die diese Gegend einst schmückten. Auf diesem großen Rechteck stand längs der Via Lata, dem heutigen Korso, die die Triumphbogen der Kaiser Domitianus, Diokletianus und Klaudius trug, die Saepta Julia, die von Julius Cäsar für die Volksabstimmungen erbaut worden war, eine siebenfache Halle, die durch acht Reihen von Säulen und Pilastern geteilt war, und die sich noch im Stadtplanfragment erhalten hat; daneben die Basilika des Neptun, umgeben vom Portikus der Argonauten. Dahinter lagen die ägyptischen Heiligtümer, das Iseum und das Serapeum, der Minervatempel, die großen Anlagen des Agrippa, der Teich und der Kanal Euripus, die Thermen und das Pantheon; daran stießen die Thermen des Nero und des Alexander Severus; den Abschluß machte das

Stadium des Domitian, während das Theater des Pompejus mit dem Tempel der siegreichen Venus, der Curia und der hundertsäuligen Halle die südwestliche Ecke des Terrains abschloß. Die Piazza Colonna schmückte die Ehrensäule des Mark Aurel vor dem ihm gewidmeten Tempel, der von Säulenhallen umgeben war.

Noch viele andre müssen hier gestanden haben, von denen wir nur noch die Namen wissen, die aber einst, mit dem kostbarsten Marmor ausgelegt, schattige Anlagen aus Buchsbaum mit Wasserspielen und Brunnen umschlossen, offne Museen für Malereien, Statuen und andre Kunstschätze. Sind nun auch das Pantheon und die Ehrensäule weltbekannt, wer weiß etwas von dem übrigen?

Wer wird in der heutigen Börse trotz der noch stehenden elf Säulen der nördlichen Langseite die Neptunsbasilika suchen mit der Darstellung der 36 unterworfnen Provinzen des Reiches, von denen sich dreizehn wiedergefunden haben? Wer weiß, daß die Kirche S. Stefano del Cacco ihren Namen von einem hundsaffigen Gotte aus dem Iseum führt, der hier gefunden wurde; daß der Klosterhof von S. Maria sopra Minerva auf dem Tempelplatz dieser Göttin steht; wer erinnert sich, daß der Palast Serlupi, das Heim des deutschen Künstlervereins, an das letzte Überbleibsel des durch Bauten immer mehr eingeschränkten Campus Martius stößt; wer sieht im Hause vor der Front des Pantheons den Arcus Pietatis, durch den man die Säulenhallen des Heiligtums betrat? Und schauen wir uns weiter in der Stadt um: wenn einer im Nationalmuseum die Prachtarbeit römischer Reliefkunst sieht, die Marmorquadern mit Fruchtblattranken und figürlichen Darstellungen, so weiß er kaum, daß die Ara Pacis, der sie angehörten, und die Professor Petersen kürzlich im Bilde so trefflich restauriert hat, auf der Piazza in Lucina stand neben dem Obelisken, der als Sonnenzeiger diente, und der jetzt vor dem Parlamentsgebäude auf Monte Citorio steht, und so noch vieles andre.

Durch einen solchen öffentlichen Unterricht des Volkes hofft der Minister ferner noch auf dessen Phantasie einwirken zu können, wobei auch die heroischen Taten der großen Vergangenheit nicht ohne Einfluß bleiben und patriotische Tugenden erwecken würden. Als Beispiel führt er an, daß eine Aufschrift an dem alten Tempel an dem Tiber, der jetzt in eine Kirche umgewandelt ist und einst der Fortuna mit dem Beinamen Virilis, der mannbaren, gewidmet gewesen sein soll, dem Volke zeigen könne, daß das flatterhafte Glück nur da festgehalten werde, wo die gesunde Kraft eines sich seines eignen Wertes bewußten Menschenschlages herrscht. — Über die Auffassung dieses Prädikats der Göttin ist freilich Ovid verschiedner Meinung, und andre sehen hier den Tempel der Matuta, einer Hafengottheit. Das zeigt, wie behutsam man wird vorgehn müssen. Bei dieser Gelegenheit wäre es gut, diesen aus republikanischer Zeit stammenden Bau wieder ganz freizumachen.

Es könnte nun gesagt werden, daß, solange auch noch andre Zweifel bestehn, wie z. B. über die Lage des prachtvollen Aurelianischen Sonnentempels, den Professor Hülsen am Abhange des Quirinals in den Colonnagärten, Lanciani beim heutigen Hauptpostgebäude sucht, man sich doch in acht nehmen müsse, die Kritik herauszufordern. Aber ich denke, im ganzen würde dann die Polemik nicht nur die Gelehrten, sondern auch das Volk interessieren und vielleicht zu dem Resultate führen, Versuche anzustellen, die wieder der Wissenschaft zugute kämen. Am Ende weiß jeder, daß das Studium der Topographie des römischen Bodens noch lange nicht abgeschlossen ist. Aber eine Inschrift kann man auch leicht wieder ändern.

Der Bürgermeister der Stadt Rom hat dem ihm vorgeschlagnen Plan natürlich seine Mitwirkung versprochen. F. Brunswick in Rom

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzen des amerikanischen Aufschwungs

Von Wilhelm von Polenz



enn man in Deutschland eine Enquete veranstalten wollte über die Gefahren, von denen das Vaterland gegenwärtig am meisten zu befürchten habe, so würde der einzelne Befragte je nach Stand, Temperament, Partei, Konfession etwa antworten: am gefährlichsten seien die Sozialdemokraten, die Jesuiten, die Kapitalisten, die Agrarier, oder als die brennendste Frage erscheine ihm die Judenfrage, die Mittelstandsfrage, die Frauenfrage, die innere Kolonisation, die Ostmarkenfrage, die Strafrechtsreform, oder auch die Kanalfrage und der Zolltarif.

Wahrscheinlich würde eine solche Enquete noch viel mehr Antworten bringen. Die Buntheit dieses Resultats wäre für unsre verwickelten Verhältnisse charakteristisch. Die Neue Welt kennt nicht annähernd so viele Fragen, die die Gemüter der Volksfreunde ernsthaft beschäftigen könnten. Jeder sogenannten Frage liegt doch eben eine eingebildete oder eine wirkliche Gefahr zu Grunde. In Nordamerika nun sind die allgemeinen der ganzen Nation drohenden Gefahren vielleicht geringer an Zahl, aber sie sind auch viel wilder und gewaltiger als die bei uns. Es sind keine Schreckgespenster, die durch Besonnenheit gebannt werden könnten, sondern wirklich brennende allgegenwärtige Nöte.

Ich meine vor allem die Rassenfrage und sodann die Einwandrerfrage. Beide stehn miteinander in enger Verbindung. Ihnen gesellt sich der Kindermangel in den höhern Ständen gefahrdrohend für die Rassenqualität hinzu. Eine Stellung für sich haben, obgleich auch sie sich untereinander beeinflussen, die Arbeiterfrage, die Agrarfrage, das Anwachsen der Industriezentren und die Zusammenballung ungeheurer Vermögen in wenig Händen.

Das Rassenproblem hat Friedrich Ratzel in seiner „Politischen und Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Amerika“ in unübertrefflicher Weise behandelt, und er hat damit eine Lücke, die der Engländer James Bryce in seinem großen Werke The American Commonwealth offen gelassen hatte, glücklich ausgefüllt.

Ratzel sah vor zehn Jahren in dem Vorhandensein von sieben und einer

halben Million Neger in den Vereinigten Staaten eine ernste Gefahr für die Nation; inzwischen sind es annähernd acht Millionen geworden. Ratzel behauptete sehr richtig, daß mit einer weitern Verminderung des europäischen Zuwachses, die er nach dem damaligen Stande der Einwandrung vermuten konnte, der Prozentsatz der farbigen Bevölkerung relativ wachsen müsse. Nun ist die Einwandrung seitdem rapid angeschwollen, die von Ratzel vorhergesagte Gefahr nach dieser Richtung also nicht eingetroffen. Aber eine andre Erscheinung hat ein für die Bevölkerungszusammensetzung viel schlimmeres Ergebnis gezeitigt; die Einwandrung aus Europa zeigt nämlich neuerdings bei rascher Zunahme der Zahlen immer weniger Vertreter hochstehender, reiner, gesunder Rassen und Nationalitäten, während der Zuzug von allerhand verbrauchten, unreinen und untüchtigen Elementen aus dem untersten Boden des europäischen Völkerkessels entsprechend zunimmt.

Den Negern gegenüber verschwinden die übrigen Farbigen in Nordamerika an Zahl und Bedeutung. Die Indianergeschichte ist ein betrübendes, für den Yankee wenig ruhmreiches Kapitel, das jedoch der Vergangenheit angehört. Die Einwandrung der Chinesen, die eine Zeit lang arges Kopfzerbrechen verursachte, ist durch ein Verbot, das nur wenig Klassen ausnimmt, zum Stehn gebracht. Hier lag die Gefahr auch nicht im Gebiete des Rassenproblems; die Chinesen kamen ohne Frauen und heirateten nicht in Amerika. Ihr Streben ging auf Gelderwerb. Gegen die Unterbietung durch billige Chinesenarbeit lehnte sich vor allem die organisierte Arbeiterschaft von Nordamerika auf. Daß nach wie vor durch Umgehung des Gesetzes oder auf dem Umwege über Kanada und Mexiko einzelne Chinesen in die Vereinigten Staaten gelangen, steht fest; aber ihre Zahl ist zu klein, als daß man noch ernsthaft von einer „gelben Gefahr“ sprechen könnte. Die Mulatten aber gehören nach ihrer eignen Auffassung und gemäß der Haltung der Amerikaner ihnen gegenüber zu den coloured people, also in dieselbe Klasse wie der Nigger.

Man sollte meinen, daß neun oder zehn Prozent Schwarzer in einem Volke von der Unverwüstlichkeit und dem Vorwärtsstreben der Amerikaner nicht viel bedeuten könnten. Ja nach einer Richtung möchte es als Glück erscheinen, daß bei der bekannten Abneigung der Yankees für Dienstbotenstellungen, für jede Art Abhängigkeit überhaupt, ein Volksstamm in ihrer Mitte lebt, der die verpönte Arbeit nur zu gern auf die geduldigen Schultern nimmt. Bequem sicherlich sind die Schwarzen als Kellner, Schlafwagendiener, Stiefelwichser, Hausknechte, Plantagenarbeiter, und die Negerinnen als Dienstmädchen und Köchinnen. Aber diese Bequemlichkeit wird teuer bezahlt nach einer andern Richtung. Dieselben Eigenschaften nämlich, die den Nigger höchst geeignet machen für den dienenden Stand, seine Gefügigkeit, seine Urteilslosigkeit, das mangelnde Selbstbewußtsein, kurz seine Sklaveninstinkte, machen ihn auch zu einem Diener des weißen Mannes auf ganz anderm Gebiete: in der Politik. Einige Jahre nach dem Bürgerkriege hat er das Recht zugesprochen erhalten, als freier Bürger der Vereinigten Staaten zu wählen und gewählt zu werden. Er ist dadurch wohl eigentlich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Die Peitsche seines frühern Herrn, des Sklavenhalters,

hat er niemals so sehr hart empfunden, denn mit der Züchtigung ging Hand in Hand die Fürsorge, die schließlich jeder kluge Wirt für sein Eigentum übrig hat. Und vor allem, er brauchte als Sklave nicht selbst für sich zu sorgen und zu denken; das war seinem Leichtsinn und seiner Gedankenlosigkeit sehr bequem. Jetzt aber ist er mit der politischen Befreiung auch wirtschaftlich auf eigne Füße gestellt worden. Er ist in den Kampf um das tägliche Brot geworfen. Die neuen Herren, die er gegen die patriarchalischen der alten Zeit eingetauscht hat, sind zum Teil unpersönlicher Natur: Eisenbahnkompagnien, Hotelgesellschaften, Kohlenminen; sie prügeln ihn nicht, aber mit Glacéhandschuhen fassen sie ihn auch nicht an. Die politischen Vorrechte, die er gewonnen hat, erweisen sich als ziemlich illusorisch in der Praxis; er wird ja doch nur als Stimmvieh benutzt, und nur ausnahmsweise läßt man ihn in die Ämter und Stellungen gelangen, auf die er vollen Anspruch hat.

Der Staat betrachtet die Farbigen angeblich als die Wards of the Nation; aber gesellschaftliches Vorurteil erweist sich auch in Nordamerika stärker als offizielle Grundsätze. Die Gesellschaft lehnt jede intimere Berührung mit denen ab, die auch nur durch einen Rest von Farbe zeigen, daß ihr Blut nicht rein ist. Man will keine Vermischung. In vielen Staaten ist die Heirat zwischen Weißen und Farbigen direkt verboten. In den Krankenhäusern, Gefängnissen, Arbeitsanstalten, Kleinkinderbewahranstalten, Blinden- und Taubstummeninstituten werden die Neger von den Weißen strengstens abgesondert gehalten. Man könnte sich nicht vorsichtiger gegen Pestkranke abschließen. Die Colour Line ist von den vielen Widersprüchen zu der praktischen Betätigung der Gleichheit und Brüderlichkeit, die man drüben theoretisch verficht und als ein Charakteristikum der Neuen Welt so hoch rühmt, wohl der ärgste.

Stärker als die Paragraphen der Konstitution und kräftiger und tiefer gegründet als alle Moralsätze der Ethiker sind eben die Instinkte der Rasse. Mehr als bloßes Vorurteil ist die Abneigung gegen die anders gefärbte Haut. Grausam wie immerhin die Abschließung der Weißen gegen die Farbigen erscheinen mag, äußert sich doch in ihr ein gesunder sittlicher Arterhaltungstrieb, ein Gefühl für Reinlichkeit im höhern Sinne.

Die Negerfrage würde viel leichter zu nehmen sein, wenn die Schwarzen einigermaßen gleichmäßig über die verschiednen Staaten der Union verteilt wären. So aber sitzt die große Mehrheit innerhalb des sogenannten Black Belt, in den „dunkeln" Staaten, die um den Unterlauf und die Mündung des Mississippi liegen. Ungünstig und das Problem verwickelnd wirkt ferner, daß dies gerade die Striche sind, die durch den Bürgerkrieg schwer gelitten haben, deren Boden durch fortgesetzten Baumwoll-, Zucker- und Tabakbau ausgesogen ist, deren Klima die Feldarbeit für den Weißen erschwert, die demnach die besten Elemente der Ansiedlung: die Einwandrer teutonischer und britischer Abkunft, unmöglich anziehn können. Ja die Anwesenheit so vieler ehemaliger Sklaven wirkt abschreckend auf den weißen Mann. Vielfach verlassen deshalb gerade die gebildetsten und anständigsten Leute diese Länder, an deren Fortschritt sie verzweifeln; auf diese Weise müssen die dunkeln Staaten natürlich immer dunkler werden im bildlichen wie im tatsächlichen Sinne.

Bitter rächt sich die Sünde der Sklaveneinfuhr an diesen Gebieten, die zu ihrer wirtschaftlichen Erschließung vor drei Jahrhunderten dort ihren Anfang genommen hat. Für diese Schwarzen haben sich die Vereinigten Staaten dann in den blutigsten, langwierigsten Bürgerkrieg gestürzt, der wie kein andrer ihren Bestand in Frage stellte. Die Abolitionsidee hat in frühern Generationen viel Begeisterung und idealen Sinn entfesselt, für ein bloßes Phantom ist das Blut der Freiheitskrieger auf keinen Fall geflossen; dieser große Kampf erst hat die Nord- und die Südstaaten zu einer dauernden Einheit zusammengeschweißt, partikularistisch-sezessionistischen Bestrebungen ein für allemal ein warnendes Quos ego! zugerufen und der Außenwelt bewiesen, daß die als Krämervolk verschrieene Nation für eine Idee das Schwert zu ziehn bereit war. Aber die hochgehenden Erwartungen jener Philanthropen, die den befreiten Schwarzen eine große Zukunft voraussagten, haben sich nicht erfüllt.

Der Nigger hat in der jahrzehntelangen Freiheit, die er nun genießt, dargetan, daß er bei vielen guten und sympathischen Eigenschaften ein untergeordneter Typus ist und bleibt. Seine Mängel liegen nicht im Intellekt, sondern im Charakter. Es fehlt ihm die Zuverlässigkeit und das Verantwortlichkeitsgefühl des weißen Mannes. Seine Kraft liegt in ungewöhnlicher Anpassungsfähigkeit, die den oberflächlichen Beobachter dazu verleiten kann, ihn für originell zu halten. Seine Talente, die unleugbar sind, weisen sich bei näherm Zusehn als Affentalente aus. Charakteristisch dafür ist, daß schwarze Kinder in der Schule weit mehr versprechen, als sie im spätern Leben halten. Die ganze Rasse zeigt kindliche Urteilslosigkeit und Lenkbarkeit. Der Freedman scheint von Natur dazu bestimmt zu sein, nicht wie der Indianer vor dem Kaukasier allmählich hinzuschwinden, sich vielmehr zu erhalten, zu vermehren, bis zu einem gewissen Grade sich sogar zu vervollkommnen, aber schließlich, von der härtern Energie und bewußtern Kraft der weißen Herrenrasse unterworfen, sich führen und bevormunden zu lassen.

Die Verantwortung für ihre Schwarzen ist also nach wie vor den Yankees aufgebürdet geblieben. Die Bestrebungen, den Nigger durch Bildung zu heben, sind nur teilweise geglückt; über eine gewisse Stufe hinaus kann der Abkömmling afrikanischer Stämme, wie es scheint, nicht gefördert werden. Auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit müssen die leicht zu Exzessen neigenden Nigger scharf im Zaume gehalten werden. Richter Lynch spielt gerade den Farbigen gegenüber gern die Rolle der Justiz. Aber auch die Bundes- und die Staatsgesetze werden mit besondrer Strenge gegen diese Bürger zweiter Klasse angewandt. Zu Geschwornen wählt man sie ganz selten; den farbigen Delinquenten gegenüber wird der Richter nur zu leicht zur Partei.

Am schlimmsten jedoch sieht sich der befreite Schwarze mißbraucht in der Politik. In den Baumwollstaaten gibt es sowieso viele Elemente der Korruption; es fehlen dort gerade die Stände, die im übrigen Nordamerika die solideste Grundlage abgeben für Staat und Gesellschaft, die weißen Farmer vor allen Dingen. Die großen Plantagen der ehemaligen Kavaliere sind, soweit sie nicht wüst liegen, in kleine Parzellen aufgeteilt und werden vielfach von Schwarzen besessen oder auch gepachtet. Weder als Landwirte noch als Bürger

jedoch können sich diese kleinen Baumwollzüchter mit dem rüstigen Farmerstande des Nordens und des Westens messen. Genau wie ihre Brüder in den Städten sind diese Zwerglandwirte der gewissenlosen Ausnutzung frivoler Politiker ausgeliefert. Gerade in Nordamerika, wo die politische Korruption blüht wie nirgendwo anders, ist ein leidlich intakter Stand wie der der Farmer, der bei wichtigen Entscheidungen ein gesundes Urteil in die Wagschale wirft, von unberechenbarem Werte. Der Nigger aber ist schlimmer als Stimmvieh; früher bezahlte man seine Stimme, bestach ihn oder schüchterte ihn mit dem Revolver ein, jetzt hält man auch das kaum noch für nötig; seine Stimme wird einfach nicht gezählt. So fügt sich zum wirtschaftlichen Stillstand dieser Striche auch noch die sittliche Verderbtheit. An alledem aber ist der gefügige, harmlose, gutartige Nigger schuld, der wie eine weiche Masse alle schlechten Eigenschaften und Einflüsse der Weißen auf sich einwirken läßt und gerade durch seine Haltlosigkeit der stärkern Rasse zur verhängnisvollen Versuchung wird.

Die Yankees behandeln den Nigger als einen fremden Bestandteil ihres Volkstums, als Bürger hat er nur Rechte in der Theorie, die Gesellschaft hält ihre Türen ängstlich vor ihm verschlossen; vor ihm und nur vor ihm macht die Amerikanisierung mit Bewußtsein Halt. Wie verhalten sich nun aber die Angloamerikaner den andern Fremden gegenüber, die in hellen Haufen Obdach und Bürgerrecht suchend alljährlich an den Pforten der Neuen Welt anklopfen?

Die weißen Bürger der Union stammen ja sämtlich von Vorfahren ab, denen Nordamerika das Land ihrer Wahl gewesen ist. Wenn man von den Resten der indianischen Urbevölkerung, von den Schwarzen und den Chinesen absieht, ist Europa die alleinige Mutter des Volks von Nordamerika. In frühern Jahrhunderten waren es vor allem die Abenteuerlustigen, Kühnen, Aufgeweckten, die unabhängigen Charaktere, auf die die Neue Welt magischen Reiz ausübte. Damals war der Ozean, der die Kontinente heute mehr verbindet als trennt, noch ein Hindernis, das zu überwinden Mut voraussetzte. Gewaltiger Druck, sei er konfessionell, politisch oder wirtschaftlich, gehörte dazu, die wurzelstarke Landbevölkerung Englands oder Deutschlands aus ihren angestammten Sitzen zu treiben und sie zu veranlassen, mit Weib und Kind eine Reise anzutreten, die nach Monaten zählte, von der es eine Rückkehr ins Vaterland nicht gab. Alle großen Unglücke in Europa, seien es wirtschaftliche Krisen, Revolutionen, Kriege, Tyrannei, religiöse Verfolgung, Mißernten, haben die Schwärme europamüder Zugvögel vermehrt, deren letzter Grund zum Auswandern jedesmal Unzufriedenheit in irgend einer Form gewesen ist. Durch die Sünden Europas ist Amerika groß geworden.

Die heutige Auswandrung nach Amerika zeigt auch in ihren Anlässen ein ganz andres Bild. Die Völker von Europa haben sich seit der großen Revolution zu einer Freiheit durchgekämpft, die Tyrannendruck, Leibeigenschaft, Gewissenszwang in ihren gröbsten Formen ausschließt. Wirtschaftliche Gründe vor allem sind es, die die Leute heutzutage über das Wasser treiben. Der Wunsch, ein eignes Anwesen zu besitzen, ein Wesenszug des deutschen Charakters,

hat nach dem siebziger Kriege gerade in der Zeit, wo unser Landvolk durch große Ereignisse, an denen es teilgenommen hatte, zum Selbstbewußtsein erwacht war, viele unsrer Landsleute aus dem endlich geeinigten Vaterlande weggelockt. Es kam hinzu, daß ein Jahrzehnt vorher in den Vereinigten Staaten das Heimstättengesetz erlassen worden war, das eine beinahe kostenlose Landprämie dem garantiert, der bereit ist, sich auf Regierungsland niederzulassen und eine Heimstätte zu gründen. Dieser Generosität der amerikanischen Gesetzgebung gegenüber stand die Engigkeit deutscher Verhältnisse, die hohen Abgaben, der Militärdienst, die gutgemeinte Bevormundung der Behörden, die das Landvolk doch meist als unnütze Schurigelei empfindet. Später freilich füllte sich der Westen Nordamerikas schnell auf, und das Land wurde auch dort teurer, während bei uns durch die Arbeit der Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen und durch die Rentengutsgesetzgebung im eignen Lande auf einmal viel Grund und Boden für kleine Landwirte frei wurde. Zwischen innerer Kolonisation, Ostmarkenpolitik und verminderter Auswandrung besteht ein Zusammenhang, der, soviel ich sehen kann, bisher nicht genügend gewürdigt worden ist.

Während die deutsche Wandrung nach Amerika abnimmt, hat sich die nordische vermehrt. Die Schweden, Norweger, Schotten treibt sicherlich vielfach das trostlose Klima und die Ärmlichkeit des Bodens von ihren rauhen Küsten westwärts. Nicht mehr die altgermanische Wanderlust, sondern Not in irgend einer Form veranlaßt diese Bauern, ihre jahrtausendelang gehaltnen Sitze mit diesem großen Kontinent zu vertauschen, der noch immer jungfräulichen Boden in Fülle bietet. Die germanische Wandrung hat von jeher etwas elementares, gewaltiges, unwiderstehliches gehabt; es fehlte ihr auch in modernen Zeiten nicht der Zug von Größe, Heldentum und Wucht, der die Völkerwandrung zu einer so eigentümlichen Erscheinung macht.

Viel weniger einheitlich und klar in den Anlässen ist die Einwandrung, die sich neuerdings aus dem Süden und dem Osten Europas in stetig zunehmender Menge nach den Vereinigten Staaten ergießt. Der Völkerkessel Österreich-Ungarn mit den angrenzenden altpolnischen und südslavischen Gebieten ist am stärksten daran beteiligt. Aber auch Italien, Portugal, Griechenland, Rußland schicken starke Auswandrerscharen. Diese Wandrung ist, verglichen mit der angelsächsisch-teutonischen, ein Abstoßen von Ausschuß. Nicht mehr die Kühnsten, Kräftigsten, Gesündesten greifen nach dem Wanderstabe, sondern im Gegenteil die Elenden, Verkommenen, Verstoßenen, die, für die es keinen heroischen Entschluß bedeutet, das alte Europa zu verlassen, weil sie kein eigentliches Heim, kein Vaterland haben.

Während Nordamerika früher vor allem das Ziel der Bauern und der Handwerker war, die ihr Leben verbessern wollten, zieht es jetzt alle zigeunerhaften Existenzen an sich, die dem Plankton des Meeres vergleichbar von der Strömung hierhin und dahin getrieben werden. Neuerdings machen die durch und durch internationalen Juden einen verhältnismäßig starken Prozentsatz der jährlichen Einwandrung in die Vereinigten Staaten aus. Besonders aus Italien fahren viele Arbeiter im Frühjahr als Saison-

arbeiter über das Meer und kehren im Herbst zurück; eine unsrer Sachsengängerei ähnliche Erscheinung, nur daß sie interozeanisch ist. Für die Irländer ist, auch nachdem England zartere Saiten gegen Paddy aufgezogen hat, Amerika das bevorzugte Land seiner Wahl geblieben.

Es ist durchaus begreiflich, daß die Vereinigten Staaten angefangen haben, ihr Augenmerk mit verstärktem Interesse der Einwandrungsfrage zuzuwenden; die Zuwandrung von Hunderttausenden jährlich ist eben die wichtigste Erscheinung ihrer Rassenbildung. Man muß sich den Amerikanern gegenüber immer die Tatsache gegenwärtig halten, daß sie als Volk noch nicht fertig sind. Der Zufluß fremden Bluts ändert fort und fort die Zusammensetzung der Rasse. Die Nation der Angloamerikaner läßt sich vergleichen mit einem mächtigen Strome, dessen Quellgebiet und Oberlauf wohl festgelegt ist, der aber aus wasserreichen Nebenarmen starken Zufluß erhält, der seinem Unterlauf langsam aber sicher einen veränderten Charakter gibt.

Kein andres Volk der Welt ist in dieser Weise durch eine jahrhundertelang fließende Einwandrung entstanden. Einzig steht aber auch die Tatsache da, daß ein Volk seine eigne Rassenbildung, die doch meist etwas von Natur gegebnes sein wird, durch Gesetze regelt, wie es die Amerikaner zu tun sich anschicken.

Im Hafen von Newyork liegt eine winzige Insel mit einigen unscheinbaren Gebäuden: Ellis Island, jedem Zwischendeckspassagier wohlbekannt. Hier ist der dichte Filter, den die Regierung der Vereinigten Staaten für die Einwandrung von Europa her, die ja bei weitem zum größten Teil über Newyork geschieht, eingerichtet hat. Die Kontrolle ist von der äußersten Schärfe und wird nach Gesetzen geübt, wie man sie mit so rücksichtsloser Strenge in Amerika nur dem Ausländer gegenüber anzuwenden wagt.

Aus folgenden Ursachen können Einwandrer zurückgewiesen werden: weil von ekelhaften oder ansteckenden Krankheiten behaftet, weil geistig unzurechnungsfähig, weil arm, weil Verbrecher, wegen Verdachts der Polygamie oder unsittlichen Gewerbes, schließlich auch, wenn unter Arbeitskontrakt eingeführt.

Diese Gründe sind sämtlich sehr dehnbar und beliebig auslegbar; sie werden vom Commissioner-general of Immigration, der in diesem Departement unumschränkt regiert, durchaus autokratisch angewandt. Wer das „Land der Freiheit" in Ellis Island betritt, macht zunächst mit der Rückseite der Demokratie, nämlich mit der Willkür Bekanntschaft. Zwar die gesetzliche Regelung des Einwandrerwesens hat die schlimmsten Mißbräuche, die früher an der Tagesordnung waren, abgeschafft. Die Fremden sind den Agenten, Maklern, Landhaien, Rowdies, die ehemals ganz offen einen schwunghaften Menschenhandel trieben und den bittersten Blutzoll erhoben, nicht mehr rettungslos ausgeliefert, doch kommen auch jetzt noch arge Härten von Amts wegen vor. Eheleute werden getrennt, ganze Familien auseinandergerissen, indem man einzelne Mitglieder einwandern läßt, andre abweist. Amerika ist sehr heikel in Bezug auf die Qualität seiner Einwandrer; es ist vorgekommen, daß man Leute wegen allzugroßer Häßlichkeit abgewiesen hat. Und gegen einen solchen Spruch, der häufig über ein Schicksal entscheidet, gibt es natürlich keinerlei wirksame Berufung.

Wie kleinlich solche Maßregeln auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie einer weitschauenden, vorausssorgenden Politik entspringen. Die Union hat an den acht Millionen Schwarzen einen schweren Bissen zu verdauen, die Chinesengefahr hat ihr Beschwerden genug gemacht, als daß sie nicht auch gegen die Einwandrung von Europa her bedenklich werden sollte, besonders seit diese die Tendenz zeigt, in der Quantität zuzunehmen, in der Qualität aber nachzulassen.

Die Einwandrung des Jahres 1902, die nächst der von 1882 die stärkste jemals erreichte gewesen ist, brachte nahezu achtmalhunderttausend Fremde auf dem Seewege in die Vereinigten Staaten; davon kam der Löwenanteil mit 178000 auf Italien, dann kommt Österreich-Ungarn, darauf Rußland. Deutschland steht erst an fünfter Stelle nur mit 28000, es wird sogar durch Schweden-Norwegen und Dänemark zusammen mit 54000 übertroffen. Die reichsdeutsche Einwandrung hatte im Jahre 1882 ihren Gipfel mit 250000 in zwölf Monaten erreicht; Österreich-Ungarn sandte damals nur 29000, und Rußland, das jetzt mit 107000 auftritt, gar nur 21000 Auswandrer nach Amerika. Japan, das es jetzt schon auf 14000 jährlich gebracht hat, schickte damals überhaupt noch keine Leute über den Stillen Ozean.

So haben sich in zwei Jahrzehnten die Verhältnisse verschoben. Interessant ist, daß die relativ wenigsten Illiteraten aus Deutschland, Skandinavien und Großbritannien stammen, am schlimmsten stehn darin, der Reihenfolge nach, Italien, Österreich-Ungarn, Rußland da. Begreiflicher noch findet man diese Erscheinung, wenn man aus der Statistik ersieht, daß das Gros der italienischen Einwandrer nicht aus dem kultivierten Norden, sondern aus dem Süden und aus Sizilien stammt, und daß Österreich seine Leute aus Unterungarn, Slavonien, Kroatien und Galizien, Rußland die seinen aus den polnischen Distrikten schickt.

Daß die Neue Welt einem Bevölkerungszuwachs von so gemischter Herkunft mit geteilten Gefühlen gegenübersteht, ist wohl nicht weiter zu verwundern, und daß die Union Einrichtungen trifft und Gesetze erläßt, wie z. B. die Bestimmung, daß jeder Einwandrer eine Summe Geldes aufzuweisen hat, und daß er sich auf seinen Gesundheitszustand hin prüfen lassen muß, erscheint nur berechtigt. Ernsthaft erwogen wird in den gesetzgebenden Versammlungen, ob man Illiteraten nicht ganz ausschließen solle von der Einwandrung. Dabei spielt nicht etwa Angst vor der Unbildung die Hauptrolle — es gibt in den Vereinigten Staaten genug eingeborne Illiteraten —, sondern die Erkenntnis steht hinter dieser Maßregel, daß man sich mit einer solchen Prüfung elementarer Schulkenntnisse die übelsten Elemente vom Halse halten würde. Man hat eben seit einiger Zeit drüben zu unterscheiden gelernt zwischen erwünschten und unerwünschten Einwandrern. Zu den allererwünschtesten gehören neuerdings die Reichsdeutschen, die man früher so ganz als Damned Dutchmen über die Achsel anzusehen pflegte.

Die nicht zu leugnende Tatsache, daß sich die Einwandrung der letzten zehn, zwanzig Jahre nach Rasse, Moral, Bildung, Körperkraft verschlechtert hat, muß den amerikanischen Volkswirt mit Besorgnis erfüllen. Die niedrigern

Rassen und Klassen zeigen auch hier die Neigung, sich stärker fortzupflanzen als die höhern; so droht auch von dieser Seite der Blutmischung eine ernste Gefahr. Aber es wird auch durch diese an eine andre Lebenshaltung gewöhnten proletarischen Menschen der amerikanische Arbeiter mit seinen hohen Ansprüchen an Nahrung und Kleidung unterboten und gedrückt. Ferner bringen Nationalitäten wie Süditaliener, Tschechen, Polen, Kroaten, Slovenen außer allerhand schlechten Lebensgewohnheiten auch eine höchst zweifelhafte bürgerliche Gesinnung ins Land. Die Freiheitsliebe der Yankees und ihre äußere Disziplinlosigkeit sind himmelweit verschieden von den gesellschaftsfeindlichen Anschauungen und Trieben der Italiener, Polen und Irländer. Als gegen die Anarchisten gerichtet kann man wohl das in allerletzter Zeit angenommene Gesetz betrachten, wonach die Einwandrung solcher Personen verboten ist, die eine feindliche Gesinnung gegen die Regierung der Vereinigten Staaten hegen.

Während die Einwandrer germanischen Ursprungs meist als Ackerbauer ins Land gehn, oder wenn sie in den Städten bleiben, doch schnell ein Handwerk ergreifen, haben diese unbrauchbaren Zuzügler die Neigung, in den großen Städten hängen zu bleiben, sich in den Industriegebieten anzuhäufen. Ähnlich den Iren, die von jeher die Großstadt bevorzugten, weil es da Politik zu machen und Ämter zu ergattern gibt, setzen sich auch Italiener, Polen und Tschechen instinktiv da fest, wo Unruhen zu erwarten sind. Die Semiten aber hält das Geschäft an der Stadt fest. In manchen großen Städten findet man schon ganz ausgesprochne Judenviertel; und wenn man in bestimmte Straßen Newyorks gerät, glaubt man sich plötzlich nach Italien versetzt Die Amerikanisierung ist den Yankees bisher glänzend an Teutonen, Kelten und Galliern geglückt, ob sie denselben Erfolg bei Juden, Italienern und Slaven haben wird, ist mehr als zweifelhaft. Die Physiognomie gewisser einflußreicher Kreise Newyorks beweist, daß auch in der Neuen Welt dem Semiten die Eigenschaft nicht abhanden gekommen ist, das eigne Wesen unverändert zu wahren und das Wirtsvolk durch seine Art tief zu beeinflussen.

Die amerikanischen Staatsmänner würden sich keinen Augenblick bedenken, auch gegen Europa hin das Tor der Einwandrung zuzumachen, wie sie es gegen die Chinesen geschlossen haben, wenn das möglich wäre, aber die Vereinigten Staaten können jetzt noch nicht der Zuwandrung entbehren. Sie ist im Laufe der Jahrhunderte zu einer feststehenden Einrichtung geworden, von der wiederum andre Erscheinungen von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung abhängen, so zum Beispiel die westwärts gerichtete Binnenwandrung, die gleichsam dem Drucke der europäischen Einwandrung nachgebend sich in die leeren Räume des Westens ergießt. Amerika hat noch unendlich viel Land, das nur mit Hilfe von Fremden urbar gemacht und angebaut werden kann. Es fehlt drüben nicht bloß im Ackerbau an Händen. Ganze Berufsarten und Stände rekrutieren sich aus Eingewanderten. So sind die meisten Dienstboten, wenn nicht Farbige, dann Irländer, Deutsche oder Slaven, die Kellner Deutsche, die Waschanstalten sind in chinesischen Händen. Auch in Heer und Marine kommen die Yankees nicht mit dem eignen Menschenmaterial aus.

Das Schließen der Pforten aber wird immer schwieriger, jemehr die Ver-

einigten Staaten mit ihrer imperialistischen Politik ihre Machtgrenzen nach allen Seiten hinauszuschieben trachten. Abschließung und Expansion widersprechen einander.

Die qualitative Verschlechterung der Einwandrung wäre an sich noch nicht so bedenklich, wenn nicht damit eine interne Erscheinung des amerikanischen Lebens, die Rassenentwicklung ungünstig beeinflussend Hand in Hand ginge; ich meine: die Abnahme der Geburten in den höhern Ständen. Die Bewohner der Neuenglandstaaten haben schon lange aufgehört, ein kinderreicher Stamm zu sein. Als Ursachen des auffälligen Kindermangels werden sehr verschiedenartige Dinge angegeben. Vielfach wird dem Klima die Schuld in die Schuhe geschoben; dieser Theorie widerspricht aber der Kinderreichtum der französischen Familien von Kanada und der Deutschen in Pennsylvanien. Wahrscheinlicher schon klingt die Version, daß die Hast, Unruhe und Intensität des nervenaufreibenden amerikanischen Lebens die Fruchtbarkeit praktisch und physisch zum Ding der Unmöglichkeit mache. Die Ehe wird nicht in dem Maße von den amerikanischen Mädchen als Lebensglück angesehen und erstrebt wie von dem Durchschnitt der unverheirateten Frauen in Europa. Die Ehe mehr hindernd als befördernd wirkt auch die ganze Atmosphäre, in der die Frau drüben lebt, ihre Verwöhnung in der Gesellschaft, ihre Selbständigkeit im bürgerlichen Leben, die Freiheit der Berufswahl und des Studiums. Ohne Blaustrumpf zu werden, wird das amerikanische Mädchen im College doch in einer Welt heimisch, die von der des praktischen Haushalts so verschieden ist wie die Flitterwochen von der Wochenstube. Sicherlich spielt hierbei auch eine bedeutende Rolle die gemeinsame Erziehung von Knabe und Mädchen, das ungenierte Verkehren der Geschlechter von Jugend an, das die Sinnlichkeit zurückdrängt. Das nüchterne, verstandesmäßige Denken, das sich die Amerikanerin im öffentlichen Leben, im Geschäft, in der Hochschule angewöhnt hat, legt es ihr nahe, auch die Ehe als ein Rechenexempel zu betrachten, und bewirkt, daß sogar dann, wenn sie eine Verbindung eingegangen ist, kühle Erwägung die Oberhand behält. Torheiten der Sinne wird sie ebensowenig begehn wie Irrtümer des Herzens, weil bei ihr jederzeit der kluge Kapitän „Verstand" auf der Kommandobrücke des Lebensschiffleins steht.

Und schließlich sind es wirtschaftliche Gründe, die einen reichen Kindersegen, der bei uns als Gottesgabe angesehen wird, drüben als schwere Last, und je höher die Ansprüche an das Leben sind, zu einer um so drückendern Last machen. Alles, was sich dem Luxus nähert, ist in Amerika zwei-, dreimal so kostspielig wie bei uns. Die Dienstbotenlöhne sind geradezu unerschwinglich. Die Frauen aber sind verwöhnt, der Gedanke an Hausfrauen- und Mutterpflichten, den das deutsche Mädchen als selbstverständliche Zugabe der Ehe betrachtet, ist ihnen ein Greuel. Viel lieber als die Hausfrau zu spielen, geht die Amerikanerin in die Fabrik, ins Bureau oder wird Lehrerin. Es kommt darin ein feiner Egoismus zum Ausdruck, eine Unlust, die natürlichen Pflichten des Weibes auf sich zu nehmen, die sicher zur Unnatur führen. Sünde gegen den heiligen Geist der Familie ist es, wenn junge Paare, statt ein eignes Heim, sei es noch so bescheiden, zu begründen, ins Hotel ziehn oder ins Boardinghouse, wie es jetzt drüben mehr und mehr Mode wird.

Unter solchen unnatürlichen Verhältnissen kann die Frau selbstverständlich die Mutterpflichten nicht freudig auf sich nehmen. Der Malthusianismus spielte und spielt eine bedeutsame Rolle in Nordamerika, und man scheut sich nicht, seine praktischen Konsequenzen zu ziehn. Den Volksfreunden machen solche Erscheinungen natürlich schwere Sorgen. Präsident Roosevelt nennt das Nichtheiraten ein „Verbrechen gegen die Rasse."

Davon ist natürlich keine Rede, daß, wie im modernen Frankreich, der Bestand der Nation durch Sterilität bedroht würde. Aber neben dem starken Prozentsatz von Farbigen und neben der zunehmenden Einwandrung geringen Volks ist der Kindermangel bei den Ständen, die nun einmal der Sauerteig der Nation sein wollen und bisher auch gewesen sind, für die gesunde Weiterentwicklung der anglo-amerikanischen Rasse eine wirkliche Gefahr.

Daß es in einem Volke, das sich im Laufe des verflossenen Jahrhunderts von $5^1/_8$ Millionen auf 76 Millionen vermehrt hat, irgendwo im Wirtschaftsleben an Menschenkräften fehlen könnte, ist schwer zu glauben, und doch kann man behaupten: die amerikanische Konkurrenz, schwer wie sie sich schon jetzt für Europa fühlbar macht, ist allein darum noch nicht erdrückend geworden, weil zur vollen Ausnutzung und Ausbeutung aller in Amerika schlummernden Schätze und Naturkräfte bisher nur die zureichende Menschenkraft gefehlt hat.

Vor allem merkt man das in der Landwirtschaft. Es gibt auch in der Neuen Welt eine Agrarfrage; diese besteht aber nicht in einem Mißverhältnis von Arbeit und Verdienst, in mangelhafter Verteilung des Grund und Bodens, in hohen Bodenpreisen und geringen Erträgen — von all diesen schweren Sorgen, die das tägliche Brot der deutschen Landwirte sind, ist drüben nur ganz vereinzelt etwas zu spüren. Der amerikanische Farmer kämpft auch einen Kampf, aber nicht den um die Existenz, sondern einen minder tragischen: den um die Höhe seiner Rente.

Die Landwirtschaft wird drüben immer zweierlei voraus haben vor der deutschen — sogar bei gleicher Güte des Bodens —: einmal größere Zuverlässigkeit des Klimas, die der Verteilung der Arbeit über das ganze Jahr die erwünschte Stetigkeit gibt, und die billigen Bodenpreise. Deshalb kann der amerikanische Landwirt auch bei viel höhern Löhnen gedeihen, wo der deutsche mit dem, was er gestern gewonnen hat, das Loch zustopft, das heute entsteht. Die Natur hat drüben auch für den Landmann auf das gütigste vorgesorgt. Aber der Mensch hat, da er an einen allzu reichlich gedeckten Tisch kam, durch gieriges Zulangen vieles früh aufgezehrt und verschwendet.

Das Bundesheimstättengesetz von 1860 bedeutet eine Agrarreform, wie sie so umfassend und einschneidend noch niemals ein moderner Staat unternommen hat. Mit Hilfe dieses Gesetzes konnte jeder Einheimische oder eben Zugewanderte nahezu umsonst ein Stück Land erwerben, das für eine Familie fast allzu reichlich zugemessen erschien. Ergänzt wurde dieses Gesetz ein Jahrzehnt später durch die Timber Culture Act, wodurch jeder Bürger ein großes Stück Prärieland unentgeltlich erhalten konnte, wenn er sich nur verpflichtete, einen Teil davon aufzuforsten. Die Grundidee dieser Gesetze entbehrte nicht hoher volkswirtschaftlicher Weisheit.

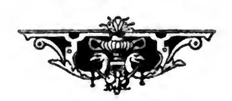
Aber wie so oft in Amerika, wurde auch hier die Tendenz einer an sich

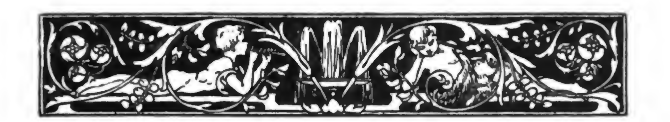
guten Verordnung durch mangelhafte Ausübung, völlige Nichtbeachtung und geschickte Umgehung in ihr Gegenteil verkehrt. Einmal beförderte der Umfang der Heimstätten den Raubbau, zu dem der Yankee sowieso wegen seines nachlässigen und leichtsinnigen Charakters neigt. Der Mangel an Respekt vor der Natur, der drüben unsympathisch aus so vielem Menschenwerk spricht, fand ganz natürlich auf einem Boden Nahrung, der einem als leichterworbnes Geschenk gleichsam in den Schoß gefallen war. Die von dem Forstkulturgesetz vorgesehene Anschonung von Wäldern unterblieb natürlich so gut wie ganz. Die Maschen der Landgesetzgebung waren viel zu weit, als daß die gefährlichsten Fische, die sogenannten „Landhaie," nicht hätten ungeniert durchschlüpfen können. Die Bodenspekulation, die schon vorher geblüht hatte, erhielt, statt durch das Heimstättengesetz unterbunden zu werden, nur neuen Aufschwung. Der Schwur nämlich, den der Käufer nach den Intentionen des Gesetzgebers leisten sollte, daß er das erstandne Grundstück ausschließlich für sich bebauen und bewohnen wolle, ohne Fremden dadurch einen Vorteil zuzuwenden, wurde die Grundlage zu einer wahren Industrie von Falscheiden. Das Spekulationsfieber ergriff die Farmer. Es entstand die vagierende Klasse von Landwirten, die so grundverschieden ist von dem Bauern im guten Sinne, Menschen, die in keinem Gemütsverhältnis stehn zur Scholle, denen das zufällig erworbne Stück Land nur Mittel ist zum land-jobbing, die immer nur an das Herausnehmen, niemals an das Hineinstecken und Verbessern denken, die den Raubbau zur Kunst erhoben haben.

Und das Gesetz hat auch den andern Übelstand, den es nächst der Spekulation vor allem verhindern wollte, erst recht möglich gemacht, nämlich die Entstehung von Latifundien, desselben Großgrundbesitzes, der seinerzeit den Süden ruiniert hatte, der durch leichtfertige Vergebung von Staatsländereien an die großen Eisenbahngesellschaften stellenweise auch im Norden schon entstanden war. Latifundien, die doch dem Charakter einer Demokratie durchaus widersprechen, konnte sich nun jeder in der Union zusammenschachern, der ein paar Falscheide auf sein Gewissen nahm oder sich durch bezahlte Agenten die nötigen Besitztitel erschwindeln ließ.

Es ist dadurch in einzelnen Distrikten ein Landmonopol entstanden, das dem der berüchtigten ostelbischen Großgrundbesitzer nichts nachgibt an Ausschließlichkeit, das aber viel weniger historische Berechtigung hat. Der grundbesitzende Adel Preußens findet im großen und ganzen doch in der Bewirtschaftung des von den Vätern ererbten Grund und Bodens Halt und Lebensberuf. Die Bodenspekulation Nordamerikas aber gibt sich nur notgedrungen mit der Landwirtschaft ab; oft leben diese Leute in der Stadt oder gar in der Fremde. Die Neue Welt erlebt also den „Absentismus" der irischen und schottischen Lords in erneuter Auflage.

(Fortsetzung folgt)





Die Baugenossenschaften und die Wohnungsfrage

1. Baugenossenschaften



Im Jahre 1901 hat der mit β zeichnende Mitarbeiter der Grenzboten die preußische Wohnungs- und Bodenpolitik, namentlich mit Beziehung auf Berlin, ausführlich erörtert (im zweiten Bande Seite 247, 343, 545, 583 und im dritten Seite 296, 443 und 529); er hat in diesen Abhandlungen vor einer dem Sozialismus zuneigenden Übertreibung der Staatshilfe sowie vor unnötigen Verletzungen des berechtigten Interesses der Hausbesitzer gewarnt und daran erinnert, daß man ja nur die Landflucht und die Wasserkopfbildung fördere, wenn man es den Arbeitern in der Großstadt möglichst bequem mache und ihnen unverdiente Vorteile biete, für die Verbesserung der vielfach unwürdigen und unerträglichen Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter aber rein gar nichts tue. In demselben Jahre nun ist in Berlin, im Selbstverlage des Zentralverbands städtischer Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands ein (300 Seiten Lexikonoktav mit fast ebensoviel Seiten statistischer Nachweise starker) Band erschienen, den im Auftrage des genannten Verbands A. Grävell verfaßt hat: Die Baugenossenschaftsfrage. Da wir uns nicht erinnern können, irgendwo eine Widerlegung der hier vom Standpunkte der Hausbesitzer gegen die Baugenossenschaften erhobnen Bedenken und Vorwürfe gelesen zu haben, so wollen wir zur Ergänzung der Aufsätze über Wohnungs- und Bodenpolitik über den Hauptinhalt der Schrift, die uns erst jetzt in die Hände fällt, berichten. Vielleicht findet sich dadurch ein Anhänger der Genossenschaften zu dem Versuche veranlaßt, wenigstens einige der Anklagen Grävells zu entkräften. Wir beschränken uns vorläufig auf die Kritik der Baugenossenschaften und behandeln die grundsätzlichen Fragen, die der Verfasser aufwirft, in einem zweiten Artikel.

Den größten Teil des Materials hat sich Grävell verschafft „durch zwei Umfragen, von denen die eine an rund 400 Bürgermeistereien solcher Orte gerichtet war, in denen gemeinnützige Bauunternehmungen bestehn, oder die Verhältnisse eine Erörterung der Wohnungszustände nahelegen." Mit der zweiten Umfrage hat er sich an alle bestehenden Baugenossenschaften selbst — es sind ihrer ungefähr 370 — gewandt, und die meisten haben die gewünschte Auskunft bereitwillig erteilt. Außerdem haben ihm die Hausbesitzervereine Material geliefert, ferner Gretschel in Düsseldorf, der Sekretär des Rheinischen Vereins zur Beförderung des Arbeiterwohnungswesens, Professor Albrecht, der Vorsitzende eines Verbands deutscher Baugenossenschaften, und das von Dr. Crüger herausgegebne Jahrbuch des Verbands deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. In einer historischen Einleitung wird über die

englischen Baugenossenschaften berichtet und über die Agitation für ihre Einführung in Deutschland, die V. A. Huber, der das Londoner Wohnungselend studiert hatte, und Lette aus Nächstenliebe betrieben, ohne politische Nebengedanken, und ohne die volkswirtschaftliche Seite der Sache ins Auge zu fassen. Diese wurde später von Faucher und Beta hervorgehoben. Die erste „Gemeinnützige Baugesellschaft," die nicht Genossenschaft, sondern eine Aktiengesellschaft war, ist 1848 in Berlin gegründet worden, wo damals über Mangel an Wohnungen geklagt wurde. Im Jahre 1864 beschäftigten sich drei Kongresse mit der Angelegenheit: der Vereinstag deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, der Kongreß deutscher Arbeiter und der Kongreß deutscher Volkswirte. Auf dem zuletzt genannten empfahl der Berichterstatter Lette die Baugenossenschaften nur zur Ergänzung der privaten Bautätigkeit, soweit diese nicht genug gute und gesunde Wohnungen herstelle; Huber dagegen wollte den Wohnungsbau ganz und gar einer genossenschaftlichen Organisation übertragen wissen, und zwar entschied er sich für die Anlage von Mietkasernen, weil der hohe Bodenpreis in den Städten das Cottagesystem, für das Faucher eintrat, verbiete. Die erste Frucht des Kongresses war die Hamburger Häuserbaugenossenschaft, die in demselben Jahre gegründet wurde. Sie hat 48 Häuser gebaut, von denen einige in das Eigentum von Mitgliedern übergegangen sind, hat sich jedoch nicht durch die eignen Mittel der Genossen gehalten, sondern durch die Opfer, die reiche Philanthropen gebracht haben. Diese Erfahrung und die geringe Aussicht auf weitere Gründungen mögen schuld gewesen sein, daß drei Jahre darauf der Volkswirtschaftliche Kongreß resolvierte, nur die Privatspekulation könne das Wohnungsbedürfnis befriedigen. Doch wurden bis zum Jahre 1873 im Deutschen Reiche 52 Baugenossenschaften gegründet, denen der Krach den ohnehin schwachen Lebensodem nahm; die einen lösten sich auf, die andern blieben nur dem Namen nach bestehn. Eine neue Anregung ging von dem Kopenhagner Arbeiterbauverein aus. Bei diesem hatte man die Erfahrung gemacht, daß sich durch Verkauf der Genossenschaftsanteile hübsche Spekulationsgewinne erzielen ließen, und das machten sich nun Kapitalisten und Körperschaften zu nutze, sobald ihnen die Einführung der beschränkten Haftung das Mittel an die Hand gab, das Risiko auf die Gläubiger abzuwälzen. Die Genossenschaften hörten auf, Organisationen zur Befriedigung eines Bedürfnisses durch Selbsthilfe zu sein; sie wurden kapitalistische Unternehmungen wohlhabender Leute, die bei dem Geschäft Geld verdienen wollten. „Zwar wird durch das Genossenschaftsgesetz vorgeschrieben, daß die Zahl der Anteile, die ein Genosse erwerben darf, durch die Statuten begrenzt sein muß; da aber das Gesetz keine Maximalhöhe anordnet, so sind die Baugenossenschaften nicht sonderlich bescheiden gewesen; sie gestatten Einlagen von 20000 Mark und darüber durch Erwerbung von zwei bis hundert Anteilen." Auch schon die Anteile werden so hoch normiert, daß der kleine Mann ziemlich alt werden müßte, wenn er mit seiner wöchentlichen Ersparnis von je fünfzig Pfennigen einen solchen Anteil erwerben wollte. So finden sich denn die Bevölkerungsschichten, deren Wohnungsbedürfnis auf dem genossenschaftlichen Wege befriedigt werden sollte, von den Genossenschaften ausgeschlossen.

Sofern nicht der Geldgewinn allein beabsichtigt sondern immerhin auch noch der ursprüngliche Zweck im Auge behalten wird, haben sich die Baugenossenschaften für einen von drei Wegen zu entscheiden. „Entweder man baut nur Häuser zum Verkauf an Genossen und benutzt die zurückfließenden Amortisationsgelder zum Bau immer neuer Häuser, indem man die Mittel aus den Kreisen der Wohnungsnehmer selbst aufbringt — das ist der Weg der wirtschaftlichen Mithilfe; oder man baut nur Häuser zum Vermieten und verschafft sich die Mittel durch Vorrechte und Unterstützungen — das ist der Weg der subventionierten Hilfe; oder endlich man baut gar nicht, sondern überläßt das Bauen den Wohnungsbedürftigen und sorgt nur dafür, daß diese billigen Kredit bekommen — das ist der Weg der reinen Selbsthilfe." Den zuletzt angegebnen Weg hält Grävell für den allein richtigen; er will also, daß nicht Baugenossenschaften, sondern Kreditgenossenschaften gegründet werden, die den Bauunternehmern und den Hausbesitzern Geld unter vorteilhaften Bedingungen verschaffen. Leider habe diesen Weg keine einzige Genossenschaft beschritten. Am nächsten komme seinem Ideal die Genossenschaft Unterwesterwald, die nur Baudarlehn gibt, das Geld aber nicht den Ersparnissen der Mitglieder entnimmt, sondern von der Landesversicherungsanstalt bekommt, was des niedrigen Zinsfußes wegen eine Subvention bedeutet. Über die andern beiden Wege herrscht Streit unter den Genossenschaftern. Der zweite verwickelt sie in einen sonderbaren Konflikt mit ihrem allerersten Zweck, der doch besagte, daß sie bessere Wohnungen schaffen sollten als die Privatunternehmer. „Die Motive zum neuen sächsischen Baugesetz sprechen es deutlich aus, daß dem Mietkasernenbau, der zu Mißbräuchen führe, entgegengewirkt werden solle, namentlich auch durch schärfere baupolizeiliche Bestimmungen und dadurch, daß man den Mietpreis nicht unter eine gewisse Grenze sinken läßt. Das steht aber im Widerspruch zu den Bestrebungen der Baugenossenschaften, die für sich Erleichterung der Bauvorschriften in Anspruch nehmen und auf Verbilligung der Miete hinwirken. Das tun besonders die Genossenschaften der zweiten Gattung, die nur Miethäuser bauen. Wenn sie sich trotzdem brüsten, daß sie gesündere Wohnungen bauen als die Privatunternehmer, so ist das eitel Blendwerk; zugleich aber liegt darin ein schwerer Vorwurf für die Polizei, denn das Rühmen der Genossenschaften könnte nur unter der Voraussetzung begründet sein, daß den Privatunternehmern die Nichtbeachtung der Bauordnungen nachgesehen würde." Übrigens sei die übliche Fragestellung, ob Einfamilienhäuser oder Mietkasernen vorzuziehn seien, verfehlt, weil die Antwort laute: keins von beiden. Pastor von Bodelschwingh habe 1886 auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik gesagt: „Merkwürdigerweise wird von den Mitgliedern des von mir geleiteten Bauvereins fast einstimmig verlangt, daß für wenigstens einen Untermieter Raum vorgesehen werde. Man wohnt in unsrer Gegend zwar gern allein, aber doch nicht ganz allein. Ist der Mann auf Arbeit, und muß ihm die Frau das Essen bringen oder aus einem andern Grunde das Haus verlassen, so wird dringend gewünscht, daß eine zweite Frau da sei, die die Kinder, das Vieh und das ganze Hauswesen überwache. Die beiden Frauen lösen einander

wochenweise ab. Auch wünscht man Häuschen mit zwei Wohnungen, um alternde Eltern oder ein verheiratetes Kind bei sich behalten zu können.“ Das Einfamilienhaus, sofern damit nicht die Villa des Reichen gemeint ist, der Dienerschaft hat, sei demnach ebensowenig ein Ideal wie die Kaserne. Daraus folge, daß das Bürgerhaus allein das Wohnungsbedürfnis in vernünftiger Weise befriedige; das Bürgerhaus, das der Besitzer für sich selbst und für drei oder vier Mieter baue, und das auf diese Weise allen Anforderungen entspreche; es sei groß genug, durch die Vereinigung mehrerer Familien nachbarliche Hilfeleistungen zu ermöglichen, und klein genug, vom Wirt in Ordnung gehalten zu werden und vom häßlichen Kasernencharakter frei zu sein. Und es ermögliche die gesunde Mischung der Bevölkerung; es vereinige in einem Bau den wohlhabenden Geschäftsmann, den höhern oder mittlern Beamten, den kleinen Handwerker und den Fabrikarbeiter oder Tagelöhner. Nichts sei gefährlicher und fördere die Zerreißung des Volks in einander feindliche Klassen mehr, als die Verbannung der Armen in Arbeiterviertel und die Abschließung der Wohlhabenden in Villenvierteln. Wir überlassen die Gegenkritik der Grävellschen Kritik einem Vertreter der Genossenschaften, können aber doch diese Verherrlichung des Bürgerhauses nicht ohne eine Bemerkung passieren lassen. Das Lob ist begründet, leider aber stirbt sein Gegenstand aus. Das Bürgerhaus, d. h. das Haus des wohlhabenden Handwerksmeisters oder Ladeninhabers, der sein Geschäft noch betreibt oder sich als Rentner zur Ruhe gesetzt hat, und der ein paar Stockwerke vermietet, dieses Haus herrscht nur noch in der Kleinstadt vor. In der Großstadt hält es sich allenfalls im kleinen historischen Kern, wenn dieser nicht schon den Citycharakter angenommen hat, und in der Mittelstadt halten die von Bauunternehmern hergestellten Miethäuser der neuen Stadtteile den Bürgerhäusern der Altstadt mindestens das Gleichgewicht. Diese Miethäuser aber sind von vornherein auf eine bestimmte Klasse von Mietern berechnet, und sie müssen es sein, weil der Eigentümer sonst keine Mieter bekommt. In den vornehmen Häusern ist eben vom „Vestibül“ bis zur Mansarde alles vornehm eingerichtet; Handwerker, für die auch gar kein geeigneter Raum vorhanden ist, dürfen nicht eingenommen werden, das ist ausdrückliche oder stillschweigende Bedingung des Mietkontrakts; Läden werden in solchen Häusern gar nicht angebracht. Die Häuser für mittlere Beamten und kleine Rentner haben Läden, nehmen aber Handwerker höchstens in den Keller oder ins Hinterhaus auf. Und nun die Arbeiter! Wie könnten die Bürger von Essen in ihren Häusern die vierzigtausend Arbeiter Krupps beherbergen! Die Zeit, wo die paar hundert Tagelöhner des Orts in den Dachstuben der Bürgerhäuser Platz hatten, ist eben gründlich vorüber. Und da die heutige Arbeiterarmee in die vornehmen Häuser gar nicht eingelassen wird, in den Bürgerhäusern und den für den Mittelstand bestimmten Miethäusern aber nicht vollständig untergebracht werden kann, so bleibt doch nichts andres übrig, als besondre Wohnungen für sie zu bauen. Und weil nun alles ins Große geht, somit auch der Bauunternehmer, er mag ein Privatmann, eine Aktiengesellschaft, eine Genossenschaft oder eine Gemeinde sein, nicht ein einzelnes Häuschen baut, sondern einen ganzen Block, die Gleich-

artigkeit der auf einem Bauplatze zu errichtenden Häuser aber sowohl durch die Rücksicht auf die Baukosten und das leichtere Vermieten als auch durch Bauvorschriften geboten wird, so ergibt sich die Scheidung in vornehme, „bürgerliche," Geschäfts- und Proletarierviertel von selbst. Es wäre töricht, die örtliche Trennung der Stände voneinander künstlich zu befördern, aber wo sie der natürliche Lauf der Dinge mit sich bringt, läßt sie sich nicht aufhalten, und Hausbesitzervereine wie Baugenossenschaften werden diesen Lauf weder zum bessern noch zum schlimmern ablenken können. Grävell vergleicht die Arbeiterviertel mit den Ghettos und predigt sehr schön gegen die Aussperrung der Armen aus den Stadtteilen, über die unsre fortschreitende Kultur ihre Gaben ausstreut; aber da er selbst die Leistungen der Baugenossenschaften als ganz unbedeutend darstellt, so darf er sie für diese unerfreuliche aber allgemeine Erscheinung nicht verantwortlich machen.

Die übrigen Sünden der Baugenossenschaften, die wir aus der verwickelten Darstellung herausgefischt haben, wollen wir der Übersichtlichkeit wegen numerieren. 1. Die Wohnungsnot, die beseitigt werden soll, ist gar nicht vorhanden; der Anspruch der Genossenschaften, als soziale Retter gepriesen zu werden, beruht auf Erdichtung oder Einbildung. In 61 der befragten Orte, von denen Antworten eingegangen sind, hat in den letzten Jahren gar kein oder nur vorübergehender, durch die private Bautätigkeit bald wieder gehobner Wohnungsmangel bestanden. So berichtet Dresden z. B., daß es in den letzten fünf Jahren nicht an Wohnungen gefehlt habe; die Zahl der leerstehenden sei 1900 auf 3635 gestiegen. In einer Anzahl andrer Städte klage man über den Mangel an großen, wieder in andern über den an mittlern Wohnungen, nur aus 29 Städten (darunter Aachen, Berlin, Bremen, Breslau, Chemnitz) werde gemeldet, daß es an kleinen Wohnungen fehle, und hier handle es sich vorzugsweise um das Wohnungselend von wirklichen Proletariern; dem abzuhelfen sei Sache der Armenpflege, nicht der wirtschaftlichen Tätigkeit der Privaten und der politischen Behörden. Die Arbeiter mögen die ganz kleinen Wohnungen gar nicht; sie machen Anspruch auf einigen Komfort, den sie sich nur dadurch verschaffen können, daß sie eine größere Wohnung mieten, als sie brauchen, und die Kosten durch Untervermietung herausschlagen. Ein eignes Haus mag der Arbeiter schon gar nicht, weil ihn das an der zu seinem Fortkommen nötigen Beweglichkeit hindert. (Wenn bei der Gelegenheit bemerkt wird, die Baugenossenschaften stärkten nur die Begehrlichkeit der Masse, denen der Besitz einer schönen Wohnung, eines eignen Hauses nicht mehr als höchstes und letztes Ziel ihrer Wünsche, sondern als nächstes hingestellt werde, so widerspricht das sowohl der richtigen Bemerkung, daß der Arbeiter gar kein eignes Haus möge, als auch der in dem Buche oft wiederholten Behauptung, daß die Genossenschaften schlechter bauten als die Privatunternehmer.) Kurzum: die Baugenossenschaften könnten ihr Dasein weder durch eine soziale Verpflichtung noch durch die bestehenden Zustände rechtfertigen.

2. Die in den Statuten der Baugenossenschaften angegebnen Zwecke seien verwerflich; die ersten beiden: bessere Wohnungen herzustellen als die Privatunternehmer und sie zu günstigern Bedingungen als diese zu vermieten, be-

deuteten nichts andres, als daß man die Privatunternehmer durch Konkurrenz schädigen wolle, der dritte aber, nur für bestimmte Bevölkerungsklassen zu bauen, laufe auf Protektionswirtschaft hinaus.

3. Die Baugenossenschaften, wird ferner ausgeführt, begründen eine neue Art von Hörigkeit. Wer ein Genossenschaftshaus erwirbt, ist kein unabhängiger Hausbesitzer; er darf sein Haus weder beliebig verändern noch verkaufen, und wird ihm überhaupt erlaubt, Teile seines Hauses zu vermieten, so beschränkt ihn die Genossenschaft in der Auswahl seiner Mieter.

4. Bauen die Genossenschaften Mietwohnungen, so können sich die mietenden Genossen die Lage ihrer Wohnung nicht frei wählen, sondern bleiben an einen engen Bezirk gebunden, und sie haben eine überaus kleine Auswahl. Von 212 Baugenossenschaften, deren Berichte vorliegen, haben 75 im Jahre 1899 zusammen 289 Häuser mit 1492 Mietwohnungen gebaut, sodaß auf jede Genossenschaft durchschnittlich 3,8 Häuser mit 20 Wohnungen kommen. Der Andrang zu den Genossenschaftswohnungen, von denen einige Berichte sprechen, rührt nicht von der hervorragend guten Beschaffenheit dieser Wohnungen her, sondern nur davon, daß die Mitglieder für ihre Beisteuer endlich einmal eine Wohnung haben wollen.

5. Die Mietverträge der Genossenschaften sind viel drückender und illiberaler als die der Hausbesitzer. Von den zum Beweis angeführten 29 Paragraphen schreiben wir nur zwei ab. „Für Zahlung der Miete haften beide Eheleute gemeinsam; Mieter verpfändet daher dem Vermieter seine sämtlichen entbehrlichen Mobilien zur Sicherheit für die Miete und versichert, daß diese sein freies Eigentum sind, und daß keine lästigen Verträge daran haften." In den Privatverträgen des Dresdner Hausbesitzervereins findet sich keine entsprechende Bestimmung; in den Formularen des Kölner und des Elberfelder Vereins mieten zwar die Eheleute gemeinschaftlich, aber ohne die beleidigenden Zusätze. „Die Genossenschaft ist zu achttägiger oder vierteljähriger, der Mieter zu vierteljähriger oder halbjähriger Kündigung berechtigt." In den Privatmietverträgen wird die Kündigungsfrist immer für beide Teile gleich angesetzt. Nur Leute von niedrigem Bildungsstande und schwacher Urteilskraft, heißt es am Schluß des Abschnitts über die Mietverträge, können sich für Wohnungen einfangen lassen, die nicht anders als unter den lästigsten Bedingungen zu haben sind.

6. Die Baugenossenschaften treiben Bodenwucher, wie an einigen Fällen nachgewiesen wird.

7. Die Selbsthilfe, die von den Genossenschaften gepredigt und vorgegeben wird, ist nur Schein. Die kleinen Leute sind viel zu unwissend, zu unerfahren und zu ungeschickt, als daß sie sich in Bauunternehmungen einlassen könnten. Alle Geschäfte werden von den Leitern der Genossenschaft besorgt, und die tun es nicht aus Nächstenliebe, sondern entweder, um sich zu bereichern, oder wie viele Beamte und Geistliche, um sich einen Namen und bei den Vorgesetzten beliebt zu machen. Und wo ein sachlicher Beweggrund wirksam sei, da werde die Wohnungsreform von den Gebildeten nicht im Interesse der Armen, sondern im Interesse des eignen Standes betrieben; noch dazu bestehe dieses Interesse

nur in der Einbildung; „die Wohnungsverhältnisse der Besitzlosen sind an und für sich für das Wohlbefinden der Besitzenden völlig belanglos.“ (Sollte wirklich die Cholera von Hamburg und die von Neapel schon ganz vergessen sein?)

8. Wo aber wirkliches Wohnungselend bestehe, da greife die Genossenschaftstätigkeit nicht helfend ein; für Proletarier bauen die Genossenschaften keine Häuser; ja sie rühmen sich sogar, daß sie nur mit unbedeutenden Mietausfällen zu rechnen hätten, weil sie nur zahlungsfähige und zahlungswillige Mieter aufnehmen. Solche finden aber wohl überall und immer auch ohne die Hilfe der Baugenossenschaften Wohnung.

10. Weil viele Baugenossenschaften nicht lebensfähig sind, richten sie Konsumvereine ein, die Geld bringen, und fördern so die Sozialdemokratie. Überhaupt neigten die Baugenossenschaften schon von Haus aus dem Sozialismus zu, und Professor Albrecht habe ausdrücklich als eine Hauptaufgabe der Baugenossenschaften die Pflege des Genossenschaftsgeistes verkündigt, als eine andre die, den Bodenwert niedrig zu halten, also die Grundbesitzer um ihr Eigentum zu bringen.

11. Die Baugenossenschaften, wird ferner behauptet, wollen mit großartigen Erfolgen glänzen, für die ihnen die Mittel fehlen, bauen darum rasch und schlecht, machen geräuschvoll Reklame für sich und verfahren in jeder Beziehung unsolid. Zum Beweis wird unter anderm folgende Stelle aus dem Taschenbuch für Baugenossenschaften angeführt: „Wollte die Genossenschaft warten, bis die Boden- und die Baukosten aus ihrem eignen Kapital bestritten werden können, so würde sie jahrelang gerade den Zweck, den sie im Auge hat, nicht erfüllen können: sie würde der Außenwelt keine Leistungen aufzuweisen haben, die Genossen würden murren, wenn sie keine Erfolge sähen, und die Genossenschaft würde sich auflösen müssen.“

12. Die wirklichen Leistungen der Baugenossenschaften sind so unbedeutend, daß sie neben denen der Privatunternehmer und im Verhältnis zum Bedarf gar nicht in Betracht kommen. Während in Berlin jedes Jahr 6000 bis 8000 neue Wohnungen nötig werden, haben sämtliche Berliner Baugenossenschaften seit dem Jahre 1886 nicht mehr als 258 Häuser mit 851 Wohnungen fertig gebracht. Die 179 deutschen Genossenschaften, von denen der Verfasser Nachweise über ihre Leistungen bekommen hat, haben bis zum 1. Januar 1900 gebaut: 2611 Häuser mit 10496 Wohnungen, sodaß auf jede durchschnittlich 14,5 Häuser mit 58,5 Wohnungen kommen. „Man kann das umsoweniger für eine nennenswerte Leistung ansehen, als sich unter diesen Baugenossenschaften einige sehr alte befinden, die schon seit fünfzig Jahren die Wohnungsnot bekämpfen.“

13. Weil man möglichst wohlfeil bauen will und muß, wird auf das ästhetische Bedürfnis, das doch auch noch beim Armen berechtigt ist, nicht im mindesten Rücksicht genommen. Die Kasernenbauten einiger Genossenschaften in Jena, Lübeck und Mannheim sollen Muster des Armeleutestils sein. (Im Norden Berlins sahen wir im vorigen Jahr einen abschreckend häßlichen Gebäudekomplex und fragten den Begleiter: Das ist wohl ein Gefängnis? Nein, war die Antwort, das sind Häuser einer Baugenossenschaft.)

14. Die Genossenschaftswohnungen sind nicht wohlfeiler als die in Privathäusern. So sollen die der Bahnhofkolonie Brockau bei Breslau so teuer sein wie die Wohnungen in Breslau selbst, obwohl die Genossenschaft das Terrain bis zur äußersten Grenze des Zulässigen ausgenützt, jedem Hause drei bis vier Hinterhäuser angefügt hat.

15. Die wirkliche Triebkraft bei der Gründung der Baugenossenschaften ist nicht die Nächstenliebe oder der Gemeingeist, sondern das Anlage suchende Kapital. Mit diesem Vorwurf scheint der folgende in Widerspruch zu stehn.

16. Weil die Genossenschaftsbauten nicht rentieren (u. a. wegen der Verwaltungskosten, die beim Privatbesitzer eines Hauses wegfallen), so leiden die Genossenschaften beständig an Kapitalnot. Auf dem freien Kapitalmarkte bekommen sie das Geld nicht wohlfeiler als die Privatunternehmer, und so hohe Zinsen wie diese können sie nicht zahlen.

17. Deshalb lassen sie sich von den Gemeinden, vom Staat, von öffentlichen Kassen subventionieren und entziehn dadurch den Privatunternehmern einen Kredit, mit dem diese hundertmal mehr leisten würden.

18.*) Die schlimmste der ungerechten Begünstigungen, die man den Baugenossenschaften zugewandt hat, ist, daß ihnen die Kapitalien der Reichsinvalidenversicherung zur Verfügung gestellt werden. „Die Baugenossenschaftsfrage besteht für Deutschland der Hauptsache nach seit dem Jahre 1889. Das in diesem Jahre erlassene Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz enthält die Bestimmung, daß bis zu einem Viertel des Vermögens der Versicherungsanstalten in Grundstücken angelegt werden darf. Aus dieser Bestimmung hat man in Verbindung mit den Motiven des Gesetzes und einer Erklärung des Staatssekretärs des Innern im Reichstage die Berechtigung der Landesversicherungsanstalten abgeleitet, den gemeinnützigen Baugenossenschaften und Baugesellschaften hypothekarische Darlehn zu gewähren. Von dieser Berechtigung fingen die Versicherungsgesellschaften sogleich an Gebrauch zu machen und gaben damit den Staats- und Gemeindeverwaltungen ein Beispiel, dem diese rasch folgten, sodaß Baugenossenschaften in stetig wachsender Zahl entstanden und eine Bautätigkeit entfalteten, die weniger durch die Menge als durch die Billigkeit der angebotnen Wohnungen Aufsehen erregte (wieder ein Widerspruch! Siehe Nr. 14!) und die Aufmerksamkeit der Hausbesitzer auf sich zog." Nur dadurch, daß die Genossenschaften aus öffentlichen Kassen Geld zu einem ungewöhnlich niedrigen Zinsfuß erhalten, werden sie in den Stand gesetzt, ihren sonstigen Verpflichtungen nachzukommen und an die Genossen Dividenden zu zahlen. Da der größte Teil von diesen solchen Genossen zufließt, die größere Anteile erworben haben, denen es also nur um eine vorteilhafte Kapitalanlage zu tun ist, so folgt daraus, daß die Unterstützung aus öffentlichen Mitteln nicht denen zu gute kommt, denen sie zugedacht war, sondern einer kleinen Anzahl von Kapitalisten und Spekulanten.

*) Die Hausbesitzer haben sich mit mehreren Eingaben um Abwehr ihrer angeblichen Beeinträchtigung durch die Genossenschaften an die Regierung gewandt. Der einen haben sie 21 Leitsätze beigegeben, unter denen man auch die von uns aus dem Kontexte des Buches herausgeschälten 18 Sünden findet.

Als die Versicherungsanstalten für diesen angeblich gemeinnützigen Zweck schon über 35 Millionen hergegeben hatten, und die Gönner der Genossenschaften, damit noch nicht zufrieden, für die Versicherungsanstalten die Erlaubnis forderten, ihr Vermögen bis zur Hälfte auf Genossenschaftshäuser ausleihen zu dürfen, regte sich der Unwille der Hausbesitzer immer stärker, was jedoch die Versicherungsanstalten nicht abhielt, in den nächsten beiden Jahren die Summe der geliehenen Kapitalien auf 78 Millionen anschwellen zu lassen. Der Zinsfuß bewegt sich zwischen $2^1/_2$ und $4^1/_2$ Prozent, und zwar sind $7^1/_2$ Millionen zum Durchschnittssatz von 3 bis $3^1/_2$ Prozent über die Grenze der Mündelsicherheit hinaus geliehen worden. Damit sind aber die Wohnungsreformer noch lange nicht zufrieden. Der hannöversche Landesrat Liebrecht hat in der Zeitschrift „Das Land“ und in der vierten Hauptversammlung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande die Invaliditätsversicherungsanstalten für die besten Träger der Wohnungsfürsorge erklärt, hat verlangt, daß die Hälfte des Vermögens dieser Anstalten in Arbeiterwohnungen mündelsicher und ein Viertel nicht mündelsicher angelegt werde, und daß sie, um diese neue Aufgabe lösen zu können, das Recht erhalten, selbst Darlehn aufzunehmen. Grävell sucht zu zeigen, daß die Verwendung der Versicherungsgelder zu Bauhypotheken auf einer falschen Interpretation des Gesetzes beruhe und darum ungesetzlich sei. An nicht weniger als sechs Stellen werde dem Wortlaut des Gesetzes stillschweigend ein andrer Wortlaut untergeschoben. Wir setzen die angeblichen sechs Unterschiebungen in Klammern neben den durch das Gesetz vom 12. Juli 1899 geänderten Wortlaut des frühern Paragraphen 129, jetzigen § 164 des Invalidenversicherungsgesetzes. Im ersten Absatz wird gesagt, daß die Bestände der Versicherungsanstalten in mündelsichern Hypotheken und Wertpapieren (in nicht mündelmäßigen Hypotheken und in solchen, die über die Mündelsicherheit hinausgehn, sagen die Versicherungsanstalten) angelegt werden sollen. Dann heißt es weiter: „Die Versicherungsanstalten können mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde einen Teil ihres Vermögens in andrer als der nach Absatz 1 zulässigen Weise, insbesondre in Grundstücken (Häusern) anlegen. Wollen die Versicherungsanstalten mehr als den vierten Teil ihres Vermögens in dieser Weise anlegen, so bedürfen sie dazu außerdem der Genehmigung des Kommunalverbands oder der Zentralbehörde des Bundesstaats, für den sie errichtet sind. Eine solche Anlage ist jedoch nur .... für solche Veranstaltungen (Baugenossenschaften sind nach dem Verfasser keine Veranstaltungen) zulässig, die ausschließlich oder überwiegend der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu gute kommen.“ (Das sei bei den Baugenossenschaften nicht der Fall; die eine der sechs angeblichen Mißdeutungen verstehn wir nicht. Was in der ersten Klammer steht, rechnet Grävell als zwei falsche Interpretationen.) Jedenfalls hielt sich der Hausbesitzerverband durch die allgemein angenommene Auslegung des Gesetzes für berechtigt, beim Reichsversicherungsamt anzufragen, ob nicht auch die Privatunternehmer, die doch das Wohnbedürfnis in viel weiterm Umfange befriedigten als die Genossenschaften, von den Versicherungsanstalten Hypothekendarlehn erhalten könnten. Die am 18. Oktober 1900 erteilte Antwort sagte der Hauptsache nach, über

diese Frage müsse mit den einzelnen Versicherungsanstalten verhandelt werden, die übrigens in der Gewährung von Darlehn auf Hypotheken innerhalb der mündelsichern Grenze und zum üblichen Zinsfuß durch keine gesetzliche Vorschrift beschränkt seien. Die Hausbesitzer sahen darin die Bejahung ihrer Frage, und eine Anzahl von ihnen wandte sich an die Versicherungsanstalten ihres Bezirks. Alle diese Gesuche wurden abgelehnt. Grävell druckt eine Reihe solcher Bescheide ab und erklärt sie für umso ungerechter, als ein nicht unbedeutender Teil der Versicherungsgelder aus der Tasche von Hausbesitzern stamme.

Scharfe Kritik wird dann noch geübt an der Begünstigung der Baugenossenschaften durch die Kommunen und an den beiden Erlassen der preußischen Minister für Handel und Gewerbe, des Kultus, des Innern und der Landwirtschaft vom 19. März 1901, die den Gemeinden und den Behörden solche Begünstigung zur Pflicht machen. Grävell zählt vierzehn Begünstigungen auf, die schon vor diesen Erlassen den Baugenossenschaften gewährt worden seien. 1. Bardarlehen unter günstigen Bedingungen. 2. Beteiligung durch Anteilscheine oder Aktien. 3. Kapital- oder Zinsgarantie. 4. Schenkung von Bauland. 5. Ermäßigung des Baulandpreises und Stundung der Zahlung. 6. Erlaß der Straßenbau- und Kanalisationskosten. 7. Erleichterung der Bauvorschriften. 8. Übernahme der ersten Einrichtungskosten. 9. Erlaß der Umsatzsteuer. 10. Besorgung der schriftlichen Arbeiten, der Zeichnungen und der Bauaufsicht. 11. Erlaß der Bausporteln. 12. Verzinsung der Einlagen der Genossen durch die Sparkasse, 13. Verzicht auf Zinsen. 14. Ermäßigung des Wasserpreises.



Das Miquelsche Einkommensteuergesetz im Jahre 1903

(Schluß)



Die neuen preußischen Verwaltungsgesetze haben dem Regierungspräsidenten weitgehende Rechte verliehen. Einst Vorsitzender und gewissermaßen mitratendes Mitglied der Abteilungen nimmt er gegenwärtig, wenn nicht gesetzlich, doch tatsächlich fast die Stellung einer über den Abteilungen stehenden Instanz ein. Wohl haben Schul- und Finanzabteilung die kollegialische Verfassung behalten. Doch die Form ist brüchig geworden. Die Bearbeitung der Geschäfte in der Präsidialabteilung, die eigentlich keine Abteilung ist, da hier allein der Wille des Präsidenten gilt, hat nach und nach auf die Erledigung der Geschäfte in den beiden andern, den eigentlichen Abteilungen, eingewirkt. Es trifft nicht allgemein zu, Ausnahmen kommen vor; in der Regel aber werden Abteilungssachen, die dem Präsidenten am Herzen liegen, nicht durch Beschluß, sondern durch das Dreiblatt: Präsident, Dirigent und Dezernent entschieden. Sitzungen der Finanzabteilungen sollen bei vielen Regierungen selten abgehalten werden. Forst- und Domänenangelegenheiten, bei denen das Interesse des Präsidenten

meist auf Personen gerichtet ist, finden durch Rücksprache leichter Erledigung als durch Beratung im Kollegium. Häufiger sind noch die Sitzungen der Schulabteilungen. Das Ineinandergreifen der äußern und der innern Verwaltung im Schulwesen, das in der Regel die gemeinsame Arbeit mehrerer Dezernenten fordert, ist der Erledigung durch Rücksprachen weniger günstig. Oft kann man jedoch in Kreisen der Regierungsbeamten hören, daß die Sitzungen der Schulabteilungen gegenwärtig mehr den Eindruck eines Kolloquiums machen, bei dem der Ansicht des Präsidenten gefolgt wird, als den einer kollegialen Beratung. Da bei der Menge der Geschäfte noch genug wichtige Sachen übrig bleiben, die nicht das Interesse des Präsidenten erregt haben, so ist es verständlich und erklärlich, daß die Abteilungsdirigenten dem gegebnen Beispiel folgen und ebenfalls mit Vorliebe den schneller zum Ziele führenden Rücksprachen den Vorzug geben.

Auf das Amt der Abteilungsdirigenten hat die gehobne Stellung des Regierungspräsidenten nachteilig eingewirkt. Dies näher zu begründen, würde zu weit führen. Als Tatsache kann angesehen werden, daß die Oberregierungsräte der Regierungen nicht mehr die Stellung dem Präsidenten gegenüber einnehmen, die sie unter der ausschließlich kollegialischen Verfassung der Regierungen hatten. Auch der dem Präsidenten beigegebne Oberregierungsrat, der als Vizepräsident gedacht war, hat eine solche Stellung wohl nur in Ausnahmefällen errungen. Die Personalien zum Teil, deren Bearbeitung unter der ausschließlichen Geltung der Regierungsinstruktion einem höhern Beamten, dem Kassenrate, oblag, und die Angelegenheiten, die eine verstärkte Diskretion verlangen, sind meist nicht ihm, sondern dem Präsidialsekretär zugefallen. Dieser, in der Regel ein sehr geschäftsgewandter älterer Regierungssekretär, ausgezeichnet durch den Titel „Rechnungsrat" und die Verschwiegenheit des Grabes, nimmt bei nicht wenig Regierungen eine einem Vizepräsidenten ähnliche Stellung ein. Der Präsident wirtschaftet in vielen Sachen lieber mit ihm als mit dem nicht immer die Ansicht des Herrn Präsidenten gutheißenden Oberregierungsrat. Für die Subalternbeamten ist der Präsidialsekretär die einflußreichste Persönlichkeit. Ihr Wohl und Wehe liegt fast ausschließlich in seiner Hand; aber auch Regierungsmitglieder tun gut, mit dem einflußreichen Manne zu rechnen.

Die capitis diminutio der Oberregierungsräte bei den Regierungen war schwerlich beabsichtigt, sie entstand nach der Organisation der Regierungen als Ergebnis des Präfektensystems aus den Verhältnissen heraus. Ein Hindernis wurde dieser Entwicklung nicht in den Weg gelegt, sie ist sogar wohl gerngesehen. Als bei den Landtagsverhandlungen über die Erhöhung der Beamtengehalte die konservative Fraktion dem Minister des Innern anbot, für die Erhöhung der Gehalte der Oberregierungsräte eintreten zu wollen, um auch einen Austausch dieser mit den Räten der Ministerien zu ermöglichen, fand dieses Anerbieten eine runde Ablehnung.

Bei einer solchen Entwicklung der Stellung der Oberregierungsräte bedeutet die Ausschaltung des Regierungspräsidenten einem der Oberregierungsräte gegenüber, dem Vorsitzenden der Berufungskommission, eine eingreifende

Neuerung. Wie erzählt wird, enthalten die Ministerialakten aus den ersten Jahren der Geltung des Gesetzes interessante Schriftsätze über die Stellung des Vorsitzenden der Berufungskommission, die den Beifall des Ministers des Innern nicht gefunden hatten. Und obwohl der Finanzminister Miquel damals auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens stand, ist sein Ministerialkollege — eine Erklärung dafür kann nicht gegeben werden — bei diesen Meinungsverschiedenheiten siegreich gewesen. An den gesetzlichen Vorschriften, an der unmittelbaren Unterordnung des Vorsitzenden der Berufungskommission unter den Finanzminister, an dessen Stellung als Vorgesetzter der nachgeordneten Behörden konnte selbstverständlich nichts geändert werden, wohl aber war das möglich an der äußern Stellung. Das nach dem Disziplinargesetz für die nicht richterlichen Beamten jedem Dienstvorgesetzten zustehende Recht auf Erteilung von Verwarnungen und Verweisen wurde dem Vorsitzenden der Berufungskommission abgesprochen, und er wurde in Disziplinarangelegenheiten auf die Vermittlung des Regierungspräsidenten verwiesen. Die wegen der gesteigerten Verantwortung durch die Gewährung einer persönlichen Zulage ausgesprochne Bevorzugung wurde durch deren Zurücknahme aufgehoben. Bei dieser Maßregel schonte man nicht einmal die berechtigte Empfindlichkeit der Beamten, denn ihren Stellvertretern wurde die Zulage belassen.

Während die frühere Gesetzgebung die Entscheidung aller Steuerbeschwerden dem Finanzminister übertragen hatte, ist gegenwärtig die Rechtsprechung von der obersten Leitung, die dem Finanzminister gebührt, getrennt und dem Oberverwaltungsgericht übertragen worden. Die Verdienste sind groß, die sich dieser Gerichtshof um die Erörterung und Klärung der Fragen der Steuerpflicht, des Einkommenbegriffs, des Verfahrens und um die Gewinnung fester Grundsätze erworben hat. Anderseits kann aber seinen Entscheidungen der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie vielfach eine vorwiegend theoretische Richtung haben und auf die Praxis geringe Rücksicht nehmen, auch an diese Anforderungen stellen, die sie zu erfüllen kaum imstande ist. In der an sich richtigen Erkenntnis, daß die Einschätzungsbehörden immer eine starke Neigung haben werden, das fiskalische Interesse in den Vordergrund zu rücken, ist das Oberverwaltungsgericht dem alten Rechtsspruche folgend: in dubio contra fiscum mehr und mehr auf die Seite der misera plebs contribuens getreten. Sie zu schonen und zu schützen sind die den Behörden zufallenden Obliegenheiten bei der Ermittlung der Einkommen nach und nach an starre, die Bewegung einschränkende, oft nicht zu erfüllende Formen gebunden worden.

Mißbilligend schüttelt der Richter in Berlin darüber sein weises Haupt, wie Steuerkommission und Berufungskommission, obgleich ihre Entscheidung schon einmal aufgehoben worden war, einem Steuerpflichtigen ein Einkommen zuerkennen, das er trotz durchaus nicht sparsamer Lebensführung nicht haben will. Das oberste Gericht, die höhere und daher klügere Behörde, behält selbstverständlich Recht; überzeugt sind aber die niedern Instanzen von seiner Entscheidung nicht, und mißbilligend schütteln deren Mitglieder die vorschriftsmäßig in der niedern Stellung weniger weisen Häupter.

Wenn der hohe Gerichtshof verlangt, ein oft um drei oder noch mehr Jahre zurückliegendes Einkommen aus Grundbesitz nach Kultur- und Bodenart, nach dem Viehstande, nach dem Verkauf von Vieh und andern Erzeugnissen unter Berücksichtigung des Ertrags aus Holzungen als erkennbaren Rechnungsfaktor des landwirtschaftlichen Einkommens festzustellen, so wird zwar keine Mühe gespart, diesen Anforderungen nachzukommen, aber die größten Zweifel an der Richtigkeit der gewonnenen Zahlen haben die Gutachter selbst. Es ist der Fehler des hohen Gerichtshofs, daß er sich im Bemühen nach Genauigkeit, aber in Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse allzusehr in Einzelheiten verliert und das Einkommen in seine Atome zu zerlegen sucht. Dieser Weg ist ungangbar oft schon bei Einkommen des letzten Jahres, möglich bei Einkommen früherer Jahre aber nur auf Kosten der Genauigkeit. Alle Atome eines Einkommens sind in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht auffindbar, der Pflichtige wird immer bemüht sein, die Umstände in den Vordergrund zu stellen, die sein Einkommen verringern, während die seinen Einnahmen günstigen Tatsachen von ihm abgeschwächt oder übergangen werden. Die Kenntnisse und die Befugnisse der Behörden reichen nicht aus, all die kleinen Rinnsale zu erkennen und zu erfassen, die zur Bildung des Einkommens führen. Außerdem sind die Belästigungen groß, die durch die Anforderungen des obersten Gerichts hervorgerufen werden und Mißstimmung erregen. Der Vorsitzende der Kommission einer größern gewerbreichen Stadt erklärte in meiner Gegenwart, er mache sich anheischig, jeden auf Schätzung des Einkommens beruhenden Steuersatz im Beschwerdeweg umzustoßen. Diese Äußerung geht zweifellos zu weit, aber sie ist charakteristisch für die Stellung des Sprechers.

Der hohe Gerichtshof spricht sehr schön von der Schätzung der einzelnen Jahresergebnisse unter Berechnung des sich daraus ergebenden Durchschnitts im Gegensatz zu der unmittelbaren Durchschnittsschätzung. Es wird hervorgehoben, daß auch vom praktischen Standpunkt aus das erste Verfahren den Vorzug verdiene. Sei „einmal das Durchschnittseinkommen der Vorjahre auf dem andern Wege gefunden," so wären für die folgende Schätzung die Ergebnisse der beiden ersten Vorjahre festgelegt, und es bedürfe nur der Schätzung des letzten Jahres, aus der Gesamtsumme den Durchschnitt zu berechnen. „So reihe sich unter fortschreitender Benutzung der frühern Schätzungsergebnisse die eine Veranlagung an die andre, und es könne gar nicht zweifelhaft sein, daß Gleichmäßigkeit und Zuverlässigkeit der Veranlagungen hierdurch gewinne." Trefflich gesprochen; aber der Sitzung einer „Veranlagungs"- oder Voreinschätzungskommission hat der vom „praktischen Standpunkt" aus schreibende Herr Rat niemals beigewohnt. Die Veranlagungs- und geschweige die Voreinschätzungskommission denken gar nicht daran, für jeden Pflichtigen eine Rechnung gesondert für die einzelnen Jahre aufzustellen. Bestimmend für ihre Schätzungen ist hauptsächlich das letzte und auch das laufende Jahr. Dieses Verfahren widerspricht den Vorschriften. Aber die Einschätzungsbehörden müssen damit rechnen und werden dies wahrscheinlich so lange tun müssen, bis jeder Voreinschätzungskommission ein Oberverwaltungsgerichtsrat

angehört. Und auch dann ist es zweifelhaft, ob ein fortwährender Hinweis des gelehrten Herrn auf die gesetzlichen Vorschriften auf die Mitglieder die Wirkung ausüben würde, daß sie ihre Ansichten und Gefühle — auch diese spielen, obwohl das Gesetz davon nichts sagt, eine Rolle — all den vorhandnen Vorschriften willig unterordnen. Geschafft werden ja schließlich, da es verlangt wird, die vom Oberverwaltungsgericht für notwendig gefundnen Zahlen. Aber sie sind unter dem Drucke der Forderung besorgte Arbeit des Bureaus unter Hinzuziehung Sachverständiger oder solcher Leute, die dafür angesehen werden. Geeignete Sachverständige sind in Steuerangelegenheiten überhaupt schwer zu finden, und wer die Schwierigkeit hat kennen lernen, mehrere Jahre zurückliegende Erträge eines Gewerbebetriebs nach der Anweisung des höhern Gerichtshofes zu ermitteln, der tritt ungern zum zweitenmal an eine solche Aufgabe heran.

Was den Behörden zu wünschen wäre, sind nicht Anweisungen, die alle Einzelheiten und Möglichkeiten für die vom Oberverwaltungsgericht, wie erzählt wird, sehr zahlreichen zur nochmaligen Verhandlung zurückgegebnen Beschwerdesachen regeln und vorsehen wollen und darum die Veranlagungsbehörden nur beengen, wohl aber mehr Bewegungsfreiheit. Eine nochmalige Prüfung durch die untern Behörden würde zu richtigern Ergebnissen führen als die mit mehr oder weniger Kunst und Geschicklichkeit gefundnen Zahlen, die gefunden werden mußten, weil sie verlangt wurden. Wo der Gerichtshof das Gebiet der eigentlichen Praxis, die Schaffung von Normen für die Schätzung unbestimmter Einnahmen, betreten hat, sind seine Anordnungen vielfach wenig glücklich ausgefallen. Ohne näher darauf einzugehn, will ich hier nur erinnern an die Berechnung und die Anrechnung der Arbeitskräfte der Angehörigen des Haushalts in der eignen Wirtschaft und des Erwerbs außerhalb, der Berechnung des Lohnfuhrbetriebs in der Landwirtschaft, des Einkommens der Bäcker, Fleischer und Gastwirte. Zuviel Anweisungen sind hier vom Übel, sie beengen die Arbeit und die Tätigkeit der Behörden, führen zu künstlichen, meist unrichtigen Ergebnissen und wecken bei den Behörden ein Gefühl der Gleichgiltigkeit gegen die die Beschlüsse der niedern Instanzen wieder und wieder umstoßenden Entscheidungen des höchsten Gerichts.

Wiederholt haben die mit den Schätzungsarbeiten betrauten Beamten mir bestätigt, daß besonders die das schwierige Gebiet der Schätzungen betreffenden Anweisungen und Grundsätze des Oberverwaltungsgerichts das Verfahren erschweren, ohne dabei die Gewähr richtigerer Ergebnisse zu geben. Die Beamten fänden sich ja schließlich schlecht und recht damit ab. Der oberste Gerichtshof lasse aber gänzlich außer acht, daß von den ungefähr drei Millionen Einkommensteuer zahlenden Steuerpflichtigen mehr als zwei Millionen — ein Einkommen über 3000 Mark versteuerten im Jahre 1901 nur 390000 Zensiten — zunächst von den Voreinschätzungskommissionen ohne Mitwirkung von Beamten eingeschätzt werden.

Auch in der Einschätzungs- und in der Berufungskommission steht ein Beamter, der Vorsitzende, einem aus Laien zusammengesetzten Kollegium gegenüber. Rechtsbelehrungen nehmen die Mitglieder erfahrungsgemäß willig an.

aber ebensoviel Bereitwilligkeit bringen sie den das praktische Leben betreffenden Weisungen und Grundsätzen der obersten Instanz nicht entgegen.

Die Zusammensetzung der Kommissionen schließt eine vorwiegend formalistische Behandlung der Sachen aus. Die Beamten sind ja genötigt, den gegebnen Anordnungen zu folgen. Bei der Menge der zu bearbeitenden keinen Aufschub duldenden Sachen sind sie aber außer stande, die Befolgung der zahlreichen Anweisungen und Grundsätze zu überwachen, auch wenn sie in den Kommissionen keinen Widerspruch finden würden. „Wesentliche Mängel“ bei solchen Verhältnissen in den Entscheidungen der Berufungskommissionen aufzudecken, ist für den obersten Gerichtshof leicht. Dringend zu wünschen wäre, daß er den Begriff der „wesentlichen Mängel“ enger bestimmte. Nicht nur den Behörden, auch der Allgemeinheit würde dadurch gedient werden. Die Bildung der Kommissionen überwiegend aus Laien ist aus guten Gründen vom Gesetzgeber gewollt, und die Forderung, bei der Rechtsprechung somit auf diese Zusammensetzung Rücksicht zu nehmen, billig und gerechtfertigt.

Ausdrücklich möchte ich Verwahrung dagegen einlegen, daß die vorstehenden Ausführungen einer Herabsetzung des verdienten Gerichtshofes dienen sollen. Sie beabsichtigen nur einen Schatten auf eine stark rosig gefärbte Schilderung der Tätigkeit des Oberverwaltungsgerichts zu werfen. Ihr Verfasser (Fuisting, Die preußischen direkten Steuern Bd. IV, S. 259) wird es in seiner bekannten Liebenswürdigkeit nicht übel nehmen, wenn der von ihm gehaltnen oratio pro domo nicht rückhaltloser Beifall gespendet, und wenn der bescheidne Wunsch geäußert wird, daß die lockenumwallten weisen Häupter der Herren Räte des obersten Gerichtshofs doch auch mit einigen Tropfen Öls gesalbt würden, das aus dem nicht nur trüben Inhalt führenden Brunnen der Praxis entnommen ist.

Die Rechtsprechung des obersten Gerichts in Steuersachen wirkt klärend und begriffbestimmend, schaffend und gestaltend kann sie nur in beschränktem Maße sein. Für den Ausbau der Gesetzgebung trägt sie reiches Material zusammen, von den geltenden Gesetzen bröckelt sie Stückchen ab. Die dem Wesen der Rechtsprechung entsprechende scharfe Begriffsbestimmung führt dazu, die Kreise der Pflichtigen und der Steuerobjekte langsam enger zu ziehn. Das wirtschaftliche Leben flutet dahin, hier niederreißend, dort neue Gebilde und Formen schaffend. Die Verwaltung sucht sie den gesetzlichen Vorschriften unterzuordnen, sie darauf anzuwenden und nach der ihr gesetzten Aufgabe Steuererträge zu schaffen; die Rechtsprechung folgt der Verwaltung hierbei nicht auf Schritt und Tritt. Während diese die Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu erfassen sucht und aus jedem einzelnen Fall die Folgerung zieht, daß alle gleichen Fälle in der gleichen Weise behandelt werden müßten, tritt in der Ausübung der ihr übertragnen Rechtskontrolle die Rechtsprechung an diese Bestrebungen hemmend oder fördernd heran. Das ist ihre Aufgabe, die sie jedoch nur dann vollständig erfüllen wird, wenn sie in Fühlung mit der Praxis, mit dem frischen Leben bleibt und nicht herabsieht auf die an hergebrachten unrichtigen Anschauungen und an den überlieferten Unvollkommenheiten der Steuertechnik festhaltenden Verwaltung. (Fuisting a. a. O. S. 258.) Eine Theorie und Praxis als gleichwertig und berechtigt anerkennende Rechtsprechung wird von

den Einschätzungsbehörden durchaus nicht als „unbequeme Einrichtung“ angesehen, sie ist ihr im Gegenteil zur Klärung der Rechtsfragen und für die Gleichmäßigkeit des Verfahrens höchst erwünscht. Die „vordem geübte Nachsicht“ hat niemand schmerzlicher empfunden als die Beamten der Regierungen, denen die Ausführung der Vorschriften des alten Einkommensteuergesetzes oblag.

Auch Gesetze werden alt. Aber sie werden länger jung erhalten bei aufmerksamer, vorbeugender Pflege. Wohldurchdachte Organisation der Behörden, sorgfältige Durchbildung der mit dem Gesetze arbeitenden Beamten, richtige Auswahl bei der Besetzung der verschiednen Ämter und Stärkung der mit erhöhter Verantwortlichkeit belasteten Stellen — das sind die Mittel, die not tun. Nicht abgebröckelt, nicht gelockert, sondern gebaut, ausgebaut, vorgebaut muß werden.

Die Anzeichen sind vorhanden, daß eine Reorganisation der preußischen Verwaltungsbehörden nur eine Frage der Zeit ist. Sie wird da sein, sobald der Mann dafür gefunden und an die berufne Stelle gesetzt ist. Möge dieser alsdann das Finanzministerium vorbereitet für die Mitarbeit an dem Reformwerk finden, gerüstet Vorschläge zu machen und durchzusetzen, geeignet das Miquelsche Einkommensteuergesetz dem Staate zum Nutzen noch Jahrzehnte jugendfrisch zu erhalten.

Ernst Curtius

(Schluß)



Man vermißte an Curtius politisches Urteil und die volle Herrschaft über die Quellen. Der erste Vorwurf traf in der Tat die schwächste Seite seines Buchs, wie er denn überhaupt auch als Person für politische Dinge kein sehr lebendiges Interesse hatte, aber es muß auch gesagt werden, daß die Schwäche bei der knappen Fassung, in die er seine Darstellung zu konzentrieren gezwungen war, schärfer und störender hervortreten mußte, als es der Fall gewesen wäre, wenn er, wie Grote und Duncker, auf drei- oder sechsfachem Raum die Berichte der Alten hätte ausschreiben und mit ausführlichem kritischem Raisonnement begleiten können. Dabei bleibt freilich bestehn, daß jene beiden als wirkliche Politiker auch für die politischen Grundlagen einer Geschichtschreibung besser ausgerüstet waren als er. Auch bei dem zweiten Vorwurf hat man zunächst die notwendige Kürze der Darstellung entlastend in Anschlag zu bringen, sodann aber die Beschaffenheit der Überlieferung mit dem vielfach umstrittnen Sinn und Wert ihrer Nachrichten, worüber jemand leicht, ohne seinen Ruf zu gefährden, die gelehrtesten Untersuchungen anstellen kann, der als Darsteller, sozusagen als positiver Dogmatiker, eine Meute von Kritikern gegen sich und seine „Wissenschaftlichkeit“ entfesseln würde. Die immerhin vorhandnen Mängel in der quellenmäßigen Behandlung hätten sich ohne Frage durch die Arbeit

an den neuen Auflagen beseitigen lassen. Daß das nicht geschah, was um der Zukunft des Werkes willen zu bedauern ist, scheint zunächst einen äußern Grund gehabt zu haben: auf die gesammelte Ruhe der Göttinger Zeit folgte bald die letzte Berliner Periode, die es mit ihren vielseitigen an- und aufregenden Interessen und Beziehungen doch nur zu einem äußerlichen und stückweise erfolgenden Verbessern, nicht zu einer wirklichen Durcharbeitung der Griechischen Geschichte mehr kommen ließ. Sodann lag es in Curtius Natur, auf Getanes nicht gern zurückzugreifen, er sah sein Leben lang vorwärts, neuen Aufgaben entgegen. Der Jüngling müsse nicht rückwärts sehen, schreibt er schon 1836. „Daran hat man gerade den besten Maßstab für die innern Fortschritte, ob der Blick immer mehr vorwärts sich richtet, immer seltener um sich und hinter sich abirrt, ob der Wille immer energischer wird und Gedanken, die zu Taten drängen oder selbst Taten sind, unser ganzes Inneres erfüllen und alles andre zu verdrängen imstande sind." Und noch im höchsten Alter, 1891: „Ich könnte mir gar kein Wohlsein denken ohne Spannung des Geistes auf ein zu erreichendes Ziel. Man muß jeden Augenblick etwas vor Augen haben, dem man nachstrebt."

Es hat wohl keinen Menschen gegeben, dem die Retrospektive mehr zuwider war als ihm! Diese innere Lebensansicht hatte nun aber auch zur Folge, daß er einmal gefaßte Meinungen und einmal begründete Auffassungen, was ihm auch dagegen eingewandt werden mochte, mit einer Beharrlichkeit festhielt, die ihm oft als Eigensinn ausgelegt worden ist, deren Ursache aber tiefer lag, in jener Abneigung gegen das Zurücksehen. Jede seiner größern Arbeiten gibt dafür Beispiele, die man dem Kundigen nicht aufzuzählen braucht. So war es auch mit der Griechischen Geschichte. Sprach man ihm von einer wünschenswerten und auch durchführbaren Vervollkommnung des Werkes, dessen äußerer Erfolg ihm doch eine Herzensfreude war, so bekam man bald den Eindruck, daß er innerlich damit abgeschlossen hatte. Das Ganze, pflegte er dann wohl zu sagen, muß für sich zeugen, es mag stehn oder fallen, da ist nichts zu ändern, und Änderungen an Einzelnem, soweit sie nicht offenbare Fehler beseitigen, machens nicht, das wäre ja endlos.

Am wenigsten machte der dritte Band von sich reden, er behandelte hauptsächlich das demosthenische Zeitalter, und Curtius Gegner betonten es gern, daß ihm hier Arnold Schäfer die wesentliche Vorarbeit geliefert habe. In der Tat enthält auch dieser Band viel weniger Curtius eigentümliches als die frühern. Sogar die Darstellung ist matter und farbloser. Die attischen Redner, die Hauptgewährsmänner dieser Periode, waren ihm durchaus nicht vertraut; er hatte eben, was ihm nicht sehr übel genommen werden kann, kein Verhältnis zu ihnen gewinnen können.

Zieht man das Fazit, so war dies ein Werk, das, einmal in Angriff genommen, eines Mannes ganze Lebensarbeit forderte, das aber nicht bei sehr vielem andern noch gleichsam nebenher getan werden konnte. So wie es nun geworden ist, in aller seiner Unzulänglichkeit, bezeugt es doch eine erstaunliche Arbeitskraft; groß ist die Kunst der klaren Gruppierung, und die Schilderungen der allgemeinen Zustände sowie namentlich die manchmal sehr schönen Charak-

teristiken der großen literarischen Persönlichkeiten werden noch lange gern gelesen werden.

Ende 1867 erhielt Curtius die Berufung nach Berlin, wo im Mai Eduard Gerhard gestorben war, also in eine dem äußern Zuschnitt nach archäologische Professur. Er hatte sich dazu eine Stellung am Museum ausbedungen, aber mit allen Rücksichten auf Bötticher: „Ich habe von keinem Lebenden soviel gelernt wie von ihm, ich kenne seine Schrullen besser als irgend einer, aber er ist der produktivste Kopf auf dem Gebiete der alten Kunstwissenschaft, den wir seit lange gehabt haben. Ich will um keinen Preis etwas von Ehren und Einkünften auf seine Kosten erlangen. Er muß Direktor der Skulpturen werden; der vernünftigste Ausweg scheint mir, daß man mir das Antiquarium gäbe" (an Lepsius, Januar 1868). So geschah es, und er siedelte im Herbst nach Berlin über. Die bevorstehende dritte Auflage des ersten Bandes, „des so schnöde verketzerten," war ihm „ein kleiner Triumph." Klar und scharf beleuchten zwei Briefe vom Februar 1869 an den Bruder Georg die neue Lage: „Obgleich ich hier weniger Amtspflichten habe als in Göttingen, so stürmt die Zeit doch ungleich rascher dahin. Ich habe nur die Morgenstunden, die ich mit einiger Sicherheit mein nennen kann. Um zwölf gehe ich in das Museum, dann in die Universität. Nach Tische ist man infolge der vielen Bewegung in der Regel zu geistiger Anstrengung wenig aufgelegt. Dazu kommen Sitzungen in Museum, Fakultät, Akademie, Vorsitz der Archäologischen Gesellschaft usw. Programm eines wüsten Tages in Berlin: Donnerstag ein Uhr Museum, zwei Periegese im Museum, drei Kolleg, vier Diner beim Grafen Schwerin, sieben Fakultät, neun bis eins Ball beim Könige. — Ich bin in einem Staunen über das, was hier gearbeitet wird, und wenn ich Stunden habe, wo ich an meinem Entschlusse der Übersiedlung irre werde, so richte ich mich immer wieder daran zurecht, daß ich der höhern Ansprüche, die hier an mich gemacht werden, inne werde. Wenn also noch eine Steigerung meiner Leistungsfähigkeit in meinen Jahren möglich ist, so geschieht es hier." Der schwächste Punkt der ungemein ehrenvollen und vielbeneideten Position war, daß Curtius kein Archäolog war in dem Sinne, wie sich diese Spezialwissenschaft allmählich ausgestaltet hatte, und er wußte das selbst am besten. „Wie könnte ich mich mit Brunn vergleichen, wenn es archäologische Studien und ausgebreitete Denkmälerkunde gilt! Ich fühle nur zu deutlich, daß ich auf eine spezifisch archäologische Professur in der deutschen Metropole keinen Anspruch machen kann," hatte er kurz vor der Berufung an Lepsius geschrieben. Er wollte das Studium der alten Kunst durch die Verbindung mit Philologie, Geschichte und Erdkunde lebendig und für das Ganze der Altertumswissenschaft fruchtbar machen und verwertete nun in einer langen Reihe schöner Aufsätze und Gelegenheitsreden die in diesem Maße ihm ganz allein eigne Gabe, anzuregen und auf weite Kreise zu wirken, daneben bewies er in archäologischen Abhandlungen, die den Fachgenossen zeigen sollten, daß er ihnen auch auf dieses Gebiet zu folgen vermochte, die außerordentliche Spannkraft seines Geistes. Diese Einzelarbeit jedoch, deren Hauptwert in der Anwendung einer sich immer mehr ausbildenden spezifischen Methode lag, konnten andre ebensogut oder

besser machen, und mancher dachte wohl auch, er gehöre eher an die beneidete Stelle, von der Curtius nun doch einmal nicht mehr zu verdrängen war. Die literarischen Angriffe nahmen zu, manche waren sachlich gehalten, manche gehässig und persönlich, und die Beteiligung jüngerer Leute verriet eine gewisse Methode in der Ausdehnung der polemischen Bewegung. Als Lehrer wirkte er mit unverminderter Lust und anregend, aber nicht gerade intensiv, zur Ausbildung selbständiger Schüler kam es in dieser vielfältigen Berliner Tätigkeit kaum. Seit dem Anfang der siebziger Jahre beanspruchte das olympische Unternehmen seine Kräfte, von ihm allein war die Anregung ausgegangen, er förderte das Werk mit seinen wissenschaftlichen Gedanken und mit seinem persönlichen Einfluß, bis es vom Staate übernommen und gesichert war; auf den Erfolg, der jedem Gebildeten bekannt ist, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Der berühmte Verfasser der Griechischen Geschichte war zu einem volkstümlichen Manne geworden. Aber in den Kelch der Freuden war auch einige Bitterkeit gemischt. Man hatte auf einen zweiten Phidias gehofft, auf einen panhellenischen Tempel, der mit dem Glanze seines Figurenschmucks den Parthenon vielleicht noch überstrahlen würde, und nun mußte man sich nach den ersten Enttäuschungen damit begnügen, den ästhetischen Minderwert wissenschaftlich verständlich zu machen, was nicht ohne Mißverständnisse und eine manchmal deutlich persönliche Polemik abging. Auch das wurde bis in die Tageszeitungen hinein bemängelt, daß man für das ungeheuer viele Geld nur Gipsabgüsse hatte erwerben können, wogegen bald die elegante, pathetische Pergamenerkunst in strahlenden Originalen ihren Einzug in Berlin hielt und absichtsvoll in Äußerungen der allerverschiedensten Art noch jahrelang gegen den olympischen Mißerfolg ausgespielt wurde. Allen diesen Eindrücken gegenüber verhielt sich Curtius großartig, er arbeitete weiter, als ob ihn nichts bekümmerte. „Wir erleben beide, schreibt er Anfang 1878 seinem Bruder Georg, jeder in seiner Weise, daß gewisse Richtungen und Strömungen sich geltend machen, mit denen wir uns nicht mehr in Einklang fühlen. Darum ist aber das, was wir vertreten, nicht veraltet, und ich lege frisch die Hand an das Werk, um mit stetiger Anstrengung das durchzuführen, wozu ich glaube berufen zu sein. Es gilt jetzt für wahre Wissenschaft, Stoff zu sammeln, einzelne Fakta festzustellen, den Blick auf lauter besondre Probleme zu beschränken, unbekümmert um den Zusammenhang der Dinge, den man mit heimlicher Freude preisgibt. Das ist ein gewisser materialistischer Zug in der Wissenschaft, dessen demoralisierender Einfluß nicht zu verkennen ist. Ich halte es für meine Pflicht, solange die Kraft vorhält, diesem aphoristischen Arbeiten gegenüber die echte Synthesis zu vertreten, die immer vom Einzelnen zum Ganzen strebt. Das ist einmal meine Natur, und ich denke, dies Streben hat auch sein unveräußerliches Recht."

Dieser Gedankenzusammenhang führt uns von selbst auf seine Arbeiten über die Topographie von Athen. Er hatte sie in Göttingen mit zwei Abhandlungen über die Stadtmauern und die Märkte eröffnet und 1868 mit einem Kartenwerk vorläufig abgeschlossen. Jetzt, nach zehn Jahren, erschien ein zweiter Atlas im Zusammenhang mit einem vom Staate übernommnen

großen Werke über das ganze attische Land nach Aufnahmen des Generalstabs, zu denen Curtius die Anregung gegeben hatte und auch den Text schrieb oder schreiben ließ. Bei der Frage nach dem Urteil seiner Fachgenossen über dieses neue Arbeitsgebiet handelt es sich selbstverständlich nicht um den kartographischen Teil, der in seiner letzten, vollkommnen Gestalt von allen Meinungen unabhängig dasteht, sondern um die Curtius ganz eigentümliche, wissenschaftliche Konstruktion der Stadtgeschichte, die sich zum Teil auf topographische Indizien stützt. Als er zuerst, noch nach ganz unzulänglichen Kartenskizzen, sein Stadtbild entwarf, historisch erläuterte und z. B. seinen Göttinger Zuhörern vortrug, war das etwas ganz neues und ein wichtiger Schritt vorwärts, denn damals hatte man überhaupt noch keine Anschauung von dem Boden dieser Stadtgeschichte, während in dem antiken Rom sich jeder nach allgemein zugänglichen Karten und Abbildungen zurecht finden konnte. Als dann die Kritik nicht nur das Verdienstliche des Ganzen anerkannte, sondern auch vieles Einzelne annahm, wandte sie sich aber auch gegen eine Anzahl unbegründbarer Hypothesen, die hier nicht näher umschrieben zu werden brauchen, denn sie sind jedem aus der Polemik bekannt und zum Teil durch die Festigkeit, mit der ihr Urheber sie beibehielt, man möchte beinahe sagen, berühmt geworden. Gerade die wichtigsten, auf die es ihm bei seiner Konstruktion am meisten ankam, wurden durch die nachfolgenden bessern Ortsaufnahmen nicht beweisbarer gemacht. Zu Anfang lag die Sache so, daß in die großen Lücken einer unzulänglichen Überlieferung die nachschaffende Phantasie des Historikers Ersatzstücke einfügen mußte, wenn er nicht darauf verzichten wollte, anschaulich zu schildern. Nun war aber vieles inzwischen durch die wissenschaftliche Diskussion geklärt, manches geradezu, wo das Ortsbild die Antwort schuldig blieb, durch strengere Befragung der literarischen Überlieferung unhaltbar geworden, und doch blieb Curtius Stellung zu diesen Dingen im wesentlichen dieselbe. Als er im späten Alter noch einmal seine ganze Auffassung der „Stadt Athen" in einem letzten Buche darlegte, schrieb er folgendes: „Ich will ja niemand bekehren, aber ich habe eine Verpflichtung, ein Bild von Athen darzustellen so gut ich kann. Länger, tiefer hat sich kein Lebender damit beschäftigt. Man hat ein Recht, dies von mir zu fordern. Und ist es nicht gut, daß es jetzt vorwärts geht, und sollen wir uns nicht dessen freuen, daß mir die Arbeitslust erhalten ist? Einen schönern Gegenstand kann man doch auf der Welt nicht finden. Das Buch wird diesseits und jenseits des Meeres eifrig gelesen werden." So ist es auch sicherlich geschehn, denn es ist ein feines und schönes Buch. Wer es jedoch mit der Erwartung in die Hand nimmt, sein Verfasser werde sich darin mit den Andersdenkenden über die Hauptpunkte der athenischen Topographie auseinandersetzen oder seinen eignen Auffassungen neue Gründe hinzufügen, der kann es ungelesen lassen. Aber tragisch und komisch zugleich mußte es jeden Menschen von Takt und Gefühl berühren, wenn ein wohlwollender Rezensierjüngling dem „Greise" (wörtlich) das Anerkennungszeugnis ausstellen zu dürfen meinte, daß er mit solcher Frische doch noch wissenschaftlichen Dingen zu folgen vermöge.

Umgekehrt gehört es zu den reinsten Freuden, den innerlichen Genug-

tuungen, die uns die Teilnahme an eines im höchsten Sinne tüchtigen Mannes Leben verschaffen kann, wenn wir erfahren, daß ihm die Anerkennung der zum Beifall berufnen nicht gefehlt hat. Curtius brachte in seinen spätern Jahren jeder Anlaß und jeder neue Gedenktag neue Ehren und äußere Auszeichnungen, bis zu den höchsten, die möglich sind. Selten ist einem Gelehrten soviel Glanz und Ehre zu teil geworden. Rührend ist die herzliche Bescheidenheit, mit der der schlichte Mann diese Dinge hinnimmt, wenn er, was nicht häufig geschieht, in den Briefen dieses Buches darauf zu sprechen kommt. Wir geben eine schöne Stelle seines Berichts über das Doktorjubiläum (Weihnachten 1891): „Das Merkwürdigste war der Moment, da Mommsen mit den Sekretären der Akademie vor mich trat. Er fing an die Adresse zu lesen, dann tat er den Text plötzlich beiseite und sagte, er müsse sprechen, statt zu lesen. Und nun brach wie durch einen zerrissenen Damm eine wahre Beredsamkeit, in der er mich feierte als den, der immer und überall wie ein echter Historiker aus den Einzelheiten zum Ganzen strebte. Waren wir beide, einander nahe gegenübergestellt inmitten eines vollen Männerkreises, anfangs etwas beklommen und befangen, so änderte sich alles, als er von einem innern Drange, der ihn selbst zu überwältigen schien, ergriffen, aus vollem Herzen so warm redete. Unsre Augen begegneten sich, ich dankte ihm aus vollem Herzen, und alle Anwesenden waren von diesem Duo offenbar besonders ergriffen, da die gründliche Verschiedenheit unsrer Charaktere sich natürlich oft in allerlei kleinen Reibungen (der milde Ausdruck ist für Curtius bezeichnend) offenbart hatte."

Indem wir alles, was auf Curtius äußeres Leben Bezug hat, übergehn und auch seine inhaltreichen Reiseberichte unsern Lesern zur eignen Lektüre überlassen, können wir es uns nicht versagen, weil darin ein Hauptreiz jedes guten Memoirenwerks für uns liegt, in den gelegentlich eingestreuten Urteilen über bekannte Zeitgenossen einige schnelle Spiegelblicke festzuhalten.

Den Archäologen Eduard Gerhard nennt er 1836 den gefälligsten Gelehrten, den er gesehen habe, er bringt halbe Tage in dessen Bücherzimmer zu und wird von ihm beraten und ermuntert, und 1867: „Ich war mehrfach noch an seinem Sterbelager, er war nie liebenswürdiger." Theremin übertrifft als Kanzelredner alle, die er je gehört hat (1836), „der Redner aller Redner." Über Schelling 1842: „Denkt euch das große Auditorium Tag für Tag gedrängt voll, die ersten Bankreihen von Professoren gefüllt, einer gelehrter als der andre, aber alle sperren den Mund auf und verstehn nichts. Das ist ihm aber gerade recht, er liest einen Bogen nach dem andern ab, und keiner will ihm zuerst sagen, daß er die Geschichte nicht versteht. Wenn er nun so eine Reihe von Stunden eine Masse der verwickeltsten Probleme abgehandelt hat, nimmt er sie alle zusammen, nennt dies Konvolut A und geht mit dieser neuen Einheit in einer Art von Differentialrechnung in die zweite, dritte und höhere Potenzen hinauf, und das wird so Mode in Berlin, daß man schon in den Kinderstuben überall von A in der zweiten Potenz sprechen hört. Bei Gelegenheit der Verlobung von Schellings Tochter mit dem jungen Eichhorn hat Trendelenburg ihm sehr naiv gesagt, jetzt sehe man doch, wozu es gut gewesen, daß er nach Berlin gekommen sei." — Über Lotze, der 1857 in Göttingen

war, an den Bruder Georg: „Seine Virtuosität bewunderst du mit Recht. Ein Mensch, den man studieren muß, so vielseitig wunderlich und tief ist er, dabei ein Virtuos im Vortrag, wie mir kaum ähnliches vorgekommen ist. Aber durch sein ganzes Wesen zieht sich ein leiser Zug der Ironie, der seine Nähe etwas unheimlich macht, und eine gewisse Sophistik, die mich zweifeln läßt, wo der Ernst bei ihm anfängt und aufhört.“ Über Haupt nach dessen Tode 1874: „Er hat mich durch sein barsches Wesen oft verletzt, aber durch seine rauhe Außenseite brach immer der Zug eines edeln, selbstlosen Charakters hindurch. Er konnte auch mir gegenüber warm und herzlich sein. Diese Sonnenblicke waren für mich um so erquickender, da in ihnen die Wärme des Gemüts unwillkürlich zum Ausdruck kam, und es bleibt mir eine teure Erinnerung, daß er, als wir zusammen aus der letzten Akademiesitzung kamen, mir ein Zeichen seiner Befriedigung gab, wie es selten genug war. Seitdem sah ich ihn nicht wieder. Mit Haupt ist nicht bloß ein Mann dahingegangen, wie er nicht wieder zu finden ist, sondern ein ganzes Geschlecht. Die kolossale Literaturkenntnis mit virtuoser Meisterschaft in verschiednen, weit entlegnen Fächern, die geniale Geistesgegenwart, mit der er über sein Wissen verfügte, die schneidige Schärfe seines Urteils und seines Ausdrucks in Wort und Schrift, dabei freilich wieder eine Einseitigkeit und Befangenheit gegen fremde Richtungen und ein unbeugsamer Eigensinn, der ihn oft ungerecht machte.“ Indem er seines Freundes Geibel bei dessen Tode 1883 warm und herzlich gedenkt, überschätzt er ihn doch nicht als Dichter, insofern er populärer als alle lebenden Poeten gewesen und niemals Moderichtungen nachgegangen sei, „aber ich habe höhere Ansprüche an ihn gemacht als andre, ja als er selbst; ich hatte immer das Gefühl, daß er noch höheres hätte leisten können. Denn er hatte bei aller Lebendigkeit und Tiefe des Gemüts doch eine große Bequemlichkeit und ein gewisses Phlegma, bewegte sich gern in geläufigen Geleisen und scheute Ermannung, aber — wer will da richten! Das Übermaß von Muße ist ihm schädlich geworden.“ Im folgenden Jahre spricht er über Lepsius langes „Sterbelager, der wie ein Held mit dem Tode rang und ohne Klage mit ruhiger Fassung hinübergegangen ist. Mit ihm ist einer von denen hingegangen, die mit den größten Zeiten echter Gelehrsamkeit zusammenhingen. Er faßte alles von einem hohen Standpunkt auf, deswegen kam man gehoben von jedem Gespräch.“ Endlich bei Gelegenheit von Böckhs hundertstem Geburtstag 1885: „Seine Leistungsfähigkeit, die Summe seiner Leistungen, die geniale Sicherheit seines Urteils und sein Sinn für das Einfache und Wahre sind doch fast beispiellos.“

Die letzten Jahre brachten Curtius schwere Prüfungen durch ein beinahe ununterbrochnes Kranksein. Bis dahin hatte sein Leben nur erst ein einziger harter Schlag getroffen, schon ganz früh, 1851, der Verlust seiner ersten Frau nach kaum anderthalbjähriger Ehe. Dieses Jahr mit seinem bewegenden Inhalt mag uns auf die letzten ernsten Eindrücke unsers Buches vorbereiten. Im Juli schreibt er dem Bruder Georg, morgen werde alles in seiner Wohnung auf den Empfang eines Kindchens eingerichtet. Es solle in der Zimmerecke, wo die Raffaelstiche hängen, das Licht der Welt erblicken, damit es sich gleich

von den engen Verhältnissen eines deutschen Gelehrten überzeuge, aber auch durch Kunstanschauung sich über die Enge der Räume erhoben fühle. Diese Elternliebe im eignen Herzen — vor der Geburt — gebe „eine Ahnung von einer andern, von der göttlichen Liebe, die auch mit ihren Gedanken nicht gewartet hat, bis der Mensch geschaffen war.“ Vom nächsten Tage ist ein kurzer Brief an den Prinzen datiert, dem die freudige Nachricht zuerst mitgeteilt wird: „ich bitte Sie nun dem Kinde ein Plätzchen in Ihrem Herzen einzuräumen.“ Von dem darauf folgenden, dem 8. Juli, die Antwort des Prinzen: „Aus der Tiefe meines Herzens eile ich Ihnen zu dem frohen Ereignis in Ihrer lieben Familie meine allerbesten Glückwünsche darzubringen usw.“ Fünf Wochen später schreibt Curtius: „Geliebter Prinz. Sie haben meine Freude geteilt, teilen Sie auch meinen Schmerz! Meine geliebte Frau ist in dieser Nacht verschieden, ganz plötzlich und unerwartet. Ich stehe wieder allein im Leben da. Bitte schreiben Sie es Ihren Eltern, ich kann nicht. Sonntag früh drei Uhr.“ Die Antwort des Prinzen trägt dasselbe Datum: „Soeben erhielt ich Ihre traurigen Zeilen, mein teurer Freund, und beeile mich, Ihnen meine tiefste Betrübnis über diesen schweren Schlag auszusprechen. Viel Worte kann ich nicht machen, das wissen Sie, aber das kann ich Ihnen sagen, daß mich diese Nachricht so tief erschüttert hat, als wäre mir jemand der Meinigen entrissen usw.“ Der lange Brief endet mit der Versicherung der treusten Fürsorge „von Ihrem tiefbetrübten treuen Freunde Friedrich Wilhelm.“ Gleich daneben steht ein sehr schöner Trostbrief von Alexander von Humboldt vom 12. August. Darauf folgt ein Brief vom 31. von Curtius: „Mein teurer Prinz. Sie haben mich durch Ihre freundliche Zusage sehr erfreut. Ihrem Wunsche gemäß habe ich die Taufhandlung auf den Nachmittag, und zwar sechs Uhr, angesetzt. Ich danke Ihnen schon jetzt, daß Sie im Andenken an meine selige Frau und in treuer Anhänglichkeit an Ihren Lehrer mein Kind auf Ihren Armen der Kirche Christi darbringen wollen. Gott erhalte Sie gut und rein, mein teurer Prinz.“ Zugleich schreibt er an eine bei Hofe angestellte Dame, er habe sich von den durch Augustens Liebe geheiligten Räumen nicht trennen können und sein Tagewerk, das auch ihr so lieb gewesen, rüstig wieder mit dem Druck des zweiten Bandes seines Peloponnes begonnen. „Von da gehn meine Gedanken immer in mein eheliches Leben zurück, und ich denke und fühle alles Erlebte durch bis zu den letzten Worten, die sie zu mir sprach: Ernst, ich sehe dich nicht mehr.“ Inzwischen war die Taufe des Sohnes (des Herausgebers dieses Buches) vorgenommen worden, wir erfahren darüber nichts, können uns aber alles viel besser nach dem letzten dieser Briefe denken: „10. September. Mein teurer Prinz. Mein Herz treibt mich, Ihnen noch einmal meinen Dank auszusprechen für die Freude, die Sie mir und den Meinigen am Tauftage gemacht haben. Die ganze wehmütige Feier hat mir eine sehr wohltätige, tröstliche Erinnerung zurückgelassen, und daß Sie so gern in einem einfach bürgerlichen Kreise verkehren, daß Sie sich unbefangen unter uns bewegen, ohne jemand zu beengen, das freut mich so sehr. Gott erhalte Ihnen diesen einfachen, natürlichen Sinn!“

Als Curtius am 11. Juli 1896 starb, waren mehr als vier Jahre dahin-

gegangen seit einem ersten Krankheitsanfall, der ihn am Beginn von 1892 traf, bald nach seinem Doktorjubiläum. Die Angriffe mehrten und verstärkten sich, am empfindlichsten war ihm die Abnahme der Sehkraft, zeitweise bis zur Erblindung; dazwischen kamen dann wieder Erholungen und auch noch Freudentage, wie die Geburtstagsfeier von 1893, und gearbeitet wurde noch bis ganz zuletzt, wenigstens zwei Stunden täglich am Texte des großen Olympiawerkes. Die kürzer werdenden Aufzeichnungen der Briefe aus dieser Leidenszeit zeigen uns gleich langsamer werdenden Atemzügen, wie sich dieser ganz auf Tätigkeit angelegte Geist in innerlicher Betrachtung auf die ewige Ruhe vorbereitet. Mein Vater lebte in dem Glauben an den lebendigen Gott, der das Gebet seiner Kinder hört, sagt der Sohn in der Vorrede. Mai 1892: „Der Leib gehört dem Reiche des Todes an, das fühlen wir täglich, wir können nichts tun als uns anschicken, daß wir mit Freuden auf die Befreiung von diesem Leibe des Todes hinblicken." Zu Flemmings Vers: So sei nun Seele deine bemerkt er: „Vielen ganz unverständlich, mir ein teures Lieblingswort. Die Seele ist nur ihr eigen und frei, wenn sie in ihrem Element ist, d. h. in Gott, zu dem sie geschaffen ist; da ist sie zuhause, wie der Fisch im Wasser." April 1896: „Ich nehme allmählich langsam von der sichtbaren Welt Abschied und hoffe zu Gott, daß es mir gelingen wird, diesen Abschied ruhig durchzuführen, mit ernstem Blick in die Zukunft. — Ich verzage nicht, ich habe in meinen alten Tagen viel nachzulernen, und wenn ich auf Männer wie Treitschke blicke, so schlage ich beschämt die Augen nieder; ich kann ja noch immer meine Geisteskräfte verwerten." — „Ich bin so betrübt, daß ich nicht mehr für mich in der Bibel lesen kann; ich sehne mich immer nach den gewaltigen Worten des Paulus über den Glauben Abrahams." Eine seiner letzten Arbeiten war: Paulus in Athen, 1893. Ende Mai: „Wichtige Organe sind so wesentlich geschwächt, daß ich mich gar nicht zu einem kräftigen Wunsche ermannen kann, noch lange hier zu verweilen. Ich habe keine andre Sehnsucht, kein andres Gebet, als in Frieden einzukehren zu dem ewigen Leben durch Gottes Barmherzigkeit. Von Kindheit an bin ich auf das ewige Ziel hingewiesen, ich habe keine Entschuldigung." Dann folgen Betrachtungen, wie sie uns ähnlich auch von andern bedeutenden Männern überliefert sind, Wilhelm von Humboldt und Moltke, die nicht auf dem positiven Glaubensgrunde standen wie Curtius. „Mir kommen noch so viele Gedanken, die mir nicht leicht sind: wie verhält sich die Fülle der Gedankenwelt, in der wir unser Leben zugebracht haben, zu der Stille der Ewigkeit, dem Anschauen Gottes? Es ist doch das geistige Leben mit allen Keimen, die darin enthalten sind, ein so auf Produktivität angelegtes, daß die Menge von Interessen, Gesichtspunkten, Studienkreisen, in denen wir uns bewegen, nicht etwas sein kann, was gegen Gottes Willen und mit den höchsten Interessen des Menschengeistes im Widerspruch ist." Am 6. Juni: „Die Nächte waren mit Hilfe der unentbehrlichen Mittel ruhig. Trotz der Hitze konnte ich täglich mein Pensum Olympia erledigen." Am 28.: „Ihr könnt euch denken, daß ich bei meinem siechen Körper bei dieser Hitze viel zu leiden habe. Ich muß still und ernst auf das Ende schauen und meine irdischen Aufgaben abzuschließen suchen."

Die letzten Verse:

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis im Traum,
Daß es in die Nacht verklang —
Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht,
Und die lauten sing ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.



Ein Sommerurlaub in Pommern



rotz vielfacher Garnisonwechsel, zu denen meine Eltern meist gegen ihren Wunsch durch sehr schön geschriebne, aus der Residenz datierte Ordres veranlaßt worden waren, hatte, solange ich denken konnte, immer wieder über dem Sofa im Zimmer meiner Mutter unter lauter Familienbildern eine schön eingerahmte Lithographie gehangen, die die „Schrift“ als „Münchner Tracht“ bezeichnete, und die eine junge Münchnerin in der Volkstracht mit einem eigentümlich geformten, nach oben spitz zulaufenden Kopfputz und mit einem befransten, reichgemusterten, dreizipflig zusammengelegten Seidentuch über den Schultern darstellte. Der „Privatdiener,“ man würde heutzutage sagen der Bursche, der in allen Fragen über weibliche Schönheit meine Autorität war, hatte geäußert, der möchte er schon einmal in Fleisch und Blut begegnen: sie war also schön, und meine Mutter hatte mir gesagt, das Bild gleiche ihrer Schwester, meiner Tante Nadiègeda so, daß es deswegen eingerahmt worden sei und unter den übrigen ihre Familie darstellenden Porträts Platz gefunden habe.

Tante Nadiègeda war eigentlich nur eine Halbschwester von Mama, deren Mutter sich nach dem Tode meines Großvaters zum zweitenmal verheiratet hatte. Sie hatte sich, nachdem sie, wie ich später erfuhr, kurze Zeit als Stern erster Größe am D.....er Schönheitshimmel geglänzt hatte, an einen pommerschen Gutsbesitzer, Herrn von Fork, verheiratet und lebte mit ihm und ihrer zahlreichen jungen Familie — sie hatte fünf Söhne und drei Töchter — jahraus jahrein auf dem Lande, ohne daß die beiden Schwestern Zeit und Gelegenheit gehabt hätten, anders als brieflich zu verkehren.

Ein oder zwei Jahre, ehe ich aus dem Hause und auf die Schule kam, waren zu Weihnachten bei uns außer unzähligen Spickgänsen und andern pommerschen Delikatessen zwei junge Bürschchen erschienen, die in meines Vaters ausgeräumter und nach Möglichkeit mit ehrbaren, widerstandsfähigen Möbeln versehener Sattelkammer „logiert“ und mir als pommersche Vettern, denen ich die höchsten gastlichen Rücksichten schuldig sei, vorgestellt wurden. Es waren Tante Nadiègedas älteste Söhne, die in Niesky erzogen wurden, und die, um mit der damals noch etwas umständlichen Heimreise nicht zu viel Zeit zu verlieren, vielleicht auch, weil mein Onkel keine Zeit hatte, sie abzuholen, und man sie nicht allein reisen lassen wollte, ihre Weihnachtsferien bei uns in D...... zubringen sollten. Entweder waren beide sehr gutmütige Jungen gewesen, oder die mir erteilten Mahnungen hatten in unerwarteter Weise gefruchtet, denn ich entsinne mich auch nicht der leisesten Meinungsdifferenz, die während der ganzen Zeit zwischen uns zum Vorschein gekommen wäre, ja nicht einmal, daß mich die beiden ab und zu durchgedroschen

hätten, was doch, da sie stärker waren als ich und obendrein die Majorität hatten, ihr Recht gewesen wäre.

Damit soll nun freilich nicht behauptet werden, daß meine Eltern auf den Besuch, als er vorüber war, als auf eine besonders ruhige Zeit zurückgesehen hätten. In der Sattelkammer hatten sie alles kurz und klein geschlagen, sogar den Ofen im Eßzimmer, der sehr monumentaler Art war, hatte der ältere bei einer Jagd nach dem jüngern, der sich da mit katzenhafter Behendigkeit an den glatten Kacheln hinaufgeschwungen hatte, halb eingerissen, und obwohl die beiden Jungen nicht bloß das Herz meiner Eltern, sondern auch das aller frühern Verehrer der schönen Nadiègeda durch ihr harmlos liebenswürdiges Wesen im Sturm erobert hatten, wurden sie doch in der mündlich überlieferten Hauschronik kurzweg als die beiden Tektosagen bezeichnet. Ich für meine Person hatte nie, seitdem ich denken konnte, eine so fidele Weihnachtszeit erlebt, und die Mühe, die der Tischler, der Sattler — er vertrat in solchen Fällen den Tapezier — und der Ofensetzer daran gewandt haben konnten, alles wieder in Ordnung zu bringen, war durch das Vergnügen, das alle, auch die Ordonnanzen und die Dienstboten an und mit den Tektosagen gehabt hatten, mehr als aufgewogen. Ich kann mich noch heute der Öde und der Stille erinnern, die mir in den ersten Tagen nach ihrer Abreise geradezu unheimlich waren.

Die Eltern dieser lieben Freunde und Vettern, Onkel Rudolf und Tante Nadiègeda, waren anfangs der sechziger Jahre so freundlich, mich, nachdem ich ausstudiert und ein paar Jahre bei verschiednen Behörden gearbeitet hatte, aufzufordern, meinen Sommerurlaub bei ihnen zu verbringen, und da mit diesem Besuche ein kurzer Aufenthalt in Heringsdorf zum Zweck einiger Seebäder verbunden werden sollte, so fuhr ich mit der Bahn über Berlin nach Stettin, von wo mich das Dampfboot die Oder hinab und durchs Haff nach Swinemünde brachte. Von einer Eisenbahngelegenheit bis Heringsdorf war damals noch ebensowenig die Rede, wie der Ort überhaupt etwas andres war als eine reizend gelegne Sommerfrische, in der man zum Baden, Bootfahren und zu herrlichen Fußpartien in die nächste Umgebung Gelegenheit fand. Es war alles noch primitiv, und der Aufenthalt gehörte infolge der wenig zahlreichen und wahrhaft guten Gesellschaft, die sich da zusammenfand, zu den ruhigsten und angenehmsten, die ich habe kennen lernen.

Mit einer Beschreibung meiner Person den Leser zu ermüden liegt kein Grund vor. Nur das eine sollte vielleicht im Vorübergehn bemerkt werden, daß ich, was Welterfahrung und Selbstvertrauen anlangt, jederzeit weit hinter meinen Altersgenossen zurück gewesen bin. Noch heutigestags kenne ich Gymnasiasten und Studenten, die es mir in diesen beiden Stücken zuvortun, und um sich von meiner damaligen Gesamtverfassung einen Begriff zu machen, soweit dieser etwa zum bessern Verständnis der ohnehin äußerst einfachen Erlebnisse jener Wochen beitragen könnte, wird man am besten tun, sich einen sehr harmlosen und lebensfrohen Mulus vorzustellen. Den überwältigenden Eindruck eines Referendars dürfte ich so leicht auf niemand gemacht haben.

In Heringsdorf, wo Lindemanns Hotel das einzige war, gab es — und das wäre ein untrügliches Mittel, die mir nicht ganz klare Jahreszahl zu fixieren — in jenem Jahre zwei durch Schönheit und Eleganz ausgezeichnete Frauen: Frau Kommerzienrat B . . . . . und die Fürstin H . . . . Frau B . . . . ., die von meiner Existenz sicherlich nie mehr zu erfahren bekommen hat als der Mond von einem der zahllosen am nächtlichen Himmel flimmernden Duodezsternchen, hatte mir den Kopf verdreht, die Fürstin H . . . . den Fischern, die während der langen Bootfahrten, die ich mit ihnen machte, nicht müde wurden, mir von deren Unerschrockenheit zu Wasser und zu Lande zu erzählen, und die kein größeres Vergnügen kannten, als mir anzuvertrauen, was sie von der Fürstin dachten, und was sie wünschten: beides war für die Fürstin als Frau beinahe noch schmeichelhafter als im strengsten Sinne des Wortes ehrerbietig. Übrigens benutze ich mit Freuden

die Gelegenheit, hier auszusprechen, daß ich nie in meinem Leben gefälligere, gutmütigere, zuverlässigere und umgänglichere Leute gefunden habe, als diese Heringsdorfer Bootleute waren.

Als ich vierzehn Bäder genommen und mich überzeugt hatte, daß ich für die schöne Frau B . . . . . und für die Fürstin, mit der ich obendrein in demselben Hotel, dem einzigen, wohnte, Luft war und Luft blieb, schrieb ich an den Onkel Rudolf, um ihn zu fragen, wann ich, ohne ihm beschwerlich zu sein, bei ihm eintreffen dürfe, und erhielt umgehend — umgehend natürlich in dem Sinne, wie es die damaligen Verkehrsverhältnisse erlaubten, das heißt nach drei oder vier Tagen — die Antwort, daß ich jederzeit willkommen sei, und daß mich der Wagen Donnerstag früh gegen zehn Uhr abholen werde.

Der Donnerstag kam. Eingepackt war. Ich hatte ein letztes Seebad genommen und saß beim ersten Frühstück, als sich nach einem gesunden Klopfen und meinem „Herein!" ein Bursche zeigte, der seinen Hut neben den Türpfosten setzte, genau mit derselben Geste, die mir vom Hausknecht her bekannt war, wenn er früh das warme Wasser brachte, und der mir dann mit der Meldung, der Wagen sei da, einen zweiten Brief meines Oheims überreichte. Der Brief brachte einen abermaligen Willkommengruß und den Wink, der auf den Wagen geschnürte Korb enthalte das Frühstück, das ich sicher brauchen werde, da mein Eintreffen bei ihnen nicht vor zwei Uhr möglich sei. Das für mich bestimmte sei in weißes Papier gewickelt, das für die Leute mitgegebne in braunes. Meinen Koffer, der nicht sehr groß, aber verhältnismäßig schwer war, da er außer einigem Kleiderwechsel lauter Wäsche enthielt, hatte ich seit meiner Abreise noch nicht so als leichtes Hutkästchen behandeln sehen: meines Onkels Abgesandter warf ihn über die Schulter, als wenn er leer wäre.

Unten vor dem Hotel angekommen sah ich den wartenden Wagen: ein richtiger zum Einfahren von Heu und zum Fortschaffen von Getreidesäcken nach der Mühle bestimmter, drei Meter tiefer Leiterwagen, auf dem als Sitz gerade in der Mitte zwischen Vorder- und Hinterrädern ein in Decken gewickelter Riesensack festgemacht war, und dem vier tüchtige Wirtschaftsgäule mit Spitzen- und Stangenreiter vorgespannt waren. Der Stangenreiter war der, der mir den Brief gebracht und den Koffer die Treppe hinunter jongliert hatte: er und der Spitzenreiter, der gleichfalls abgesessen war und mich freundlich grinsend begrüßte, machten sich sofort darüber her, den Koffer festzuschnüren, was im Handumdrehn bewerkstelligt war. Dann schwangen sie sich beide wieder in den Sattel, und die Fuhre konnte abgehn.

Die Abfahrt würde glorios und der eines Triumphators vergleichbar gewesen sein, wenn entweder der Leiterwagen Federn gehabt hätte, was nicht der Fall war, oder wenn mir früher Gelegenheit gegeben worden wäre, Vorstudien darüber anzustellen, wie man den Stößen eines solchen im vollen Trabe über Stock und Stein dahinrasselnden Gefährts anmutig begegnet. So fehlte dem Vorgange das Weihevolle, wie ich leider aus dem hellen Jubel des vor dem Hause versammelten Hotelpersonals nur zu deutlich ersehen konnte. Die beiden Knechte machten sich in ihren dunkelblauen Jacken mit blanken Knöpfen, den Quäkerhüten und den kurzen Peitschen ganz gut auf ihren Pferden, nur ich ließ auf dem schrecklichen Sack, vor mir in beträchtlicher Entfernung der Speisekorb, hinter mir der Koffer, zu wünschen übrig. Wer je in einem Trab gefahrnen Wohnwagen einer Seiltänzerfamilie, einer sogenannten Karawane, die Kaffeekanne auf dem Mitteltisch wie trunken hat hin- und herschwanken sehen, kann sich von dem Anblick, den ich bot, einen Begriff machen.

Hatte ein unglücklicher Zufall die Fürstin ans Fenster geführt, oder war mir diese Verschärfung meiner Folterqualen erspart geblieben? Ich weiß es nicht; ganz habe ich mich von dem Gedanken, daß die schöne Frau Zeugin meiner Schande gewesen sei, nie frei machen können. Und doch möchte ich die „Knaben Lenker" nicht anklagen, denn wenn sie mich im langsamen Schritt weggefahren hätten wie einen Verurteilten, der zum Richtplatz gebracht wird, hätte sich das noch schlechter ausgenommen.

Der Trab war nun freilich nur ein kurzes, für das Lindemannsche Hotelpersonal abgebranntes Feuerwerk gewesen, denn sowie wir außer Sicht waren, verfiel das Gespann in einen behaglichen Schritt, den es auch beibehielt bis zum Augenblick der feierlichen Vorfahrt vor das Haus meines Oheims. Dieser hatte mir allerdings, was körperliche Schönheit, Schläue und Schick des Auftretens anlangte, die beiden Alcibiadesse des Hofs ausgesucht, aber das wurde mir erst später klar, als ich den Vergleich mit den übrigen machen konnte. Fürs erste ging mein Eindruck nicht weiter, als daß ich dem Schicksal dafür dankbar war, daß es mir nicht die Notwendigkeit eines Ring- und Faustkampfes mit den Eigentümern dieser zwei Paar Arme und Beine auferlegte, und daß ich zu der Überzeugung kam, man hätte dem einen wie dem andern ungezähltes Geld anvertrauen können, so ehrbar und verläßlich sahen sie aus, und als so ehrbar und verläßlich bewährten sie sich auch.

Als wir das bewohnte Heringsdorf hinter uns hatten, hielt das Gefährt, und der Stangenreiter, der abgesessen und an meinen Fahrtron herangetreten war, fragte mich mit gelüftetem Hute, ob ich etwas dagegen habe, daß sie die „Kirchenröcke" auszögen. Natürlich hatte ich nicht das mindeste dagegen einzuwenden. Die Kirchenröcke — dieses Kleidungsstück hatte ich mir, beiläufig gesagt, bisher immer etwas langschößiger vorgestellt — wurden ausgezogen, es kamen zwei Paar blendend weiße Hemdärmel und die Umrisse von zwei Paar Achseln zum Vorschein, die Loti ohne Zweifel als carrures terribles bezeichnet haben würde, das Gelumpe wurde im Handumdrehn auf meinen Koffer geschnürt, und die Fahrt ging weiter, diesesmal jedoch ohne daß sich der Stangenreiter, der im Gegenteil neben mir herging, wieder in den Sattel geschwungen hätte.

Es war mir nicht schwer, seinem Betragen und seinen Äußerungen zu entnehmen, daß der Oheim mich ihm als dem weltmännisch gewiegtern der beiden auf die Seele gebunden hatte, und daß er bestrebt war, die Länge der Fahrt durch seine Unterhaltung zu kürzen. Es soll Referendare geben, die um ihre hohe Person eine dreifache chinesische Mauer ziehn zu müssen glauben: zum Glück war Friedrich Wilhelm — so hieß der Stangenreiter, während des Spitzenreiters Name Wilhelm Friedrich war — nicht an einen solchen gekommen, ich war im Gegenteil sehr froh zu hören, was er zu sagen hatte, und ihn über alles, was er mir ohne Vertrauensmißbrauch über den Hof und die Wirtschaft mitteilen durfte, befragen zu können.

Auf der Karte hatten sich mir die Forkschen Staaten als eine zwischen dem Wieck und dem Achterwasser in der Richtung von Norden nach Süden gestreckte, sieben Kilometer lange und in der höchsten Breite zwei und einen halben Kilometer messende Halbinsel nebst einer dazu gehörigen, vom Achterwasser umflossenen kleinern Insel dargestellt. Von der Landseite oder richtiger gesagt von dem übrigen Teile der Insel Usedom aus war der einzige Zugang zu dem Halbinselchen einen Kilometer südlich von dem heutzutage als Seebad bekannten Zinnowitz, das damals noch ein sehr primitives Fischerdorf war. Wenn der Lange Berg und der Streckelsberg den sich zwischen Heringsdorf und Zinnowitz in der Richtung von Südwest nach Nordost hinziehenden Strand nicht unterbrochen hätten, wäre es zweifellos am angenehmsten gewesen, auf der bei Landwind von der See verlassenen und von ihr wie eine Tenne festgerammten und vorzüglich „gesprengten" Strandfläche hinzufahren, da dies aber, wie gesagt, wegen der an manchen Stellen bis hart an die See herantretenden Bodenerhebungen nicht möglich war, so fuhr man — heutzutage gibt es eine Swinemünde mit der Wolgaster Fähre verbindende Chaussee — ohne den etwas rechts bleibenden Schloonsee zu berühren am Gotensee, am Krebssee und am Schmollensee vorbei durch den herrlichen Pudaglaer Buchen- und Eichenforst auf Coserow zu, wo wenig Kilometer südlich von der ins Meer versunknen Wendenstadt Vineta die Insel zwischen der Pommerschen Bucht und dem Achterwasser so schmal wird, daß sich ihre weitere nordwestliche Fortsetzung ausnimmt wie eine fast ganz von ihr losgetrennte Halbinsel in der Form eines zum Sprunge

nach Rügen, über den Greifswalder Bodden weg ansetzenden Heuhupfers. Da die Entfernung der Wolgaster Fähre von Zinnowitz kaum mehr als sieben bis acht Kilometer beträgt, so war freilich nach dieser Seite hin das pommersche Festland weit leichter zu erreichen, als wenn man sich — wie ich es in umgekehrter Richtung getan hatte — von Forksdorf über Swinemünde nach Stettin hätte begeben wollen, aber ein etwas abgelegnes Stückchen Land war das Forksche Halbinselchen doch, und die sandigen Wege, auf denen der obendrein nicht schwer beladne Wagen oft bis über die Hälfte der untern Radspeichen einsank, ließen mir die Entfernung doppelt groß erscheinen, da nirgends von einem raschern Fortkommen im Trabe die Rede sein konnte.

Schön und genußreich war ja die Fahrt durch den herrlichen Forst, an den klaren Seen vorüber, aber auf die Dauer trotz der Unterhaltung mit Friedrich Wilhelm, der sich mir auf meine Aufforderung mittelst eines gewandten Satzes und einer Dreiviertelwendung wie eine Dame im Reitsattel gegenübergesetzt hatte, merkwürdig einschläfernd. Die Julisonne von einem wolkenlosen Himmel auf uns herniederbretzelnd, die Windstille auch nicht von dem geringsten Luftzug unterbrochen, die Fauna, deren Bewegungen und Spiele unsre Aufmerksamkeit hätten wachrufen können, im tiefsten Mittagsschlafe, Wilhelm Friedrich vor uns in seinem Sattel desgleichen, und dazu ein Geräusch, dessen Eigentümlichkeit ich schwer vergessen werde, und dem ich den lethargischen Zustand, in den man verfiel, in erster Reihe zuschreibe, das Herabrieseln des Sandes von den sich reihum langsam aus ihm herausarbeitenden Radspeichen: das alles zusammen war unwiderstehlich. Friedrich Wilhelm riet mir, mich der Länge nach hinzulegen, nicht auf den Rücken, wie ich es tat, sondern wie er sich ausdrückte, „auf den Bauch," damit mich die Sonne nicht störe. Er wollte sich wieder in den Sattel setzen, der ihm, nach Wilhelm Friedrichs festem und gesundem Schlummer zu urteilen, als sanfteste Wiege gewohnt sein mochte, und wenn wir an der Stelle angekommen sein würden, wo der vorsorgende Oheim, den er als den „gnädigen Herrn" bezeichnete, sich das Frühstück gedacht hatte, „unter den sieben Buchen," wolle er mich, wenn ich beim Stillhalten des Wagens nicht ohnehin aufwache, wecken, sobald alles bereit sei.

Es gehört nicht hierher und kann den Leser auch eigentlich kaum interessieren, aber einen zweiten solchen alle Lebenskräfte erneuernden, olympischen, göttlichen Schlaf getan zu haben erinnere ich mich nicht. Wie lange konnte der Wagen wohl schon gehalten haben, als es Friedrich Wilhelm und Wilhelm Friedrich endlich gelang, mich davon zu überzeugen, daß es nicht später Abend war, und daß ich nicht auf der Lindemannschen Matratze, sondern auf dem allerdings kaum härtern Wagenbrette lag? Jedenfalls waren nicht bloß die Pferde schon versorgt, sondern auch die weißen und die braunen Pakete sämtlich ausgepackt. Es konnte „losgehn" — und es ging los! Die Schmausereien Gargantuas sinken gegen das, was an jenem Morgen unter den sieben Buchen geleistet wurde, in den Staub. Der radikale Grundsatz, daß alles draufgehn müsse, und daß außer dem Papier, das man zurückließ, und dem Geschirr, das man mitnahm, nichts übrig bleiben dürfe, wurde zwar nicht ausgesprochen, aber es wurde danach gehandelt.

Wenn Tante Nadièsgeda und Onkel Rudolf dem Neffen gewähltere Genüsse bestimmt hatten als den beiden Ackerknechten, so war das ein vergebliches Beginnen gewesen. Nach Abstreifung der Hüllen, der weißen sowohl wie der braunen, waren, wie es am jüngsten Tage der Fall sein wird, vornehm und gering, Wurscht und Wild, Schnaps und Rotwein einander gleich. Die beiden Alcibiadesse, die den Proviant ausgewickelt hatten und deshalb braun und weiß wohl unterscheiden konnten, sperrten sich zwar ein wenig, wenn ich ihnen Weißgewesenes anbot, und suchten mir abzureden, wenn sich mein Geschmack zu Braungewesenem verirrte, aber sie ließen doch schließlich mit sich reden, und des Oheims Bordeaux, der das Gewissen eines Heiligen in den Schlaf gelullt haben würde, mundete ihnen vortrefflich. Als wir aufbrachen, hätte ein leidlicher Führer jede Schlacht mit uns gewinnen können,

und Friedrich Wilhelm, der wieder seinen Damenreitsattelsitz mir gegenüber eingenommen hatte, schloß mir sein Herz auf, worin, wie dies bisweilen auf dem Lande, ja sogar auch in der Stadt vorkommen soll, auf allen Altären ein und dasselbe weibliche Wesen ausschließlich verehrt wurde. Sie hieß Pauline, und Friedrich Wilhelm hatte den Wunsch, sie je eher je lieber heimzuführen, aber er getraute sich nicht, den „gnädigen Herrn" darum anzusprechen, weil sich der — so drückte er sich aus — „zu sehr wundern" werde. Ob dem Oheim nach dem damaligen dortigen Recht wirklich ein Veto zustand, oder ob es nur darauf hinauslief, daß er einem Knechte, der sich gegen seinen, des Gutsherrn Wunsch verheiratete, am Ende des Jahres den Stuhl vor die Tür hätte setzen können, weiß ich nicht, genug, daß Friedrich Wilhelm von der Unentbehrlichkeit des gutsherrlichen Konsenses überzeugt war und sich bisher nicht hatte entschließen können, eine Bitte vorzubringen, von der er — mit Recht oder Unrecht — glaubte, Herr von York werde sich darüber „sehr wundern." Ich hatte in den letzten Jahren sowohl in streitigen Zivilsachen als im Gesindepolizeisache gearbeitet, und ich konnte nicht recht einsehen, woher die Verwunderung des Gutsherrn über einen Fall herkommen sollte, der doch auch in Yorksdorf nicht zu den Seltenheiten gehören konnte, aber da ich das Terrain nicht kannte und nicht wußte, inwieweit Tante Radiegedas Gatte in solchen Dingen seine eignen Ansichten haben mochte, so nahm ich mir vor, mich vor allem vorsichtig zu orientieren, und wenn ich fände, daß die Asche zu heiß sei, es dem guten Friedrich Wilhelm zu überlassen, die Kastanien lieber selbst vom Herde zu holen.

Er hatte mir übrigens, sobald wir in bewohntere Gegenden gekommen waren, seine Gesellschaft entzogen und war, nachdem sie beide die Kirchenröcke losgeschnürt und angezogen hatten, wieder zu Pferd gestiegen; wir hatten Zinnowitz passiert und hatten uns schon ein gutes Stück im Sande der Yorkschen Halbinsel vorwärts gearbeitet, als er sich mit unglaublicher Behendigkeit aus dem Sattel schwang, um mir flüsternd und grinsend die Mitteilung zu machen, dort vorn rechts, wo das Haferfeld anfange, stehe auf dem Raine — Pauline. Können Sie sie sehen? An jedem Arm hat sie einen Handkorb: sie hat den Schnittern das Halbabendbrot gebracht. Er war im Nu fort und längst schon wieder auf seinem Gaule, als wir — die Fuhre ging noch immer Schritt — an die Haferfeldecke kamen und ich — Pauline sah. Ich hätte sie eher für seine Großmutter als für seine Braut, am liebsten aber für seine Mutter gehalten. Nun war mir alles klar, und als er nochmals kam, um mich zu fragen, ob ich sie gesehen hätte, machte ich ihm den Vorschlag, ich wolle mit dem „gnädigen Herrn" sprechen, was er mit größter Freude und geradezu feurigem Danke annahm. Der Oheim war, wie dem Leser schon jetzt gesagt werden kann, der beste, einsichtigste, wohlwollendste Mensch unter der Sonne, der für jeden gemütlichen Scherz wie für jedes feinere Gefühl volles Verständnis hatte. Er dekretierte, daß ich nicht eher wieder fort dürfe als nach Friedrich Wilhelms Hochzeit, die er selbst ausrichten wolle, und bei der ich der eine der beiden Brautführer sein müsse. So geschah es auch wirklich, und als ich nach der Kirche mit dem Pfarrer über die Sache sprach und Friedrich Wilhelms spaßhafte Verlegenheit nochmals erwähnte, sagte der erfahrne Mann mit einer feinen Wendung: die Initiative war offenbar von ihr ausgegangen; daß das jedem klar sein mußte, war das, was ihn bei der Sache so verlegen machte.

War es mir schon unmöglich gewesen, bei der Abfahrt aus Lindemanns Hotel eine würdevolle Haltung zu bewahren, so war das bei der Ankunft in Yorksdorf noch ungleich schwieriger, weil hier das Manövergelände weit kupierter war als in Heringsdorf. Sapienti sat. Das Haus, einstöckig mit einem Giebelausbau im Dach, wo ich nach vornheraus hauste, war innen so behaglich, so solid und praktisch eingerichtet wie möglich, aber zwischen der Dorfstraße, an der es lag, und der Avenue du Bois de Boulogne war, was die Härte, Ebenheit und Glätte des Straßenkörpers anlangte, ein kaum wegzuleugnender Unterschied. Das Haus war, wie wenige, voll freundschaftlichen Wohlwollens und verwandtschaftlicher Liebe, ja es war daran

so reich, und es war für die, die in dieser weichen und duftigen Treibhausatmosphäre aufwuchsen, so verwöhnend, daß es mich nicht gewundert hätte zu hören, die jungen Leute hätten, wenn sie herauskamen, die Welt draußen in der ersten Zeit ein wenig hartkantig und rücksichtslos gefunden. Für den in der Familie herrschenden Ton, der von dem Onkel ausging und von seiner Gattin mit den anmutigsten Fiorituren geschmückt wurde, spricht am deutlichsten der Umstand, daß in Forksdorf sogar der Hauslehrer und die Gouvernante froh und glücklich waren. In unbestrittener Alleinherrschaft wurde das Haus regiert von dem jüngsten ein bis anderthalb Jahr alten Töchterchen, das wie die Mutter Nadiegeda hieß. Die Zügel führte hierbei deren alte Wartefrau, die auch für die Pflege und Wartung der übrigen Kinder der Mutter zur Hand gegangen war und nun durch die ehrenvolle Stellung eines völlig unverantwortlichen und dabei das höchste Ansehen genießenden Premierministers für die geleisteten Dienste belohnt wurde. Am Tage nach meiner Ankunft wurde mir jubelnd und mit einer Wichtigkeit, die ich damals noch nicht recht verstand, mitgeteilt, die alte Frau habe sich günstig über mich ausgesprochen. Da man nicht vorauswissen konnte, was ihr Urteil sein würde, so hatte man auch in meinem Falle dem Orakelspruch mit bangen Zweifeln entgegengesehen, und da ich nun ihr Placet hatte, war alles gut: man konnte sich ungetrübter Freude über meine Ankunft hingeben. Nur zwei wichtigen Personen gegenüber ist es mir — das will ich hier bemerken, damit man sieht, daß auch in Pommern dafür Sorge getragen ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen — nicht gelungen, das Eis ihrer Bedenken gegen meine Person zu brechen: dem Förster und dem Schäfer. Beim Schäfer hing die Sache, glaube ich, mit astrologischen Warnungen zusammen, die ihm der gestirnte Himmel in der Nacht nach meiner Ankunft erteilt hatte; der Förster konnte mir das Fiasko einer Jagd auf Wildenten, an dem ich allerdings Schuld trug, nicht verzeihen: unter wie schwierigen Umständen ich diese geflügelten Kobolde erlegen sollte und nicht erlegte, wird der Leser erfahren. Damit gleich von vornherein alles Schmerzliche gebührende Erwähnung finde, und dann nur des Lebens Süßigkeit für den Rest meines Berichts verbleibe, muß ich reuig bekennen, daß ich das Wohlwollen der mir anfangs gewognen Pfarrersgattin dadurch verscherzte, daß ich bei einem Nachmittagskaffee, zu dem sie mich nebst andern einzuladen die Güte hatte, einschlief. Meine Tante, die einen ausgesprochnen Sinn für harmlose Komik hatte, war am Abend dieses verhängnisvollen Nachmittags, als wir zurück waren und dem Onkel berichteten, in der größten Erstickungsgefahr, so oft sie sich die Situation, über die natürlich in schonender Weise weggeglitten worden war, vergegenwärtigte. Zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß mich die pommersche Luft ermüdete, und dann war es mir, wenn ich den Gesprächen, die geführt wurden, lauschte, immer, als hörte ich den Sand von den Radspeichen wie im Pudaglaer Forst eintönig singend herabrinnen: alle, alle, Ruhe, Ruhe, aus, aus. Die gute Dame hat mir und dem Schlafgotte nie verziehen: als ich ihr vor meinem Weggange von Forksdorf meine letzte Aufwartung machte, war ihre Haltung würdevoll aber — kühl.

Die beiden Tektosagen waren leider nicht da: entweder dienten sie ihrem König schon mit dem Degen, oder sie bereiteten sich dazu vor. Auch der dritte verließ uns nach einigen Wochen, um in eine Geistesschmiede, ich glaube nach Anklam, zurückzugehn. Der Schmerz, den ich mit ihm empfand, als er sich mit männlichem Mute von den Eltern und den Geschwistern losreißen mußte, überstieg bei weitem, was ich je am Ferienschluß auf eigne Rechnung an Betrübnis empfunden hatte. Ich hatte ihn soweit begleitet, wie ihn der Wagen bringen sollte, ich glaube, bis Wolgast, und als ich allein zurückkehrte, waren die Schwestern in Tränen, und ich hatte den Eindruck, einem Exilierten das Komitat bis halb nach Sibirien gegeben zu haben. Seine Schritte und die der beiden andern abwesenden Brüder wurden nun oft von den jungen Damen gehört, und ich würde niemand geraten haben, die Wirklichkeit dieser Wahrnehmungen in Zweifel zu ziehn.

Der eigentliche Sitz der Forksdorfer Gespenster war jedoch das der Wohnung meines Onkels gegenüberliegende Haus, das bis vor einiger Zeit sein Bruder und dessen Familie, die „Drübenschen,“ innegehabt hatten. Seitdem diese nach Berlin verzogen waren, konnten die Gespenster in dem leer stehenden, unmöblierten Gebäude nach Belieben schalten und walten. Der Respekt vor ihnen gehört wie die Tag und Nacht auf dem Gut und in dessen Umgebung herrschende Totenstille und die völlige Einsamkeit, in der man lebte, zu dem Bilde, wie es bald anmutig, bald geradezu feierlich in meiner Erinnerung steht. Von den Dorfleuten, die in niedrigen und wie halb vom Sand verschlungnen „Katen“ hausten, aber sich, einige alte Krüppel ausgenommen, blühender Gesundheit zu erfreuen schienen, bekam man in der Woche fast ebensowenig zu sehen, wie von dem Hofgesinde, das lange, ehe man aufstand, draußen auf den Feldern war, und sobald es Feierabend gab, wahrscheinlich Schlafens halber vom Hofe verschwand. Der mit Astrologie und Strümpfestricken beschäftigte Schäfer, dem ich auf meinen einsamen Wanderungen bisweilen begegnete, und mit dem dann trotz der vorhandnen mystischen Kluft ein „Satz“ gemacht wurde, konnte mit seinem Hund und seiner Herde die großen, zum Teil brach liegenden Strecken nur sehr unvollständig beleben, die für den Ackerbau günstigen Striche dagegen lagen nach andern Seiten zu als die, deren landschaftliche Schönheiten man aufsuchte, und unter denen sich die Anlagen des parkartig im Stand gehaltnen Buchbergs durch schattige Wege, schöne Bäume und herrliche Aussichtspunkte auszeichneten. Nur Sonntags bekam man in der Kirche und auf dem Wege hin und zurück — sie war eine halbe Stunde Wegs vom Forksdorfer Wohnhause entfernt — die ganze Gemeinde zu sehen; wenn das Wetter gut war, ging man zu Fuß, wenn es schlecht war, fuhr ein Teil in der „Glaskutsche,“ und die andern blieben entweder zuhause oder sahen zu, wie sie sich mit Ehren und ohne gar zu tief einzusinken aus der Affaire zogen. Die nach der Kirche führende Straße verdankte zwar der Kunst ihre Entstehung und war chausseeartig, aber was man da, wo man Steinbrüche in Hülle und Fülle zur Hand hat, unter chaussiert versteht, ist doch etwas andres. In der ersten Zeit war der dritte Sohn meines Oheims mein treuer und überaus liebenswürdiger Begleiter gewesen; als er nach Anklam zurückgekehrt war, und mein Onkel gewahr wurde, daß ich mich allein gar nicht langweilte, sondern von meinen Streifzügen immer begeistert und die Tasche voll herrlicher Erlebnisse zurückkam, tat er das klügste, was er tun konnte, er überließ mich meinem Schicksal, und wenn ich zum Mittagessen und zum Abendbrot pünktlich wieder da war, erregte meine meist mehrstündige Abwesenheit weder bei ihm noch bei den übrigen Mitgliedern der Familie irgendwelches Befremden. Meine Tante, der ich, wenn ich mit ihr zusammensaß, nicht genug von D . . . . . . und seinen Bewohnern erzählen konnte, und die mich dann für meine Bereitwilligkeit hierzu dadurch belohnte, daß sie mir nicht mehr recht moderne, etwas sentimentale, aber aus ihrem Munde reizend klingende Lieder vorsang, hatte tagsüber, wie sich das in einer so großen Wirtschaft trotz der ihr gehaltnen Hilfskräfte wohl denken läßt, wenig Zeit zum Plaudern und Spazierengehn übrig; die beiden jungen Damen wurden von der Gouvernante, meine beiden kleinen Vettern von dem Hauslehrer in Anspruch genommen, und der gütige, mir sehr gewogne Oheim war entweder draußen auf den Feldern oder in seinem Schreibzimmer, zu dem nur, wer in Geschäften kam, Zugang hatte, und wo ich ihm erst in der allerletzten Zeit, als ich ganz zum Hause zu gehören glaubte, ab und zu abends bei einer Flasche Bordeaux Gesellschaft leisten durfte. Der dritte im Bunde war dann immer Fritz Reuter, leider nicht in Fleisch und Blut, sondern, wie er so manchem ein lieber Gesellschafter gewesen ist, in Buchform. Ihm, meinem Oheim und Friedrich Wilhelm, dem glücklichen Bräutigam, verdankte ich neben einiger Kenntnis des Plattdeutschen das Verständnis für Land und Leute, das mir den Aufenthalt in Forksdorf so angenehm gemacht und mich den Leuten dort — immer mit Ausnahme des Försters und des Schäfers und unter Berücksichtigung des bedauerlichen Zwischenfalls im Pfarrhaus — so nahe gebracht hat.

Wenn ich eine weitere Partie in Aussicht genommen hatte, bei der man sich, wie zum Beispiel nach der Insel hinüber, des Kahns bedienen mußte, oder von der ich nicht zur rechten Zeit zu Mittag zurück sein konnte, wurde mir jedesmal Friedrich Wilhelm mitgegeben, mit dem ich mich ganz eingelebt hatte, und der in mir nicht bloß einen der Mitbegründer seines künftigen häuslichen Glückes sah, sondern auch an meinen Versuchen, platt zu sprechen, erstaunliches Gefallen fand: ich habe übrigens nie recht dahinter kommen können, ob sein Jubel mehr meinem guten Willen oder meinem Ungeschick galt. Er bekam in einer großen Jagdtasche, die er sich über die Schulter hängte, nach wie vor weiße und braune Pakete mit, und wenn wir es nicht so machten, wie es in der Absicht meiner Tante oder der Wirtschafterin gelegen hatte, machte ihm offenbar der Umstand, daß man etwas Verbotnes tat, ein besondres Vergnügen, und er versäumte nie, auf die Zuwiderhandlung hinzuweisen, indem er mit schmunzelndem Gesicht sagte, das dürfte die gnädige Frau nicht sehen, „jo nich."

Von Zeit zu Zeit gab es auch einem Geburtstag oder mir zu Ehren für die jungen Damen und meine kleinen Vettern Wochentage, an denen aller Unterricht ausfiel: die wurden dann zu gemeinsamen großen Spaziergängen oder zu einer Fahrt nach Zinnowitz verwandt; mitunter ging man auch auf eins der Vorwerke und ließ sich da in einer großen gewölbten, überaus reinlich gehaltnen Küche Plinsen backen, die man mit in „weißem" Papier mitgebrachtem Eingemachten verzehrte. Ich kann mir das Zeugnis geben, daß bei allen diesen Gelegenheiten meine Versuche, platt zu sprechen, außerordentlich viel zur Erheiterung nicht bloß meiner Verwandten, sondern auch der in der Küche, auf dem Boote und in den Ställen anwesenden dienstbaren Geister beigetragen haben, und ich erlaubte mir, als ich nach D . . . . . . zurückgekehrt war, den dortigen ersten Komiker durch die Meldung zu überraschen, daß ich ihn noch viel mehr beneidete als früher, seitdem ich an mir selbst erfahren hätte, wie süß die Popularität des beliebten Spaßmachers schmecke. Ob man die Komik absichtlich oder unabsichtlich liefert, tut, wenn man nur den Beifall für bare Münze nimmt, nichts zur Sache. Die alte Wartefrau machte mich darauf aufmerksam, daß sogar die kleine Alleinherrscherin Nadiegeda die Zweite dem Beispiel der Großen folgte und in ausgelassenes Lachen auszubrechen pflegte, sobald ich zu „reutern" anfing, und mein jüngster Vetter, der sich zur Verzweiflung meiner Tante und des Hauslehrers das Jammern und Wehklagen so angewöhnt hatte, daß man seinen Namen selten ohne den Zusatz: Maue nicht — Wernerchen, maue nicht! — hörte, vergaß sofort jeden Kummer, wenn er mein Plattdeutsch hörte, und mußte, weil er es dann nach der andern Seite ebenfalls übertrieb und sich wie ein vor Freude toll gewordner Brüllaffe benahm, abermals ermahnt und auf den rechten Mittelweg zurückgeführt werden.

Einen Reitstall hatte mein Onkel entweder nie gehabt, oder er hatte ihn aufgegeben; ich glaube nicht, daß er mir während meines Aufenthalts in seinem Hause je ein Pferd zum Ausreiten angeboten hat, und kann mich nicht erinnern, ihn zu Pferd gesehen zu haben. Für den Inspektor war ein Pferd da, und wenn es etwas Eiliges in Wolgast zu besorgen gab, mußte der erste beste Ackergaul herhalten, auf dem man den als Boten abgesandten Jungen oder Knecht halb im Galopp halb im Dreischlag querfeldein verschwinden sah. Bei dem genußreichen, planlosen Herumlungern, wie ich es betrieb, und wobei man gemächlich ein Bad nahm, wenn man an eine dazu günstige Stelle des Ufers kam, fehlte einem das Reitpferd eigentlich nicht. Weiter, als einen der Wunsch des Spazierengehens führte, ging man doch ohnehin nicht, und ohne Pferd war man noch freier, als wenn man immer an ein solches, einem obendrein nicht gehöriges Quadruped hätte denken und dafür hätte sorgen müssen, daß es sich nicht losreiße und nicht in ein beim Anbinden unbemerkt gebliebnes Loch trete. Wenn man müde war, legte man sich ins Gras, sah den leichten, weißen Wolken ein Weilchen zu, wie sie mit größerer oder geringerer Eile im blauen Äther dahinschwebten, dachte ein wenig nach und schlief ein, bis einen der Magen, der seine Zeit wohl kannte, pünktlich weckte.

Damit ist dem Leser so ziemlich der eng umgrenzte, aber behagliche Rahmen gegeben, in dem sich mein damals in Pommern verbrachter Sommerurlaub abspielte. Glanzpunkte in diesem Aufenthalt, aus dem gefälligen, aber flachern Muster herausragende Nagelköpfchen, sogenannte clous, waren die Entenjagd im Achterwasser und das Festspiel im Drübenschen Hause: beide möchte ich dem Leser in einer der nächsten Grenzbotennummern wahrheitsgetreu beschreiben.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

13

Ich erreichte das Ende der Steinstraße und eilte nun am Ufer hin. Vor mir sah ich Rauch aufsteigen. Das Feuer selbst konnte ich nicht sehen, denn eine Menge hoher Gebäude verdeckte die Brandstätte. Mir war nur der obere Teil der Rauchsäule sichtbar, aber der Eindruck, den der Anblick machte, wurde dadurch nur um so beängstigender. Ich hatte noch ein gutes Ende bis zum Feuerwehrdepot und zu der Brücke zu gehn, und die Gebäude, die vor der Feuerstelle standen, waren noch weiter entfernt. Trotzdem schien der Rauch, der sich oben ausbreitete und in schwarzen, von gelbgrauen Zungen und Streifen durchbrochnen Schwaden vor dem schwachen Winde mir entgegenzog, so nah aufzusteigen, als ob die Feuersbrunst dicht vor mir läge.

In dem Maße, wie ich mich der Brücke näherte, schallte mir immer stärkerer Lärm entgegen. Unzählige Menschenstimmen verschmolzen mit dem durch die Schneedecke gedämpften Gerassel der Tonnenwagen, die vom Flusse her und zu ihm hinfuhren, zu einem dumpfen Gebrause. Die überlauten Zurufe der bei dem Löschen Beteiligten und das scharfe Knattern des mit Gewalt aus den Spritzenrohren schießenden Wassers gaben dem Getöse den eigentümlichen Charakter, der den Lärm der Feuersbrunst von jedem andern unterscheidet.

Als ich bei der Brücke ankam, blieb ich verwirrt stehn. Die Straße und die Brücke waren gefüllt von einer teils zu Fuß teils zu Schlitten dahin hastenden Menschenmasse. Woher kamen alle die Leute? Wohin wollten sie? Aus dem jenseitigen Stadtteile natürlich. Und wohin? Nun, zum Feuer. Wieviel Zeit wird noch vergehn, und um wieviel höher wird der Mehrzahl des Volkes der Brotkorb noch gehängt werden müssen, bis endlich die Gewohnheit schwinden wird, Arbeit und Pflicht beiseite zu setzen und wie toll und blind dahin zu rennen, wo so großes Unheil vor sich geht, wo die dazu Berufnen mit Überanstrengung aller Kräfte, ja mit Lebensgefahr arbeiten, und wo jeder unnütze Mensch nicht allein überflüssig, sondern hinderlich und störend ist, wäre es auch nur durch den Ärger, den er dem Geschädigten wie dem Rettenden durch sein faules Dastehn oder sein unberufnes, oft rohes und rücksichtsloses Geschwätz verursacht!

Die Trottoire der Straße und der Brücke waren bedeckt von Fußgängern aus allen Ständen. Dicht gedrängt bewegte sich die Menge vorwärts, schien zu eilen und kam doch nur langsam vom Platze. Schuljungen, Handwerksburschen, Arbeiter, auch Gruppen von jungen Frauenzimmern, denen es auf dem Trottoir nicht schnell genug ging, liefen auf der Straße selbst, wo sie in beständiger Gefahr waren, von vorüberjagenden Fuhrwerken beschädigt oder niedergeworfen zu werden.

Auch in den Droschkenschlitten saßen Neugierige, größtenteils jüngere Herren, die entweder die Kutscher antrieben, rascher zu fahren, oder sich um die Schnelligkeit nicht kümmerten und wohlgefällig die Fußgänger zu beiden Seiten musterten, mit bekannten Herren Grüße wechselten oder vor bekannten Damen die Mützen zogen. Dabei unterhielt sich, schwatzte und lachte dieser Menschenstrom in der besten Laune von der Welt und gebärdete sich ganz so, als ob das Ziel nicht eine Jammerstätte, sondern ein lustiges Volksfest wäre. Ich muß gestehn, ich bewunderte die Ungeniertheit, mit der sich die Leute benahmen. Niemand nahm Rücksicht auf die Umgebung und kümmerte sich im geringsten darum, ob er jemand stieß oder trat. Der Preis der Rücksichtslosigkeit gebührte hierbei zweifellos dem weiblichen Geschlecht, dem sogenannten zarten, das dem Polizeibeamten meist die Überzeugung beizubringen pflegt, daß die Begriffe von Zartheit sehr dehnbar sind. Es fielen vereinzelte Schneeflocken, weshalb die meisten der dahindrängenden Damen aufgespannte Regenschirme in den Händen trugen. Sie achteten nicht darauf, ob sie den Schirm gegen den Wind hielten oder abgewandt, ob sie ihre Mützchen, Kragen und Boas gegen die übrigens ziemlich unschädlichen Schneeflöckchen schützten oder nicht — sie hatten die Schirme aufgespannt, und das war ihnen genug. Sie nahmen sich nicht die Mühe, den Schirm so hoch zu heben, daß die Stabspitzen den neben ihnen gehenden nicht die Mützen von den Köpfen rissen oder die Augen in Gefahr brachten. Wozu! Sie waren das zarte Geschlecht und verlangten, daß man ihnen rücksichtsvoll Raum gebe. Im Gedränge ist solches Raumgeben aber nicht immer möglich, und wo es vorkam, daß eine Dame mit ihrem Schirm jemand so ernstlich traf, daß sie selbst einen unangenehmen Ruck in der Hand spürte, blickte sie böse seitwärts und beklagte sich bei dem sie begleitenden Herrn über die Unart und Roheit des Geschädigten. War der begleitende Herr noch sehr jung oder über das Maß hingerissen von der Liebenswürdigkeit der Klagenden, so warf er wohl auch einen entrüsteten Blick auf den, der es gewagt hatte, den Zorn der Schönen dadurch hervorzurufen, daß er sich zu hart stoßen ließ, und spendete ihr dann Trost durch die Bemerkung, daß das Volk leider immer rücksichtsloser werde.

Ich hatte Jemeljan Afanasjewitsch zum Feuer folgen wollen. Es brannte ja in unserm Stadtteile, und ich konnte mich möglicherweise dort nützlich machen. Das beispiellose Gedränge erweckte aber einen andern Gedanken in mir. Die hölzerne Brücke war verhältnismäßig schmal und sehr alt. An jedem Ende stand ein Polizeiposten, der darauf zu sehen hatte, daß die Fahrenden nur im Schritt passierten. Der Aufseher hatte davon gesprochen, daß über kurz oder lang der Einsturz der Brücke zu erwarten sei, und daß der Brandmeister mehr als einmal geäußert habe, ihm graue es jedesmal, wenn er auf seinem schweren Spritzenwagen über sie hinjage. Der Brandmeister ließ darum den Zug nicht in geschlossener Ordnung aus dem Depot aufbrechen, wenn es jenseits des Flusses brannte, sondern jede folgende Spritze durfte sich erst etwa eine Minute nach der vorhergehenden in Bewegung setzen. Jetzt aber stampften Hunderte von Menschen zugleich über die Bretter, und dazwischen und mitten darin trabten und galoppierten die Pferde der Fuhrwerke, ohne daß jemand sich um die Schnelligkeit ihrer Fahrt gekümmert hätte.

Ob hier ein großes Unglück hereinbrechen konnte, das zu beurteilen war ich nicht imstande; aber ich beschloß es abzuwenden, falls es drohte. Ich brach mir Bahn durch den mich umflutenden Menschenstrom. Ich kann es nicht leugnen, ich ließ mich dabei wenig dadurch beirren, daß einige Glieder des zarten Geschlechts vielleicht eine sehr schlechte Meinung von meiner weltmännischen Erziehung mitnahmen. Ich erreichte den Schutzmann, der das andre Ende der Brücke zu hüten hatte. Er stand teilnahmlos neben dem ersten Pfosten des Geländers und schien froh zu sein, daß er an diesem Platze gegen den Andrang des Publikums ziemlich geschützt war.

Warum läßt der da drüben so viele Menschen auf die Brücke und die Kutscher im Galopp fahren? fragte ich, und ich mußte mich neben den Schutzmann retten,

denn ich wäre fast umgerannt worden, während ein von zarten Hände getragner Schirm mir das Gesicht förmlich abwusch.

Euer Wohlgeboren, was kann er tun? Die Menschen sind toll, antwortete der Mann.

Folge mir, befahl ich, nahm den untern Teil des Mantels mit der linken Hand fest zusammen und drang von neuem gegen die Menschen an. Die Mühe war nicht gering. Ich arbeitete mich neben dem Trottoir hin. Durch lautes Anrufen machte ich die mir entgegenströmenden Jungen und Kerle beizeiten aufmerksam, mußte bald hierhin bald dorthin ausweichen, sah mein Gesicht mehrmals unmittelbar vor dem Kopfe eines Pferdes, konnte mich nicht enthalten, einem Strolche, der dicht vor mir mit der Hand in die Paletottasche eines alten Herrn fuhr, einen Faustschlag in das Genick zu versetzen, daß er stolpernd in die Kniee sank, fühlte endlich nicht mehr die Bretter der Brücke unter mir und hatte das Schilderhäuschen des Brückenendes zur Seite. Daneben stand der Schutzmann und genoß die durch das Häuschen gegen den Anprall der Menge gewährte Sicherheit.

Warum erlaubst du so vielen, zugleich über die Brücke zu fahren und zu jagen?

Erbarmen Sie sich, Euer Wohlgeboren, klagte er, man hat mich gestoßen und umgeworfen. Ich bin fast unter die Pferde gekommen.

Und wenn die Brücke einbricht? Man sagt, es könne leicht geschehn.

Gott ist gnädig, Euer Wohlgeboren. Ich stehe darum neben dem Häuschen. Auf die Brücke selbst wage ich mich nicht.

Ich ging mit beiden Schutzleuten bis an das Ende der vom Geländer eingefaßten Einfahrt vor, wo die Straße sich erweiterte, rief dem Kutscher des mir dort zuerst begegnenden Wagens zu, er solle anhalten, packte, als er nicht gleich gehorchte, das Pferd an der Leine und am Zaum und lenkte es zur Seite, wo es nicht weiter konnte. Das folgende Gefährt wurde auf meinen ermunternden Zuruf von den Schutzleuten ebenso an den Straßenrand gegenüber gedrängt. Den dritten Kutscher nahm ich wieder persönlich in Empfang. Der vierte, der sah, wie sein Vormann angehalten wurde, gehorchte dem Befehl und bog selbst ab. Die Schutzleute faßten Mut, als sie merkten, daß die Sache doch nicht unmöglich sei. Ein großer Teil der Fußgänger blieb stehn oder verlangsamte den Schritt und sah zu, wie wir die Wagen zum Halten zwangen. Der Zweck war auf diese Weise schnell erreicht. Die Brücke begann sich zu leeren, während sich in der Straße eine Doppelreihe wartender Equipagen und Wagen bildete. Die Schutzleute rückten weiter vorwärts, je länger die Reihe wurde, und ich bewachte den Anfang der Reihe und erlaubte jedem Wagen nur dann zu fahren, wenn der Voranfahrende die Mitte der Brücke erreicht hatte. Freilich blieb meine drohende Ermahnung, die Brücke im Schritt zu passieren, ohne Erfolg. Die Leute fuhren langsam, solange sie noch in meiner Nähe waren, und jagten dann um so toller; aber das konnte ich eben nicht ändern. Einige Herren in den Wagen wollten sich meiner Anordnung nicht fügen und außer der Reihe über die Brücke. Es waren meist solche, die in weiblicher Begleitung zum Feuer fuhren und nicht begreifen konnten, wie jemand verlangen dürfe, daß auch für das zarte Geschlecht bei allgemein nötigen Ordnungsmaßregeln keine Ausnahme gemacht werden sollte. Als ich fest blieb, drohten sie, gegen mich zu klagen. Viele, denen das Warten zu lange währte, entließen ihre Kutscher und gingen zu Fuße weiter.

Plötzlich fuhr in raschem Trabe ein breiter, mit zwei stattlichen Pferden bespannter Schlitten durch die Gasse, die zwischen den beiden Reihen der Wartenden entstanden war. Ich sah, daß die Kutscher und mehrere Herren die Mützen zogen. Gleich darauf entdeckte ich im Schlitten eine rotverbrämte Kopfbedeckung und einen Mantel mit roten Brustklappen. Das konnte nur der Chef der Provinz sein. Ich schloß die Hacken und hob die Hand an die Mütze. Auf einen Zuruf des Rotverbrämten zügelte der bärtige Kutscher die Pferde.

Warum halten die Schlitten in zwei Reihen? fragte der Herr in barschem Kommandoton.

Ich lasse sie einzeln über die morsche Brücke fahren, Eure Exzellenz, berichtete ich militärisch kurz und laut.

Vorwärts! befahl der Herr.

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge. Der breite Schlitten schoß weiter.

Im Schritt! hörte ich gleich darauf wieder die barsche Stimme, und richtig legte der Schlitten die ganze Länge der Brücke langsam zurück, wobei die mutigen Pferde, die an das Fahren im Schritt nicht gewohnt sein mochten, tänzelten und sich hoben.

Die von mir gewaltsam zurückgehaltnen Fuhrleute und Kutscher waren aber plötzlich zahm geworden, widersprachen nicht weiter und ließen sich ohne Mühe zur Ordnung bringen.

Der Chef der Provinz selbst ist langsam über die Brücke gefahren, erzählten die Leute einander.

In meinem Kopfe regte aber die Begegnung mit dem Chef der Provinz gewisse Bedenken an. Hatten „die Schlitten in zwei Reihen" seine Billigung gefunden, so war freilich alles gut; hatten sie ihm aber mißfallen, so war ich für die ohne Auftrag unternommne gewaltsame Herstellung der mir nötig scheinenden Ordnung natürlich allein verantwortlich, und führten dabei noch die Herren, die zu klagen gedroht hatten, diese Absicht aus, so durfte es mit meinem Dienste bei der Polizei schnell zu Ende sein.

Die Menge der zum Feuer Wandernden und Fahrenden verringerte sich. Bald kamen nur noch vereinzelte Personen. Endlich waren auch die letzten der angehaltnen Equipagen über die Brücke hinüber. Ich ließ die Schutzleute an ihre Posten zurückkehren und ging selbst auf die Feuerstätte zu. Die Brücke machte mich nicht mehr besorgt, denn ich konnte mir denken, daß die Heimkehr der Schaulustigen zu Fuß und zu Schlitten allmählich und nicht in einer geschlossenen Masse vor sich gehn werde.

Der Brand hatte sich ausgebreitet. Zwei Wohngebäude, ein Flachsspeicher und mehrere Scheunen standen in hellen Flammen. Ich empfand die Hitze, als ich noch in einer Nebenstraße durch Zäune vor der unmittelbaren Einwirkung geschützt war. Besondre Glut verbreitete der Speicher, aus dem mit stinkendem dickem Qualme zugleich Myriaden von Funken in einer Säule von ungeheuern Dimensionen zum Himmel emporstiegen. Es war ein Glück, daß sich der Wind wenig bemerklich machte, und daß wegen des auf den nächsten Dächern liegenden Schnees und des bei seinem Schmelzen entstehenden Wassers die niederfallenden Funken nicht zünden konnten.

Die Zuschauenden standen in unzählbarer Menge rund um den ganzen vom Feuer ergriffnen Raum. Ich konnte mich stellenweise kaum durchdrängen. Und doch waren die Leute, die auf den Straßen standen, nur ein kleiner Teil der gaffenden Nichtstuer. Die weit größere Zahl hatte die umliegenden Höfe, Zäune und Dächer besetzt. Ich bemerkte, daß die einfachern Leute mich mißtrauisch ansahen, während ich an ihnen vorüberging, und je näher ich dem Feuer kam, desto mehr fiel dieses Mißtrauen in die Augen. Sie zogen sich vor mir zurück, sobald sie mich sahen, und retirierten hinter Weiber und besser Gekleidete.

Jetzt war ich am Platze. Ich war neben einer Spritze angekommen. Die fürchterliche Hitze, der erstickende Dampf, das Brausen der Flammen bei dem Geschrei der Wasserführer und der die Ordnung handhabenden Polizeibeamten, die mit Löwenstimme abgegebnen Befehle der das Löschen Leitenden und dazu in weitem Umkreise das Stimmengewirr der nach Tausenden zählenden Zuschauer — alles das zusammen wirkte so stark auf mich ein, daß ich in den ersten Minuten eine Art von hilfloser Betäubung fühlte und den Kopf hin und her wandte, ohne zu wissen, was ich wollte, oder wozu ich da sei.

Halt! Aufhören zu pumpen! schrie jemand neben mir. Die Stimme klang rauh und wild, kam mir aber bekannt vor. Ich sah zur Seite und erkannte Jemeljan Afanasjewitsch, der ohne Mantel, erhitzt und rußgeschwärzt wie ein Schornsteinfeger eben bei uns eintraf.

Den Schlauch zusammengenommen! schrie er weiter. Angefaßt alle Hände! Rechts abgeschwenkt, und dorthin die Spritze zu der brennenden Ecke da! Vorwärts, Kinder. Strengt eure Kräfte an!

Die Spritzenleute, von denen mehrere die Tuchjacken abgeworfen hatten und im Hemd arbeiteten, griffen rundum an die Spritze.

Legt euch drein, Kinder! Alle zugleich, hurra! rief der Spritzenvormann.

Hurra! vorwärts mit dir, fauler Bär! Hurra! alle zugleich! schrieen die Leute. Das schwere Gerät bewegte sich erst langsam, dann schneller, zuletzt mit solcher Geschwindigkeit, daß ich kaum folgen konnte. Rechts setzte Jemeljan Afanasjewitsch in Sprüngen über Balkenenden und allerhand zerbrochnes Hausgerät. An der linken Seite eilte ein langer, schlanker Mann mit dem Rohre in den Händen so sicher und rasch dahin, als ob er auf einer ebnen Bretterdiele liefe. Der Mann kam mir bekannt vor, und doch konnte ich mich nicht erinnern, wo mir diese hohe, schmale Gestalt mit den ruhigen und gewandten Bewegungen zu Gesicht gekommen wäre.

Jemeljan Afanasjewitsch lenkte die Spritze in einen schmalen Raum zwischen zwei Häusern neben eine andre Spritze. Aus dieser wurde der knatternde Strahl auf das hohe Gebäude links gerichtet, das vom Fundament bis zu dem schon zum Teil eingestürzten Giebel brannte. Der niedrigere Bau rechts war vom Feuer noch nicht ergriffen worden, aber die Wände und das Dach dampften, und auf dem dampfenden Dache sah ich blanke Helme.

Wasser! Schafft Wasser! schrieen heisere Stimmen von oben herab. Die Kleider werden uns vom Leibe gesengt! Noch eine Minute, und das Dach lodert auf! Wasser!

Pumpt, Kinder, pumpt, bis euch der Atem vergeht! befahl Jemeljan Afanasjewitsch. Lassen Sie den Strahl auf das Dach fallen, Nemirow! Zeigen Sie, daß Sie kein Neuling sind. Kein Tropfen darf unnütz verschwendet werden.

Seien Sie unbesorgt! antwortete selbstbewußt der Lange, der das Rohr hielt. Es war wirklich Nemirow. Ich riß vor Erstaunen die Augen weit auf. Hätte der Aufseher den Namen nicht genannt, ich wäre nie auf die Vermutung gekommen, daß in diesem rußgeschwärzten, strammen Spritzenmann, der die Mütze und alle Oberkleider abgeworfen und sogar das Hemd am Halse weit aufgeknöpft hatte, der langweilige und gelangweilte Kartenspieler zu suchen sei.

Die Spritze war aufgestellt, das Saugende des Schlauches in eine Tonne gesteckt. Klappernd fuhren die Pumpstangen auf und nieder. Nemirow richtete mit der rechten Hand das Rohr empor und preßte den Ballen der linken fest auf die Öffnung. Das Wasser strömte zu. Der Schlauch am Rohre streckte und dehnte sich. Mit der äußersten Anstrengung hemmte Nemirow durch seine Hand einstweilen den Strahl, um die volle Kraft zu erzielen. Er mußte sich selbst dabei krümmen, so stark war der Druck.

Wasser! Um Gottes willen, Wasser! klang es verzweifelt von dem Dache nieder.

Jetzt flog die Linke Nemirows zur Seite und faßte zur Unterstützung der Rechten das Rohr. Knallend und prasselnd schoß der Strahl hoch auf und plätscherte sich spaltend und verteilend auf das Dach.

Ah, das tut wohl! rief oben mit dem Ausdrucke der Befriedigung eine rauhe, mächtige Stimme. Ich glaubte sie als die des Brandmeisters zu erkennen.

Ah! Noch mehr, noch mehr! wiederholte die Stimme. Ah, das tut wohl! Es ist doch die beste Gottesgabe, das kalte Wasser!

Du lügst, Vater Brandmeister! klang es frisch und lachend von links her. Ein Krug Bier, das wäre jetzt die rechte Sache!

O, bei Gott! ein Krug Bier! Wenn man jetzt einen Krug Bier hätte! ließen sich mehrere Stimmen von links vernehmen.

Ich sah hinüber.

Da hielt die andre Spritze. Die Pumpe war in Bewegung wie bei uns. Hinter der Spritze und ziemlich weit von ihr, fast unmittelbar neben der Hausmauer, aus deren Fensteröffnungen helle Flammen schlugen, wurden zwei gegeneinander gestützte Steigerleitern von mehreren behelmten Männern gehalten. Auf den obersten Sprossen der Leitern stand Prorwin in der schaudererregenden Glut, die von dem lodernden Gebäude ausgeströmt wurde, bald fast berührt von der Flamme, bald kaum sichtbar im Dampfe. Er war ebenfalls im Hemde. Die Polizeimütze saß keck auf einem Ohre. Das im Feuerschein scharlachrot erscheinende Gesicht lachte vor Übermut. Er handhabte auf diesem schwanken Platze das Rohr der Spritze, suchte die Flammen des Giebelrestes zu dämpfen, um das Nebendach und die Steiger darauf mit dem Brandmeister zu retten, und richtete von Zeit zu Zeit den Wasserstrahl senkrecht empor, um sich selbst und die Männer unten an den Leitern zu begießen und vor dem Versengen zu bewahren.

Jüngling! schrie der Brandmeister oben, Jüngling! so wird es nichts! Rückt mit Eurer Spritze vor! Nehmt den obern Rand der Länge nach!

Gut gesagt, Vater Brandmeister! schrie Prorwin lachend.

Halt mit dem Pumpen! kommandierte er dann. Schiebt unsre dicke Tante zur Ecke vor. Ihr da! — er sah nieder zu den Steigern an den Leitern —, rolle einer von euch den Schlauch zusammen und fasse das Rohr!

Die Spritze wurde weggeschafft. Das Rohr wurde ihm aus der Hand gezogen. Er knickte in die Kniee. Ich zuckte zusammen. Mir schien, er stürze. Aber nein, er sprang wie ein Gummiball auf die Erde, richtete sich auf, nahm die Mütze ab, strich sich mit der Hand über das Haar, lachte und lief der Spritze nach.

Nemirow fuhr fort abwechselnd das Dach und die Wand des noch nicht brennenden Hauses zu begießen, daß die Feuersbrunst an dieser Stelle nicht weiter um sich greife. Der Strahl, der dem Rohr in seinen Händen entstieg, wurde schwächer und unregelmäßiger. Er sah unzufrieden auf die pumpenden Spritzenleute. Das Klappen der Pumpstangen hörte sich ungleich an.

Stramm, stramm! rief er ihnen zu.

Das Klappen tönte einige Sekunden rasch und laut. Dann fehlte wieder der Takt, und einige Schläge blieben ganz aus. Der Strahl erreichte das Dach nicht.

Stramm, zum Teufel stramm! rief Nemirow.

Wir sind müde, Euer Wohlgeboren, antwortete der Vormann.

Strengt euch an, Kinder! stramm!

Ich kann nicht mehr, stöhnte einer der Leute, ließ die Stange los, taumelte einige Schritte und warf sich lang auf den Boden, wo er schwer atmend liegen blieb. Auch die übrigen traten zurück. Der Schweiß floß in Strömen an ihnen nieder. Die Gesichter waren bleich. Die Glieder bebten.

Jemeljan Afanasjewitsch hatte jedesmal das Übertragen des Saugrohres aus dem geleerten Faß in das folgende volle überwacht. Jetzt trat er an die Spritze.

Wo die Schutzleute nur bleiben! sagte er bekümmert und ärgerlich. Ich habe sie schon vor einer Viertelstunde nach Pumpern ausgeschickt. Ich muß selbst gehn. Nemirow, sehen Sie unterdessen ...

Wasser! Euer Wohlgeboren, Wasser! schrie ein Behelmter, der von der Ecke gelaufen kam, wo jetzt Prorwin war. Wir warten auf Wasser und können nicht spritzen. Keine Tonne zeigt sich.

Jemeljan Afanasjewitsch, wir sitzen trocken, rief Prorwin lachend, der ebenfalls herbeieilte, und Heiß und Trocken zusammen machen zu heiß. Schaffen Sie Wasser, Jemeljan Afanasjewitsch.

Jüngling! schrie der Brandmeister auf dem Dache, was feiert Ihr! Gießt, als ob Ihr die Stadt ersäufen wolltet! Gießt!

Kein Wasser, Vater Brandmeister! rief Prorwin hinauf. Trockne Zeit!

Ein gräßlicher Fluch ließ sich auf dem Dache hören. Einen fast ebenso kräftigen stieß Jemeljan Afanasjewitsch aus.

Was tun die Zierpuppen aus den andern Stadtteilen! fügte er hinzu. Ich wette, niemand von ihnen sieht nach den Wasserführern!

Was sie tun, ist klar, meinte Prorwin kaltblütig. Sie sind alle jenseits des Feuers bei den beiden andern Spritzen und scharwenzeln um den Chef der Provinz und den Polizeimeister. Vielleicht wedeln sie ihnen Kühlung zu.

Nehmen Sie unsre vollen Tonnen mit, Prorwin, sagte der Aufseher. Wir können sowieso nicht pumpen. Ich laufe — ja wohin? Wasser schaffen oder Pumper schaffen? Daß sie der Teufel . . .

Kann ich vielleicht behilflich sein, Jemeljan Afanasjewitsch? fragte ich und trat zu ihm.

Ah, Alexander Andrejewitsch! Zur rechten Zeit wie immer! Holen Sie Pumper, und ich will in den Wassertransport Ordnung bringen. Sehen Sie auch etwas auf Ruhe und freie Passage in den Nebenstraßen, daß der Chef nicht zu arge Unordnung bemerkt.

Er eilte fort.

Pumper! Woher die Pumper? rief ich ihm nach.

Aus dem Haufen, sagte Nemirow und zeigte mit dem Arme von der Brandstätte weg; von den verfluchten Gaffern. Nehmen Sie die einfachern beim Kragen und schleppen Sie sie her.

Ich ging, ohne zu wissen, was ich tun sollte. Pumper herbeischaffen und zugleich freie Passage in der Umgebung halten! Zwei niedliche Aufträge für einen Menschen allein! Aber das half nun nicht, denn ausgeführt mußte die Beschaffung von Pumpern jedenfalls zuerst werden, und zwar schnell. Ich ging rasch in die Straße und auf die Menschenmenge los. Ich bemerkte dort eine ungewöhnliche Bewegung, hörte schreien, schimpfen, lachen. Ein Schutzmann hatte zwei junge Leute je an einem Arme gefaßt und zog sie mit Gewalt zum Feuer. Ein zweiter balgte sich mit einem Kerl in einem Kutscherpelze, den er fortziehn wollte. Der Mann war ihm aber zu stark und riß sich immer wieder los. Die Menge umher machte schlechte Witze oder stieß laute Proteste und Drohungen aus, hielt sich aber in einiger Entfernung und war auf dem Sprunge, davonzulaufen. Jetzt begriff ich, warum die Leute mich vorhin so verdächtig angesehen hatten und mir ausgewichen waren: sie hatten sich gefürchtet, ich würde sie zum Pumpen zwingen.

Ich fühlte, ohne die Zeit zum Überlegen zu haben, daß diese Art des Beschaffens von Pumpern nicht die richtige sei. Es stieg in mir selbst unwillkürliche Entrüstung auf, als ich das rohe, blinde Zugreifen meiner Untergebnen sah.

Laßt die Leute los! herrschte ich sie an.

Sie sahen mich erstaunt und finster an.

Euer Wohlgeboren, der Aufseher hat befohlen . . .

Loslassen! Im Augenblick! schrie ich.

Sie gaben die Menschen frei und nahmen Dienststellung an.

Schämst du dich nicht! fuhr ich den Kerl im Kutscherpelze an. Du bist ein großer, starker Mann. Bist du wirklich so faul, daß du deine Kräfte nicht eine Viertelstunde anwenden wolltest, deinen unglücklichen Mitmenschen zu helfen?

Er sah mich mit großen Augen an. Diese Art des Sprechens mochte er von einem Polizeibeamten noch nicht vernommen haben.

Es ist — eigentlich — wirklich, stotterte er und kratzte sich den Nacken.

Euer Wohlgeboren, Herr Gehilfe, sagte ein andrer, ähnlich gekleideter Mann, es wäre nicht wegen des Pumpens. Was ist das Pumpen! Aber die Schutzleute mißhandeln uns. Wie soll man mit ihnen gehn?

Ja gewiß, Herr Gehilfe, fielen verschiedne Stimmen ein, und mehrere Leute aus dem Haufen traten näher, die Schutzleute machen Jagd auf uns wie auf Tiere. Sie packen diesen oder jenen, zerreißen die Kleider, schimpfen, schlagen . . .

Meine Herren, sagte ich, mich an die Menge wendend, das Feuer nimmt überhand. Die Spritzenleute sind so ermüdet, daß sie nicht mehr auf den Füßen stehn können. Die Arme gehorchen ihnen nicht mehr. Zeigen Sie, daß Sie Christen sind. Kommen Sie mit mir freiwillig an die Pumpen. Es wird ja nicht viel verlangt. Eine Viertelstunde oder zehn Minuten. Dann wieder andre. Wo viele Hände angreifen, ist die Arbeit doch nur ein Spiel.

Gemurmel ließ sich unter den Umstehenden hören.

Es ist wirklich so, Herr Gehilfe, wie Sie zu sagen belieben, sagte ein kräftiger, gut gekleideter Mann mit einem blonden Barte, indem er höflich grüßte. Ich selbst und viele möchten helfen. Aber ist man erst da, lassen die Schutzleute einen nicht wieder weg. Man setzt sich da Grobheiten und sogar Mißhandlungen aus.

Recht haben die Leute, bestätigte ein junger Herr in einem feinen Pelze und einer Beamtenmütze, indem er zu uns trat. So mancher wäre bereit, aber jeder fürchtet, nicht wieder losgelassen zu werden und über seine Kräfte arbeiten zu müssen.

Meine Herren, rief ich die Stimme erhebend, ich verbürge mich, es soll keinem Gewalt geschehn. Zehn Minuten pumpen und wenigstens zwanzig Minuten sich erholen. Jeder darf weggehn, sobald es ihm beliebt. Kein Schutzmann soll wagen, Ihnen mit einem Worte zu nahe zu treten. Vorwärts, meine Herren! Wer Barmherzigkeit fühlt, wer ein gutes Werk tun will, hierher zu mir!

Unter solchen Bedingungen bin ich bereit, den ganzen Tag zu pumpen, sagte der Blonde und trat aus dem Haufen. He, ihr, Kaufleute und Handwerker und allerlei Volk! Wer hat gesunde Arme? Wer geht mit?

Die Menge geriet in Bewegung. Die Menschen schoben sich hin und her.

Wer sind Sie? fragte ich den Blonden. Sie kommen mir bekannt vor.

Herr Gehilfe, antwortete er verwundert, ich bin ja der Händler Abramow, wissen Sie? Aus der Steinstraße neben Herrn Burin.

Ich schüttelte ihm erfreut die Hand.

Mehrere Männer schlossen sich dem Händler an.

Heran, heran! rief er, immer mehr Volk heran! Zieht keinen langen Faden! Kommt pumpen! Ihr hört, der Herr Gehilfe bittet um Christi willen.

Eh, sagte der in der Kutschertracht, der sich mit dem Schutzmann gebalgt hatte, und rückte die Mütze zurecht, soll gepumpt werden, so soll gepumpt werden! Her! Was zögert ihr? Wollen einmal die Arme in Bewegung setzen, daß sie nicht steif werden.

Er begann die Arme zu biegen und zu strecken.

Die Arme könnte man schon in Bewegung setzen, meinte zweifelnd ein andrer, aber wenn wir dort festgehalten werden?

Sprich keinen Unsinn! fuhr ihn der erste an. Du hörst, der Herr Gehilfe verbürgt sich. Glaubst du, daß er lügen werde, Dummkopf?

Na, dann pumpen!

Pumpen! Wollen also pumpen! Los mit dem Pumpen! Wollen gründlich pumpen! erklang es im Haufen umher.

Stellen Sie sich in Abteilungen zu acht Mann, meine Herren, sagte ich, damit wir gleich in der nötigen Ordnung ankommen. Herr Abramow, seien Sie so freundlich, teilen Sie die Herren.

Zu vieren in die Reihe! Rückt ran! kommandierte der Händler und schob die Leute, wo sie sich nicht schnell genug ordneten.

Hier sind zu wenig! Hier fehlen noch welche! He, wer kommt zu uns? riefen einige Stimmen.

Nina Pawlowna, sagte der Herr in der Beamtenmütze zu einer jungen eleganten Dame, die sich an dem Arm eines andern feinen Herren hielt, ich bitte mich zu beurlauben. Ich sehe, in die Sache kommt ein vernünftiger Ton. Ich gehe auch pumpen.

Mein Gott! rief sie, dabei werden Sie sich Schaden tun, sich erhitzen und erkälten!

Er lachte. Unbesorgt! rief er. Wir haben auch Arme und können etwas vertragen.

Ninchen, du kannst doch allein nach Hause? fragte der Herr, an dessen Arm sie sich hielt. Beruhige die Mama wegen unsers Ausbleibens. Ich gehe auch pumpen.

Sie sah die Herren groß an.

Nein, antwortete sie, ich werde ohne euch nicht nach Hause gehn.

Nina, sagte er ernst, du wirst uns doch nicht hindern wollen, wo es eine Menschenpflicht gilt!

Ich denke auch gar nicht daran, euch zurückzuhalten, sagte sie einfach. Ich gehe mit euch.

Nina! Nina Pawlowna! riefen sie.

Nina! Nina Pawlowna! spottete sie. Glaubt nicht, daß ich pumpen werde, obgleich ich es vielleicht auch könnte. Aber ihr werdet bei der Arbeit natürlich die Pelze ausziehn. Auf die will ich acht geben.

Nun, Herr Gehilfe, wir sind fertig, meldete Abramow.

Dann vorwärts, mit Gott! sagte ich und eilte mit den beiden Schutzleuten voran.

Abteilung, marsch! kommandierte der Händler.

Schritt halten, Schritt halten! hörte ich seine Stimme hinter mir. Gegen das Feuer wie gegen den Feind! Ist auch Kriegsdienst, und Ordnung muß sein. Schritt halten! Eins, zwei! Eins, zwei!

Fest und hart traten die Leute auf, daß die Erde dröhnte, und im Sturmschritt erreichten wir die Brandstätte. Neben einer der hintern Reihen marschierte die junge Dame.

Die Glut war noch stärker geworden, als wir ankamen. Das Feuer hatte sich zwar nicht weiter ausgebreitet, aber in der Mitte war das Gebäude, bei dem der Brand angefangen hatte, bereits eingestürzt. Breit und hoch stiegen die Flammen dort ungehindert auf. Unmenschliche Hitze herrschte weit umher. Immer noch fielen einzelne Balken und Baustücke nach und machten Funkengarben aufwirbeln. Es sauste, brauste und krachte, daß man sich die Ohren hätte zuhalten mögen.

Nemirows Spritze arbeitete an derselben Stelle, wo ich sie verlassen hatte. Die Spritzenleute hatten nach kurzer Erholung die Arbeit wieder aufgenommen, und einige von Schutzleuten mit Gewalt angeschleppte Gassenjungen halfen ihnen, aber es ging schwach. Man sah deutlich, sie konnten nicht. Prorwins Spritze ruhte. Wasser war jetzt hier wie dort im Überflusse vorhanden. Eine ganze Reihe von zünftigen städtischen Wasserführern hielt mit gefüllten Tonnen dicht dabei, aber die Pumper lagen und saßen atemlos umher.

Die mit mir Gekommenen hatten Halt gemacht und schauten mit Grauen um sich. In so unmittelbarer Nähe mochten die meisten eine so bedeutende Feuersbrunst noch nie gesehen haben, und der Eindruck wurde um so grauenhafter, als die Dämmerung schon begann, und der grelle Feuerschein in sein volles Recht trat.

Ich bitte, meine Herren, sagte ich zu den freiwilligen Helfern, teilen Sie sich. Die Hälfte hierher. Die andre Hälfte dort zur Ecke. Die ersten Abteilungen müssen gleich an die Spritzen.

Ja, sagte Abramow mit einem tiefen Atemzuge, als ob er aus einem Traum erwachte, das ist schrecklich! Da sollte ein Mensch nicht helfen wollen! Hurtig, Kinder, herunter die Pelze und langen Röcke, und die Hände angelegt!

Die Männer entledigten sich rasch der Oberkleider und warfen diese auf einige vom Feuer etwas entferntere Balken. Ich stellte dort einen Schutzmann als Wache auf und übergab ihm auch meinen Mantel. Drei Abteilungen eilten zu Prorwin hinüber, drei blieben zurück.

Fräulein, redete Abramow die junge Dame an, die bleich und erschrocken dastand und wie geistesabwesend um sich schaute, während neben ihr die beiden Herren

die Pelze ablegten, tapferes Fräulein, nehmen Sie hier meine dicke Uhr, und passen Sie auf. Wenn zehn Minuten um sind, schreien Sie uns zu. Dann kommt eine andre Abteilung dran. Ordnung muß sein.

Sie nahm die Uhr und nickte.

Die Männer faßten die Pumpstangen und begannen die Arbeit. Es wollte anfangs freilich nicht recht gehn, aber Nemirow brachte ihnen bald den richtigen Takt bei. Ich mußte ihn wieder prüfend ansehen und mich nochmals überzeugen, daß er es wirklich war. Ruhig und geduldig rief er unermüdlich sein: Eins, zwei! eins, zwei! Auch Prorwin hörte ich drüben laut zählen, und dazwischen lachten die Pumpenden. Er machte wahrscheinlich aufmunternde Witze dabei.

Hier war ich fürs erste überflüssig. Ich nahm den andern Schutzmann mit und ging, um mich an meine zweite Aufgabe zu machen, und ich mußte mich leider überzeugen, daß sie schwerer war als die erste. Ich hatte es da mit anständigen Leuten zu tun gehabt, die das Feuer mit Besorgnis betrachteten und darum auch leicht zur Hilfe zu bereden waren. Die, die nur zu ihrem Vergnügen zusahen und zum Beistehn zu faul waren, hatten sich still zur Seite gedrückt. Eben diese rohen, faulen Gesellen waren aber die überwiegende Mehrzahl in den Straßen, und der Versuch, sie zum Weggehn zu bewegen oder zum Einhalten der Trottoire und zur Stille zu bringen, trug mir nichts als Ärger, Schmähungen und Grobheiten ein. Und wieder war es das weibliche Geschlecht, das am hartnäckigsten die Straßen stopfte und am rücksichtlosesten die Zunge gebrauchte. Sogar die Kutscher, die überall hielten und auf Rückfahrende warteten, wollten durchaus nicht daran, Reihe an den Straßenseiten zu halten und so die Passage freizugeben. Ich war genötigt, einigen die Nummern abzunehmen, um sie am andern Tage zur Verantwortung ziehn zu können. So machte ich bittend, befehlend, drohend und ermahnend, sogar hin und wieder tätlich eingreifend die Runde um die Brandstätte. Ich war nur im Rock, es fror, und doch hatte ich es heiß und schwitzte.

Als ich wieder in die Gegend gelangte, aus der ich die Leute zum Pumpen geholt hatte, sah ich eine neue Ansammlung von Menschen mitten in der Straße. Ich eilte hin und wollte eben beginnen zu schelten, als sich einige Personen von dem Haufen trennten und mir entgegenkamen.

Herr Gehilfe, redeten sie mich an, wir suchen Sie schon lange. Man hat uns erzählt, daß viele Einwohner dort pumpen helfen, und daß sie unter Ihrem Schutze stehn. Wir möchten auch helfen, aber wir wagen uns nicht hin, wissen auch nicht, wohin. Wir sind sämtlich Nachbarn hier aus dem Stadtteile.

Ich dankte den Leuten, ordnete sie zu acht Mann und ließ sie vom Schutzmanne führen.

Die Dunkelheit war längst eingetreten. Es schneite. Wenn ich emporblickte, sah es über mir blutrot aus, und die herabfallenden Schneeflocken blitzten und glitzerten im Lichte der Flamme wie unzählige goldne und silberne Flitter. Unten aber, auf dem schneebedeckten Boden, war es so hell, daß man mit Leichtigkeit eine verlorne Nadel hätte finden können.

Ich hatte eben wieder die zum Ufer und zur Brücke führende Straße gesäubert, die Neugierigen auf die Trottoire gescheucht, die Wagen in eine Reihe gebracht, als der Chef der Provinz vorüberfuhr. Hinter ihm verließ der Polizeimeister die Brandstätte. Beide Herren sahen rechts und links um sich und erwiderten militärisch meinen dienstlichen Gruß.

Es wurde leerer in der Umgebung. Die schaulustigen Nichtstuer verloren sich allmählich. Die Neugier hatten sie befriedigt. Das Feuer nahm ab. Abwechslung und neues Sehenswertes war nicht mehr zu erwarten. Da mochten denn die kalten Füße und der hungrige Magen ihr Recht geltend machen. Die Wagen waren ganz verschwunden. Ich ging, nach meinen Pumpern zu sehen und dann noch einmal die Runde zu machen.

Ich fand das Bild verändert. Der Brand war lokalisiert. Das hohe Stein-

gebäude, das so viele Stunden lang Flammen ausgespieen und das nahe bei ihm stehende niedrigere Haus bedroht hatte, war im Innern zusammengestürzt. Da inwendig brodelte es unten wie in einem Kessel mit geschmolzenem Metall. Der Rauch stieg mächtig auf, und verschiedenfarbige feurige Zungen zuckten von Zeit zu Zeit hoch über die Mauern empor, aber Gefahr für das Nachbarhaus gab es nicht mehr, wenn der Wind nicht stärker wurde. An dieser Seite arbeitete jetzt unter der Leitung des Brandmeisters, Prorwins und einiger Polizeioffiziere das Steigerkommando mit Äxten und Haken, um die Holzteile der niedergebrannten Bauten auseinander zu reißen und dadurch dem Feuer die Nahrung zu entziehn. Die Spritzen standen sämtlich etwas weiter ab unter dem Winde, wo freilich kein Ausbreiten des Brandes zu erwarten war, weil es keine Gebäude in der Nähe gab, aber eine Scheune loderte dort hell, und man hoffte, die mit Waren gefüllten Kellerräume unter ihr retten zu können.

Ich konnte vor Dampf und Qualm die Spritzen anfangs gar nicht sehen und ging nach dem Gehör auf das Prasseln der Rohre los. Da tönte klar und hell die Stimme der jungen Dame zu mir herüber: Zweite Spritze, Ablösung!

Als ich näher kam, blieb ich stehn und betrachtete die lebhafte Szene, die sich meinen Blicken bot. Im Hintergrunde die lange Front der brennenden Scheune, und vor ihr in kurzen Zwischenräumen alle vier Spritzen in voller Arbeit unter der Leitung von Jemeljan Afanasjewitsch. Vorn Gruppen von rüstigen Männern verschiedner Klassen und jeglichen Alters, mit und ohne Kopfbedeckung, in Hemden, Westen oder leichten Röcken, teils auf halbverkohlten Balken sitzend, teils brüderlich zusammenstehend, rauchend und lustig plaudernd. In der Mitte des Ganzen die schlanke, zierliche Gestalt der jungen Dame hoch aufgerichtet, das kleine Pelzmützchen schief auf dem krausen, dunkeln Haar, die linke Hand leicht auf die Hüfte gestützt, in der rechten des Händlers Uhr, nach der sie die Arbeit der Pumpenden regelte.

Dritte Spritze, Ablösung! rief sie eben wieder mit ihrer silberhellen Stimme.

Alles war hier in der besten Laune und Ordnung. An das Nachhausegehn schien noch niemand denken zu wollen. Trotzdem wandte ich mich an Jemeljan Afanasjewitsch mit der Bitte, die Freiwilligen nicht aufzuhalten und mein Versprechen nicht außer Kraft zu setzen.

Beunruhigen Sie sich nicht! antwortete er. Wir stehn im allerfreundschaftlichsten Verhältnisse. Ich habe den Leuten schon gedankt und erklärt, daß die Gefahr vorüber sei, und daß wir ihre Dienste jetzt entbehren könnten. Aber sie wollen nichts davon hören und lassen die Spritzenleute gar nicht an die Pumpen. Wissen Sie — er sah mich pfiffig an —, wenn Kinder unerwartet ein Spielzeug erhalten, worin ein Kniff steckt, und sie kriegen den Kniff heraus, dann können sie sich das erstemal gar nicht sattspielen. Aber ohne Scherz, das junge Mädchen ist ein seltnes Exemplar. Wäre mir eine solche in den Wurf gekommen, als ich jünger war, ich hätte heute vielleicht auch eine Frau und Kinder zu Hause. Vorhin fielen Brände und glühende Kohlen auf uns nieder, daß mir selbst unheimlich wurde. Ich bat sie zu gehn. Gott bewahre! Sie hat ausgehalten und so ruhig nach der Uhr gesehen, als ob sie ein alter Veteran wäre und täglich dergleichen Dinge durchmachte.

Als ich nach einer Stunde wiederkam, war die Arbeit getan. Es waren nur noch zwei Spritzen am Platze, mit der Hälfte der Feuerwehr, unter dem Brandmeister und Prorwin. Sie wachten darüber, daß aus den glühenden und dampfenden Überresten der Gebäude nicht von neuem die helle Flamme ausbreche, und richteten die Rohre dahin, wo stärkere Feuerzungen aus den Trümmern aufflackerten. Auch einige der freiwilligen Helfer waren noch da und teilten sich ihre Eindrücke mit. Unter ihnen bemerkte ich den Händler Abramow. Ich näherte mich ihnen und geriet ordentlich in Verlegenheit, als die Leute sich bei mir bedankten. Es klang gerade so, als ob nicht sie es gewesen wären, die sich für die gute Sache geopfert

hatten, sondern als ob ich ihnen einen Dienst erwiesen hätte. Sie äußerten sich geschmeichelt darüber, daß einige Beamte, und zwar von der feinern Gattung, mit ihnen wie mit ihresgleichen gearbeitet und verkehrt hätten. Von der Dame waren sie entzückt. Abramow konnte nicht Worte genug finden, sie zu loben.

Und als sie weggehn wollten, wie besorgt hat sie den beiden Herren mit ihrem eignen Schal die schwitzenden Köpfe getrocknet! sagte einer der Männer.

Zuletzt hat sie sie auch noch geküßt, lachte ein zweiter, einen und den andern, alle beide. Muß die das Küssen lieben!

Was ist da zu lachen! sagte tadelnd Abramow. Der eine war offenbar der Bruder, und der andre wird wohl von heute an der Bräutigam sein. Na, der kann Gott danken. Eine bessere Frau läßt sich gar nicht denken.

Es war bald Mitternacht, als ich nach Hause kam. Seit dem Morgentee hatte ich nichts im Munde gehabt. Dergleichen kommt vor, wenn man bei der Polizei dient. Ärgerlich war mir dabei, daß Gerassim auch gehungert oder wenigstens das Mittagessen nicht angerührt hatte. Er wartete auf mich. Die Teemaschine siedete und zischte, und auf dem Herde in unsrer kleinen Küche unterhielt er schon seit Stunden Feuer, um bei meiner Ankunft das Essen möglichst schnell wärmen zu können. Es schmeckte dafür aber auch nach dem vielen Laufen und langen Fasten, und zwar Gerassim noch mehr als mir, denn ich schwitzte nur, als ich mich gesättigt und einige Gläser Tee getrunken hatte, er aber wischte sich im Vorzimmer nicht allein beständig mit dem Küchenhandtuch das Gesicht, sondern stöhnte laut bei jedem neuen Kruge Tee, an den er sich machte.

So war ich wieder nicht dazu gekommen, die Ssawinskis zu besuchen. Morgen wollte ich das nun gründlich nachholen und mich durch nichts abhalten lassen, es wäre denn, daß es wieder brennte. Ich beschloß politisch zu sein, mich am Vormittag im Stadtteilhause zu zeigen und von dort ohne Säumen bei den Damen vorzusprechen, mit dem Vorwand, von ihnen zu erfahren, ob sie am Nachmittag zu Hause zu finden sein würden, in Wirklichkeit aber in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß sie mich gleich dabehalten möchten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Gesetzentwurf über die Kaufmannsgerichte. Seit Jahren wünschen die kaufmännischen Angestellten Sondergerichte für ihre Rechtsstreitigkeiten. Nachdem schon bei Beratung des Handelsgesetzbuchs der Reichstag diesem Wunsche beigetreten war, nachdem alljährlich die verbündeten Regierungen gemahnt worden waren, doch endlich einen solchen Gesetzentwurf vorzulegen, ist jetzt ein Entwurf dem Bundesrat zugegangen, und es ist in Aussicht genommen, daß er schon am 1. April 1903 in Kraft trete. Wunderte man sich schon über die Eile, mit der der jahrelange Wunsch der Angestellten nun erfüllt werden soll, so war man noch mehr darüber überrascht, daß die neuen Gerichte den Gewerbegerichten angeschlossen werden sollen.

Noch bei der letzten Beratung im Reichstag hatte die Mehrheit keineswegs diesen Anschluß gefordert, der Antrag Bassermann hatte vielmehr die Angliederung an die Amtsgerichte empfohlen; noch am 18 April 1902 hatte Graf Posadowsky erklärt: „Ich bin kein Gegner der Gewerbegerichte. Indessen verstärkt sich in juristischen Kreisen und an sehr maßgebenden Stellen der Justizverwaltung das Widerstreben dagegen, noch weiterhin einzelne Standes- und Berufsgerichte von

der allgemeinen Rechtsprechung abzusplittern. Man sieht in diesem Bestreben eine ernste Gefahr für die allgemeine Rechtsprechung und die Auslegung des Privatrechts." Daß sich die Ansichten der maßgebenden Stellen inzwischen geändert haben sollten, darf man kaum annehmen; aus einer Äußerung des preußischen Justizministers im Abgeordnetenhause muß man vielmehr das Gegenteil schließen. Die Begründung des Entwurfs sagt nur, daß sich die Bedenken gegen die Angliederung an die Amtsgerichte als zu groß erwiesen hätten, insbesondre weil dadurch die Frage einer Umgestaltung des ganzen amtsgerichtlichen Verfahrens aufgerollt werden würde. Bei dieser Sachlage wird schon darauf hingewiesen, daß der wahre Grund für die Schwenkung der Regierung die Kostenfrage sei. Welche Rolle bei dem fundamentum regnorum die Kosten spielen, ist ja noch aus den Beratungen über die Einführung der Berufung in aller Erinnerung. Doch das bleibe dahingestellt, es sei mir aber erlaubt, die Frage des Anschlusses an die Gewerbe- oder die Amtsgerichte vom Standpunkt des ordentlichen Richters aus zu beleuchten.

Ich beginne mit einem Eingeständnis, das zwar hart ist, dessen Richtigkeit man aber nicht leugnen wird. Das Ansehen des Juristenstandes nimmt ab. Darüber kann das dankenswerte, aber etwas kritiklose und herkommenmäßige Eintreten gewisser Parteien unsrer Parlamente nicht hinwegtäuschen. Das Kritisieren richterlicher Urteile, das früher gegen den guten Ton verstieß, nimmt immer mehr zu, es ist nicht mehr das Vorrecht der Parteien und der Presse der äußersten Linken, auch weiter rechts stehende Parteien und Blätter machen davon einen ausgiebigen Gebrauch. Wohin wir gekommen sind, das zeigt sich gerade bei unsrer Frage. Als es kürzlich hieß, eine Verzögerung in der Vorlegung des Entwurfs sei dadurch entstanden, daß eine starke Strömung zu Gunsten der Angliederung der neuen Gerichte an die Amtsgerichte vorhanden sei, da schrieb ein so maßvolles Blatt wie die „Tägliche Rundschau": „Lieber ein vorläufiger Verzicht auf die Reform, als eine solche Lösung."

Man muß diesen Dingen in die Augen sehen, man muß sich vorhalten, daß alle die Äußerungen in der Presse und in den Parlamenten nur wie die Blasen auf der Oberfläche des Teiches sind, daß in den tiefen Schichten der Bevölkerung die Abneigung gegen die Gerichte noch viel stärker ist. Es genügt auch nicht, beweglich darüber zu klagen, daß die Ausschließung der Amtsrichter ihr Ansehen und damit das der Rechtspflege beeinträchtige, daß die Reichsgesetzgebung, statt ihre Stellung zu stärken, sie nur einflußloser machen. Man muß vielmehr nach den Ursachen forschen. Im Abgeordnetenhause sind kürzlich Redner verschiedner Parteien für die ordentlichen Gerichte eingetreten, aber niemand ist den Gründen der weitverbreiteten Abneigung nachgegangen. Vor einiger Zeit hat auch ein angesehener Richter die Frage in einem Aufsatz „Die Unpopularität des Juristenstandes in Deutschland" erörtert, ohne aber meines Erachtens das Entscheidende zu treffen. Gewiß wird den Juristen manches in die Schuhe geschoben, was nicht ihre Schuld, sondern die des Gesetzes ist, gewiß wird vielfach von den Zeitungen eine Kritik geübt, die sich auf eine durchaus unzutreffende Wiedergabe des Tatbestandes stützt, gewiß endlich ist die Gewissenhaftigkeit der Richter bei der Auslegung der Gesetze nicht tadelnswert, sondern nur ihre Karikatur, die zu Entscheidungen kommt, die nicht nur den Geboten des gesunden Menschenverstandes, sondern auch denen einer vernünftigen juristischen Auslegung widersprechen. Das Wesentliche aber ist etwas andres: es ist der Mangel an sozialem Empfinden und sozialem Verständnis, der bei einem Teil unsers Richterstandes vorhanden ist. Er ist es, der neben der Kostspieligkeit und Langwierigkeit der Prozesse Richter und Gerichte in den breiten Volksschichten unbeliebt macht, der Richter und Volk einander entfremdet.

Braucht man das denen, die sich mit sozialen Dingen befassen, noch zu belegen? Man hat bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs öfters darauf hingewiesen, daß es auch sozial sei, daß es, soweit es auf der Grundlage der jetzigen Gesellschaftsordnung durch Mittel des bürgerlichen Rechts möglich sei, den

Bedürfnissen der wirtschaftlich Schwächern abzuhelfen, dies im weitesten Umfang tue. Hat aber wohl Professor Sohm, als er von dem Beruf des deutschen Richterstandes bei der Handhabung des neuen Gesetzbuchs mit seiner warmen Begeisterung sprach, es für möglich gehalten, daß die spärlichen Wohltaten zwingenden Rechts den wirtschaftlich Schwachen durch die Auslegung der Gerichte wieder genommen würden? Man denke an die Einschränkung der sofortigen Kündigung bei Mietverträgen, an die Zurückbehaltung des Arbeitlohns, an die Wiedereinführung der Kahlpfändung. Was für Urteile hat man auf dem Gebiete des Koalitionsrechts, des Vereins- und Versammlungsrechts erleben müssen! Doch es genügt, auf eins hinzuweisen. Man hat Verwaltung und Justiz getrennt, um diese von jener unabhängig zu machen, und wie manches mal wünscht man heute, daß die Ansichten der Verwaltung auch die der Justiz wären. Graf Posadowsky erklärte kürzlich im Reichstage zu der Frage, ob die neue Seemannsordnung gegenüber den alten Heuerverträgen mit widersprechenden Bestimmungen rückwirkende Kraft habe: „So klar die Sache für mich läge, wenn es sich um den rein sozialpolitischen Standpunkt handelte, darf ich doch nicht der Auslegung der Gerichte vorgreifen." Wie vorsichtig diese Äußerung auch ist, so ist doch klar, was sie sagen soll. Etwas deutlicher sprach er sich über die Auslegung der Bundesratsverordnung über die Gastwirtschaften durch die Gerichte aus: „Die Erkenntnisse, die zu der Gastwirtsverordnung in neuerer Zeit ergangen sind, stellen unsre ganze sozialpolitische Gesetzgebung in Gefahr." Der Vorwurf, den Professor Menger den Juristen aller Länder macht, daß sie infolge ihres Bildungsganges und ihrer Interessen geneigt seien, sich ausschließlich als Diener und Vertreter der Besitzenden zu betrachten, ist für deutsche Richter zweifellos ungerecht, aber leider ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil von ihnen an auf sie gekommenen Rechtsvorstellungen allzu starr festhält und die Welt von Veränderungen übersieht, die das Auftreten des vierten Standes herbeigeführt hat.

Das alles rechtfertigt es aber nicht, die neuen Gerichte den Gewerbegerichten anzugliedern. Die Erfüllung dieser Forderung würde eine verhängnisvolle Entwicklung anbahnen. Regierung und Parteien stehn an einem Scheidewege. Es handelt sich nicht allein um dieses Gesetz, es handelt sich um die Zukunft unsers ganzen Gerichtswesens, und beide müssen sich darüber klar werden, wie sie sich diese Zukunft denken.

Bei der Schaffung der Gewerbegerichte knüpfte man an bestehende Verhältnisse an. Wird aber dieser Entwurf Gesetz, dann ist damit ein Ziel gegeben, das zu erreichen noch andre locken wird: die Handlungsgehilfen werden bald Nachfolger haben. Schon jetzt ertönt der Ruf nach Gesindegerichten, die Kaufmannsgerichte werden als die erste Stufe zu einem allgemeinen, einheitlichen Arbeitsgericht betrachtet, ja es werden sogar Mietschiedgerichte verlangt. Und warum auch nicht? Warum soll dem Gesinde, den Mietern der Anspruch auf eine schnelle, sachverständige und wohlfeile Rechtspflege, wie der beliebte Ausdruck lautet, vorenthalten werden? Um das Altenteil, das dann schließlich noch den ordentlichen Gerichten verbleiben wird, wird sich niemand mehr mühen.

Was bei dieser Entwicklung aus unsrer Rechtsprechung wird, dürfte leicht vorauszusehen sein. Je stärker die neuen Gerichte werden, je mehr werden sie versuchen, ihre eignen Wege zu gehn und sich von den ordentlichen Gerichten unabhängig zu machen. Schon jetzt befürwortet man, die Berufung bei Objekten bis zu einem Wert von dreihundert Mark auszuschließen. Dann wird die eben erst mühsam erkämpfte Rechtseinheit in die Brüche gehn, die Rechtsprechung wird sich zersplittern. Und wie man jetzt Stellung nimmt zu den Sonder- und den ordentlichen Gerichten, so wird man dereinst die verschiednen Urteile bewerten. Schon heute ist nach einem bekannten Prozeß das böse Wort gefallen, daß die ordentlichen Gerichte keine Autorität hätten, und daß ihren Urteilsprüchen nur formelle Bedeutung zukäme.

Können Regierung und Parteien die Verantwortung für diese Entwicklung übernehmen? Nur der erste Schritt kostet etwas. Statt diesen verhängnisvollen Schritt zu tun, stelle man die Mängel der juristischen Ausbildung ab und verfolge vorhandne Ansätze, die einen dem Ganzen frommenden Ausweg weisen.

Man bringe so bald wie möglich den Entwurf für die Umänderung des Rechtsstudiums wieder ein. Bei seiner Erörterung wurde allerdings zu sehr die juristische Seite betont. Man forderte das siebente Semester und begründete dies mit der gewaltigen Vermehrung des Rechtsstoffes und den Schwierigkeiten der neuen Gesetze. Man darf aber ruhig behaupten, daß die formaljuristische Denkweise schon heute auf den Universitäten genügend gepflegt wird, und daß die Aneignung des gesamten Rechtsstoffes Sache der spätern Ausbildung ist. Viel mehr frommt unsern jungen Juristen die Kenntnis unsers verwickelten Wirtschaftslebens, damit sie seinen Erscheinungen später nicht fremd gegenüberstehn und sich auf die formale Beurteilung der ihnen unterbreiteten Fälle zurückziehn, viel mehr auch das Verständnis für die sozialen Kämpfe und ihre Bedeutung für Staat und Gesellschaft, damit es ihnen nicht einfällt, unsre sozialen Gesetze vom rein privatwirtschaftlichen Standpunkt auszulegen. Es ist dankbar anzuerkennen, daß der neue Studienplan den volkswirtschaftlichen Studien erhöhte Beachtung schenkte, und daß bei seiner Annahme dem stud. jur. et cam. der letzte Zusatz nicht mehr, wie Professor Dietzel einmal gesagt hat, nur eine Verbeugung beim An- und Abtestieren kosten würde. Aber es müßte noch mehr geschehn. Unsre gesamten Schulen legen, wie das kürzlich wiederum das Schriftchen „Der Deutsche und sein Vaterland" treffend ausgeführt hat, viel zu viel Wert auf das Wissen und zu wenig auf das Können, sie bilden den Verstand und vernachlässigen den Charakter. Das gilt auch von der juristischen Vorbildung. Es wird nur Geistesdressur getrieben, die Charakterbildung, die Heranziehung eines nach oben und nach unten unabhängigen, eines nicht nur rechtsprechenden, sondern auch rechtfühlenden Richterstandes wird vernachlässigt.

Aber auch wenn einmal anders vorgebildete Richter da sein werden, ist die Zuziehung von Laien durchaus berechtigt. Die Zerfaserung des Rechtsstoffes und die Aufstellung neuer Rechtsbegriffe ist soweit getrieben, die Sprache der Gesetze ist in einer Weise abstrakt, die Fassung der Rechtssätze so schemenhaft geworden, daß es, wie der preußische Justizminister kürzlich im Abgeordnetenhause sagte, über das Können des Einzelnen hinausgeht, nur an der Hand des Gesetzestextes seine Entscheidungen zu fällen. Bei dieser Sachlage verliert der Jurist allzuleicht den Boden unter seinen Füßen und kommt im Kampf mit Paragraphen und Materialien zu Entscheidungen, die die Wirklichkeit nicht mehr berücksichtigen. Dagegen schafft die Zuziehung von Laien zur Rechtsprechung ein gesundes Gegengewicht. Der Laie bringt die natürliche, frische Auffassung des Lebens mit. Aus dem Zusammenwirken beider, aus der Vereinigung der Kenntnis des Gesetzes und der des praktischen Lebens werden Richtersprüche erwachsen, die dem Gesetz gerecht werden, Einheit und Sicherheit der Rechtsprechung wahren und auch das Rechtsgefühl des Volkes befriedigen. Wie das Schöffengericht hoffentlich das Vorbild für die neuen Straf- und Berufungsstrafkammern und dermaleinst auch für das Schwurgericht geben wird, so möge die Kammer für Handelssachen, natürlich in andrer Zusammensetzung, das Vorbild für unsre Zivilgerichte werden.

Doch das ist Zukunftsmusik. Bleiben wir bei dem Entwurf. Man schließe die neuen Gerichte an die Amtsgerichte an und überwinde in einer Frage, die die Zukunft unsers ganzen Gerichtswesens betrifft, Bedenken, die demgegenüber nur als klein bezeichnet werden können. Hält man es für bedenklich, die Frage einer Umgestaltung des ganzen amtsgerichtlichen Verfahrens aufzurollen, dann übertrage man einfach das bewährte Verfahren der Gewerbegerichte auf die „Kaufmannsabteilungen" der Amtsgerichte. Ich wüßte nicht, welche Bedenken dem entgegenstehn sollten. Im Gegenteil, wir werden auf diese Weise viel eher zu einer Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens kommen. Man begehe aber keine Halbheit und lasse es

auch hier, schon um der Gleichheit mit den Gewerbegerichten willen, bei der Ausschließung der Rechtsanwälte. Ich bin überzeugt, daß unter diesem Verfahren die Amtsgerichte geradeso „schnell, sachverständig und wohlfeil“ Recht sprechen werden wie die Gewerbegerichte, und dieser erste Schritt wird nicht hinab-, sondern hinaufführen, hinauf zu einer volkstümlichern Rechtsprechung unsrer Gerichte.

Köln Imhoff

Alma von Hartmann. Eduard von Hartmann ist nicht allein als Gatte, sondern auch als Philosoph seiner Gattin zu Dank verpflichtet. Sie bemüht sich um die Ausbreitung seiner Lehren und hat jetzt zu diesem Zweck unter dem Titel: Zurück zum Idealismus (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1902) zehn Vorträge veröffentlicht, die, leichter genießbar als Hartmanns gelehrte Schriften, seiner Philosophie unter den Gebildeten Freunde werben werden. Es sind durchaus selbständige, auf selbständigen Studien beruhende Abhandlungen, die aber von dem Glauben an die Richtigkeit des „evolutionistischen Optimismus und des eudämonistischen Pessimismus“ getragen werden. Die Themata sind: „Schiller als Ästhetiker. Über den Begriff des Schönen. Der Individualitätsbegriff. Individuum und Jenseits. Moderne Ethik. Willensfreiheit. Der Wert des Lebens. Über das Erkennen. Über den Begriff der Entwicklung. Der Idealismus im religiösen Leben.“ Wir wählen ein paar Proben aus. Im Vorwort schreibt Frau Alma: „Der Symbolismus, wie er u. a. bei Ibsen, d'Annunzio und Maeterlinck, bei Sudermann in den Drei Reiherfedern und bei Jacobowski erscheint, gibt zwar eine Ahnung von dem, was diese Künstler erstreben, aber verleitet sie, gar zu sehr ins Nebelhafte abzuschweifen und das Dämmerlicht verschwommner Gefühlsseligkeit an die Stelle der lichten Klarheit echter Schönheit zu setzen. Die ideenlose Weltanschauung, welche die logische Folge des wissenschaftlichen Materialismus war, konnte gar nicht umhin, der Realität auch in der Kunst einen größern Spielraum zu gewähren; so entstand das, was man unter dem Gesamtnamen Naturalismus oder Verismus begreift, die Verbreiterung nach der Seite des Häßlichen hin, das man in den Bereich des Schönen zog infolge der Beweisführung: was wirklich ist, ist wahr, was wahr ist, kann, ja muß von der Kunst nachahmend dargestellt werden, denn die Kunst hat die Aufgabe, Darstellerin des Wahren zu sein. Was aber für die Erkenntnis nicht gilt, das Aufrichten von Schranken, das gilt in hohem Maße für die Kunst, die auch in ihrer freiesten Form, der Poesie, niemals die Grenzen des feinen Geschmacks überschreiten darf. Und diese Grenzen sind sehr eng! Der Künstler sollte nie vergessen, daß er der konkretsten Form bedarf, der größten sinnlichen Scheinhaftigkeit, um das Schöne darzustellen. Aber die modernen Dichter vergessen über ihrer Sehnsucht nach dem Ideale [die ists nicht allein, was irre führt, sondern manchmal auch der Wunsch des impotenten Dramenfabrikanten, seiner Ware durch neue Künsteleien Zugkraft zu verleihen], daß diese Sehnsucht sich in ihren Kunstwerken ganz anders als in Gefühlsstimmungen versinnlichen muß. Vor allem das Drama verlangt Plastik der Gestalten, helle Beleuchtung der verkörperten Ideen. Es ist vielleicht die Unlust an dem lauten Lärm des Werktags, der die Menschheit an dem stillen Blumenleben dieser Dichtungen Gefallen finden läßt, dieselbe Unlust, die sie zur Zurückziehung von den praktischen Aufgaben des Lebens treibt, deren Nutzen sie als Skeptiker und Materialisten nicht einzusehen vermögen. In dieser Wendung des Materialismus steckt eine große Gefahr. Man hat so oft von der Schädlichkeit des Pessimismus gesprochen mit der Behauptung, daß darin nur ein Anlaß liege, sich jeder tätigen Mitarbeit zu enthalten, aber man ist sich der weit größern Gefahr einer materialistisch-antiteleologischen Weltanschauung noch nicht bewußt geworden.“ Wir gehören nicht zu den „man“; wir haben, obwohl Jenseitsoptimisten, Hartmann immer als Bundesgenossen im Kampf gegen den Materialismus willkommen geheißen. Sein Pessimismus ist deswegen nicht mehr gefährlich, weil ihm die allmähliche Umgestaltung die Zugkraft genommen hat, die der „Philosophie des Unbewußten“ ursprünglich innewohnte.

In dem Vortrage über Individuum und Jenseits lesen wir: „Es heißt den Individualismus in volkswirtschaftlicher [gemeint ist wohl sozialer] und auch in ethischer Hinsicht zu weit treiben, wenn man verlangt, daß sich jeder Mensch frei ausleben, d. h. so lange umhertasten dürfe, bis er alle seine Anlagen gleichmäßig vollkommen entwickelt habe. Der literarische Individualismus, der dies anstrebt, rechnet nicht mit den Menschen, wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. [Auch nicht einmal das; der Mensch soll schon darum kein sich allein lebendes Sonderwesen sein, weil er als solches gar nicht existieren, viel weniger Mensch sein könnte; Individuen, d. h. unteilbare Wesen, sind wirklich vorhanden; von allen Beziehungen — und die menschliche Form der Beziehung ist die Verpflichtung — losgelöste Sonderwesen, Miniaturabsolute, gibt es nur in der verschrobnen Phantasie der sogenannten Individualisten, die den Sinn des Namens, den sie sich beilegen, gar nicht verstehn.] Volkswirtschaftlich und ethisch hat jeder sich als dienendes Glied eines großen Organismus zu fühlen und braucht in dieser Stellung keine Entwürdigung [und keine Beeinträchtigung] der Menschenrechte zu erblicken. Nicht die Selbstherrlichkeit ist das letzte Wort der Sittenlehre, sondern die Selbstbescheidung. Es ist eine ganz unberechtigte Übertragung ästhetischer Auffassung auf das praktische Leben, wenn man die Harmonie aller Kräfte, die ästhetisch befriedigt, in der Weise zum Moralprinzip erhebt, daß man die Erziehung nicht eher abschließen will, als bis alle in einem Menschen möglicherweise schlummernden Kräfte hervorgelockt sind. Die große Zeitverschwendung, die mit der Durchführung dieses Prinzips in der Pädagogik Platz griffe, würde in den meisten Fällen nicht die Kosten lohnen."

Die Dame ist so kühn, auch mit den Theologen anzubinden. Die folgende Stelle aus dem letzten Vortrag wird den Beifall der Orthodoxen beider Konfessionen finden. „Der Neukantianismus ist deswegen so bequem für die Theologen, weil sie sich erstens mit der Berufung auf Kant ein philosophisches Ansehen geben können, und weil er zweitens mit der Lehre von der Unbegreiflichkeit alles Übersinnlichen jeder Dogmatik den Boden unter den Füßen wegzieht. [Statt Unbegreiflichkeit müßte hier Unerkennbarkeit stehn. Die Kirche lehrt nicht, daß die Trinität begreiflich, sondern nur, daß sie durch die Offenbarung, nicht durch die Vernunft, erkennbar sei.] In diesem Vertrauen auf die Stärke ihrer Position geht die Ritschlsche Schule so weit, der historischen Kritik Tür und Tor zu öffnen. Der Verstand kann immer nur Endliches begreifen; daran mag er sich abmühn, so viel er will, er wird vor dem Unendlichen als dem Unbegreiflichen doch Halt machen müssen, und dieses Unbegreifliche bleibt dann der unbestrittene Alleinbesitz der Kirche. Es wird also die Transzendenz des Übersinnlichen anerkannt, aber kein Versuch gemacht, es dem Verstande annehmbar zu machen. Man macht dem lieben Gott seine Verbeugung und geht zu andern Dingen über, die man seinem Einfluß entzogen glaubt. [So meinen es die Leute nicht, die an Gott glauben, aber sein Wesen für unerkennbar und unerforschlich halten; sie verschwenden nur keine Zeit und Kraft auf unnütze Grübeleien, sind aber keineswegs der Ansicht, daß die Dinge, mit denen sie sich beschäftigen, Gottes Einfluß entzogen seien, glauben vielmehr fest, daß ohne den Willen Gottes kein Sperling vom Dache fällt, und sie mühen sich, den Willen Gottes, soweit er erkennbar ist, zu erfüllen. So hält es, von den Theologen nicht zu reden, auch jeder christliche Bauer.] Die Religion begnügt sich mit dem Gebiet der praktischen Ideale; die objektive Wahrheit hat damit so wenig zu schaffen, wie etwa mit dem Reiche der Dichtung. [Wieder schief aufgefaßt! Gott, Schöpfung, Erlösung, Unsterblichkeit gelten uns als objektive Wahrheit. Aber diese Dinge so zu erkennen, wie wir die Natur und unser eignes Ich erkennen, Anschauung und ein exaktes Wissen davon zu gewinnen, dazu ist unser Erkenntnisvermögen nicht eingerichtet. Es reicht hin, den Willen Gottes zu erkennen und aus der christlichen Hoffnung Kraft zur Erfüllung unsrer Pflichten zu schöpfen, also für alle praktischen Zwecke, aber wenn wir theoretisch mehr als den bloßen Glauben an die Tatsachen des Jenseits verlangen, wenn wir sie beschrieben haben wollen, dann müssen wir uns klar machen, daß jede Vorstellung der jenseitigen Dinge nur

Sinnbild, Phantasiegebilde, Dichtung sein kann.] Auch die theoretische Erkenntnis wird ausgeschlossen [inwiefern, ist eben gesagt worden]; ja diese Richtung [der wir uns verwandt fühlen, mit der wir uns aber nicht identifizieren] rühmt sich ihrer Unabhängigkeit von der Philosophie, die sie nur als Erkenntnistheorie gelten läßt. Was nützt denn auch eine Metaphysik dem, der ganz ins Bewußtseinsleben versenkt, alle darüber hinausweisenden Beziehungen als für Religion und Sittlichkeit überflüssig abweist?" Die Ritschlianer werden schwerlich zugeben, daß sie im letzten Satze richtig gezeichnet seien.

Notiz. In dem von mir veröffentlichten Buche „Das heutige Rußland" (Leipzig, Veit & Komp., 1902) finden sich auf Seite 2 folgende Fehler, auf die ich meine Leser aufmerksam machen möchte:

In Zeile 19 von oben und ff. muß es in betreff des täglichen Zuwachses des russischen Reichs an Bodenfläche statt 130, 90, 80 Quadratmeilen heißen: 130, 90, 80 Quadratkilometer, wonach die jenen Zahlen beigefügte Umrechnung in Kilometer wegfällt.

In Zeile 5 von unten muß es statt 438 qkm heißen 237 qkm, und dementsprechend in Zeile 3 von unten statt 160000 qkm: 86000 qkm; ebenso auf Seite 201 statt 100000 qkm: 86000 qkm, und auf Seite 2, Zeile 4 von unten muß es nicht „alle sechs Monate," sondern „alle zwölf Monate" heißen.

Der Leser meines Buches wird bemerken, daß durch die bezeichneten Fehler der Sinn und die Bedeutung der wegen des russischen Wachstums von mir gezognen Schlüsse nicht beeinflußt werden, und daß die Schnelligkeit dieses Wachstums in den letzten fünfzig Jahren nicht abgenommen, sondern sogar zugenommen hat (vergl. S. 3).

E. von der Brüggen

Literatur

Forschungen zur neuern Literaturgeschichte. Heft XIX—XXI. Berlin, Alexander Duncker, 1902

Auch die drei neuesten Hefte dieser unter Franz Munckers Redaktion erscheinenden Sammlung, die uns schon eine stattliche Reihe wertvoller Abhandlungen gebracht hat, zeigen, so ungleich sie nicht nur an Inhalt und Umfang, sondern auch an methodischer Behandlung des darzustellenden Stoffes sind, doch denselben wissenschaftlichen Grundcharakter, den schon der Name des Herausgebers verbürgt. Im XIX. Heft (VII, 110 S.) werden Friedrich Hebbels Epigramme von Bernhard Patzak einer eingehenden Untersuchung gewürdigt, die vor allem die Entstehungsgeschichte durch eine Fülle prosaischer Parallelstellen aus den Tagebüchern und den Briefen mit glücklichem Scharfsinn aufdeckt. Zugleich gibt er eine anschauliche Erläuterung zu Richard M. Meyers Behauptung, daß Hebbels Dichtungen eigentlich nur ein Kommentar zu seinen Tagebüchern seien. Besondres Interesse gewähren die Ausführungen darüber, wie sich die ursprünglichen Aphorismen oft erst nach jahrelanger Ummodlung endgiltig metrisch kristallisieren. Dagegen hätten die literarhistorische Stellung des Epigrammatikers Hebbel und seine Bedeutung für die künstlerische Entwicklung dieser Gattung schärfer herausgearbeitet werden können. Denn auch der zweite Teil, der die besondre Art seiner Epigramme charakterisiert, deutet zwar auf die wichtigsten literarischen Vorgänger richtig hin, hält aber doch zu wenig Ausschau. Die besondre Begabung der zur Reflexion und Didaktik neigenden Dichternatur Hebbels, seine Vorliebe für geistreich zugespitzte Antithesen und Aperçus werden aber durch eine geschickte Gruppierung von neuem trefflich erläutert.

Das XX. Heft (XIX, 254 S.) hat den Titel: Die Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Von A. K. T. Tielo. Der Verfasser scheint selbst gefühlt zu haben, daß die umfangreiche

Abhandlung in keinem rechten Verhältnis zum behandelten Stoffe steht. Wenigstens versichert er ausdrücklich, daß es ihm um eine möglichst erschöpfende Behandlung seines Gegenstandes zu tun gewesen sei. Und wenn unermüdlicher Fleiß, der auch dem Kleinsten eine hingebende Aufmerksamkeit schenkt und liebevoll in seine Scheuern sammelt, was ihm erreichbar ist, allein eine einwandsfreie Leistung verbürgte, müßte dem Verfasser der Preis zugesprochen werden. Denn sogar der vorliegende starke Band genügt ihm noch nicht für seinen Zweck, sondern auch Sauers Euphorion und Max Kochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte bringen weitere Nachträge. Aber auch hier heißt es wieder: Weniger wäre entschieden mehr gewesen, d. h. statt der nicht selten ungebührlich überwuchernden Einzelheiten sähe man lieber eine gedrängte Zusammenfassung, statt des Strebens nach absoluter Vollständigkeit lieber eine Betonung des Charakteristischen und Wertvollen. Schon die in der Vorrede gegebne bibliographische Aufzählung, wo Gutes und Schlechtes, Selbständiges und Kompiliertes nachbarlich nebeneinander genannt wird, ist recht bezeichnend. Aber auch in der Darstellung selbst werden die Breite und die Umständlichkeit stellenweis fast unerträglich. Man erhält zwar eine Summe lehrreicher Einzelbeobachtungen vorgelegt; aber zu einem wirklichen Gesamtbild der dichterischen Persönlichkeit kommt es trotz wiederholter Rekapitulationen eben doch nicht recht. Das muß sich der Leser erst schaffen. Sieht man aber von diesem Grundmangel in der Anlage der Arbeit ab, so muß man anerkennen, daß man viel daraus lernen kann. Denn der Verfasser kennt nicht nur die einschlägige Literatur genau, sondern hat auch das Archiv des „Tunnels über der Spree" genau durchforscht. Am gelungensten erscheinen mir die Darlegungen über die episch-lyrische Poesie des Grafen von Strachwitz, sowie die Hinweise auf literarische Anregungen und Nachwirkungen auf zeitgenössische und spätere Dichter. Überhaupt zeigt der Verfasser im Stoffgeschichtlichen eine anerkennungswerte Belesenheit, die ihn freilich auch zu unverhältnismäßig zahlreichen Abschweifungen verleitet. Auch der chronologische und textkritische Anhang, der zugleich ein paar ungedruckte Gedichte mit enthält, verdient Beachtung.

Eine durchaus beifallswerte Leistung sehe ich in der Abhandlung von Hartwig Jeß über August Friedrich Ernst Langbein und seine Verserzählungen, die das XXI. Heft bietet (VIII, 181 S.). Ihn interessiert der Radeberger Belletrist vor allem als eine nicht unwichtige Übergangserscheinung in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Verserzählung. Aber er bringt noch weit mehr. Nicht nur, daß er zum erstenmal in straffer Konzentrierung eine wirklich kritische Skizze von Langbeins Leben und Charakter entwirft, die Bibliographie seiner Schriften sorgfältigst revidiert und durch ein überaus reichhaltiges Quellenverzeichnis über den kompilatorischen Charakter der Langbeinschen Dichtung aufklärt, sondern er gibt zugleich auch eine eindringende Darstellung seiner poetischen Technik im weitesten Sinne, indem er dabei in erfreulichem Gegensatz zu Tielo den Blick immer auf das Wesentliche richtet. Nur das Kapitel, wo er Langbein als Dichter seiner Zeit betrachtet, gibt mir zu ein paar Bemerkungen Anlaß. Einmal unterschätzt er entschieden Langbeins kulturgeschichtliche Bedeutung, der doch in der Gesellschaftskritik des obersächsischen Publikums manche sehr charakteristischen Beobachtungen zum besten gibt. Er knüpft da unmittelbar an Rabener an. Anderseits vermisse ich einen Hinweis auf die ausgiebige Polemik gegen Heinrich Campes Sprachneuerungen, von der die Prosaschriften Langbeins allerorten Zeugnis ablegen. Ja, er hat geradezu ebenso wie Jean Paul eine nicht unbeträchtliche Zahl von Campes Verdeutschungsvorschlägen mit in Kurs gesetzt durch seine satirischen Glossen. Überhaupt sei bei der Gelegenheit zugleich darauf hingewiesen, welche Fundgrube für obersächsische Vulgarismen und volkstümliche Redensarten Langbeins Schriften sind. Der Verfasser gibt selbst eine Reihe Proben davon. O. L.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Deutschen in Rom

Von Otto Kaemmel


u keiner fremden Stadt hat das deutsche Volk ein so enges und dauerndes Verhältnis gehabt wie zu Rom, und wiederum hat Rom zu keinem andern fremden Volk in so nahen Beziehungen gestanden wie zu den Deutschen. Von der germanischen Kaisergarde des Augustus an führt eine ununterbrochne Kette bis auf Kaiser Wilhelm den Zweiten. Auch andre Völker haben Rom gelegentlich erobert und beherrscht, die Normannen Robert Guiskards 1084, die Spanier Karls des Fünften 1527, die Franzosen 1849, und diese haben sogar mit kurzer Unterbrechung bis zum Juli 1870 dort gestanden, bis Deutschland mit seinen siegreichen Waffen abermals das Geschick der „ewigen Stadt" bestimmte; aber dauernd und zu Recht beherrscht haben sie nur deutsche Könige als römische Kaiser, als die anerkannten Nachfolger der Cäsaren. Keine der großen Nationalkirchen des Mittelalters hat mit Rom und dem Papsttum so nahe zusammengehangen, wie die deutsche seit Otto dem Großen, denn dieser begründete seine Reichsverfassung auf die deutsche Kirche als auf die einzige Kulturmacht der Zeit und behandelte deshalb den Papst als den ersten Bischof des deutsch-italienischen Reichs; und wiederum das Papsttum hat nirgends tiefer in die innern Verhältnisse des Landes eingegriffen als in Deutschland, freilich zuletzt zu seinem eignen und der Kirche schwerem Unheil. Denn die Empörung des deutschen Gemüts über römische Aussaugung und römische Frivolität riß die Germanen zum größten Teil von Rom los, zerstörte eine achthundertjährige Verbindung, gestaltete freilich auch das Verhältnis der katholischen Deutschen zu Rom nur um so enger. Zwei Jahrhunderte mußten vergehn, ehe auch die protestantischen Deutschen den Weg nach Rom wieder fanden, aber dann suchten sie dort nicht die Kirche, sondern die Denkmäler des Altertums und der Renaissance, und das neue Band, das sie mit Rom verknüpfte, war und ist ein rein geistiges.

Dieses höchst interessante Thema, die mehr als tausendjährige Geschichte der Deutschen in Rom hat jetzt ein deutscher, lange in Rom lebender Schriftsteller, Georg von Grävenitz, zum Gegenstand eines interessanten und tüchtigen

Buches gemacht.*) Die Form des Titels deutet an, daß er ihn keineswegs erschöpfen will. Das ganze neunzehnte Jahrhundert skizziert er nur leicht, und auch in der frühern Zeit bleiben starke Lücken; vor allem bringt er nichts über die Beziehungen Roms zur deutschen Gegenreformation, er will eben vorerst nur „in einer weiten Hügellandschaft die entscheidenden Geländeformationen bezeichnen," und sein Buch ist in der Tat aus einzelnen Studien und Skizzen, die teilweise schon anderwärts veröffentlicht und jetzt nur in einen losen Zusammenhang gebracht worden sind, entstanden (Karl der Große und die Anfänge germanischen Lebens in Rom; Otto der Dritte, ein deutscher Kaiser von Rom; Deutsches Leben und deutsche Gäste in Rom im fünfzehnten Jahrhundert; Die deutsche Nationalstiftung und Kirche Maria dell' Anima; Luther in Rom; Hutten in Rom; Aus dem römischen Leben Winckelmanns; Anton Rafael Mengs; Der römische Kreis Goethes; An der Wende des Jahrhunderts). Die beigegebnen vortrefflichen Illustrationen illustrieren wirklich, d. h. sie verdeutlichen das im Text gesagte, stehn also mit ihm in engster Verbindung und auch an der richtigen Stelle, zerreißen ihn nicht durch ihre Überfülle. Eine Anzahl Anmerkungen erläutert einzelne Punkte näher, ein Literaturverzeichnis leistet denen, die tiefer auf den Gegenstand eingehn wollen, willkommene Dienste, und ein Register erleichtert die Orientierung.

Indem Grävenitz darauf verzichtet, bis in die römische Kaiserzeit zurückzugehn, oder auch nur die kurze Herrschaft germanischer Heerkönige zu behandeln, da diese mit dem spätern Deutschland in keiner Beziehung stehn, beginnt er seine Darstellung mit der Zeit Karls des Großen, der das römische Kaisertum deutscher Nation im engsten Bunde mit dem Papsttum errichtete. Noch vorher hatten Germanen in Rom dauernde Niederlassungen begründet. Wie die Griechen schon seit dem sechsten Jahrhundert am Nordwestfuße des Aventins um Santa Maria in Cosmedin saßen, so stiftete König Ina von Wessex 727 eine angelsächsische Genossenschaft (schola) in der Nähe des Tibers, die König Offa von Mercia 794 vergrößerte und mit einem Pilgerhospital ausstattete, da wo jetzt das Hospital Santo Spirito (in Sassia), die Fortsetzung dieser uralten Siedlung, liegt. Nach diesem Vicus oder Burgus Saxonum erhielt das ganze sich neubildende Stadtviertel kurzweg den Namen Borgo. Zu den fränkischen Karolingern knüpften die Päpste Zacharias und Stephan der Zweite seit 753 die ersten Beziehungen, und diese fanden einen merkwürdigen architektonischen Ausdruck darin, daß Stephan (752 bis 757), der am St. Peter den ersten Glockenturm Roms erbaute, das alte, verfallne Rundgrab des Kaisers Honorius am Ende des südlichen Querschiffs der Peterskirche in eine Kapelle der heiligen Petronella, der legitimen Tochter des Apostelfürsten nach der Legende, umwandelte und deren Patronat dem König Pipin übertrug, da dieser als „Adoptivsohn" des heiligen Petrus galt. Den Franken wurde zuerst 781 das Hospital hinter der Peterskirche bei der Kapelle des heiligen Leo zur Benutzung überwiesen, aber nur vorübergehend; ihre Kirche

*) Deutsche in Rom. Studien und Skizzen aus elf Jahrhunderten von G. von Grävenitz. Mit Titelbild, 99 Abbildungen, Romplänen und Stadtansichten. Leipzig, E. A. Seemann, 1902. XII und 308 Seiten.

am spätern Camposanto an der Südseite der Peterskirche ist wahrscheinlich von Karl dem Großen gestiftet worden, ganz in der Nähe, um San Salvatore in Macello unweit der spätern Porta Cavalleggieri (an der Ecke, wo südlich vom Petersplatz der Wall Urbans des Achten nach dem Janikulum zu scharf rechtwinklig umbiegt). Um dieselbe Zeit, unter Papst Leo dem Dritten (795 bis 816) wird zuerst eine wohl viel ältere Schola der Langobarden nicht weit vom Camposanto der Deutschen um Santa Maria in Camposanto oder San Salvatore de Ossibus erwähnt; die Friesen hatten ihre Niederlassung am Mons palatiolus, d. h. am nördlichen Abhange des Janikulums, an der Südseite des heutigen Borgo Santo Spirito um die Michaeliskirche (quae a scola Frisonum), die heute San Michele e Magno oder San Michele in Sassia heißt und den Friesen bis 1225 gehört hat. So erstreckte sich eine Kette germanischer Niederlassungen und Kirchen längs der ganzen Südseite der vatikanischen Stadt von der Peterskirche bis zum Tiberufer am alten Pons Vaticanus (unterhalb des neuen Ponte Vittorio Emanuele und der Engelsbrücke).

Karl der Große hat Rom viermal betreten, 774, 781, 787 und 800, das letztemal zur Kaiserkrönung im St. Peter am ersten Weihnachtsfeiertage. Gewohnt hat er dabei unzweifelhaft in einem der päpstlichen Paläste am St. Peter oder am Lateran, dem eigentlichen Sitze der mittelalterlichen Päpste. An seine Anwesenheit erinnert kein kaiserlicher Bau, an den er so wenig gedacht hat wie die meisten seiner Nachfolger, wohl aber ein merkwürdiges, damals angefertigtes und 1743 unter Benedikt dem Vierzehnten sorgfältig wieder hergestelltes Mosaik an der allein noch erhaltenen Rückwand des Lateranischen Speisesaals (Triclinium) Leos des Dritten, wo Karl ohne Zweifel mit dem Papste zu Tisch gesessen hat: der heilige Petrus, mit der rechten Hand dem Papste die Stola, mit der linken dem wie dieser vor ihm knieenden Frankenkönig die Fahne, das Sinnbild der Belehnung mit der weltlichen Herrschaft über Rom, überreichend. Denn so war in der Tat das Verhältnis Karls und seiner Nachfolger zur „ewigen Stadt," und Karl übte sein Recht nicht nur mehrfach selbst gebietend aus, zuerst unter dem byzantinischen Titel des Patricius, seit 800 als Kaiser, sondern er ließ auch einen stehenden Vertreter, seinen Pfalzgrafen, als Oberrichter in Rom zurück, der bis auf seinen Enkel Karl den Kahlen (Kaiser 875) seines Amtes waltete. Ein leerer Titel ist also dieses fränkische Kaisertum keineswegs gewesen, und auch die germanischen Scholen brachten den Römern die deutsche Herrschaft fortwährend in Erinnerung. Seit 824 standen sie obendrein alle unter germanischem Recht. Sie litten mit ganz Rom schwer, als mit der zunehmenden Auflösung des karolingischen Reichs die Küsten Italiens den Raubzügen der sizilianischen Araber ausgesetzt waren, und diese 846 St. Paul vor den Mauern (fuori le mura) und den St. Peter, die beiden großen Apostelkirchen Roms und die ehrwürdigsten Kirchen des Abendlands, plünderten. Erst Leo der Vierte ließ 848 bis 852 den bisher offnen Borgo, die „Leostadt" (civitas Leonina) mit Mauern umgeben, die noch heute zum Teil erhalten sind, aber nur an der Südseite eine Strecke lang mit der Walllinie Urbans des Achten zusammen-

fallen. Von den gleich anfangs vorhandnen drei Toren hieß das südlichste die Posterula Saxonum an der Stelle der spätern Porta Santo Spirito, ein Beweis von der ungestörten Fortdauer der Stiftung. Die Frankenschola hatte inzwischen einen gesamtdeutschen Charakter angenommen; ihr Friedhof wird 897 ausdrücklich erwähnt, als die geschändete Leiche des Papstes Formosus dort vorläufig beigesetzt wurde. Ein Jahr zuvor, im April 896, war Arnulf von Kärnten, der erste König eines selbständigen deutschen Reichs, der die Kaiserkrone empfing, von ihm gekrönt worden.

Zwei Menschenalter voll der ärgsten Zerrüttung vergingen, bis abermals ein deutscher König in Rom einzog, Otto der Erste. Seine Kaiserkrönung am 2. Februar 962 erneuerte das Kaisertum Karls des Großen und machte die Herrschaft über Rom zum Schlußstein der deutschen Reichsverfassung. Achtzehn deutsche Könige sind seitdem in Rom zu Kaisern gekrönt worden, die meisten im St. Peter, und fast drei Jahrhunderte lang haben sie eine wirkliche, wenn auch nicht unbestrittne und niemals stetige Gewalt über Rom ausgeübt. An dieser ihrer Herrschaft hing die Weltstellung Deutschlands; kein Wunder, daß manchem von ihnen das uralte Kulturland Italien wichtiger erschien als die barbarischen Slavenländer im Osten der Elbe und der Saale, deren Bedeutung für die wachsende Volkskraft Deutschlands damals kaum geahnt werden konnte, und sicher ist, daß der enge staats- und kirchenrechtliche Zusammenhang zwischen Rom und Deutschland, der schon die karolingische Renaissance erzeugt und im Aachener Münster ihr merkwürdigstes Denkmal hinterlassen hat, auf die deutsche Kultur befruchtend einwirkte. Wie sehr das Interesse der Deutschen an der „ewigen Stadt" zunahm, zeigt u. a. eine deutsche Stadtbeschreibung aus dem Zeitalter der Ottonen zum Gebrauch für Pilger, die Graphia aureae urbis Romae, die ein Mönch des Klosters Einsiedeln verfaßt und mit achtzig von ihm abgeschriebnen altrömischen Inschriften ausgestattet hat.

Schon der Sohn Ottos des Großen, Otto der Zweite, der Sohn einer Burgunderin (Adelheid) und der Gemahl einer griechischen Kaisertochter (Theophano), war mehr Kaiser als deutscher König; er ist am 7. Dezember 983 im Palast am St. Peter gestorben und hat als der einzige deutsch-römische Kaiser seine letzte Ruhestätte in der Kirche gefunden. Seit der Zerstörung der alten Kirche unter Julius dem Zweiten steht der Sarkophag mit der einfachen Inschrift: Otto Secundus imperator Augustus in den sogenannten Vatikanischen Grotten, d. h. in der niedrigen, dunkeln Unterkirche des St. Peter, die nichts andres als der Rest der tief unter der heutigen liegenden mittelalterlichen Kirche ist; aber der ursprüngliche Sarg ist das auch nicht mehr. Otto der Dritte, der Sohn jener Griechin, fühlte sich nur noch als Kaiser, und er hat wirklich Rom zu seiner Residenz gemacht. Denn Kaiser und Papst sollten in engster Gemeinschaft Reich und Kirche beherrschen, und er gab dieser den ersten deutschen Papst, seinen Verwandten Bruno von Kärnten, der sich Gregor der Fünfte nannte. Der Bürgerschaft Roms gewährte er eine neue Organisation, den deutschen Niederlassungen wahrte er ihr deutsches Recht: sein Präfekt sollte die höchste Gerichtsbarkeit zugleich als Vogt der Kirche

ausüben, der Patrizius den Kaiser unterstützen und vertreten. Das Bonifatiuskloster auf dem Aventin mit seinen zahlreichen deutschen Mönchen wurde ein neues Zentrum deutschen Wesens in Rom und ein Hauptausgangspunkt für die nordische Heidenmission, von wo aus Adalbert von Prag, Ottos schwärmerisch verehrter Jugendfreund, nach Preußen, Bruno von Querfurt nach Rußland zog. Dicht neben diesem Kloster (jetzt SS. Alessio und Bonifazio, dem zweiten, wenn man von Santa Maria in Cosmedin die einsame Via Santa Sabina hinaufsteigt) baute er sich seine Kaiserpfalz, die einzige, die sich ein deutscher Kaiser in Rom gebaut hat; hier richtete er sich seinen Hof nach dem prunkvollen steifen Muster des byzantinischen ein, und nahe am Aventin auf der Tiberinsel errichtete er seinem Freunde Adalbert, der 997 den Märtyrertod gefunden hatte, 1001 eine Kirche an der Stelle des alten Äskulaptempels. Von dem damaligen Bau sind nur noch der Glockenturm und die vierzehn antiken Granitsäulen des Hauptschiffs übrig, dazu Reste des Mosaikbodens und barbarische Reliefs an dem Brunnen für das heilige Wasser vor dem Chor, deren eines den Kaiser selbst mit dem Modell der Kirche in der Hand darstellt. Auch die erste Zeile einer Inschrift über der Haupttür nennt ihn als Stifter; die zweite aus späterer Zeit eignet die Kirche nur noch dem heiligen Bartholomäus zu, dem sie nur mit geweiht war, den Namen Adalberts unterdrückt sie, und jetzt ist er längst vergessen. Es ist die einzige Kirche, die jemals ein deutscher Kaiser in Rom gebaut hat.

Keiner hat mit Rom so fest zusammengehangen wie Otto der Dritte. Wenn sich trotzdem die Römer gegen ihn empörten, so war das wohl nur der Ausdruck einer Aufwallung, weil er das rebellische Tivoli ihrer kleinlichen Rache entzogen hatte, aber es entsprang schwerlich dem Widerstreben gegen seine ganze Politik, und wenn Deutschland mit dieser unzufrieden war, so hätte sich bei einem jungen Herrn, der noch in der Entwicklung begriffen war und überhaupt nicht älter als 22 Jahre geworden ist, auch der Einsicht und Energie keineswegs entbehrte, wenn er auch zunächst ein idealistischer Schwärmer war, ein Ausgleich mit den deutschen Meinungen und Bedürfnissen doch wohl finden lassen. Daß er sich der „sächsischen Roheit" schämte und sich mit einem Hofe nach dem Muster des nicht nur prunkvollen und steifen, sondern auch feingebildeten und geistig angeregten byzantinischen umgab, war doch schwerlich etwas andres, als wenn sich gebildete Deutsche in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege aus der Barbarei der heimischen Sitten in die feine französische Hofsitte flüchteten. Ein Deutscher ist Otto der Dritte doch trotz alledem geblieben; er hat sich ja auch nicht in Rom, sondern in Aachen neben Karl dem Großen beisetzen lassen.

Jedenfalls lag seine Politik in der Richtung der Gedanken seines Großvaters Ottos des Ersten, denn die möglichst enge Verbindung zwischen Reich und Kirche, Kaisertum und Papsttum war ja eben ihr Grundzug, und sie ist auch von seinen Nachfolgern immer festgehalten worden. Heinrich der Dritte hat 1046 wieder einen Deutschen, Suidger von Bamberg, als Clemens den Zweiten zum Papst erhoben und dies dann noch dreimal wiederholt, ja den letzten dieser Päpste, Viktor den Zweiten, zu seinem eignen Statthalter

in Italien gemacht; was wäre ohne sein energisches Eingreifen damals aus dem römischen Stuhle geworden! Auch als der radikale kirchliche Idealismus Gregors des Siebenten, der sich von der Wirklichkeit der Dinge mindestens ebenso weit entfernte wie die Politik Ottos des Dritten, jene Verbindung zu zerreißen strebte, ist das auf die Dauer nicht gelungen, und Friedrich Barbarossa hat sie vielmehr, soweit sie gelöst worden war, wieder hergestellt, weil auf ihr noch immer die Reichsverfassung beruhte. Erst die deutsche Fürstenpolitik hat diese im Bunde mit dem Papsttum aus den Angeln gehoben. So ist Friedrich der Zweite der letzte Kaiser, der die Verbindung mit Rom behauptet hat, und er hat als Cäsar Augustus dieser seiner Hauptstadt sein stolzestes Siegeszeichen zugesandt, den Fahnenwagen (Carroccio) der Mailänder, den sein Heer in der blutigen Schlacht bei Cortenuova am Oglio am 24. und 25. November 1237 erbeutet hatte. Daran erinnert noch heute eine Inschrift im Turme des Kapitols. Inwieweit in dieser ganzen Zeit die überlegne Kultur Italiens und Roms auf Deutschland eingewirkt hat, das wäre der Gegenstand einer besondern lohnenden Arbeit. Soviel steht jedenfalls fest, daß ohne diese Verbindung weder die Ottonische Renaissance noch die romanische Kunst in Deutschland möglich gewesen wäre, und Bischof Bernward von Hildesheim (gest. 1022), der Lehrer Ottos des Dritten, der Rom besuchte und den Bronzeguß nach Deutschland verpflanzte, hat in seinen Arbeiten unmittelbar an römische Vorbilder angeknüpft. Die Türen seines Doms sind nach dem Muster der Türen von Santa Sabina entstanden, seine Christussäule war eine verkleinerte Nachbildung der Trajanssäule.

Mit jener Inschrift Friedrichs des Zweiten schließt die deutsche Kaiserzeit für Rom ab. Noch fünf Kaiser haben die Krone dort empfangen, Heinrich der Siebente 1312, Ludwig der Bayer 1328, Karl der Vierte 1355, Sigismund 1433, Friedrich der Dritte 1452, aber keiner hat mehr eine wirkliche Gewalt in Rom ausgeübt. Doch damit erlosch der deutsche Einfluß in der „ewigen Stadt“ keineswegs, und der Verkehr von Deutschland dorthin nahm zu, besonders durch die „Jubeljahre“ 1300, 1350, 1390 und 1450, trotz des „babylonischen Exils,“ das die Päpste 1309 bis 1378 im fernen Avignon festhielt, und trotz der ihm folgenden Kirchenspaltung, die erst 1417 geschlossen wurde. Für diese Pilgerscharen vor allem waren einige Beschreibungen Roms aus dem fünfzehnten Jahrhundert bestimmt; die eine von 1452, die andre etwa vom Jahre 1500 stammte von dem Nürnberger Ratsherrn Nikolaus Muffel aus der Feder des rheinischen Ritters Arnold von Harff. Sie fassen Rom vor allem als eine heilige Stadt auf, erwähnen beiläufig auch die antiken Monumente, erzählen aber von ihnen oft die wunderlichsten Sagen, ohne alle Kritik. Auch fingen Deutsche schon an, Stadtbilder zur Orientierung zu entwerfen, wie dies Italiener schon früher getan hatten. Sie sahen die Stadt fast immer vom Monte Mario aus, von der Stelle, wo die nordischen Pilger sie in der Tat zum erstenmal erblickten, und geben in großen Zügen, ohne alle Naturtreue, aber in annähernd richtiger Verteilung die wichtigsten antiken und kirchlichen Gebäude: Engelsburg, St. Peter, Pantheon, Kapitol, Kolosseum und andres mehr; ringsum läuft die getürmte Mauer. Das erste dieser Bilder

bietet, gewiß nach einer größern Vorlage, eine Goldbulle Ludwigs des Bayern aus seinem Krönungsjahre 1328, ein weit umfänglicheres und genaueres mit Beifügung der Namen die Weltchronik Hartmann Schedels vom Jahre 1493, die übrigens Rom vom linken Tiberufer aus darstellt.

Wenn die deutschen Pilger meist nur vorübergehend in Rom weilten, so blieb doch auch eine wachsende Zahl ihrer Landsleute auf lange Zeit oder ganz in Rom haften. Der Deutsche Ritterorden hielt in der politischen Frühreife, die ihn überhaupt auszeichnet, schon seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts einen stehenden Gesandten, den Ordensprokurator, am päpstlichen Hofe, der bis zum zweiten Thorner Frieden 1466 glänzend aufzutreten gewöhnt war und am Vatikan eine höchst angesehene Stellung einnahm. Das Ordenshaus stand erst in der Leostadt, seit 1431 auf dem andern Flußufer in der Nähe des spätern Palazzo Farnese. Seinen deutschen Landsleuten, auch deutschen Studenten, bot der Ordensprokurator, im fünfzehnten Jahrhundert zuweilen ein wissenschaftlich gebildeter Herr, eine zuverlässige Stütze. In der Kurie und am päpstlichen Hofe waren schon in Avignon ziemlich viel Deutsche gewesen; seit der endgiltigen Rückkehr der Päpste nach Rom vermehrte sich ihre Zahl, und oft waren sie in ansehnlichen Stellungen. Unter Martin dem Fünften war Hermann Dwerg Protonotar, Kaspar Amdofen Kastellan der Engelsburg, Heinrich Kalteisen päpstlicher Haushofmeister (magister sacri palatii); unter Nikolaus dem Fünften stieg Melchior von Meckau zum Geheimkämmerer und Bischof von Brixen auf. Weit bedeutender waren Dietrich von Nieheim und Nikolaus (Krebs aus Cues) Cusanus. Der erste, der Historiker der Kirchenspaltung und der Biograph des Papstes Johann des Dreiundzwanzigsten, war als Kirchenpolitiker Ghibelline und Verfechter des konziliaren Gedankens (gest. 1418); der zweite, unter Eugen dem Vierten Mitglied der Kurie, ein scharfer Kopf und gelehrter Humanist, wirkte anfangs für die Berufung des Konzils von Basel; als ihm dort die Bewegung zu weit ging und bis zur Absetzung Eugens des Vierten führte, kehrte er um, wurde päpstlicher Legat für Deutschland, wo er eifrig an einer „Generalreform" des Klerus arbeitete, empfing unter Nikolaus dem Fünften im Jahre 1448 als der erste Deutsche den Kardinalshut, ging mit Pius dem Zweiten 1459 zum Konzil nach Mantua und war von manchen Seiten schon zu dessen Nachfolger ausersehen, als er wenig Tage vor diesem Papste am 11. August 1464 in Todi starb. Sein Grab fand er in seiner Titelkirche San Pietro in Vincoli links vom Haupteingange; dort hat Andrea Bregno seinen charakteristischen Prälatenkopf im Bilde erhalten, doch sein Herz bewahrt seine Heimat Cues an der Mosel. Bei weitem keine so hohe Stellung, aber einen wichtigen Vertrauensposten nahm unter Sixtus dem Vierten und namentlich unter Alexander dem Sechsten der Schwabe Johannes Burchard aus Haslach bei Straßburg ein. Seit 1483 päpstlicher Zeremonienmeister hat er in seinem peinlich gewissenhaft geführten Tagebuch (Diarium) vom Dezember 1483 bis zum 27. April 1506 ein getreues Spiegelbild aller Vorgänge am päpstlichen Hofe in diesen Jahren höchster Kultur und tiefster Sittenverderbnis geliefert.

Nicht ohne den Schutz und die Förderung solcher Männer wurden deutsche

Ansiedler allmählich zu einem ansehnlichen Bestandteile der bürgerlichen Bevölkerung Roms. Sie schlossen sich vielfach zu Zünften und kirchlichen Bruderschaften zusammen. Zahlreich waren im fünfzehnten Jahrhundert die deutschen Gastwirte, besonders im Borgo, wo es beim deutschen Camposanto u. a. ein Wirtshaus „zum Doppeladler“ gab. Neben den italienischen Geldwechslern aus Siena, Florenz und Genua hatte auch das deutsche Welthaus der Fugger von Augsburg im „Bankenviertel“ zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts seine Bank aufgeschlagen, die einige Jahre lang der gelehrte und kunstsinnige Jakob Fugger (1459 bis 1525), der Gläubiger Maximilians des Ersten, Karls des Fünften und Albrechts von Mainz und Magdeburg, von dem Palast in der Via del Consolato aus persönlich leitete. „Alles muß in Rom durch der Fugger Bank entliehen, gehandelt, bestellt und zugesagt werden,“ schrieb Maximilian der Erste im Jahre 1511. Von den deutschen Zünften war die der Schuster, die Schola sutorum vere Germanorum, besonders ansehnlich; in ihre Verzeichnisse wurden bis 1531 im ganzen 2410 Mitglieder eingetragen, und sie hatten ihr eignes Haus mit einer Kapelle des heiligen Crispinus und Crispinianus, das 1898 erneuert und Eigentum der Camposantostiftung geworden ist. Die deutschen Bäckermeister bildeten ursprünglich mit den italienischen eine Gilde unter zwei „Konsuln,“ daneben gab es aber eine rein deutsche Gesellenverbindung, die später mit den deutschen Meistern zu einer schola oder universitas verschmolz und die jetzt abgebrochne Elisabethkirche bei Sant' Andrea della Valle mit einem Spital von zwölf Betten besaß. Auch die deutschen Leineweber waren in einer Zunft vereinigt. Eine besondre Rolle spielten die deutschen Buchdrucker in Rom. Auch nach Italien haben Deutsche diese neue „schwarze Kunst“ getragen. Ihre erste Arbeitsstätte fanden sie in dem uralten Benediktinerkloster Santa Scholastica bei Subiaco im Sabinergebirge, wo der gelehrte spanische Abt Juan de Torquemada Konrad Schweinsheim, Arnold Pannartz und Ulrich Hahn seit 1465 beschäftigte; ihre ersten prachtvoll hergestellten (lateinischen) Druckwerke bewahrt noch die schöne dortige Stiftsbibliothek. Seit dem September 1467 arbeiteten die ersten beiden in Rom im Palazzo Massimi alle Colonne (am jetzigen Corso Vittorio Emmanuele) unter Leitung des Bibliothekars der Vaticana Giovanni Andrea de' Bossi bis 1472, von Sixtus dem Vierten durch Privilegien, Pfründen u. dgl. unterstützt. Bald nach 1476 sind beide gestorben. Ulrich Hahn führte noch den deutschen Holzschnitt in Italien ein. Um diese Zeit gab es in Rom zwanzig meist deutsche Buchdruckereien, und bis 1500 erschienen hier 925 Druckwerke.

Von den Bruderschaften, die oft mit Hospitälern namentlich für Pilger verbunden waren, beschränkte sich eine der vornehmsten, die Heiligegeistbruderschaft, nicht auf Deutsche, sondern nahm Mitglieder, namentlich Pilger, aller Nationen auf, so die Päpste Eugen den Vierten und Sixtus den Vierten wie anderseits Maximilian den Ersten und seine zweite Gemahlin Bianca Sforza 1503. In ihr lebte gewissermaßen die alte angelsächsische Schola wieder auf, neben deren Kirche Santa Maria in Sassia 1201 Innocenz der Dritte das große Ospedale di Santo Spirito stiftete, Sixtus der Vierte den jetzt noch

stehenden Neubau in edler Frührenaissance 1473 bis 1482, Paul der Dritte die Kirche Santo Spirito in Sassia 1538 bis 1544 errichtete. Im Archiv des Hospitals, einer Riesenanstalt von 1600 Betten, liegt noch das Buch dieser Bruderschaft als Zeugnis des historischen Zusammenhangs. Die fränkische Stiftung vom Camposanto erhielt 1300 oder 1350 Hospital und Kirche; unter Nikolaus dem Fünften (1447 bis 1455) entstand in Verbindung damit die Armenseelenbruderschaft, im Jubeljahre 1475 wurde ihre jetzt stehende Kirche erbaut. Ganz neu erstand die deutsche Nationalstiftung Santa Maria dell' Anima. Den ersten Grund dazu legte Johannes Petri aus Dordrecht, indem er 1386 für Hospital und Kirche drei Häuser stiftete. Dazu fügte Dietrich von Nieheim seinen ganzen römischen Grundbesitz, sieben Häuser. Bald war die Bruderschaft, die unter einem Rektor und mehreren Provisoren stand, so wohlhabend, daß sie in den Jubeljahren 1390 und 1400 zwischen 10000 und 20000 Pilger verpflegen konnte. Im Jahre 1431 mit dem 1400 gegründeten Hospital Sant' Andrea, der Stiftung des Priesters Nikolaus Henrici aus Kulm in Westpreußen, vereinigt, erbaute sie bis 1447 eine gotische Kirche in drei Schiffen. Schon 1500 aber begann sie den jetzt vorhandnen Neubau von Kirche und Hospiz, der 1511 geweiht wurde. Die Leitung hatte Johannes Burchard, die Kosten wurden zum Teil durch freiwillige Beisteuern der römischen Deutschen gedeckt, die sich allein im Jahre 1509 auf 3000 Dukaten beliefen, darunter 200 von den Fugger. Während die unter Peruzzis Einfluß erbaute dreistöckige Fassade den Charakter der italienischen Renaissance hat, ist das Innere eine hohe dreischiffige deutsche Hallenkirche auf etwas unregelmäßigem Grundriß, und der Turm trägt ein deutsches Schuppenziegeldach mit dem Reichsadler auf der Spitze. Gönner der Kirche haben eine Reihe von Kapellen eingebaut; so die Fugger, von denen 21 im Bruderschaftsbuche der Anima eingetragen sind, die nach ihnen genannte, Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg die Brandenburgkapelle 1515 zum Dank für seine Erhebung zum Erzbischof. Eine Reihe namhafter Deutscher hat ihre letzte Ruhestätte in der Anima gefunden, vor allem Hadrian der Sechste, der letzte deutsche Papst, 1523. An der bildnerischen und malerischen Ausschmückung der Kirche sind neben Italienern auch Niederländer beteiligt gewesen, die sich damals durchweg zu den Deutschen hielten. Denn die Beziehungen zwischen Italien und den habsburgischen Niederlanden, dem damals höchst entwickelten Teile Nordeuropas, gehen bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zurück. Wie Antonello da Messina 1410 die niederländische Erfindung der Ölmalerei nach seiner Heimat gebracht hatte, so wirkte später die italienische Formgebung auf die flandrische Malerei hinüber, und niederländische Maler wurden in Rom ansässig. Roger van der Weyden malte seit 1450 in Rom, Jan van Mabuse (Gossaert) war Schüler Michelangelos, Berend van Orley Schüler Rafaels, Jan Ruysch malte unter Julius dem Zweiten im Vatikan mit Signorelli und Pinturicchio, Jan van Scorel unter Hadrian dem Sechsten, der ihn zugleich zum Intendanten der päpstlichen Kunstsammlungen im Belvedere ernannte. So wurde Rom damals die Hochschule für die niederländischen Maler und Bildhauer. Sie vereinigten sich in dem Künstlerverein Schilderbent, der auch Deutsche und Skandinavier

aufnahm und bis 1720 bestanden hat, wo ihn Clemens der Elfte wegen gewohnheitsmäßiger roher Völlerei aufhob.

In weit höherm Grade noch als die Maler zog Rom die deutschen Humanisten an, nachdem es seit dem Florentiner Nikolaus dem Fünften ein glänzender Mittelpunkt der Renaissance geworden war. Alle Führer der jungen deutschen Wissenschaft haben es besucht: der Mathematiker Georg von Peuerbach als Gast von Nikolaus Cusanus um 1450, sein größerer Schüler Johannes Regiomontanus, der mit dem griechischen Kardinal Bessarion vier Jahre dort verweilte und bei einer zweiten Anwesenheit, von Sixtus dem Vierten zur Reform des Kalenders berufen, 1476 dort starb, der große Nikolaus Copernicus, der um 1500 hier astronomische Vorträge hielt und 1516 wieder wegen der Kalenderreform zu Rate gezogen werden sollte, ferner der verdienstvolle westfälische Schulmann Rudolf von Langen 1446, der regsamste Wanderlehrer des deutschen Humanismus Hermann von dem Busche um 1490, der glänzend begabte und vielseitig gebildete Rudolf Agricola um 1480 und 1485, der gelehrte Johannes Reuchlin 1482, 1490 und 1498, der unermüdliche Konrad Celtes 1486, der „König der Humanisten“ Desiderius Erasmus 1508/9, der patriotische Reichsritter Ulrich von Hutten 1512, der seine dortigen Erfahrungen kirchlicher Mißstände dann in scharfen Epigrammen und Satiren benutzte, endlich Mutianus Rufus und Crotus Rubianus, die Führer der Erfurter Humanisten im Kampfe gegen die Scholastik. Unter Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten bot der Luxemburger Johannes Goritz (Corycius), päpstlicher Protonotar, sein gastliches Haus den deutschen Humanisten als Sammelpunkt dar; namentlich am Tage Sankt Annas (26. Juli), der Goritz besondre Verehrung widmete und in Sant' Agostino eine reizende Gruppe von Andrea Sansovino weihte, sammelten sich die Genossen nach dem Gottesdienst in dem Garten ihres Wirtes an der Trajanssäule. Hier hefteten sie Epigramme zum Lobe des Hausherrn oder Sankt Annas an Bäume und Sträucher, die später gesammelt und unter dem Titel Coryciana 1524 herausgegeben wurden, der erste römische „Musenalmanach.“ Der schreckliche Sacco di Roma 1527 machte diesem ganzen fröhlichen Leben und dem Wohlstande seines Leiters ein Ende.

In den Jahren, wo es auf seiner Höhe stand, zur Zeit Julius des Zweiten, wanderte einige Monate lang 1511/12 ein hagrer, blasser Augustinermönch, von ganz andern Interessen erfüllt und blind gegen die prangende Kunst ringsum, durch die Straßen Roms, andächtig oder staunend aus dunkeln Augen sehend, Martin Luther. Über seine dortigen Erlebnisse und Beobachtungen sind wir fast nur durch seine eignen, viel spätern Erzählungen in den „Tischreden“ unterrichtet, da er in Rom keine Spuren hinterlassen hat, nicht einmal im Bruderschaftsbuche der Anima. Denn er kam nur als Begleiter des eigentlichen Ordensabgesandten, des Augustinerpriors Dr. Johann von Mecheln, um den Streit zwischen dem Ordensgeneralvikar Staupitz und den Klöstern der sächsisch-thüringischen Ordensprovinz, die sich der von jenem begünstigten strengen „Observanz“ nicht fügen wollten, vor der päpstlichen Rota zur Entscheidung zu bringen; mit den leitenden Kreisen Roms verkehrte er gar nicht. Jedenfalls haben beide Augustiner in dem Kloster ihres Ordens Santa Maria

del Popolo am gleichnamigen Tore gewohnt, und oft genug wird Luther vor dem schönen, noch erhaltnen, nur jetzt in die Sakristei versetzten Hochaltar der Kirche, einer Schöpfung Andrea Bregnos, Messe gelesen haben. Rom war für ihn wie für jeden Pilger vor allem die heilige Stadt mit zahllosen Gnadenörtern, die er an der Hand eines der zahlreichen Wegweiser alle eifrig besuchte; auch die Stufen der Scala santa am Lateran ist er andächtig hinaufgerutscht, er hat in der deutschen Nationalkirche der Anima deutsch predigen hören und ist bis zur Abtei Tre Fontane hinausgepilgert. Vom St. Peter sah er nur noch den vordern Teil aufrecht stehn; der hintere war schon seit 1506 abgebrochen worden, um dem Neubau Bramantes und Michelangelos Platz zu machen, demselben Neubau, der dann den verhängnisvollen Ablaßhandel des plumpen Dominikaners Tetzel veranlaßte. Auch „die Leichen der alten Bauten,“ das Kolosseum, die Thermen Diokletians, das Pantheon hat er staunend betrachtet, aber sich dabei doch höchstens darüber gewundert, „wie das römische Reich hat so hoch steigen können und zunehmen ohne Erkenntnis Gottes.“ Was er Ungünstiges von den Päpsten und der römischen Geistlichkeit hörte und sah, das hat ihn damals in seiner strengen mittelalterlichen Kirchlichkeit noch nicht erschüttert; erst später ist es wirksam geworden, als er sich innerlich schon von der römischen Kirche getrennt hatte.

Mit dem Abfall von Rom löste der größte Teil der Deutschen auch seine achthundertjährigen kirchlichen Beziehungen zu der „ewigen Stadt.“ Das Große, das die Reformation gebracht hat, die Freiheit des Glaubens und des Gewissens und die freie Wissenschaft, also die Grundlagen der modernen Kultur, kann nicht leicht überschätzt werden; aber vergessen wird darüber gewöhnlich, mit welchen ungeheuern Opfern das deutsche Volk dies alles für die Welt erkauft hat, ganz abgesehen noch von den Leiden der spätern innern Kriege. Es verlor mit einem Schlage den sehr großen Anteil an der Leitung der Weltkirche, den es bis dahin gehabt hatte, es ließ dort den unduldsamen, fanatischen spanischen Geist zur Herrschaft kommen und zog sich daheim in die abgeschlossenen Kreise der kleinen Landeskirchen zurück, die den Gesichtskreis verengerten und zwar der damaligen kleinstaatlichen Zerfahrenheit Deutschlands entsprachen, der sie entsprungen waren, aber im Widerspruch mit seiner heutigen Einheit und Weltstellung stehn. Die Parallele mit der gleichzeitigen Verdrängung der Deutschen aus dem Welthandel läßt sich gar nicht abweisen. Politisch, kirchlich und wirtschaftlich auf immer engere Kreise beschränkt verwandelte sich das gebietende Herrenvolk des Mittelalters in ein mißachtetes und getretnes Volk von Kleinstaatlern.

(Schluß folgt)





Die Baugenossenschaften und die Wohnungsfrage

(Schluß)

2. Grundsätzliches



Müssen wir die Widerlegung der Angriffe der Hausbesitzervereine den Mitgliedern der Baugenossenschaften und andern Personen überlassen, die sich mit der Sache praktisch beschäftigt haben, so dürfen wir uns dagegen wohl erlauben, einige der grundsätzlichen Behauptungen, die Grävell als Vertreter der Hausbesitzer in seinem Buche aufstellt, zu erörtern. Er bemängelt zunächst den Ausdruck „Wohnungsfrage." Es gebe so wenig eine Wohnungsfrage wie eine Kleiderschrankfrage oder eine Uhrkettenfrage. Nicht Gegenstände, die ja ohne Frage vorhanden sind, sondern nur Beziehungen könnten in Frage kommen; die Art des Bewohnens könne eine Wohnfrage, das Mietverhältnis eine Mietvertragsfrage erzeugen. Gegen die Forderung, daß man die verschiednen Wohnungsfragen durch besondre Wörter bezeichne, ist ja nichts einzuwenden, aber die Meinung, daß ein körperliches Ding nicht Gegenstand einer sozialen Frage werden könne, ist falsch. Die Phylloxera ist ein Ding, und die Berechtigung der Frage, wie sie am leichtesten und gründlichsten vertilgt werden könne, hat noch niemand bestritten. Ob gewisse Bäume gefällt werden sollen, das ist eine Frage, die sehr häufig städtische Behörden beschäftigt, und bei dem Beschluß der Regierungen und der städtischen Körperschaften von Großstädten wie London, Paris, Neapel, Hamburg, die sämtlichen Häuser der ungesunden Stadtteile niederzureißen, sind diese Häuser selbst, nicht bloß irgendwelche Beziehungen, Gegenstand der Beratungen gewesen. Es scheint das Bewußtsein der Schwäche der eignen Position zu beweisen, wenn man zu Wortklauberei und zu spitzfindiger Scholastik seine Zuflucht nimmt. Das Verhältnis des Arbeitlohns zu den Wohnkosten soll nach Grävell eine rein persönliche, keine soziale Angelegenheit sein und die Gemeinschaft, Staat oder Gemeinde, nichts angehn. Nun, alle Angelegenheiten ohne Ausnahme, mit denen sich heute Staat und Gemeinde befassen, sind ursprünglich Privatangelegenheiten gewesen, aber bei wachsender Volksmenge und fortschreitender Verwicklung der Rechtsansprüche und Interessen hat die Gesellschaft eine nach der andern in den Bereich ihrer Zuständigkeit ziehn müssen; auf diese Weise sind eben die Gemeinwesen, die Staaten entstanden. Wenn ein einzelner Arbeiter schlecht wohnen will oder seines niedrigen Lohnes wegen nicht anders als schlecht wohnen kann, so ist das auch heute noch seine persönliche Angelegenheit. Wenn aber ein paar tausend Arbeiter so wohnen müssen, daß ihr Viertel ein Choleraherd wird, oder wenn für sie Baracken gebaut werden müssen, weil sie in den vorhandnen

Häusern nicht untergebracht werden können, so ist das Gemeindesache, und wenn ein solcher Zustand in mehreren, in vielen Gemeinden vorkommen sollte, so müßte der Staat nachsehen, wie diese Gemeinden mit diesen Schwierigkeiten fertig werden. Oder vielleicht auch das Reich, wenn, wie in Hamburg, Stadt und Staat zusammenfallen, besonders, da das Reich zum Teil an den dortigen Übelständen schuld ist. Des Zollanschlusses wegen mußte vor fünfzehn Jahren der ganze Stadtteil Steinwärder rasiert werden. Sechstausend Familien wurden obdachlos und mußten meistens in das durch seine luftlosen Gänge und Höfe berüchtigte Viertel ziehn. Dessen Häuser wurden nun durch Überfüllung sehr ertragreich. Da kam die Cholera, und die allgemeine Meinung erzwang einen Sanierungsplan, für den zunächst 7½ Millionen Mark bewilligt wurden. Wie der Frankfurter Zeitung aus Hamburg geschrieben wird (siehe die Nummer vom 18. Januar), hat die Grundbesitzerpartei die Ausführung des Plans solange wie möglich verzögert. Vor zwei Jahren soll sogar ein Mitglied der Bürgerschaft offenherzig bekannt haben, die Sanierung sei nur zur Beschwichtigung der öffentlichen Meinung versprochen, aber nicht im Ernste beabsichtigt gewesen. Mittlerweile hat man jedoch damit den Anfang gemacht, und sogar die Hausbesitzerpartei soll sich jetzt davon überzeugt haben, daß das ganze Gangviertel beseitigt werden müsse. Aber dabei tauchen immer neue Schwierigkeiten auf — infolge der nachlässigen Behandlung der Angelegenheit und des langen Zögerns, behauptet der Korrespondent der Frankfurter Zeitung. Zwei „Sanierungsbezirke" seien schon abgebrochen worden; am 1. April solle mit dem Abbruch des dritten begonnen werden, aber die für dessen Bewohner in Aussicht genommenen Arbeiterhäuser seien größtenteils schon von andern Mietern besetzt worden, sodaß man wieder zu den Cholerabaracken seine Zuflucht werde nehmen müssen. Gewiß ist das Wohnungmieten eine persönliche Angelegenheit, aber ein paar tausend persönliche Angelegenheiten von gleicher und zwar schlimmer Art machen eine öffentliche Angelegenheit. Das allerprivateste Bedürfnis, das es überhaupt gibt, darf seit etwa fünfzig Jahren in keiner großen und keiner Mittelstadt mehr nach privatem Belieben befriedigt werden; eine der größten kommunalen Veranstaltungen, die Kanalisation, ordnet die Art der Befriedigung. In einer Stadt von 20000 Einwohnern sind fünfhundert Erkrankungen verschiedner Art ebensoviel persönliche wie Familienangelegenheiten; aber tausend Erkrankungen derselben Art, z. B. an Cholera oder Typhus, oder an den Pocken oder Masern nennt man eine Epidemie, und die wird unter allgemeiner Zustimmung als eine öffentliche Angelegenheit behandelt. Wenn Grävell hervorhebt, daß die Wohnungsnot nur lokal sei, so ist das freilich richtig. Keine Not tritt in der vierten Dimension, sondern jede tritt an irdischen Orten auf; es fragt sich nur, ob die Orte so bedeutend und so zahlreich sind, daß die Sorge des Staates um sie gerechtfertigt erscheint; die Mehrzahl der Behörden scheint die Frage zu bejahen. Wenn dann aber Grävell weiter meint, der Staat könne nichts dagegen tun, weil er die lokalen Ursachen der Not nicht zu heben vermöge, so ist das falsch, wie wir an Neapel gesehen haben und an Hamburg sehen würden, wenn es eine preußische Provinzstadt wäre,

und der Staat es zur Sanierung zwänge. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, ja gewiß, daß die Beseitigung der Art von Wohnungsnot, die man Wohnungselend nennen kann, die andre Art, den Mangel an Wohnungen, steigert, oder wo er noch nicht bestand, erzeugt; aber das ist das allgemeine Schicksal der gesetzgeberischen und der Verwaltungstätigkeit; jede Hebung eines Übels erzeugt neue Übel, das steht von vornherein fest; dadurch dürfen sich die Behörden und die Gesetzgeber nicht von Verbesserungen, die der Augenblick fordert, abhalten lassen, und wenn sich dann die neue Übelserie fühlbar macht, müssen sie das schadenfrohe „wir haben es vorausgesagt" der Gegner gleichmütig über sich ergehn lassen. Mit alledem ist auch schon der Einwand Grävells gegen Reformbestrebungen auf dem fraglichen Gebiet beseitigt, daß diese Bestrebungen nur einzelnen Bevölkerungsschichten dienten, daß aber Einrichtungen, die nur zum Wohl einzelner Schichten getroffen würden, nicht gemeinnützig genannt werden könnten. Das ist so, wie wenn man behauptete, eine Augenkrankheit gehe den Leib nichts an, und ihre Heilung sei für das Wohlbefinden des Leibes gleichgiltig. Leute, die mit solchem Eifer die alle geheiligten Bande auflösende Sozialdemokratie bekämpfen, wie das die Hausbesitzer in Grävells Buche tun, sollten doch auch ein wenig christlich gesinnt und des paulinischen Spruches eingedenk sein: Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.

In Beziehung auf eine andre Gruppe von Behauptungen und Ansichten stehn wir dem Verfasser näher. Er erinnert gleich dem β-Mitarbeiter der Grenzboten daran, daß der hohe Bodenwert nicht die einzige, vielleicht nicht einmal die hauptsächlichste Ursache des hohen Mietpreises ist, daß auch die strengen Bauordnungen, die polizeilichen Vorschriften und namentlich die steigenden Baukosten dazu beitragen. Die Baukosten werden gesteigert durch Lohnerhöhung, Erhöhung der Materialienpreise, in denen wiederum höhere Arbeitslöhne stecken, und verminderte Arbeitleistung. In einer Berliner Stadtverordnetensitzung hat Herr Pretzel behauptet, im Jahre 1885 habe ein Maurer täglich 700 bis 800 Steine vermauert, 1890 nur 600 bis 700, 1900 nur noch 300 bis 400. Wenn der Bau eines Hauses vor zwanzig Jahren 100000 Mark gekostet habe, so erhöhten sich jetzt die Kosten durch die vierzigprozentige Lohnerhöhung auf 140000, durch die hundertprozentige Verminderung der Arbeitsleistung auf 280000 Mark. Wir können diese Berechnung nicht nachprüfen, müssen aber wohl glauben, daß die Baukosten durch die angegebnen Änderungen eine bedeutende Erhöhung erfahren haben. Was die Verminderung der Arbeitleistung betrifft, so soll diese in England mit dem Losungsworte C'a canny (einer schottischen Redensart, die etwa „Immer langsam voran" bedeutet) zum Grundsatz erhoben worden sein. Pretzel führt die Arbeitverminderung auf sozialdemokratische Verhetzung zurück, der Verfasser der C'a canny-Artikel der Times, die Herr von Reisewitz, der Generalsekretär des Arbeitgeberverbandes Hamburg-Altona, in deutscher Übersetzung als Buch herausgegeben hat, macht die Gewerkvereine dafür verantwortlich. Der Landgerichtsrat Kulemann gibt in zwei Artikeln der Wiener „Zeit", zu, daß die Praxis auch in Deutschland geübt werde, behauptet jedoch, das geschehe allgemein, nicht

bloß in den Gewerkvereinen, und es geschehe in der edeln Absicht, die Einstellung von mehr Arbeitern zu erzwingen und dadurch der Arbeitlosigkeit vorzubeugen. Das sei nun, wie es will, jedenfalls haben wir es hier mit einem bösen Zirkel zu tun. Die Arbeiter erstreben Besserung ihrer Lage, und zwar Lohnerhöhung u. a. aus dem Grunde, daß die Wohnungen teurer werden, durch die erlangte Besserung aber verteuern sie selbst die Wohnungen weiter und heben so den erlangten Vorteil wieder auf. Aus diesem Zirkel heraus könnte nur die Dezentralisierung führen, das ist richtig; wenn man nur wüßte, wie eine solche anzubahnen wäre! Darin stimmen wir unserm β und Grävell bei, daß wenigstens alles unterbleiben sollte, was die Anhäufung fördert. Grävell hält den Rat, den die Bodenbesitzreformer den Großstädten geben, selbst Bauterrain zu erwerben, für ein bedenkliches Förderungsmittel der ungesunden Entwicklung. Anstatt zu fragen: Woher sollen die Großstädte den Boden für ihr weiteres Wachstum nehmen? müsse man vielmehr fragen: Wo gibt es noch außerhalb der Großstädte Boden für Ansiedler? Und da laute die Antwort: Überall dort, wo das Gemeindegebiet noch nicht gehörig ausgenutzt wird. Die Großstädte aber müßten nicht allein auf Hinderung des Zuzugs, sondern auch auf Ableitung des natürlichen Bevölkerungszuwachses bedacht sein. Wenn eine Stadt eine gewisse Einwohnerzahl und Volksdichtigkeit erreicht habe, müsse die fernere Erweiterung des Stadtgebiets unmöglich gemacht werden. Es sei charakteristisch, daß seit dem Mittelalter keine Städte mehr in Deutschland gegründet würden. Nur selten komme es vor, daß einmal ein dicht bevölkertes Dorf [oder eine Kolonie von Industriearbeitern und Beamten!] zur Stadt erhoben werde. Alles ganz schön und richtig, nur ist es fraglich, ob die Hausbesitzer der Großstädte eine solche Politik, wenn sie in Gang käme, sehr eifrig unterstützen würden; in den Mittelstädten wenigstens sind sie die Hauptsprecher, wenn die übliche Frage verhandelt wird, wie der Fremdenzuzug zu fördern sei. Freilich wünschen sie sich nicht mehr Arbeiter, sondern mehr Rentner, mehr Beamte und Offiziere, und diese sehr begreifliche Vorliebe für die Stände, die die angenehmsten Mieter liefern, die aber nun einmal nicht die zahlreichsten sein können, ist es eben, was an nicht wenig Orten die Wohnungsfrage, oder um nach Herrn Grävells Vorschrift korrekt zu sprechen, die Häuserbaufrage erzeugt hat.

Einverstanden sind wir auch mit Grävell und unserm β, wenn beide die Terrainspekulation für unvermeidlich und den dabei erzielten Gewinn für an sich nicht unehrenhaft erklären. Mit dem Boden steht es eben nicht anders als mit jedem andern Gut: steigt die Nachfrage nach ihm, so steigt der Preis, und alle Leute, die Boden besitzen oder welchen erwerben wollen, müssen bei der Verwaltung ihres Vermögens die unvermeidliche Steigerung nach einem Schätzungswert in Rechnung stellen, das ist spekulieren. So lange der Zug nach Westen, nach den Großstädten und den Industriebezirken und die Volksvermehrung anhalten, so lange muß auch die Steigerung des städtischen Bodenpreises anhalten, und zwar werden in jeder Stadt solche Gegenden die höchsten Preise haben, die entweder für das Geschäft oder für das Wohnbedürfnis der Reichen die größten Vorteile bieten, oder in denen gewisse Umstände die

Arbeiterbevölkerung zwingen, sich zusammenzudrängen. Daß jeder, der Grundstücke zu kaufen und zu verkaufen in der Lage ist, diese Verhältnisse in Betracht zieht, um Verlust zu meiden und womöglich einen Gewinn zu erzielen, versteht sich von selbst. Bei solcher Spekulation wird, wie bei jeder andern, nicht bloß gewonnen, sondern auch verloren. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten Bahnhöfe angelegt wurden — eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, wie es der damalige Stand der Stadtväterweisheit forderte —, da bauten kluge Leute in der Nähe des Bahnhofs Miethäuser, in der berechtigten Erwartung, die Stadt werde sich nach dem Bahnhof hin ausdehnen und den Terrain- und Häuserwert steigern. An manchen Orten aber ergab die Erfahrung, daß man den Bahnhof an der falschen Stelle angelegt hatte, ihn abbrechen und in eine ganz andre Gegend verlegen mußte: da hatten denn die klugen Leute, die noch nicht klug genug gewesen waren, das Nachsehen. Beim heutigen Laufe der Dinge dürfte solches Verrechnen nicht mehr oft vorkommen, aber die Sicherheit der Spekulation vermindert nicht ihre Erlaubtheit, und als unerlaubt dürfen nur Handlungen bezeichnet werden, wie das längere Unbebautlassen von Bauplätzen in Gegenden, wo der Bodenwert steigt; strafrechtlich sind leider solche künstliche Steigerungen des Bodenwerts nicht zu fassen. Daß sie vorkommen, hebt gerade der Wortführer der Hausbesitzer hervor. Grävell sagt, man müsse unterscheiden zwischen dem einzelnen Grundstückbesitzer, dem auch ein ungewöhnlicher Spekulationsgewinn zu gönnen sei, und dem Mann oder der Gesellschaft, die die Terrainspekulation berufsmäßig betrieben. Das sei verwerflich, weil es die Bauplätze unnötig und darum ungerecht verteure. Er weist statistisch nach, daß neun solche Gesellschaften in dem gar nicht günstigen Rechnungsjahre 1899/1900 beinahe fünf Millionen Mark verdient, also um ebensoviel und um die sehr bedeutenden Geschäftsunkosten und Abschreibungen die verhandelten Grundstücke unnötigerweise verteuert haben. Dazu komme dann noch die Verteuerung des Baukredits durch die Hypothekenbanken, was beides zusammen das Bauen in dem Maße erschwere, daß stellenweise wirkliche Wohnungsnot oder wenigstens Knappheit verschuldet werde. Wir sind denn auch mit unsern beiden Autoritäten der Ansicht, daß man die Schöneberger und sonstige Millionenbauern nicht tragisch nehmen darf, wenn es auch einem ehrlichen Kerle, der sich um ein paar hundert Mark mit schwerer Arbeit plagen muß, nicht übel genommen werden darf, daß er sich über einen dummen Bauern ärgert, der auf seinem Acker nicht bloß die größten Kartoffeln, sondern Säcke voll Gold findet. Aber wie es sicherlich kein Unrecht wäre, den Terrainspekulanten das Handwerk zu legen, so ist es gewiß auch den Kommunen erlaubt, den Ertrag bedeutender Grundwertsteigerungen in den allgemeinen Säckel zu leiten. Und darum scheint uns das Eifern Grävells gegen die neuere städtische Bodenpolitik unverständig zu sein. Würde ein Mittel erfunden, das Wachstum der Großstädte zu hemmen, so würden wir es empfehlen; solange aber dieses Wachstum unaufhaltsam fortschreitet, ist es jedenfalls klug gehandelt, wenn die Kommunen benachbartes Bauland ankaufen und so der Spekulation entziehn.

Außerdem ist auch die Besteuerung ein Mittel, übermäßiger Bereicherung

Einzelner vorzubeugen und den Gewinn aus der Wertsteigerung der Gemeinde zuzuführen. Diesen Zweig der Kommunalpolitik hat Adolf Damaschke eingehend behandelt in dem (ebenfalls 1901 bei Gustav Fischer in Jena in vierter Auflage erschienenen) Buche: Aufgaben der Gemeindepolitik. Man muß es Damaschke lassen, daß er es verstanden hat, den Bund der deutschen Bodenreformer, dessen Vorsitzender er ist, aus der phantastischen Region der Singletax-Männer auf den festen Grund und Boden praktischer Wirksamkeit herüberzuleiten. Seite 118 seines Buches schreibt er: „Die Überführung des gesamten städtischen Bodens in unmittelbares Gemeindeeigentum zu erstreben, liegt für die nächste Gegenwart außerhalb des Rahmens einer praktischen Sozialpolitik. Ja es steht dahin, ob ein solches Ziel, zumal in einer Form, die auch die Verwaltung des gesamten Bodens durch die Stadt in sich schlösse, heute als an sich erstrebenswert gelten kann. Wie die Dinge nun einmal liegen, würde die Macht der Gemeindebureaukratie dadurch eine außerordentliche Stärkung erfahren; die wirkliche oder auch eingebildete Abhängigkeit (beides ist in seinen Wirkungen gleich) weiter Kreise von der jeweilig herrschenden Rathauspartei würde wachsen. Bei einer vernünftigen Besteuerung aber, die mißbräuchlichen Bodenschacher unmöglich macht und der Gemeinde gibt, was ihr gebührt, kann der Einzelne ohne Schaden fürs ganze freier Besitzer bleiben und im Gefühl völliger Unabhängigkeit von den Behörden kaufen, verkaufen, erben und schenken." Was der Gemeinde gebührt, kann ihr zugeführt werden durch die Umsatzsteuer, die Bauplatzsteuer und die Zuwachssteuer.

In Belgien, behauptet Damaschke, herrsche das kleine Haus auch in Großstädten vor. Das werde ermöglicht durch die niedrigen Grundstückpreise, und diese seien der hohen Umsatzsteuer zu danken; sie betrage sechs Prozent des Wertes. Wir können uns zwar vorstellen, daß eine hohe Umsatzsteuer die Verkäufe erschwert und seltener macht, finden es auch gerecht, daß sich die Gemeinde durch diese Steuer einen Anteil am Wertzuwachs sichert, aber wie eine solche Steuer bei der in einem übervölkerten Lande selbstverständlich steigenden Nachfrage das Steigen des Bodenpreises hindern kann, verstehn wir nicht. In Preußen nimmt der Staat bei Eigentumsübertragung ein Prozent vom Werte des Grundstücks. Damaschke hält diese bescheidne Steuer schon darum für wertvoll, weil sie eine Statistik der Grundbesitzveränderungen und der dabei übertragnen Werte ermöglicht; diese haben z. B. für das Jahr 1897/98 in Danzig 25, in Breslau 73, in Dortmund 94, in Berlin und den Vororten 427 Millionen Mark betragen. Nicht wenig größere Gemeinden Preußens erheben Umsatzsteuern, die meisten ein halbes Prozent vom bebauten und ein Prozent vom unbebauten Boden, einige auch ein und zwei Prozent. In Bayern haben bis jetzt 101 Gemeinden das Recht erhalten, eine solche Steuer zu erheben; andre deutsche Staaten sträuben sich gegen diesen Fortschritt; der Stadt Weimar ist die nachgesuchte Erlaubnis, eine Umsatzsteuer einführen zu dürfen, verweigert worden. Die Vernünftigkeit der Bauplatzsteuer macht Damaschke an einem Beispiele klar. Wenn von zwei Brüdern, denen der Vater 200000 Mark hinterläßt, der eine sein Geld in einer Fabrik anlegt, der andre einen Bauplatz kauft, so muß jener, der arbeitet, Werte und

eine Menge Arbeitgelegenheit schaffen, hohe Miete und hohe Gewerbe- und Einkommensteuer zahlen, dieser, der der Gesellschaft nichts nützt, und der nichts zu tun braucht als zu warten, bis aus seinen 100000 Mark eine Million geworden sein wird, zahlt von seinem vorläufig ertraglosen Boden eine ganz geringe Steuer. Versuche mehrerer Großstädte, dieser Ungerechtigkeit durch eine Bauplatzsteuer abzuhelfen, waren an gewissen Interpretationen des Oberverwaltungsgerichts gescheitert, weshalb die „Berliner Politischen Nachrichten" gefordert haben, daß der Wortlaut der betreffenden Stellen des Kommunalabgabengesetzes geändert werde, damit nicht eine der Absichten des Gesetzgebers vereitelt werde. Das Mittel, den Bauplatzspekulanten beizukommen, die ihre Plätze so lange unbebaut liegen lassen, bis sie einen enormen Wert erlangt haben, sieht Damaschke in dem Zwange zur Selbsteinschätzung der Besitzer und in der „Veranlagung" nach dem gemeinen Wert. Daß die Selbsteinschätzung richtig ausfällt, dafür könne durch die Bestimmung gesorgt werden, daß die Gemeinde das Recht hat, den Bauplatz zum Schätzungspreise zu erwerben. Schätzt der Besitzer zu hoch, so droht ihm eine hohe Steuer, schätzt er zu niedrig, so verhilft er auf seine Kosten der Stadt zu einem guten Geschäft. Die Schätzung nach dem gemeinen Wert aber anstatt nach dem Nutzungswert haben die Minister des Innern und der Finanzen durch ein Rundschreiben vom 2. Oktober 1899 an die Regierungspräsidenten den Gemeinden empfohlen. Als gemeiner Wert ist der anzusehen, den der Gegenstand beim Verkauf haben würde. Für die Taxierung nach diesem Werte hat schon das Oberverwaltungsgericht entschieden. Die Besitzerin eines Grundstücks in Rixdorf hatte Gemüse darauf gepflanzt und wollte es nach dem ganz unbedeutenden Ertrage versteuern. Die Gemeinde aber hat es als Baustelle auf 30000 Mark geschätzt und ist damit durchgedrungen. Das Oberverwaltungsgericht sagt in der Begründung seines die Klägerin abweisenden Bescheids, nicht durch Kapitalisierung des Jahresertrags werde der gemeine Wert eines Grundstücks ermittelt, sondern der Verkaufspreis, der unter gewöhnlichen Verhältnissen erzielt werden kann, müsse zu Grunde gelegt werden; das gelte besonders für Grundstücke, die in großen Städten oder in deren Nähe liegen und zur Zeit noch landwirtschaftlich benutzt werden. Die großen Städte richten sich allmählich auf dieses Verfahren ein. „In Breslau brauchte die Stadt zur Durchführung verschiedner Verbesserungen jährlich 200000 Mark mehr. Die am 1. April 1900 eingeführte Reform der Grund- und Gebäudesteuer nach dem gemeinen Wert bewirkte, trotz des niedrigen Satzes von 2,9 vom Tausend, daß die Terrainspekulanten, Aktiengesellschaften und Villenbesitzer jährlich 305000 Mark mehr zahlen mußten, sodaß die Stadt nicht allein ihre 200000 Mark bekam, sondern auch noch den Häusern mit kleinen und mittleren Wohnungen 105000 Mark Steuern erlassen konnte." Damaschke erzählt ferner, er habe im Januar 1899 in Dortmund über die Wohnungsfrage gesprochen. In der Debatte habe ein Stadtverordneter geklagt, daß Bauland in bester Gegend brach liege, weil die Besitzer unerschwingliche Preise verlangten; besonders ein auswärtiger Spekulant erkläre, er verkaufe sein Gelände nicht eher, als bis er 500000 Mark dafür bekomme. Dieses Gelände werde als Kartoffelacker mit drei Mark besteuert. Am 1. April wurde die neue Besteuerungsweise eingeführt; der

Spekulant muß jetzt tausend Mark zahlen, und bei den Bauplatzbesitzern fängt die Verkaufslust an sich zu regen. Einige Schwierigkeiten bereitet die Gartenfrage. Die Städte müssen natürlich darauf bedacht sein, sich soviel öffentliche und Privatgärten wie möglich zu erhalten. Würde Gartenland ohne Vorbehalt von der Bauplatzsteuer befreit, so würden alle Bauplätze durch Anpflanzung von ein Paar Blumensträuchern in Gärten verwandelt werden. Damaschke glaubt, die Schwierigkeit könne durch folgende Bestimmung gehoben werden: „Der Grund und Boden, der im Grundbuch ausdrücklich als Gartenland bezeichnet wird, bleibt von der Bauplatzsteuer befreit; sollte jedoch dieser als Garten eingetragne Boden später als Bauplatz benutzt werden, so wird die Bauerlaubnis nicht eher erteilt, als bis die Bauplatzsteuer vom Tage der Eintragung an nachgezahlt worden ist.“ (Soeben lesen wir, daß zwischen den Gemeinden ein reger Meinungsaustausch über diese Reform stattfindet, und daß die „Berliner Korrespondenz,“ um ihn zu erleichtern, ein Verzeichnis der Stadt- und Landgemeinden veröffentlicht hat, von denen an der Zentralstelle bekannt geworden ist, daß sie neue Grundsteuerordnungen erlassen haben und nach dem gemeinen Werte einschätzen. Berlin ist nicht darunter, dagegen werden Charlottenburg, Köpenick, Rixdorf und Schöneberg angeführt.)

Den Ausdruck Zuwachsrente oder wenigstens die Begründung gewisser Maßregeln auf diesen Ausdruck will Grävell nicht gelten lassen; der Zuwachs, den der Wert eines Hauses ohne Arbeit des Besitzers durch die Arbeit und das Wachstum der Einwohnerschaft erfahre, sei im Wesen nicht verschieden von dem Zuwachs, dessen der wachsende Baum im Wald und das aufgehende Samenkorn im Acker durch die Naturkraft ohne Arbeit des Besitzers teilhaft wird. Das ist einfach lächerlich. Auf dem Acker und im Forst wächst ein neues Gut, in der Stadt aber wächst weder das Haus noch der Bauplatz, sondern nur ihr Wert. Nicht das Wachsen des Getreides auf dem Acker, sondern das Steigen seines Wertes im Speicher in Zeiten einer Hungersnot kann mit der Wertsteigerung des städtischen Bodens verglichen werden. Und auf dem Acker wächst nichts, wenn ihn der Landwirt nicht mit vieler Mühe bestellt hat, der Bauplatzbesitzer aber empfängt seinen Spekulationsgewinn, ohne einen Finger zu produktiver Arbeit gerührt zu haben. Das Haus endlich muß zwar gebaut worden sein, wenn es einen Spekulationsgewinn abwerfen soll, aber erstens hat nicht der Besitzer die Bauarbeit verrichtet; zweitens ist der Bauunternehmer in vielen Fällen ein Mann gewesen, der vor ein paar hundert Jahren gelebt hat, und der den gegenwärtigen Besitzer gar nichts angeht, während der Bauer jedes Jahr und das ganze Jahr lang selbst arbeiten muß, wenn ihm Acker und Vieh Zuwachs bringen sollen; drittens endlich hat die auf den Hausbau verwandte Arbeit nur einen negativen Wert in allen den Fällen, wo alte Häuser als Baustellen auf den Abbruch gekauft werden. Der Vergleich mit dem Holzwachstum ist dann nicht ganz unpassend, wenn es sich nicht um einen Forst handelt, sondern um einen bis dahin wertlosen wilden Wald, der durch Ansiedler oder durch eine Eisenbahn Tauschwert erhält. Also daß Staat und Gemeinde das Recht haben, sich einen Teil der Zuwachsrente anzueignen, kann keinem Zweifel unterliegen. Zunächst hat der Verein der Festungsstädte im Frühjahr 1901 beschlossen, das Recht auf Ein-

führung einer Zuwachssteuer zu erbitten. (Über den Erfolg und die Wirkungen der Petition haben wir bis jetzt nichts vernommen.) Das Muster einer durchgreifenden Bodenbesitzreform aber hat die Verwaltung von Kiautschou gegeben. Die dort erlassene Landordnung schreibt vor: eine Umsatzsteuer von 2 Prozent, eine Bauplatzsteuer von 6, und eine Zuwachssteuer von 33¹/₃ Prozent der Zuwachsrente. Um jede Umgehung der Steuer unmöglich zu machen, hat sich das Gouvernement das Vorkaufsrecht zu dem in der Selbstschätzung angegebnen Preise vorbehalten. In der Begründung wird gesagt: „Durch diese Maßregeln behält sich das Gouvernement einen Anteil an der spätern Wertsteigerung vor, ohne die Privattätigkeit lahm zu legen. Steigt der Wert von Grund und Boden nicht, so partizipiert auch das Gouvernement nicht. Steigt dagegen der Wert, und zwar durch Umstände, die der Besitzer nicht herbeigeführt hat, die vielmehr allein dem durch die Tätigkeit des Gouvernements oder der ganzen Gemeinde verursachten Emporblühen des Platzes zuzuschreiben sind, so muß das Gouvernement oder die Gesamtheit — beider finanzielle Interessen sind identisch — seinen Anteil an der Wertsteigerung sich wahren. Es erscheint als sehr mäßig, daß sich das Gouvernement mit einem Drittel begnügt und den Privaten zwei überläßt. Als Grundlage wird festgehalten, daß es im Interesse und in der Absicht der Regierung liegt, ungesunde Landspekulationen, deren schlimme Folgen an andern ostasiatischen Plätzen auf das empfindlichste wahrgenommen werden, im Pachtgebiet nicht aufkommen zu lassen." Damaschke fragt mit Recht: Was in Ostasien Recht ist, sollte das in unsrer Heimat nicht billig sein?

Wir wenden den Blick noch einmal auf die Baugesellschaften zurück. Grävell spricht ihnen nicht jedes Verdienst ab. Nachdem er sie 292 Seiten lang hart gescholten hat, gesteht er auf Seite 293, daß sie doch auch genützt haben, nicht gerade durch ihre Bauleistungen, aber durch Verbreitung des Interesses und des Verständnisses für die Bautätigkeit im Volke, durch Belehrung über das, was zum heutigen Häuserbau gehört, und was alles dabei zu bedenken ist, durch die Bekämpfung des Schlendrians und durch den praktischen Beweis der Wichtigkeit billigen Realkredits. Wir dürfen also wohl zum Schlusse sagen: Das Wohnbedürfnis zu befriedigen, wird auch in Zukunft der Hauptsache nach den Privatunternehmern überlassen bleiben müssen. Aber da die Bauunternehmer gleich allen Unternehmern zunächst ihren eignen Vorteil suchen, so wird an Orten und in Fällen, wo ihnen kein Vorteil winkt, das Wohnbedürfnis durch sie entweder gar nicht oder ungenügend und schlecht befriedigt. Deshalb müssen Staat, Gemeinden und gemeinnützige Gesellschaften ergänzend eintreten und zugleich durch ihre Konkurrenz die Privatunternehmer zu Fortschritten und Verbesserungen zwingen. Sache der Behörden ist es, die Konkurrenz so zu lenken, daß sie die Privattätigkeit nicht lähmt und die Privatunternehmer nicht unnötig schädigt.





Die Grenzen des amerikanischen Aufschwungs

Von Wilhelm von Polenz

(Fortsetzung)



Wenn man die Schwierigkeiten aus eigner Erfahrung kennt, unter denen der deutsche Landwirt, sei er Großgrundbesitzer, Bauer oder Kleinstelleninhaber, seinem Erwerb nachgeht, und nun die Leichtigkeit sieht, mit der in Nordamerika jede beliebige Menge von Brotfrucht, Handelsgewächsen, Früchten, Leguminosen und Fleisch erzeugt wird, so weiß man, wem das große Los zugefallen ist. Dem deutschen Landwirt einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er nicht in ähnlich großem Maßstabe produziert, seine Wirtschaft nicht zu gleicher Einträglichkeit erhebt wie der Amerikaner, ist ungerecht und spricht nicht für Kenntnis der Verhältnisse. Die Industrie mag vielleicht die Arbeitsmethode und die Verwaltungsmaximen, die in einem andern Kontinente geübt werden, mit Erfolg bei sich einführen, die Landwirtschaft kann das nicht; sie ist unbeweglich und darum schwerfälliger. Einmal ist sie gebunden an den Grund und Boden und an das Klima, an die Natur überhaupt, und sodann ist sie von der Tradition abhängig.

Die geschichtliche Entwicklung hat nicht bloß dem Grund und Boden im Laufe der Jahrhunderte eine ganz bestimmte Staats- und Landeszugehörigkeit verliehen, sie hat das Land auch aufgeteilt, hier in große, dort in kleine Grundstücke, sie hat ländliche Stände geschaffen, wie den Großgrundbesitzer, den Vollbauern, den Gärtner und den Kätner, den ländlichen Tagelöhner. Sie hat im Erbrecht, in den Schuldverhältnissen, im Grundbuch, im Sachenrecht allgemein giltige Prinzipien festgelegt und Einrichtungen geschaffen, die Erwerben, Halten und Verlieren von Grund und Boden regeln. Der Stand der Landwirte ist wie kein andrer im Recht und in der Geschichte seines Volkes tief verankert. Von einem solchen Stande das Anpassungsvermögen und die Schmiegsamkeit des Handelsstandes verlangen, heißt dem Fische zumuten, daß er fliegen lernen solle.

Ganz andre bequemere Bedingungen, als die er daheim verlassen hatte, fand der europamüde Landmann in Amerika vor. Einen jungfräulichen Boden vor allem, weite unbesiedelte Strecken sodann, von denen er sich ein Stück nach eigner Wahl erwerben konnte, keinen Stand über sich, der ihn drückte, keinen neben sich, der ihm das Leben sauer machte, keine Hörigkeit, keine Konkurrenz, keinen Frondienst, keine Militärpflicht, keine Bureaukratie. Seine Grenzen fand dieser Glückliche scheinbar nur in der eignen Leistungsfähigkeit.

Man darf, wenn man die Blüte der amerikanischen Volkswirtschaft staunend

betrachtet, den glänzenden Fortschritt bewundert, der diesen Landen in wenig Jahrzehnten das zu gewinnen erlaubte, wozu wir Jahrhunderte gebraucht haben, niemals vergessen, daß die Neue Welt auf den Schultern der Alten steht. In Europa ist das Lehrgeld gezahlt worden für Kenntnisse und Erfahrungen, die sie jetzt drüben auf weiterer Fläche, in größerer Freiheit anwenden. Kerntruppen gut geschulter Landleute haben wir durch das ganze neunzehnte Jahrhundert nach Nordamerika ziehn lassen und haben uns dadurch drüben die Konkurrenz großgezogen, die den Zurückgebliebnen das Leben verbitterte und zum immer wieder erneuten Anlaß wurde zur Auswanderung in die Länder, wo das Land so billig und die Erträge so hoch schienen.

Ein einziges Jahrhundert hat genügt, die amerikanische Landwirtschaft zu dem zu machen, was sie jetzt ist: zur gefährlichsten Rivalin für den Landbau der ganzen übrigen Welt. Vor dem Unabhängigkeitskriege gegen das englische Mutterland dominierte die Baumwollzucht des Südens weitaus vor dem Ackerbau des Nordens. Erst mit der Erschließung des mittlern Westens begann die große Periode für Körnerbau und Viehzucht, der Siegeszug des Yankeefarmers, der, während er im eignen Lande nach Westen vordrang, in Europa seinen Produkten einen Markt nach dem andern unterwarf.

Es kamen hier zwei Umstände zusammen, wie sie so günstig nie wieder aufeinander getroffen sind: der rechte Mensch und das rechte Land. Die Einwanderung der tüchtigsten, arbeitsfrohesten, abgehärtetsten Männer aus den gesündesten und reinsten Volksstämmen der alten Kultur, und in der Neuen Welt ein jungfräulicher Boden, der Jahrtausende auf den scharfen Pflug und die säende Hand gewartet hatte. Braut und Bräutigam, die einander gefunden hatten.

Man kann das Glück, die Liebe, die Dankbarkeit verstehn, die der Bauer des alten Europas empfunden haben muß, als er in der Neuen Welt ein zweites, größeres und freieres Vaterland fand. Besitz eines Stückes Land, einer „Heimstätte," die Möglichkeit, sich durch seiner Hände Werk das Leben zu verdienen, das war ja von jeher der Traum des Indogermanen, die Feuersäule, der er nachgezogen ist durch die Steppen Asiens über die Gebirge und die Ströme Europas, über die Nordsee und schließlich über den Ozean. Hier endlich fand der Deutsche, der Nordländer von Skandinaviens, Dänemarks, Finnlands Küste, der Schweizer, der Schotte, was ihnen im engen Europa so oft verkümmert worden war, in Hülle und Fülle. Hier war er nicht mehr der verachtete Bauer oder Tagelöhner, hier schien er genau das wert zu sein, was er leisten konnte. Die Gesetzgebung drückte ihn nicht, sondern suchte ihn zu begünstigen; denn er war in diesem neuen Lande ein wichtiger Pionier der Kultur. In seinen starken Händen ruhte die Erschließung der Bodenschätze. Von seinem Fleiße hing die Ernährung einer rapid wachsenden Bevölkerung ab. Er zog die Herden groß und schuf die Ernten, mit denen man das Gold des Auslandes an sich zog. Die Eisenbahngesellschaften kamen ihm entgegen, denn nur zu gut wußte der Unternehmer, daß der Landmann sein bester Kunde sein würde. Es entstand eine gegenseitige Befruchtung; der Schienenstrang wurde dorthin gelegt, wo der Ansiedler sich niedergelassen hatte,

und der Lokomotive wiederum folgte der Farmer. Die Landwirtschaft bekam erst Lebensblut durch die billigen Transportwege. Die hohen Löhne aber, eine Folge wieder der dünnen Besiedlung, machten Zeitersparnis zum A und O des Betriebes und führten so zur Anwendung von Maschinenkraft, wo immer es ging.

So entwickelte sich die Wirtschaftsmethode, die der europäische Landwirt neidvoll betrachtet, durch die es dem amerikanischen Farmer ermöglicht ist, seine Produkte mit Hilfe sinnvoller Maschinen und Vorrichtungen nicht bloß zu säen und zu bestellen, sondern auch zu bergen und zu verladen und so vom Silo oder vom Elevator weg auf Wasser- und Landwegen leicht und sicher, unter Umgehung des Zwischenhandels, an die entferntesten Märkte zu bringen. Ähnlich der Viehzüchter, der seine Herde direkt nach dem Schlachthofe treibt, ohne daß irgend eine Mittelinstanz ihm den Gewinn beschneiden darf. Dem Obstbau ermöglichen es die Kühlhäuser und Kühlwagen, die zartesten Früchte, sogar Beerenobst, lange zu konservieren und unbeschadet ihrer Qualität über die weitesten Strecken zu schaffen.

Man hört oft die Frage: Warum könnt ihr deutschen Landwirte nicht in derselben praktischen Weise verfahren wie die Yankees? Ihr seid durch eure Schwerfälligkeit selbst an euerm Unglück schuld! Darauf ist zu erwidern, einmal, daß in Deutschland, gerade durch die amerikanische Konkurrenz erzwungen, die Herstellung und Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen große Fortschritte gemacht hat. Für manche Maschinen allerdings sind unser Terrain und unser Klima ungeeignet; vielfach verbietet auch Zersplitterung des Grundbesitzes die volle Ausnutzung der Maschinenkraft. Die amerikanische Viehzucht aber, die uns auch oft als Muster vorgehalten wird, setzt riesige Flächen billigsten Landes voraus, wie es in den weiten Regierungsländereien der westlichen Prärien zur Verfügung steht; sie setzt ein Klima voraus, das es gestattet, Vieh im Sommer und im Winter im offnen Corral, höchstens vom leichten Shed geschützt, zu halten. Die Ranchwirtschaft erspart also die für unsern Züchter oft so lästigen und kostspieligen festen Gebäude; sie spart aber auch an Leutelöhnen, denn auf tausend Stück Rindvieh kann man bei dieser Art wilder Viehzucht mit einem berittnen Hirten auskommen. Und wenn wir auch Schlachthöfe hätten wie die von Chicago, würde es uns doch nicht möglich sein, unser Vieh tausende von Meilen quer durch das Land nach dem Bestimmungsort zu treiben.

Im Körnerbau aber ist die amerikanische Wirtschaftsmethode darum vor allem nicht bei uns anwendbar, weil wir auf Fruchtwechselwirtschaft und auf Brachen angewiesen sind. Wir müssen darum vielerlei Früchte auf verhältnismäßig kleinem Boden bauen, der anspruchsvollen Art die leichter zufriedenzustellende folgen lassen, während der Yankee sich meist nur auf ein Bodenprodukt wirft, je nach Lage und Klima auf: Weizen, Mais, Hafer, Tabak, Baumwolle. Sein Boden erlaubt ihm eine so einheitliche bequeme Wirtschaft, bei der unsre ärmern Boden nur zu schnell versagen würden. Wenn er Züchter ist, zieht er eine bestimmte Rasse, deren Merkmale er nach Möglichkeit heraustreibt, wenn Obstfarmer, baut er eine Fruchtgattung und innerhalb dieser nur wenig Sorten.

Oder er erhebt einen Nebenbetrieb zur Spezialität. So habe ich in Südkalifornien eine Blumenfarm gesehen von der Größe eines mäßigen deutschen Ritterguts, wo nur Same von zweierlei Zierpflanzen gezogen wurde.

Der amerikanische Farmer ist vom Industriellen gar nicht so sehr weit entfernt. Er stellt sein Produkt beinahe fabrikmäßig her, möglichst viel gleichmäßige Ware. Sein Ziel ist Geld und nur Geld. Unser Landmann will von dem Ertrage seines Guts mit den Seinen leben; was dann noch übrig bleibt, ist sein Überschuß. Der Yankee, der z. B. Weizen baut, wird alle Produkte, auch die tierischen, die er für seinen Hausstand braucht, vom Händler in der Stadt kaufen; der deutsche Bauer erzeugt noch heute seine Nahrung selbst, schon darum, weil er das Gesinde zum größern Teile mit Naturalien bezahlt. Und auf den Rittergütern unsers Ostens, wo der Lohn vielfach in Deputat besteht, leben Gutsherr, Beamte und Tagelöhner einschließlich ihrer Dienstboten und Familien von dem Ertrage des einen Guts. Während hier also noch Überbleibsel der alten Naturalwirtschaft in die neue Zeit hineinragen, sehen wir die amerikanische Landwirtschaft sich stark der reinen Geldwirtschaft mit industriellem Betriebe nähern.

Die extensive Wirtschaftsmethode, der der amerikanische Farmer huldigt, findet ihre Berechtigung einmal im Überfluß an Land, und ferner in dem hohen Preise menschlicher Arbeitskraft. Dieser extensive Betrieb hat aber seine großen Nachteile. Schäden, die sich auch dem Auge des oberflächlichsten Beschauers aufdrängen, sind: Verunkrautung des Ackers und ein Zunehmen der Insektenplagen, wie wir sie bei uns, Gott sei Dank, nicht kennen. Schlimmer aber noch sind die Nachteile, die der Bequemlichkeit des Augenblicks zuliebe der Zukunft als böse Erbschaft hinterlassen werden. Vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus mag es ja rationell erscheinen, wenn bei der Bodenkultur möglichst an Zeit, Geld und Mühe erspart wird; für die Volkswirtschaft als Ganzes aber ist es doch ein Verlust, wenn die Kräfte, die im Boden schlummern, nur oberflächlich genutzt werden, wenn gewissermaßen nur der Rahm abgeschöpft und die dünne Milch überdies noch weggegossen wird. Die Grenzen der extensiven Wirtschaftsweise sind auch an vielen Stellen schon erreicht, wenn nicht überschritten worden; vor allem im Osten, wo armer Boden und ältere Besiedlung zusammentreffen. Hier stehn schon viele Farmen leer, und der Boden fällt wieder der alten Verwilderung anheim. Damit auch Nordamerika seine Ruinen habe, zeigt der Süden auf ausgesognem Plantagenland die Überbleibsel alter Sklavenhalterherrlichkeit.

Auch die Benutzung der Maschinen hat ihre Grenze, besonders im schwierigen, steinigen oder abschüssigen Terrain. Je mehr sich aber das Land füllt, desto sicherer wird auch unbequemes und geringes Land unter den Pflug genommen werden müssen. Haushalten und sparen, Dinge, die dem deutschen Landwirt durch die Not anerzogen worden sind, können dem Yankeefarmer auf die Dauer auch nicht so fremd bleiben wie heute. Man wird sich drüben zum Düngen bequemen müssen, das man an den vielen Stellen, wo die Natur reiche Reserven von Nährstoffen im Boden angesammelt hatte, bisher überhaupt nicht kannte. Hackfrucht und Brache wird zwischen den reinen Körner-

bau eingeschoben, rationelle Fruchtfolge angenommen werden müssen. Diese Maßregeln aber setzen vermehrte menschliche Arbeitskräfte voraus.

Hieran jedoch fehlt es. Schon heute können die höchsten Löhne, die zum Bestellen des Landes und zum Bergen der Ernte nötigen, keine Arbeiter mehr heranlocken. Die Farmerssöhne, bisher der beste Ersatz des fehlenden Tagelöhnerstandes, werden ihren Eltern weggelockt durch Industrie, Handel und nicht am wenigsten auch durch die gelehrten Berufe, die Collegebildung voraussetzen. In den großen Städten, die einerseits ja die besten Konsumenten ländlicher Produkte sind, ist genau wie bei uns dem Landbau eine arge Gefahr erwachsen; sie ziehn den Landmann an wie das Licht die Motten, proletarisieren ihn und machen ihn für die eigentliche Landwirtschaft unfähig. In der Großstadt bleibt aber neuerdings auch ein guter Teil von den Einwandrern hängen, die sich früher dem platten Lande zuwandten.

Die Agrarfrage in Nordamerika ist tatsächlich eine Menschenfrage. Höhere Löhne, als sie jetzt schon zahlt, kann die Landwirtschaft drüben nicht ertragen, besonders da die Bodenpreise längst nicht mehr so niedrig wie ehemals sind, und da der natürliche Bodenreichtum an vielen Stellen von der durch den Raubbau hervorgebrachten Müdigkeit abgelöst wird. Auf den Farmen aber, die in Händen von Geldleuten oder Gesellschaften sind, die nicht selbst wirtschaften, drücken der übertrieben hohe Pachtschilling und die kurzen Pachtungstermine den Pächter und machen ihn zu einem Werkzeuge des mobilen Kapitals.

Das bedeutsamste „Halt!“ wird der amerikanischen Landwirtschaft durch die Natur selbst zugerufen. Ein großer Teil des westlichen Nordamerikas nämlich ist dem Ackerbau und auch der Viehzucht verschlossen durch die Felsigkeit und die steile Lage im Hochgebirge, durch Dürre, Wassermangel und das Vorkommen von Salzen im arid West, die vereinigt das Wachstum aller edlern Pflanzen verhindern. Zu der Wildheit des Gebirgscharakters und der Kahlheit der Wüste tritt in diesen Strichen die Unberechenbarkeit des Steppenklimas kulturerschwerend hinzu. Glühende Sommer ohne Niederschläge, eisige Winter, Frühjahrsfröste und orkanartige Stürme bedrohen Ernten wie Viehbestände.

In dieser regenarmen Zone hängt für den Feldbau fast alles von der Möglichkeit künstlicher Bewässerung ab. Die Natur hat auch hier dem Menschen bedeutsame Winke gegeben; mitten im wüstenartigen Lande liegen Oasen überall da, wo ein Quell zutage tritt, ein Bach, ein Fluß seine erfrischenden Wellen hinträgt. Schon die Indianer hatten angefangen, Bewässerungsanlagen zu bauen, und die Spanier waren ihnen darin nachgefolgt. Jetzt sind die Yankees drauf und dran, überall, wo im Westen gutes Wasser in günstiger Lage auftritt, es für die tiefer gelegnen wasserarmen Distrikte nutzbar zu machen. Der Erfolg ist in der Tat überraschend. Man glaubt zu träumen, wenn man tagelang durch kahle graue Steppe gereist ist, die nichts hervorbringt als dürres Gras, Kakteen und den bittern Sage-Brush, wo die bleichenden Gerippe und Schädel von Pferd und Rind von Seuche, Wasserarmut und Futternot erzählen, und man kommt mit einemmal in eines der durch Bewässerung aus

dem Wüstenboden gezauberten Paradiese, wo neben dem dunkelgrünen Alfalfa, Mais, Weizen, Hopfen, Wein, Pfirsiche, Orangen, Melonen alle Feld- und Gartengewächse in herrlicher Fülle und Pracht gedeihen. In solchen Oasen trifft man dann freudig überrascht auch das, was dem amerikanischen Lande mit seinen Einzelhöfen sonst fehlt: dorfartige Anlagen. Der Wasserlauf lädt zur geschlossenen Ansiedlung ein, und seine Ausnutzung zum werktätigen Zusammenschluß der Anwohner.

Der Unternehmungsgeist der Yankees hat hier ein weites Feld gefunden, auf dem sicherlich großes geleistet werden kann, wenn man erst die Wasservergeudung, die jetzt noch getrieben wird, einschränkt, und wenn man eine vernünftige Regelung der rechtlichen Seite der ganzen Frage gefunden haben wird. Aber die Erwartung, daß durch Bewässerung ein überwiegend großer Teil des arid West der Bodenkultur gewonnen werden könne, ein Projekt, das vom amerikanischen Optimismus längst als gelöst ausposaunt worden ist, wird wohl immerdar eine schöne Hoffnung bleiben. Die Rocky mountains sind von Natur nicht wasserreich; ewiger Schnee, die beste Nährmutter der Gewässer, ist in den südlichen wasserbedürftigsten Teilen des Gebirgsstocks nicht vorhanden. Die Ströme und Flüsse aber, die hier ihren Ursprung haben, sind schon jetzt zu Zwecken künstlicher Bewässerung stark in Anspruch genommen. Das Wasser mancher von diesen Flüssen ist zudem seiner mineralischen Bestandteile halber dem Pflanzenwuchse schädlich. Viele Wasseradern und Seen liegen auch zu tief, als daß sie für die höher liegenden dürren Landstrecken überhaupt in Frage kommen könnten. Nur Staubecken und Kanalisation großen Stils könnten hier helfen, und es wäre erst noch der Beweis zu erbringen, ob solche Anlagen wirklich ihre enormen Kosten verzinsen.

Es gibt auch in Nordamerika, das seiner leichten Produktionsbedingungen halber vielfach für das Eldorado der Landwirtschaft angesehen wird, agrarische Krisen. Diese treffen den einzelnen Wirt härter als bei uns. Der Farmer hat den ganzen Zuschnitt seiner Wirtschaft fast immer auf die Produktion einer oder weniger Fruchtarten oder auf die Züchtung einer Tiergattung eingerichtet; versagt die Hauptfrucht, oder hat er Seuchenunglück, so verliert er mit einem Schlage alles. Die Vielseitigkeit der deutschen Wirtschaftsweise, die nicht alles auf eine Karte setzt, wirkt solchen Kalamitäten gegenüber ausgleichend.

Bankrotte und Subhastationen kommen auch drüben im Stande der Landwirte oft genug vor; aber der Hintergrund ist kein so tragischer wie bei uns, und die Folgen werden leichter ertragen. Wenn der deutsche Bauer mit nichts als dem „weißen Stabe" in der Hand das Gut seiner Väter räumt, ist er ein gebrochner Mann, der zu nichts anderm mehr taugt. Dem Yankeefarmer ist, wenn er bankrott geworden ist, nur eine Spekulation mißglückt. Er versucht es leicht noch einmal, vielleicht mit besserm Erfolg. Ihm ist eben keine Lebenswurzel durchschnitten worden, als er von Haus und Hof gejagt wurde.

Die amerikanische Landwirtschaft zeigt die Tendenz, vom Großbetrieb zum Kleinbetrieb überzugehn, wenigstens im Körnerbau. Bei der Viehzucht ist es etwas andres, die setzt besonders im Westen, wo der Stall so gut wie un-

bekannt ist, ausgedehnte Weideflächen zur Aufzucht und Mast voraus. Die Steppenviehzucht wird denn auch vielfach auf riesigen von der Regierung überlassenen Territorien ausgeübt. Für gewisse Zweige der Landwirtschaft aber, die besondre Sorgfalt erfordern, wie die Pflege der Handelsgewächse, und für alle Früchte, die keine Maschinenkultur vertragen, wie Hopfen, Wein, Zuckerrübe, Baumwolle, ist eine Intensivität der Bestellung am Platze, die der Einzelne nur einem kleinen Stück Land widmen kann.

Andrer Ansicht ist N. S. Shaler in seinen United States of America. Er glaubt, daß der Kleinbesitz des Farmers allmählich ganz aufhören werde, und daß an seine Stelle vom Großkapital dirigierte Plantagen treten werden. Ich will Amerika diese Entwicklung nicht wünschen. Wer solche dem Industrialismus entnommene Zustände als ideal, ja nur als möglich für das Land bezeichnet, der hat das innerste Wesen des Landbaus verkannt. Nordamerika würde damit auf die Stufe des Südens vor dem Bürgerkriege zurücksinken; es hätte Latifundien und Sklaven, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Besitzer nicht die altpatriarchalischen Kavaliere, sondern die Geldleute von Wallstreet wären. Mit einer solchen Wandlung würde der beste Hort des Individualismus in der Union, der selbständige Farmerstand, bedroht. Ich denke vielmehr, das Genossenschaftswesen wird wie in Deutschland, so auch in Nordamerika die Agrarfrage am besten lösen.

Im Süden hat sich der Prozeß der Latifundienaufteilung längst vollzogen, und im Norden ist er im vollen Gange. Sering sah im Jahre 1883 im Red-Rivertale die fürstentumgroßen Weizenfarmen dieser Distrikte in den Händen weniger Großgrundbesitzer; zwanzig Jahre später fand ich dieselben Farmen in der Auflösung begriffen zu Gunsten des Kleinbesitzes. Diese Entwicklung erscheint durchaus gesund und normal. In neuen Ländern wie Nordamerika ist der Großgrundbesitz eine Übergangserscheinung. Er kann nur durchgeführt werden mit einem Tagelöhnerstand, wie er sich bei uns im Osten historisch entwickelt hat, oder mit Farbigen wie im Süden. Aber wie schlecht diese Art Wirtschaft zum Geiste und zu den Gesetzen einer Demokratie paßt, lehrt eben der blutige Bürgerkrieg, der nicht am wenigsten um der überlebten Agrarverfassung des Südens willen geführt worden ist.

Von der Landwirtschaft abgesehen drängt in Nordamerika alles zum Großbetriebe. Überall, in Industrie, Handel, Verkehrswesen, Geldgeschäft, findet Konzentration gleichgearteter Interessen statt. Das Motiv dabei ist, wie für so vieles in der Neuen Welt, durch Vereinfachung der Methode Zeit zu sparen, das Arbeitsprodukt zu verbilligen und dadurch höhern Gewinn zu erreichen. Es kommt aber auch neben dem materiellen Nutzen die Freude des Yankees am Zweckmäßigen und seine Lust am Organisieren zum Ausdruck.

Dieser Zug zur Interessenzusammenballung schafft Monsterindustrien wie die der amerikanischen Schuhmacher, Erntemaschinenfabriken und Schlachthäuser von Chicago, er ruft gigantische Unternehmungen ins Leben wie die Standard Oil Company Rockefellers, die Powerhouses der Niagarafälle, die Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften, die Billionendollartrusts, die Steel Corporation

eines Charles M. Schwab und eines Pierpont Morgan. Das Ziel ist, möglichst alle in Frage kommenden Zweige von sich abhängig zu machen, in seine Gewalt zu bekommen, oder wie man sich drüben zarter ausdrückt: zu „kontrollieren."

Die Tendenz zum Monopol zeigt sich aber auch auf Gebieten, die der Industrie fern liegen, zum Beispiel in dem Zustandekommen der Associated Press, dieser erstaunlich schnell zur Alleinherrschaft gelangten Gesellschaft mit dem Sitze in Newyork, die den Nachrichtendienst für sämtliche größern Zeitungen Nordamerikas besorgt. Ja schließlich ist die ganze innere Politik der Union mit ihren beiden großen gleichmächtigen Parteien, die, wo und wann sie am Ruder sind, unumschränkt regieren und den Sieg ausnutzen, nichts andres als ein Monopol großen Stils für Stellenvergebung und Ämternutzung.

Die Vorzüge dieser Art und Weise sind nicht zu verkennen; sie bestehn in der Vereinfachung der Verwaltung durch rationelle Arbeitsteilung, Übersichtlichkeit und erhöhte Schlagfertigkeit. Wenn viele Kapitalien und Menschenkräfte vereinigt, unter Kontrolle weniger dazu geeigneter Führer, vorgehn, so werden sie, genau wie es im Kriege ist, auch bei den Feldzügen der Industrie und des Handels mehr erreichen, als wenn eine Menge kleiner Streifkorps mit noch soviel Bravour aber ohne einheitlichen Plan angreift. Die Überlegenheit amerikanischer Industrien über die von Europa ist nicht zum geringen Teile auf die geschickte Konzentrierung von Kapital- und Interessengruppen zurückzuführen, die sich bei uns vielfach bis aufs Messer bekämpfen. In den einzelnen Unternehmungen aber herrscht die engste Verquickung der mehr technischen Zweige, also: Urproduktion, Verarbeitung, Transport, und der eigentlichen Finanzierung. Die Großfinanz, die bei uns hie und da wohl die Industrie befruchtet, leitet drüben das ganze Verkehrs- und Geschäftsleben, durchdringt auch das Detail mit ihrem Genie.

Das amerikanische Wirtschaftsleben hat sich durchaus folgerichtig entwickelt: vom Einfachen bis zum Komplizierten. Der goldne Untergrund aber der amerikanischen Volkswirtschaft, ihres Reichtums und ihrer Kraft, ist die Landwirtschaft. Die Lage der dreizehn Kolonien an der Ostküste des Kontinents wies auf den Handel mit dem Mutterlande hin. Das Rohprodukt wurde auf den Plantagen des Südens erzeugt und von den Handelsemporien des Nordens verschifft; eingeführt dagegen wurden die Fabrikate Europas. Der Unabhängigkeitskrieg mit seiner das Bewußtsein der Nation aufstachelnden Kraft ist auch für die Wirtschaftsgeschichte Nordamerikas der Wendepunkt. Nachdem erst das Band politischer Abhängigkeit zwischen Kind und Mutter gelöst war, nahm die geistige Selbständigkeit eine immer schnellere Entwicklung an. Der Louisiana-Ankauf verdoppelte und verdreifachte das Gebiet des jungen Staatswesens, beseitigte die französische, den Osten und den Westen, die neuenglische und die spanisch-mexikanische Welt trennende Barriere mit einem glücklichen Schlage. Nun erst konnte die teils kriegerische, zum größten Teile aber friedliche Eroberung des Westens erfolgen, bei der der Yankee anglokeltisch-teutonischen Ursprungs die Reste romanischer Bevölkerung fast mühelos aufsog.

Parallel zu den politischen Erfolgen lief die Erschließung der neugewonnenen Ländereien durch den Ackerbau. Mit den aus aller Herren Ländern in die aufstrebende Republik einströmenden Auswandrern war zum natürlichen Reichtum der Neuen Welt erst der rechte Schatzgräber gekommen. Kohlen, Erz, Holz, Steine, Salze, Öl und natürliches Gas hatten von Anfang an in dem von Gott überreich bedachten Kontinent gelagert, aber der Wilde hatte nur wenig mit ihnen anzufangen gewußt. Jetzt, wo eine große, intelligente, vom Genius der kaukasischen Rasse geleitete Bevölkerung heranwuchs, die, sich rasch vermehrend, selbst einen konsumfähigen innern Markt schuf, wurde energisch an die Hebung und Verarbeitung auch dieser Schätze gegangen. Gegründet auf die beiden mächtigen Grundpfeiler: Kohle und Eisen, schoß eine gigantische Industrie empor. Unternehmungslust und Erfindungsgabe der inzwischen durch die demokratische Verfassung zur großen Nation zusammengeschweißten Wandrer nach dem Westen warfen sich auf dieses neue Gebiet mit derselben Kraft und Kühnheit, durch die sie vorher die Naturkräfte in Prärie, Gebirge, Urwald, Fluß und See ihren Zwecken dienstbar gemacht hatten.

Der Bruderkrieg zwischen Nord und Süd, mörderisch wie er war, konnte Arbeit, Erwerb und Verkehr nicht zum Stillstand bringen, feuerte nur zu gewaltigerer Betätigung aller Kräfte an, befreite den in der Volksseele schlummernden opferfreudigen Enthusiasmus, schuf mehr ideelle Güter, als er materielle zerstörte, und verlegte, nachdem die Entscheidung gefallen war, das Schwergewicht nach dem zähern männlichen Norden.

Das Land füllte sich immer mehr an mit Menschenkraft. Städte schossen auf, wo eben noch der rote Mann den Bison gejagt hatte, als Etappen östlicher Kultur auf dem Wege nach dem Westen. Am Stillen Ozean, dessen weltferne Gestade durch die Goldfunde Kaliforniens auf einmal das fieberhaft ersehnte Ziel vieler Gewinnlustigen wurde, entstanden Städte und Staaten von dem speziell westlichen Typus, der unter dem Anschein von Wildheit und Roheit die edelsten Keime zukünftiger Zivilisation birgt. Das Zentrum der Macht und Wohlfahrt aber blieb nach wie vor der Osten mit seinem Europa zugewandten Gesicht.

Durch die gewaltigen Aufgaben, die von einer mächtigen Natur dem Menschengeist aufgedrängt wurden, angereizt, erstanden dem Volke große Erfinder; Männer, die Stoffe fanden, Kräfte entdeckten und latente Energien ans Tageslicht zogen, durch die Technik und Verkehr befruchtet und ganz neue Industrien erschaffen wurden. Handwerkzeug und Maschinen, die dem Menschen der Alten Welt jahrhundertelang genügt hatten, wurden von der jungen ungeduldigen Rasse umgewandelt, neuen Zwecken praktisch angepaßt. Die Dampfkraft, der elektrische Funke schienen erst in den ungeheuern Räumen dieses Landes ihren wahren Sinn zu bekommen.

In der organischen dem jeweiligen Augenblick angepaßten Entwicklung der Industrien Amerikas liegt eine Ursache ihrer Kraft und Gesundheit. Erst lieferte die Technik dem Hauptgewerbe des Volkes, der Landwirtschaft, die nötigen Maschinen. Dann stellte die Ingenieurkunst mit Dampfschiff und

Lokomotive auf Wasser- und Landwegen die schnellste Verbindung her für den Absatz der Bodenerzeugnisse. Zugleich nahm sie mit der verbesserten Spinnmaschine und andern mechanischen Ersatzmitteln dem langsamen Handwerk die veralteten Werkzeuge aus den Händen. Die Industrie kleidete Millionen, wo das Handwerk nur für Tausende zu sorgen gehabt hatte. Die Technik gestaltete auch das Heim des Menschen um, schuf verfeinerten Komfort für das alltägliche Leben. Zuletzt mit der Erfindung der Elektrizität und allem, was die Ausbeutung dieser Kraft im Gefolge hatte, begab sich des Yankees angeborner Ingenieurgeist, der bis dahin vor allem die Heimat versorgt hatte, ins Weite; die amerikanische Industrie trat neben die längst allmächtige amerikanische Rohproduktion Aufsehen erregend erst und bald Besorgnis einflößend hinaus auf den Weltmarkt.

Reichtümer schufen nun alle Teile des Landes, je nach Lage und besondern Gaben. Der Süden: Reis, Baumwolle, Zucker, Tabak. Kalifornien: Getreide, Wein, edles Obst aller Art. Die Steppe gab Rinder- und Schafherden. Das Mississippibecken steuerte Mais und Weizen, Hopfen und Gerste. Das Felsengebirge Gold, Silber, Kupfer, Blei, Salze. Der Norden Eisen, Hölzer, Fische und Pelzwerk. Pennsylvanien: Öl und Hartkohle. Florida: feine Südfrüchte. Kentucky: feine Pferde. Der Staat Newyork: Äpfel, Butter und Molkereiprodukte.

Von Anfang an hatte dieser Kontinent zu allen seinen natürlichen Schätzen auch noch in seinen Strömen, Flüssen und Seen die Wege gehabt, auf denen sich der Verkehr billig und leicht entwickeln konnte. Und wo die Natur einmal vergessen hatte, selbst die Straßen für die Binnenschiffahrt vorzuzeichnen, da half man mit künstlichen Kanälen nach. Der Eriekanal macht die großen Seen zu einer Bucht des Atlantischen Ozeans, und tief im Binnenlande liegende Städte wie Chicago oder Duluth, die Getreidestadt, zu Seeplätzen. An die Häfen aber schließen sich die Eisenbahnlinien an; Wassertransport und Landbeförderung greifen ineinander ein, und so wird im ganzen Lande das Rohmaterial, z. B. Erz, auf dem kürzesten und bequemsten Wege nach den Stellen geschafft, wo es verarbeitet werden soll. Die Binnenschiffahrt, obgleich überholt durch die überall hindringende Eisenbahn, ist durchaus nicht veraltet in Nordamerika, sie ist gleichsam die linke Hand des Verkehrs, die der kräftigern rechten unschätzbare Hilfsdienste leistet.

Die Eisenbahnen folgten der Entwicklung der Volkswirtschaft, anderseits gingen sie ihr auch führend voraus. Sie drangen, vom Osten ausgehend, sich nach allen Seiten hin verästelnd und die wertvollen zukunftverheißenden Striche aufsuchend, als echte Pioniere der Kultur nach dem Westen vor. Jetzt durchbrechen sie, Kanada eingerechnet, in fünf großen Linien den mächtigen Wall der Kordilleren und bringen die pazifische und die atlantische Küste einander auf wenig Tagereisen nahe. An der Peripherie des Kreises aber schließt sich nun wieder die Seeschiffahrt an, Einfuhr und Ausfuhr regelnd und das Verkehrsnetz des Binnenlandes mit der übrigen Welt verbindend. Der Ring wird geschlossen sein mit der Vollendung der friedlichen Eroberung Kanadas, die schon im Gange ist, und mit dem Ausbau des Panamakanals — nur noch

eine Frage der Zeit! Tatsächliche Macht, politischer Besitz und unbeschränkte Verkehrsmöglichkeit werden dann zusammenfallen und den Kontinent zur Union und die Union zum Kontinent gestalten.

(Schluß folgt)



Eduard Mörike als Künstler

Von Karl Fischer in Wiesbaden



Gottfried Keller war Maler, ehe er Dichter wurde; Goethe zweifelte mehr als einmal im Leben, ob er nicht mehr zum Maler als zum Dichter tauge; Mörike äußerte noch in seinem höhern Alter, zuletzt M. von Schwind gegenüber, denselben Zweifel. Während Mörike in der bildenden Kunst über spielerische und handwerksmäßige Betätigung, wie Schnitzen, Bosseln und Töpfern, nicht herauskam, leistete er im Malen oder Zeichnen, namentlich in Porträts, Karikaturen und Landschaften manches, was als künstlerischer Anfang gelten kann. Es ist das licht- und farbendurstige Auge des Malers Mörike, das sich nach freundlichen, von der Kultur umhegten, ja stilisierten Landschaften sehnt. Es sind meist rasch hingeworfne Federzeichnungen — einige habe ich in meiner Mörike-Biographie nachbilden lassen —, die wie seine meisten Bleistiftzeichnungen durch feste Linienführung und charakteristische Darstellung des Beobachteten ansprechen.

Mörikes bedeutende musikalische Anlagen, deren Ausbildung er sich als Knabe widersetzte, zeigen sich vorwiegend in seinem ungemein feinen Ohr für Wortklang und Rhythmus, sowie in dem Wohllaut und der Biegsamkeit seiner Stimme. Ungewöhnliches Talent hatte er für alle mimischen Darstellungen. Er war nicht bloß ein hinreißender Erzähler und Vorleser, sondern auch ein Schauspieler, der sich völlig in einen Charakter hinein zu versetzen und ihn durch die Beherrschung der Darstellungsmittel so vorzuführen wußte, daß er dem Zuschauer wirklich als der erschien, den er darstellen wollte. Geniales hat Mörike jedoch nur in der Dichtkunst geleistet, deren Darstellungsmittel er in der Lyrik und der Epik bis zur Meisterschaft beherrschte.

Das Darstellungsmittel der Poesie ist die Sprache, diese hat zwar auch ihre sinnliche Seite, wie Rhythmus, Reim, Wortklang, Figuren usw., ist aber im wesentlichen „unsinnlich"*); der Dichter kann nicht wie die andern Künstler unmittelbar durch die Sinneswerkzeuge wirken, er kann nur Eindrücke hervorrufen, deshalb vergegenwärtigt er Vergangnes, bewegt Unbewegliches, beseelt Unbeseeltes, läßt Beseeltes erstarren in Anorganisches; so erzielt er den Schein, die Illusion des Sinnlichen. Es entspricht der unsinnlichen Natur seines Darstellungsmittels, wenn der Dichter das Seelenleben des Menschen zum

*) Vergl. Theodor A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie. 1901.

Mittelpunkt seiner Darstellungen macht, im übrigen gilt auch für ihn, was für die andern Künstler gilt: er gibt keinen Abklatsch von der Natur, sondern wählt aus ihr aus, ist ihr Dolmetscher.

Die Kunst ist, auch nach Mörikes Ansicht, nichts andres als der Versuch, das zu ersetzen, was uns die Wirklichkeit versagt. Was das Spiel im Leben des Kindes ist, das ist in dem des Erwachsenen die Kunst; beide schaffen dem Menschen, der sich „ausleben" will, den Ersatz der Wirklichkeit. Die Dichter sind es vor allem, die die seelischen Seiten ihres Volkes pflegen, die in einem bestimmten Zeitabschnitt nicht zu ihrem Rechte kommen. Es gibt Dichter, die zugleich Seher und Erzieher ihrer Nation sind — und sie sind die einflußreichern —; es gibt aber andre, die nur Künstler sind und sein wollen, sie bieten, was nur die Kunst bieten kann: Ergänzung der Wirklichkeit, Erfüllung des Lebens; zu diesen reinen Künstlern gehört Mörike.

Wenn man mit modernen Ästhetikern, wie K. Lange, an die Künste der Anschauungsillusion — Plastik und Malerei — die dramatische und die epische Dichtkunst anreiht, so liegt die Annahme nahe, Mörike habe gerade in diesen beiden Hervorragendes geleistet. Dies trifft jedoch für das Drama nicht zu. Und warum nicht? Das Drama verlangt außer einer scharfen Charakteristik der Personen eine folgerichtige, festgefügte, spannende Handlung, die aus dem Charakter der führenden Personen hervorgeht; im Drama soll es nur eine Psychologie der Tat geben, in ihm werden die Leidenschaften dargestellt, die ein Handeln herbeiführen, sowie die Rückwirkungen der Begebenheiten auf die Personen des Dramas. Durch dieses Aus- und Einströmen werden die Personen dramatisch bewegt. Durch das folgerichtige Vorwärtsstreben und Vorschreiten der Handlung wird die Spannung des Zuschauers bewirkt, die um so stärker wird, je wahrscheinlicher die dargestellten Vorgänge sind, und je mehr das Wohl und Wehe der Handelnden in Frage kommt. Deshalb muß die Tat, zumal des Helden, der im Mittelpunkte steht, folgerichtig erscheinen, also auf den leicht verständlichen Grundzügen seines Wesens beruhn. Je komplizierter sein Charakter, desto unwahrscheinlicher seine Handlungen, desto geringer die dramatische Wirkung; ein dramatischer Charakter muß also große, feste, eherne Züge tragen, er muß dem Zuschauer in starker Befangenheit und Spannung erscheinen.

Mörike war eine milde, versöhnliche, menschenfreundliche Natur, die Unversöhnlichkeit des tragischen Verlaufs, die pathetische Gewalt der Tragödie widersprachen seinem Wesen, wie das Goethe ja auch von sich sagt. Mörike spann sich mit Liebe in seinen Stoff ein, die elementare Wucht des tragischen Charakters konnte nicht seine Sache sein; seine rastlos gestaltende Phantasie hinderte ihn, ein dramatisches Problem festzuhalten und folgerichtig aus dem Charakter der Personen herzuleiten und herauszustellen; die innere Freiheit, Ruhe und Überlegenheit seines Humors widerstrebten der leidenschaftlichen Befangenheit und dem stürmischen Vorwärtsdrängen des dramatischen Helden.

„Das große gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," entsprach ganz Schillers aber durchaus nicht Mörikes menschlichem und künstlerischem Wesen. Aber was dem Dramatiker in ihm

hinderlich war, kam dem Epiker zu statten: die milde Menschlichkeit, die dem tragischen Konflikt abgeneigt ist, die unablässige Lust am Fabulieren, die sich auf dem epischen Boden in allen Gestalten tummeln kann, die feinste Ziselierarbeit in der psychologischen Charakteristik, die in der Welt des Epischen so willkommen ist, das sich Einspinnen in einen Stoff, um ihn künstlerisch bis ins feinste zu durchdringen und aufs wärmste zu beleben. In der Epik, die frei ist von der Gebundenheit der dramatischen Handlung, konnte der Humor seine keckſten Sprünge wagen: sein Schelmengesicht lugt aus der Ackerfurche wie aus dem Sternenhimmel, er schwebt mit Elfentritt und donnert im Urwaldstiefel. Der Künstler Mörike aber wußte dabei mit gefälliger Anmut allem sein Maß und seine Harmonie aufzulegen, er wußte alles in feste Umrisse zu bannen und in starke Rahmen zu spannen.

Vergegenwärtigt man sich nun Mörikes reiche Persönlichkeit und die Tiefe seines Seelenlebens, seine leidenschaftliche Erregbarkeit und seine überaus feine und zarte Empfindung, sein sicheres musikalisches Gefühl und seine Treffsicherheit in der Sprache sowie die überreiche Mannigfaltigkeit seiner Ausdrucksmittel, so leuchtet ohne weiteres ein, daß sein eigenstes künstlerisches Gebiet die Lyrik ist. Als Lyriker erhält er deshalb in voller Eigentümlichkeit neben Goethe seinen Platz.

Der Künstler muß mit dem Stück Natur, das er beobachtend in sich aufgenommen hat, gewisse Veränderungen vornehmen, wenn er entsprechende Wirkungen hervorbringen will; solche Veränderungen bezeichnet man als Stil. Diese Veränderungen beruhen im wesentlichen darauf, daß der Künstler bewußt oder unbewußt mit dem von ihm Beobachteten oder dem seiner Erinnerung Einverleibten eine Art von Reinigungsprozeß vornimmt,*) der darauf hinausläuft, das Wesentliche, das künstlerisch Wirksame festzuhalten und auszugestalten, das Nebensächliche aber zu beseitigen, da es jenes verhüllen und abschwächen, also den Eindruck trüben und verwirren würde. Wer die Natur ohne Auswahl, ohne Reinigung, ohne Verkürzung und Verdichtung wiedergibt, verfährt stillos. Wenn in den bildenden Künsten das Material, in der Musik die Besonderheit der Instrumente den Stil beeinflußt, so tut dies in der Dichtkunst das im wesentlichen unsinnliche Darstellungsmittel, die Sprache. Und wie kirchliche, heroische, genrehafte Stoffe verschiedne Stilarten fordern, so spricht man auch von einem dramatischen, epischen und lyrischen Stil. Da aber der künstlerische Schöpfungsakt von der Persönlichkeit des Künstlers ausgeht, so muß man als das Wesen des Stils die persönliche Ausdrucksform des schaffenden Künstlers ansehen. Je charakteristischer und individueller einerseits der Stil ist, und je mehr anderseits eine lebendige und eindrucksvolle Vorstellung des vom Künstler ausgewählten und gereinigten Stücks hervorgebracht wird, um so reiner und stärker wird die künstlerische Wirkung sein.

Nach all dem darf gesagt werden, daß bei Mörike von einem dramatischen Stil nicht gesprochen werden kann; groß ist er dagegen im epischen, am größten im lyrischen Stil.

*) Vergl. L. Volkmann, Naturprodukt und Kunstwerk. 1902.

Zum Schluß zwei Beispiele für die Art, wie Mörike künstlerisch gestaltete. In dem Teil des Nachlasses, den mir des Dichters Familie zur Verfügung gestellt hat, finden sich zwei bisher ungedruckte Gedichte, die als Beispiel besonders geeignet sind; das eine ist überschrieben „Zu Neujahr 1845," das andre „A. W.," d. h. An Wilhelm (gemeint ist Hartlaub). „Cleversulzbach, 3. Februar 1842"; es lautet wörtlich:

Du klagst, o Lieber, daß dich die züchtigste
Der Frauen verschmäht, die fromme Theresia:
Geduld! noch leben wir im Jenner,
Aber nicht stets wird der Weißflog stöbern.
Im Winkel, wo sich einsam des Daches Trauf
In morscher Rinne sickernd vereiniget,
Starkmannsdick, zuckerkandelartig
Schimmernd ein sechsfach verwachsener Eiszapf.
Bald wehen holde Lüfte den Frühling her,
Die Viper sonnt am bröckelnden Felsen sich,
Es blüht die Aristolochie
Purpurn dem Tage, der dich geboren.
Wenn dann von jenem eisigen Ungetüm
Auch nur die kleinste Spur noch zu finden ist,
Will ich echt Hagelsperger Kröpfe
Kriegen und gehn auf des Grünspechts Füßen.

Die Ode ist, wie sie dasteht, nur dem Dichter und seiner nächsten Umgebung verständlich, sie hat für jenen und für diese vor allem persönlichen, lebensgeschichtlichen Wert; sie ist also ein Gelegenheitsgedicht, das der Erklärung bedarf, wenn es andre verstehn sollen. Das Ganze ist ein Scherz, der auf Hartlaub gemünzt war. Die in der ersten Strophe genannte fromme Theresia war die Frau von Mörikes damaligem Hausarzt, genannt der Weißflog, der in der rauhen Jahreszeit im weißen Flause auszufahren pflegte und zu dieser Zeit den Namen der Giftpflanze Aristolochie beständig im Munde führte; die „Viper" enthält ebenfalls eine persönliche Anspielung, die Hagelsperger Kröpfe scheinen für besonders ansehnlich gegolten zu haben, und die letzte Zeile bekam für Hartlaub dadurch eine besondre Färbung, daß sie an des Dichters Zornäußerung erinnerte: „Da möchte einer ja gleich Knotenfüße kriegen." In Wirklichkeit wurde die „fromme Theresia" dem Freunde Hartlaub durch ihre liebenswürdige Aufdringlichkeit lästig, hier stellt ihn der Schalk als den Verliebten hin.

Indem später der Künstler Mörike alles bloß Subjektive abstieß, das vermeintliche Liebesobjekt verjüngte, die Form abrundete und dem Naturvorgange dadurch eine größere Fülle verlieh, daß er hinter der dritten Strophe ein Bruchstück, das sich ebenfalls im Nachlaß findet, einschob, machte er aus dem Gelegenheitsstück — hier gleichsam sein Modell — ein kleines Kunstwerk, dessen Anfang deutlich genug einen horazischen Anklang zeigt. Nun lautet das Gedicht (Sammlung S. 295) folgendermaßen:

An einen Liebenden.

Du klagst mir, Freund, daß immer die Mutter noch
Des schönen Kindes gleich unerbittlich sei.
Geduld! noch leben wir im Jenner,
Aber nicht stets wird der Eiswind schnauben.

Im Winkel, wo sich einsam des Daches Trauf
In morscher Rinne sickernd vereiniget,
  Hängt mannsdick, zuckerkandelartig
  Schimmernd ein sechsfach verwachsnes Monstrum.
Bald wehen laue Lüfte den Frühling her,
Dein Gartenbeet vergoldet der Krokus schon;
  Eidechslein sonnen ihr smaragdnes
  Kleidchen am bröckelnden Felsen wieder.
Grün wird das Wiesental, und der lichte Wald
Vertieft in Schatten schon sich geheimnisvoll,
  Die wilde Taube gurrt, der Jäger
  Schmückt sich den Hut mit dem jungen Zweige.
Blieb denn von jenem eisigen Ungetüm
Auch wohl die Spur noch? — Warte den Sommer ab,
  Im schlimmsten Fall, o Bester, denke,
  Daß noch des Wildes im Forste mehr lebt!

Das Neujahrslied, ebenfalls an Hartlaub gerichtet, lautete ursprünglich:

Grüßt ein Philister „Prost Neujahr,"
Von Kindheit ging mirs wider die Haar;
Verlegen, freundlich stumm beinah
Und wie ein Simpel steh ich da.
  Dagegen hat michs nie verdrossen,
  Wenn mir ein Mann von Lebensart
  „Genesung" rief, weil ich genossen
  Und brummte mein „Schöndank" in Bart.
An solche Wünsche, federleicht,
Wird sich kein Gott noch Engel kehren.
Ja, wenn es so viel Flüche wären,
Dem Teufel wären sie zu seicht.
  Doch wenn ein Freund in Lieb und Treu
  Dem andern den Kalender segnet,
  So steht ein guter Geist dabei; —
  Du denkst an mich, was Liebes dir begegnet,
  Ob dirs auch ohne das beschieden sei.

Auch hier nahm der Künstler einen Reinigungsprozeß vor: er beseitigte die beiden ersten, rein subjektiven Strophen, vereinigte die beiden letzten zu einer und nahm die notwendige kleine Änderung in der ersten Zeile vor, indem er für „solche Wünsche" setzte „tausend Wünsche." So steht nun das Gedicht in der Sammlung Seite 228.



Ein Sommerurlaub in Pommern

(Schluß)



Dem Städter, der den täglichen Besuch des Bäckers und des Fleischers als notwendige Bedingungen einer geordneten Haushaltung anzusehen gewohnt ist, könnte es vielleicht sonderbar vorkommen, wenn er erfährt, daß es auf einem Gute, das wie Forksdorf ein Dutzend Kilometer von der nächsten Stadt entfernt war, keinen Bäcker und keinen Fleischer gab. Es mußte aber auch ohne diese Proviantlieferanten gehn, und es ging sehr gut. Frischbackne Semmeln gab es freilich nur aller zwei oder drei Tage, aber man machte es eben wie Friedrich Wilhelm mit Pauline, man

ließ sich die nicht mehr ganz frischbacknen vortrefflich munden, und da an jedem Backtage zahllose Kuchen aller Art für die Kinder und den Gast in den Ofen geschoben wurden, so sahen der Kaffee- und der Teetisch immer nach Geburtstag aus.

Für den Braten mußten, wenn nicht gerade in die Stadt geschickt oder auf dem Hofe geschlachtet worden war, der Hühnerhof und die Jagd sorgen. Der Oheim hatte aufgehört, auf die Jagd zu gehn; nicht weil er dafür zu bejahrt oder sonst nicht rüstig genug gewesen wäre, sondern weil ihm die Gutsverwaltung, die er sich so ziemlich ganz auf den Hals geladen hatte, zuviel zu schaffen machte, und weil er — der Pfarrherr war kein Liebhaber des Weidwerks und hielt es für einen seines Amtes unwürdigen Zeitvertreib — meistens mit dem Förster allein hätte jagen müssen. Nachbarschaft gab es überhaupt wenig, in den schönen Monaten noch weniger als im übrigen Jahre; denn wer irgend fortkonnte, ging auf Reisen, und wer nicht fortkonnte, nun der hatte für nachbarliche Allotria ebensowenig Zeit wie der Oheim.

Aber es gab Jagdgerät, es gab den Förster, und es gab Wildenten im Achterwasser. Noch ehe meine Verwandten mich gesehen und sich davon überzeugt hatten, daß es wenig angebracht war, etwas besondres zu meiner Unterhaltung anzustellen, weil ich mich am liebsten frei und zwecklos umhertrieb, war eine Entenjagd in Aussicht genommen worden, und gleich am Tage nach meiner Ankunft wurde sämtliches Schuhwerk, das ich mitgebracht hatte, geprüft und — zu leicht befunden. Leider war ich bei meiner Ausrüstung nicht von richtigen Voraussetzungen ausgegangen; sie war eher auf eine Saison in Doberan berechnet, und eine weitausgeschnittene Weste von kornblumenblauem Seidenplüsch, von der ich mir für Diners viel versprochen hatte, konnte keinen meiner Stiefel wasserdicht und „montant“ genug machen. Die Leute, die in den Schleusen arbeiteten, hatten, das wurde mir klar, was gebraucht wurde, eine Art am untern Ende in Lederboote auslaufender Elefantenrüssel, in denen man mit Haut und Haar verschwunden wäre, wenn man sich hätte auseinandernehmen können wie die beiden Hälften eines Butterbrots. Zuviel Glanz und zu wenig Tran hatte der Oheim mit einem geringschätzigen Blick auf die ihm vorgelegten Perlen städtischer Schusterkunst bemerkt, aber wasserdichte Stiefel bekam ich doch, die seinen, und aus ihm hätte man zwei Neffen machen können, und es wäre noch etwas Zeug für einen Großneffen übrig geblieben.

Ja, wenn Tran wasserdicht macht — und das tut er —, so waren das die Stiefel, die ich brauchte, und wenn gewohnheitsmäßige Orgien nicht auch den Geruchssinn abstumpfen, so würden, das konnte ich hoffen, die Blinden von Forlsdorf meine Nähe spüren oder, wie Fiesco sagt, meinen Tritt kennen. Es war mir, wie wenn eben in meinem Zimmer ein großer und nicht mehr ganz frischer Walfisch in seine nutzbaren Bestandteile zerlegt worden wäre, als Friedrich — ohne jeglichen Wilhelm davor oder dahinter war das der Diener — mit den beiden Booten angesegelt gekommen war.

Ich muß hier eine Klammer öffnen, um einen Wehruf über schlechten moralischen Geruch im allgemeinen auszustoßen und in Bezug auf Friedrich insbesondre dem Leser unter sieben Siegeln anzuvertrauen, daß er im Geruch stand, — bisweilen — mehr zu sich zu nehmen, als er vertragen konnte, Getränk natürlich, nicht Speise. An sich wäre das ja kein Unglück gewesen, da sich ein ehrbarer Rausch, der das Opfer lähmt, ausschlafen läßt und dann, wie sich der moderne Dramatiker ausdrückt, „Vergangenheit“ ist. Man hat mit solchen Leuten eine reinliche Teilung, sie sind nüchtern, oder sie sind — es nicht. Wenn sie nüchtern sind, kann man ihnen Altmeißner Porzellanfiguren mit Spitzengarnitur anvertrauen, und wenn sie — es nicht sind, braucht man ihnen nicht zuzureden, sich niederzulegen, denn man findet sie ja in der Regel schon am Boden. Mit Friedrich war es anders: es hieß, nur der Oheim könne mit Bestimmtheit sagen, ob Friedrich nüchtern sei — oder nicht. Alle übrigen Mitglieder des Haushalts schwebten in steter

Angst und Besorgnis. Der Hauslehrer, der den ganzen Schopenhauer durchgelesen hatte, behauptete, nur wenn Friedrich nicht nüchtern sei, werde er höflich, während die Gouvernante, die Lamartines Méditations Poétiques rückwärts und vorwärts hersagen konnte, optimistische Idealistin war und Friedrichs Höflichkeit für den normalen Zustand, die Grobheit für bacchischen Furor ansah. Tante Nadiègeda ging ihm unter allen Umständen aus dem Wege, wie sie glaubte, weil sie sich vor ihm fürchtete, wenn dagegen der Oheim recht hatte, nur um deswillen, weil sie fürchtete, über ihn lachen zu müssen, wenn sie ihn ansah. Gelöst habe ich das Rätsel auch nicht: infolge von dem, was ich gehört hatte, waren mir seine stete Höflichkeit und Dienstbereitschaft immer etwas unheimlich, und ich würde mich ebensowenig wundern, wenn ich erführe, daß ich ihn nie nüchtern gesehen hätte, als wenn mir das Gegenteil versichert würde. Mit diesem Bekenntnisse, das mich freilich nicht zum gebornen Seelenarzt stempelt, schließe ich diesen Beitrag zu Friedrichs Personalbericht und die Klammer.

Begeistert Trangeruch wie Pulverdampf? Fast möchte ichs glauben, denn ich hatte die Stiefel kaum probeweise an den Füßen, so ließ es mir keine Ruhe, ich mußte — gehn konnte ich ja nicht damit, weil sie mir von den Füßen fielen — das Schlittschuhballett aus dem Propheten aufführen: radibum — radibom — radibim fallera. Der herrliche gewichste Fußboden, den Friedrich im ganzen Hause blank erhielt, und an dem es auch im vordern Giebelzimmer nicht fehlte, ersetzte den Eisspiegel der überschwemmten Emsufer aufs beste, und ich war schon in einem völligen Taumel radibum — radibom, als der Oheim bei mir eintrat und sehr überrascht war, den musikalischen Schlittschuhläufer in mir und nicht, wie man im Hause allgemein angenommen hatte, in Friedrich zu entdecken. Man hatte, da der Zustand diesesmal komplizierter Art war und in offenbare Raserei auszuarten schien, den Oheim gebeten, seine Autorität, an die nur in den alleräußersten Fällen appelliert wurde, geltend zu machen, und nachdem es geschienen hatte, als müsse ein kleines Gebirge zur Welt kommen, war das erbärmliche Mäuschen, auf das in Wirklichkeit alles hinauslief, nichts als der verrückte Einfall eines törichten Neffen. Ich mußte natürlich, trotz der Erschöpfung, in der ich war, das Ballett sofort für meinen Onkel wiederholen und ihm alle Schönheiten der Oper, die Windmühlen, den Aufgang der elektrischen Sonne, den Krönungszug und die Schlußorgie haarklein beschreiben, worauf sich, da Friedrich inzwischen aus dem Keller, wo er mit Flaschenspülen beschäftigt gewesen war, zurückgekommen war und damit sein Alibi bewiesen hatte, die ganze Familie bei mir einfand und nicht eher ruhte, bis ich den Tanz, natürlich immer in meinen Booten, zum drittenmal aufgeführt hatte, radibum ... Es gibt im Völkerleben Wendepunkte, die man als epochemachende Begebenheiten bezeichnet: eine solche war für meinen Forksdorfer Besuch der Schlittschuhtanz mit begleitendem Gesang. Tante Nadiègeda, die mich nicht kannte und im Reiche ihrer Phantasie zu leben gewohnt war, mochte mich als guten zahmen Jüngling geschildert haben, und nun hatte ich mich mit einemmal der großen Tektosagenvergangenheit würdig gezeigt. Ich fühlte sofort, wie die Woge der Popularität den Kiel meines Schiffes hob, und von dem einen Zwischenfall im Pfarrhause abgesehen — Quandoque bonus dormitat Homerus — habe ich, solange ich jenseits der Peene weilte, dem Andenken der wilden ovidischen Gastfreunde Ehre zu machen gesucht.

Am nächsten Morgen war ich zur rechten Zeit fertig: eine weiße Hose, die ja doch zum Gewaschenwerden auf der Welt war, und darüber die Wasserstiefel, deren Boote als Ballast jedes ein halbes Dutzend Batisttaschentücher führten. Auf diese Weise hatte ich am zweckmäßigsten Fühlung zwischen mir und meinen beiden Fahrzeugen herstellen zu können geglaubt. Der Oheim vertraute mir seine beste Entenflinte (canardière) an, und wir gingen, von Knechten, die allerhand Bootgerät trugen, gebilligt und beobachtet, sofort alle vier ins Wasser, der Förster, mein dritter Vetter, der Hund und ich. Da ich auf meine Reputation Wert lege, wie dies jeder

Schriftsteller tut, der Ehre im Leibe hat, so beeile ich mich dem Leser zu versichern, daß ich dank genossener guter Schulung für die Jagdgenossenschaft ungefährlich war, freilich auch, wie der Erfolg zeigte, für die Enten. Vorsicht bei Handhabung des Gewehrs, damit eine imaginäre geradlinige Verlängerung seiner Seelenachse nirgend anders aufträfe als in den Wolken, war mir schon frühzeitig zur Pflicht gemacht worden, und mit den Schlichen und Finten der Wildenten war ich in der Großenhainer Gegend bekannt geworden. Was mir damals von einem Tierfreunde hätte zur Last gelegt werden können war jedoch nicht über den vollendeten Versuch hinausgegangen: ich hätte alle die Entvögel, mit denen ich auf den F . . . . r Teichen angebunden hatte, hier an der Peene froh und gesund wiederbegrüßen können, und so ein Bewußtsein gibt einem, wenn man kein geborner Weidmann ist, ein leichtes Lerchenherz. Tells „das Geschoß war auf des Waldes Tiere nur gerichtet" paßte mir wie ein nach Maß gemachter Jouvinscher Handschuh, wenn ich das Wort „gerichtet" unterstrich und dadurch den Barden zwang, den Ton darauf zu legen.

Ich habe den Wasserstiefel nicht ohne Grund mit dem Elefantenrüssel verglichen: er streckt und faltet sich wie dieser, und da ich mich nicht in zwei Hälften hatte zerlegen können, um mit je einer Hälfte in je einen der beiden Schlünde zu kriechen, was offenbar das Zweckdienlichste gewesen wäre, so hätte ich wenigstens irgend wo, möglichst hoch oben, zwei Knöpfe haben sollen, an denen ich die Strippen der Rüsselhaut hätte festmachen können, um deren Kollaps vorzubeugen. Ohne diese beiden Knöpfe rutschten die wasserdichten Hüllen, so oft ich sie auch wieder in die Höhe zog, immer wieder hinunter, und es dauerte nicht lange, bis der ursprünglich aufgenommene Taschentücherballast durch reichliche Portionen schwappweise von oben eingedrungnen Achterwassers ergänzt war. Lästiger wäre das ja ohne Zweifel an einem kalten Herbsttage gewesen, aber außerordendlich ermüdend war es doch auch so, denn so ein mit Wasser gefüllter vollkommen wasserdichter Stiefel — von den elenden Taschentüchern und Beinen gar nicht erst zu reden — hatte ein gehöriges Gewicht. Dabei kommandierte uns der Förster nach rechts und nach links mit einer Lebhaftigkeit, die dem Führer einer Plänklerkette Ehre gemacht hätte, und wir drangen unaufhaltsam immer tiefer ins Bett des Achterwassers ein, indes die klugen Knechte in einem gewaltigen Boot durch das Schilf strichen, um das Wild aufzuscheuchen, das wir dann bloß noch mit geübtem Rohr herunterzulangen brauchten.

Ein so langes Rohr, wie meine Canardière hatte, war mir in meiner beschränkten Binnenlandpraxis noch nicht vorgekommen: kein Zweifel, sie mußte auf Vaters oder Mutters Seite mit einer Wallbüchse verwandt sein, und wie es im Mittelalter Donnerbüchsen gegeben hatte, zu deren Manipulation zwei Mann nötig gewesen waren, so hätte auch meine Schießwaffe eigentlich zwei Artilleristen, einen zum Halten und zum Abfeuern, und den andern zum Zielen erheischt; auch bin ich überzeugt, daß wenn der Mond mit derselben blitzartigen Schnelligkeit wie die Enten über unsern Horizont gehuscht und dann ein für allemal verschwunden wäre wie sie, so hätte noch kein Teleskop seiner habhaft werden können, und der Mann im Mond wäre noch unentdeckt.

Aber ich hätte doch am Ende für einen oder zwei Braten gesorgt, wenn die Enten, was sie mir recht gut zu Gefallen hätten tun können, gekommen wären, als wir noch ein paar Zoll weniger tief im Wasser standen. Bei herrlichem Sonnenschein blies eine kräftige Brise, und die sich wie ein stattlicher Binnensee gebärdende Peene schlug nette kleine Wellen, deren jede einem, wenn man tief genug im Wasser stand, den Magen in dem Augenblick, wo sie ihn traf, wie ein elektrischer Schlag kältete. Wer die Empfindung kennt, wird mir bestätigen, daß sie zwar für den Liebhaber nicht ohne Reiz ist, daß sie aber leicht die Ruhe der zielenden Hand beeinträchtigen kann.

Viel Enten gab es gerade in jenem Jahre ohnehin nicht, und die wenigen,

die da waren, entkamen. Ich erlegte nur einen Wiedehopf — der ein übelriechender und nur zum Ausstopfen guter Vogel ist —, und es entspann sich auf dem Nachhauseweg, ohne daß ich es hätte vermeiden können, zwischen dem Förster und mir ein Gespräch, bei dem nicht alles süß wie mit Zucker geschlagne Sahne war. Er mochte glauben, ich würde ihn für den Mißerfolg des Tages verantwortlich machen wollen, und ich wußte, daß er mir die ganze Schuld beimaß. Und einem Gaste des Oheims gegenüber konnte er sich doch auch den Ärger nicht von der Leber weg reden. So wurde alles, was er sagte, sauersüß, und der unglückliche Wiedehopf, den ich lieber nicht hätte schießen sollen, und der wie eine dahinwelkende Rose seinen ganzen Duft mit einmal versandte, machte die Sache nur schlimmer.

Das Achterwasser, soweit es sich durch Ausschütten aus meinen Stiefeln entfernen ließ, hatte ich unterwegs ausgegossen, und die Taschentücher hatte ich eigentlich die Absicht im untersten Kommodenkasten ihrem Schicksal und dem gemeinsamen Lose alles Irdischen, einer langsamen Vermoderung zu überlassen, aber bei diesem Plan hatte ich die patriarchalischen Zustände des Hauses und die durch die Gepflogenheiten der beiden Tektosagen hervorgerufne Erfahrenheit des weiblichen Dienstpersonals aus den Augen gelassen. Wie ich mit dem Oheim nach Tisch beim Kaffee saß, war le pot aux roses schon entdeckt. Tante Nadiègeda hatte, um den Wirkungen der Lohe zu begegnen, eine sofortige Wäsche nach allen Regeln der Kunst angeordnet, und die unglücklichen Zeugen meines Leichtsinns bleichten dann mehrere Tage bei Mond- und Sonnenschein auf dem großen runden Rasenbeet hinter dem Hause. Den Taschentüchern hatte schließlich mein verrückter Streich nichts geschadet, und den beiden Tektosagen hatte er genützt: ihre Mutter sah nun manches, was sie bisher für abnorm gehalten hatte, für normal an, und ich hörte sie ganz vergnügt zu ihrem Manne sagen: Sie sind eben alle so.

Mit den beiden jungen Mädchen, meinen Basen, war ich natürlich bald auf dem besten Fuße, und der gegenseitige Verkehr würde noch lebhafter gewesen sein, wenn ich nicht sonderbarerweise mehr für den Gesellschafter der Eltern als den ihren gegolten hätte. Das hatte darin seinen Grund, daß sie noch, wenn auch nicht gerade unter der Botmäßigkeit, so doch unter dem Einflusse der Gouvernante standen, und daß es weder ihnen noch dieser unerwünscht war, wenn Vater und Mutter mit dem Gast eine Unterhaltung fanden, die ihnen zusagte und doch ab und zu auf dem vereinsamten Gute gefehlt haben mochte. Von irgend einem Drucke, den man peinlich hätte empfinden können, wenn sich die Familie um die Eltern vereinigte, war ja selbstverständlich um so weniger die Rede, als beide erstaunlich jung geblieben waren, aber während die Mama in ihren D . . . . . . r Erinnerungen, und der Vater mit dem Neffen in Fritz Reuter schwelgte, war man beinahe noch freier, als man es sonst gewesen wäre, und das Buch, das man sich vorlas, konnte leidenschaftlicher verschlungen und diskutiert werden, als wenn man hierbei nur die zweite Stimme zu singen gehabt hätte.

Wie unter solchen Umständen der abenteuerliche Plan keimen und sich entwickeln konnte, an einem Familiengedenktage ein Festspiel aufzuführen, vermag ich heute, nach so langer Zeit, ebensowenig zusammenzubringen, als es mir gelungen ist, durch Nachdenken ausfindig zu machen, was auch nur in der Hauptsache der Sinn des Festspiels war, und worauf dessen Handlung hinauslief. Da es uns an allem, an einem Theater, an Kulissen, an Kostümen, an auch nur im mindesten erfahrnen, wenn auch dilettantischen Schauspielern, an einem geeigneten Stücke, ja sogar eigentlich an einem teilnehmenden Publikum fehlte, und da das Fehlende auf dem Lande so weit weg von der Stadt schlechterdings gar nicht oder doch kaum zu beschaffen war, so hätten wir auch ebensogut ein Oratorium einstudieren können: der Gedanke wäre kaum toller und die Ausführung kaum unmöglicher gewesen. Ich habe mich im Verdacht, die Sache vorgeschlagen zu haben, weil mir Theaterspiel als gesellige Unterhaltung bekannt war, und ich ein paarmal bei dergleichen mitgewirkt hatte; gewiß ist es aber, daß aus meinem Vorschlage wie aus so vielem

andern, was einem durch den Kopf geht, nichts geworden wäre, wenn die beiden jungen Mädchen die Sache nicht mit dem größten Eifer erfaßt und mit einer Energie durchgesetzt hätten, die mir um so erstaunlicher erscheint, je mehr ich mich bemühe, mir den Zusammenhang der Dinge zu vergegenwärtigen. Da es bei solchen Veranstaltungen immer jemand geben muß, dem zu Ehren die Sache stattfindet, der überrascht zu sein vorgibt und gefeiert wird, so war diesesmal der Oheim der hierzu ausersehene. Der Plan wurde vor ihm als Geheimnis verwahrt, und seine Frau traf als Mitwisserin das schwere Los, den immer erneuten Anforderungen gerecht zu werden, die wir an sie stellen mußten, um unsern Plan verwirklichen zu können. Ich glaube, sie hätte ihn uns gern ausgeredet, wenn sie sich in ihrer Herzensgüte hätte entschließen können, uns um ein Vergnügen zu bringen, und als sie dann einmal a gesagt hatte, blieb ihr freilich auch nichts übrig, als das ganze Alphabet bis aufs z durchzubuchstabieren. Als Thespiskarren stand uns das ganze „drübensche" Haus zur Verfügung, wenn es uns gelang, die dort einquartierten Gespenster zu vertreiben, und einen sehr schönen, großen, zweiteiligen Vorhang, mit Hilfe dessen man von dem größten Zimmer des ersten Stockes ein Drittel abteilen konnte, gab es auch. Das war freilich nicht viel, aber den Zuaven, die sich bekanntlich in der Krim zu vorzüglichen Schauspielern und Schauspielerinnen ausgebildet hatten, hatte ursprünglich auch das gefehlt; nur daß sie freilich über begabte Kräfte verfügt hatten, und daß, die erste Bedingung mimischen Erfolgs, ein zahlreiches, empfängliches, dankbares und beifallfreudiges Publikum zur Stelle gewesen war.

Was die Gespenster anlangte, so war es allerdings schwer, zu behaupten, daß es nicht gespukt habe, da der alte Schäfer nach Dunkelwerden deutlich von außen schwere Tritte auf der innern Holztreppe des Hauses gehört hatte. Niemand hätte dem alten Manne, für den sogar die Zukunft keine Geheimnisse hatte, zutrauen mögen, daß er sich geirrt, oder daß er gar geflunkert habe, und weder die beiden jungen Damen noch meine kleinen Vettern fanden die Sache geheuer genug, daß eins von ihnen abends allein hinüber in das verlassene Haus hätte gehn mögen. Aber da ich dem, was an langen Winterabenden an Spukgeschichten erzählt worden war, nicht beigewohnt hatte, so war es mir um so leichter, den Tapfern zu spielen, als mir durch Wilhelm Friedrich, der am Tage meiner Ankunft den Spitzenreiter gemacht hatte und was zimmern, leimen, schnitzen und anstreichen anlangte, ein zweiter Mieding war, über die Vorgänge im „drübenschen" Hause beruhigende Auskunft erteilt worden war. Den alten Schäfer brauchte in der Tat sein Gehör nicht getäuscht zu haben, er konnte mit den Schritten, die er auf der Treppe vernommen haben wollte, im Rechte sein, nur daß die, deren Füße an dem Geräusch Schuld hatten, keine Gespenster gewesen waren. Man brauchte sich vor ihnen, das wußte Wilhelm Friedrich, nicht zu fürchten. Ein von ungefähr oder vielleicht auch nicht ganz von ungefähr in die Hände des Hofgesindes gekommner Schlüssel, und Liebeserklärungen, die auch in Forksdorf nicht ad calendas graecas verschoben werden konnten, waren das ganze Geheimnis, und solange wir drüben probiert haben, hat sich denn auch keins der Gespenster hören oder sehen lassen.

Ohne den schauspielerischen Leistungen meiner Commimen und den meinen zu nahe treten zu wollen, muß ich doch sagen, daß schließlich der Aufbau der Bühne bei der ganzen Sache das erstaunlichste und gelungenste gewesen sein dürfte, und den hatten lauter Leute zuwege gebracht, von denen man, wenn man sie gehn und stehn sah, geglaubt hätte, sie könnten nicht bis drei zählen. Glücklicherweise erforderte das Stück weder Versenkungen noch Aufzüge (lifts), sonst, davon bin ich überzeugt, würden in dem Feuereifer, mit dem gearbeitet wurde, Decke und Diele, Bretter und Balken ohne Erbarmen durchgesägt worden sein, damit Samiel in die Unterwelt oder die Fee Paribanu in den Dachstuhl hätte fahren können. Es gab ein Podium und einen Prospekt, es gab Kulissen, es gab Soffiten, und es gab am Schluß bengalisches Feuer. Darüber, welcher Genius damit beleuchtet wurde,

wird schwerlich jemals etwas auf die Nachwelt kommen: die Huldigung galt dem Oheim und der Tante, und was gefeiert wurde, war, glaube ich, ihr Verlobungs- oder ihr Hochzeitstag. Das Klavier spielte vor dem Anfang des Stücks, in den Zwischenakten und bei der „Apotheose" eine große Rolle; sonst ist mir von dem ganzen Abend nur erinnerlich, daß mein jüngster Vetter, Wernerchen, maue nicht!, eine Rolle als Jockei hatte, die ihm nicht die geringste Schwierigkeit zu machen schien, und daß im Zuschauerraum kein Apfel zur Erde konnte. Wo die Leute alle hergekommen waren, und wie sie von der Sache erfahren hatten, weiß ich nicht. Obwohl beide Jubilare vergnügt und dankbar waren, so bin ich doch nicht recht sicher, ob der Oheim nicht im stillen das vermoschte Material an Brettern und Balken und die vergeudeten Arbeitsstunden der Knechte mehr beklagt hat, als ihm durch die Apotheose und den übrigen theatralischen Genuß Freude gemacht worden ist. Mein Freund Friedrich Wilhelm war von der mimischen Leistung seines Brautführers begeistert: er verlangte zu wissen, was für einen Landsmann ich dargestellt hätte, und da ich, wie die andern, echt pommerisch ausgesehen und tadelloses Platt gesprochen zu haben glaubte, so war diese durchaus wohlgemeinte Frage allerdings ein Tröpfchen Wermut in meinem Ruhmeskelch. Aber welcher große Erfolg höbe den Sieger so hoch empor, daß das Hohngelächter der Hölle nicht bis zu ihm dringen könnte? Gesellten doch die Römer dem Triumphator den Spötter von Staats wegen zu, und führte doch die Ironie des Schicksals herbei, daß unser größter deutsche Staatsmann infolge einer unglücklichen Verkettung von Umständen an seinem höchsten Ehrentage im Spiegelsaale des Versailler Schlosses eine leichte Zurücksetzung erfahren mußte.

Der Abschied von Forksdorf, wo ich mich sehr bald ganz heimisch gefühlt hatte, wurde mir durch den Umstand erleichtert, daß ich es nicht allein verließ, sondern daß ich meinen Oheim und dessen Familie zu einem mehrwöchigen Herbstaufenthalte nach Heringsdorf begleiten konnte. Die jungen Damen und meine kleinen Vettern hatten Ferien, der Hauslehrer und die Gouvernante waren nach Hause gereist, und es war neben warmen Seewasserbädern für die Damen im allgemeinen auf ein Schlaraffenleben für die ganze Familie abgesehen. Schöne Gegend, ein herrliches Herbstwetter und der Verkehr mit zahlreichen Freunden und Verwandten, die auf der Düne oder höher hinauf im Wald mit Villen ansässig waren und aus diesen oft bis in den späten Oktober nicht wichen, machten uns den Aufenthalt sehr genußreich, und damit es nicht an Abwechslung fehlte, standen mir für die frühen Vormittagsstunden das Seebad und das Bootfahren zur Verfügung.

Die Villa, die der Oheim für diese Zeit gemietet hatte, war so summarisch möbliert, daß ein vollgepackter vierspänniger Leiterwagen, der außer Mundvorräten allerhand Mobiliar, darunter das Familienpianino und das Bett des kleinen gnädigen Fräuleins führte, schon in früher Morgenstunde vorausgesandt worden war; wir folgten etwas später in zwei andern Vierspännern, die nicht danach aussahen, als wenn schon etwas vorausgeschickt worden wäre, und nach einem äußerst vergnügten Frühstück unter den sieben Buchen, bei dem ich nur weiße Pakete zu Gesicht bekam, hielten wir in der dritten Nachmittagstunde unsern feierlichen Einzug. Beide Wagen waren mit lebendem und totem Inventar, unter anderm auch Federvieh in Holzgitterkäfigen, so besetzt, daß sogar der Wunsch, vor dem infolge der vorgerückten Saison ohnehin zusammengeschmolznen Personal des Lindemannschen Hotels zu prahlen, die beiden Alcibiadesse nicht zum Trabfahren hätte verleiten können. Auch führte uns der Weg nach der vom Oheim gemieteten Villa nicht am Hotel vorbei, das zwar durch die Abreise der schönen Fürstin seines herrlichsten Schmuckes beraubt war, wo ich aber doch wieder Unterkunft suchen wollte, da die Villa ohnehin für des Oheims Smala kaum geräumig genug war. Das Anerbieten, auf dem Leiterwagen, nachdem er abgeladen sein würde, mit meinem Koffer einen zweiten Triumphzug im Trabe abzuhalten, lehnte ich weislich mit Dank ab, Friedrich Wilhelm schwibbte sich, genau mit derselben Geste wie das erstemal, den Koffer

graziös über die Schulter, und als ich, mit ihm im Hotel angekommen, den Wunsch, ein Zimmer zu haben, aussprach, hatte ich die Wahl: in der ersten, in der zweiten Etage, nach vorn, nach hinten, klein oder groß, ich konnte sogar den Salon „der Fürstin“ oder deren Schlafzimmer haben. Ich glaube, ich war eben im Begriff, mich für das Schlafzimmer der Fürstin zu entscheiden, halb aus Sentimentalität, halb um meine Freunde, die jungen Bootsleute, damit neidisch zu machen, als Friedrich Wilhelm einen Zettel produzierte, auf dem der Oheim den Wunsch ausdrückte, man möge mir ein gutes Bett mit einer Roßhaarmatratze und ein freundliches Zimmer mit einem Ofen geben. Ob das Schlafzimmer der Fürstin diesen Erfordernissen nicht entsprach, oder ob irgend ein kabbalistisches Zeichen auf dem Zettel stand, aus dem man ersehen hatte, daß Narreteien nicht am Platz waren; kann ich nicht sagen: ich wurde sofort, als wenn von dem Schlafzimmer der Fürstin nie die Rede gewesen wäre, in ein andres außerordentlich behagliches Zimmer geführt und nicht wie ein Badegast, sondern fast wie ein volles Menschenrecht genießender Eingeborner behandelt. Der Abschied von Friedrich Wilhelm war herzlich, aber nicht wortreich: er war von Natur nicht beredt, und vor dem Kellner, der damals bei der Abfahrt wie ein Satyr gegrinst hatte, versiegte mein Platt wie ein ausgetrockneter Born.

Die Städter, die zur Erholung an die See oder in die Berge gehn, zerfallen in vier Kategorien: solche, denen die See, solche, denen der Aufenthalt in den Bergen besser bekommt; solche, denen beides, und solche, denen keins von beiden zuträglich ist. Die Berge bekommen mir gut, und Spaß hat man eigentlich mehr in den Bergen, aber was die Gesundheit, die Erholung anlangt, so schlägt nichts so herrlich bei mir an wie die See. Ich mußte diese höchst persönliche Bemerkung vorausschicken, weil die Schilderung der letzten Wochen meines Urlaubs ganz vergeblich wäre, wenn es mir nicht gelänge, dem Leser einigermaßen ein Bild des unvergleichlichen körperlichen und geistigen Behagens zu geben, worin ich während dieser glücklichen Zeit wie ein echter Lotophage von früh bis abends dahin lebte. Daß zu so wonnevollen Stunden auch und in erster Reihe Gesundheit und guter Appetit gehören, ist freilich eine für unsern Stolz als ideale Geschöpfe schmerzliche, aber unumstößliche Wahrheit. Oder wäre Heringsdorf wirklich in jenen Herbstwochen, was Gegend, Luft und Beleuchtung anlangte, soviel schöner gewesen als alles, was ich bisher kennen gelernt hatte, wäre die Unterhaltungsgabe des Oheims, der regelmäßig die Vormittagsstunden von elf bis ein Uhr mit mir in der Veranda verbrachte und mir dabei ein in der Hauptsache aus geräucherter Flunder und seinem schon erwähnten, himmlisch schönen Bordeaux bestehendes zweites Frühstück vorsetzte, soviel anregender und vielseitiger gewesen als die meiner bisherigen Freunde und Bekannten? Unbeantwortete Fragen machen sich eigentlich gut, und sie haben obendrein den Vorzug, den Leser, wenn er nicht gar zu eilig ist, zu einer kleinen Überlegungspause anzuregen: Denk e bissel nach! Aber Tatsache war es doch, daß mir der Zusammenhang von Ursache und Wirkung eigentlich nicht fraglich sein konnte: die Seebäder, das Bootfahren, das behagliche sich Dämpfen in der hellen, warmen Herbstsonne, die geräucherte Flunder und der gebenedeite Bordeaux machten sogar aus dem etwas schwuppigen Referendar einen Holzbock, und das Gefühl, wohler, fauler und für den Sporn des Ehrgeizes und des Wettbewerbs unempfindlicher zu sein, als man sonst von sich gewohnt war, vergoldete alles.

Die unvergeßlichen Frühstücke wurden in der, wenn die Erinnerung mich nicht täuscht, nach Südost offnen, vor dem unmittelbaren Aufprall der Sonnenstrahlen durch eine Markise geschützten Veranda eingenommen, zu der während dieser geweihten Stunden niemand anders recht freien Zutritt hatte, Tante Nadiègeda nicht, weil sie doch mit einer auf Geselligkeit bezüglichen Frage die Kontemplationen, Meditationen und Diskussionen der beiden weltentrückten Fakirs hätte unterbrechen können; die beiden Töchter nicht, weil sie sich auf kein wahres Frühstücken verstanden; mein zweit-

jüngster Vetter Bernhard nicht, weil er uns alle Flundern im Handumdrehn weggegessen hätte, und Wernerchen nicht, weil er, wenn der Barometer bei ihm auch auf „beständig schön" gestanden hätte, doch schließlich unfehlbar hätte mauen müssen. Was meine Examina vor den hohen Prüfungskommissionen angelangt hatte, so waren ja Schilling, Wächter, Albrecht, Roscher und Osterloh die leitenden Geniusse gewesen, denen ich neben zwei Repetenten den spärlich eingeheimsten Herbst meiner Studienzeit verdankte: daß ich hingegen, was mit Verstand frühstücken anlangte, trotz meiner jüngern Jahre einen leidlichen Gast abgeben konnte für einen Mann, wie der Oheim war, hatte dem väterlichen Geldbeutel allerdings mehr gekostet als die Kollegien, aber da der Aufwand nun einmal gemacht worden war, und ich in einem gegenwärtig von der Firma — Käßmodel benutzten Keller das behagliche Diskutieren hinter einem Glase Wein gründlich gelernt hatte, so war es ein wahrer Segen, daß das Erlernte hier an den rechten Mann kam. Der Beredsamkeiten beim vollen Becher sind viele, und ich will keiner zu nahe treten; das Gesprächstalent des Gardekavallerieoffiziers mag glänzender, und wie der Oheim ohne Zweifel als Vater hätte bestätigen können, nicht minder kostspielig zu erwerben und auszubilden sein, aber da er selbst studiert hatte, und da die Verve der Extektosagen im Kreise ihrer Kameraden vielleicht heller strahlte als am väterlichen Frühstückstisch, so fand meine Art, mich bei Flunder und Bordeaux zu benehmen und auszusprechen, seinen besondern Beifall. Und er selbst war ein so heiterer, erfahrner und witziger Gesellschafter, daß ich, so oft die Mittagsstunde vorüber war, für mein Leben gern wie Josua zur Sonne gesagt hätte: Stehe still in deinem Lauf, was mir freilich unter den seit jenen alttestamentlichen Zeiten veränderten astronomischen Verhältnissen nicht viel genützt hätte.

An der See ist bekanntlich ein kräftiges zweites Frühstück kein Hindernis für ein bald darauf folgendes noch kräftigeres Mittagsmahl; in den Nachmittagsstunden wurden dann Partien nach dem Präsidenten-, dem Langen, dem Streckelsberge, an einen der Seen, nach Korswandt, Ahlbeck oder Misdroy unternommen, unter Mitnahme von unglaublich vielem Kaffeegebäck, und wo es nötig war, von allem, was man außer Feuerungsmaterial zum Kaffeekochen brauchte. Zum Abend besuchten sich die untereinander befreundeten Familien unangemeldet in ihren Villen, und wenn es zehn schlug, waren meistens nur noch einige Schöngeister auf dem Plan. Unter ihnen auch die Drübenschen, die eine reizende Villa im Walde bewohnten und nicht bloß städtischer, sondern auch ästhetisch anspruchsvoller waren als die Hübenschen. Die modernsten Erzeugnisse der Berliner Tischler- und Tapezierkunst schmückten ihre Räume, vergilbte Rohrkolben waren über den Spiegeln und Türen angebracht, eine Buchhandlung versah sie mit allen Neuigkeiten und mit den besten periodisch erscheinenden Heften, nicht bloß das Klavier sondern auch der Bango begleitete die neusten Lieder, ja es würde mich nicht wundern, wenn auch schon die einsame Lilie, das ornamentale Pflanzenskelett und der ganze Kaldaunenstil embryonenhaft in ihrem Geiste geschlummert hätten. Die Unterhaltung mit ihnen war so anregend, daß ich mir immer nur von neuem vorklagen konnte: Hätten die am Nachmittagkaffee der Frau Pastorin teilgenommen, so wäre das Unglück vermieden worden.

Auf den Dünen in einer sehr schönen Villa mit prachtvoller Aussicht hatten wir auch eine Familie, die sich als „besonders erwählt und erleuchtet" auszeichnete. Wahrscheinlich waren sie es auch gewesen, die meinen beiden Basen das fromme, aber auch einem nicht erwählten Ohre „süß" klingende Lied gelehrt hatten:

Wie wirds sein, wie wirds sein,
Wenn wir ziehn in Salem ein,
In die Stadt der goldnen Gassen.
Ach, mein Herr, ich kanns nicht fassen,
Was das wird für Jubel sein!

Ich war jedoch nur einmal dort, nicht in Salem, sondern in der Villa, weil, von dem reizenden Lied abgesehen, das feierlich Gehaltne und Ernste der Sache

deren Lieblichkeit gar zu sehr überwog. Da unausgesetzt, auch ohne daß gegen den einen oder den andern ein eigentliches Verfahren eingeleitet worden wäre, zu Gericht gesessen wurde, so hatte man recht den Eindruck, es könne freilich am Ende aller Dinge auch zu nichts anderm kommen als zu einem Gericht. Nach einem Sonntagnachmittag, den ich in der schönen Villa verbracht hatte, und in dessen Verlaufe den Anwesenden ohne Unterlaß zu verstehn gegeben worden war, daß man nicht wert sei, der besonders erwählten und erleuchteten Familie die Schuhriemen zu lösen, wonach man — bei Lichte gesehen — eigentlich nicht einmal geizte, wurde mir der Wunsch klar, es möge, wenn das einzurichten ging, zwei und zwar gründlich getrennte Paradiese geben, das eine für die besonders erwählten und erleuchteten Familien, das andre für das unverdiente Pack, denn ich konnte mir nicht anders vorstellen, als daß auch im verklärten Leibe das unausgesetzte Anstaunen selbstbewußter fremder Vollkommenheit Übersättigung erregen müsse.

Von dem Oheim mit einem Bande Reuter und einer milchweißen Bernsteinspitze, die des Großherrn würdig gewesen wäre, freigebig beschenkt und von den Segenswünschen beider Nadiègedas und der übrigen Familie begleitet, reiste ich wieder über Stettin ab, und als es mir bei meinem Eintreffen in D . . . . . . gelungen war, meine Eltern durch Überreichung meiner Paßkarte davon zu überzeugen, daß der behäbige rotbäckige Jüngling derselbe Sohn war, den sie blaß und hohlwangig auf die Weide geschickt hatten, beugte ich willig den Nacken von neuem unter das nicht immer leichte Joch der Wegebau- und andern Administrativjustizstreitigkeiten.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

14

Ich hatte noch nicht ausgeschlafen, als der Aufseher schon nach mir schickte. Ich nahm mir trotzdem die Zeit, mich besuchmäßig anzukleiden, um auf alle Fälle gerüstet und nicht genötigt zu sein, erst in meine Wohnung zurückzukehren. Auch gab ich Gerassim Verhaltungsmaßregeln für den ganzen Tag.

Vor der Tür des Stadtteilhauses begegnete ich Jemeljan Afanasjewitsch, der eilig wegging. Der Polizeimeister habe eben nach ihm geschickt, rief er mir zu; ich solle auf ihn warten, er komme gleich zurück.

Meine Kollegen waren vollzählig versammelt. Ich sah Prorwin und Nemirow heute mit ganz andern Augen an als bisher und drückte ihnen herzlich und aufrichtig die Hand. Ich kam mir diesen jungen Leuten gegenüber nach dem, was ich gestern gesehen hatte, ordentlich klein und erbärmlich vor. Sie hatten sich als gewaltige Arbeitskräfte erwiesen und waren gewiß auch welche. Sie hätten Bedeutendes in der Welt werden und leisten können, wenn — sie anders erzogen, in andrer Gesellschaft aufgewachsen und in andre Verhältnisse gesetzt gewesen wären. Der Kern, der in ihnen steckte, war gut und tüchtig, und wenn aus dem Kerne kein fruchttragender Baum entstand, sondern eine verkrüppelte, unnütze Pflanze, die das Auge des Vorübergehenden beleidigte — o, es wäre eine lange Geschichte, das Forschen nach den Ursachen, die Tausende und wieder Tausende von herrlich angelegten jungen Leuten dazu bringen, als Lumpen zu enden! Die Umgebung hat sie aufgezehrt, sagt ein bekannter Schriftsteller. Nemirow war heute wieder

ebenso maulfaul und in sich versunken wie früher. Prowin sah ebenso frisch, keck und — nichtssagend aus.

Ich sprach meine Anerkennung ihrer gestrigen Leistungen aus. Nemirow hörte schweigend zu und suchte mit den Augen an der Wand umher. Prowin winkte verächtlich mit der Hand.

Hat was zu sagen! antwortete er. Gewohnheitsache. Aber Sie, Alexander Andrejewitsch! Ich habe mit dem Brandmeister auf ein ganzes Faß Bier wetten wollen, daß Sie hexen könnten. Die Wette kam aber nicht zustande, weil er dasselbe behauptete.

Ich sah ihn mißtrauisch an. Ich fürchtete eine Neckerei.

Nein, im Ernst, beteuerte er, in weniger als einer Viertelstunde einen solchen Haufen von Leuten an die Spritzen zu bringen, das ist ein Kunststück, das man sich ohne Hexerei nicht denken kann. Das hat vor Ihnen noch nie jemand zustande gebracht, und so sagt leider der Brandmeister auch.

Es war wunderbar, bestätigte Nemirow und starrte in eine Ecke des Zimmers.

Es ist aber doch einfach, erklärte ich. Die Leute helfen gern. Sie fürchten nur Gewaltsamkeit. Ich redete ihnen freundlich . . .

Prowin lachte. Ach, gehn Sie doch! sagte er. Halten Sie uns für Kinder? Zureden, und noch sogar freundliches, soll ziehn bei dieser faulen, zuchtlosen Bande? Ach, Alexander Andrejewitsch, spannen Sie um. Wir haben auch alles mögliche versucht. Ohne Gewalt kann man mit dem Gesindel nichts anfangen.

Schändliches Volk! sagte Nemirow zustimmend und ließ die Augen an dem Ofen haften.

Sie tun unsern Städtern gewiß Unrecht, sagte ich ernst. Ich bin erst kurze Zeit hier, aber ich habe mich schon überzeugt, daß die Mehrzahl . . .

Und so weiter, wie der Brandmeister sagt, fiel Prowin ein. Streuen Sie uns keinen Sand in die Augen. Wir haben uns mit dem Brandmeister schon ausgerechnet, daß Sie das ganze Kunststück durch das Fräulein ins Werk gesetzt haben. Die hat mit den Leuten gesprochen. Da steckt das Geheimnis. Und daß die Leute sich von ihr haben erbitten lassen — nun, wissen Sie, Alexander Andrejewitsch, ich bin kein Verehrer von Unterröcken, aber ich kann Ihnen nur gratulieren. Wenn Peter Arkadijewitsch dagewesen wäre, hätte ihn der Neid toll gemacht. Eine Bekanntschaft von früher her, was? Zufällig hier in der Stadt wiedergefunden?

Guido hatte sich bis jetzt nicht an dem Gespräche beteiligt, nur einige verächtliche Blicke auf uns geworfen und seinen Tee bereitet. Ich hatte ihn bei meinem Eintritt auch freundlicher begrüßt als sonst. Was konnte ich wissen! Vielleicht war auch er ein ganz brauchbarer Mensch, und ihm fehlte nur die richtige Beschäftigung. Als die Rede auf das Fräulein kam, erwachte seine Teilnahme. Er nötigte uns zum Tee und erkundigte sich ausführlich nach den gestrigen Vorgängen.

Aha, schmunzelte Iwan, indem er frische Kohlen in die Teemaschine tat, Jegorow wollte vorhin von dem gestrigen Feuer erzählen. Da hat Peter Arkadijewitsch beliebt ihn hinauszujagen. Aber wie jetzt ein Fräulein dabei gewesen ist, fragt er selbst.

Das geht dich nichts an, Dummkopf, fuhr Guido ihn an. Mach, daß du fortkommst.

Der Krüppel stopfte mit pfiffigem Lächeln seine Pfeife und ging hinaus.

Guido erhielt ausführlichen Bericht. Prowin schilderte das Auftreten der jungen Dame in seiner derben und lustigen Weise. Die Darstellung war nicht ganz richtig, denn nach seinen Worten wäre das Fräulein mit mir gekommen und von mir zum Regeln der Pumpzeit angestellt worden. Ich schwieg, da ich von der Unmöglichkeit überzeugt war, mit meinem Widerspruch Glauben zu finden, und da Prowin nichts äußerte, was eine Beleidigung oder eine Anzüglichkeit enthalten hätte. Dazu setzte er das Fräulein in das beste Licht und bedauerte Guido, als

ob diesem dadurch, daß er nicht dabei gewesen war, das größte Unglück widerfahren wäre.

Guido hörte aufmerksam zu und lenkte Prorwin in die Bahn zurück, sobald dieser zur Beschreibung andrer Umstände übergehn und von der Dame abweichen wollte. Er erkundigte sich genau nach ihrem Aussehen, ihrer Farbe und Gestalt und schüttelte zuletzt unbefriedigt den Kopf.

Er wandte sich zu mir. Heraus damit, Alexander Andrejewitsch, sagte er. Wer ist die Dame? Über kurz oder lang, das heißt, sehr bald schnüffeln wir es doch aus. Also beichten Sie lieber aufrichtig und ungezwungen. Wer ist die Dame?

Ich kenne sie nicht, sagte ich kurz und trank meinen Tee.

Alexander Andrejewisch, wir wollen, denke ich, kameradschaftlich miteinander leben. Ich bin Ihnen offen und dienstfertig vom ersten Augenblick an entgegengetreten. Spielen Sie jetzt nicht den Versteckten und Unnahbaren. Niemand kann wissen, wie die Dinge künftig laufen, und wie oft eine Hand die andre wäscht. Bekennen Sie Farbe. Wer ist die Dame?

Ich kenne sie nicht.

Alexander Andrejewitsch, ehrliches Spiel! Was Ihnen gehört, soll Ihnen verbleiben. Von Prorwin und Nemirow brauchen Sie nichts zu fürchten. Die haben andre Interessen. Der Einzige, der Ihnen vielleicht gefährlich werden könnte, bin ich. Damit will ich nicht gesagt haben — er neigte selbstgefällig den Kopf auf die Seite, machte schmachtende Augen und versuchte seinem Gesicht einen interessanten Ausdruck zu geben —, daß ich mich für einen ebenso hübschen Kerl hielte, wie Sie es sind. Aber, wissen Sie, man hat so seine Erfahrungen und versteht dem schönen Geschlecht zu Leibe zu rücken. Ich gebe Ihnen das feierliche Versprechen, davon zu bleiben und Ihren Weg nicht zu kreuzen. Ich hoffe, Ihnen genügt dieses Versprechen. Die Dame ist, wie Prorwin richtig bemerkt hat, eine Zugereiste, von früher her mit Ihnen liiert. Alexander Andrejewitsch, wer ist die Dame?

Peter Arkadijewitsch, ich protestiere in allem Ernste gegen Ihre letzte Voraussetzung und bitte Sie hiermit, solche Ausdrücke weder gegen mich noch gegen andre fallen zu lassen. Die Dame ist mit mir in keiner Weise liiert. Ich sage Ihnen zum letztenmal, ich kenne sie gar nicht.

Und ohne mit Ihnen bekannt zu sein, ist sie ohne weiteres gleich bereit gewesen, Ihnen zuliebe das Volk zum Pumpen zu bereden? Sie hat dieses unglaubliche Kunststück wohl aus Vorliebe für die Polizeiuniform ausgeführt? Alexander Andrejewitsch, es ist nicht hübsch, gute Kameraden wie dumme Jungen zu behandeln.

Ich werde Ihnen nicht mehr antworten, Peter Arkadijewitsch.

Alexander Andrejewitsch ist ein guter Brandmeister in Herzenssachen, rief Prorwin lachend. Kein Schindeldach, keinen Zaunpfahl will er dem Feuer überlassen. Mir gefällt diese Hartnäckigkeit, hol mich der Teufel!

Aushalten bei der gewählten Farbe ist schließlich doch gewöhnlich das Sicherste, sagte Nemirow; er beguckte tiefsinnig den Teerest in seinem Glase.

Gut, sagte Guido ärgerlich und sah mich falsch an, ziehn Sie sich in sich zurück wie eine Schnecke oder wie ein Stachelschwein. Die Zeit wird noch kommen, wo Sie in Schwierigkeiten geraten und den Guido um Rat fragen werden. Es ist schon manchem Kollegen so gegangen. Aber Guido wird dann stumm sein wie ein Fisch, wird ebenso eigensinnig schweigen wie Sie jetzt. Dann werden Sie sehen, wie angenehm es ist zu duckmäusern, den Unschuldigen zu spielen und im Dunkeln ganz auf eigne Hand fischen zu wollen. Warten Sie nur! Es gibt tiefe Stellen, an denen solche heimliche Fischer ertrinken.

Wir mußten lange auf Jemeljan Afanasjewitsch warten. Er kam erst gegen Mittag angefahren und war bei so guter Laune, daß er pfiff, während er die Treppe heraufstieg. Er faßte meine Hand mit seinen beiden und hielt sie lange fest.

Alexander Andrejewitsch, sagte er dabei, ich habe in meinem Leben viele Dummheiten begangen und auch manches Vernünftige ausgeführt, aber das Klügste von allem war der Einfall, auf Ihre Versetzung hierher zu dringen. Sie sind ein Glücksvogel, einstweilen für mich, aber wir wollen hoffen, daß es auch für Sie selbst nicht ohne Folgen bleibt. Sagen Sie mir um Gottes willen, wer hatte Ihnen den Gedanken eingegeben, über die Brücke zu gehn und dort im fremden Stadtteile nach Ihrer resoluten Art zu wirtschaften?

Ich sah, daß die Brücke überladen und ohne Aufsicht war, sagte ich achselzuckend, und da der Posten am diesseitigen Ende von uns gestellt wird, so haben wir doch auch mit die Verantwortung. Zudem konnte ich mir denken, daß die Beamten von drüben alle bei dem Feuer waren. Es sollte mir leid tun, wenn ich dadurch Veranlassung ...

Haha! lachte er, Veranlassung haben Sie dadurch allerdings gegeben, aber wissen Sie, wozu? Der Chef der Provinz hat zu dem Polizeimeister gesagt, er sehe zu seiner großen Zufriedenheit, daß die Polizei endlich anfange zu begreifen, wozu sie da sei. Er hat den Polizeimeister gelobt, daß dieser allmählich brauchbare Leute in den Dienst ziehe, denn der junge Mann, der an der Brücke kommandiert habe, habe ihm sehr gefallen. Er habe sich darum auch gar nicht gewundert, daß während des Feuers, als es schon dunkel war, in den Straßen überall Ordnung geherrscht habe, denn dort sei wieder derselbe junge Mann mit der Aufsicht betraut gewesen. Überhaupt ist der Chef in der besten Stimmung gewesen und hat den Polizeimeister beauftragt, den zweiten Stadtteil zu loben und den Beamten zu danken. Wenn man sich so ausdrücken dürfte, hat er scherzend hinzugefügt, könnte man sagen, eine Feuersbrunst im zweiten Stadtteile sei ein Vergnügen, so ordentlich, so anständig sei es dort hergegangen. Der Polizeimeister ist natürlich glücklich. Ich bin erst recht glücklich. Unser Stadtteil wird den beiden andern als Vorbild und Beispiel unter die Nase gerieben. Und alles das verdanken wir eigentlich Ihnen allein.

Er nahm wieder meine Hand.

Und das ist noch nicht alles, fuhr er fort. Ich habe dem Polizeimeister über Ihre Schornsteinrevisionen und über die Bestrafung des verrückten Narren, des Kaufmanns — wie heißt er doch? — berichtet. Er hat gestern bei dem Feuer dem Chef davon Mitteilung gemacht, und der hat die Sache gebilligt und befohlen, in allen Stadtteilen sollten solche Revisionen vorgenommen und mit aller Strenge durchgeführt werden.

Wir mußten uns setzen, und nun begann eine Beratung darüber, wie wir am besten den Stadtteil unter uns verteilen sollten, um am nachdrücklichsten und bequemsten für die Reinigung der Straßen und später auch der Höfe vom Schnee zu sorgen, und wie die Revision der Schornsteine in verstärktem Maßstabe und in allen Straßen ausführbar sei.

Es war eigentlich mehr eine Beratung des Aufsehers mit sich selbst. Ich wagte allerdings einigemal kurz Bemerkungen zu seinen Auseinandersetzungen. Sie wurden freundlich angehört und auch berücksichtigt. Außerdem hatte Prorwin zwei oder dreimal einen Gedanken und sagte: Ich denke aber doch — übrigens, wie Sie befehlen. Nemirow öffnete ein einzigesmal den Mund, um zögernd hervorzubringen: Ja, Festigkeit und Ruhe und — Er sah dabei auf die Fingernägel seiner linken Hand. Guido ließ keine Silbe hören und machte ein Gesicht, als ob ihm die Angelegenheit erbärmlich und unwürdig vorkomme. Er lächelte dann und wann mitleidig.

Jemeljan Afanasjewitsch bestimmte zuletzt, ich sollte die Steinstraße und die ganze hinter ihr liegende Sandhälfte des Stadtteils übernehmen, wo ich schon bekannt und gefürchtet sei. Der Wachmeister Jegorow solle, sobald der Aufseher selbst ihn nicht brauche, zu meiner Verfügung stehn und meine Unterstützung sein. Nemirow bekam die größere Hälfte der Marktseite zum Stadtrande hin, und Prorwin die kleinere am Flusse, wo das Feuerwehrdepot war. Guido behielt nach

wie vor den Dejourdienst im Stadtteilhause und außerdem die Aufsicht über die Verkündigungsstraße, wo das Stadtteilhaus lag, in ihrer ganzen Ausdehnung. Diese Teilung sollte für den Winter und auch weiterhin eingehalten werden und bezog sich sowohl auf die Reinigung der Straßen und Höfe wie auf die Aufsicht über die Schornsteine, wobei Jemeljan Afanasjewitsch voraussetzte, der Brandmeister werde Prorwin helfen. Die nächtlichen Runden und Revisionen in meiner Hälfte sollten wieder mir zufallen. Den Nachtdienst für die Marktseite behielt der Aufseher sich selbst vor, wobei er meine drei Kollegen je nach Umständen dabei zu Hilfe nehmen wollte.

Ich sah etwas nachdenklich den Aufseher an. Er hatte die Hälfte des ganzen Stadtteils mir allein aufgebürdet. Er verstand meinen Blick und lächelte.

So geht es, Alexander Andrejewitsch, sagte er, wer zieht, dem wird aufgeladen. Es läßt sich aber nicht anders tun, fürs erste wenigstens nicht. Ich hoffe, Sie lassen mich nicht im Stich.

Ich beklage mich nicht, Jemeljan Afanasjewitsch, beeilte ich mich zu antworten.

Die Sitzung wurde aufgehoben. Die Kollegen sollten sogleich in ihre Bezirke abgehn und das Fegen der Trottoire in Gang bringen. Guido wurde zu diesem Zweck seines Arrestes entlassen, obwohl der vom Aufseher bestimmte Termin noch nicht herum war. Mich forderte Jemeljan Afanasjewitsch auf, einige Minuten zu bleiben.

Ich beobachtete Guido. Ich glaubte, die unerwartete Abkürzung des Arrestes werde ihn mit Freude erfüllen. Ich sah mich getäuscht. Die Ankündigung seiner Befreiung machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Entweder verstand er mit vollendeter Meisterschaft zu verbergen, was in ihm vorging, oder er war durch vielfach erlebte Hudeleien schon so abgestumpft, daß ihn solche Dinge nicht mehr berührten. Er stand verächtlich lächelnd auf, glättete das Haar vor dem Stückchen Spiegel an der Wand neben dem Bettschirm, ließ sich von Iwan den Mantel reichen und verließ das Zimmer, indem er sich linkisch in den Hüften wiegte.

Alexander Andrejewitsch, sagte der Aufseher, als wir allein waren, und reichte mir sein Papirostäschchen; entschuldigen Sie, wenn ich außerdienstlich nach etwas frage, was mich nichts angeht. Aber ich bin wirklich neugierig. Das Fräulein hat meine Wißbegier zu sehr angeregt. Ich weiß nur nicht, ob Sie mein unberufnes Fragen nicht übelnehmen werden?

Jemeljan Afanasjewitsch, ich bitte Sie! Wie können Sie nur so etwas denken! Fragen Sie ohne Umstände. Ich bin bereit, auf alles zu antworten.

Wenn Sie also erlauben — sind Sie schon von früher her mit dem Fräulein Ssawinski bekannt?

Er wußte schon von meiner Bekanntschaft mit den Ssawinskis! War der Mann gut bedient! Wer mochte ihm als Spion dienen und ihm alles berichten, was seine Untergebnen trieben?

Ich mußte ihn ziemlich dumm angesehen haben, denn er lächelte.

Wenn ich da ein Geheimnis berühre, sagte er zuvorkommend, so bitte ich sehr um Entschuldigung. Ich . . .

Ich habe gar keine Geheimnisse, sagte ich rasch. Ich bin mit den Damen Ssawinski zufällig auf der Straße zusammengekommen, als es am ersten Abend meines Hierseins brannte, und da sie mich zu sich einluden, habe ich ihnen meine Visite gemacht. Das ist einstweilen die ganze Bekanntschaft zwischen uns.

Er sah mir erstaunt und fast ungläubig in die Augen.

Ja, entschuldigen Sie, sagte er zögernd, wie hat sich dann, bei so oberflächlicher Bekanntschaft — das Fräulein entschlossen — nun ja, doch um Ihnen gefällig zu sein, gestern abend so etwas wie — Volkstribun zu — spielen?

Ich saß starrer als eine Salzsäule.

Entschuldigen Sie, fügte er rasch hinzu, ich will mich durchaus nicht in Ihre Geheimnisse drängen. Ich . . .

Jemeljan Afanasjewitsch, ich höre auf, Sie zu verstehn. Wo hat die Ssawinski gestern den Volkstribun gespielt?

Er sah mich scharf und prüfend an.

Sollte ich in meiner Voraussetzung irren, daß das Fräulein, das die freiwilligen Spritzenleute zusammenbrachte und anführte, Marja Iwanowna Ssawinski war?

Trotz meiner Achtung vor dem Aufseher erlaubte ich mir jetzt zu lachen.

Jemeljan Afanasjewitsch! Die Ssawinski ist blond, flachsblond und ein schüchternes Mädchen, das immer zuhause schafft und arbeitet.

Er sah nachdenklich auf mich und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

So geht es, sagte er endlich. Man müht sich und zerreißt sich fast und will alles im Kopfe haben, und schließlich ist in dem verfluchten Kopfe nicht Raum für alles — er fuhr sich ärgerlich über das Haar. Jetzt erinnere ich mich, daß mir gesagt worden ist, die Ssawinski sei blond. Vielleicht hat man sie mir sogar gezeigt. Das ist aber mehr als ein Jahr her — damals, als Guido — na, wer war dann aber das Fräulein gestern abend?

Das weiß ich nicht, Jemeljan Afanasjewitsch.

Ich habe keinen Grund, Ihnen nicht zu glauben. Es ist jedoch wunderbar, wie sie sich dann bei der Abneigung, die leider im allgemeinen gegen die Polizei herrscht, auf die Bitte eines fremden Polizeibeamten entschlossen hat, die Leute zum Helfen zu bewegen.

Bei allem Respekt vor dem Aufseher ärgerte ich mich, als ich von ihm denselben Unsinn hörte, den schon die Kollegen ausgeheckt hatten. Ich berichtete kurz, wie die Sache vor sich gegangen war, und nahm mir die Freiheit, gerade und derb darauf hinzudeuten, wie auch dieser Vorfall deutlich beweise, daß die Abneigung gegen die Polizei und ihre Forderungen der Polizei selbst zur Last zu legen sei, die durch rücksichtsloses, unverständiges Benehmen das Publikum jederzeit vor den Kopf stoße.

Jemeljan Afanasjewitsch war aufgestanden und wanderte im Zimmer hin und her.

Das Publikum ist mit wenig Ausnahmen gutgesinnt, kennt seine Bürgerpflicht und sucht ihr nicht aus dem Wege zu gehn, schloß ich mit gewisser Genugtuung. Wenn sich gestern auf meinen ersten Aufruf zahlreiche Helfer fanden, so ist das nur dem Umstande zuzuschreiben, daß es in der Menge Leute gab, die mich schon kannten, und die überzeugt waren, daß sie von mir keine Roheit und keine Ausschreitung zu erwarten hatten. Ich verpflichte mich für den Fall eines Brandes in meinem Bezirk, ich meine auf der Sandseite, Hunderte von Freiwilligen an die Pumpen zu stellen.

Ich hatte mich erhoben und heftig gesprochen. Ich fürchtete schon, der Aufseher werde mich hart anlassen. Aber er kam freundlich auf mich zu und legte mir die Hand auf die Schulter.

Das ist es, Alexander Andrejewitsch, sagte er, das ist es. Nicht das Kind hat die Rute verdient, wenn es sich eigenwillig und unbändig zeigt. Ah, Alexander Andrejewitsch, wenn ich Polizeimeister wäre, und Sie wären Aufseher an meiner Stelle! Es sollte bald ein andrer Zug in die ganze Geschichte kommen. — Freilich, solche Mitarbeiter wie unsern lieben Peter Arkadijewitsch Guido dürften wir dann nicht dulden, setzte er lachend hinzu.

Ich eilte, als der Aufseher mich entließ, mit Riesenschritten in die Steinstraße, stürmte, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Schtschepin mich bemerken könnte, über den Vorplatz und den Hof und — fand an der Tür des Hinterhauses ein großes Vorhängeschloß! Weder die Mutter noch die Tochter war also zuhause.

Es gibt Überraschungen im Leben, die den Überraschten in eine so dumme

Lage versetzen, daß er im Augenblick gar nichts denkt und den Gegenstand, der die Überraschung hervorgebracht hat, nur anstarrt. So ging es mir mit dem Schlosse an der Tür des Hinterhauses im Hofe des Fräuleins Wera Schtschepin. Ich sah deutlich, daß es ein Schloß war, ein tüchtiges, vielleicht auf Bestellung gefertigtes Vorhängeschloß, und die Abwesenheit der beiden Damen Ssawinski war mir auch klar, aber — ich glaube, ich stand mehrere Minuten, ehe ich fähig war zu begreifen, daß ich umkehren, weggehn und ein andres mal wiederkommen müsse. Daß es dem Hasse gegen die Vorhängeschlösser nicht gelang, sich endgiltig in meinem Gemüt festzusetzen, daran war das Fräulein Wera Schtschepin schuld, denn kaum hatte ich langsam und mechanisch wieder den Vorplatz erreicht, als ich die zungenfertige Dame dicht vor mir sah.

Ich bitte, Herr Gehilfe, auf zwei Worte, sagte sie würdevoll und machte eine höflich einladende und zugleich entschiedne Handbewegung gegen ihre geöffnete Tür. Ich bitte sehr, gehn Sie voran.

Ohne etwas zu denken, gehorchte ich. Das Denken hätte mir übrigens auch nicht viel geholfen, denn sie hatte sich so gestellt, daß sie nur einen Schritt rückwärts zu tun brauchte, um mir die Außentür zu versperren. Kaum war ich im Vorhause, so huschte sie auch schon nach und verschloß die Tür. Der Ton des schnappenden Schlosses brachte mich einigermaßen zur Besinnung und zu dem Bewußtsein, daß ich in der Falle sitze. Sie drehte den Schlüssel zweimal um. Gott sei Dank! sie zog ihn nicht ab, sondern ließ ihn stecken. Die Zimmertür wurde von innen geöffnet, und das Dienstmädchen ließ uns eintreten. Die arme Person hatte die Hand noch auf dem Drücker, als die Zunge des Fräuleins schon in vollem Zuge war, die Magd zu schelten, daß sie mir den Mantel nicht abnehme, und mich zum Zeugen anzurufen, wie schwer eine alleinstehende, feingebildete Dame es mit solchen rohen, eigensinnigen, keine Lehre annehmen wollenden . . .

Erlauben Sie, sagte ich sehr laut, um ihren Redestrom zu unterbrechen, ich werde nicht ablegen. Ich habe nur wenig Minuten . . .

Sie hatte schon selbst eine Seite des Mantels gepackt, während das Mädchen die andre faßte, und das Kleidungsstück war nicht mehr in meiner Macht. Auf mich einredend und mir immer dichter auf den Leib rückend, drängte sie mich durch das Vorzimmer in den Salon und zum Sofa. Der Gefahr, auf dem Sofa neben ihr sitzen zu müssen und von ihr möglicherweise am Arme oder Ärmel festgehalten zu werden, entging ich durch eine rasche Bewegung, die mich auf den Sessel dem Sofa gegenüber und den Sofatisch zwischen uns beide brachte. Nun ging es los. Sie sprang von der Magd ohne jede vermittelnde Phrase auf die Ssawinskis über und ließ ihrem Zorne in Sticheleien und Schmähungen freien Lauf. Ich machte unterdessen die Entdeckung, daß ich von meinem Stuhle aus durch das Fenster sehen konnte, das auf den Vorplatz führte. Ich saß deshalb unbeweglich und ließ das Fenster nicht aus den Augen, um die Rückkehr der Bewohnerinnen des Hinterhauses nicht zu verpassen. Als das Fräulein immer ungeniertere und ehrenrührigere Ausdrücke brauchte, konnte ich nicht unterlassen, für die abwesenden Damen gegen die vorgebrachten Beschuldigungen Protest zu erheben; ich merkte jedoch sogleich, daß das nur Öl ins Feuer gießen hieß. Ich beschloß also, hartnäckig zu schweigen, mich durch nichts zu einer Entgegnung verleiten zu lassen und ruhig zu harren, bis die Zunge der Redenden ermüde, oder — bis die Ssawinskis nach Hause kämen. In diesem Falle — das war eine beschlossene Sache — wollte ich mich plötzlich erheben, zu meinem Mantel springen, ihn über den Arm werfen, die Tür mit der Linken öffnen und die Wirtin, falls sie versuchen würde, mich zu hindern, mit der Rechten zurückschieben.

So ergab ich mich denn einstweilen in mein Schicksal, schaute durch das Fenster, bemühte mich, nichts zu hören, und versuchte mir auszumalen, wie Mascha bei ihrer Rückkehr gewandt über den Vorplatz eilen und dabei scheu und schlau mit ihren grauen Augen in das Zimmer blicken werde, um zu sehen, ob die gefürchtete

Wirtin sie bemerke. Eine Viertelstunde verging nach der andern. Die erprobte und abgehärtete Zunge arbeitete unverdrossen weiter. Der Stimme ließ sich die Genugtuung anhören, daß es der Besitzerin gelungen war, mich zum wehrlosen und widerstandsunfähigen Opfer zu machen.

Viel, unendlich viel hatte die Schtschepin schon gesprochen. Ich hatte es richtig so weit gebracht, daß ich den Sinn dessen, was sie vortrug, nicht mehr faßte. Ich wurde schläfrig wie der Studiosus im langweiligen Kolleg und hätte dem Beobachter, wenn ein solcher zugegen gewesen wäre, wahrscheinlich dasselbe Bild geistiger Unzurechnungsfähigkeit geboten, das den Uneingeweihten auf den Gedanken zu bringen vermag, der unbeweglich Dasitzende vertiefe sich in sich selbst und verarbeite im Gehirn die Worte des Vortragenden. Da — was war das? Ich fuhr plötzlich auf. Die Schtschepin redete ja schon eine ganze Weile davon, wie die neue Wirtin nicht soviel Geduld mit den Ssawinskis haben, nicht so schwesterlich gegen die Mutter, eine im ganzen ordinäre Person ohne jegliche Bildung, nicht so mütterlich gegen die Tochter, eine dumme, aufgeblasene Gans, sein werde, wie sie es gewesen sei, sie, das fein gebildete adliche Fräulein, das so hoch über den Ssawinskis stehe wie . . .

Sind sie ausgezogen? fragte ich ungestüm und erhob mich halb von meinem Sitze.

Eine Antwort erhielt ich nicht, aber die Wirtin begann schneller und eifriger zu sprechen, hob den Arm und krümmte die Handfläche, als ob sie sich bereit mache, eine Fliege zu fangen.

Ich ließ mir diese Bewegung zur Warnung dienen. Wer sich dem Fräulein Wera Schtschepin durch plötzliche Flucht entziehn wollte, mußte das Manöver blitzartig ausführen und sie nicht erst die Absicht merken lassen. Zudem wußte ich noch nicht bestimmt, ob die Ssawinskis die Wohnung schon geräumt hatten. Die Bestätigung erhielt ich bald, denn die Wirtin fing an, das Thema zu behandeln, daß es Genugtuung gewähre, dergleichen Mieter los zu sein und nicht mehr zu sehen. Ich lehnte mich so nachlässig und gemütlich an den Rücken des Sessels, als ob ich gedächte, mich für den ganzen Tag hier niederzulassen. Ich hoffte dadurch erstens der wachsamen Rednerin den Verdacht zu nehmen, daß ich weglaufen wolle, und zweitens zu erfahren, wo sich die Ssawinskis einquartiert hatten. Es war mir dabei freilich so zu Mut, als ob der Sitz unter mir brannte: jede Minute, die ich hier länger zubrachte, verzögerte meine Ankunft bei Mascha.

Wo wohnen sie denn jetzt? fragte ich so laut und so unverfänglich wie möglich, indem ich ein Bein über das andre schlug und den Arm über die Lehne des Sessels hängte.

Sie nahm von der Frage keine Notiz, aber ein Aufblitzen in den Augen verriet, daß sie wohl gehört hatte, was ich fragte.

Weiter spann sich ihre Rede, immer weiter. Sie hatte alles, was sie gegen die Ssawinskis im Herzen trug, wahrscheinlich schon aus- und abgeschüttelt, denn sie ging allmählich auf die Nachbarn über, auf den gefährlichen Künstler, auf den unmöglichen Händler nebenan, auf den alten Sünder schräg gegenüber, der ein Oberst sein wolle, ein Kavalier, ein Edelmann, über den man aber nichts höre als . . .

Wie sagten Sie doch, in welchem Hause wohnen jetzt die Ssawinskis? unterbrach ich sie mit lauter, aber scheinbar gelangweilter Stimme, indem ich die Hand vor den Mund hob und tat, als ob ich gähnte.

Sie hielt mit dem Sprechen nicht ein, aber der giftige Blick, den sie auf mich schoß, machte mir völlig klar, daß Wera Schtschepin keine Närrin sei, die man durch Gähnen, und wäre es auch natürliches, betrügen, oder der man eine Adresse entlocken könnte, die sie nicht geben wollte.

Hier mußte also allen Versuchen und allem Parlamentieren ein Ende gemacht werden. Fort um jeden Preis! hieß nun die Losung. Es handelte sich nur noch um die Art der Flucht, um gewandte Benutzung des Augenblicks.

Ich ließ mich tiefer in den Sessel sinken, neigte den Kopf ganz unbedeutend vor und öffnete weit die Augen, als ob mich das, was sie eben sprach, sehr in Anspruch nähme. So verhielt ich mich einige Minuten unbeweglich und bemühte mich, Aufmerksamkeit und Teilnahme zu heucheln.

Sie schien dafür nicht unempfindlich zu sein. Sie neigte sich auch vor, aber mit dem ganzen Oberkörper, stemmte einen Ellbogen auf den Tisch, sprach leiser, weicher und zutraulicher.

Was war das? rief ich, als schrecke ich empor, und ich tat, als ob ich angestrengt horchte.

Sie zuckte zusammen, hob den Kopf, sah mich fragend an und — schwieg, schwieg zum erstenmal, seit ich in das Zimmer getreten war.

Kein Irrtum! rief ich. Das kann nur die Feuerglocke sein!

Mit einem Satze flog ich vom Stuhl auf und vom Tische weg, war mit drei Schritten im Vorzimmer — hinter mir hörte ich einen schwachen Schrei —, warf den Mantel über den Arm, riß mit der Linken die Tür auf, stieß mit der rechten Hand hinter mich, ohne zu wissen, ob die Wirtin mir folge oder nicht, und sah mich im Vorhause. Krampfhaft drehte ich den Schlüssel in der Außentür zweimal um, sprang hinaus, schlug die Tür hinter mir zu und war in der nächsten Sekunde auf dem Trottoir, halbwegs zwischen den Häusern der Schtschepin und des Händlers Abramow.

Da stand ich und atmete tief auf, als ob ich durch die ganze Steinstraße gelaufen wäre. Die plötzliche rasche Bewegung und die Angst, daß mir die Flucht nicht gelingen möchte, hatte mir die Luft geraubt. Ich drückte die Mütze, die ich in der Pforte aufgestülpt hatte, fest auf den Kopf, hüllte mich in den Mantel und schaute dabei aufmerksam zurück, ob das schreckliche Geschöpf nicht erscheinen werde. Ordentlich wohltuend war das Gefühl der Sicherheit, das ich empfand, denn hier im Freien sollte es ihr wahrlich nicht gelingen, in meine Nähe zu gelangen oder gar meinen Mantel zu fassen wie bei unsrer ersten Begegnung.

Wirklich hörte ich die Haustür wieder aufgehn und darauf eilige Schritte auf dem Vorplatze. Ich machte mich sprungfertig. Es war die Magd, die aus der Pforte trat, erst zum Himmel empor, dann zum Flusse und zuletzt nach meiner Seite blickte. Ich konnte zur Wahrung der Würde und des Ernstes natürlich auch nichts besseres tun als prüfend den Himmel betrachten.

Wo brennt es, Euer Wohlgeboren? fragte sie.

Ich weiß es nicht, sagte ich, es ist nichts zu sehen. Man läutet auch nicht mehr.

Das Fräulein fürchtet, daß es in der Nähe brenne, fuhr sie fort. Ich war auch erschrocken, als das Fräulein schrie, ich solle laufen. Mein Gott, dieses ewige Feuer!

Es wird wohl nur falscher Lärm gewesen sein, meinte ich und biß mich auf die Lippen. Sage deinem Fräulein, es sei gar keine Gefahr vorhanden.

So werde ich auch sagen, entschied sie und ging in das Haus.

Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen, Herr Gehilfe, sagte eine Stimme hinter mir, und als ich mich umwandte, sah ich den Händler Abramow, der von seinem Laden her auf mich zukam und tief die Mütze zog.

Der Mann zeigte sich gerade zur rechten Zeit. Als nächster Nachbar, der noch dazu fast immer vor seiner Ladentür zu finden war, mußte er wissen, wann die Ssawinskis umgezogen waren, und aus Neugier hatte er möglicherweise die Fuhrleute ausgefragt. Ich war geradezu böse auf mich, daß ich nicht früher an den Mann gedacht hatte.

Wie belieben Sie nach dem Feuer geruht zu haben? fragte er höflich und riß wieder die Mütze vom Kopfe, als ich ihm die Hand reichte.

Bei Ihnen sind hier unterdessen die Nachbarn ausgezogen? fragte ich.

Ja, gestern gerade während der Gerichtssitzung. Darum konnte ich doch auch

nicht dabei sein. Schade! Ich hätte gern gehört, wie der Räuber, der Jsotow, verurteilt wurde.

Also gestern!

Jawohl. Als Nachbar habe ich natürlich geholfen. Was soll man machen! Zwei alleinstehende Frauen! Sie haben niemand. Sie haben immer bei mir gekauft und sind mir nichts schuldig geblieben. Schade! Ich habe diese Kundschaft nun verloren. Aber froh bin ich doch, daß sie von diesem Teufel, von der Schtschepin, erlöst sind.

Wohin mögen sie gezogen sein?

Ah, sie haben jetzt ein besseres Quartier, auch zwei Zimmer, aber größer. Nur ist der Eingang schlechter, weil es ein großer Hof ist, viele Menschen, schmutzig. Aber die Wohnung selbst ist gut, sie ist ebenfalls ein besondres Häuschen.

Sie kennen die Wohnung?

Nun, wie sollte ich nicht! schmunzelte er. Ich bin eben von dort gekommen Was sollte ich tun? Sie sind so lange meine Kunden gewesen. Ich habe Brot und Salz hingebracht, Herr Gehilfe.

Er nannte mir die Straße und das Haus und beschrieb den Weg. Für meinen Dienst lag die Wohnung so unbequem wie möglich, fast am jenseitigen Ende des benachbarten Stadtteils, hinter dem Markte. Doch das war es einstweilen nicht, was mir im Kopfe herumging, während ich hinwanderte. Des Händlers Worte hatten ein unangenehmes Gefühl in mir hervorgerufen, hatten mir gezeigt, wie unbeholfen und ungewandt ich zu Werke ging. Er war ihnen bei dem Umziehn behilflich gewesen, hatte ihnen heute seine Aufmerksamkeit bezeugt. Und ich? Ich hatte es nicht einmal gewußt, daß sie umzogen. Freilich war ich durch den Dienst gebunden und durfte mir auch keine Aufdringlichkeit erlauben. Aber wer gebunden ist und sich nichts erlauben darf, der müßte überhaupt davonbleiben.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Verjüngung des Offizierkorps. Alle bisherigen Vorschläge, die Beförderungen und Verabschiedungen der Offiziere anders zu regeln, sind teils als unzweckmäßig, teils aus militärischen oder finanziellen Gründen als unausführbar bezeichnet worden, und man versucht immer wieder, sich mit dem Gedanken zu trösten, daß im Interesse der Schlagfertigkeit des Heeres und der Verjüngung des Offizierkorps vorzeitige Verabschiedungen notwendigerweise mit in den Kauf genommen werden müßten. Es ist aber eine Tatsache, die nicht weggeleugnet werden kann, daß die Zahl der vorzeitig verabschiedeten, im besten Mannesalter stehenden Offiziere von Jahr zu Jahr wächst, und daß viele von diesen häufig in untergeordneten Stellungen und in bitterster Not ihr Leben fristen, Zustände, die durchaus nicht dazu beitragen, den Offizierberuf besonders anziehend zu machen.

Gewiß haben nicht alle Offiziere die Fähigkeit, in die höhern und die höchsten Stellungen zu gelangen, und das ist durchaus kein Nachteil für die Armee, denn diese braucht auch gute Mittelmäßigkeiten. Wenn aber in den letzten Jahrzehnten eine auffallend hohe Zahl von jüngern Offizieren gegen ihren Willen abgehn mußte, weniger wegen mangelhafter Leistungen als vielmehr um Luft zu schaffen, so wird ein solches Verfahren von keinem billig denkenden als gerechtfertigt angesehen werden können.

Wenn man jetzt auch in Offizierkreisen die Ansicht aussprechen hört, daß der Offizierberuf überhaupt kein Lebensberuf mehr sei, sondern nur noch eine Übergangs-

stufe zu andern vielleicht ebenso unsichern Lebensstellungen, so erscheint dies durchaus nicht übertrieben, denn kaum die Hälfte der Hauptleute erreicht die Stellung eines Stabsoffiziers, und von diesen etwa nur vierzig Prozent die eines Regimentskommandeurs.

Das Schlagwort aller, die auf vorzeitige Verabschiedungen wegen der Schlagfertigkeit des Heeres nicht verzichten zu können glauben, ist: Verjüngung des Offizierkorps.

Es ist aber eine irrtümliche Annahme, daß diese durch zahlreiche und vorzeitige Verabschiedungen auf die Dauer durchgeführt werden könnte. Vorübergehend ist dies wohl erreicht worden, aber die Rückschläge sind dann auch nie ausgeblieben. Es sei deshalb erlaubt, einen andern Weg vorzuschlagen, der bei Vermeidung der bisherigen Härten, und auch ohne daß Mehrkosten damit verbunden wären, zu einem befriedigendern Erfolg führen soll.

Wenn immer darüber geklagt wird, daß die Offiziere vom Hauptmann aufwärts zu alt wären und aus diesem Grunde vor der Zeit aus dem aktiven Dienst scheiden müßten, so ist es doch nur wünschenswert, sie in einem jüngern Lebensalter in diese Charge hineinzubringen; etwa so, daß sie mit dem dreißigsten, spätestens mit dem zweiunddreißigsten Lebensjahre eine Kompagnie, Eskadron oder Batterie bekommen, wie es bei der Feld- und der Fußartillerie seit einigen Jahren annähernd der Fall ist. Auch bei zehn- bis elfjähriger Kompagniechefzeit würde ein solcher Offizier mit 40 bis 42 Jahren Stabsoffizier werden, und wenn er dann nach weitern zehn Jahren erst Oberst und Regimentskommandeur würde, so stünde er immer noch in einem Alter, das die für diese Stellung nötige Geistes- und Körperfrische gewährleistet, und er könnte, was dringend zu wünschen wäre, sein Regiment fünf bis sechs Jahre behalten. Rechnet man bis hierher 35 Dienstjahre, so hätte er bei seinem Abgang auch die höchste Pension (nach dem zu erwartenden Pensionsgesetze) erdient. In diesem Beispiel sind auf die Charge des Stabsoffiziers im ganzen etwa zehn Jahre gerechnet, also anderthalb bis zwei Jahre länger als jetzt nötig sind, da künftighin bei weniger Abgängen das Aufrücken in diesen Dienstgraden etwas langsamer vor sich gehn würde.

Es wäre nunmehr die Frage, wie die Beförderung zum Hauptmann mit dem vorgeschlagnen Alter von 30 bis 32 Jahren, d. h. nach zehn- bis höchstens zwölfjähriger Leutnantszeit, erreicht werden könnte, ohne die höhern Stellen wesentlich zu vermehren oder das Ausgabebudget noch mehr zu belasten. Niemand wird behaupten wollen, daß eine fünfzehnjährige Vorbereitung als Leutnant für den zukünftigen Kompagniechef nötig ist. Zehn Jahre genügen dazu vollkommen, und wer den Dienstbetrieb in der Armee kennt, wird zugeben, daß die Oberleutnants — sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben — für den Dienst in der Kompagnie nur von geringem Nutzen sind, daß dagegen ältere Portepee-Unteroffiziere, besonders im kleinen Kommißdienst, in der Regel mit größerm Vorteil verwandt werden können.

Leider ist es jetzt dahin gekommen, daß nach den Bestimmungen einzelne dienstliche Handlungen, auch von Portepee-Unteroffizieren, nicht mehr selbständig ausgeführt werden dürfen, und daß diese Einschränkung von manchen Kommandeuren noch auf andre Dienstzweige ausgedehnt wird, was doch im Grunde nichts andres als ein Mißtrauensvotum ärgster Art bedeutet und geeignet ist, das Ansehen der Portepee-Unteroffiziere hinabzudrücken. Jeder Eingeweihte weiß ferner, wie die ältern Leutnants mit heißem Bemühen danach trachten, ein Kommando, und sei es noch so kurz, zu erhalten, weil sie dadurch dem Frontdienst auf einige Zeit entgehn können — ein wenig erfreulicher Zustand.

Im Winter ist es der abstumpfende kleine Dienst mit zwanzig bis dreißig Mann auf dem Kasernenhof, im Sommer das Gehn zu Fuß bei den Übungen, was den ältern Leutnants häufig die Freude am Berufe raubt und sie vor der Zeit abstumpft. Dazu kommt ferner, daß die Offiziere jedes Jahr oder im besten Falle

jedes zweite Jahr die Kompagnie wechseln und somit kein tieferes Interesse an den ältern Mannschaften, deren Exerzieren in jedem Winter unter denselben Kalamitäten vor sich geht, nehmen können. Es würde deshalb dem Dienste nichts schaden, und kein Hauptmann würde es bedauern, wenn er anstatt der bisherigen zwei bis drei Leutnants, deren nur einen — aber denselben für eine Reihe von Jahren und ohne Unterbrechungen durch Kommandos — zur Verfügung hätte, dagegen zwei etatsmäßige Vizefeldwebel, die für alle Dienstzweige als brauchbare Stützen ausgebildet werden könnten, und die weder infolge von wissenschaftlicher Tätigkeit noch von gesellschaftlichen Verpflichtungen dem Dienst entzogen zu werden brauchten. Wenn jede Kompagnie dauernd über einen Leutnant verfügte, dem zunächst die Ausbildung der Rekruten zu übertragen wäre, ferner über drei Portepee-Unteroffiziere (den Feldwebel eingeschlossen), außerdem das Bataillon noch über zwei bis drei ältere Offiziere zu besondrer Verwendung als Adjutant, Waffenoffizier, Instrukteur der Einjährigen und der Reserveunteroffiziere, Stellvertreter beurlaubter Kompagniechefs u. dergl., so würde die Ausbildung darunter gewiß nicht leiden, und die Kompagniechefs würden nicht über mangelnde Unterstützung zu klagen haben, vorausgesetzt natürlich, daß den Portepee-Unteroffizieren die selbständige Leitung jedes Dienstzweiges wieder übertragen werden dürfte. Bei so geringer Leutnantszahl könnte es nicht ausbleiben, daß der einzelne sechs- bis siebenmal Rekruten ausbildete, aber das würde nicht nachteilig für ihn sein, und nachher würde er dafür durch Befreiung von dem kleinen Kommißdienst, als Adjutant durch Kommandierungen und andre Erleichterungen reichlich entschädigt werden können.

Dieser Vorschlag geht also auf eine Verminderung des Leutnantsetats hinaus, und zwar etwa um ein Drittel des jetzigen. Anstatt der bisherigen 40 bei einem Infanterieregiment sollen es nur 28 sein. Bei dieser Zahl kann der anfangs ausgesprochne Wunsch, die Beförderung zum Hauptmann im Durchschnitt mit dem elften Leutnantsjahr eintreten zu lassen, dauernd erfüllt werden, und die großen Unterschiede im Dienstalter zwischen den Frontoffizieren und den Offizieren des Generalstabs und der Adjutantur könnten ebenfalls verschwinden oder wenigstens geringer werden.

Zu wünschen wäre auch, daß der Etat der Stabsoffiziere bei jedem Infanterieregiment um eine Stelle erhöht, und daß den Oberstleutnants, die nicht Regimentskommandeurrang haben, ein besondrer Gehalt zugebilligt würde, was bei den häufigen Fällen, wo Regimentskommandeure der Kavallerie und der Artillerie schon als Major diese Stellung erreichen, nur eine Forderung der Gerechtigkeit ist.

Die Verteilung und Verwendung der vorgeschlagnen 28 Leutnants eines Infanterieregiments wäre etwa in folgender Art zu regeln:

12 Kompagnieoffiziere,
4 Adjutanten,
2 Bezirksadjutanten,
7 zur Verfügung der Bataillone (für jedes 2 bis 3),
3 Kommandierte bei den Infanterieschulen oder den Militärbildungsanstalten
28.

Eine vorübergehende Verwendung der zur Verfügung des Bataillons stehenden Offiziere bei den Kompagnien im Frontdienste soll durchaus nicht ausgeschlossen sein. Für ein Kavallerieregiment dürften bei ähnlicher Verwendung zwölf bis vierzehn, für ein Feldartillerieregiment fünfzehn bis sechzehn Leutnants ausreichend sein.

Mit den vorstehenden Vorschlägen sind keine Mehrkosten verbunden, da die Mehrausgaben an Gehalten usw. für Stabsoffiziere und an Gebührnissen für zwölf Vizefeldwebel durch den Wegfall des Einkommens für zwölf Leutnants bei jedem Regiment vollauf Deckung finden würden.

Es ist nunmehr die Frage, ob bei dem vorgeschlagnen niedrigen Leutnants-

etat des Regiments im Falle einer Mobilmachung der hohe Bedarf von Offizieren dennoch gedeckt werden könnte, und dies ist zunächst zu verneinen, denn bei der mobilen Kompagnie sollen außer dem Führer vier Leutnants vorhanden sein. Das kann aber auch jetzt nur durch Heranziehung von Reserveoffizieren erreicht werden, da der Friedensetat nur drei vorsieht und von diesen in der Regel einer, höchstens zwei bei der mobilen Kompagnie bleiben, während die übrigen bei Neuformationen verwandt werden. Wenn künftighin bei der mobilen Kompagnie ein aktiver Leutnant, einer aus der Reserve, sowie je ein Vizefeldwebel des aktiven und des Beurlaubtenstandes steht, so wird dies nicht bedenklich sein, denn wir wissen aus den Erfahrungen unsrer großen Feldzüge, daß nach den frühzeitigen hohen Offizierverlusten zahlreiche ältere Unteroffiziere, auch solche der Reserve, dauernd und ohne Schaden für die Truppe in Offizierstellen verwandt worden sind. Wenn den Unteroffizieren Gelegenheit gegeben wird, nach neunjähriger Dienstzeit Vizefeldwebel zu werden, kann ihrer Ausbildung als Zugführer auch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden als jetzt, wo bei späterer Beförderung ihr mehr als zweijähriges Verbleiben bei der Kompagnie schon selten ist. Wenn schließlich die kriegsmäßige Ausbildung der Reserveoffiziere und solcher ehemaliger Einjährigfreiwilligen, die wegen ihrer Zivilstellung nicht zu Reserveoffizieren befördert werden wollen oder können, noch mehr als bisher gefördert wird, dann wird bei einer Mobilmachung ein Mangel an brauchbaren Zugführern nicht zu befürchten sein.

Es liegt auf der Hand, daß die durch die vorgeschlagnen Änderungen sich ergebende Verjüngung des Offizierkorps nicht mit einem Schlage durchgeführt werden könnte, sondern daß eine Reihe von Jahren vergehn würde, bis die Jahrgänge zur Beförderung zum Hauptmann stehn werden, die bis dahin eine Offizierdienstzeit von wenig mehr als zehn Jahren hinter sich haben. Das Ergebnis würde aber sein, daß die Offiziere vollständig frisch in die Stellungen gelangten, wo die höchste Spannkraft und Verantwortlichkeit gefordert wird, und daß somit Verabschiedungen wegen Überalterung kaum noch nötig sein würden. Wenn auf diese Weise die Existenzsicherheit im Offizierberuf wieder größer, und das Avancement wieder stetiger geworden ist, dann werden die jetzt so oft ausgesprochnen und zum größten Teil auch berechtigten Klagen über die Art der Beförderungen und Verabschiedungen von selbst verstummen. Das Verschwinden des „alten Oberleutnants,“ der in abstumpfender unbefriedigender Tätigkeit im kleinen Dienst einen Teil seiner besten Jahre verbringt, würde sicherlich niemand bedauern!

Das erste Naturschutzgesetz in Deutschland. Am 1. Oktober 1902 ist in Hessen ein Gesetz über den Denkmalschutz in Kraft getreten, das in einem besondern Abschnitt die Naturdenkmäler unter seinen Schutz nimmt. Der Verfasser des Gesetzes, Ministerialrat Freiherr von Biegeleben in Darmstadt, hatte schon auf dem Denkmalpflegetage in Freiburg i. B. im Jahre 1901 über die Bedeutung des Gesetzes gesprochen und mit den Worten geschlossen: „Möchte Hessen durch das Gelingen seines Werkes belohnt werden, dieses Werkes, das einem großen idealen Zwecke dient: der Hebung des Nationalbewußtseins, der Wiederbelebung der Liebe zum Vaterland und zur Heimat mittels der Pflege der Denkmäler, der stummen, aber doch beredten Zeugen einer großen Vergangenheit. Handelt es sich hier doch um Ziele, zu deren Erreichung alle Edelgesinnten im Volke, durch religiöse, politische, soziale Meinungsverschiedenheiten ungehindert, einträchtig zusammen wirken können zum Wohle unsers geliebten deutschen Vaterlandes.“

Das Gesetz ist nach dem Entwurfe, der in Freiburg der Versammlung vorgelegen hat, mit einigen Veränderungen von beiden Kammern in Darmstadt angenommen, am 16. Juli 1901 vom Großherzog Ernst Ludwig unterzeichnet worden und hat nunmehr für das Großherzogtum Hessen Gesetzeskraft erlangt.

Es unterscheidet, um das nur ganz kurz anzuführen, sieben Abschnitte: 1. Die Denkmäler im Besitze juristischer Personen des öffentlichen Rechts; 2. Baudenkmäler

im Besitze von Privatpersonen; 3. Besondre Vorschriften für einzelne Fälle; 4. Ausgrabungen und Funde; 5. Organisation des Denkmalschutzes; 6. Naturdenkmäler; 7. Schlußbestimmungen. Es ist nicht unsre Aufgabe, in eine Besprechung des ganzen Gesetzes einzutreten: das ist schon von berufner Seite in Nr. 10 der „Denkmalpflege" geschehn; wir wollen lediglich den 6. Abschnitt über die Naturdenkmäler den Grenzbotenlesern vorführen und unsrer Freude darüber Ausdruck geben, daß endlich einmal mit dem Schutze der Natur Ernst gemacht worden ist, uns aber auch zugleich der Hoffnung hingeben, daß das Gesetz für die andern deutschen Staaten vorbildlich wirken wird. Preußen hat zwar seit dem 2. Juni 1902 auch schon ein Gesetz zum Schutze der Landschaft, wonach die Landespolizeibehörden außerhalb geschlossener Ortschaften Reklameschilder, Aufschriften und Abbildungen, die das Landschaftsbild verunzieren, verbieten können; damit ist jedoch den Regierungspräsidenten für die Anwendung des Gesetzes ein weiter Spielraum gelassen, die Handhabung ist vollständig in ihr persönliches Ermessen gestellt, die Verfügung ist an sich schon auf diese eine Art landschaftlicher Verunzierung beschränkt, und obendrein sind die Regierungspräsidenten angewiesen worden, das Gesetz mit möglichster Schonung der Interessenten anzuwenden. Da ist es denn kein Wunder, daß sich schon jetzt die Kritik regt und das Gesetz abfällig beurteilt, ehe es noch richtig durchgeführt worden ist. In der Presse ist bisher wenigstens von einer Landespolizeiverordnung auf Grund des Gesetzes noch keine Rede gewesen, vielleicht sind die Ausarbeitungen im Gange.

Bei weitem umfassender und einschneidender ist das hessische Gesetz; es erörtert zunächst den Begriff des Naturdenkmals und versteht darunter natürliche Bildungen der Erdoberfläche, wie Wasserläufe, Felsen, Bäume und dergleichen, deren Erhaltung aus geschichtlichen oder naturgeschichtlichen Rücksichten oder aus Rücksichten auf landschaftliche Schönheit und Eigentümlichkeit im öffentlichen Interesse liegt. Naturdenkmäler dieser Art können auf Antrag der Abteilung für Forstverwaltung im Finanzministerium durch das Kreisamt unter besondern Schutz gestellt werden, und zwar kann dieser Schutz auf die Umgebung eines Naturdenkmals ausgedehnt werden. Der Verfügungsberechtigte, zumeist also der Eigentümer, bekommt von der Anordnung Nachricht und kann innerhalb vier Wochen dagegen Einspruch erheben. Über diesen entscheidet der Kreisausschuß, falls nicht das Kreisamt ihn für begründet erklärt. Das weitere Verfahren richtet sich nach den maßgebenden Verwaltungsbestimmungen. Der Eigentümer ist also in jeder Weise gegen etwaige Härten geschützt, da ihm der vorgeschriebne Instanzenweg offen steht. Sobald dieser erledigt und der zu schützende Gegenstand für ein Naturdenkmal erklärt worden ist, wird er in die beim Kreisamt zu führende amtliche Denkmalsliste eingetragen und damit endgiltig unter den Denkmalschutz gestellt. Löschungen einer solchen Eintragung und Zurücknahme einer Erklärung bedürfen der Genehmigung des Ministeriums.

Für Arbeiten, die den Fortbestand eines amtlich geschützten Naturdenkmals zu gefährden drohen oder dessen amtlich geschützte Umgebung zu verunstalten geeignet sind, ist die Genehmigung des Kreisamtes notwendig. Soll diese versagt werden, so hat es zuvor festzustellen, ob dem Staate Mittel zur Verfügung stehn, aus denen etwaige Schadenansprüche ersetzt werden können. Falls solche Mittel nicht verfügbar sind, muß die Genehmigung erteilt werden. Sie kann auch an die Bedingung geknüpft werden, daß die Ausführung der Arbeiten in der Umgebung des Naturdenkmals nach einem vom Ministerium gebilligten Plane und unter Leitung eines sachverständigen Beamten ausgeführt werden. Alle diese Entschließungen unterliegen wiederum dem rechtmäßigen Instanzenzuge.

Eine besondre Bestimmung regelt das Verbot von Aufschriften, Reklameschildern und dergleichen an den amtlich geschützten Naturdenkmälern. Durch Ortspolizeiverordnungen kann die Anbringung und Aufstellung von Aufschriften oder von Gegenständen, die in landschaftlich hervorragenden Gegenden das landschaftliche Bild

verunstalten, verboten und die Entfernung vorhandner Aufschriften angeordnet werden. Diese Bestimmung berührt sich mit dem vorhin erwähnten preußischen Gesetz, jedoch mit den Unterschieden, daß erstens in Hessen schon die Ortspolizeibehörde derartige Verordnungen treffen kann, und sodann, daß geschlossene Ortschaften davon ebenfalls getroffen werden können.

Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz werden mit Geldstrafe bis zu 300 Mark und bei Vorsätzlichkeit bis zu 1000 Mark oder mit Haft bestraft; bei Zahlungsunfähigkeit wird die Geldstrafe nach den Vorschriften des Strafgesetzbuchs in Freiheitsstrafe umgewandelt.

Das Gesetz hat in diesen Bestimmungen unzweideutig zum Ausdruck gebracht, daß die Erhaltung der Naturdenkmäler das öffentliche Interesse berührt, und die Anerkennung dieser Auffassung ist der Grundgedanke des ganzen Gesetzes, soweit der Naturschutz in Frage kommt. Für den Schutz der Kunst- und der Baudenkmäler war das öffentliche Interesse schon vor diesem Gesetze nach verschiednen Richtungen hin ausschlaggebend auch in andern Staaten, sodaß z. B. in Preußen ohne obrigkeitliche Genehmigung keine alte Stadtmauer niedergerissen werden darf; aber für den Naturschutz bietet das hessische Gesetz mit dem Grundsatz des öffentlichen Interesses etwas ganz neues und beachtenswertes, und das ist insofern besonders wichtig, als die verständnislose Mehrheit des Volkes gar zu leicht geneigt ist, den Naturschutz für eine Liebhaberei und nutzlose Schwärmerei von Gelehrten und Künstlern zu halten; man lächelt über derartige Bestrebungen und verspottet sie, ohne daran zu denken, daß es auch ideale Ziele im Volksleben geben muß, die über die Sorge um das tägliche Brot hinausgehn. Es ist deshalb ein nicht zu unterschätzendes Verdienst von Hessen, diesen Grundgedanken in dem Gesetz ausgedrückt und zum erstenmal zur Geltung gebracht zu haben, besonders in unsrer so materiell gesinnten Zeit. Aus dem Grundsatze, daß der Naturschutz öffentliches Interesse berührt, ergiebt sich von selbst die Folgerung, daß dem Verfügungsberechtigten und Eigentümer eines solchen Naturdenkmals zur Wahrung dieses allgemeinen Interesses Beschränkungen in seiner Verfügungsgewalt auferlegt werden können. Sie gipfeln in der höchst wichtigen Genehmigungspflicht, die bei Veränderungen der Bauten oder sonstigen Arbeiten an dem Naturdenkmal und dessen Umgebung eingeholt werden muß, sofern sie geeignet sind, Verunstaltungen herbeizuführen. Als eine weitere Folgerung ergibt sich die Anerkennung eines Schadenersatzes für die Verfügungsbeschränkung, also die sicherste Gewähr gegen weitgehende Eingriffe des Staates, dessen Geldmittel immer nur beschränkt sind. Daß dieser nicht geneigt ist, unter allen Umständen mit seinen Mitteln für den Natur- und auch den Denkmalschutz einzutreten, geht schon aus der erwähnten Bestimmung hervor, daß vor der Versagung eines Genehmigungsantrags erst die verfügbaren Mittel festgestellt werden müssen, die als etwaiger Entschädigungsanspruch bei der Versagung dienen sollen. Sind die Mittel nicht bereit, so ist die Genehmigung zu irgend welcher Veränderung oder Beseitigung des Naturdenkmals ohne weiteres zu erteilen, und dieses wird eben dem Berechtigten preisgegeben. Wo kein Geld ist, hört der Schutz auf, vorausgesetzt, daß die Höhe des Schadens angemessen und anerkannt ist. Der Schadenersatz ist beim Ministerium geltend zu machen, und zwar hat der Geschädigte die Wahl, entweder das Naturdenkmal dem Staat als Eigentum zu überlassen und Entschädigung für die Besitzaufgebung zu fordern oder einfach Schadenersatz zu verlangen. Für die Bemessung der staatlichen Leistungen kommen die Grundsätze des Enteignungsverfahrens zur Geltung, und dem Geschädigten steht für die Höhe der Entschädigung der Rechtsweg offen.

Hieraus ergibt sich, daß für die Naturdenkmäler eine Enteignung nicht vorgesehen und beabsichtigt worden ist, und daß das Eigentum daran nur dann auf den Staat übergehn kann, wenn der Verfügungsberechtigte statt des Schadenersatzes die Übernahme des Naturdenkmals beansprucht.

Alle diese einzelnen Bestimmungen sind so sehr mit gesetzlichem Schutz um-

geben, daß nicht leicht Mißgriffe vorkommen können. Die ihrer Zeit im preußischen Abgeordnetenhause ausgesprochne Besorgnis, daß durch solche Schutzgesetze der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Eigentums gefährdet und erschüttert werden könne, kann bei einem Gesetze wie das hessische nicht aufkommen, wenn man in der Auffassung des Begriffs eines „öffentlichen Interesses" mit der nötigen Sorgfalt verfährt. Der Abschnitt des hessischen Schutzgesetzes über die Naturdenkmäler bietet juristisch etwas ganz neues und verdient die größte Aufmerksamkeit und Anerkennung. Dieses Gebiet ist vielleicht das schwierigste in der ganzen Denkmalpflege, da die Bestimmungen am tiefsten in die praktischen Verhältnisse eingreifen können; man denke nur an die vielen Bergbahnen, die allerorten angelegt werden und den reinen Naturgenuß recht empfindlich stören und schädigen können.

Übrigens kann man an das neue hessische Gesetz noch besondre Betrachtungen anknüpfen. Bisher ist es z. B. oft bitter beklagt worden, wenn ein herrschaftlicher Park oder eine ähnliche Anlage im Interesse des öffentlichen Wohls von einer Eisenbahn durchschnitten werden mußte und dadurch ganz bedeutend entwertet wurde. Das Gesetz gibt dagegen Bestimmungen an die Hand, wonach eben ein solcher Park aus demselben öffentlichen Interesse vor Entwertung geschützt werden soll. Dieser Fall kann eintreten, wenn etwa der Besitzer aus irgend einem Grunde darin stehende uralte Bäume oder seltne Baumarten — Eiben und dergl. — beseitigen will. Da kann unter Umständen das Naturschutzgesetz hindernd eingreifen und die Bäume unter staatlichen Schutz stellen. Es will die Natur, ihre Schönheit und Eigentümlichkeit gegen rücksichtslose wirtschaftliche Ausbeutung schützen und damit die Naturschönheit allen Volksklassen näher bringen und zugänglich machen. Das ist die soziale Seite des Gesetzes, und wenn erst das Volk sieht, daß nicht mehr jeder Privateigentümer oder jede Körperschaft nach Willkür und Laune in der Naturschändung schalten und walten kann, sondern daß auch auf diesem Gebiete der Staat dem Besitzer auf die Finger sehen und ein Wort mitreden darf, wie es ja bei der Waldkultur schon überall in ausgedehnter Weise durch Einreichung von Betriebsplänen und ähnlichen Maßregeln geschieht, dann wird auch im Volke wieder mehr Sinn für die Schönheit und Erhabenheit der Natur geweckt werden. Es ist deshalb an der Zeit, daß auch die andern Staaten, Preußen voran, Gesetze nach dem Muster des hessischen erlassen.

Schlieben R. Krieg

Das Krebsbüchlein. Die Leser der Grenzboten werden sich des interessanten Aufsatzes „Von einer Weltreise" in Nummer 44 des vorigen Jahrgangs erinnern, worin Georg Schiele die Beobachtungen mitteilt, die er über „Die Psychologie des Tropenkollers" angestellt hat. Seine Erfahrungen führten zu dem Schluß, daß der Tropenkoller nichts zu tun habe mit krankmachenden Wirkungen des Klimas, sondern daß man ihn aus dem Rausch des Herrentums erklären müsse, in den der in die Tropen kommende Europäer zu geraten pflegt.

Eine ähnliche Ansicht über das Wesen dieser Erscheinung, an der wohl der Name „Tropenkoller" das einzig neue ist, finden wir in einem Buch aus dem Jahre 1781 ausgesprochen. „Es wurde die Frage aufgeworfen, heißt es dort, woher es doch kommen müsse, daß der Europäer, sobald er auf Ostindiens heißen Boden käme, seine Natur so verändre und die zärtliche Teilnehmung an seiner Nebenmenschen Leiden, die er insgemein mit aus seinem Vaterlande brächte, mit barbarischer Fühllosigkeit vertausche? Der Grund hiervon ist so schwer nicht zu finden. Boden und Himmelsstrich sind hieran schuld. In den Ländern, die wir nur in der Absicht besuchen, um uns mit ihren Schätzen zu bereichern, sind nun einmal durch ein die Menschheit entehrendes Vorurteil den Landesbewohnern die Rechte der Menschheit entwunden und den Europäern das unumschränkte Recht, sie zu mißhandeln, zugestanden worden. Dieses Vorurteil atmet der Europäer ein, sobald er seinen Fuß vom Schiffe auf das Land setzt, und fühlt bald die Wirkung davon an seinem Herzen."

Der Verfasser, dessen Ansicht hier mit den Erfahrungen eines berufnen Beurteilers, wie das Georg Schiele ist, zusammentrifft, war allerdings nie aus Deutschland herausgekommen und konnte seine Auffassung nur aus einer allgemeinen Kenntnis der menschlichen Natur begründen. Außerdem hätte er in kolonialen Fragen wohl wenig mitreden können, denn die angeführte Stelle findet man in der Vorrede zu dem „Krebsbüchlein“ des Schnepfenthaler Philanthropinisten Salzmann, und die Theorien des Philanthropinismus und die Probleme der Kolonialpolitik liegen weit auseinander. Dieses „Krebsbüchlein, oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder,“ wurde noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts viel gelesen, auch im täglichen Leben gern zitiert, und sein Name erhielt sich noch lange in jetzt vergessenen Redewendungen.

Die vierte im Jahre 1807 erschienene Auflage ist mit einer sinnigen Titelvignette ausgestattet; auf diesem Bildchen gibt ein wohlgenährter Krebs seiner Nachkommenschaft Unterricht im Rückwärtsschwimmen. Über den Felsen, die den dunkeln Weiher umschließen, und die so aussehen, als wären sie von Watte, leuchten die ersten Morgenstrahlen einer aufgehenden Sonne. Faciam, mi papule, si te idem facientem prius videro, steht unter der Vignette. In diesem sich rückwärts bewegenden Titelkrebs, dem Sinnbild alles Verkehrten, sollten Eltern und Erzieher ein abscheuliches Exempel ihrer Erziehungssünden und Verkehrtheiten sehen, und erleuchtet durch die Belehrung des Krebsbüchleins sollten sie von ihren bösen Wegen ablassen. Es ist also das Buch eine Art Struwwelpeter für Eltern. Aber im Gegensatz zu den lustigen Schauergeschichten des Frankfurter Arztes sind Salzmanns Erzählungen nichts weniger als Karikaturen. Die kleinen aus dem Leben gegriffnen und mit großer Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit vorgetragnen Geschichten halten sich von jeder Übertreibung fern und sind durchdrungen von Verständnis und warmer Liebe für die Kindesnatur. Es sprechen aus ihnen eine gesunde Lebensauffassung, reiche Erfahrung und große pädagogische Weisheit. Dabei fällt der Verfasser nie aus der Rolle, die er sich in dem Titel „Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung“ vorgeschrieben hat. Mit trocknem Humor und ernsthaftester Miene erteilt er sachverständige Ratschläge über die beste Art, Kinder ungezogen, unfroh und kränklich zu machen, und erläutert jede seiner Verordnungen durch eine kurze Erzählung. Das Inhaltsverzeichnis liest sich wie eine Anpreisung bewährter Rezepte: Mittel, Kinder gegen gute Lehren unempfindlich zu machen (predige ihnen ihre Pflicht unaufhörlich vor!); Mittel, Kindern Schadenfreude beyzubringen. (Bringe sie nur erst so weit, daß sie sich über andrer Glück ärgern! so werden sie sich gewiß auch bald über ihr Unglück freuen!) Allgemeine Mittel, die Kinder um Gesundheit und Leben zu bringen.

Die große pädagogische Bewegung der Aufklärungszeit war der Verbreitung des Buches besonders günstig, und sein Verfasser durfte sich des wohlverdienten Erfolges freuen. Aber dem Verleger, Keyser in Erfurt, brachte es, trotz der mehrfachen Auflagen, gar viel Verdruß, wovon er uns in einem längern Vorwort berichtet hat. Er sagt:

Eine raubgierige Nachdruckerbande, ehrlose Gauner, Räuber und Diebeswichte, hätten ihre schändliche Hantierung getrieben und seinen Verlag geplündert. Und just nach dem Krebsbüchlein hätten diese Wölfe und Tiger ihre Raubkrallen ausgestreckt. In Tübingen, Reutlingen und Rotenburg, im sogenannten Reich wie im Österreichischen hätte diese Menschenrasse in ihrer sittenlosen Denkungsart Nachdrucke veranstaltet, und diese nach krispinischen Grundsätzen hergestellte Diebs- und Schandware hätte in ihrer ekelhaften Beschaffenheit die Hände des leichtgläubigen Publici besudelt. Und sogar hohe Herren, Fürsten und Grafen, hätten sich zur Verbesserung ihrer Landesrevenüen an diesen schändlich „ausspindisierten ehrlosen Entreprisen“ beteiligt. Ja, beispiellos sei das Schicksal des Krebsbüchleins gewesen.

Die Herzenstöne gerechter Entrüstung, die hier in einen rauschenden Invektivenakkord zusammengefaßt wurden, sind Keysers sechzehn Seiten langer „Nach-

richt und Appellation an das ehrliebende Publikum" entnommen und geben ein lautes Zeugnis von der damaligen Schutz- und Rechtlosigkeit des literarischen Eigentums. Und heute, wo sogar das vor einem Jahre in Kraft getretne Urhebergesetz es immer noch nicht jedem recht machen kann, ist es vielleicht auch von Interesse, einen oder den andern der bescheidnen Vorschläge zu hören, mit denen Keyser die Mißstände des literarischen Faustrechts zu bekämpfen sucht.

Zum ersten, meint er, könnte „eine weise Gesetzgebung sich verherrlichen" und unter Zuziehung einiger Sachverständigen die Preise der Bücher einfach nach Format und Schriftart festsetzen „ohne Rücksicht, ob der Verleger viel oder wenig Honorarium oder das Papier und Druck teuer oder wohlfeil bezahlt hätte." Sollte aber dieser „von vielen edeln Patrioten reiflich erwogne" Gesetzantrag, der uns aus dem Munde eines Verlagsbuchhändlers allerdings seltsam genug anmutet, „nicht der Betrachtung hoher Gesetzgeber würdig geachtet werden," so hat Keyser noch andre Pfeile in seinem Köcher.

„Ich werde nämlich alle die Exemplare der Artikel meines Verlags, die mir je früh oder spät von gefürsteten, geschützten oder privilegierten Nachdruckern durch einen schändlichen Nachdruck geraubt werden, ins Makulatur werfen; den Autor veranlassen, das Buch vom Titel bis zum letzten Kapitel umzuarbeiten, oder wenn er nicht mehr am Leben seyn sollte, durch andre sachverständige Gelehrte das Werk mit Noten und Zusätzen so vermehren, verbessern und bereichern lassen, daß es allemal Vorzüge vor jedem Nachdruck haben soll."

Einen raffiniertern Plan, der sittenlosen Menschenrasse der Nachdrucker gerade in die Hände zu arbeiten und die Nachdrucke wertvoller zu machen, als die so verballhornten rechtmäßigen Ausgaben, hätten sich wohl die schändlichen Diebswichte selbst nicht „ausspindisieren" können. Glücklicherweise wurde das heroische Mittel, das eine seltne Gefügigkeit des Autors voraussetzt, wenigstens bei dem Krebsbüchlein nicht angewandt. Die letzte Auflage erschien einige Jahre vor Salzmanns Tode in derselben Gestalt wie die vorhergehende, und so ist uns das Krebsbüchlein unverbessert und unentstellt überliefert worden.

R. Bertram

Görres der Romantiker. In unsrer Zeit, wo die Chemie alle festen Körper in Gase, und die Physik die Gase vollends in unkörperliche Kraftpunkte auflöst, darf man sich nicht darüber wundern, daß ein so handfester politischer Bau wie der Zentrumsturm auf einem aus Dunst gewobnen Fundamente steht. Für Dunst werden ja wohl alle Phantasiegebilde angesehen, und Joseph Görres, der das beste Stück vom Fundament des neuern deutschen Katholizismus gelegt hat, war Phantast. Freilich einer der Phantasten, deren Phantasie im Dienst einer den innern Zusammenhang der Dinge witternden Spürkraft steht, und die man deshalb Propheten und Mystiker nennt. Und da doch die Grundlegung einer der bedeutendsten Mächte der Gegenwart, von der unsre Zukunft zu einem nicht geringen Teil abhängt, nicht bloß ein interessantes sondern auch ein historisch wichtiges Ereignis ist, so soll es uns lieb sein, wenn Franz Schultz seinen Vorsatz ausführt, uns den ganzen Görres in einer „modernen Biographie großen Stils" zu zeigen. Vorläufig zeigt er uns nur ein kleines Stück von ihm, und das ist um so bedenklicher bei einer Persönlichkeit, die ein so unteilbares organisches Ganze ist wie dieser alleroriginellste Mann. Man lese nur den ersten der Briefe im Anhang von Schultzens Schrift; jeder, der ihn liest, wird sagen: Nein, in diesem ganzen langen Briefe kommt auch nicht ein einziger Satz vor, den ich oder ein andrer Gevatter Meyer geschrieben haben könnte!

Unter dem Titel Palästra geben Alois Brandl und Erich Schmidt „Untersuchungen und Texte aus der deutschen und der englischen Philologie" heraus. Als zwölftes Heft ist 1902 bei Mayer und Müller in Berlin erschienen: Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhang mit der jüngern Romantik dargestellt von Franz Schultz. Gekrönte Preisschrift der Grimmstiftung.

Der Verfasser bespricht die Beiträge des großen Stürmers in der Aurora, der Einsiedlerzeitung, der Eos und den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, untersucht die Entstehung der Werke, die Volkskunde und Sagengeschichte behandeln (Die deutschen Volksbücher; Lohengrin; Altdeutsche Volks- und Meisterlieder; Mythengeschichte der asiatischen Welt; Das Heldenbuch von Iran, aus dem Schahname des Firdusi), charakterisiert und kritisiert seine Sagenforschung. Görres war alles eher als ein exakter Forscher, aber er war groß im Erraten und im Erfassen des Kernes einer Dichtung, sowie im Auffinden des Zusammenhangs der Dichtungen verschiedner Zeiten und Völker. Wenn er vielfach danebengeschossen hat, darf man nicht vergessen, daß er einer der ersten Bahnbrecher war und wenig Vorarbeiten benutzen konnte. Die beiden Grimm schätzten seine Mitarbeit hoch und waren seine aufrichtigen Freunde. Die Geburtshelfer bei der Entbindung seiner romantisch-mittelalterlich-katholischen Seele aus der revolutionären Hülle des Embryonenstadiums sind Novalis, Tieck und die beiden Schlegel gewesen. Herder lehrte ihn das Versenken in ferne Zeiten und Völker, Klopstock zog ihn durch sein Pathos, Jean Paul durch seine Phantastik und durch seine Liebe zum Kindlichen und zum einzelnen Kleinen an. Schiller, der Mann der strengen Form und der kritischen Denkarbeit, ist ihm, dem formlosen Schwärmer, nicht sympathisch. Er und Goethe stießen einander gegenseitig ab. Wilhelm Meister ist als philiströses Buch den beiden Romantikern Novalis und Görres ein Greuel. Desto besser gefallen diesem Kleist und Hölderlin. Von der Familie Schroffenstein schreibt er u. a.: „Die Zeit, der solche Erstlinge zum Opfer dargebracht werden, zeigt sich ihrer unwert, wenn sie sie nicht dankbar aufnimmt und den jungen Genius auf ihren Flügeln trägt, bis er erstarkt und sich auf eignen Fittichen über sie hinausschwingt.“ Und wer „die Schlechtigkeit des Jahrhunderts und die Verworfenheit der gezähmten und dressierten Menschennatur“ tief empfinde, der werde „in Hyperion einen Bruder grüßen; erstaunt wird er seine ganze Vergangenheit in ihm umarmen.“ Am nächsten standen ihm in der romantischen Periode Clemens Brentano und Achim von Arnim, mit denen er 1806 bis 1808 in Heidelberg zum Ärger des alten Voß die Romantik auf den Thron erhob. Er erhielt dort die Erlaubnis, Vorlesungen über Physiologie und Philosophie halten zu dürfen. Seine Physiologie kennt man aus seiner Mystik. Wie seine Philosophie ausgesehen haben mag, kann man ungefähr aus dem durch Johannes von Müller überlieferten Satze schließen, mit dem er seine erste Vorlesung begann: „Meine Herren, es gibt nur zwei Klassen von Menschen, 1. die mit poetischem Geist gesalbt sind, 2. die Philister.“ Von seinem Stil schreibt Schultz: „Görres Stil mit seiner wasserfallartigen Beredsamkeit und bestechenden Dialektik, die alle Dinge wieder und wieder nach andern Seiten zu kehren verstand, mit dem Prunk von Tausenden von Bildern scheint mir bei allem geistigen und seelischen Reichtum, über den sein Urheber verfügt, nicht immer frei von Manier. Die Menge von Nachahmungen und Parodien, die ich aufzuweisen vermöchte, spricht nicht dagegen, dafür jedoch die Tatsache, daß Görres hie und da — meist in politischen, streng sachlichen Aufsätzen — über eine gedrungne, einzigartig präzise Sprache verfügt. Im übrigen fällt Görres Stil aus der Entwicklung der deutschen Prosa eigentlich heraus; er ist ebenso sui generis, wie es der ganze Mann nach einem Ausspruche Hebbels war.“

Himmel und Wolken. In seinem vor kurzem in der Deutschen Rundschau (1902, 10, S. 22 ff.) erschienenen feinsinnigen Aufsatz „Die Wolken in der Landschaft“ hat Friedrich Ratzel unter anderm darauf hingewiesen, daß die Bewohner des westlichen Tieflandes, die Niederländer, die große Bedeutung der Wolken für die Landschaftsmalerei eigentlich erst entdeckt haben, während der slavische Osten sie mit eindringendstem Verständnis und besondrer Vorliebe für die Dichtung verwandt hat. Mickiewicz und Turgenieff haben die schönsten Wolkenbilder geschaffen und sind in dieser Hinsicht geradezu unübertroffen. Das kann — sagt Ratzel —

kein Zufall sein. Da, wo die Aussicht auf den weiten Himmelsraum nicht durch Höhen und Berge versperrt wird, hat das spähende Auge natürlich die beste Gelegenheit, die Gestalt, den Wechsel, den beständigen Zug der Wolken zu beobachten; „aber nicht darum allein spiegeln sich die Wolken reiner und schärfer in diesen Dichterseelen, sondern weil dieser Spiegel gerade dazu recht geeignet ist." Das ist gewiß richtig; die angeführte kosmologische Tatsache und die subjektive Fähigkeit zu beobachten, lebhaft zu empfinden und das Geschaute auf sich wirken zu lassen, müssen zusammenkommen, um das Ergebnis zu liefern. Aber die weiten Ebnen machen es nicht allein, es kommt doch wohl dazu, daß der nordische Himmel durchgehends eine stärkere und mannigfaltigere Bewölkung zeigt als der südliche. Jedenfalls spiegelt sich Ratzels Beobachtung auch in der Sprache wieder, deren vielfach verwitterte Zeichen freilich nur der Kundige zu deuten versteht. Weshalb heißt bei den slavischen Völkerschaften der Himmel nebo oder niebo, d. i. *νέφος* und nubes? Offenbar deswegen, weil dem slavischen Bewohner des Ostlandes, wenn er zum Himmel emporschaute, das Gewölk als das am meisten charakteristische Merkmal am Himmelsgewölbe ins Auge fiel. Und das muß noch viel wirksamer gewesen sein zu einer Zeit, wo endlose Waldungen, ungeregelte Flußläufe und weites Sumpfland die Wolkenbildung noch in weit stärkerm Maße begünstigten, als das heute der Fall ist. Aber auch die Engländer, die Stammverwandten und Nachbarn der Niederländer, haben den Himmel nach den Wolken benannt, ohne freilich das ihnen von alters her überlieferte Erbwort heofon, jetzt heaven, aufzugeben; sie haben das offenbar getan, weil die hier in Frage kommenden klimatischen Bedingungen ungefähr ebenso sind wie im fernen Osten. Freilich das Wort welkin = wolken — denn so mit dem n am Ende lautete auch das deutsche Wort ursprünglich — ist heute veraltet und gehörte von je vorzugsweise der Poesie an. Aber das Wort sky, das ebenfalls die Wolke bezeichnet, ist noch heute lebendig und wird gewiß ebenso oft gebraucht wie das gleichbedeutende heaven, wenn es auch nicht denselben Begriffsumfang hat. Geht man freilich noch weiter zurück, so findet man, daß sky, verwandt mit dem gotischen skuggva und dem althochdeutschen skuwo, eigentlich den Schatten bedeutet — eine treffende Metapher, da wirklich der Himmel von dem darüber hinziehenden Gewölk beschattet wird. Interessant und bezeichnend für Sinn und Verwendung der beiden Wörter ist folgender Satz, der sich bei Chaucer findet: that it ne lêfte not a skie in al the welken, daß keine Wolke am ganzen Himmel blieb. Hier ist skie = sky noch in der ältern, auch jetzt noch nicht erloschnen Bedeutung zu nehmen, während welkin schon das ganze Himmelsgewölbe bezeichnet. Übrigens stammt das englische Wort in dieser Lautform vermutlich aus Skandinavien — dies aus Gründen, die hier anzuführen zu weitläufig wäre. Den gedachten Bedeutungswandel aber haben die nordischen Sprachen nicht mitgemacht, wiewohl in der stehenden Redensart upp til skyarne, d. h. zum Himmel empor, ein Anlauf dazu genommen ist. Im allgemeinen bezeichnet sky in allen skandinavischen Sprachen noch jetzt nur die Wolke, nicht den Gesamthimmel. Um aber noch einmal auf England zurückzukommen: daß die großen Wolkenkündiger Howard und Shelley Engländer waren, steht mit dem, was uns die englische Sprache lehrt, in schönstem Einklang.

Die erwähnten Bezeichnungen hängen also sicherlich mit der Beschaffenheit des nordischen Himmels zusammen. Auch in Deutschland hätte man zu denselben oder zu ähnlichen Ausdrücken gelangen können. Wenn das nicht geschehn ist, so wird das reiner Zufall sein, an den klimatischen Voraussetzungen hat es namentlich in der Urzeit nicht gefehlt. Aber der südliche Himmel strahlt in hellerm Glanze als der nordische, daher der Name des italischen Himmelsgottes Juppiter (d. i. Diovis pater), des griechischen *Ζεύς*, des indischen Dyaus; denn alle diese Namen und noch andre verwandte bezeichnen den Himmel als die Quelle des Lichts. Daß die Urheimat der Arier nicht in Asien, sondern weiter im Norden, in Osteuropa oder gar in Skandinavien zu suchen sei, ist heute ein Lieblingsgedanke vieler Ethnologen

und Prähistoriker. Aber spricht nicht die angeführte, dem arischen Urvolk angehörige Bezeichnung des Himmels dagegen? Nicht mit zwingenden Gründen freilich; denn die Quelle des Lichtes ist trotz cumulus und nimbus auch der nordische Himmel, aber zu denken gibt der in den angeführten Benennungen zutage tretende Gegensatz denn doch.

W. F. K.

Ein Buch über den Journalismus. Bei den Gebrüdern Jänecke in Hannover ist 1902 erschienen: Der Journalist von Dr. Richard Jacobi, Chefredakteur des Hannoverschen Kuriers. Mit Abbildungen im Text und einem Titelbild. Es ist Nr. 8 der Sammlung „Das Buch der Berufe," aber nicht etwa gewöhnliche Fabrikware, sondern ein mit Wärme und Geist geschriebnes, nützliches und unterhaltendes Buch. Es behandelt nach einer historischen Übersicht das Wesen und die Aufgaben der Tagespresse, die Anklagen gegen die Tagespresse, den Beruf des Journalisten, seine soziale, materielle und privatrechtliche Stellung, die Vorbereitung auf den Beruf, die Tagespresse und das öffentliche Recht (Zensur, Preßgesetz, Urheber- und Verlagsrecht, Beschwerden der Presse über die Strafjustiz) und die Zeitungen als geschäftliches Unternehmen (der Kapitalismus und die Tagespresse, die Kosten der Zeitungen, das Inseratenwesen, die technische Herstellung und der Vertrieb der Zeitung). Jacobi hält nichts von den sich unpolitisch oder parteilos nennenden Blättern und setzt als selbstverständlich voraus, daß jedes anständige Blatt Charakter habe, also eine bestimmte politische Richtung vertrete, fordert aber, daß die Parteiblätter finanziell von ihrer Partei unabhängig seien, und bedauert, daß sich die in England üblichen Einsendungen to the editor, die denselben Gegenstand von verschiednen Seiten beleuchten, bei uns nicht einbürgern wollen, „wohl aus einer weit verbreiteten Scheu, für seine Meinung öffentlich mit seinem Namen einzutreten." Was die Artikel betrifft, für die der Redakteur die Verantwortung trägt, so entscheidet sich der Verfasser nach gründlicher Erwägung des für und wider für die Beibehaltung der Anonymität. Wenn er, wie sich das von selbst versteht, vom Berufsjournalisten tüchtige positive Kenntnisse verlangt, zugleich aber die Ansicht ausspricht, es sei besser, sich von vornherein dem Journalismus zu widmen als aus einem andern Berufe dahin überzugehn, so widerspricht sich das einigermaßen; und zwar aus dem Grunde, weil die Zeitungsredakteure meistens so mit Arbeit überbürdet sind, daß ihnen zur wissenschaftlichen Fortbildung keine Zeit übrig bleibt. Die dadurch unvermeidlich werdenden Wissenslücken wird weder das tägliche Zeitunglesen noch das vorhergehende förmliche Berufstudium genügend auszufüllen vermögen. Zu solchem wird jetzt in Deutschland, was wahrscheinlich noch nicht viele unsrer Leser wissen, an zwei Orten Gelegenheit dargeboten: durch die Vorlesungen für Journalisten, die Professor Koch in Heidelberg hält, und durch die im Jahre 1899 begründete Journalistenschule in Berlin. Jacobi empfiehlt Heidelberg, u. a. wegen der engen Verbindung der dortigen Veranstaltung mit der Universität.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzen des amerikanischen Aufschwungs

Von Wilhelm von Polenz

(Schluß)

Wie schon die Besiedlung des platten Landes mit Einzelfarmen sehr verschieden ist von unsern Dorfanlagen, so trägt auch die Entstehung der Städte in der Neuen Welt einen ganz besondern Charakter. Zunächst fehlt die Hauptstadt; denn Washington ist ein aus politischen Gründen mit Absicht vom Geschäfts- und Parteitreiben des übrigen Amerikas weit entfernt festgelegter abstrakter Punkt, nicht ein wirtschaftliches Zentrum, wie es alle andern Großstädte dieses Landes sind. Die Städte der Neuen Welt, frei einmal von der Notwendigkeit, sich gegen äußere Feinde zu umwallen, frei von Gildenwesen und Zunftzwang, frei schließlich von Territorialfürsten und Patriziergeschlechtern, konnten sich ganz ungehindert entwickeln. Sie waren von vornherein auf eigne Füße gestellt und wuchsen darum nur dort, wo Lage und Entwicklung der Umgegend sie gleichsam zur wirtschaftlichen Notwendigkeit machten.

So entwickelten sich mit historischer Selbstverständlichkeit in der Zeit kolonialer Unselbständigkeit zuerst eine Anzahl großer Städte an der dem Mutterlande nächstgelegnen Küste: Baltimore, Philadelphia, Newyork, Boston. Die Empire City Newyork behielt dank ihrem unvergleichlichen Hafen ihre dominierende Stellung als internationaler Einfuhr- und Ausfuhrplatz, und durch ihre allmächtige Börse blieb sie der Hauptsitz des Kredits und der Kapitalorganisation für den ganzen Kontinent. Aber je mehr das Innere des Landes erschlossen wurde, desto mehr entstanden an den Knotenpunkten der großen Verkehrslinien bedeutende binnenländische Handelsstädte. Chicago schoß im Lauf einer Generation aus kleinen Anfängen zur Millionenstadt und furchtbaren Rivalin Newyorks empor. Das Geheimnis seiner traumhaften Entwicklung liegt in seiner see- und landverbindenden Lage; das Erz des Nordens und die Kohle des Südostens trafen sich hier auf halbem Wege. Genau an der Stelle, wo die Schiffbarkeit des Mississippis beginnt, erwuchs die mächtige Doppelstadt St. Paul-Minneapolis. Hier inmitten des getreideerzeugenden Flachlandes, nahe bei den günstigsten Wasserkräften, erblühte die größte

Mühlenindustrie der Welt. St. Louis wurde das wirtschaftliche und das Bildungszentrum der Staaten, in denen sich der alte Gegensatz von Nord und Süd allmählich versöhnt. Denvers Wachstum beruht auf seinem Vorsprung vor den pilzartig in den neuen Minendistrikten Kolorados aufsprießenden Bergstädten; es sieht, recht am Fuße des Felsengebirgs gelegen, zu dem erzreichen Bergland hinauf wie hinaus in den fleischproduzierenden Präriegürtel. San Franzisko wurde die Metropole der pazifischen Küste, mit Kalifornien zum Hinterland, flankiert von dem jungen mächtig aufstrebenden Seattle im Norden, das der Zukunftshafen ist für Alaska und Ostasien, und von der altspanischen Städteperle Los Angeles im Süden, die in einer an allen herrlichsten Schätzen der Natur reichen Oase liegt und sicherer Prosperität entgegengeht. Neworleans aber, die Golfstadt, war durch ihre Lage an der Mississippimündung der gegebne Ausfuhrhafen der Baumwollregion.

In keinem andern Lande der Welt hat das Wachstum der Städte, insbesondre der großen, solchen Umfang angenommen wie in den Vereinigten Staaten. Es wird gar nicht mehr lange dauern, dann wohnt die Hälfte aller Amerikaner in incorporated Cities. Man hört auch drüben von den Volkswirten die Klage, daß die Großstädte das Mark des Landes aufzehren. Statt eines Wasserkopfes, wie Frankreich an Paris, hat die Union deren ein halbes Dutzend. Der Zug zur Stadt ist diesseits wie jenseits des Ozeans keine erfreuliche Folge der Wirtschaftsentwicklung in der neuen Zeit. Schwindelhafte Bodenpreise, hohe Mieten, Wohnungselend, Arbeitlosigkeit, schlechte Luft, moralische und physische Epidemien, politischer Radikalismus, das sind so einige von den ärgsten Symptomen der Großstadtunnatur. Es kommen für amerikanisches Städtewesen erschwerend hinzu die mangelhafte Verwaltung und die politische Korruption, für die die großen Städte mit ihren vom Pöbel erwählten Beamten und Magistratspersonen die eigentlichen Hochschulen sind. Dazu nimmt die Jagd nach dem Dollar nirgendwo so brutale Formen an, wie in diesen Zentren des Verkehrs, des Bankwesens und der Industrie.

Wenn man durch die Geschäftsviertel von Newyork oder Chicago geht und beobachtet die Menge, blickt in diese abgehetzten, nervösen, dabei harten, von Gier verzehrten Menschenlarven, sieht, wie sich Eitelkeit, Hysterie, Frivolität in tollen Zuckungen überschlagen, sieht, wie der eine verzweifelt niederreißt, was der andre hastig aufzubauen bestrebt ist, wie jeder nur den einen Gedanken zu kennen scheint: „Erst ich!“ und wie sie allesamt dabei doch tief unbefriedigt bleiben, dann sollte man glauben, die moderne Großstadt sei ein Tollhaus, dann könnte man verzweifeln an einer Kultur, die so deutlich den hippokratischen Zug im Angesicht trägt, und man müßte notwendig hoffen, solche monströse Bildungen möchten je eher je besser von der Erdoberfläche verschwinden.

Aber wie so oft erzeugen die schlimmsten Entartungen ihre Gegengifte selbst. Die Entwicklung der modernen Städte findet bis zu einem gewissen Grade ihre Berechtigung in der Notwendigkeit der Arbeitteilung. Das Land bringt das Rohprodukt hervor und die Nahrung für das Volk. Schon Adam Smith bemerkte, daß die Städte vom „Überschußprodukt“ des Landes zehren.

Die Stadt aber verarbeitet das ländliche Erzeugnis und schafft alles das, was der Mensch außer der täglichen Nahrung und Notdurft an verfeinerten Lebensbedürfnissen verlangt. Nur die Stadt mit ihrer Häufung von Kapital und Konsum, von Arbeitgelegenheit und Arbeitkräften, von Bildungsmöglichkeiten und Lerntrieb, von Angebot und Nachfrage auf einem kleinen Raum einander nahe geführt, konnte gewisse Aufgaben des modernen Wirtschaftslebens lösen.

Während die Städte unzweifelhaft eine verhängnisvolle Agglomerationskraft ausüben und alle besten materiellen und intellektuellen Kräfte rücksichtslos an sich ziehn, zeigen sich bei diesem Prozeß hie und da doch auch schon Anzeichen der Besserung. In der amerikanischen Stadt scheiden sich die Geschäftsviertel sehr deutlich von den Wohnquartieren. Um den rußigen, schmutzigen, geräuschvollen, unästhetischen Kern der Industriestadt bildet sich ein Ring von Villen und Einfamilienhäusern, umgeben von Rasenplätzen und Boskette; die breiten Avenuen sind mit Bäumen bepflanzt, gelegentlich ist ein Spielplatz eingesprengt. Das ist die Gartenstadt, in die sich der abgehetzte Geschäftsmensch nach des Tages Mühen zu seiner Familie flüchten kann. Die Städte haben drüben infolge ihrer Entwicklung nicht den scharfen Abschluß nach außen hin, wie vielfach bei uns. Die Stadt wächst ins Land hinaus mit ihren vorgeschobnen Posten von locker gebauten Vororten, und das Land kommt mit Gärtnereien, Milchfarmen und Summer-Resorts von allen Seiten an das städtische Weichbild heran. Gelegentlich ziehn sich auch schon ganze Manufakturzweige aus den großen Städten auf das Land hinaus. Die Industriestadt wird zur Industrieprovinz.

Dieser Zug aber, der die Großstadt allmählich auflöst und Freiheit und Natur des Landes wieder herstellt, findet starke Unterstützung in den modernen Verkehrsmöglichkeiten. Vor allem die elektrischen Bahnen, von denen man drüben ausgiebigen Gebrauch zu machen versteht, schaffen ein schnelles und billiges Verbindungsmittel, das dem Einzelnen ermöglicht, Stadt- und Landleben, Arbeit und Erholung, Zurückgezogenheit und Geselligkeit in einer Weise zu verbinden, die frühere Zeiten nicht gekannt haben.

Daß das amerikanische Wirtschaftsleben einige Seiten besonders stark und charakteristisch herausgetrieben, einige Teile scheinbar zu Gunsten andrer bevorzugt hat, ist sicher. Es ist das psychologisch und physiologisch erklärlich: Säfte und Kräfte ziehn sich in die Teile eines Organismus, die am meisten gebraucht werden, und stärken ihn auf Kosten der ruhenden Gliedmaßen. Nordamerika steht im Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat. Das zwanzigste Jahrhundert wird die Überlegenheit der Union auf industriellem Gebiet vor aller Welt offenbaren. Die uns bisher so lästige Konkurrenz der amerikanischen Landwirtschaft wird nicht jäh aufhören, aber sich langsam mildern, je mehr die Bevölkerung drüben wächst, und je dichter das Land besiedelt wird. Die Industrie aber hat keine solchen Grenzen. Ihre wichtigsten Hilfsmittel: Kohle, Erze, Wasserkraft, Baumaterial, sind im reichsten Maße und in vorzüglicher Qualität vorhanden. Nordamerika steht seit 1890, wo es zum erstenmal England in der Roheisenproduktion übertraf, jetzt unbestritten an der Spitze

der eisenproduzierenden Länder in beiden Hemisphären. Großbritannien, das sich noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts rühmen durfte, the world's workshop zu sein, gibt die Führung auf industriellem Gebiete immer mehr an die ehemalige Kolonie ab.

Alles treibt in dieser Richtung. Der Geist der Zeit ist kommerziell. Das Genie des Yankees für das Praktische und seine Neigungen reißen ihn mächtig nach dieser Seite hin. Die Unzahl der jährlich in den Vereinigten Staaten angemeldeten Patente beweist die Freude dieser Menschen am Erfinden. Die ganze Erziehung, die die praktische Seite betont, die Realfächer pflegt und das Technische nirgends vernachlässigt, stärkt diese Fähigkeit. Von der Public school aufwärts bis zum College werden Naturwissenschaften, Chemie, Elektrizität gelehrt, aber auch in praktischen Fächern, wie Telegraphie, Buchführung, ja selbst in Schmiedekunst und Tischlerei wird Unterricht erteilt. Die eigentlichen technischen Hochschulen aber nehmen stetig zu an Zahl und Güte.

Andrew Carnegie, der Gründer von Bibliotheken und Hochschulen, dem man Feindschaft gegen die Wissenschaft gewiß nicht wird vorwerfen können, stellt in seinem Empire of Business eine Untersuchung darüber an, wieviele Männer von eigentlicher Collegebildung heute an der Spitze großer Handels-, Finanz- und Industrieunternehmungen stehn, und er sieht sich in Verlegenheit, Namen zu nennen. Dagegen ist die Zahl derer erstaunlich groß, die sich vom einfachen Kommis, office-boy oder mechanischen Arbeiter emporgeschwungen haben zum Captain of Industry und zum Großfinancier. Carnegie selbst ist mit seinem selbsterworbnen Riesenvermögen das leuchtendste Beispiel in dieser Hinsicht. Neben solche selfmademen ohne jede wissenschaftliche Vorbildung stellt er als eine andre hoffnungerweckende Klasse die vielen jungen Polytechniker, die neuerdings mit Erfolg an die Spitze großer Unternehmungen getreten sind.

Es wird in Nordamerika systematisch ein Heer von Technikern und Ingenieuren herangebildet, von Menschen überhaupt, die die wissenschaftliche Grundlage sowohl wie das ABC der Praxis aus eigner Erfahrung kennen. Die stärksten Leistungen des amerikanischen Geistes sind fürs nächste auf diesem Gebiete zu erwarten.

Es ist keine Frage, daß der Industrialismus, als das jüngste Kind der modernen kapitalistischen Entwicklung in Nordamerika, die höchste bisher bekannte Form erreicht hat. Vom praktisch technischen Standpunkt aus erscheint die Einrichtung ideal; ihre Stärke liegt nach der Seite der Sachen, sie hat ihre Schwäche nach der Seite der Persönlichkeit. Wir sehen auch hier die geheime, durch das ganze Leben der Demokratie gehende Kraft am Werk, die aufs Gleichmachen hinstrebt, auf ein Verwischen der Individualität, auf das Unterjochen der Persönlichkeit durch mechanische Zwecke.

Gesellschaften, wie die großen Aktienunternehmungen, Warenhäuser, Riesenetablissements aller Art, Stahltrusts, Eisenbahnkartelle haben etwas unpersönliches. Es fehlt ihnen die Beseelung. Die Kräfte, die sie treiben, bleiben unsichtbar im Hintergrunde. Der Einzelne ist nur eine kleine Schraube, ein Maschinenteil, mechanisch angetrieben, einer Kraft gehorchend, die nicht aus

ihm selbst stammt. Der Arbeiter braucht, ebenso wie er nur bestimmte Muskeln tagein tagaus anstrengt, auch nur gewisse Geisteskräfte anzuwenden zu seiner ihm von der Maschine diktierten Arbeit.

Ein Beispiel für diese Mechanisierung des Menschen wird mir ewig erinnerlich bleiben als besonders charakteristisch. Im Armour Packing House von Chicago mit seinen elftausend Angestellten, wo täglich neben vielen tausend Rindern und Schafen auch fünftausend Schweine geschlachtet und verarbeitet werden, steht vor dem großen Rade, woran die Schweine zu dem Zwecke lebend befestigt werden, sie emporzuheben, ein einzelner Mann mit einem Fleischerdolche bewaffnet, mit dem er die Schweine, während sie zappelnd und quiekend vom Rade an ihm vorbeigeführt werden, mit blitzschnellem Stoße absticht. Dieser Mann steht jetzt schon siebenundzwanzig Jahre an derselben Stelle, und der einzige Handgriff, den er zu tun hat, ist eben der, mit dem er den Schweinen die Kehle öffnet. Für die Stockjards ist dieser Virtuos natürlich unbezahlbar. Er soll sich ein großes Vermögen erworben haben und kann, wenn er stirbt, jedenfalls auf den größten im Schweineabstechen bisher erreichten Rekord zurückschauen.

Ich denke keineswegs an das Ekelhafte des blutigen Handwerks, wenn ich die Frage aufwerfe: Führt dieser Schlächter ein menschenwürdiges Dasein? Ist hier der Mensch bei aller Eleganz der Arbeitsleistung nicht zum Maschinenteile hinabgesunken? Kann er seine Seele in eine solche Arbeit legen? Kann er irgend etwas der Künstlerfreude des selbständig Schaffenden ähnliches empfinden, von der jeder einfachste Handwerker immer noch einen Hauch zu spüren vermag?

Solche Existenzen, nicht ganz so kraß natürlich wie die geschilderte, erzeugt eben der zum Riesenwuchs entartete, in der Spezialisierung der Einzelleistung auf die Spitze getriebne Großbetrieb. Je größer das Unternehmen, desto tiefer muß die Selbständigkeit des Einzelnen gedrückt werden. Je besser abgeschliffen und aufeinander eingeschlagen die Teile sind, desto glatter arbeitet das Ganze. Ein Mensch ein Handgriff! Schließlich bekommen wir Naturen, die wie Uferkiesel einander gleich sind. Wahrhaftig, wenn das das Kulturergebnis des verflossenen Jahrhunderts wäre, dann hätten Männer wie Goethe, Emerson, Ruskin umsonst gelebt!

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch dem Arbeiter Vorteile aus dieser Arbeitsweise entspringen. Die Leistungsfähigkeit amerikanischer Industrien erlaubt ihnen bessere Bezahlung ihrer Leute, und der höhere Lohn macht wieder die Leute leistungsfähiger. Und was mehr bedeutet als Geld: bei erhöhten Leistungen kann die Arbeitszeit verkürzt werden. Freie Zeit bedeutet die Möglichkeit, sich körperlich zu vervollkommnen und geistig weiterzubilden, für den, der den Trieb zur Entwicklung in sich hat.

Ein Gegenmittel gegen die abstumpfende, geisttötende Wirkung der Maschine liegt in der fortschreitenden Verbesserung der Technik. Je vollkommner die Maschine wird, desto mehr nimmt sie dem Menschen die gröbste Arbeit ab. Der Arbeiter wird zu einer Art von Aufsichtsbeamten, der nur noch nachhelfend und korrigierend einzugreifen braucht. Je mehr sich die Maschine ver-

geistigt, desto leichter werden die Handgriffe, desto höhere Intelligenz und desto höheres Verständnis für das Ganze des Betriebs wird aber auch vorausgesetzt. So mag vielleicht die mechanische Arbeit in der Fabrik, die den Arbeiter scheinbar zum gedankenlosen Sklaven hinabdrückt, ihn schließlich zum raschdenkenden, kenntnisreichen Ingenieur emporheben. Anzeichen für diesen Gang der Dinge sind in der hochentwickelten Maschinenindustrie der Vereinigten Staaten zu finden.

Der einzelne Arbeiter wird sich auch niemals seiner Erniedrigung zum Atome recht bewußt werden. Gerade weil die Leitung unpersönlich ist, weil die Kapitalgötter, verborgen hinter Wolken sitzend, die Geschicke der dem gewöhnlichen Sterblichen unübersehbaren Geschäftswelt geräuschlos nach ihren klugen Gedanken regieren und den Schein äußerer Despotie weise vermeiden, lebt in Nordamerika die große Menge der Unselbständigen in dem angenehmen Wahne, daß sie frei und Herren ihres Geschickes seien. Nichts ist dem Yankee unangenehmer, als das Gefühl der Abhängigkeit von einer Einzelperson. Darum die Schwierigkeit drüben, Dienstboten zu bekommen und zu halten, daher auch die Unbeliebtheit des militärischen Berufs. Das Dienen widerspricht dem Scheinwesen „Gleichheit," das in der Neuen Welt so viele Leute täuscht. Wenn man nur den Tyrannen, dem man dient, nicht merkt! Sobald der Arbeiter seinen Arbeitskittel ausgezogen hat, ist er äußerlich genau das, was der Direktor der Fabrik oder der Manager der Gesellschaft ist, ein freier Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika.

Wir bekommen in Deutschland viel von der sogenannten Mittelstandsfrage zu hören; in Amerika ist wenig davon zu spüren, weil die Stände, die vor der Macht des Großkapitals etwa zu schützen wären, wirtschaftlich schon längst nicht mehr selbständig sind. Von der Hautefinance ist drüben fast jeder in irgend einer Form abhängig. Der Inhaber von Aktien sieht auf die großen Wettermänner der Banken und der Börsen. Der Farmer ist durch Tarif und Frachtsätze der Eisenbahnen in den Händen der Eisenbahngesellschaften, die wieder auf die Preisbildung des Getreides wirken. Der Kaufmann, der Handwerker in mittlern und kleinen Städten ist durch Rohmaterial, Maschinen, Handwerkszeuge, die er bezieht, durch Kohle und Öl, die er konsumiert, abhängig mindestens von einer der großen Finanzgruppen, Ringe, Trusts, deren Sitz vielleicht Tausende von Meilen entfernt auf der andern Seite des Kontinents sein mag. So wird in ganz Nordamerika Handel und Wandel kontrolliert von einer kleinen Gruppe hochbegabter Männer, die mit Recht als die eigentlichen Führer der Nation im Empire of Business angesehen werden. In ihnen kommt das eigentümlich amerikanische Genie, der Geschäftsgeist, zur charakteristischen Verkörperung. Die Macht dieser ungekrönten Fürsten eines angeblich demokratischen Landes erfährt aber dadurch eine enorme Steigerung, daß kein Stand vorhanden ist, der ihnen das Gleichgewicht halten könnte, kein erbliches Fürstentum, keine Geburtsaristokratie, kein angesehener Beamten- und Offizierstand. Gewiß hat auch die Union ihre Staatsmänner, aber sie hängen durch die kurzen Termine, für die sie bestellt werden, vom Wahlzettel und damit vom schlimmsten Tyrannen ab: der öffentlichen Meinung. Wenn

man in dem Amerika des letzten Vierteljahrhunderts nach den wirklich genialen Menschen sucht, dann wird man sie viel eher unter den Großindustriellen, Bankiers und Eisenbahndirektoren finden, als unter Beamten und Staatsmännern.

Die Kommunen wie die Territorien und Staaten im Süden und Norden, im Osten und Westen sehen mit Scheu auf die Allmächtigen von Wallstreet. Die großen Kreditinstitute von Newyork regeln die Kapitalbewegung in dem ganzen ungeheuern Lande. Dort münden schließlich alle Kanäle, die das Blut, einem lebendigen Herzen vergleichbar, durch alle Glieder des Leibes treiben und wieder an sich ziehn. Im Lande liegen die Schätze der Natur, aber sie können nur erschlossen werden, wenn sich Tatkraft, Organisationstalent und Kapitalmacht dieser Kreise dazu bereit finden lassen, Kanäle und Eisenbahnen zu bauen, Schiffahrtlinien zu legen und Geld darzuleihen für geplante Verbesserungen. Ob eine Stadt aufblüht, ob sie zurückgeht oder ganz verfällt, kann unter Umständen von dem Präsidenten einer Eisenbahnkompagnie abhängen. Die Financiers haben oft die großen Zeitungen in der Hand oder stehn doch mit ihnen in enger Fühlung, und fügen so zur Kapitalmacht die fast noch weiter reichende des gedruckten Wortes. Auf die Gesetzgebung haben sie Einfluß; ihre Freunde sitzen im Senat, ihre Kreaturen im Repräsentantenhause. Sie können es verhindern, daß Gesetze durchgehn, die ihren Interessen und Monopolen ungünstig sind, oder wenn solche Gesetze der öffentlichen Meinung zuliebe doch einmal erlassen wurden, daß sie nicht allzu streng angewandt werden. Meist sind sie Schutzzöllner; begreiflicherweise, denn dem Schutze des heimischen Produkts verdanken sie viel von dem enormen industriellen Aufschwung der letzten Jahrzehnte. Sie sind friedliebend, weniger aus Philanthropie als von der nüchternen Erkenntnis geleitet, daß sie durch Unsicherheit und Geschäftsstockungen kriegerischer Zeitläufte allzuviel zu verlieren hätten. Aber es gibt doch Leute, die den letzten Krieg mit Spanien auf eine mächtige Geldgruppe zurückführen, die um ihrer kubanischen Interessen willen mit Hilfe der feilen Presse den Funken alter Zwietracht zwischen den beiden Ländern zum Kriegsbrande geschürt hätte.

Die Entfaltung solches Einflusses im Geschäftsleben wie in der Politik, mag er äußerlich noch so geschickt verhüllt werden, kann nicht verfehlen, den Widerspruch herauszufordern. Von den eigentlich dazu Berufnen, den Volksboten, den Beamten, der Presse, geht die Auflehnung nicht aus, denn diese Kreise stehn in engster Fühlung, wenn nicht gar in direkter Abhängigkeit von der Hautefinance. Auch nicht durch den Wahlzettel erfolgt der Widerspruch; denn die Kapitalisten haben sich gehütet als solche aktiv in den Wahlkampf einzutreten, etwa in der Art politischer Verbindungen mit wirtschaftlicher Etikette, wie unser Bund der Landwirte, dem ein Verband der Industriellen gefolgt ist. Sie wissen, daß sie ohne solche Kampforganisationen viel mächtiger und unangreifbarer bleiben. Die Reaktion ist vielmehr aus dem eignen Lager gekommen. Sie ging von der untersten Schicht aus, dem groben Fundament, ohne das alle Arbeit des Kopfes, alles Organisationstalent und Finanzgenie hilflos wäre, weil es an den ausführenden Händen für ihre Pläne

fehlte. Die Arbeiter waren es, die sich auflehnten; sie setzten den Aktiengesellschaften, Kompagnien und Ringen des Kapitals ihre Organisationen entgegen. Das Mittel aber, ihre Forderungen geltend zu machen, war und ist hauptsächlich der Ausstand. Nordamerika ist das Land der Streiks. Bei uns erregt jeder Lohnkampf immer noch ein gewisses Aufsehen, ja oftmals Besorgnis für die öffentliche Ordnung und Sicherheit; drüben vergeht kaum ein Jahr, wo nicht in einem der großen Industriezweige mindestens der Streik Tausende und aber Tausende von Händen feiern machte. Die Arbeiterorganisationen (Labour organizations) haben natürlich neben dem Kampf um günstigere Arbeitsbedingungen noch andre programmatische Zwecke, wie den der Fürsorge für den Einzelnen und seine Familie durch Versicherung und Kassenverbände aller Art. Im allgemeinen aber tragen sie doch den Stempel der Schutz- und Trutzverbindungen mit deutlich gegen die Unternehmer gerichteter Front. Caroll D. Wright, der hervorragende amerikanische Volkswirt, berechnete im Jahre 1890 die organisierte Arbeiterschaft der Vereinigten Staaten auf anderthalb Millionen Mann. Seitdem ist diese Zahl jedenfalls gestiegen, da die Industrie im verflossenen Jahrzwölft bedeutend gewachsen ist, und die Organisationsidee wachsende Werbekraft entfaltet.

Ein Unterscheidungsmerkmal fällt, wenn man die Streiks im außerenglischen Europa mit denen der Vereinigten Staaten von Amerika vergleicht, vor allem in die Augen: die Politik wird so gut wie gar nicht in den Lohnkampf hineingezogen. Als Präsident Roosevelt im Herbst 1902 die Vermittlung im Kohlenarbeiterstreik übernahm, hielt er es für nötig, öffentlich zu erklären, daß er es als Mensch und Bürger, nicht als Bundesoberhaupt tue. Weder mischt sich die Behörde als solche offiziell ein, noch steht hinter den Arbeitern eine politische Partei, die aus der Schürung des Klassenhasses Kapital zu schlagen suchte. Der Lohnkampf wird als legaler Austrag von wirtschaftlichen Differenzen zwischen Parteien im Sinne des Prozeßrechts betrachtet. Bei dem letzten großen Grubenarbeiterausstand lag die Sache insofern anders, als durch die Kohlennot, die er im Gefolge hatte, Leben und Gedeihen weiter Kreise bedroht wurde, also ein ganz bedeutendes öffentliches Interesse in Frage kam.

Streiks werden nicht in der Absicht begonnen, den Gegner durch Anwendung physischer Gewalt niederzuzwingen. Ausschreitungen sind nicht Folgen der sich im Laufe des Ausstands ansammelnden Erbitterung. Wenn es zu Gewaltakten und Rachetaten kommt, wenn, wie im Homesteadstreik von 1892, das Bajonett hat arbeiten müssen, wenn, wie im Kohlengräberausstand von 1902, einige zwanzig Morde vorgekommen sind, so lag die Schuld daran weniger an den Trade Unions, die gute Disziplin unter sich halten, sondern an Outsidern, an fremdländischem anarchistisch-nihilistischem Gesindel, das seine gesellschaftsfeindliche Gesinnung durch sinnlose Bluttaten bewies.

In den beiden großen Ausständen der letzten Zeit, dem der Stahlarbeiter und dem der Kohlengrubenarbeiter, handelte es sich viel weniger um einen Lohnkampf im engern Sinne als um Prinzipien. Wie aus vielen Reden ihrer Wortführer für ein feineres Ohr klar hervorging, lehnte sich bei diesen Kämpfen das Selbstbewußtsein, die Persönlichkeit im Arbeiter auf gegen die

Gefahr, der Unselbständigkeit anheimzufallen, gegen die Knechtung durch den Großbetrieb. Obgleich die Ausständischen sich dessen nicht immer bewußt gewesen sein mögen, der letzte Grund, warum sie zu dem immer gefährlichen Mittel griffen, war nicht das Verlangen nach Verbesserung ihrer materiellen Lage, sondern die Anerkennung ihrer Organisation, mit einem Wort ihre Selbstbehauptung. Beide Streiks wurden, abgesehen von ihrem äußern Umfang und der Wichtigkeit der in Mitleidenschaft gezognen Produktionszweige, auch darum besonders interessant, weil sich in den Führern der Arbeiterschaft und in den Unternehmern bedeutende und charaktervolle Persönlichkeiten gegenübertraten. Im Stahlarbeiterausstand der Präsident der Amalgamated Association of Iron, Steel and Tin Works, namens Shaffer, der ehemals dem geistlichen Stande angehört hatte, ein Idealist, der von reinen Absichten beseelt, aber seinem genialen Gegner Pierpont Morgan, dem Haupt der United States Steel Corporation, nicht entfernt gewachsen war. Im Kohlengräberstreik wurde die Arbeiterschaft glücklicher vertreten durch John Mitchell, den jungen Präsidenten der United Mine Workers of America, während sich aus der Zahl der „Operators“ George F. Baer, der Chef der Philadelphia and Reading Coal and Iron Company, durch energisches Verfechten des Unternehmerstandpunkts hervortat. Aus den Ausgleichsverhandlungen, die von Präsident Roosevelt geführt wurden, und später aus den Zeugenaussagen vor der Kommission der von dem Bundesoberhaupt ernannten Schiedsrichter trat ganz klar das eine hervor, daß die Unions um Selbstbehauptung fochten, das verbündete Unternehmertum aber zu allem andern eher zu haben war, als zur Anerkennung der Tatsache, es mit einem gleichberechtigten Gegner zu tun zu haben. Baer leugnete in wiederholten temperamentvollen Ausbrüchen des Unternehmerbewußtseins die Existenzberechtigung von Arbeiterkoalitionen schlechthin.

Der Kampf zwischen der organisierten Arbeiterschaft und dem kapitalstarken Unternehmertum ist drüben noch lange nicht beendet. Die vorläufige Unterwerfung der Parteien unter das neutrale Schiedsgericht wird allgemein nur als Scheinfriede aufgefaßt. Gerade der Umstand, daß es Organe desselben Körpers sind, die einander befehden, gibt dem Streit etwas von der Erbitterung des echten Familienzerwürfnisses. Das Bewußtsein, daß keines ohne das andre existieren kann, daß der Gegner nachgeben muß, weil er den andern braucht, steigert die Hoffnung auf beiden Seiten und macht das Nachgeben schwer.

Es ist schwierig, zu sagen, auf welcher Seite Selbstbewußtsein, das bis zum Übermut geht, und Solidaritätsgefühl, das in Herrschergelüst ausartet, größer sind. Man hält meist die Trusts für stärker als die Unions, das vereinigte Kapital für mächtiger als die koalisierte Arbeiterschaft; aber im Baufach zum Beispiel haben die Arbeiter längst die Oberhand gewonnen über die Unternehmer und diktieren diesen ihre Bedingungen. Man nimmt an, daß in der letzten Zeit ungefähr ein Drittel aller Ausstände von den Streikenden gewonnen sind. In mehr als einem Boykott hat ein mißliebiger Prinzipal klein beigeben müssen. Die Trade Unions übertreffen ihre Gegner nicht selten an tyrannischen Gebarungen den eignen Leuten und den Außenstehenden gegenüber.

Bekannt ist die Unduldsamkeit solcher Organisationen, der Haß, mit dem sie alle verfolgen, die sich ihnen nicht anschließen wollen, die Strenge und Ausschließlichkeit ihrer Ordensregeln, die Überhebung, die sie zur Schau tragen, sobald sie sich im Besitz der Macht sehen. Beim Kohlengräberstreik sagten zahllose an den Telegraphenstangen aufgehängte Puppen, denen Zettel mit den Namen der Streikbrecher aus dem Munde hingen, welches Schicksal der Nichtunionsleute warte, sobald sie sich aus dem Militärkordon herauswagten.

Die Arbeiterverbindungen streben in ihrer Art genau so nach Monopolen wie die Großkapitalisten, und es fragt sich, welche Art Despotie schlimmer ist, die der Unions, wenn sie weiter an Macht wachsen, oder die der Trusts, die an den Grenzen ihrer Entwicklungsmöglichkeit allem Anschein nach angelangt sind. Der Zug zum Monopol äußert sich zum Beispiel in dem Recht, das sich die meisten großen Arbeiterkorporationen anmaßen, sämtliche Artikel, die von ihren Leuten angefertigt worden sind, mit Erkennungsmarken zu versehen, und den Mitgliedern zu untersagen, andre Ware als die auf diese Weise als selbstgefertigt gekennzeichnete zu kaufen. Aber es gibt noch ganz andre Mittel, mit Hilfe deren eine kampflustige Arbeiterschaft ihren Willen geltend machen oder ihren Unwillen zeigen kann. Der Boykott, der einem Etablissement, einem ganzen Geschäftszweig die Lebensader unterbindet. Die „Schwarze Liste," ein in Amerika sehr beliebter Ostrazismus, von dem Unternehmer und Arbeiter wechselseitig Gebrauch machen. Wendet die Arbeiterschaft ihre Streiks an, so antwortet ihnen der Gegner mit dem lockout, der ohne vorausgehende Kündigung den Angestellten die Arbeitmöglichkeit durch Schließen der Arbeitstätte abschneidet. Denn wie im wirklichen Kriege die Waffen durch die Anwendung vervollkommnet werden, so bilden sich auch im wirtschaftlichen Kampf immer neue raffiniertere Methoden aus, dem Feinde Abbruch zu tun und ihn endlich zum kapitulieren zu bringen.

Solche Kämpfe bis aufs Blut haben unter allen Umständen schweren wirtschaftlichen wie moralischen Schaden im Gefolge. Beide Parteien verlieren: die Unternehmer an Einnahmen und an Aufträgen, ja ihr ganzes Geschäft geht unter Umständen, während die Arbeit feiert, in die Hände der Konkurrenz über; und die Arbeiter durch Verlust der Löhne; ihre Ersparnisse gehn drauf, und die Gelder ihrer Organisationen werden erschöpft. Trotz vieler abschreckender Beispiele aus der Streikchronik eines ganzen Jahrhunderts aber werden sich die Ausstände schwerlich in nächster Zeit vermindern oder gar aufhören. Die Lohnkämpfe entspringen der Freiheit des Einzelnen, seine wirtschaftliche Lage zu bessern und sich zur Vertretung gemeinsamer Interessen zu Kampforganisationen mit andern zusammenzutun. Besonders in einer Demokratie wird es schwer sein, dieses Recht zu verweigern. Aber die Freiheit des Privaten und der einzelnen Korporation findet ihre Grenze an der Verantwortlichkeit des Staates für das Wohl und Wehe der Gesamtheit. Bekanntlich ist der Gedanke der Verstaatlichung öffentlicher Einrichtungen in Nordamerika äußerst unpopulär, weil der Staatssozialismus dem jedem echten Yankee angebornen Hang zu schrankenlosem Individualismus widerspricht. Aber man wird sich mit der Zeit auch drüben mit der Kontrolle durch den Staat befreunden müssen auf Gebieten, wo das willkürliche Walten der freien

Konkurrenz allzu offenbar Schaden stiftet. Keime der Staatsfürsorge sind auch schon in dem klassischen Lande des Laissez faire vorhanden. Die Bundesregierung hat sich wiederholt genötigt gesehen, in Lohnkämpfe einzugreifen; besonders ist das geschehn bei den in Nordamerika so häufigen Streiks der Eisenbahnangestellten, die ja den Verkehr nicht bloß im Kreise des Ausstandes stören, sondern die gesamte Volkswirtschaft schädigen und das Leben gänzlich Unbeteiligter bedrohen. Ähnlich beim Kohlenstreik von 1902, der, wenn er bis in den Winter hinein fortgesetzt worden wäre, eine Kohlennot über die großen Städte der Ostküste, die vorwiegend Hartkohle aus dem pennsylvanischen Ausstandsgebiet feuern, heraufgeführt hätte, die dem Wohlbefinden und der Gesundheit von Millionen schwere Gefahr gebracht haben würde.

Einzelne Staaten der Union haben schon früher einige von den für Amerika so charakteristischen apodiktischen, jede geringste Übertretung mit schweren Strafen bedrohenden Gesetzen gegen streikende Eisenbahner erlassen. Der Bund erließ im Jahre 1887 die Interstate commerce Act und im Jahre 1890 die Anti-Trust-Act. Diese Gesetze suchen beiden Teilen gerecht zu werden, den Angestellten wie den Prinzipalen. Das Interstate commerce-Gesetz gibt der Bundesregierung das Recht der Intervention sowohl gegen die Überspannung der Tarife und gegen Übergriffe der Kompagnien wie gegen frivole Arbeiteinstellung der Angestellten, indem es diese das Gesamtwohl tief berührende Materie über die Einzelstaaten hinweg vor das Forum der höchsten Instanz bringt. Das Anti-Trust-Gesetz aber geht noch schärfer vor, indem es alle Trusts, die den Verkehr der Staaten hindern könnten, alle Monopole überhaupt als conspiracy brandmarkt und, weil ungesetzlich, verbietet.

Diese Gesetze mit ihren verschiednen Amendements lassen etwas von dem besten Geiste des amerikanischen Verfassungsgedankens spüren, der jedem Bürger gleiches Recht und gleiches Fortkommen wahrt; aber ihre Handhabung hat freilich bisher bewiesen, daß sich Maßregeln, die vom Gesetzgeber zunächst gegen die Übermacht der Unternehmer gerichtet waren, leichter gegen die Angestellten handhaben lassen, und daß ein rigoroses Gesetz wie die Anti-Trust-Act selbst in der Hand eines mit sozialem Öl gesalbten Mannes, wie Roosevelt, an dem goldnen Wall der Trusts wirkungslos abprallt. Monopole sind verboten; wer will sie verbieten? — das war ungefähr die Quintessenz all der unzähligen Reden und Zeitungsartikel über dieses Thema, die man im Herbst 1902 drüben hören und lesen konnte. Durch Gesetze werden die Trusts schwerlich gebrochen werden können; viel wahrscheinlicher ist es, daß sie sich in ihrem eignen Gift auflösen werden. Ein Mann wie Carnegie, dem man doch schließlich einiges Urteil über das amerikanische Geschäftsleben zutrauen kann, hält Syndikate, Monopole, Trusts für Übergangserscheinungen, er nennt sie Produkte menschlicher Schwäche und prophezeit ihnen ein Ende durch die gesunden Kräfte wirtschaftlichen Fortschritts.

Man hat sich in Amerika, wo das: „Hilf dir selbst!" vielen Schwierigkeiten gegenüber das einzige Rezept ist, daran gewöhnt, die Lohnkämpfe als eine notwendige Nebenerscheinung der kapitalistischen Wirtschaft anzusehen; niemand wird sie mehr als ein Zeichen ungesunder Verhältnisse deuten wollen. Anders ist es mit den Störungen, die sie oft im Gefolge haben, mit Bankerotten,

Geschäftsstockung, Flauheit des Marktes, Arbeitlosigkeit. Große Krisen sind in Nordamerika unabhängig von solchen kleinen Zuckungen und Erschütterungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit eingetreten und haben Dimensionen angenommen, wie sie das auch auf diesem Gebiete zahmere Europa nicht kennt. Am bekanntesten ist die schwere Krise aus dem Anfang der siebziger Jahre, die ungefähr mit unserm Krach zusammenfiel. Die ersten Jahre des neunten Jahrzehnts brachten eine andre tiefe Depression, dann kam im Ausstellungsjahr von Chicago abermals eine heftige Krise.

Seitdem ist ein stetiger, von keiner größern Kreditstörung unterbrochner Aufschwung zu beobachten gewesen. Vieles ist zusammengekommen, die Spekulation zu ermutigen und die Gewinne ins Ungemessene zu steigern. Mit der rasch wachsenden Bevölkerung gewann der innere Markt fortgesetzt an Kaufkraft. Die fast durchweg guten Ernten zogen Ströme von Gold von auswärts ins Land. Auf eignem Terrain wurden neue Erzlager, Kohlenflöze, Ölquellen entdeckt und in Angriff genommen. Alaska erwies sich als ein zweites Kalifornien. Ein leicht gewonnener Sieg über das altersschwache Spanien erweiterte den Machtbereich des Bundes und steigerte das Selbstbewußtsein der Nation. Dazu die Wirkungen der Mac-Kinley-Bill, die die heimischen Industrien erst fest auf die eignen Füße gestellt hatte. Die Folge ist auf allen Gebieten des Wirtschaftlebens eine Hausse sondergleichen.

Aber das kann sich mit einem Schlage ändern. Die Amerikaner selbst glauben trotz ihres Optimismus nicht an den Bestand der Lage. Wie viele Unternehmungen drüben sind nicht überkapitalisiert! Viele Werte, mit denen man nach außenhin prunkt, sind nur eingebildet. Das Spekulationsfieber, eine alte Leidenschaft der Yankees, soll schlimmer grassieren als je. Nüchterne Leute warnen umsonst. Man nimmt an, daß der Krach nicht allzulange auf sich warten lassen, und daß er ärger sein werde als alle frühern.

Wir in Deutschland können jedoch nur hoffen, daß Nordamerika vor einer schweren Krise bewahrt bleiben möge; besonders hat unsre Industrie gar nichts gutes von einer Geschäftsstockung drüben zu erwarten. Denn massenhaft wie die Produktion Amerikas unter dem Schutzzoll nun einmal geworden ist, würde sie sich einen Ausfluß nach dem Auslande suchen müssen und zunächst wahrscheinlich uns und die von uns kaufenden Länder mit Ware zu herabgesetzten Preisen überschwemmen.

Der Gedanke aber, daß die Vereinigten Staaten durch einen Krach ruiniert werden könnten, ist lächerlich. Selbst die größte Krise wird drüben nur eine vorübergehende Störung bedeuten. Es ist im Wirtschaftsleben ähnlich wie auf politischem Gebiete; die Union hat mehr als einmal am Rande des Abgrunds gestanden, ihre Rettung mit Hilfe von Kräften, die die Gefahr erst eigentlich geweckt zu haben schien, machte die düstern Prophezeiungen ihrer Feinde und Neider zu nichte und offenbarte die in dem jungen Gemeinwesen schlummernde Heilkraft.

Die Fehler und Gebrechen dieses Staatswesens liegen klar zutage. Die Regierungsmaschinerie ist nichts weniger als ideal. Ein geringeres Maß von Weisheit als im Kongreß ist vielleicht bei keiner andern großen parlamentarischen Körperschaft zu finden. Kein andres konstitutionell regiertes Land hat so

wenig Kautelen gegen leichtfertige, ja geradezu schädliche Gesetze. Nirgends in der zivilisierten Welt sind die Besten der Nation so indifferent in politischen Dingen wie dort, halten sie sich in unverantwortlicher Gleichgiltigkeit so fern vom Staatsdienst und überlassen die Wahlmache und Ämterbesetzung so sehr einer Koterie von professionellen Politikern, die, begünstigt durch die Zurückhaltung der eigentlich berufnen Kreise, eine viel zu aufdringliche Rolle im öffentlichen Leben spielen. Kein andres Land könnte sich eine solche allgemein zugegebne Korruption gefallen lassen, wie sie die Union in einzelnen ihrer Staaten und vielen ihrer Kommunen duldet. Kein Staatswesen hätte es wagen dürfen — schon aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus nicht — Unsitten zur Regel werden zu lassen, wie das spoil system bei den Wahlen und die rotation der Ämter.

Aber in einem großen Körper verteilen sich die Schäden über einen weiten Raum; außerdem hängen die einzelnen Glieder der Konföderation recht lose zusammen, und daher braucht, wenn an einer Stelle Krankheit herrscht, noch lange nicht der ganze Körper davon ergriffen zu sein. Störungen, durch die ein kleinerer zentralistischer Staat wahrscheinlich völlig gelähmt würde, verlangsamen hier höchstens den Gang der Maschine. Der Fortschritt im ganzen kann nicht aufgehalten werden. So kraftstrotzend und elastisch, so lebensfähig und widerstandskräftig ist diese Nation, daß sie die in reichem Maße vorhandnen schlechten Säfte doch immer noch auszuscheiden vermag, daß sie spielend Bissen verdaut, an denen eine schwächere Konstitution wohl zu Grunde gehn würde.

Ein großes Volk kann nur an seinen eignen Fehlern scheitern. Wenn man die Gefahren abwägt, die Amerika aus dem eignen Innern drohn, die zersetzenden, verderblichen Säfte, die in seinen Adern kreisen, wenn man Kräfte am Werke sieht, die es nach dem Abgrund ziehn möchten, und dagegen all das Gute, Gesunde, Fördernde und Erhaltende stellt, das zu seinen Gunsten in die Wagschale geworfen werden kann, wenn man dabei nicht außer acht läßt, daß man es mit einem recht jungen Lebewesen zu tun hat, dessen Fehler sich noch auswachsen sollen, so wird man zu dem Urteil kommen, daß heute vielleicht kein Land der Welt einen solchen Vorrat von entwicklungsfähigen und zukunftverheißenden Keimen in sich birgt wie die Vereinigten Staaten von Amerika.



Die Deutschen in Rom

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Rom erschien seitdem den eifrigsten protestantischen Deutschen als der Sitz des Antichrists. Nachdem die Inquisition dort 1546 ihr Tribunal aufgeschlagen hatte, war es für sie unter Umständen geradezu gefährlich, die glänzende Hauptstadt der Hochrenaissance zu betreten, und sie verlor auch an innerer Anziehungskraft, je mehr die Jesuiten den freien Humanismus erwürgten.

Während deutsche Juristen noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein

gern die Hochschulen Padua und Bologna besuchten, hörte der Zuzug protestantisch-deutscher Humanisten allmählich auf. Noch vor der endgiltigen Lösung verweilte 1541/42 Georg Fabricius (1516 bis 1571), der dann 1546 zweiter Rektor der neuen kursächsischen Fürstenschule Meißen wurde, als Begleiter eines jungen Edelmanns, Wolfgang von Werthern, mehrere Monate in Rom und legte die dort gemachten wissenschaftlichen Beobachtungen in zwei selbständigen Werken nieder, Roma (1551 und 1560) und Antiquitatum libri duo ex aere, marmoribus membranisve veteribus collecti (1549 und 1560). Hatte er seinen Studien noch unbehelligt nachgehn können, so geriet später der junge Philipp Camerarius, der Sohn des großen Humanisten Joachim Camerarius, als er auf seiner italienischen Reise 1563 bis 1565 um Ostern 1565 nach Rom kam, durch eine rachsüchtige Denunziation in die Schlingen der Inquisition, wurde mit seinem Gefährten Rieter aus Nürnberg am 5. Juni verhaftet und vor das Inquisitionsgericht gestellt, das kein geringerer als der Kardinal Michele Ghislieri, der spätere eifrige Reformpapst Pius der Fünfte, persönlich leitete. Hart bedroht und noch mehr von Bekehrungsversuchen eifriger Dominikaner und Jesuiten (auch des deutschen Peter Canisius) bedrängt blieb er, obwohl erkrankt, standhaft und wurde endlich am 4. August auf hohe Verwendung aus Deutschland hin entlassen.*) Aufrecht erhalten wurde eine schwache Verbindung des protestantischen Deutschlands mit Rom später nur durch die Kunst, obwohl auch dafür im Norden meist Frankreich und die Niederlande die Vorbilder lieferten. Aber Künstler wie Adam Elsheimer aus Frankfurt a. M., der „römische Maler deutscher Nation" († 1620), und sein Landsmann Joachim Sandrart (1606 bis 1688) haben lange in Rom gelebt, Elsheimer ist sogar hier gestorben. Später hat hier auch Daniel Pöppelmann, der geniale Baumeister Friedrich Augusts des Starken von Sachsen, seine Studien gemacht. Für das katholische Deutschland verstand sich diese künstlerische Verbindung mit Rom von selbst; wie oft ist nicht die neue Peterskirche als Modell benutzt worden!

Der kirchliche Zusammenhang des katholischen Deutschlands mit Rom wurde um so enger, je weiter daheim der Zwiespalt zwischen den Konfessionen aufklaffte. Durch nichts wurde er mehr befestigt, als durch das Collegium Germanicum, das Ignatius von Loyola schon 1552 zur Ausbildung deutscher Geistlichen für Deutschland ins Leben rief (im Palazzo Borromeo). Es sollte ein Gymnasium sein in Verbindung mit einer theologischen Fakultät und einem geistlichen Konvikt, doch nahmen die Zöglinge an dem Unterricht des nahen Collegium Romanum teil. Die Oberaufsicht führten sechs Kardinäle als Protektoren. Gregor der Dreizehnte reorganisierte 1573 die Anstalt, vereinigte sie 1584 mit dem Collegium Hungaricum und schenkte ihr das alte Kloster San Sabba auf der luftigen Höhe des Aventins als Erholungsstätte, wo noch jetzt ihre rotröckigen Zöglinge, die gamberi (Krebse), jeden Donnerstag promenieren. Seit der Gründung der Kongregation de propaganda fide 1622 ging das Kolleg

*) Über diese interessante, wenig bekannte Episode siehe die kleine Schrift meines Vaters Heinrich Kaemmel, Eine Studienreise nach Italien, die leider nur in dem auf enge Kreise beschränkten Neuen Lausitzischen Magazin Band 45 (1868) erschienen ist.

allmählich in dessen Protektion über. Durch Vertrauensmänner, auch in den protestantischen Teilen Deutschlands, die geeignete junge Leute für den Eintritt gewinnen sollten, und durch die Vorschrift, daß alle Zöglinge mit der Anstalt fortwährend in Verbindung bleiben sollten als Mitglieder der Familia collegii germanici, übte dieses den größten Einfluß auf die katholische Geistlichkeit Deutschlands aus und hat einen nicht kleinen Teil von ihr erzogen, vor allem die Leiter der Gegenreformation. Es wurde zugleich das Vorbild für die zahlreichen Jesuitenkollegien, die in Deutschland seit 1556 entstanden, vor allem durch die rastlose Arbeit des ersten Deutschen, der in den Orden eintrat, Peter Canisius aus Nymwegen (1521 bis 1597). In Rom bestand er 1547 seine Prüfung vor Loyola selbst; in dessen Hände legte er 1549 die Ordensgelübde ab, und auch später, nachdem er 1556 Provinzial der neuen oberdeutschen Ordensprovinz geworden war, ist er noch mehrmals, 1557 und 1565, zur Wahl eines Ordensgenerals in Rom gewesen. Im siebzehnten Jahrhundert wurde ein andrer deutscher Jesuit, Athanasius Kircher aus Geisa im Eisenacher Oberlande (1602 bis 1680), seit 1635 Professor der Mathematik am Collegium Romanum und einer der ersten Forscher auf dem Gebiete des Koptischen, der Begründer des nach ihm genannten großartigen naturgeschichtlichen und prähistorischen Museums im Collegium Romanum. Den Hamburger Lukas Holste (Holstenius, 1596 bis 1661) führte sein philosophisch-historisches Interesse 1627 nach Rom und dem Katholizismus in die Arme. Hier wurde er Hausgenosse und Bibliothekar des Kardinals Francesco Barberini, unter Innocenz dem Zehnten Kustos der Vaticana. Er stellte zuerst eine Karte der römischen Campagna her und beschäftigte sich mit den römischen Heerstraßen. Nach seinem Tode ging ein großer Teil seiner Bücher an die Augustiner-Klosterbibliothek, die Angelica, über. Wieviele katholische Fürsten Deutschlands gerade in der Zeit der Gegenreformation nach Rom pilgerten, ist bekannt; hier seien nur zwei genannt, der Erbprinz Karl Friedrich von Jülich-Kleve-Berg, dessen Tod in Rom 1575 die klevische Erbfolgefrage aufrollte, und Herzog Ferdinand von Steiermark, der hier im Mai 1598 den Entschluß zur Ausrottung des Protestantismus in seinem Stammlande in sich befestigte. Für die zahlreichen deutschen Pilger haben die beiden deutschen Nationalstiftungen des Camposanto und der Anima fortwährend einen festen Anhalt geboten; manche von ihnen, so Karl Friedrich von Kleve und Lukas Holste, haben in der Animakirche ihr Grab gefunden.

Für das gesamte Deutschland öffnete sich der Weg nach Rom erst wieder, als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das künstlerische und wissenschaftliche Interesse am Altertum und an der Renaissance wieder kräftiger erwachte und allgemeiner wurde, also mit der zweiten Renaissance, der Wiederentdeckung des Griechentums. Seitdem bildete sich in Rom eine Kolonie deutscher Künstler und Gelehrter, und Rom wurde wirklich für lange Zeit „die hohe Schule für alle Welt." Die Anfänge knüpfen sich an die beiden großen Namen Anton Rafael Mengs und Johann Joachim Winckelmann. Beide kamen aus Sachsen, dessen Hof unter Friedrich August dem Zweiten einen ganz italienischen Charakter angenommen hatte und die Verbindung mit

Italien eifrig pflegte, beide brachten das Opfer ihrer Konfession, um in Rom so leben zu können, wie es ihren innern Bedürfnissen entsprach, denn für Protestanten wäre das damals kaum möglich gewesen. Mengs, geboren 1728, von seinem Vater schon auf die Namen Correggios und Rafaels getauft und in Dresden von Kindesbeinen an mit eiserner Strenge zum Maler im Sinne der Renaissance erzogen, verweilte zu seiner weitern Ausbildung nach den Originalgemälden zuerst 1741 bis 1744 mit dem Vater und seinen beiden Schwestern in Rom. Als Hofmaler seines Kurfürsten schon im April 1746 wieder dahin zurückgekehrt, verheiratete er sich 1749 mit einer Römerin, der sanften schönen Margherita Guazzi, die ihm als Madonna Modell gestanden hatte, und trat auf die Forderung ihrer Familie zum Katholizismus über. Der Auftrag, für die neue prachtvolle Dresdner Hofkirche Gaetano Chiaveris das Hauptaltarbild, eine Himmelfahrt Christi, zu malen, führte ihn 1752 wieder nach Rom. Hier verlebte er nun bis 1761 seine glücklichsten Jahre, mit Aufträgen überhäuft, von Schülern gesucht, in glänzenden Verhältnissen, umgeben von einer blühenden, wachsenden Kinderschar. Bald wurde sein Haus ein internationaler Sammelpunkt. Denn seine von Haus aus einseitige Bildung hatte er durch eifriges Selbststudium ergänzt, und sprachgewandt beherrschte er das Italienische, das Französische und das Spanische wie das Deutsche, verstand auch Englisch und Lateinisch. Als Professor an der von Benedikt dem Dreizehnten im Jahre 1754 neugegründeten Zeichenakademie auf dem Kapitol und als Mitglied der Künstlerakademie San Luca übte er einen weitreichenden Einfluß auf das römische Kunstleben und gab ihm das erste Lebenszeichen der neuen deutschen Kunst in dem großen Deckengemälde zu Sant' Eusebio. Auf seine eigne Kunstanschauung wirkte bald Winckelmann umbildend ein. Durch seine Studien in der Heimat vortrefflich vorbereitet kam dieser im Jahre 1755 nach Rom und fand hier zunächst einen Anhalt an dem Kardinal Archibald Archinto, der bis 1754 päpstlicher Nuntius am sächsisch-polnischen Hofe gewesen war, damals aber in Rom das Amt des Governatore (Justiz- und Polizeichefs) bekleidete und 1756 zum Staatssekretär aufrückte. Als dessen Privatbibliothekar wohnte er in dem herrlichen Frührenaissancepalast der Cancelleria, bis der plötzliche Tod des Kardinals am 30. September 1758 ihm diese Stütze entzog. Dafür nahm ihn der Kardinal Alessandro Albani, Protektor der deutschen Nation, „das Haupt aller Kunstverständigen" Roms, in seinen Palast an der hochliegenden Via Quattro Fontane auf; ihn begleitete Winckelmann auch auf seine reizenden Villeggiaturen in Tivoli, Castel Gandolfo und Anzio, dann half er ihm seine wundervolle Villa Albani einrichten und mit Antiken schmücken. Mit Mengs, der ihn in die römische Künstlerwelt einführte, trat er in das freundschaftlichste Verhältnis, er brachte ihm zuerst die antike Plastik und die Wandmalereien von Pompeji nahe und gewann ihn für das große Deckenfresko in der Villa Albani (Apollo und der Parnaß). Das Jahr 1761 nahm ihm den Freund, da Mengs unter fürstlichen Bedingungen nach Madrid ging und erst 1771 zurückkehrte. Als kundiger und gewandter Führer trat Winckelmann auch einer Reihe hervorragender Deutscher nahe, für die deutsche Wissenschaft aber wurde er auf Grund seiner

Studien vor allem in den römischen Museen der Begründer der Kunstgeschichte des Altertums (zuerst 1764), noch fast ohne Anschauung griechischer Originalwerke. Denn die römischen Museen enthielten meist nur Kopien, und Winckelmann ist weder nach Sizilien noch vollends nach dem damals kaum erreichbaren Griechenland gekommen, so gern er dorthin gegangen wäre und die Ausgrabung Olympias unternommen hätte. Obwohl er ganz und gar in das römische Leben einzugehn schien, 1763 apostolischer (päpstlicher) Antiquar (Oberaufseher aller Altertümer in Rom) und deutscher Scrittore (Sekretär) an der Vaticana geworden war, so blieb Winckelmann doch innerlich immer ein Deutscher so gut wie Mengs. Er nahm an den Schicksalen Deutschlands, namentlich Sachsens allezeit den wärmsten Anteil, betete jeden Morgen im stillen seine alten lutherischen Kirchenlieder und schrieb ein kraftvolles, schlichtes, reines Deutsch, einer unsrer ersten Prosaiker. Gern wäre er nach Deutschland zurückgekehrt als ein „Lehrer der Jugend" und verhandelte mehrmals darüber, vor allem mit Friedrich dem Großen, aber die Reise, die er schließlich dahin antrat, führte ihn nach Triest, dem Dolche des Mörders entgegen (7. Juni 1768). Erst mehrere Jahre nach Winckelmanns Tode, 1771, sah Mengs Rom wieder, er ging zwar 1774/77 zum zweitenmal nach Madrid, verbrachte aber seine letzten Jahre, unermüdlich bis zur Erschöpfung arbeitend, in Rom, wo er ein Jahr nach dem ihn tief erschütternden Tode seiner Frau am 29. Juni 1779 einem Wechselfieber erlag. Beigesetzt wurde er in der alten Friesenkirche San Michele in Sassia (San Michele e Magno) im Borgo. Im Grunde ein geistreicher Eklektiker, wollte er die nach dem Vorbilde der Antike zur Schönheit geläuterte Natur wiedergeben und wurde so ein bahnbrechender Vorläufer des eigentlichen Klassizismus. Seine technische Tradition hat die deutschen Kunstakademien bis auf Carstens beherrscht, während sein Streben nach Idealität, Ausdruck und Wahrheit dort nicht genügend zur Geltung kam.

In diesen Jahren wuchs allmählich der Zug der gebildeten deutschen Romfahrer, die das Interesse an Kunst und Altertum nach dem Tiberstrande lockte, namentlich auch aus den Kreisen des hohen deutschen Adels. Da kamen Prinz Ludwig von Württemberg, der jüngere Bruder des Herzogs Karl Eugen und Georg August von Mecklenburg-Strelitz (1765), kurz danach Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1765/66), der Enkel des „alten Dessauers," aber ein aufgeklärter Friedensfürst, der Rousseau, Lavater und Gellert verehrte und später in den sumpfigen Waldniederungen von Wörlitz bei Dessau die italienischen Stätten nachzuahmen suchte, die ihm vertraut und lieb geworden waren: die Katakomben, den Vesuv, die Blaue Grotte, ein antikes Theater, dabei aber auch an Landschaften, Gipsabgüssen und Werken antiker Kleinkunst in pompejanisch ausgemalten Zimmern alles ihm Erreichbare sammelte, ferner Karl Wilhelm Ferdinand, der Erbprinz von Braunschweig (1766), ein Mann von durchgebildetem Kunstsinn und feinster französischer Bildung, später — 1775 — sein Sohn Prinz Leopold mit G. E. Lessing, dem freilich weniger sein Alter als seine rein logisch-literarische Bildung die Genußfreude auch an den Kunstwerken, sogar am Original des Laokoon verdarb. Wie sehr allmählich überhaupt der Zufluß deutscher Reisender nach Rom

zunahm, beweist unter anderm die Verbreitung des dreibändigen Reisehandbuchs von Johann Jakob Volkmann (geb. 1732) „Historische Nachrichten von Italien," das 1770/71 in erster, 1777/78 in zweiter Auflage erschien und auch von Goethe benutzt wurde.

Allmählich siedelten sich die auf längere Zeit in Rom verweilenden Deutschen um den Spanischen Platz am Abhange des Monte Pincio an, zu dem schon damals die 1721 bis 1725 erbaute malerische Spanische Treppe hinaufführte. In der Nähe, in der Via Condotti neben dem schon seit 1677 bestehenden Hotel d'Allemagne, eröffnete um 1760 der Levantiner Nicola di Maddalena ein Kaffeehaus, das nach ihm bald als Café (del) Greco bezeichnet wurde, und gegenüber entstand die Trattoria della Barcaccia. Beide Lokale wurden für mehr als ein Jahrhundert die Hauptquartiere der deutschen Künstler und Gelehrten. Auch die zweite Generation nach der von Mengs und Winckelmann sammelte sich in dieser Gegend. Den Vermittler zwischen beiden machte gewissermaßen der Hofrat Johann Friedrich Reiffenstein (aus Ragnit in Ostpreußen, geboren 1719), der schon seit 1762 in Rom lebte und mit Mengs wie mit Winckelmann befreundet gewesen war, und der ein Haus auf dem Monte Pincio bei der Trinità dei Monti hatte. Ohne wirklicher Künstler zu sein, beherrschte er doch mancherlei Technik, machte gern den Vermittler bei Ankäufen von Kunstwerken und war als kundiger Cicerone geschätzt. Wissenschaftlich viel bedeutender als er waren Heinrich Meyer aus Zürich (geb. 1760), als Kunsthistoriker ein Nachfolger Winckelmanns, der 1784 nach Italien gekommen war, und als scharfer Kritiker und Gegner der Kunstanschauungen von Lessing, Mengs und Winckelmann der Archäolog Aloys Hirt (geb. 1759), der 1782 bis 1796 in Rom lebte. Zu Reiffensteins Kreise gehörte der Maler Wilhelm Tischbein (aus Heina in Oberhessen, geb. 1751), der, seit 1774 von Winckelmanns Schriften für Homer und die Antike begeistert, zuerst 1778 nach Rom kam und sich seit 1782 mit einem Jahresgehalt des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha als Porträt- und Historienmaler ganz hier niederließ. Mit zwei jüngern Kunstgenossen, Friedrich Bury aus Hanau und Georg Schütz aus Frankfurt a. M., führte er in einem Hause am Corso einen gemeinsamen Haushalt. In demselben Jahre wie er kam Angelika Kauffmann nach Rom. Im deutschen Boden ist sie eigentlich niemals recht eingewurzelt. Vorarlberg, das in seinem interessanten Landesmuseum zu Bregenz pietätvoll eine Menge Erinnerungen an sie bewahrt, war zwar die Heimat ihrer Familie, aber nicht ihr Geburtsland. Sie ist vielmehr 1741 in Chur geboren, wo ihr Vater damals im Auftrage des Bischofs malte, und hat sich nur einige Zeit mit ihm in seiner Heimat Schwarzenberg im Bregenzer Wald aufgehalten. Ihre sorgfältige künstlerische Ausbildung hatte ihr der Vater auf italienischem Boden, zunächst in Morbegno, in dem damals noch schweizerischen Veltlin, in Como und in Mailand, später in Florenz und in Rom (1765 bis 1767) gegeben, wo sie Winckelmanns Bild malte, endlich in Bologna und in Venedig abgeschlossen, und ihre glänzendsten Jahre hatte sie als gefeierte Malerin der Aristokratie in England 1766 bis 1781 verlebt, bis sie der Gesundheitszustand des Vaters zur Übersiedlung nach Venedig bestimmte. Erst nach seinem Tode

im Januar 1782 kam sie mit ihrem Gatten, dem venezianischen Maler Antonio Zucchi, nach Rom. Hier, wo sie in glänzenden Verhältnissen lebte und unermüdlich arbeitete, hatte sie auf dem Monte Pincio ein Haus und einen Garten hinter der Trinità dei Monti und stand mit allen bedeutenden Männern der Zeit in persönlichem oder brieflichem Verkehr. Von Winckelmann für die Antike schwärmerisch begeistert, leistete sie das Beste in Porträts und kleinern wenig figurenreichen Bildern, die eine kräftige Farbe, aber eine etwas weiche, sentimentale Auffassung zeigen, radierte auch eine Reihe von Blättern. Auch als Mitglied der Akademie San Luca hoch angesehen blieb sie mit wenig Unterbrechungen bis an ihren Tod (5. November 1807) in Rom und fand ihr Grab in Sant' Andrea delle Fratte an der Via Capo le Case nicht weit vom Westabhange des Pincio.

Nur vorübergehend hielt sich Philipp Hackert (geb. 1737), seit 1786 neapolitanischer Hofmaler und der erste Landschafter seiner Zeit, in Rom auf. Neben diesen Größen lebte eine Menge bescheidner deutscher Künstler in der ewigen Stadt, die ältern resigniert meist mit gut bezahlten Kopien klassischer Werke beschäftigt, die jüngern noch voll großer Hoffnungen, alle mit mehr oder weniger Geschick auch Kunsthändler, alle voll Verehrung für das deutsche Dreigestirn Lessing, Winckelmann und Mengs. Sie hielten eng zusammen, machten jeden Sonntag vom Café del Greco aus ihre gemeinsamen Wanderungen, kneipten gelegentlich in süßem Cyperwein oder Marsala auf einem der Weinschiffe, die den Tiber heraufgekommen waren, und vertrugen sich in ehrlichem Wetteifer vortrefflich mit Italienern und Franzosen. Der schon von Ludwig dem Vierzehnten gegründeten, damals glänzend vertretnen französischen Akademie (bis 1801 im prächtigen Palazzo Mancini am Corso) hatten die Deutschen freilich nichts an die Seite zu setzen. Um so eifriger lernten sie von ihren alljährlichen Kunstausstellungen.

In diesen Kreis, der sich noch durch den gelehrten Philologen Karl Philipp Moritz (aus Hameln, geb. 1757) vermehrte, trat Goethe ein, als er am 29. Oktober 1786 sich unter der hallenden Wölbung der Porta del Popolo endlich gewiß war, Rom zu haben. Indem er ein Mitglied von Tischbeins Haushalt wurde, diente ihm dieser als Führer in Rom. Goethe war ja auch vor allem gekommen, um in die Pflege der bildenden Kunst einen tiefern Einblick und in der kunsttheoretischen Betrachtung ein sichres Urteil zu gewinnen. Allerdings bezog sich dieses Interesse nur auf das Altertum und auf die Hochrenaissance, das Mittelalter schloß es nahezu aus, und ein wirklich historisches Interesse fehlte ihm. Er ging fast ausschließlich mit Künstlern und Kunstgelehrten um — „ohne Künstler kann man nicht leben," schrieb er bald — und sah durchaus mit den Augen des Künstlers, übrigens zwar oft mit Begeisterung, aber ohne alle Schwärmerei. Bald umfing ihn ganz und gar der Zauber dieses römischen Lebens. So eifrig widmete er sich der Kunstübung, daß er unermüdlich zeichnete und tuschte, bei Max von Verschaffeldt Unterricht in der Perspektive, bei Philipp Hackert im Landschaftszeichnen nahm und schließlich sogar modellieren lernte. Auch beschäftigte er gern deutsche Künstler. Der Kupferstecher Johann Heinrich Lips wurde der Illustrator seiner

Werke, Alexander Trippel modellierte seine Büste, sie einigermaßen ins Apollinische idealisierend, W. Tischbein malte ihn selbst inmitten der einsamen, trümmervollen Campagna, sein bestes Bild (jetzt Besitz des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M.). Wie das alles auf die Gestaltung der Goethischen Dichtungen gewirkt hat, ist bekannt; Iphigenie und Tasso, die noch hoch über der damaligen deutschen Durchschnittsbildung standen, haben zuerst in Angelika Kauffmanns Hause verständnisvolle Würdigung gefunden. In ihrem weiblichen Zartsinn und ihrer warmen Teilnahme fand Goethe das, was er an Umgang mit einer gebildeten Frau bedurfte, und sie hat wohl am meisten dazu beigetragen, ihn zu der Erkenntnis zu führen, die ihm in Rom aufging, daß er nicht Künstler, sondern Dichter sei. Dazu ermöglichte ihm Reiffenstein, in dessen Hause man sich gern des Abends versammelte, auch eine Villeggiatura in Frascati, eine andre der kunstverständige englische Bankier Thomas Jenkins in Castel Gandolfo. Von der vornehmen römischen Gesellschaft hielt er sich möglichst fern, aber seine feierliche Aufnahme in die Akademie der Arkadier (4. Januar 1787 unter dem Namen Megalio) konnte er nicht hindern.*)

Als er im April 1788 von Rom schmerzbewegten Abschied nahm, ging er mit dem Vorsatze weg, Weimar zum Mittelpunkt der deutschen Kunstpflege zu machen, wie es die Hauptstadt der deutschen Literatur geworden war. Gewiß eine seltsame Verkennung der Bedeutung eines kleinen thüringischen Residenzstädtchens, das kaum ein Publikum und ganz sicher keine künstlerische Tradition hatte, aber der edle Irrtum eines Genies, und wahrlich kein unfruchtbarer Irrtum. Goethe leitete den Neubau des Schlosses (1789 bis 1803) in großen, schlichten, edeln Verhältnissen und den Bau des Römischen Hauses im Park an der Ilm, das sein und des Herzogs Karl August Lieblingsaufenthalt im Sommer wurde. Unermüdlich arbeitete er daran, Originale und Kopien antiker Kunstwerke für Weimar zu erwerben. Sein eignes Haus in Weimar gestaltete er zu einem wahren Museum antiker und italienischer Kunst, er berief Johann Philipp Moritz zu sich nach Weimar (1788 bis 1789), J. H. Lips an die dortige Kunstakademie (1789 bis 1794), Heinrich Meyer 1792 als Professor an die Zeichenschule; er vor allem veranlaßte Herder schon 1788, nach Italien aufzubrechen, dann die Herzogin-Mutter Amalie (1788 bis 1790), die nun in seinem römischen Kreise verkehrten, und mit diesem Kreise blieb er noch jahrelang in engster brieflicher Verbindung.**) Seinen Plan, mit Heinrich Meyer eine ausführliche Beschreibung Italiens herauszugeben, vereitelten freilich die kriegerischen Ereignisse der Zeit, die von J. Ph. Moritz unternommne Zeitschrift „Deutschland und Italien“ erlebte nur wenig Jahrgänge (1789 bis 1792), und Goethes eignen „Propyläen“ (1798 bis 1800) ging es nicht besser. Aber unvertilgbar blieben die Spuren, die diese römischen Jahre in der Bildung Goethes und dadurch in der deutschen Bildung hinterlassen hatten, unvergäng-

*) Bei dieser Gelegenheit sei auf das tüchtige Buch von Julius R. Haarhaus, Auf Goethes Spuren in Italien (Leipzig, C. G. Naumann, drei Teile 1896 bis 1897, in der Sammlung: Kennst du das Land?) aufmerksam gemacht.

**) Siehe Zur Nachgeschichte der italienischen Reise. Goethes Briefwechsel mit Freunden und Kunstgenossen in Italien, 1788 bis 1796. Herausgegeben von Otto Harnack. (Schriften der Goethegesellschaft, 5. Band, Weimar, 1890.)

lich der Grundgedanke, daß das Deutschtum die antike Kultur als wichtiges, unersetzliches Bildungsmittel in sich aufnehmen müsse. Auf diesem Goethischen Ideal beruht der heute soviel gescholtne Neuhumanismus, und das ist kein schlechter Rechtstitel. Wenn sich binnen kurzem das Goethestandbild, das Kaiser Wilhelm der Zweite hochherzig den Römern geschenkt hat, in den herrlichen Anlagen des Monte Pincio inmitten italienischer Geistesheroen erheben wird, dann wird es gerade dort an seinem historisch richtigen Platze stehn und Zeugnis ablegen von einer großen Zeit deutschen Geisteslebens, die von Rom nicht zu trennen ist.

Für die deutsche Kunst zog zunächst die Summe dieser Bestrebungen der Schleswiger Asmus Carstens (geb. 1754), und zwar auch in Rom. Eigensinnig, schwerfällig, unliebenswürdig hatte er sich seine künstlerische Vorbildung mühsam erkämpfen müssen, aber es auch verschmäht, den Unterricht der Kunstakademie in Kopenhagen, die er seit 1776 besuchen konnte, konsequent durchzumachen, weil ihn die herrschende Richtung abstieß, was nun freilich seiner Technik immer angehangen hat. So bildete er sein Kunstgefühl ganz selbständig in der Anschauung der Antiken des Kopenhagner Museums aus, die er nicht durch Zeichnen, sondern durch eingehende Betrachtung völlig in sich aufnahm. Als er 1788 nach Berlin kam und 1790 als Professor an der Akademie angestellt wurde, schuf er seine ersten größern Kompositionen in dem ihm eignen, strengen, edeln plastischen Stil, meist aus der antiken Sage und Geschichte, und wurde 1792 mit einem königlichen Stipendium nach Rom geschickt. Hier machten die Gemälde Michel Angelos und Rafaels den tiefsten Eindruck auf ihn. Unter den Künstlern stand der eckige, unansehnliche Niederdeutsche ganz isoliert, aber seine Arbeiten, von denen er im April 1795 in Rom eine Ausstellung veranstaltete, imponierten allgemein durch die herrlichen Linien und Formen, den schlichten Vortrag, der jede Pose verschmähte, den Reichtum des Gehalts, die volle Hingebung an die antike Ideenwelt, obwohl Carstens die Farbe fast ganz verschmähte. Seitdem entfaltete er, nunmehr mit vielen Aufträgen bedacht, eine angestrengte Tätigkeit, aber sie zehrte seine schwachen Körperkräfte rasch auf, sodaß er schon am 25. Mai 1798 starb. Als „der Maler des deutschen Hellenismus“ entsprach er der klassischen Dichtung Goethes und Schillers ebenso, wie R. Mengs eine Parallele zu Klopstock und Ramler ist; deshalb hat auch Goethe, der Carstens erst spät und persönlich niemals kennen lernte, seine Werke (1804) meist für Weimar erworben. Daß die ganze Richtung der gesamten damaligen europäischen Bildungsstufe entsprach — ein Beweis mehr dafür, daß in der Kunst die nationalen Grenzen viel weniger bedeuten, als die Grenzen der Zeit —, ergibt sich schon aus der Tätigkeit des großen Franzosen Jacques Louis David (1748 bis 1825), des Begründers der klassizistischen französischen Historienmalerei, dessen „Schwur der Horazier“ damals das größte Aufsehen erregte. Auf diese Grundlage stellte Bertel Thorwaldsen (seit 1797 in Rom), geradezu als ein Schüler von Carstens, seine formenschöne, edle Plastik, die im Alexanderzug und in den Bildwerken der Frauenkirche zu Kopenhagen ihre herrlichsten Denkmäler hinterlassen hat. Von Carstens angeregt wurden weiter Joseph Anton Koch, der Wiedererwecker der

stilisierten heroischen und historischen Landschaft (seit 1796 in Rom), die Historienmaler Eberhard Wächter und Gottlieb Schick (1802 in Rom), später vor allem Bonaventura Genelli.

Neben Carstens steht als der erste deutsch-römische Kunstschriftsteller von Beruf Karl Ludwig Fernow (geb. 1763 in Blumenhagen bei Pasewalk), sein Freund von Lübeck her und in Rom seit 1794 sein Hausgenosse. In der Kantischen Philosophie, die er in Jena bei Reinhold gehört hatte, suchte er die Grundlagen auch für sein Kunsturteil, und er wirkte mit an der damaligen Begründung der Privatakademie deutscher Künstler. Des Italienischen, dessen Literatur er eifrig studierte, völlig mächtig, nahm er an den Umwälzungen dieser Jahre — 1797 besetzten die Franzosen Rom, 1798 wurde die römische Republik proklamiert —, sogar an Volksversammlungen als politicone eifrig teil und ließ sich in seiner Begeisterung für die neue Zeit auch von den Verheerungen und dem Kunstraube der Franzosen nicht stören. Damals wurden die Teppiche Rafaels entführt, die Antiken der Villa Albani roh beschädigt, die deutsche Nationalkirche der Anima in ein Heumagazin verwandelt. Die Not und der Unruhe der Zeit trieben aber allmählich die meisten Fremden weg. Auch Fernow, obwohl seit 1800 mit einer Römerin verheiratet, verließ Rom 1803, um einem Rufe an die Universität Jena zu folgen, den natürlich Goethe vermittelte. Seine Kräfte waren damals durch Überanstrengung schon so sehr erschöpft, daß er 1804 seine Professur aufgab und als Bibliothekar der Herzogin-Mutter Amalie nach Weimar ging. In dieser Muße hat er seinem Freunde Carstens noch ein schönes biographisches Denkmal gesetzt (1806). Schon im Dezember 1808 starb er.

In den unruhigen Zeiten, die der Aufhebung des Kirchenstaats und der Einverleibung Roms in das französische Reich (1808) vorausgingen, aber von Grävenitz nicht mehr dargestellt werden, gewann das römische Deutschtum eine neue Stütze in der preußischen Gesandtschaft. Eine solche hatte es im achtzehnten Jahrhundert nicht gegeben. Anfangs hatte das protestantische Preußen, dessen Königskrone der Vatikan lange nicht anerkannte, weil sie auf säkularisiertes Kirchengut, das alte Ordensland, gesetzt worden war, es verschmäht, sich überhaupt an der Kurie vertreten zu lassen. Auch als die Eroberung Schlesiens die Zahl der katholischen Untertanen ansehnlich vermehrt hatte, begnügte sich Friedrich der Große damit, zuerst 1747 den pfälzischen Agenten in Rom, Coltrolini, mit der Wahrnehmung der preußischen Interessen zu beauftragen und wiederholte das nach dessen Tode 1762 durch die Ernennung des Abbé Ciofani. Da diese Italiener gar keine Beziehungen zu den Deutschen hatten, so war ihre Existenz für die deutsche Kolonie ziemlich gleichgiltig, obwohl Ciofani schließlich festen Gehalt und den Titel Resident empfing. Erst im November 1795 ernannte Friedrich Wilhelm der Zweite einen juristisch und humanistisch gebildeten Deutschen, Wilhelm Uhden, zu seinem Stellvertreter, 1798 zu seinem Nachfolger. Diesen ersetzte dann im November 1803 einer der bedeutendsten Männer, die Deutschland damals hatte, Wilhelm von Humboldt, und seitdem ist Preußen jahrzehntelang in Rom nicht durch zünftige Diplomaten, sondern immer durch geistige Größen vertreten ge-

wesen. W. von Humboldt hatte alle Bildungsstoffe seiner reichen Zeit in sich aufgenommen, und seine deutsche Gesinnung war damals unpolitisch wie die Goethes, sie wurzelte in seiner Liebe zur deutschen Kultur. Aber eben deshalb war er für die Deutschen Roms der rechte Mann. Auch er schlug sein Quartier mitten unter ihnen auf, erst in der Villa Malta auf dem Pincio, dann in der Casa Buti an der nahen Via Gregoriana. Seine amtliche Aufgabe, die wesentlich in der Beobachtung der damals sehr wechselnden italienischen Verhältnisse und in der Berichterstattung über sie bestand, sich auch durch die ihm schon 1803 übertragne Vertretung des Prinzen von Oranien und Hessen-Darmstadts wohl nur wenig erweiterte, ließ ihm Zeit genug, die Beziehungen zu den römischen Deutschen, namentlich zu den Künstlern, zu pflegen, wobei ihm seine feinsinnige Gattin, Karoline von Dachröden, verständnisvoll zur Seite stand. Zu seinem Kreise gehörten vor allem Thorwaldsen und Christian Rauch, der Erneuerer der deutschen Plastik, der 1804 bis 1810 in Rom arbeitete und damals u. a. Adelheid von Humboldt als Psyche modellierte. Ein Ergebnis der römischen Jahre Humboldts war auch die kleine, aber ausgewählte Kunstsammlung im Familienschloß Tegel. Der Tod zweier Söhne fesselte Humboldt nur noch mehr an Rom, und im April 1806 wurde er vom Residenten zum bevollmächtigten Minister befördert. So erlebte er die Katastrophe Preußens 1806 bis 1807 aus weiter Ferne. Erst im Jahre 1808 wurde er auf seinen Antrag abberufen und verließ am 14. Oktober Rom, das er nie wieder betreten hat, so sehr es ihn immer dahin zurückzog.*)

Wenig Jahre nach Humboldts Abgang kamen die beiden genialen Künstler nach Rom, die berufen waren, die deutsche Historienmalerei großen Stils zu begründen, dabei allerdings ganz verschiedne Wege einschlugen, Friedrich Overbeck aus Lübeck (geb. 1789) im Frühjahr 1810, Peter Cornelius aus Düsseldorf (geb. 1783) im Frühjahr 1811. Beide gingen nicht von der Antike, sondern vom christlichen Mittelalter, von dem Interesse der Romantik aus. Overbeck hatte seit 1806 an der Wiener Akademie eine gute technische Ausbildung erhalten, die ihm die Überlegenheit über die meisten seiner Genossen gab, aber in sich gekehrt, innig religiös und schwärmerisch wie er war, hatte ihn die Oberflächlichkeit des Wiener Lebens und das Schablonenhafte der akademischen Lehrweise so abgestoßen, daß er sich ganz zurückzog, mit einigen Gesinnungsgenossen eine „Lukasbruderschaft“ bildete und künstlerisch seine eignen Wege ging, indem er sich an die altdeutsche Kunst anlehnte. Als er 1810 nach Rom kam, setzten die Genossen ihr abgeschlossenes Leben in dem verlassenen Kloster Sant' Isidoro am Abhange des Pincio fort und erwarben sich dadurch den Spitznamen der Klosterbrüder oder der Nazarener. Zu dieser Gruppe gehörten Wilhelm Schadow (geb. 1789), der 1811 mit seinem Bruder, dem Bildhauer Rudolf Schadow, in Rom eingetroffen war, und Johannes Veit (seit 1811). Overbecks Vorbilder wurden namentlich die Präraffaeliten, besonders Pinturicchio. Cornelius hatte sich in Deutschland vor allem an

*) Siehe darüber vor allem Bruno Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. Erster Band, bis zum Ausgang des Prager Kongresses (Stuttgart, Cotta, 1896) S. 32 ff., eine tüchtige, sorgfältige, quellenmäßige Arbeit, die nur zu wenig Farbe hat.

A. Dürer gehalten und danach seine Kompositionen zu Goethes Faust entworfen; in Rom trat auch er den Malern der italienischen Frührenaissance nahe, blieb aber auf dem nationaldeutschen Boden, indem er die Nibelungensage künstlerisch zu gestalten begann, hier wie überall von mächtiger Gestaltungskraft, großen Linien, dramatischer Gewalt und reichem Gedankeninhalt, aber schwach in der Farbe, da ihm diese als eine ziemlich gleichgiltige Zutat, Komposition und Umrisse als die Hauptsache erschienen. Das große Jahr 1813 erregte auch die deutsche Künstlerschaft Roms aufs tiefste. Als der Friede nach ruhmvollen Kämpfen wieder hergestellt war, mehrte sich der Zuzug junger deutscher Künstler nach Rom. Im November 1815 kam Philipp Veit (geb. 1793), der bis 1830 blieb, im Januar 1818 Julius Schnorr (geb. 1794), später, 1825, Joseph Führich (geb. 1800), 1822 Bonaventura Genelli (geb. 1800), der nicht Romantiker, sondern der echte Erbe des Carstensschen Klassizismus wurde (bis 1832 in Rom), endlich 1826 Karl Rottmann (1797 bis 1850), 1828 zum erstenmale Friedrich Preller (1804 bis 1878), der noch unter Goethes Augen in Weimar aufgekommen war und mit Rottmann zusammen im Anschluß an J. A. Koch die heroische und historische Landschaftsmalerei glänzend weiterbildete.*) Mehrere von ihnen traten unter dem mächtigen Eindrucke Roms zur katholischen Kirche über, Overbeck 1813, Wilhelm Schadow 1814, doch wirkten sie mit ihren protestantischen Genossen vielfach zusammen. Die meisten von ihnen beteiligten sich an der Ausmalung der Casa Zuccari (Via Sistina Nr. 64) auf dem Pincio mit Bildern aus der Geschichte Josephs, die der preußische Generalkonsul Jakob Salomo Bartholdy 1816 in Auftrag gab, das erste große Werk deutscher Freskomalerei (seit 1888 in der Berliner Nationalgalerie). Ihm folgte 1821 bis 1828 die Ausschmückung des Kasinos der Villa Massimi am Lateran mit Fresken aus Dante, Tasso und Ariosto im Auftrage des Fürsten Camillo Massimo, das Hauptdenkmal deutscher Romantik in Rom.

Für diese jung aufstrebende deutsche Kunst war der neue preußische Gesandte in Rom (1816 bis 1824), der große Historiker Bertold Georg Niebuhr, der mit seiner römischen Geschichte (1811) die neue deutsche Historiographie begründet hatte und nun berufen war, die Verhältnisse der katholischen Kirche in Preußen durch Verhandlungen mit der Kurie zu regeln, eine kräftige Stütze. Nicht daß ihm die Kunst gerade ein Lebensbedürfnis gewesen wäre. Der tiefernste, kritische, auf den Grund der Dinge dringende Dithmarsche konnte sich nicht einmal an die südlichen Lebensformen und an die südliche Lebensfreude recht gewöhnen, er sah zu sehr die Schattenseiten der italienischen Zustände, fand, daß alles schlechter geworden sei seit dem Zeitalter der Fabricier und Scipionen und sprach dem italienischen Volke jede Zukunft ab. Sogar von der Altertumswissenschaft interessierten ihn gerade die Zweige, die in Rom von jeher eifrig betrieben wurden, Numismatik, Epigraphik und dergleichen wenig, nur für die Topographie hatte er mehr Teilnahme. Den Künstlern zeigte er

*) Von Prellers unermüdlichem Fleiße zeugt noch eine kostbare Sammlung von Handzeichnungen römischer Landschaften im Besitz der Witwe Preller.

in seiner knappen, eingezognen Lebensweise zu wenig den Mäcen, aber Cornelius fesselte ihn gleich anfangs so, daß er daran arbeitete, ihn für Berlin zu gewinnen. Dem kam der kunstbegeisterte Kronprinz Ludwig von Bayern, der im Januar 1818 in Rom eintraf, zuvor; er beauftragte den Künstler mit den Fresken aus der griechischen Mythologie und Sage für die von ihm geplante Glyptothek in München, und Cornelius verließ schon im Herbst 1819 Rom, wohin er später noch oft zurückgekehrt ist. Dagegen blieb Overbeck ganz in Rom bis an seinen Tod (1869); nur auf kurze Zeit hat er Deutschland noch dreimal besucht, gearbeitet hat er aber fast nur für Deutschland, und er fühlte sich auch immer als Deutscher. Seine weiche, gefühlsinnige, ganz und gar lyrische Art stellte seine immer sehr durchdachten und sorgfältig ausgeführten Bilder etwa in die Mitte zwischen Fra Angelico und Rafael. Jedenfalls waren sie „der vollendetste künstlerische Ausdruck der großen katholischen Reaktion seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts," und seine christlich-romantische Schule hat seine Richtung überallhin durch die ganze katholische Welt getragen.

Von Niebuhrs Tätigkeit in Rom zu Gunsten der deutschen Kolonie war die Förderung deutscher Künstler nur eine und keineswegs die wichtigste Seite. Er hat vielmehr für die Deutschen auch neue Sammelpunkte geschaffen. Anfangs im Palazzo Orsini-Savelli, der in das Marcellustheater eingebaut ist, angesiedelt, verlegte er den Sitz der Gesandtschaft bald auf das Kapitol in den Palazzo Caffarelli auf der Stätte des alten Jupitertempels. Hier richtete er 1819 eine Gesandtschaftskapelle und evangelischen Gottesdienst ein, zugleich erwirkte er die Erhaltung des protestantischen Friedhofs an der Cestiuspyramide (1822), der schon seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die sterblichen Reste so manches protestantischen Deutschen aufgenommen hatte, während die deutschen Katholiken auf dem alten Camposanto beigesetzt wurden. So bildete sich um die preußische Gesandtschaft eine kleine deutsch-evangelische Gemeinde. Um die Gestaltung ihrer Gottesdienstordnung (Liturgie) bemühte sich besonders Niebuhrs alter Schüler, Christian Karl Josias von Bunsen, der gleich nach Niebuhr im November 1816 in Rom eingetroffen war, 1818 an Stelle des Philosophen Christian August Brandis sein Sekretär, 1822 Legationsrat wurde. Als im Herbst dieses Jahres König Friedrich Wilhelm der Dritte nach Rom kam, waren die Verhandlungen mit der Kurie durch die Bulle de salute animarum vom 16. Juli 1821 glücklich abgeschlossen, und die protestantische Gemeinde, für die der Monarch immer ein besondres Interesse bewahrte, gefestigt.

Als Niebuhr im Mai 1823 Rom verließ, wurde zunächst als Geschäftsträger, dann als Gesandter (bis 1838), Josias von Bunsen sein Nachfolger, gewiß kein wirklicher Staatsmann, aber ein geist- und gedankenreicher, höchst vielseitig gebildeter Mann, zugleich Theolog, Philosoph und Historiker. Er machte den Palazzo Caffarelli zum Mittelpunkt einer reichen, anregenden, wahrhaft internationalen Geselligkeit, wie sie uns jetzt auch aus den Briefen seines Gesandtschaftspredigers Heinrich Abeken (1834 bis 1846) höchst anziehend entgegentritt. Mit den Künstlern namentlich lebte er im regsten Verkehr. Er erreichte 1825 die Einrichtung des neuen protestantischen Friedhofs neben dem

alten, und für die kapitolinische Gemeinde erhielt er 1827 die königliche Bestätigung seiner Agende. Noch Größeres gelang ihm, als der ihm geistes- und gesinnungsverwandte Kronprinz Friedrich Wilhelm (der Vierte) im Herbst 1828 Rom besuchte. Denn auf die Anregung des damals gerade dort anwesenden Archäologen Eduard Gerhard übernahm damals der Kronprinz das Protektorat über das beabsichtigte archäologische Institut (Istituto di corrispondenza archeologica); am 9. Dezember 1828 wurde die Organisation festgesetzt, am 21. April 1829, am Stiftungstage der Stadt Rom, wurde das Institut auf dem Kapitol feierlich eröffnet. Seitdem ist es der Mittelpunkt aller Altertumsforschung in Rom und im Umkreis der Mittelmeerländer geworden, eine Leuchte deutscher Wissenschaft. Noch konnte Bunsen ein deutsches Hospital hinzufügen. Beide Anstalten erhielten 1835 eigne Lokale. Also wurde das Kapitol, die ehrwürdigste Stätte des antiken Rom, der Sitz einer deutschen Kolonie mit Gesandtschaft, Kapelle, Hospital und archäologischem Institut, ein politischer, kirchlicher, humanitärer und wissenschaftlicher Mittelpunkt, neben den noch heute wirksamen katholischen Nationalstiftungen des Camposanto und der Anima (unter österreichischem Protektorat). Auch die deutsche Kunst erhielt 1845 im deutschen Künstlerverein eine Organisation, ein eignes Haus nach dem Muster der französischen Akademie in der herrlichen Villa Medici fehlt ihr leider bis heute.

Mit diesen Gründungen war die Geschichte der deutschen Kolonie in Rom, die jetzt ungefähr 2000 Köpfe zählt, zu einer Festigung gelangt, wie sie vorher sie niemals gehabt hatte. Vor allem blieb Rom eine Hochschule deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft. Kein namhafter deutscher Künstler, Archäolog oder Historiker, der dort nicht seine Studien gemacht hätte, und am besten haben deutsche Forscher, Theodor Mommsen, Ferdinand Gregorovius und Alfred von Reumont, die Geschichte Roms dargestellt. Auch so mancher deutsche Dichter hat Rom und römisches Leben geschildert, keiner liebenswürdiger als der Marschendichter Hermann Allmers (1858 bis 1859), dessen „Römische Schlendertage" mit „Erinnerungsbildern" des Verfassers ausgestattet soeben in zehnter Auflage erschienen sind (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung, o. J.). Das ist gewiß ein Zeichen dafür, daß das Interesse für Rom trotz der mit Vorliebe betonten „antiklassischen" Richtung unsrer neuesten Kunst in Deutschland noch nicht erstorben ist. Die Tatsache, daß Rom elfhundert Jahre lang mit der deutschen Geistesgeschichte aufs engste verbunden gewesen ist, und daß sich ein wichtiger Teil dieser Geschichte dort abgespielt hat, bleibt jedenfalls bestehn, und damit die Bedeutung der „ewigen Stadt" für deutsches Leben.





Zur neuen Rechtschreibung



Die neue deutsche Rechtschreibung, nach den Beschlüssen der orthographischen Junikonferenz des Jahres 1901 von Deutschland, Österreich, der Schweiz und den Deutschen Nordamerikas angenommen, ist nunmehr zur Tatsache geworden. Die Behörden sind dieses mal mit dem guten Beispiele vorangegangen, sie richten sich schon seit dem 1. Januar dieses Jahres nach ihr, und für Ostern steht die Einführung in den Schulen bevor. Wie viel Jubelhymnen in gebundner und ungebundner Rede sind schon erklungen, daß die Rechtschreibung jetzt einheitlich geregelt ist, „so weit die deutsche Zunge klingt." Und wer wollte sich nicht herzlich darüber freuen, daß damit wieder ein Bollwerk gefallen ist, wo hinein sich deutsche Sondertümelei flüchten konnte? Wohl war schon 1880 der orthographischen Willkür, die bis dahin im Deutschen Reiche geherrscht hatte, dadurch ein Riegel vorgeschoben worden, daß die höchsten Behörden für die Schulen eine bestimmte Rechtschreibung, die sogenannte Puttkamersche oder, wie man treffender sagen sollte, die Raumersche, vorschrieben. Wer aber damals gehofft hatte, damit sei die Absicht verbunden, bei der Jugend anzufangen, damit die Erwachsenen allmählich nachfolgen sollten, der sah sich bitter enttäuscht. Im Gegenteil, dieselben höchsten Behörden, von denen die Anordnung ausgegangen war, und alle unter ihnen stehenden Ämter, staatliche sowohl als städtische, verhielten sich schroff ablehnend dagegen; und wer in den letzten zwei Jahrzehnten in den öffentlichen Dienst trat, sah sich genötigt, das in der Schule Gelernte so schnell wie möglich wieder zu vergessen. Seltsam genug: das Ausland zeigte uns die rechte Verwertung dessen, was deutscher Gelehrtenfleiß geschaffen hatte, Österreich und die Schweiz nahmen 1889 und 1892 die Schulrechtschreibung des Deutschen Reichs mit wenigen Abweichungen an, machten sie aber zugleich auch maßgebend für den amtlichen Verkehr. Im Deutschen Reiche selber dagegen bestand der unnatürliche und unwürdige Zustand weiter fort, und es war kein Wunder, daß sich auch einzelne Zeitungen, Zeitschriften und Druckereien nicht veranlaßt sahen, ihre oft wohlerwognen und folgerichtig durchgeführten Hausorthographien aufzugeben. Ja es fehlte wenig daran, daß ein gutgemeinter Versuch, dem deutschen Volke zu einer einheitlichen Rechtschreibung zu verhelfen, aus Versehen eine dieser Hausorthographien, nämlich die der Reichsdruckerei, wie sie im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch Anwendung gefunden hatte, zur Reichsorthographie erhob!

Gewiß, die Freude über das Erreichte ist, besonders dem frühern Wirrwarr gegenüber, vollauf berechtigt. Auch die Grenzboten teilen sie und haben sich pünktlich am 1. Januar die neue Rechtschreibung angeeignet, nicht weil sie in ihr das

Ideal des Erreichbaren sähen, sondern dem Einheitsgedanken zuliebe, wie ja auch die Mehrzahl der Konferenzmitglieder selbst Zugeständnisse gemacht hat. Daher die vielen als zulässig bezeichneten Doppel- und mehrfachen Schreibungen, in dubiis libertas. Freilich gerade diese Zugeständnisse sind es, durch die auch so viele Widersprüche und Halbheiten in das Werk gekommen sind, und mehr als ein Teilnehmer an der Konferenz hat das Bedürfnis empfunden, seine abweichende Stellung in einzelnen Fragen öffentlich darzulegen. Auch hier wird man eben wie bei andern Abstimmungsergebnissen oft genug an das bittere Wort des Sapieha über die Mehrheit erinnert. So soll denn auch uns die Freude über das Zustandekommen einer Einheitsrechtschreibung nicht daran hindern, es offen auszusprechen, daß wir von manchem, was sie uns gebracht hat, wenig erbaut sind, und zwar beizeiten, ehe noch das Jahr seine heiligende Kraft geübt hat.

Wir hätten viel auf dem Herzen, aber nur einige Grundzüge der amtlichen Bestimmungen sollen hier besprochen werden, über Einzelheiten vielleicht ein andermal. Die Abweichungen der neusten Rechtschreibung von der Puttkamerschen sind nicht zahlreich. Darin liegt wohl auch der Grund, daß dieses mal zu den amtlichen Bestimmungen keine Erläuterungen erschienen sind, wie es 1880 durch den vortrefflichen Kommentar von Wilmanns geschehn ist, an den wir uns also auch jetzt noch im wesentlichen halten dürfen.

Es wäre jedoch unrichtig, wollten wir nur die wenigen Abweichungen der neusten Rechtschreibung ins Auge fassen und nicht auch das von früher her Stehngebliebne, das jetzt in ganz verändertem Licht erscheint. Denn andre Anforderungen stellte man an ein Regelbuch zum Gebrauch in preußischen Schulen, das sich also zunächst vorwiegend an Norddeutsche wandte, als an eine Regelung der Rechtschreibung für das ganze, weite deutsche Sprachgebiet, wie sie jetzt erfolgt ist..

Von diesem Standpunkt aus nehmen wir gleich an der aus dem alten Regelbuche herübergenommenen „Ersten Hauptregel" Anstoß: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen." Wie wenig dieser ausgesprochne Grundsatz der phonetischen Richtung geeignet ist, an der Spitze unsrer jetzigen Rechtschreibung zu stehn, das läßt ein Mitglied der Junikonferenz, Oberschulrat Waag, in einem in Karlsruhe gehaltenen Vortrag über Sprache und Schrift deutlich durchblicken. Die strenge Durchführung dieses Grundsatzes würde schon deswegen unmöglich sein, weil bei einer genauen Bezeichnung jedes Lautes durch das ihm zukommende Zeichen die Buchstaben unsers Alphabets bei weitem nicht ausreichen würden. Auch schon der Januarkonferenz des Jahres 1876, deren Ergebnis die Rechtschreibung von 1880 war, scheint es bei dieser lediglich der wissenschaftlichen Begründung wegen vorangestellten und sofort durch eine Anmerkung zum Teil widerrufnen Hauptregel nicht recht wohl geworden zu sein. „Ein Satz gehört als Prinzip und Regel an die Spitze, alles andre erscheint ihm gegenüber als Einschränkung und Ausnahme," das war der Gedanke, von dem man ausging. Also zugestandnermaßen ein Regelbuch, aus lauter Ausnahmen bestehend, gewiß einzig in seiner Art! Wilmanns deutet

denn auch an, daß eine vollständigere Zusammenfassung der Grundsätze unsrer Rechtschreibung in dem alten Leitsatze Adelungs enthalten sein würde: „Man schreibe das Deutsche mit den eingeführten Schriftzeichen, so wie man spricht, der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung und des allgemeinen Gebrauchs," in der Tat eine Hauptregel, die an Unbestimmtheit nichts zu wünschen läßt, die aber gerade deswegen für unsre Rechtschreibung sehr bezeichnend sein würde. Es ist eben unmöglich, einen einigermaßen zutreffenden einheitlichen Grundsatz für sie aufzustellen, da sie das Ergebnis einer jahrhundertelangen und durch mannigfache Rücksichten beeinflußten Entwicklung ist, wie denn auch das neue Regelbuch gleich als „Zweite Hauptregel" ein Zugeständnis an die historische Richtung hinzufügt.

Mehr noch als das Mißverhältnis zwischen Lauten und Buchstaben ist es etwas andres, was diese „Erste Hauptregel" wertlos, ja sogar bedenklich erscheinen läßt, nämlich die Voraussetzung richtiger Aussprache. Was soll der Schüler hiermit anfangen? Haben wir denn überhaupt eine allgemeingiltige richtige Aussprache? Die in den amtlichen Bestimmungen der ersten Hauptregel beigegebnen sechs Beispiele sind ganz gewiß mit peinlichster Sorgfalt ausgewählt worden, um die Regel nach Möglichkeit zu stützen. Drei davon, die sich auf die Aussprache von Selbstlauten beziehn, lassen wir uns gefallen: Kiste — Küste, liegen — lügen, heilen — heulen, allenfalls auch noch: begleiten — bekleiden. Dann aber: weiser — weißer, da ist ausschließlich der norddeutschen, und beim sechsten Beispiele: Fluch — Flug — Pflug ist einseitig der süddeutschen Aussprache Rechnung getragen, und auch dieser nur bis etwa südlich vom Neckar bei Heilbronn; was darüber hinauswohnt, macht im Sprechen keinen Unterschied zwischen Fluch und Flug. Wonach soll sich also der gewissenhafte Befolger der ersten Hauptregel richten? Halt, da kommt uns ein rettender Gedanke. Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur — bei der Kommission zur Regelung der deutschen Bühnenaussprache an, die vom 14. bis 16. April 1898 in Berlin getagt hat, die muß es doch wissen. Also gut, wir nehmen die bekannte Broschüre von Professor Siebs in Greifswald zur Hand, in der die Ergebnisse dieser Beratungen niedergelegt sind, und blättern darin. Da lesen wir: „Langes ā (weder zu dumpf noch zu hell) ist zu sprechen, wo die Schreibung aa, ah oder t(h)a zeigt — langes geschlossenes ī, wenn die Schreibung ie oder ieh zeigt — gehauchtes oder stimmloses t, wo t (th) oder tt (dt) geschrieben wird usw." Also die Aussprachekommission verweist uns, natürlich auch wieder mit vielen Ausnahmen — auf die Rechtschreibung! Somit wären wir in der schönsten Kreisbewegung drin, aber — es ist ein circulus vitiosus.

Uns liegt nichts ferner, als der Kommission hieraus einen Vorwurf zu machen; im Gegenteil, sie ist in ihrem vollen Rechte. Die Sache liegt doch so. Die Sprache ist natürlich älter als die Schrift, diese sucht das gesprochne Wort so genau als möglich wiederzugeben, wird aber ihren Zweck immer nur bis zu einem gewissen Grade erreichen. Dagegen die über den landschaftlichen Verschiedenheiten stehende Aussprache der Gebildeten oder der Bühnen, soweit

man von einer solchen überhaupt schon sprechen kann, ist ein Werk der Übereinkunft, ist also jünger als die Schrift. Daher ist es nur folgerichtig, daß eine Regelung der Aussprache, die selbstverständlich auch die Sprachgeschichte mit berücksichtigt, auf die Rechtschreibung Bezug nimmt; und diese wird ihr die Aufgabe umsomehr erleichtern, je faßlicher sie ist, und je mehr sie es vermeidet, ein und denselben Laut durch verschiedne Schreibung wiederzugeben (z. B. langes a durch a, aa oder ah).

Für das Zweckmäßige dieser Reihenfolge sprechen auch die in der Volksschule gemachten Erfahrungen. Alles Eifern der Lehrer, deren Rede ja meist selber mundartlich gefärbt ist, gegen die „schlechte" oder „nachlässige" Aussprache der Kleinen nützt wenig, solange nicht auch die richtige Schreibung im Gedächtnis haftet. Das Kind kann unmöglich begreifen, weshalb es mit einemmal nicht mehr „Babbel" und „Budel," wohl aber nach wie vor Ball und Buch sprechen darf; und gerade die Strebsamsten sind es oft, die dann wohl auch „Pall, Puch, tann, toch" und sogar „Känse" sprechen, sie geraten damit in dieselbe Unsicherheit, in die schon die Schreiber am Ausgange des Mittelalters verfielen. Schreibung und Aussprache müssen hier eben einander fortwährend unterstützen. Mechanisch lernt der Abcschütze in den Meißner Landen zunächst auswendig, daß man harte „Daler" auch mit hartem T schreibt, und erst wenn sich dann mit der sachlichen Vorstellung ein sichres Wortbild in seinem Geiste verbindet, wird es ihm leichter werden, auch wirklich Taler zu sprechen. Gedächtnismäßig prägen sich Schwabenkinder ein, daß zwar Gischt mit sch, „ischt" und „wüscht" aber mit st geschrieben werden, oder meckelnbörgsche Gören, daß sie auch mit der Feder über S-tock und S-tein s-pringen, aber nicht über die „Snur slagen" dürfen; sind sie dann mit der richtigen Schreibung vertraut, so werden sie auch „ist und wüst," „schlagen und Schnur" sprechen lernen.

Nicht bloß das Kind, auch jeder nicht gerade sprachgelehrte Erwachsene denkt: „Wie ein Wort geschrieben wird, so muß ichs auch aussprechen, wenn ich nicht für ungebildet gelten will." Dabei bleiben immer noch genug kleine Unterschiede bestehn, die einzelnen Schriftzeichen werden ja niemals einzelne, physiologisch fest umgrenzte Laute wiedergeben, sondern vielmehr gewissen kleinen L a u t g r u p p e n entsprechen, innerhalb deren dem Redenden wenigstens eine Annäherung an die ihm natürliche landschaftliche Aussprache möglich ist, wodurch er vor einer gezierten Sprechweise bewahrt wird.

Die Rechtschreibung muß also die Führung übernehmen und darf sich dem Schüler gegenüber nicht umgekehrt auf die richtige, d. h. doch eben auf die Aussprache der Gebildeten als Voraussetzung berufen. Wir reden dabei immer wieder nur von dem der praktischen Belehrung dienenden Regelbuche, nicht von der wissenschaftlichen Begründung der Rechtschreibung. Diese hat allerdings alle die nebeneinander berücksichtigten Grundsätze der Reihe nach aufzuführen und kann ja, wie einst der selige Gottsched, nachdem er nicht weniger als sieben orthographische Hauptregeln aufgezählt hatte, der Vorsicht halber auch noch die weitere hinzufügen: „Wann zwo oder mehrere von diesen allgemeinen Regeln miteinander streiten, so muß die eine nachgeben." Wir haben

wenig Ursache, diesen letzten Schluß Gottschedscher Weisheit vornehm zu belächeln. Anders aber liegen die Verhältnisse bei einer Anleitung für Lernende, diesen müssen möglichst bestimmte, zuverlässige Weisungen gegeben werden. Weg also mit einer Hauptregel, die den Schüler nicht nur nicht fördert, sondern eher verwirrt! Daß es recht gut auch ohne sie geht, beweist das amtliche österreichische Regelbuch von 1889, das die Raumersche Orthographie mit ganz wenigen Abweichungen übernahm, jedoch mit Weglassung der von uns beanstandeten Hauptregel.

Wenn die Hauptregel fällt, muß auch eine damit zusammenhängende Besonderheit nach, nämlich die Unterscheidung zwischen hartem, stimmlosem und weichem, stimmhaftem S-Laut, und hierbei wissen wir uns eins mit einem andern Mitgliede der Junikonferenz, mit Professor Brenner in Würzburg, der bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit dagegen kämpft. Nur der Norddeutsche kennt diesen Unterschied, schon in Mitteldeutschland verliert er sich, und Süddeutschland, Österreich und der Schweiz ist er ganz abhanden gekommen. Der Niederdeutsche läßt in der Tat einen stimmhaften, tönenden Reibelaut hören, im Anlaute stets und oft im Inlaut, in Wörtern wie singen, Gesang, Labsal, Wesen, Hülse. Der Oberdeutsche dagegen spricht hier überall einen stimmlosen Laut, gerade so wie in Blöße, Gruß, Haus, Hals und Geist, wo seine Aussprache mit der des Norddeutschen übereinstimmt. Für ihn bilden „sie saßen und lasen, stießen und bliesen“ reine Reime, ein reisender Handwerksbursch und ein reißender Wolf werden in ihrem ersten Teil von ihm sprachlich nicht unterschieden, höchstens die Dauer des S-Lautes ist hier in einigen süddeutschen Mundarten etwas verschieden. Ein stimmhaftes, weiches s jedoch findet sich in der Sprache des Oberdeutschen nirgends. Es sind nicht einige wenige Leute, von denen dies gilt, wie Gottsched annahm, sondern viele Millionen, denen man nicht mit Wilmanns einfach dialektische Harthörigkeit zum Vorwurf machen darf. Mit Recht dürften diese wohl die Frage zu der ihrigen machen, die gleich darauf derselbe Wilmanns in etwas anderm Zusammenhang ausspricht: „Wozu sollen wir Laute verschieden bezeichnen, die nicht mehr verschieden gesprochen werden?“

Wenn nur die Rechtschreibung hier wenigstens einen sichern Anhalt zu geben vermöchte! Aber die amtlichen Bestimmungen räumen selber ein: „Der harte Laut wird vorzugsweise durch ß und ss, unter Umständen aber auch durch s und s bezeichnet.“ Und nun folgen die Einzelangaben, die das Gedächtnis des Lernenden nicht wenig belasten. Da käme es dann auch auf die weitere Regel nicht mehr an: Zwischen zwei Selbstlauten, von denen der erste lang ist, wird s geschrieben; Ausnahmen sind Straße, außer, heißen, stoßen, Muße, grüßen usw. Die Zahl der Wörter würde gar nicht so groß werden. Norddeutschen Schülern würde hierbei durch einen Hinweis des Lehrers auf die ihnen geläufige Aussprache eine willkommne Erleichterung zu teil werden, aber eben nur in diesem einen Falle. Denn ob z. B. im Auslaut ß oder s steht, daß man aus, aber Strauß zu schreiben hat, dafür bietet auch ihnen ihre Aussprache keinen Anhalt, ebenso verlangt die Bühnenaussprache hier durchweg hartes S. Eine Berufung auf die richtige Aussprache würde daher

auch hier nur zu Irrtümern verleiten. Wenn wir uns fragen, warum der gebildete Norddeutsche auch in losen, Ameise und andern Wörtern, in denen eine sprachgeschichtliche Berechtigung dafür nicht einmal vorliegt, tönendes s spricht, so wird die Antwort lauten: aus demselben Grunde, aus dem er noch immer so gern an der Aussprache S-tiel und S-piel festhält, während er schmal und schwül spricht — weils so geschrieben wird; ein weiterer Fingerzeig dafür, daß eine wohlerwogne Rechtschreibung die Grundlage für die Regelung der Aussprache bildet. Plage man also Millionen von Schülern nicht länger mehr mit einem Lautunterschiede, der von ihrem Ohr gar nicht oder doch nicht mit Sicherheit empfunden wird.

Die Wünsche, die wir im vorstehenden ausgesprochen haben, könnten schon jetzt getrost von orthographischen Regelbüchern berücksichtigt werden, ohne daß dadurch dem sachlichen Ergebnis der Junikonferenz auch nur im geringsten Abbruch getan würde, die Schreibung bliebe in allen Fällen die amtlich verlangte. Wollten wir darüber hinausgehn, so würde dieses Bestreben, mit Professor Brenner zu sprechen, als reine Privatsache ohnmächtig bleiben. Wir dürfen wohl hinzusetzen: vorläufig. Denn Brenner selbst glaubt an die künftige Einführung einer unsrer Zeit würdigen, wenn auch nicht völlig, so doch mehr als bisher phonetischen Rechtschreibung, und wie er sie sich denkt, das entspricht ungefähr dem Leitbilde, das auch uns vorschwebt: nicht mehrere Zeichen für ein und denselben Laut, also nicht ai und ei, nicht s und ß nebeneinander; keine Buchstabenverbindungen für einfache Laute, also kein sch, ch; eine einfache, einheitliche Bezeichnung der Länge oder der Kürze eines Selbstlautes, wo sie unbedingt nötig ist, aber nur entweder die Länge- oder die Kürzebezeichnung; große Anfangsbuchstaben nur beim ersten Worte eines Satzganzen und in Eigennamen.

Welche Fehlerquelle würde allein durch die zuletzt genannte Vereinfachung, die Rückkehr zu der alten, bis ins sechzehnte Jahrhundert üblichen Schreibweise, verstopft werden, wie viele für den Anfänger, und nicht nur für diesen, unverständliche Unterscheidungen würden dann wegfallen, die alle herbeigeführt sind durch die Verwendung andrer Wortklassen als Hauptwörter oder von Hauptwörtern als Präpositionen, Zahlwörter, Adverbia oder in stehenden Verbindungen mit Zeitwörtern: er nimmt teil, aber er hat keinen Teil daran; es findet statt, aber es findet eine gute Statt; Altes und Neues war darunter, aber alt und jung, groß und klein, arm und reich war auf den Beinen; das Wenn und das Aber, das All der Welt, dagegen mein ein und mein alles! Aber, wie gesagt, das sind Hoffnungen, die sich so bald nicht verwirklichen lassen. An Anregungen nach dieser Richtung hat es auf der Konferenz nicht gefehlt, aber der Hauptzweck der Beratungen, eine Einigung herbeizuführen, machte ein näheres Eingehn darauf unmöglich. Eine tröstliche Aussicht wenigstens eröffnet die Schlußbemerkung des Abschnittes der amtlichen Bestimmungen, der von den Anfangsbuchstaben handelt: In zweifelhaften Fällen schreibe man mit kleinen Anfangsbuchstaben.

Eine sehr wunderliche Unterscheidung, die das Regelbuch von 1880 enthielt, ist jetzt beseitigt worden. Schon Wilmanns nahm daran Anstoß, daß

man schreiben mußte: wir pflegen morgens zu arbeiten, des Abends ruhen wir. Die neuen amtlichen Regeln geben über die Anfangsbuchstaben der Tageszeiten keine festen Vorschriften, offenbar um eben hier größere Freiheit zuzulassen, damit so lächerliche Zusammenstellungen wie die von Wilmanns angeführte vermieden werden können. Das amtliche Wörterverzeichnis führt denn auch richtig beide Schreibungen, sowohl morgens als Morgens, tags und Tags darauf u. a. als gleich gut an. Dafür ist aber an einer einzigen Stelle des amtlichen Wörterverzeichnisses, also nicht in den Regeln, wieder eine neue ebenso seltsame Unterscheidung geschaffen worden, die Unterscheidung: diesen Abend, aber heute abend!

Hiergegen zieht, und mit vollem Rechte, unter wahren Zornesausbrüchen der Geheime Oberbaurat Sarrazin zu Felde, der als Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins auf Einladung des preußischen Unterrichtsministers selbst an den orthographischen Verhandlungen mit teilgenommen hat. Das amtliche Verzeichnis habe diese Form sicher nur als zulässig, keineswegs aber als die allein richtige vorschreiben wollen, zumal da sie sich ganz ausschließlich bei dem Wort Abend finde und sonst bei keinem ähnlichen, wie Morgen, Mittag, Nachmittag, Nacht. „An den Verhandlungen, so fährt er fort, hat eine große Zahl angesehener Germanisten und praktischer Schulmänner teilgenommen, die sich der weitgehenden Folgen, die eine solche streng vorgeschriebne Form haben würde, sicherlich voll bewußt gewesen sind. Ich denke von unsern Schulmännern aber viel zu hoch, als daß ich annehmen könnte, sie hätten das ganze deutsche Volk und vor allem die Hunderttausende ihrer Schüler mit einem solchen Rattenkönig von Wirrnissen drangsalen und elenden wollen. Man denke nur an die endlosen Übungen, Diktate usw., die nötig wären, um Schulkindern dieses Durcheinander von Abend und abend, Morgen und morgen, Nacht und nacht in all den verschiednen Möglichkeiten gedächtnismäßig beizubringen — denn begreifen werden sie es nie. Solches Wirrsal sollten deutsche Schulmänner als bindende Vorschrift erlassen haben? Ohne irgend eine Ermächtigung von irgend einer Seite glaube ich einen solchen Gedanken im Namen aller deutschen Schulmänner bestimmt zurückweisen zu dürfen, ohne Widerspruch gewärtigen zu müssen.“

Gewiß sind diese Worte allen aus dem Herzen gesprochen, die dazu verurteilt sind, andre in die Geheimnisse unsrer so verwickelten Rechtschreibung einzuweihen. Aber dem ganz gehorsamen Befolger der amtlichen Bestimmungen, der Regeln und Wörterverzeichnis als gleich verbindlich ansehen zu müssen glaubt, bleibt nichts andres übrig, als diese Schreibung anzunehmen. Denn wo eine Form neben einer andern als zulässig gelten soll, da wird dies auch unzweideutig angegeben. Hier aber steht klar und deutlich: diesen Abend, heute abend, und nichts weiter. So ist dies denn auch in alle kleinern und größern Rechtschreibungsbücher übergegangen und folgerichtig auf die andern von Sarrazin angeführten Wörter Morgen, Mittag usw. ausgedehnt worden.

Und doch, wenn wir genauer untersuchen, steht die Sache nicht so verzweifelt, als es hiernach scheinen könnte. Wenn wir nicht irren, sind zwar die Regeln des amtlichen Buches von der Gesamtheit der Konferenz durch-

beraten und bearbeitet worden, die Zusammenstellung des Wörterverzeichnisses aber wurde einem einzelnen Mitglied übertragen. So ist denn auch für die von Sarrazin gerügte Grausamkeit nur einer verantwortlich. Wer mag dieser Eine wohl sein?

Weder die Regeln noch das Wörterverzeichnis von 1880 kennen die Schreibung: heute abend. Dagegen findet sie sich, ebenso wie die entsprechenden Verbindungen mit morgen, mittag, nacht usw., schon im Jahre 1880 in dem nach den neuen preußischen und bayrischen Regeln bearbeiteten vollständigen orthographischen Wörterbuche der deutschen Sprache von Dr. Konrad Duden, der einfach die Folgerung zog aus der Regel der Januarkonferenz von 1876, wonach die adverbial gebrauchten Tageszeiten, wenn dabei auch nur an die genitivischen Formen morgens, abends usw. gedacht war, ausschließlich klein geschrieben werden sollten; ein adverbialer Gebrauch liegt ja auch hier unstreitig vor. Nun aber ist in dem neuen Regelbuch, um eben der Möglichkeit so komischer Zusammenstellungen wie morgen, aber des Abends, heute morgen, aber diesen Nachmittag vorzubeugen, die frühere Bestimmung über die Tageszeiten absichtlich weggelassen worden. Der Bearbeiter des amtlichen Wörterverzeichnisses jedoch, und das ist wohl kein andrer als Duden selbst, hat aus seinem eignen Wörterbuch die Unterscheidung diesen Abend, heute abend beibehalten, im Gegensatz zu der größern Duldsamkeit der neuen amtlichen Regel, die ja auch bei ihm in den Doppelschreibungen abends und Abends, morgens und Morgens usw. im Wörterverzeichnis zum Ausdruck kommt.

Sonach bringt sich Sarrazin zwar mit diesem einen verantwortlichen Bearbeiter des amtlichen Wörterverzeichnisses, aber keineswegs mit dem toleranten Sinn der Amtlichen überhaupt in Widerspruch, wenn er die Regel aufstellt: Alle Tages- und Nachtzeiten werden groß geschrieben. Die Schule wird sie als eine willkommene Entlastung des Schülergedächtnisses gewiß gern annehmen. Aber auch die Presse, in der es ja „wimmelt von Mitteilungen über Ereignisse, die gestern Abend (abend) oder diesen Morgen, oder vergangnen Sonntag Mittag (mittag) vorgefallen sind, oder aber für nächsten Montag Nachmittag (nachmittag) in Aussicht stehn," beginnt schon, sich anzuschließen. So bekennt die Kölnische Zeitung sich seit Anfang Februar zu der Sarrazinschen Regel, und auch die Grenzboten werden von Donnerstag Abend, also vom Erscheinen der nächsten Nummer an, diesen Grundsatz zu dem ihrigen machen und sich Sonntags wie Wochentags (nicht Sonntags wie wochentags) nach ihr richten.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Fremdwörter. Hier kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, als habe es das amtliche Buch darauf abgesehen, deren Gebrauch überhaupt möglichst zu verleiden, so viele Grundsätze wogen hier durcheinander. Nun, auf diese Weise wird doch wenigstens dem eine Freude gemacht, dem die Reinheit seiner Muttersprache am Herzen liegt. Und noch eine Klasse von Leuten hat Ursache, sich über die Behandlung der Fremdwörter zu freuen, das sind die Verteidiger humanistischer Bildung. Denn um einen Teil der amtlichen Regeln über die Fremdwörter richtig verstehn und anwenden zu können, sind mindestens einige Kenntnisse in den beiden alten Sprachen nötig. Recht so! Wer sich über ein Fremdwort nicht Rechenschaft zu geben vermag, der soll sich hüten, es zu ge-

brauchen; dasselbe gilt natürlich auch von den aus den modernen Sprachen entlehnten.

Während in rein deutschen Wörtern das th überall abgeschafft ist, entscheidet bei Fremdwörtern — ihre Herkunft. Nur wer Griechisch getrieben hat, kann hiernach wissen, daß Lithographie, aber Photographie, Kathete, aber Kategorie, Hypothese, aber Hypotenuse, Ethik, aber Etymologie zu schreiben ist, die Aussprache macht hier gar keinen Unterschied. Weshalb die von niemand mehr als fremd empfundnen Wörter Thron und Thunfisch, wozu bei Duden und z. B. auch im sächsischen amtlichen Wörterverzeichnis der Panther hinzukommt, immer noch als Eindringlinge aus dem Griechischen gebrandmarkt werden, während sie zum Beispiel im Italienischen alle drei ihr h längst verloren haben, trono, tonno (tonnino), pantera, und im Französischen wenigstens trône, das ist wohl nur von wenigen besonders Begnadeten begriffen worden. Der Kladderadatsch sagt freilich, man habe vor dem Throne Halt gemacht; aber vor dem Thunfisch? Warum hat der der Kommission so imponiert? Oder wars auch hier nur der Eine?

Auch ob man in zusammengesetzten Fremdwörtern ſ oder s schreibt, dafür ist manchmal, manchmal aber auch nicht, ihre Abstammung maßgebend: Mikroſkop, aber Diskurs, dagegen Dispens und Diſpens, rekognoszieren (!) und rekognoſzieren. Noch üppiger wuchern hier die Doppelschreibungen, wenn es sich um das lateinische oder das französische c handelt, das entweder beibehalten oder je nach der Aussprache durch k oder z ersetzt wird: Accusativ und Akkusativ, Accent und Akzent, Cylinder und Zylinder, Circus und Zirkus, Scepter und Zepter, Couvert und Kuvert. Der einzelne tut wohl daran, sich in all solchen Fällen gleichmäßig für die eine oder die andre Schreibung zu entscheiden. So gibt Sarrazin k und z den Vorzug, weil das Regelbuch bei der Vorsilbe Ko- (Kol-, Kom-, Kon-, Kor-) sowie bei kt (Edikt, faktisch) nur k zuläßt und in Wörtern wie Konzert, Konzil, Kruzifix die Schreibung mit z fordert. Umgekehrt werden die Grenzboten überall, wo es erlaubt ist, die ursprüngliche fremde Schreibung beibehalten.

Gerade fünfundzwanzig Jahre lagen zwischen den beiden Berliner Konferenzen von 1876 und 1901. Auf beiden war der Wunsch, eine Einigung herbeizuführen, größer als das Streben nach Vereinfachung, auf der letzten noch mehr als auf der frühern. Im Jahre 1901 wurde geradezu von den Einzelregierungen Einigung als das Hauptziel der Verhandlungen bezeichnet, nur ganz nebenbei und in bescheidenstem Maße sollte auch Vereinfachung ins Auge gefaßt werden. So war denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum mehr erreichbar, als was erreicht worden ist, und für einige kleine Besserungen ist ja, wie wir sahen, auch innerhalb der amtlichen Bestimmungen Spielraum gelassen. Aber der Wunsch nach einer durchgreifenden Umgestaltung bleibt bestehn. Wird die nächste Konferenz sie uns bringen? Vielleicht erst wieder nach einem Vierteljahrhundert? Trotz der Schulbuchverleger erwarten wir sie früher!



Die Literaturen der Hebräer und der Babylonier

(Ein Beitrag zu ihrer kulturgeschichtlichen Würdigung*)

Von Ed. König in Bonn

Die vergangnen Jahrhunderte entbehrten der direkten Nachrichten über die Kultur der Babylonier keineswegs ganz. Berossos, ein Babylonier und Priester des Gottes Bel, hat um 280 v. Chr. „drei Bücher chaldäischer Geschichte" geschrieben, und von diesem Werke sind uns wenigstens Bruchstücke erhalten. Diese waren freilich nur geeignet, eine brennende Sehnsucht nach dem Besitz der Originalquellen zu wecken, die jenem Mitgliede des chaldäischen Priesterstandes nach dem Zeugnis des Altertums noch zugänglich gewesen waren. Jahrhundertelang sollte der Durst nach diesem Quellwasser ungestillt bleiben. Da wurde endlich um das Jahr 1800 der erste Ziegelstein mit keilartigen Schriftzügen — nicht gefunden — das war gewiß schon längst geschehn —, aber beachtet, und indem die von Grotefend (1802) sicher begründete Entzifferung der altpersischen Keilinschriften auf die babylonisch-assyrischen Keilschriftdenkmäler übertragen wurde, konnte endlich zur Herausgabe einer deutschen Übersetzung der wesentlichsten Teile der zuletzt erwähnten Literatur geschritten werden (1889 bis 1900 ff.). So öffnete sich eine neue Lichtquelle für die Geschichte Vorderasiens, deren Darstellung bis dahin zu einem guten Teile vom althebräischen Schrifttum beherrscht worden war.

Es war freilich nicht das erstemal, daß eine andre Literatur dem hebräischen Schrifttum entgegentrat und zur Vergleichung mit ihm aufforderte. Das Alte und das Neue Testament sind ja einstmals in griechischer Gestalt der hellenischen und römischen Literatur an die Seite getreten und haben durch die Felsenfestigkeit und Erhabenheit der in ihnen verkündigten religiösen Überzeugung, durch die himmlische Glut der in ihnen flammenden Gottes- und Bruderliebe und durch die emporreißende Gewalt der in ihnen eröffneten Hoffnung auch der altklassischen Literatur den Rang abgelaufen. Dann wagte es Mohammed, der Bibel die 114 Suren seines Qor'ân entgegenzustellen, aber dem geistdurchströmten Vorbilde konnte es nicht schwer fallen, das von Sinnlichkeit triefende Nachbild in den Schatten zu stellen. Dem brennenden Forschungseifer Anquetils du Perron war es vorbehalten, in den Jahren 1771 bis 1774 die erste Übersetzung des Zendavesta, des Religionsbuchs der Perser, zu veröffentlichen. Als dann 1799 in Ägypten bei einem Schanzenbau vom Ingenieurleutnant Bouchard ein mit ägyptischen und griechischen

---

*) Gedankengang eines Vortrags, der am 1. Februar in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Oldenburg gehalten worden ist.

Buchstaben beschriebner Basaltstein gefunden wurde, war der langgesuchte Schlüssel zu den Hieroglyphen entdeckt, und das ägyptische „Totenbuch,“ das den charakteristischen Titel „Das Buch vom Eingang in den Tag“ trägt, trat dem althebräischen Schrifttum zur Seite. Endlich goß die Fackel der vergleichenden Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts auch über die Literatur der Inder einen hellen Schein aus, und es wurde zum Beispiel das — nach der Zählung einheimischer Gelehrten — aus 153826 Worten bestehende Rigveda dem Verständnis der Europäer näher gebracht.

Diese und noch andre Werke, die in der großen Sammlung The Sacred Books of the East, also der heiligen Bücher des Ostens, vereinigt sind, waren alle schon mit der althebräischen Literatur verglichen worden, und das Ergebnis des Studiums war immer wieder ein neues Mené, mené, teqél „gezählt, gewogen und zu leicht befunden“ gewesen. Da öffnete sich eine allerneueste Bibliothek und konnte mit dem Schrifttum der Hebräer verglichen werden, und diese neueste Bibliothek rief schon deshalb ein riesengroßes Interesse hervor, weil sie aus einem Lande stammte, an dessen Grenze der Ausgangspunkt der Hebräer, nämlich Ur (das jetzige Mugheir), gelegen hat.

Das vergleichende Studium der israelitischen und der babylonischen Literatur ergab, wie alle anerkennen, zunächst das Resultat, daß uns in den Keilschriftdenkmälern ein Illustrationsmittel sondergleichen zum Alten Testament geschenkt worden ist. Denn wer wird es leugnen wollen, daß das Alte Testament in Bezug auf seinen originalen Wortlaut vielfach durch die Sprache der Babylonier und der Assyrer aufgehellt worden ist? Im Hohen Lied 2, 1 hat Luther die Sulamith sprechen lassen: „Ich bin eine Blume in Saron, eine Rose im Tal.“ Gewiß diese Stelle war auch in diesem Wortlaut mit dem unbestimmten Worte „Blume“ ein rührender Ausdruck für die sinnige Bescheidenheit der Sulamith. Aber wieviel deutlicher steht sie jetzt vor uns, wo wir aus der babylonisch-assyrischen Sprache gelernt haben, daß der hebräische Ausdruck, den Luther mit dem allgemeinen Worte „Blume“ wiedergab, vielmehr den unscheinbaren und doch so lieblichen Krokos bezeichnete! Wir wollen der Assyriologie auch nicht den Triumph rauben, daß der Tiername re'ēm nach den babylonisch-assyrischen Denkmälern sicher als Bezeichnung des „Wildochsen“ gedeutet werden konnte. Wir rühmen auch das laut, daß der keilschriftliche Kommentar zum Alten Testament diesem in vieler Hinsicht zu einer Quelle der Bestätigung geworden ist. Zu dem Beispiel für den Namen „Chaldäer,“ das schon in meinem „Bibel und Babel,“ 9. Aufl., S. 15 gegeben worden ist, sei noch folgendes gefügt: Die vom Propheten Nahum (3, 8) an Ninive gerichtete Frage „Bist du besser als No-Amon usw.?“ bereitete den Bibelerklärern der frühern Jahrhunderte eine peinliche Verlegenheit. Denn eine Eroberung von No-Amon, d. h. Theben in Oberägypten, war in den Geschichtsquellen des Altertums nicht berichtet. Da wurde in den Keilschriften gelesen, daß eine Eroberung dieser Stadt dem assyrischen König Assurbanipal (668 bis 626) gelungen war, und die Dunkelheit, die über dem Prophetenspruch gelagert hatte, war auf einmal zerstreut.

Aber wird das gegenseitige Verhältnis der keilschriftlichen und der alt-

hebräischen Literatur in vollständiger Weise charakterisiert, wenn man das Schrifttum der Babylonier eine Parallele und einen gleichaltrigen Kommentar zum Alten Testament nennt? Ist in der Ideenwelt der Euphrat- und Tigrisländer, die in diesem Schrifttum ausgeprägt ist, nicht vielmehr die Quelle der hebräischen Literatur aufgedeckt worden?

Diese Frage ist in den Vorträgen bejaht worden, die im vorigen Jahre und erst vor kurzem wieder in Berlin über das Thema „Babel und Bibel" gehalten worden sind. Wir wollen aber eine selbständige Antwort auf diese Frage zu gewinnen versuchen und vergleichen zu diesem Zweck zunächst die babylonische und die hebräische Darstellung einer einstigen großen Flutkatastrophe, die über das Menschengeschlecht hereingebrochen ist.

Die keilschriftliche Fluterzählung, die eine Episode des Gilgamesch-Epos ist und auf dessen elfter Tafel steht, lautet nach der „Keilinschriftlichen Bibliothek," Bd. VI, 1, S. 230 ff. in ihren Grundzügen folgendermaßen: Ich, Utnapischtim, will dir, o Gilgamesch, etwas Verborgnes verkündigen: Einer von den Göttern, namens Ninigiazag Ia, sagte zu mir: Utnapischtim, du Mensch aus Schuripak (am Ufer des Euphrats), baue ein Schiff, und wenn das übrige Volk dieser Stadt dich nach dem Grunde deines Schiffbaus fragt, so antworte ihnen: Nachdem Bel mich verflucht hat, will ich zum Weltmeer hinabfahren und bei Ia, meinem Herrn, wohnen. — Utnapischtim baute nun ein Schiff, dessen Wände 120 Ellen hoch waren, während die Arche Noahs 300 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch war (1. Mos. 6, 15). — Über das Beladen seines Schiffes sagt Utnapischtim: Alles, was ich hatte, lud ich darauf. Alles, was ich an Silber und Gold hatte, lud ich darauf, alles, was ich an lebendigen Wesen aller (Art) hatte, lud ich darauf. Ich brachte zum Schiff hinein meine Familie und meine Angehörigen insgesamt, Vieh des Feldes, Getier des Feldes, die Handwerkersöhne (samt Puzur-kur-gal, dem Führer des Schiffes!) brachte ich hinauf — wobei die letzten zwei Zeilen zur Entfaltung des vorher erwähnten Begriffs „lebendige Wesen" dienen, und die Stellung der Worte „Vieh des Feldes, Getier des Feldes" (*unmittelbar* hinter den Angehörigen des Utnapischtim und *vor* den Fremden) bedeutsam ist, sodaß der Gedanke, daß Utnapischtim die *gesamte* Tierwelt retten solle, in der keilschriftlichen Darstellung *nicht sicher* ausgeprägt ist (vergl. weiter meine Bemerkung gegen Delitzschs neueste Äußerungen in meinem Buche „Bibel und Babel," 9. Aufl., S. 32). — Als Gebieter der Finsternis an einem Abend einen Schmutzregen schickten, betrat Utnapischtim sein Schiff und verschloß dessen Tür, während dieses Verschließen in der hebräischen Darstellung als rührender Beweis göttlicher Barmherzigkeit erwähnt ist (1. Mos. 7, 16). — Auch die Götter der Babylonier fürchteten die Sturmflut, waren *niedergeduckt wie Hunde*, hockten da in Erstarrung. Die Göttin Ischtar schrie „wie eine Gebärende." — Nach sieben Tagen wurde die Sturmflut niedergeschlagen. Nach abermaligem Verlauf von zwölf Doppelstunden, wie die babylonischen Astronomen einen Tag bezeichneten, saß das Schiff auf dem Berge Nisir (östlich vom obern Tigris) fest, während nach der israelitischen Überlieferung die Arche auf einem der Berge von Ararat, d. h. dem keilschriftlichen Urartu (= Armenien), landete. — Utna-

pischtim ließ nun eine Taube, eine Schwalbe und einen Raben als Kundschafter aus. Um das von ihm dann dargebrachte „Schüttopfer“ sammelten sich die Götter wie Fliegen. Die Göttin Ischtar beteuerte, sie werde diese Tage ebensowenig wie den Edelsteinschmuck ihres Halses vergessen, und warf dem Gott Bel Unbesonnenheit vor, weil er die Menschen zu einem Trümmerhaufen von Aas bestimmt habe. Diesen Vorwurf erhob auch der Gott Ia. Der so zurechtgewiesene Gott Bel führte dann Utnapischtim und dessen Weib aus dem Schiff und machte sie zu Göttern.

Liegt in dieser babylonischen Darstellung wirklich, wie es von Delitzsch gesagt worden ist, die ursprünglichere Gestalt der bekannten hebräischen Erzählung (1. Mos. 6, 8—8, 22) vor? Dies darf niemand behaupten, denn niemand kann es beweisen. Die Formen der beiden Darstellungen sind in ziemlich vielen Punkten verschieden, wie schon nebenbei gezeigt worden ist, und der Grundgehalt, worin beide Berichte zusammenstimmen, kann ein altes Erbgut sein.

Die geschichtliche Kunde der Hebräer war ja mindestens so alt und sicher, daß sie eine vormosaische Periode ihrer geschichtlichen Entwicklung unterschieden haben. Aller Glanz, worin die Tage Moses als die Zeit der religiös-sittlichen und politischen Neugeburt Israels leuchteten, konnte doch nicht das Glühen der Morgenröte in Vergessenheit bringen, die in der Patriarchenzeit den Tagen Moses vorangeschritten war. Ja sogar innerhalb der vormosaischen Zeit Israels und der Menschheit überhaupt sind einzelne bestimmte Entwicklungsphasen, die patriarchalische und die noachische Stufe, unterschieden, und sind einzelne Namen, wie der der Stadt Chanôkh (1. Mos. 4, 17), genannt, und ein solches Zeichen der alten Überlieferung für rein erfunden zu halten, ist zu gewagt, als daß man es verantworten könnte. Ist denn, um an eine Analogie zu erinnern, in der neuern Zeit nicht auch oft die Existenz eines Homer bezweifelt worden? Aber die Forschung kehrt immer wieder zu seiner Anerkennung zurück. Oder hat, wie auch wieder ganz neuerdings gemeint worden ist (Budde, Das Alte Testament und die Ausgrabungen, 1903, S. 36), noch um das Jahr 800 der Erzähler von 1. Mos. 4, 17—24 die große Flut nicht gekannt? Diese Kenntnis wird erstens nicht durch die Bemerkung über die Erbauung der eben erwähnten Stadt Chanôkh verhindert, denn ihr Untergang durch die Flut kann vorausgesetzt sein, und trotzdem könnte sich die Kunde von ihr erhalten haben. Zweitens kann jenem Erzähler die Bekanntschaft mit der Fluttradition auch nicht deshalb abgesprochen werden, weil er zum Beispiel Jubal als den Vater derer bezeichnete, die Zither und Schalmei handhaben (1. Mos. 4, 21). Denn der Ausdruck „Vater“ kann wie so häufig dort im uneigentlichen Sinne gemeint sein und kann also den Anfänger bezeichnen. Also kann gesagt sein sollen, daß, nachdem Bau und Spiel der genannten Musikinstrumente erfunden worden waren, die Kunde davon durch die Noachiden bewahrt und nach der Flut wieder praktisch verwertet worden sei, und daß so dem Jubal und andern Erfindern doch ihr Ruhm, in einem Kulturzweige bahnbrechend vorangegangen zu sein, erhalten geblieben sei.

Folglich kann die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß die Tradition

von einer großen Flut auch im Kreise der Vorfahren Abrahams bewahrt worden ist, und daß aus gemeinsamer alter Erinnerung die Zusammenklänge stammen, die bei der Vergleichung der hebräischen und der babylonischen Flutdarstellung in unser Ohr fallen.

Wo nun ferner liegt die reinere Ausprägung des Metalls der gemeinsamen Erinnerungen der Urmenschheit vor? In dem bekannten Berliner Vortrag ist ja gesagt worden, daß die reinere Gestalt der Fluterzählung aus den „Schatzhügeln" Babyloniens hervorgeholt worden sei. Aber auch das ist eine höchst prekäre Behauptung. Denn ich will nicht davon sprechen, daß jeder Leser der oben in ihren Grundzügen wiederholten Flutdarstellung der Babylonier nur mit innerm Widerstreben die Sätze lesen wird, in denen die Götter mit Hunden und Fliegen verglichen werden usw. — das natürliche religiöse Gefühl des Menschenherzens fühlt sich dadurch verletzt. Aber folgendes muß betont werden: die Behauptung setzt auch voraus, daß die Gottesvorstellung, die sich in der Vielzahl, in den Sonderbestrebungen und gegenseitigen Vorwürfen der babylonischen Götter und Göttinnen ausprägt, die reinere und ursprünglichere sei. Dies aber müßte erst noch bewiesen werden und läßt sich nach mehreren Anzeichen nicht als die wahrscheinlichere Anschauung über die religiöse Entwicklung der Menschheit erweisen.

Eine erhabnere Gottesidee leuchtet ja auch aus andern Partien der althebräischen Literatur heraus. Hätte man doch in dem vorjährigen Vortrag über Babel und Bibel nur wenigstens die ersten Sätze des babylonischen Schöpfungsepos „Als droben der Himmel noch nicht genannt war usw., als von den Göttern noch keiner da war usw., da wurden die Götter gebildet usw." zur Vergleichung mit den Eingangsworten der Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" vorgelegt! Hätte man eine Parallelisierung dieser beiden Texte doch wenigstens in den neuesten Drucken des Vortrags dargeboten! Dann wäre der illustern Zuhörerschaft und den jetzigen Lesern des Vortrags die Möglichkeit gegeben worden, sich selbst ein Urteil über die geistesgeschichtliche Stufe der beiden Darstellungen zu bilden. Wie aber würde dieses Urteil gelautet haben? Nun zweifellos so: Die Babylonier verehrten also nicht nur viele Götter, sondern sie ließen die Götter auch erst im Weltprozeß entstehn. Aber nach der hebräischen Religion war der Geist das Erste, er entwarf mit gigantischem Intellekt den wunderreichen Weltenplan und brachte ihn mit urmächtigen Impulsen zur Verwirklichung.

Übrigens auch der neuerdings so viel genannte altbabylonische Herrscher Hammurabi (etwa 2250 v. Chr.) war kein Monotheist. In den ersten drei Zeilen der vor kurzem veröffentlichten „Gesetze Hammurabis" sind ja vier Götter genannt: Anu, Bel, Marduk und Ea. In der achten Auflage meines Buches „Bibel und Babel" S. 53 f. habe ich auch gezeigt, daß es keineswegs dem Text entspricht, wenn Delitzsch nach seinen neuesten Äußerungen dem ersten Kapitel der Bibel mythologische und polytheistische Elemente zuschreibt.

Betrachtet man, wie die babylonischen Darstellungen von Bemerkungen über die Götter und Göttinnen förmlich durchzogen sind, und wendet man dann den Blick zu der althebräischen Literatur zurück, so kann man wohl nicht

anders sagen, als daß man in eine höhere Sphäre der Weltanschauung eintritt. Allerdings ist ja neuestens auch geäußert worden, das Buch Hiob enthalte Stellen, die an Blasphemie grenzten, wie ja Delitzsch in seinem voriges Jahr erschienenen Kommentar zum Buche Hiob in diesem das „Hohelied des Pessimismus" entdeckt hat. Aber die in Frage kommenden Sätze der Hiobdichtung sind vom Dichter nur als Durchgangspunkte in der Entwicklung seines Hauptheldden, sozusagen als Schlacken gemeint, die bei einem Läuterungsprozeß natürlicherweise ausgeschieden werden. Denn um jetzt nur einen Beweis anzuführen, so weise ich auf folgendes hin: Während Gott im ersten Monolog des Haupthelden (3, 3—27) als Angeklagter behandelt wird, bekommt er in den folgenden Reden Hiobs immer mehr die Stellung der entscheidenden Instanz. Gott darf sich von der Anklagebank wieder erheben und darf auf den Richterstuhl hinüberrücken. Auch das Hiobgedicht ist somit keineswegs geeignet, die geistesgeschichtliche Stellung der althebräischen Literatur hinabzudrücken.

In dieser höhern Sphäre gegenüber dem babylonischen Schrifttum bewährt sich die althebräische Literatur auch dadurch, daß sie den Keilschriften gegenüber zwei bedeutsame Plus enthält: die psychologisch so überaus feine Darstellung von der ersten Pietätsverletzung des Menschen (1. Mos. 3) und sodann die Reden der Sprecher (Propheten) Israels mit allen ihren ergreifenden Sätzen über das große Thema „Gott in der Weltgeschichte."

Aber ich lege hier, allerdings fast widerwillig, die Feder aus der Hand — mein kleines Buch „Bibel und Babel" gibt ja die Ausführung des erwähnten und andrer großer Themata.



Eine akademische Berufung vor hundert Jahren

Ungedruckte Briefe von Johann Heinrich Voß



Zu Anfang des Jahres 1804 erhielt Voß, der seit Herbst 1802 in Jena lebte, von Würzburg aus das Anerbieten, unter glänzenden Bedingungen in eine amtliche Stellung an der dortigen Hochschule einzutreten. Auf einer Reise nach Süddeutschland, die er im Spätsommer desselben Jahres mit Frau Ernestine machte, sprach er an Ort und Stelle vor, um Personen und Verhältnisse kennen zu lernen, und schied mit dem Vorsatz, das Gebotene anzunehmen. Als er dann aber auf der Rückreise zum zweitenmal Würzburg besuchte, war das Bild, das er von seiner künftigen Tätigkeit empfing, ein andres; er entschloß sich in Jena zu bleiben. Dabei mag der Gedanke schon mitgewirkt haben, der inzwischen aufgetaucht war, daß es gelingen könnte, ihm in Heidelberg eine würdige und auskömmliche Existenz zu schaffen. Oberbaudirektor Weinbrenner in Karlsruhe, bei dem Vossens Sohn Hans seit kurzem in der Lehre war, hatte in persönlichem Zusammensein zuerst diesen Plan angeregt; und der

überaus freundliche Eindruck, den Voß wie Ernestine bei kurzem Aufenthalt in der schönen Neckarstadt gewannen, befestigte sie in ihrem Wunsch, dorthin überzusiedeln. Im Frühjahr 1805 konnte Weinbrenner ankündigen, daß im Auftrage des Kurfürsten eine Einladung ergehen und daß ein Jahrgehalt von fünfhundert Gulden geboten werden würde.

Die etwas förmlich gehaltene Antwort des Dichters lautete ablehnend: er schreibt unter anderm: „Was eine weise Verwaltung mit freigebiger Hand darbietet, ist meiner Bescheidenheit mehr als genug, nicht (mit Erröten sage ichs) dem Bedürfnisse eines, obgleich sehr genügsamen, Ehemannes und Vaters. Eine genauere Anzeige widersteht mir, weil Ihnen, Verehrtester, meine Gesinnungen zu wenig bekannt sind, und ich leicht mir selbst unähnlich erscheinen könnte.“ Das ganze Schreiben, datiert „Jena, im Frühjahr 1805,“ ist abgedruckt in der Sammlung „Briefe von Johann Heinrich Voß, nebst erläuternden Beilagen,“ die sein Sohn Abraham herausgegeben hat (III, 2, S. 182).

Mit diesem Briefe scheint sich ein zweiter von Weinbrenner gekreuzt zu haben, der neue Bitten und Vorstellungen enthielt und zugleich mit einem amtlichen Antrage des Kurators der Heidelberger Universität in Jena eintraf. Man mutete dem vierundfünfzigjährigen Dichter nicht zu, Vorlesungen zu halten; er sollte nur, wie in Jena, durch seine Anwesenheit den Glanz der Akademie erhöhen und auf das geistige Leben an ihr anregend wirken. Was Voß jetzt dem Freunde zurückschreibt, war bisher nicht gedruckt. Es lautet:

Jena, 31. März 1805.

Vorgestern mit Ihrem Briefe zugleich, theuerster Weinbrenner, erhielt ich vom H(errn) Geh. Ref(erendär) Hofer ein verbindliches Schreiben, worin mir, wenn ich in Heidelberg wohnen wollte, 500 fl. Jahrgehalt zur Entschädigung des Umzuges geboten wurden. Ich bezeugte auf der Stelle meinen Dank für die gnädige Bewilligung des vortreflichen Kurfürsten, mit dem Bedauern, daß sie, obzwar meiner Bescheidenheit mehr als genug, dennoch die Versezung nach Heidelberg unmöglich ließe. Allerdings bescheide ich mich, daß unmittelbare Arbeiten für die Academie die wichtigsten bei weitem sind, und daß mittelbares Einwirken auf Art u. Eifer der Behandlung, auf einheimische Denkweisen u. Sitten, auf auswärtiges Zutrauen, kurz was man Glanz oder Ruhm einer Academie nennt, theils nicht zum ersten Bedürfnis, gleichsam zum Wasser und Brot, gehört, theils durch viele andere, selbst Mitarbeitende, ohne mein winziges Zuthun, sehr bald und gründlicher erreicht werden könne. Da ich nun gleichwohl einer Einladung durch Sie, lieber Freund, gewürdigt ward, u. ich meine Neigung für Heidelberg äußerte; so ist, wenn diese Neigung mit in Anschlag kommt, ein ungefährer Ersaz dessen, was ich hier aufgeben würde, meiner bescheidenen Selbstschäzung völlig, was er sein soll, ja mehr als genug. Was er meinem Bedürfnisse sei, das darf diesen Handel nichts angehen. Aber auch das Bedürfnis ist es nicht allein, was mich zurückhält; sondern eine ernsthaftere Betrachtung. Jene 500 fl. sind nicht sowohl mir, als meiner scheinbaren Eigenschaft, zugedacht. Nicht der armselige Erdensohn, der Speise, Trank und Kleidung, wie andere, bedarf, wird eigentlich dort verlangt; sondern ein gewisses Etwas, das mancher, ich weiß nicht warum, diesem Erdensohne zuzutrauen beliebt. Dies Etwas, glaubt man, könne zur Herstellung des ehemals berühmten, jezt dunkelen Heidelbergs ein weniges beitragen: man scheint also Gelehrsamkeit, wenigstens Eifer dafür, zu meinen. Und für diese mir zugetraute Eigenschaft, die dem erneueten Musensitze zum Wahrzeichen, zur Aufmunterung dienen soll, wird ein Ehrengehalt von 500 fl. ausgesezt. Ein Ehrengehalt! so ehrenhaft für mich selbst, u. was ich in der That bin; so wenig ehrenhaft für

das, was ich vorstellen soll! Wenn ich mit solcher Auszeichnung mein Kerzlein in Heidelberg anzündete, so könnte der Ruf über die Achtung, die dort Gelehrsamkeit findet, villeicht eher nachtheiliges verbreiten; und der Zweck jenes Ehrengehalts wäre durchaus verfehlt. Nein, beßter Mann, wenn meine Neigung für Heidelberg mir einmal unwiderstehlich wird; so rechnen Sie darauf, ich komme umsonst, u. verdiene mir mein nothdürftiges Auskommen, wie bis vor 2 Jahren, durch eigenen Fleiß. Daß nicht äußeres, sondern inneres Wohlbefinden, innerer Bestand mit mir selbst, die Triebfeder meiner Entschlüsse sei, habe ich den Würzburgern gezeigt. Dort war dasjenige, was ich ohne Arbeit, durch Rath u. Anleitung zu nüzen taugte, auf 3000 fl., eine Gartenwohnung, ein Witwengehalt pp. geschäzt worden. Als das Spiel der Pfaffen mich abschreckte, lag es an mir, entweder meine 3000 fl. in abgehegter Wohnung ganz unthätig zu verzehren, u. das pfäffische 5 grade sein zu lassen; oder wenigstens mit einer Pension aus dem Wege zu gehn. Ich fragte nur, was mir u. der guten Sache geziemte, u. schüttelte den Staub von den Füßen. Meinen herzlichen Dank also für Ihre freundschaftliche Bemühung, mich in Ihre herlichen Gegenden, u. was mir noch werther ist, in Ihre Nähe zu bringen. Ich bitte Sie bei dieser Freundschaft, die Sache nun, wo sie liegt, zu lassen. Es gehört zum Schicksal der deutschen Gelehrten, daß man eines wahren Ehrengehalts erst dann würdig scheint, wenn man dessen nicht mehr bedarf; u. daran müssen wir beiden nichts ändern wollen. Mein Fehler ist, daß ich mir einbildete, eine richtigere Schäzung geistiger Eigenschaften sei dort schon einheimisch, u. man würde mir, dem man, vielleicht allzu gütig, einigen Einfluß auf die erneuete Academie zutrauete, zum Ehrengehalte nicht weniger anbieten, als was Klopstock in der Ferne erhielt. Dieses, mein Freund, bleibt unter uns, damit nicht, gegen die Schäzung von 500 fl. gestellt, meine Einbildung ins Lächerliche falle. Eben weil ich das fürchten muß, darf von dem ganzen Handel nicht weiter die Rede sein. Ich freue mich Ihrer Zufriedenheit mit dem Fleiße meines Sohnes. Der zweite Wilhelm wird in dieser Zeit Doctor der Medizin u. Chirurgie, u. geht nächstens nach Berlin, um seine Kenntnisse zu erweitern. Der jüngste Abraham studiert Theologie mit Philologie verbunden, um ein tüchtiger Prediger oder Schullehrer zu werden. Über die heillose Schuleinrichtung in Baiern habe ich eben jetzt meine Meinung in der hiesigen A(llgemeinen) L(itteratur-)Z(eitung) freimütig gesagt. Unsre herzlichsten Grüße an Sie u. die lieben Ihrigen; auch, wenn sie Ihnen begegnen, an die Herrn Hebel, Seligmann, Volz pp. Von ganzem Herzen

der Ihrige

Voß.

Aus dem Briefe spricht verletztes Selbstgefühl, das im Verein mit praktischen Erwägungen den Entschluß bestimmt hat, auf eine an sich so lockende Aussicht doch lieber zu verzichten. Im einzelnen ist nicht alles auf den ersten Blick verständlich, manches in gewundnem Ausdruck versteckt. Da trifft es sich glücklich, daß noch eine andre Fassung des Schreibens erhalten ist, vom Tage vorher, ohne Unterschrift; also ein erster, in der endgiltigen Gestalt nur teilweise benutzter Entwurf. Hier tritt namentlich die materielle Seite der Frage viel deutlicher hervor.

Jena, 30. März 1805.

Gestern mit Ihrem Briefe zugleich, theuerster Weinbrenner, erhielt ich von dem Hrn. Geh. Ref(erendär) Hofer ein verbindliches Schreiben, worin mir, wenn ich nach Heidelberg ziehen wollte, 500 Gulden Jahrgehalt zur Entschädigung geboten wurden. Ich antwortete auf der Stelle, daß diese gnädige Bewilligung des vortreflichen Kurfürsten für meine Bescheidenheit mehr als genug, nicht aber

für meine Bedürfnisse wäre; und daß ich, weil das Vorrechnen in diesem Falle mir widerstünde, lieber gradezu die Unmöglichkeit, so nach dem schönen Heidelberg mich versetzen zu lassen, erklären wollte.

Allerdings bescheide ich mich, daß unmittelbare Arbeiten für die Akademie die wichtigsten sind; daß mittelbares Einwirken auf Art und Eifer der Behandlung, auf einheimische Denkweisen und Sitten, auf auswärtiges Zutrauen, kurz was man Glanz oder Ruhm einer Akademie nennt, theils nicht zum ersten Bedürfnis gehört, theils durch viele andere, selbst Mitarbeitende, auch ohne mein winziges Zuthun erreicht werden könne; und daß, da ich von selbst nach Heidelberg lüstern war, ein ungefährer Ersaz dessen, was ich hier aufgeben würde, für meine nicht werkthätige Thätigkeit mehr als genug sei. Aber wenn auch die Frage, womit ich abzufinden, nicht was ich etwa zu verdienen scheine, bei mir (wie ich glaube völlig an ihrem Orte ist; so muß ich doch, schon der Akademie wegen, das mir zugedachte Ehrengehalt bescheiden ablehnen. Es würde ein nachtheiliges Aufsehen geben, wenn öffentlich verlautete: Voß, den man in W(ürzburg) für 3000 fl., nicht zum Arbeiten, sondern zum Aufsehen und Leiten, verlangte, geht nach Heidelberg für 500, um zu der Herstellung des ehmals berühmten, jetzt etwas dunklen, Heidelbergs das Seinige beizutragen. Die vielleicht etwas auf mich hielten (mit Recht oder Unrecht, wäre gleich viel), die möchten mit Verwunderung den Preis, der dort auf Gelehrsamkeit gesezt würde, aussprechen, und grade deswegen weniger Zutrauen zu dem neuen Sitze der Gelehrsamkeit fassen. Nein, beßter Mann, wenn meine Neigung für Heidelberg unwiderstehlich wäre; so käme ich lieber ganz umsonst, und strebte mein nothdürftiges Auskommen mir, wie bisher (die 2 letzten Jahre abgerechnet), durch eigenen Fleiß zu erwerben. Daß nicht äußeres, sondern inneres Wohlbefinden, innerer Bestand mit mir selbst, die Triebfeder meiner Entschlüsse sei, habe ich den Würzburgern gezeigt. Es lag nur an mir, meine 3000 fl. in abgehegter Gartenwohnung ganz unthätig zu verzehren, und das pfäffische 5 grade sein zu lassen. Wenigstens konnte ich mit einer ansehnlichen Pension zur Ruhe gehn. Ich fragte nur, was mir und der guten Sache geziemte, und schüttelte den Staub von den Füßen.

Soll der Maßstab meiner Schäzung sein, was ich in Jena über meine Eutinische Pension habe; so waltet auch hier Irrthum. Ich habe, durch Zufall, ein wohlfeiles und schönes Haus mit einem Garten; aus Weimar: 1) die Freiheit der Professoren, wodurch ich Wein und Bier pp. ohne Abgaben erhalte; 2) an Naturalien, Getreide weit mehr als ich verbrauchen kann, nämlich 4 Weimarische Scheffel Weizen, 20 Scheffel Rocken, 30 Scheffel Gerste, 6 Klafter Buchenholz, 2 Rehböcke, 12 Hasen. Den Werth davon rechnete ich zu etwa 150 Rth.; man hat mich aber belehrt, daß er über 200, u. dies Jahr weit darüber, beträgt. Und diese Gratification ward mir von Göthe aufgedrungen, nachdem ich das Anerbieten einer Pension, die mich an Jena gefesselt hätte, abgelehnt. Ich wollte frey bleiben, weil ich die Luft von Jena mir nicht zuträglich, und Weimar, wohin man mich auch verlangte, zu geräuschvoll und kostbar fand. Mein Garten versorgt mich mit Gemüse; Fleisch, Milch, Baumfrüchte u. Butter sind wohlfeil, und werden es, nach einer ehmaligen Erfahrung, mit der Abnahme der Akademie noch mehr. Sie sehn, daß meine Jenaischen Vortheile die gebotenen 500 fl. schon überwiegen; ehe wir den Verlust einer aufgegebenen und wieder eingerichteten Haushaltung, des Transports, der Ruhe und Zeit (bloß zu Münze gerechnet) anschlagen. Womit sollte ich in Weimar rechtfertigen, daß ich das Höhere, was man dort mir zudachte, ablehnte, und jetzt sogar das Niedrigere anderswo aufsuchte? Luft u. schöne Natur müßte ich anführen. Damit wäre ich allenfals entschuldigt; aber man würde doch lächeln.

Dazu noch dieses. Als ich aus Würzb(urg) zurückkam, und Göthen bei Erzählung der Geschichte auch das sagte, daß allerdings die Sorge für die Meinigen Einfluß auf meine Wahl gehabt hätte; erklärte er von neuem, ich müßte eine ge-

nügende Pension von Weimar annehmen. Auf meine Entschuldigung, daß es mir unrecht schiene, den Arbeitenden ihr Brot zu mindern, antwortete er rasch — was ich Ihnen, meinem Vertrauten, ohne Schein der Eitelkeit wiederholen kann — mein bloßes Hiersein wirke mehr, als die Arbeit von so manchem; und ich hätte genug für Deutschland, u. dadurch mit für Jena, gearbeitet, man sei mir meine Existenz zu erhalten schuldig. Seitdem hat G(oethe) gekränkelt, u. ich habe vermieden, sowohl zu schreiben, als nach Weimar zu gehn. Jetzt, höre ich, ist die Rede von einer festeren Versorgung, damit ich nicht (was man glaubt) mich von Jacobi in die Münchner Akademie der Wissenschaft ziehn lasse. Eine Anfrage unter der Hand, ob es meine Delicatesse beleidigen würde, wenn man meiner Frau ein Witwengehalt zusicherte, habe ich verzögert; und die schmeichelhaften Wünsche, mich bald in W(eimar) zu sehn, die neulich durch einen Gruß des Erbprinzen, den ich noch nicht kenne, verstärkt wurden, zu erfüllen, habe ich bisher mit dem bösen Wetter und meinem Rheumatismus mich entschuldigt. Alles, weil ich, seitdem Sie mir eine Einladung nach Heidelberg ankündigten, von nichts als von Heidelberg träumen mochte!

Man kann wohl verstehn, daß Voß, nachdem er darüber geschlafen hatte, diesen Entwurf beiseite legte; für uns ist er wertvoller als das höflich gemessene Schreiben, das an seine Stelle trat. Einen unmittelbaren Einblick gewährt er in das Leben der kleinen Universitätstadt, in die Sorgen und Freuden eines Professors vor hundert Jahren; und zugleich gibt er einen frischen Beitrag zur Charakteristik des Mannes, den der praktische Sinn des norddeutschen Bauernsohnes auch im Verkehr mit der Welt der Geheimräte nicht verließ. Übrigens brachte auch die abgeänderte Form den Erfolg, auf den der Schreiber doch wohl im stillen gehofft hatte: Kurfürst Karl Friedrich ließ durch den Kurator Hofer die gebotene Pension verdoppeln und freien Umzug bewilligen. So konnte Voß im Juli 1805 in Heidelberg einziehn.

Beide hier mitgeteilten Schriftstücke sind jetzt im Besitze des Königlichen Hofbuchdruckers und Verlagsbuchhändlers Johannes Voß in Düsseldorf, eines Enkels von Abraham Voß, also Urenkels des Dichters. Es war sein Wunsch, daß sie veröffentlicht würden; und ich habe mich gern der freundlichen Aufgabe unterzogen, soviel an Erläuterung beizugeben, als zum Verständnis der Situation nötig erschien.

Düsseldorf Paul Cauer

Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

15



Unter solchen Gedanken erreichte ich das Haus und den Hof und sah das Hinterhäuschen vor mir. Ich hatte die Absicht gehabt, am Vormittag vorzusprechen, und jetzt war die Abenddämmerung nicht mehr fern. Ich hatte noch nichts gegessen. Doch das hielt mich nicht ab. Ich öffnete und geriet in ein Vorhaus. Geradeaus war die Küche, wie ich durch die Glasscheiben in der Tür erkennen konnte. In der Küche brannte Feuer, und jemand war daran beschäftigt. Die größere Tür rechts, hinter der Hammerschläge schallten, führte also zur Stube.

Eingedenk der mir von der Mutter erteilten Weisung trat ich ein, ohne zu klopfen, und blieb wie gebannt stehn.

Die mir schon bekannten Möbel hatten dieselben Plätze inne wie in der frühern Wohnung; aber in der Mitte des Zimmers lagen auf einigen Stühlen verschiedne Kleinigkeiten, die darauf harrten, an den Wänden angebracht zu werden. Auch der Sofatisch war mit allen möglichen Gegenständen vollgekramt, die noch untergebracht werden mußten. Der Tür gegenüber, zwischen den beiden Fenstern, die das Zimmer hatte, stand der Halbspiegel auf einem Stuhl, an dessen Lehne gestützt. Mascha stand auf einem Bänkchen neben dem Spiegel und war damit beschäftigt, einen großen Haken in die Wand zu schlagen, um den Spiegel daran zu hängen. Ungeübt in solcher Arbeit hatte sie das Bänkchen zu nahe an die Wand gestellt und mußte sich darum bei dem Handhaben des ziemlich großen Hammers weit zurückbiegen. Zur Wahrung des Gleichgewichts hielt sie sich mit der linken Hand an dem Haken fest, den sie schon ein tüchtiges Stück in die Wand getrieben hatte. Sie war mit einem leichten, kurzen Röckchen bekleidet, unter dem die nur in Strümpfen steckenden kleinen, wohlgeformten Füße bis über die Knöchel sichtbar wurden. Die abgetretnen Hausschuhe lagen weit voneinander am Boden. Sie waren abgeworfen worden, weil sie das Stehn auf dem schmalen Bänkchen zu unsicher gemacht hätten. Der Oberkörper zeigte durch das dünne, von keinem Gürtel gehaltene Hausjäckchen unverhüllt die schönen Formen des Mädchens. Das starke blonde Haar war ungeflochten in einen Knoten gebunden, und die daraus hervorhängenden Enden bildeten ein Gewirr von natürlichen Löckchen.

So stand Mascha Ssawinski und schlug auf den Haken los. Die Ärmel des Jäckchens waren zurückgeglitten und zeigten die zarten aber kräftigen Arme fast bis zu den Schultern. Die Wange, die mir zugekehrt war, der Hals und der Nacken, vor allem aber das feine, zierliche Ohr hatten sich von der ungewohnten Anstrengung purpurn gefärbt.

Ich wagte nicht zu atmen, um das liebliche Bild, das ich vor mir hatte, nicht zu erschrecken. Ich wünschte, ich dürfte eine Ewigkeit den Anblick genießen, der meine Sinne fast betäubte, und dabei kam mir doch auch der Gedanke, es wäre gut, wenn ich weniger Rücksicht zu nehmen brauchte, wenn ich auf das Mädchen zuspringen und es in meine Arme schließen dürfte. Ich schalt mich sogleich wegen dieses unbändigen Gedankens, aber — ich wußte schließlich selbst nicht, was ich eigentlich dachte. Da hörte ich draußen das Öffnen einer Tür, wahrscheinlich der, die zur Küche führte, und in der Vermutung, daß die Mutter komme, machte ich ein Geräusch an dem Drücker, den ich seit meinem Eintritt noch in der Hand hielt, und setzte den Fuß hörbar auf die Diele.

Wie ich es erwartet hatte, vernahm Mascha meine Bewegung. Sie glaubte aber, es sei die Mutter. Sie sah sich nicht um.

Weißt du, Mama, sagte sie stoßweise, denn sie begleitete die Worte mit Hammerschlägen, an dem nichtswürdigen Haken schlägt man — sich die — Seele aus dem — Leibe.

Ich räusperte mich leise, indem ich halb abgewandt den Mantel abnahm. Mascha drehte den Kopf, stieß einen leisen Schreckensschrei aus, schwankte, hielt sich krampfhaft an dem Haken, und — ich ließ den Mantel fallen, sprang zu und kam gerade noch zurecht, sie aufzufangen. Der Haken war aus der Wand gefahren. Das Bänkchen war umgeschlagen.

Sie stand vor mir und drückte die Hände gegen die Brust. Sie war sehr erschrocken und bleich geworden, aber auf den Wangen zeigte sich sogleich wieder der erste Anfang schamhaften Errötens. Ich stand ihr gegenüber, ließ die Arme herabhängen und wußte weder ein noch aus. Nur darüber war ich im klaren, daß ich von diesem wunderschönen Mädchen, das ich eben in den Armen gehalten hatte, und dessen feste, üppige Glieder ich noch an meinem Körper zu fühlen glaubte, nicht mehr lassen konnte. Es war mir zu Mute, als ob der Vorfall uns nah zu-

einander stellen, alle zeremoniellen Schranken zwischen uns entfernen müsse. Hätte Mascha nicht zuerst gesprochen, ich bin überzeugt, ich hätte schließlich eine große Dummheit gesagt.

Mein Gott, ich habe Ihnen den Ärmel zerrissen! rief sie und faßte mit beiden Händen nach meinem linken Arme.

Ich sah hin. Ja, der Ärmel war von dem Ellbogen bis zum Aufschlage geschlitzt. Ich fühlte, als ich den Arm hob, ein leises Brennen an ihm.

Sie hatte das zerrissene Uniformtuch auseinander geschoben.

Blut! schrie sie auf, Blut! Ich habe Sie mit dem Haken verwundet!

Beunruhigen Sie sich nicht, Marja Iwanowna, sagte ich lächelnd und verschlang mit den Augen ihre Gestalt und ihr von neuem erbleichendes Gesicht. In den grauen Augen lag wieder der ängstliche, bittende Ausdruck, den ich seit der ersten Begegnung nicht vergessen konnte, und der mir immer vorschwebte, sobald ich an das Mädchen dachte.

Aber Sie bluten! Mein Gott, der Hemdärmel ist ganz rot! Der nichtswürdige Haken! Mama! Mama!

Die Mutter kam eben ins Zimmer und machte große Augen, aber Mascha ließ ihr keine Zeit.

Mama, Mama, hilf! Ich Närrin habe Alexander Andrejewitsch verwundet! Das Blut fließt!

Die Mutter eilte herbei. Ich zog den Arm zurück und bat, die Damen möchten nicht weiter darüber reden, da die Sache gar nichts zu bedeuten habe. Mascha griff aber von neuem den Arm auf und tat das Tuch auseinander.

Sieh, Mama, das muß eine schreckliche Wunde sein! Soll ich nicht nach dem Arzte laufen?

Der ganze Ärmel ist verdorben, sagte die Mutter ebenfalls in erschrocknem Tone, und die Uniform ist völlig neu!

Mama! schrie Mascha und fuhr zurück. Mein Gott, an der Hand fließt das Blut herab!

Ich hob den Arm. Es war richtig. Der Vorderärmel des Hembes hatte rote Flecke, und einige Bluttröpfchen waren auf der Hand selbst sichtbar.

Da muß man allerdings Rat zu schaffen suchen, sagte die Mutter schnell. Setzen Sie sich, Alexander Andrejewitsch, am besten hierher, auf das Sofa.

Sie schob den Tisch zur Seite.

Soll ich laufen, Mama? fragte Mascha und machte schon einen Schritt zur Tür. Ich sah sie lächelnd an. Es schien mir, als ob sie wirklich fähig sei, zum Arzte zu eilen, wie sie ging und stand, ohne daran zu denken, daß sie fast unbekleidet war.

Aber ich bitte Sie sehr, meine Damen, sagte ich, machen Sie doch kein Aufhebens von einer so unbedeutenden Sache. Die Haut ist geritzt und wird zuheilen. Das ist alles. Erlauben Sie, daß ich Sie begrüße. Ich bin noch nicht dazu ge . . .

Nein, Alexander Andrejewitsch, unterbrach mich die Mutter, lassen Sie erst die Wunde sehen. Es ist vielleicht nicht unbedeutend. Setzen Sie sich hierher. Ohne Umstände. Lassen Sie sich vor allen Dingen die Uniform ausziehn.

Sie begann sofort, mir den Rock aufzuknöpfen. Mein Protestieren half nicht. Mascha, die vom Vater her mit Uniformstücken jedenfalls auch gut Bescheid wußte, schnallte im Handumdrehn das Säbelband auseinander, und ehe ich mich dessen versah, war auch der Rock in ihren Händen. Der Hemdärmel war etwas zerrissen und stark blutig.

Die Mutter schob mich zum Sofa.

Rasch, Mascha, befahl sie, hol kaltes Wasser und deinen Schwamm.

Schnell wie der Blitz hatte Mascha die Uniform und den Säbel auf einen Stuhl gelegt, und kaum war es der Mutter gelungen, mir den Hemdärmel auf-

zurollen, so kehrte sie mit einer Waschschüssel und einem Schwamme aus dem Nebenzimmer zurück. Sie schrie laut auf, als sie meinen Arm sah, und die Mutter schüttelte den Kopf. Es gab da allerdings einen tüchtigen blutenden und jetzt schmerzenden Riß über den ganzen fleischigen Teil des Unterarms.

Mascha schob ungestüm die Kästchen und Bildchen auf dem Tische beiseite, stellte die Schüssel hin und rang die Hände.

O, mein Gott, klagte sie, die fürchterliche Wunde! Und ich Tölpel bin schuld daran!

Halte die Schüssel unter den Arm, kommandierte die Mutter geschäftig, indem sie den Schwamm ins Wasser tauchte.

Ich mußte jetzt herzlich lachen. Die Frau machte ein Gesicht, als ob sie ein gelehrter Wundarzt wäre und einen schwierigen Fall zu behandeln, etwa eine Amputation vorzunehmen hätte.

Erlauben Sie, sagte ich und wollte aufstehn, ich werde mir das Blut abwaschen.

Sie bleiben sitzen! antwortete die Frau streng und drückte mich auf das Sofa zurück. Strecken Sie den Arm aus. Mascha, die Schüssel!

Das Mädchen kniete mit dem Wasser nieder. Die Mutter betupfte wiederholt den Riß mit dem Schwamme, den sie immer von neuem in die Schüssel tauchte. Die kalte Nässe verursachte anfangs heftiges Brennen, das jedoch bald nachließ. Das Blut hörte auf zu sickern. Mascha hielt ruhig in ihrer unbequemen Lage aus und sah abwechselnd auf den Arm und auf mein Gesicht. Ich hätte gern gelacht, denn die leidende Rolle, zu der die Frau mich nötigte, war gar zu komisch; aber die Augen Maschas unterdrückten die Lachlust. Ich mußte schließlich wegsehen, um nicht wieder die kaum errungne Fassung zu verlieren.

Nun Leinwand zum Verbinden, sagte die Mutter, einen langen, schmalen Streifen! Und eine Nadel, Mascha!

Die Tochter stellte die Schüssel auf den Tisch.

Erlauben Sie, wollte ich einwenden, mein Taschentuch ...

Sitzen bleiben, hieß es, und die Hand der Frau drückte mich nieder.

Ich hörte im Nebenzimmer eine Schieblade aufziehn und darauf etwas reißen. Mascha brachte den verlangten Streifen, der von der Mutter kunstgerecht um den Arm gewunden und von der Tochter am Ende gewandt zusammengenäht wurde. Die Operation war glücklich beendet.

Und bei mir in der Küche ist unterdessen alles angebrannt! rief die Mutter, während Mascha, da sie keine Schere bei der Hand hatte, den Faden mit den Zähnen abbiß. Ziehen Sie den Rock nicht an, Alexander Andrejewitsch. Es ist heute bei uns sehr heiß. Die schöne neue Uniform!

Mit diesem klagenden Ausrufe hob sie meinen Mantel auf, hängte ihn an den Rechen und eilte aus dem Zimmer.

Mascha hatte die Schüssel und den Schwamm weggetragen. Als sie zurückkam, faßte sie meine Hand.

Alexander Andrejewitsch, sagte sie bittend — und wieder mußte ich den Blick von ihren Augen abwenden —, können Sie es der dummen Närrin verzeihen!

Marja Iwanowna, ich bitte Sie demütig um Vergebung. Ich habe Sie erschreckt. Wie leicht hätten Sie sich schlimmen Schaden tun können!

Darin bestand ja eben meine Dummheit, daß ich erschrak, sagte sie eifrig.

Freilich, fügte sie errötend hinzu, trat zurück und zog ihr Jäckchen in Falten zusammen, ich bin nicht angekleidet — wenn Sie erlauben —, im Augenblick ...

Wenn Sie erlauben, Marja Iwanowna, fiel ich ein und trat auf sie zu, so muß ich mich für Ihre Bemühung bedanken.

Ich ergriff ihre Hand und küßte feurig den runden, feinen Arm über dem Handgelenk.

Sie entzog mir die Hand und wich zurück.

Das ist dafür, daß ich Ihnen den Arm verwundet habe? fragte sie lachend.

Ja, das ist dafür.

Sie sah mich schelmisch und, wie mir schien, vielverheißend an.

Nun setzen Sie sich aber wieder, sagte sie, seien Sie gehorsam. Ziehn Sie den Rock nicht an. Es ist hier wirklich unmenschlich heiß. Wir fürchteten Feuchtigkeit, da die Wohnung längere Zeit leer gestanden hat, und darum haben wir so schrecklich geheizt. Das ist auch der Grund, warum Sie mich — so — leicht bekleidet . . .

Sie zog wieder das Jäckchen zusammen.

Marja Iwanowna, das Unglück ist nun einmal geschehn! Ich will gehorsam sein unter der Bedingung, daß Sie Ihre Schuhe anziehn, denn die Diele ist doch kalt, und daß Sie sich im übrigen nicht genieren lassen, bleiben, wie Sie sind, und in Ihrer Arbeit fortfahren, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen.

Sie neigte den Kopf etwas auf die Seite, als ob sie nachdenke, hob ihn dann mit einem trotzigen Ruck, fuhr in die abgetretnen Schuhe und nahm den Haken und den Hammer vom Fußboden auf.

Du nichtswürdiger Haken! murmelte sie dabei ärgerlich.

Den nichtswürdigen Haken will ich Ihnen gleich an den gehörigen Platz setzen, sagte ich und griff nach dem Hammer.

Sie! mit Ihrem beschädigten Arm! rief sie und hielt den Haken und Hammer hinter sich.

Marja Iwanowna, Sie tun wirklich so, als ob ich schwer verwundet oder — ein verzärteltes Kind wäre. Geben Sie her!

Aber Sie dürfen nicht mit dem verbundnen Arm!

Dummes Zeug! Ich werde den andern Arm benutzen. Ich will nur den nichtswürdigen Haken einschlagen. Dann werde ich sitzen und zusehen.

Ich griff mit beiden Händen um sie herum nach dem Haken und Hammer, und da sie nicht gleich loslassen wollte, kamen wir wieder in unmittelbare Berührung. Mir wurde heiß dabei, als ob ich mich versengt hätte, und ich mußte mich schnell abwenden, um die Glut meines Gesichts zu verbergen. Ich rückte das Bänkchen zurecht, stieg darauf und hatte bald den Haken tief genug in die Wand getrieben. Mascha schwieg unterdessen, und als ich vom Bänkchen sprang und mich zu ihr kehrte, bemerkte ich trotz der Dämmerung, wie auch ihre Wangen noch brannten. Wir hängten den Spiegel an den Haken. Die Mutter steckte den Kopf in die Tür, schalt mich, daß ich nicht sitzen geblieben sei, und beauftragte Mascha, den Tisch zu decken.

Alexander Andrejewitsch ißt vielleicht auch einen Bissen mit, sagte sie, denn es ist schon lange nach Mittag.

Mascha beseitigte die auf dem Tisch liegenden Gegenstände, zündete die Lampe an und trug aus dem Nebenzimmer das Notwendige herbei, während ich deckte und ordnete. Die Beschäftigung half uns über die letzte Verlegenheit weg. Wir lachten und scherzten. In voller Heiterkeit verlief auch das Mahl, das nur aus Steaks und Kaffee und Kuchen — dem Brot und Salz Abramows — bestand und mir sehr gelegen kam, denn das Tischdecken erinnerte meinen Magen daran, daß ich noch nüchtern war. Die Mutter entschuldigte sich wegen des Fehlens der Suppe. Sie hatten sich gestern nur für die Nacht eingerichtet, hatten heute den ganzen Tag gekramt und beschlossen, erst dann etwas in der Eile zum Essen zu bereiten, wenn alles bis auf die Kleinigkeiten an Ort und Stelle sei.

Nach dem Essen wurde es noch gemütlicher. Die Mutter war mit dem gebrauchten Geschirr in die Küche gegangen, um es dort zu reinigen. Mascha schlug kleine Nägel in die Wände und hängte Bilder, Bildchen und sonstigen Zierat daran. Ich saß auf dem Sofa, rauchte und bewunderte sie, natürlich im stillen; laut aber gab ich auf ihre Fragen meinen Rat wegen der Gruppierung der anzuhängenden

Gegenstände. Mitunter übernahm ich den Hammer, wo sie nicht hinaufreichte, und wenn auch ich zu klein war und das Bänkchen zu Hilfe nehmen mußte, sah sie drohend zum Spiegel und schalt den „nichtswürdigen Haken." Als das vordere Zimmer in Ordnung war, wiederholte sich dieselbe Arbeit im andern. Ich hatte gefürchtet, nicht dahin zugelassen zu werden, aber Mascha war weit entfernt von jeder unnützen Prüderie. Sie forderte mich selbst auf. Übrigens war dort alles so tadellos sauber und unverfänglich, von den Betten bis zu den Handtüchern über dem Waschtischchen, daß es lächerlich gewesen wäre, in einer so kleinen Wohnung den Gast auf den vordern Raum beschränken zu wollen. Die Mutter kam, stellte das Geschirr in den Schrank, setzte sich, um zu rauchen und sich zu erholen, und sah plaudernd unsrer Arbeit zu, bedauerte von Zeit zu Zeit aber immer wieder die zerrissene Uniform. Das unglückliche Kleidungsstück wollte ihr gar nicht aus dem Kopfe.

Ich kam erst um Mitternacht nach Hause, nachdem wir lange beim Tee gesessen und über Maschas mutwillige Einfälle gelacht hatten. Den ergiebigsten Stoff zur Heiterkeit hatte selbstverständlich das Fräulein Schtschepin und meine heutige Gefangenschaft und Flucht geliefert. Hin und her redend hatten wir einen förmlichen Vertrag geschlossen. Ich sollte, wann meine Zeit es erlaubte, kommen und gehn, ohne mich an die Tageszeit zu kehren. Sie versprachen, sich durch mich in ihren Arbeiten nicht stören zu lassen und es mir offen zu sagen, wenn ich ihnen in irgend einer Art hinderlich sei.

Ich rechne noch jetzt diesen Abend zu den glücklichsten, die ich je verlebt habe. Ich war trotz der verdorbnen Uniform so zufrieden, so schuljungenmäßig froh, als ich durch das Schneegestöber, das sich erhoben hatte, nach Hause ging, daß ich mich mehrmals darüber ertappte, wie ich ziemlich laut vor mich hinsang. Ich konnte es nicht unterlassen mit Gerassim zu scherzen, während er alles zu meiner Nachtruhe bereit machte. Er sah mich mehrmals prüfend an. Er hegte offenbar den Verdacht, daß ich zu viel getrunken hätte.

16

Es begann nun eine Zeit regelmäßiger Arbeit für mich. Des Morgens war ich mit Tagesanbruch auf den Straßen, um die säumigen Hauswirte und Hausknechte anzutreiben, daß sie die Trottoire abschaufelten und fegten. Ich hatte damit nicht wenig Mühe und Ärger. Den lernte ich übrigens bald als unnütz und unangebracht betrachten. Der Polizeibeamte muß sich das Ärgern abgewöhnen, wenn er leben und gesund bleiben will, denn Grund sich zu ärgern hat er beständig. Außerdem machte ich die Bemerkung, daß die Hauswirte und die Knechte ihre Freude und Genugtuung daran finden, den Beamten zu ärgern, und viel williger und folgsamer sind, wenn sie sehen, daß es ihnen nicht gelingt, ihn aufzubringen. Ich gewöhnte mich daran, den Leuten ruhig, fest und heiter entgegenzutreten, und brach scherzend manchen Widerstand, der sehr zäh gewesen wäre, wenn ich mich geärgert hätte.

Bisher war regelmäßiges Reinigen der Trottoire nur in der Steinstraße und manchmal in den anliegenden Gassen üblich gewesen. Der ganze übrige Teil der Sandseite war von der Polizei aus Mangel an Beamten, und weil sich selten oder nie ein höherer Vorgesetzter dahin verirrte, stiefmütterlich behandelt worden. Wie der Schnee festgefahren und festgetreten wurde, so hatte er gelegen und Hügel und Täler gebildet. Die Fußsteige hatten sich stellenweise an den Häusern, anderwärts in einiger Entfernung von ihnen hingezogen, sodaß hier und da Schneehaufen die Hauswände bis zu den Fenstern und höher bedeckten. Bei Tauwetter hatten sich in den Vertiefungen Pfützen gebildet, die in den entlegnern Straßen greulichen Gestank verbreiteten, denn es war ganz im Geschmack der Leute, die die Hütten und Häuschen am Ende der Stadt bewohnten, jeglichen häuslichen Abfall und Unrat geradezu auf die Straße zu werfen, zu schütten und zu gießen.

Ich griff kräftig ein und wurde nicht müde. Der Wachmeister Jegorow half getreulich. Der arme Mensch konnte sich nicht zu meinem kaltblütigen Standpunkt aufschwingen und ärgerte sich vom Morgen bis zum Abend. Er geriet so ins Schelten und Zanken, daß er gar nicht mehr imstande war, ruhig und gutmütig zu reden. Wenn er mir etwas zu melden oder zu erzählen hatte, klang es immer, als ob er mir einen Verweis erteilte.

Das Reinigen oder vielmehr Reinigenlassen der Straßen und Fußsteige nahm gewöhnlich den ganzen Vormittag in Anspruch. Wir gingen darauf essen, und dann machte einer von uns einen tüchtigen Nachmittagschlaf, während der andre sich dem Aufseher zur Verfügung stellte, um in den belebtern Straßen die Aufsicht über den Verkehr zu führen, die Fuhrleute im Zaume zu halten, die zu sehr ausschreitende Lustigkeit Betrunkner zu dämpfen und noch Hunderte von Pflichten zu erfüllen, mit denen die Polizei überladen ist. Wer geschlafen hatte, machte nach dem Abendtee die Runde, sah nach den Posten, sorgte für rechtzeitiges Schließen der Trinklokale und für die notwendige nächtliche Ruhe und Stille. Gegen Morgen übernahm wieder der andre den Dienst, sodaß der erste einige Stunden ruhn konnte. Auf diese Weise richteten wir es ein, daß unsre Sandseite nie sich selbst und fast nie den Schutzleuten und Nachtwächtern allein überlassen war. Wir fühlten uns beide geschmeichelt in dem Bewußtsein, daß die Sandseite eine Ausnahme nicht allein in unsrer Stadt, sondern unter den Stadtteilen vieler Städte war.

Die Einwohnerschaft, die in ihrer großen Mehrzahl anfangs meine Anforderungen als unerhört bezeichnete und mit allen Mitteln gegen mich ankämpfte, gewöhnte sich allmählich an mich, überzeugte sich, daß ich nichts Unausführbares forderte und nicht daran dachte, jemand unnütz belästigen, schikanieren oder beleidigen zu wollen, sondern immer bereit war, Rat zu erteilen, Aushilfe zu ersinnen und jede mögliche Erleichterung zu bewirken. Die Zahl meiner Widersacher nahm täglich ab, und ich wurde zuletzt in meinem Bezirk zu einer allgemein geachteten, ja sogar geliebten Persönlichkeit. Fast niemand ging an mir vorüber, ohne mir einen guten Tag zu bieten, und viele düstre Gesichter nahmen einen freundlichen Ausdruck an, wenn „unser Herr Gehilfe" sich zeigte. Freilich wurde ich auch gefürchtet, denn wo ich auf böswillige Widersetzlichkeit stieß, ließ ich auch nicht nach, bis ich meinen Willen durchgesetzt hatte, und dadurch gewann ich wieder in den Augen der Bessergesinnten. Ich kann dreist sagen, ich machte im Laufe des Winters die Sandseite zu einem Musterstadtteil, und hätte es dort eine Feuersbrunst gegeben, mein Wort wäre zur Wahrheit geworden: auf einen Wink von mir hätten sich Hunderte an die Pumpen gestellt, und zwar mit Lust und Vergnügen.

Jemeljan Afanasjewitsch kam, um meine Wirtschaft in Augenschein zu nehmen, war höchst zufrieden und wunderte sich am meisten darüber, daß ich ihn nie mit einem Protokoll belästigte. Daß es ohne Protokolle abging, war aber gerade das größte Herzeleid des Wachmeisters, der zeterte und mit Protokollen drohte, sobald er den Fuß auf die Straße setzte.

Wenn kein Schnee fiel, das Schaufeln überflüssig war, und das Fegen nur kurze Zeit in Anspruch nahm, ging ich mit dem Wachmeister zusammen und besichtigte Schornsteine. Es geschah nur, um den Wirten zu zeigen, daß ich daran dachte, denn vernachlässigte Schornsteine fanden sich bald nirgend in meinem Bezirk. Auch der Kaufmann Isotow hatte einen Schornsteinfeger gedungen, der am ersten oder zweiten Tage jedes Monats bei ihm fegte.

Das Besichtigen der Schornsteine wurde auf den Befehl des Chefs der Provinz in allen ihm untergeordneten Städten von der Polizei und den Brandkommandos vorgenommen, und es mußten ihm jeden Monat Berichte eingeliefert werden. Das machte nicht wenig böses Blut. Die Polizeioffiziere, die schon bisher die mannigfache ihnen obliegende Arbeit nicht bewältigen konnten, betrachteten diese neue Zugabe als unmögliche Last, murrten unter sich und suchten die Sache so gut wie möglich zu umgehn. Wo sie sich aber wirklich an die Ausführung machten, er-

wuchsen ihnen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten ohne Zahl. Es regnete Protokolle. Die Richter wurden überhäuft und unzufrieden, zumal da die anhängig gemachten Fälle meist nicht genügend begründet und bewiesen waren. Die freisprechenden Urteile mehrten sich und untergruben die Scheu vor den Revisionen.

Wem die Beamten in den kleinen Kreisstädten die Schuld an der vermehrten Arbeitslast zuschrieben, wußte ich nicht. In den beiden andern Teilen unsrer Stadt jedoch war es bekannt, daß ich eigentlich die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ich konnte mir denken, mit welchen Titeln die dortigen Kollegen mich hinter dem Rücken belegten, da sie beim Zusammentreffen mit mir nicht damit zurückhielten und mich zwar mit kameradschaftlichen, aber um so derbern Vorwürfen überhäuften.

In unserm Stadtteile wachte Jemeljan Afanasjewitsch mit Strenge über die genaue Ausführung der Vorschrift und leitete persönlich Guido und Nemirow an. Nemirow begann auch, sich hineinzufinden, aber Guido war unverbesserlich, rapportierte frisch drauf los, daß alles in Ordnung sei, und wenn der Aufseher ein Haus revidierte, das Guido am Tage vorher untersucht haben wollte, stellte sich nicht selten heraus, daß die Schornsteine seit Menschengedenken mit keinem Besen in Berührung gekommen waren. Guido hielt bei solchen Gelegenheiten den Zorn des Aufsehers mit großer Ruhe aus, konnte nicht begreifen, wie er sich so in den Häusern hätte versehen können, schüttelte flegelhaft den Kopf und lächelte verächtlich.

Prowin war für die Schornsteinrevisionen dem Brandmeister zugewiesen worden, der seine Mitwirkung gern zugesagt hatte, und in dessen Energie der Aufseher volles Vertrauen setzte. Beide wanderten zusammen fleißig umher, nahmen einen Feuerwehrmann und einen Schornsteinfeger mit und zeigten, daß sie begriffen hatten, was man von ihnen verlangte. Sie brachten ihren Bezirk bald in die gewünschte Ordnung, kehrten unterwegs in den Trinklokalen ein und blieben in Frieden mit den Hauswirten, denn wenn sie auch ziemlich rücksichtslos und lärmend zu Werk gingen, zeigten sie sich dabei doch so gut gelaunt und jovial, daß beginnender Streit sich zuletzt in Lachen auflöste.

Der Brandmeister konnte Prowin jedoch nicht immer begleiten. Es kam vor, daß eine Revision verabredet war, und der Brandmeister unerwartet im Depot notwendig zu tun fand. Wenn ein solcher Fall eintrat, wurde Prowin mit dem väterlichen Segen des Brandmeisters allein abgeschickt und mußte feierlich versprechen, keinen Tropfen zu trinken; er wurde dann bei seiner Rückkehr dadurch belohnt, daß der Brandmeister an diesem Tage das zu Hause getrunkne Bier für beide bezahlte. Der junge Mensch hielt sein Versprechen und kam durstig nach Hause. Trocken wie eine ausgepreßte Zitrone, sagte er, während er das erste, ihm sogleich gereichte Glas an den Mund setzte.

Einmal hatte der Brandmeister vergessen, seinem Schutzbefohlnen das Versprechen abzunehmen, oder Prowin hatte es absichtlich so einzurichten gewußt, daß er ohne Abschied entschlüpfte. Ich kam zufällig in das Depot und fand den Brandmeister in so schlechter Stimmung, daß ich glaubte, er sei nahe daran, jemand umzubringen. Die Dunkelheit hatte sich schon eingestellt. Er war eben zurückgekehrt, war eine Stunde umhergelaufen, um Prowin zu suchen, hatte aber weder von ihm noch von seinen Begleitern eine Spur entdecken können. Der Posten in der Straße, wo die letzte Revision um die Mittagzeit vorgenommen worden war, meldete, der Gehilfe habe in seiner Gegenwart lachend zu den Begleitern gesagt: Genug, wir gehn jetzt essen.

Warum beunruhigen Sie sich so sehr? fragte ich.

Alexander Andrejewitsch! rief er vorwurfsvoll. Sie fragen! Begreifen Sie denn nicht, daß er sich betrunken hat?

Dabei goß er ein Glas Bier in einem Zuge hinunter und stieß wütend das leere Glas auf den Tisch.

Nun, meinte ich, das wäre noch kein so großes Unglück. Das ist schon vielemal vorgekommen.

Alexander Andrejewitsch, sagte er mit dumpfer, knurrender Stimme, Sie sind ein unmoralischer Mensch. Ich habe Ihnen nie viel getraut, weil Sie nicht trinken. Ich halte die jungen Leute, die nicht trinken, für Heuchler, die es im stillen besorgen, oder für unreife Kinder, bei denen es später nachkommen wird. Aber jetzt . . .

Zu welcher Sorte rechnen Sie mich denn eigentlich, zu den Gleisnern oder zu den Kindern? fragte ich lachend.

Er sah mich finster an.

Jetzt sehe ich, fuhr er fort, daß Sie geradezu unmoralisch sind. Mensch, begreifen Sie denn nicht, was es heißt, wenn der Jüngling sich betrinkt, nachdem er schon einen ganzen Monat Maß gehalten hat? Ich hatte meine Freude an ihm. Ich war stolz auf ihn. Ich habe meine Augen an ihm geweidet wie eine liebende Mutter an ihrem Kinde, das die ersten Zähne bekommt. Und nun ist mit einem Schlage alles aus, alles hin. Ich muß von vorn anfangen. Ah!

Er stöhnte herzzerreißend und trank ein Glas.

Im Vorhause wurde es laut. Schwere Stiefel stampften auf den Fliesen. Stimmen ließen sich hören, die lachten. Es klang auch wie Gesang. Der Brandmeister trat in die Mitte des Zimmers dem Eingang gegenüber und kreuzte die Arme auf der mächtigen Brust.

Die Tür wurde von außen betastet, es wurde daran gepoltert, und endlich wurde sie geöffnet. Herein drängte sich Prorwin brüderlich Arm in Arm mit dem Feuerwehrmann und dem Schornsteinfeger. Die Mützen saßen weit zurück auf den Hinterköpfen. Die Gesichter glühten. Die Zungen lallten. Der Feuerwehrmann lachte stupid. Der Schornsteinfeger sträubte sich, wurde aber von Prorwin festgehalten, dessen Paletot ebenso rußgeschwärzt war wie die Jacke des Handwerksmanns neben ihm.

Da sind wir—r, Vater Br—randmeistrr! schnarrte Prorwin.

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Die Gruppe war zu komisch und unmöglich. Der Brandmeister aber fuhr wie ein gereizter Löwe vor. Mit der linken Hand faßte er Prorwin an der Brust und riß ihn von den andern weg, während er zugleich mit dem rechten Arm einen Schlag gegen diese führte, durch den er sie beide zusammen in das Vorhaus zurückschleuderte, wo sie hinstürzten.

He, Leute! schrie er mit solcher Kraft der Lungen, daß es mir in den Ohren gellte. Der Ruf mußte in allen Gebäuden und Räumen des Depots gehört worden sein.

Du, Vater—r Br—randm—strr, haue nicht meine Fr—reunde, lallte Prorwin, indem er sich bemühte, sich fest auf die Beine zu stellen.

Schweige, junger Hund! rief der Brandmeister und schüttelte ihn.

Mein Herr—r, protestierte Prorwin, untr—rstehn Sie sich —

Der Brandmeister schleppte ihn zur Wand und setzte ihn auf einen Stuhl. Im Vorhause erschallten eilige Tritte. Mehrere Feuerwehrleute sprangen in das Zimmer und stellten sich neben der Tür auf.

Mein Herr—r, begann Prorwin mehrmals und ballte die Fäuste, Sie unter—rstehn sich . . .

Jüngling, sagte der Brandmeister, indem er wieder die Arme auf der Brust kreuzte, Jüngling! Was habe ich gesündigt, daß du mir das antust? Wie willst du es vor Gott verantworten, daß du mir diesen Streich gespielt hast! Jüngling! Warum hast du mir das getan?

Ich sah neugierig auf den Redenden. Das Gesicht war leider von mir abgewandt. Die Stimme klang eigentümlich ergreifend. Es war fast, als ob der Mann Tränen niederkämpfte.

Prorwin starrte vor sich hin, und plötzlich schlug er beide Hände vor das Gesicht und fing an bitterlich zu schluchzen.

Kleidet ihn aus und legt ihn zu Bett, befahl der Brandmeister kurz, und

während die Leute zusprangen, den jungen Menschen aufhoben und in das Nebenzimmer trugen, was er sich ruhig gefallen ließ, setzte sich der Brandmeister auf einen Stuhl in der fernsten Ecke und verbarg ebenfalls das Gesicht in die flachen Hände. Ich ging still aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische Tendenzen in modernen englischen Frauenromanen. Von jeher haben in England die Frauen auf literarischem Gebiet eine hervorragende Rolle gespielt. Zu einer Zeit, wo die literarische Tätigkeit der deutschen Frauen noch Gegenstand des Spotts und des Mißtrauens war, hatten jenseits des Kanals mutige Vorkämpferinnen schon den Weg geebnet, der bald von einer Menge mehr oder minder begabter Schriftstellerinnen beschritten wurde. Unter ihnen wuchsen einige wirklich geniale Künstlernaturen empor, deren Entfaltung in Ländern, die der schöpferischen Frauenarbeit feindlich gegenüber standen, unmöglich gewesen wäre. Die Werke Charlotte Brontës, Jane Austens oder George Eliots sind Marksteine in der Geschichte des englischen Romans, und auch die Gegenwart ist nicht arm an bedeutenden Erscheinungen; unter ihnen wollen wir nur einige nennen: Humphry Ward, Lucas Malet (Mrs. Harrison), Mary Cholmondeley und Ellen Thorneycroft-Fowler.

Doch bisweilen scheint es, als ob sich die minder Begabten an dem Weihrauch, den man ihren genialen Schwestern gestreut hat, berauscht hätten und dadurch zu einer Überschätzung der eignen Kraft gelangt wären; sie fühlen sich oft verleitet, sich an Aufgaben zu wagen, denen sie infolge ihres Bildungsganges und wegen des aus weiblichen Eigentümlichkeiten erklärbaren Mangels an nüchternem Urteil nicht gewachsen sind. Ungeachtet dieses Zwiespalts zwischen Wollen und Können gelingt es ihnen oft, sich einen Platz unter den vielgenannten englischen Autoren zu erobern.

Vor allem hilft ihnen hierzu eine geschickte Wahl ihres Stoffs. Fast immer sind es Themata, die eben erst das allgemeine Interesse zu lebhaftem Für und Wider angeregt haben, und die nun in das Reich der Phantasie übertragen gleichsam den Ideengang des Publikums weiter ausspinnen. Natürlich wird dieser meist tendenziös zugespitzte Kern mit einem umfangreichen Apparat von Haupt- und Staatsaktionen ausgestattet, und eine genügende Anzahl geschickt, wenn auch nicht sehr logisch gruppierter überraschender Zwischenfälle sorgt dafür, daß der Roman spannend ist. Dazu kommt noch eine wirkungsvolle Reklame, die man bei uns vielleicht nicht allzu vornehm finden würde, deren Verdienst um die Popularität der betreffenden Schriftstellerin aber nicht unterschätzt werden darf. Hierauf muß man die Widersprüche zwischen den scharfen Protesten der Kritik und der Begeisterung des Publikums zurückführen, die jedes neue Werk einer solchen Lieblingsschriftstellerin unsrer englischen Vettern begleiten. Dabei wachsen die Auflagen jedesmal um einige zehntausend Exemplare, und falls die Kritik gar zu ungalant mit den verwöhnten Damen umgeht, wird den Verlegern die Auslieferung von Rezensionsexemplaren einfach untersagt.

Eine typische Vertreterin dieser Art erfolgreicher Frauenarbeit ist Marie Corelli. Obwohl sich die Presse schon seit Jahren bemüht, ihr mißbilligendes Urteil über diese Schriftstellerin in schroffster Form kundzugeben, werden ihre Romane neben denen Hall Caines am meisten in England gelesen. Gleich den ersten Größen der britischen Dichtkunst genießt sie die Ehre, schon bei Lebzeiten einen

Biographen gefunden zu haben, der sich die Aufgabe gestellt hat, die weitesten Kreise von ihrer künstlerischen Bedeutung zu überzeugen: „Miß Corelli, so berichtet er, empfängt Briefe aus den verschiedensten Volksschichten, indische Fürsten schreiben an sie in Ausdrücken der Ehrfurcht, als wäre sie eine Frau, die von der Wahrheit des Göttlichen inspiriert sei." Die Photographie eines Blattes aus ihrem Roman The murder of Delicia, das zerschossen und blutbefleckt auf einem Schlachtfelde Transvaals gefunden wurde, schmückt die Biographie.

Ein sonderbarer Gegensatz zu diesen dithyrambischen Lobeserhebungen ist der literarische Wert von Marie Corellis Romanen, besonders des neuesten: Temporal Power (Tauchnitz Edition). Während ihr früheres Werk The Master-Christian eine trotz vielfacher Übertreibungen ganz anziehende Lektüre ist, macht sich in diesem Buche eine wenig erquickliche Breite bemerkbar; die gegen alle erdenkliche Verrottung in Kirche, Regierung und Presse geschleuderten Tiraden, in denen sich Miß Corelli gefällt, sind ermüdend. Sie hat das alles schon recht oft gesagt, und die politischen Auseinandersetzungen, die ihre Romanfiguren in schrankenlose Begeisterung versetzen, würden in der rauhen Wirklichkeit wesentlich andre Folgen gehabt haben. Zum Beispiel wäre die schöne Rede über „die Korruption des Staates" wahrscheinlich zu einem vorzeitigen und unrühmlichen Ende gekommen, denn Miß Corellis rhetorischen Ergüssen über ein solches Thema kann eben nur ein Romanauditorium standhalten.

Der Inhalt des Romans ist ein Durcheinander von verschiednen Konflikten, die sich um die Haupthandlung gruppieren. Der Held ist der König eines kleinen südeuropäischen Staates, der es nach dreijähriger Regierung müde ist, eine Gliederpuppe in den Händen seines gewissenlosen Ministeriums zu sein. Er beschließt, die Lage seiner Untertanen mit eignen Augen zu prüfen, und begibt sich verkleidet, ein moderner Harun al Raschid, in die entlegnen, nur von den ärmsten Klassen bewohnten Straßen seiner Hauptstadt. Bei dieser Gelegenheit lernt er den Führer der anarchistischen Partei, Sergius Thord, kennen, der ihn zu einer Versammlung seiner Gesinnungsgenossen führt, über die eine Frau von rätselhafter Herkunft mit Namen Lotys präsidiert. Unter dem Namen Pasquin Leroy gelobt der König den Umsturzmännern Brudertreue, und so arbeitet er während der nächsten Monate unaufhörlich an der Verwirklichung der Reformpläne dieser Partei. Am sogenannten „Schicksalstag," wo die den geplanten Reformen entgegenstehenden Männer als Volksfeinde zum Tode verurteilt und die Vollstrecker dieses Spruchs durch das Los bestimmt werden, zieht der König sein eignes Todeslos, und nun gibt er sich den Parteigenossen zu erkennen. Endloser Jubel bricht los, der König zieht an der Spitze der Revolutionspartei ins Parlament, und vor seiner überwältigenden Persönlichkeit ergreifen sämtliche unlautern Elemente im Staate die Flucht. Eine neue bessere Zeit scheint für das bedrängte Volk hereinzubrechen — da stirbt Lotys, die den König zu all diesen kühnen Taten begeistert hat, durch einen Pistolenschuß des eifersüchtigen Sergius Thord. Mit ihrem Tode hat das Leben für den König jeden Wert verloren. Und da nach ihrem letzten Wunsch ihr Leichnam auf blumengeschmückter Gondel in den Ozean hinaustreibt, fährt er ihr bei einbrechender Nacht unerkannt nach und versinkt im Sturm, vereint mit der Geliebten.

Marie Corelli bekämpft in Temporal Power, abweichend von ihrem vorhergehenden, gegen den Katholizismus gerichteten Roman, die Monarchie, und zwar die konstitutionelle Verfassung. Gelegentlich greift sie auch auf ihr früheres Thema, für das sie eine besondre Vorliebe zu haben scheint, zurück, und der Erzschurke des Romans trägt richtig wieder eine Jesuitenkutte. Im übrigen besteht ihre Art von Charakterschilderung darin, daß sie ihren Helden eine möglichst abenteuerliche Vergangenheit andichtet, die vor der Einführung der betreffenden Persönlichkeit gewissenhaft erzählt wird. Die Frauen sind alle wunderschön oder wenigstens unwiderstehlich interessant, und ein berühmter deutscher Arzt verrät seine Nationalität durch gelegentliche Ausrufe: „Ach so!" und „Gott im Himmel!" Trotzdem enthält

das Werk einige recht ansprechend und stimmungsvoll geschriebne Abschnitte, die ungleich besser zur Geltung kämen, wenn Miß Corelli das Ganze um ein Drittel gekürzt hätte.

Tendenziös im krassesten Sinne des Worts ist Dorothea Gerards Roman mit dem bezeichnenden Titel: The Blood-Tax (Tauchnitz Edition). Die Verfasserin, Madame Longard de Longgarde, hat durch ihre frühern Arbeiten, in denen sie sich mit Vorliebe ernstern, der Allgemeinheit fernliegenden Problemen zuwandte, die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise auf sich gelenkt. In diesem Buch erörtert sie nun die vielumstrittne Frage, ob für England die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ratsam sei oder nicht. Da sie für diese „Studie des Militarismus" Deutschland als Schauplatz gewählt hat und ihre Schlußfolgerungen angeblich aus ihrer Kenntnis deutscher Einrichtungen zieht, wird eine kurze Übersicht über das Buch von Interesse sein.

James Millar begibt sich nach Deutschland, um in einer großen Zweiradfabrik einen Betrieb nach englischem Muster einzurichten und daneben die militärischen Einrichtungen zu studieren, die ihm bisher die größte Hochachtung eingeflößt haben. Trotz des ihm aufgezwungnen industriellen Berufs fühlt er sich im Herzen als Soldat; er beschließt, sich später einen Sitz im Parlament zu erringen und von dort aus für die allgemeine Wehrpflicht in seinem Vaterlande zu wirken. Durch Einführung in die Offizierkreise seines neuen Wohnorts gelingt es Millar, den gewünschten Einblick zu erlangen.

Nacheinander läßt die Verfasserin die verschiednen, alljährlich wiederkehrenden Phasen der Ausbildung unsrer Soldaten an dem Auge ihrer Landsleute vorüberziehn. Es muß anerkannt werden, daß Madame de Longgarde den spröden Stoff, der für eine Dame ja durchaus ungewöhnlich ist, mit großer Sorgfalt durchzuarbeiten bestrebt gewesen ist. Es ist ihr aber nur zum geringsten Teile gelungen. Vielleicht kann man das darauf zurückführen, daß Madame de Longgarde allem Anschein nach ihr Material sozialdemokratischen und anarchistischen Quellen entnommen hat. Nur so konnte sie zu der Ansicht gelangen, daß die allgemeine Wehrpflicht für jeden Staat ein schweres nationales Unglück und ein Hemmnis der normalen Entwicklung des Volks sei. Um dieses Urteil zu begründen und die Warnung vor dem Militarismus, die das Fazit des Romans ist, recht eindringlich zu machen, übertreibt die Verfasserin und erzählt Dinge, für die man tatsächliche Belege schwerlich finden wird.

Schon ihre Schilderung der Rekrutenaushebung, die sie mit einem orientalischen Sklavenmarkt (!) vergleicht, entspricht in den Einzelheiten durchaus nicht der Wirklichkeit. Abgesehen davon, daß sie in der ärztlichen Untersuchung der Leute nur eine das Zartgefühl verletzende Abschätzung ihrer körperlichen Beschaffenheit sieht, sind auch die nach Madame de Longgarde sich ständig wiederholenden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Militärarzt und dem Kreisphysikus — sie nennt ihn civilian doctor — über die Tauglichkeit von schwächlichen Leuten höchst unwahrscheinlich. Denn welcher Sanitätsoffizier hat wohl ein Interesse daran, kränkliche Leute einzustellen, wo ein Überfluß an gesunden und tüchtigen vorhanden ist! Auch die Behauptung, daß die zukünftigen Soldaten ein solches Grauen vor ihrem Berufe hätten, daß sie sich zur Aushebung erst in Alkohol Mut trinken müßten, ist vollständig aus der Luft gegriffen. Bekanntlich freuen sich bei uns die Jungen auf ihre Militärzeit, und die Äußerung: „Wer nicht Soldat gewesen ist, ist kein ganzer Mann!" hört man gerade unter den einfachen Leuten besonders häufig. Das Bild des großen Manövers, das Madame de Longgarde entwirft, ist gleichfalls eine Karikatur der Wirklichkeit. Oder hat man in Deutschland je davon gehört, daß Reservisten unter dem Banne anarchistischer Theorien auf die ihnen entgegengestellte Truppe mit Kugeln schössen, und zwar aus Wut darüber, daß ihre Frauen und Kinder während der Übungszeit darben müßten?

Madame de Longgarde ist über die neuern Einrichtungen unsers Heeres

schlecht informiert, sonst würde sie wissen, daß die Familien der zur Übung eingezognen Männer entschädigt werden, und daß die Zeit, wo der Soldat keinen Vollbart tragen durfte, längst vergessen ist. „Gestern mußten die in Goldstein ihre Kartoffel unreif herausnehmen," berichtet einer der Unzufriednen, „weil sie nach dem Durchmarsch der Truppen keine mehr finden würden. Natürlich werden sie um Entschädigung bitten, aber man weiß ja, was dabei herauskommt. Und alles Mehl in der Mühle ist auf Befehl der Regierung für die Truppen zurückgehalten worden, sodaß die Leute wegen ihres Brots bis nach Reising gehn müssen ..." Die Einrichtung unsrer Militärbäckereien scheint Madame de Longgarde ebenfalls unbekannt geblieben zu sein, und was die Entschädigung für die zertretnen Felder betrifft, so schließt schon die Art unsrer Flurabschätzung, die durch zwei Sachverständige aus dem Kreise in Gegenwart des Landrats vorgenommen wird, jeden Nachteil für die Landbevölkerung aus.

Das ganze Buch ist voll solcher kleinen und großen Übertreibungen und Irrtümer, die beweisen, daß sich die Verfasserin von den in England herrschenden Ansichten über den Soldatenstand durchaus nicht hat frei machen können. Das britische Unabhängigkeitsgefühl empört sich gegen die allgemeine Wehrpflicht. Es sieht in dem strikten Gehorsam gegen den Vorgesetzten, der eine unerläßliche Maßregel der Disziplin ist, eine Beeinträchtigung der freien individuellen Entwicklung der Persönlichkeit. In England ist das Heer eben nicht eine erziehende Einrichtung wie bei uns, sondern ein Zufluchtsort für gescheiterte Existenzen, die natürlich nicht dazu beitragen können, dem Soldatenstand die allgemeine Achtung zu erringen. — Die zum Schluß von Madame de Longgarde vorgeschlagne Reform der englischen Armee durch eine militärische Erziehung der männlichen Jugend von den Schulen aus ist nicht neu, da ähnliche Einrichtungen in Frankreich bestehn.

Madame de Longgarde äußert an einer Stelle, daß das eigentliche Wesen der englischen Nation sogar für den intelligenten Ausländer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben müsse. Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein. Doch möchten wir der Verfasserin in ihrem eignen Interesse raten, dieses weise Wort auch auf die nicht englischen Völker anzuwenden, dann würde sie vielleicht zu der Einsicht kommen, daß es Dinge gibt, die ihrem Verständnis als Engländerin und als Frau entrückt sind.

B. Prilipp

Katholische Moral. Nicht durch die Pamphlete bekannter Art, sondern durch die wissenschaftliche Polemik protestantischer Theologen und Philosophen hat sich Dr. Joseph Mausbach, Professor der Moral und der Apologetik an der Akademie zu Münster, veranlaßt gesehen, die Schrift zu verfassen: Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben (Köln, Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem; zweite, vermehrte Auflage 1902). Das erste Kapitel behandelt die Stellung der Kasuistik in der katholischen Moral. Mausbach gibt einzelne Übertreibungen und Mißbräuche zu, sowie daß die veränderten Zeitumstände manche Änderung verlangen, sucht aber die Kasuistik der Ordensschriftsteller und besonders Liguoris im ganzen zu rechtfertigen. Das genügt dem Professor Dr. Anton Koch nicht, der im ersten diesjährigen Hefte der Renaissance eine gründliche Reform nicht der katholischen Moral aber ihrer Behandlungsweise fordert. Er erklärt einzelne Angaben Mausbachs für unrichtig und schreibt u. a.: „Wenn Herr Professor Mausbach mitteilt, daß »der jetzige römische Moralprofessor für die ganze Materie [das sechste Gebot] eine Stunde verwendet«, so können auch wir auf Grund eines ganz zuverlässigen Berichts die Mitteilung machen, daß P. de Luca S. J. in Rom das Eherecht so ungeniert behandelt, daß die einen seiner Schüler rot werden und in Verlegenheit geraten, die andern lachen." (Die von Dr. Joseph Müller in München herausgegebne, bei Karl Bongard in Straßburg i. E. in Kommission erscheinende Monatschrift Renaissance ist das bedeutendste Organ der Reformkatholiken und bringt gute Aufsätze, auch solche von allgemeinem Interesse.) Diese Meinungsverschieden-

heiten mögen die katholischen Theologen unter sich ausfechten. Anstatt darauf einzugehn, wollen wir unsre den Gegenstand betreffenden Grundsätze noch einmal kurz aussprechen. Erstens: die Kasuistik darf in den wissenschaftlichen Büchern und im Unterricht die Darstellung der Sittenlehre nicht beherrschen, aber zu entbehren ist sie nicht, auch nicht außerhalb des Moralunterrichts, wo immer Gegenstände der Moral in Frage kommen. Denken wir uns, der Lehrer liest mit seinen Sekundanern oder Primanern den Tell und sieht die Augen der Jünglinge von Begeisterung flammen; und denken wir uns, es geschieht in der Zeit nach 1806 oder in der Zeit der Demagogenriecherei (jetzt wollen alle studierenden Jünglinge Reserveleutnants werden, und kaum einer steht in Gefahr, zur Revolution verführt zu werden). In ihren Augen liegt auch eine Frage. Der Lehrer würde sehr wenig gewissenhaft handeln, wenn er die Schüler auf ihren autonomen kategorischen Imperativ verwiese, anstatt die Frage mit ihnen zu erörtern, ob und unter welchen Umständen Verschwörungen erlaubt seien. Und heutige Väter, möchten sie auch ordentliche Professoren der Philosophie sein und zu Kants Fahne schwören, würden einem Lehrer kaum Dank wissen, der ihre Söhne für die Freiheit begeistern wollte, ohne kasuistisch das quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando zu erörtern. Zweitens: namentlich der Seelsorger darf als Berater die Kasuistik nicht verschmähen, denn es sind ja eben casus conscientiae, wegen deren er befragt wird. Aber die Rolle des Richters, die die katholische Kirche ihren Beichtvätern zuweist, und die hauptsächlich die Kasuistik notwendig machen soll, erkennen wir nicht an. Wir halten es für Frevel, wenn ein Mensch sich anmaßt, in einem forum internum an Gottes Stelle über einen Mitmenschen zu richten, und für unvernünftig, wenn er sich einbildet, entscheiden zu können, ob eine Sünde vor Gott als Todsünde oder als läßliche Sünde gilt. Damit soll nicht behauptet werden, daß alle Sünden gleich seien, oder daß der Mensch nicht imstande sei, größere Verschuldungen von geringern zu unterscheiden, wie das ja auch der weltliche Richter tut. Nur daß ein Mensch einen entscheidenden Spruch fällen, den Zustand und den Wert einer Seele genau taxieren und so dem Urteile Gottes vorgreifen könne und dürfe, leugnen wir entschieden. Mit dem Richteramt im Beichtstuhl und mit dem kirchlichen Ehegericht, das heute nicht mehr notwendig ist, würde für die Geistlichen der Zwang zu gewissen peinlichen Untersuchungen wegfallen, die allerdings dem Richter und dem Gerichtsarzt nicht erspart werden können. Drittens: wo immer die Kasuistik in der Theorie die Grundideen und Grundsätze überwuchert oder in der Praxis in Unfug ausartet, muß beides energisch bekämpft werden.

Für den zweiten Teil, der „Die katholische Gesamtauffassung der Sittlichkeit und der Protestantismus“ überschrieben ist, werden alle ehrlichen Protestanten dem Verfasser dankbar sein, weil ihnen seine kurzgefaßte, klare und quellenmäßige Darstellung für die Polemik und, was wichtiger ist, für die Verständigung eine bequeme und zuverlässige Grundlage darbietet, an der es bisher hier und da gefehlt zu haben scheint. Luthern wird er natürlich nicht gerecht, das kann und darf ein katholischer Theologe vorläufig noch nicht. Aber seine Rechtfertigung der katholischen Morallehren ist so überzeugend, daß sich gewisse Anklagen, die gegen sie erhoben zu werden pflegen, schlechterdings nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Wir führen nur dreierlei an. Man wirft der katholischen Moral gröbste Heteronomie vor: gut ist, was der Beichtvater oder was der Papst befiehlt. Mausbach führt dagegen u. a. einen Ausspruch des Thomas von Aquin an, und da das Kapitel, dem er entnommen ist, den Kern und Stern der offiziellen katholischen Moral enthält, so wollen wir den Inhalt dieses ganzen Kapitels abgekürzt mitteilen. Das 128. Kapitel des 3. Buches der Summa contra gentiles handelt von dem Verhalten des Menschen zum Nebenmenschen, wie es durch das göttliche Gesetz geordnet wird (Quomodo secundum legem Dei homo ad proximum ordinatur). „Das göttliche Gesetz verpflichtet den Menschen, in Beziehung auf alle Dinge, die er für sich verwenden kann, die vernunftgemäße Ordnung inne zu halten. Unter diesen Dingen sind die Mitmenschen die vornehmsten. Denn der Mensch ist von Natur

ein animal sociale, weil er vieler Dinge bedarf, die er sich ohne die Hilfe andrer Menschen nicht verschaffen kann. Demnach hat er eine vernünftige Gesellschaftsordnung herzustellen. Diese Ordnung hat zu verhüten, daß die Menschen einander hindern, sie muß also die Eintracht und den Frieden erhalten. Dazu gehört, daß einem jeden das seine gesichert, also Gerechtigkeit geübt werde. Es sind also göttliche Gebote nötig, die einen jeden im ruhigen Besitz und Genuß dessen, was ihm zukommt, schützen. Diesen Zweck erfüllen die Gebote: Du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis ablegen wider deinen Nächsten, du sollst deines Nächsten Weib und Eigentum nicht begehren. Diese Gebote Gottes zu beobachten, wird der Mensch auf zweierlei Weise geneigt gemacht, innerlich und äußerlich. Innerlich durch die Liebe zu Gott und zum Nächsten; denn wer einen andern liebt, der gibt ihm freiwillig und freudig, was er ihm schuldig ist, und mehr als dieses (liberaliter superaddit). Weil aber nicht alle so geartet sind, so müssen die übrigen durch die Furcht vor Strafe zur Erfüllung des Gesetzes angehalten werden. Die die Liebe haben, sind sich selbst Gesetz (sibi ipsi sunt lex); für sie hätte also kein äußeres Gesetz gegeben zu werden brauchen; dieses war nur für die andern nötig, die nicht von selbst dem Guten zuneigen, weshalb Paulus sagt, das Gesetz ist nicht für die Gerechten sondern für die Ungerechten gegeben. Was aber nicht so zu verstehn ist, wie es einige mißdeutet haben, daß die Gerechten zur Erfüllung des Gesetzes nicht verpflichtet wären, sondern nur so, daß sie auch ohne Gesetz von selbst die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllen." Über diese schon der Sprache nach recht kindliche Morallehre werden ja unsre modernen höchst erhabnen Ethiker die Nase rümpfen, aber sie hat wenigstens den doch vielleicht nicht ganz wertlosen Vorzug, daß man sie versteht. Bei der Erörterung des Verhältnisses der katholischen Moral zur weltlichen Kultur hebt Mausbach hervor, die hergebrachte Anklage unterschiebe dem Gradunterschiede einen Gegensatz; weil der Katholik die himmlischen Güter höher schätze als die irdischen, so beschuldige man ihn, daß er alles Irdische und Weltliche für böse erkläre. „Nicht Mangel an natürlicher Liebe, stoische Apathie oder buddhistischer Weltschmerz, sondern das Übergewicht einer höhern Liebe ist es, das dem christlichen Asketen den Glanz irdischer Reize erbleichen läßt. Nicht die Negation als solche, sondern die durch sie gewonnene Freiheit für eine größere, unmittelbar Gott und der Gesamtheit dienende Lebensaufgabe gibt dem christlichen Verzicht auf die Welt den höhern sittlichen Wert. Geistvoll, aber auch sachlich zutreffend, sagt der heilige Johannes Chrysostomus: Wäre in den Augen der Christen die Ehe, das häusliche Streben und Arbeiten etwas Verächtliches oder Geringes, so würde er das Opfer dieser Güter nicht als etwas Heroisches preisen; denn nur, wer Großes opfert, verdient den Namen eines Helden." Die lutherische Orthodoxie bestreitet grundsätzlich, daß es Grade der Sittlichkeit, Stufen gebe, auf denen der Christ zur Vollkommenheit aufsteige. Ich halte an dieser katholischen Anschauung fest. Mit diesen Stufen und Graden fallen die Kreise eines sozusagen esoterischen und exoterischen Christentums nicht zusammen, die ich bei einer andern Gelegenheit beschrieben habe. Aber auch der geistliche, der Ordensstand und der Laienstand sind nach katholischer Kirchenlehre nicht gleichbedeutend mit höhern und niedern Stufen des sittlichen Lebens; obwohl die Priester und die Klosterleute strenger zur Erfüllung der göttlichen Gebote verpflichtet sind als die Laien und eigentlich alle vollkommen sein sollten, hat doch die katholische Kirche niemals geleugnet, daß viele verheiratete Laien aller Stände sehr tugendhaft, viele Priester und Mönche sehr lasterhaft leben. Die Beobachtung der sogenannten evangelischen Räte macht nicht die Vollkommenheit aus, sondern wird nur als ein Hilfsmittel zu ihrer Erreichung empfohlen, sowie allen Gläubigen ohne Unterschied, auch den Laien, Gebet und Fasten als solche Mittel geboten werden. Bezeichnet doch das Wort Askese nichts andres, als was der Sportmann Training und der Militär Drill nennt. Mausbach gibt zu, daß die mittelalterlichen asketischen Schriftsteller, die ja meistens Mönche waren, ebenso auch die Kirchenväter, hie und da „den offnen Blick für die sittliche Bedeutung

der weltlichen Arbeit vermissen lassen"; er entschuldigt das mit den Zeitumständen. Aber schwerlich wird er zugestehn, daß, wie leider die Erfahrung beweist, in vielen, wo nicht in den meisten Fällen das sehr gefährliche Mittel zum Fortschritt in der Tugend in ein Mittel zum Gegenteil umschlägt. Das dritte, was wir anführen, ist der Aufschluß über die Art und Weise, wie die Fabel entstanden ist, die Jesuiten lehrten den Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel. Es sind zwei Stellen der Medulla theologiae moralis von Busenbaum (auf die eine verweist das Zitatenlexikon von Sanders), auf die sich die Anklage stützt. An beiden Stellen behandelt der Jesuit die zwei Fragen, ob ein Gefangner, um sein Leben zu retten oder ewigem Kerker zu entgehn, entfliehn, und ob er zu diesem Zwecke auch die Ketten zerbrechen und die Wächter täuschen dürfe, wofern er diesen dabei kein Leid zufügt (praecisa vi et injuria). Er bejaht beide Fragen; die erste, weil es dem Durchschnittsmenschen Übermenschliches zumuten hieße, wollte man ihn verpflichten, angesichts einer so furchtbaren Strafe auf die Flucht zu verzichten (wobei man einerseits an die Justiz und die Gefängnisse des siebzehnten Jahrhunderts denken möge, anderseits daran, wie z. B. die Befreiung Kinkels durch Schurz von der ganzen zivilisierten Menschheit beurteilt wird). Die zweite Frage bejaht er, weil, wenn die Handlung an sich erlaubt ist, auch die Vorbereitung erlaubt sein muß, mit dem Zweck auch die Mittel zum Zweck erlaubt werden (cui licitus est finis, etiam licent media, et cui licet consummatio, etiam licet inchoatio); es wäre ja Hohn, dem Gefangnen zu sagen: Fliehen darfst du, aber deine Kette durchfeilen und die Wächter täuschen, das darfst du nicht. Daß zur Erreichung des Zwecks nur an sich erlaubte Mittel angewandt werden dürfen, versteht sich für jeden Vernünftigen von selbst; Busenbaum sagt es aber, um Mißdeutungen vorzubeugen, mit dem praecisa vi et injuria auch noch ausdrücklich. Von einem Heiligen an sich unerlaubter Mittel ist nirgends die Rede. Sollte Mausbach falsch zitiert haben, so werden ihn wohl die protestantischen Gelehrten berichtigen; wir haben den alten Schmöker nicht, können also nicht nachprüfen. Daß die Jesuiten gerade so wie die meisten Privatleute und alle Politiker ohne Ausnahme in der Praxis manchmal verwerfliche Mittel für ihre wirklich oder vermeintlich guten Zwecke anwenden, darüber hat niemand ein Recht, sich zu wundern oder gar zu entrüsten; sie sind und bleiben doch Menschen. Sollte sich freilich die Nachricht bestätigen, daß die Jesuiten neuerdings in China, um die Konkurrenz der evangelischen Missionare zu schlagen, eine Schmähschrift gegen den Protestantismus verbreiten, die gar nicht wiederzugebende Verleumdungen enthält, so würde damit bewiesen sein, daß sie in der Anwendung des berüchtigten Grundsatzes das der menschlichen Schwachheit zuzubilligende Maß überschreiten. — Der dritte Abschnitt von Mausbachs Schrift: „Die Aufgaben der Moraltheologie in der heutigen Zeit," erörtert methodologische Fragen, die nur Fachleute interessieren.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 62. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Dezember 1902 — Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 1

Ausgegeben am 1. Januar 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Mit diesem Hefte beginnen die Grenzboten das erste Vierteljahr ihres 62. Jahrgangs. Sie sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Der Preis für das Vierteljahr beträgt 6 Mark, für das einzelne Heft 50 Pfennige.
Alle Freunde des Blattes werden gebeten, für seine Verbreitung zu wirken.





Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 2

Ausgegeben am 8. Januar 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Herausgeber persönlich richten J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20.
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf der einen Seite des Papiers zu schreiben mit breitem Rande erbeten.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 3

Ausgegeben am 15. Januar 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Vor kurzem ist erschienen:

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Dr. Ernst Groth**

[illegible] [illegible]

Dritte, vermehrte Auflage

23. bis 28. Tausend

Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

****

Inhalt: 1. Gemeinde, Staat und Reich. — 2. Kaiser, Bundesrat und Reichstag. — 3. [illegible]

****

[illegible]

[illegible]



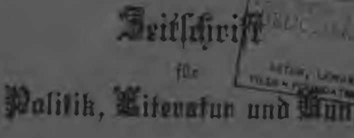
Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 4

Ausgegeben am 22. Januar 1903



Inhalt

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verlag persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers zu schreiben mit breitem Rande erbeten.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 5

Ausgegeben am 29. Januar 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den [illegible] persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers [illegible] schreiben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Lepzig

Blau und Weiss. Erzählung von **Georg Stellanus.** Zwei Bände. Fein gebunden 10 Mark.

Der Verfasser folgt den Spuren Raabes, schreitet hinein in die Gassen der Kleinstadt, betrachtet alles mit Behagen und Wohlwollen und giebt uns nun in seiner idyllisch anmutenden Erzählung, die von einem goldnen, echt deutschen Humor getränkt ist, eine ganze Musterkarte liebenswerter Menschen oder origineller Käuze. Wer in der Hast unsrer Tage sich so viel Stunden der Musse retten kann, um eine mit behäbigem Humor ausgesponnene Erzählung gemütlich zu geniessen, für den ist diese Geschichte von Stellanus ein guter Gesellschafter.
(Wiesbadener Tageblatt)



Weihnachten auf Wildegg. Erzählung von **Georg Stellanus.** Ein Band. Fein gebunden 7 Mark.

Es ist dies ein prächtiges Buch, das die Bezeichnung „herzerquickend" in vollstem Masse verdient. In erster Linie durch die lustige, keck übermütige Stimmung, von der es beherrscht wird; die urkomischen Einfälle des Verfassers müssen überall stürmische Heiterkeit erregen. Dann weckt die Erzählung aber noch einen so ungewöhnlich behaglichen Eindruck durch die markant hervortretende hochherzige Lebensanschauung des Autors. Er sieht die Menschen offenbar durch die rosenfarbne Brille der Liebe und Nachsicht, was weiss er alles Gutes von ihnen zu erzählen, wie aus der bunten Fülle der Lebenserscheinungen solche herauszufinden, die es einem zum Bewusstsein bringen, dass es doch etwas Schönes ist ums Leben und ums Menschsein. Mit Allgewalt zieht der Verfasser den Leser in seine Kreise. . . . Die köstliche, drollige und lebendige Art seiner Schilderung gestaltet alles interessant, und man wird nicht müde, ihm zuzuhören. . . .
(Leipziger Tageblatt)



Martin Bötzinger. Eine Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert von **J. H. Löffler.** 2 Bände. Fein gebunden 10 Mark.

Die Schöpfung eines Humoristen, der von überlegnem Standpunkte aus, doch ohne des Mitgefühls zu entbehren, auf die Leiden und Freuden, auf die Klugheiten und Thorheiten vergangner Zeiten hinabblickt. ein echter Geschichtserzähler aber auch, der in den Geist der Vergangenheit so tief eingedrungen ist, dass er völlig aus ihm heraus zu denken und zu fühlen vermag, und schliesslich auch Dichter genug, um seinen Stoff aus der brutalen Lokalfarbe in das abgetönte Licht der Erzählungskunst zu rücken, ohne ihn doch des ihm eigentümlichen düstern Charakters zu berauben. Die Erzählung knüpft an eine der furchtbarsten Verirrungen des Menschengeistes, an den Hexenglauben und die damit verknüpften schaudervollen Grausamkeiten an. . . . Die köstlichen Naturschilderungen, die Erzählung spielt im Thüringischen, ferner die Mannigfaltigkeit der Sprache, deren Register vom erhabnen Pathos bis zum drastischen Dialekt der Autor alle beherrscht, und schliesslich die reizende Naivität seiner Genrebilder vervollständigen die ausserordentlich günstige Wirkung des Buches, das auch als Zeitbild so interessant wie zuverlässig ist.
(Leipziger Tageblatt)

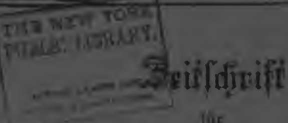


Madlene. Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von **J. H. Löffler.** Broschiert 2 Mark. In Satin gebunden 3 Mark.

Ende vorigen Jahres habe ich an dieser Stelle einen zweibändigen kulturhistorischen Roman von demselben Autor besprochen und meine Betrachtungen an dieses Zwitterding zwischen Poesie und Gelehrsamkeit geknüpft. Meine damalige Bemerkung, dass Löffler ein wirklicher Dichter sei, ist in der vorliegenden Erzählung vollauf bestätigt, und ich habe selten noch ein Stück Volksleben mit so viel Poesie und Anmut und feinem Humor, wenn auch in etwas altfränkischer Behäbigkeit und Breite, umkleidet und dargestellt gefunden, wie es bei Madlene der Fall ist. In dem scheu verhaltnen Liebesverhältnis der Madlene und dem Frieder liegt etwas so rührend Keusches, so jungfräulich Zartes, so selig Duftiges, dass es einem wirklich ans Herz geht. Und doch keine Spur von Sentimentalität und Rühreselei, alles so kräftig und würzig, wie der Duft frisch gemähten Heus. Wer noch Sinn und Verstand für eine ungepfefferte, aber desto bekömmlichere Nahrung hat, wird dieses Buch nur mit Befriedigung und Gewinn aus der Hand legen, denn was da sowohl im engern Familien- als auch im weitern dörflichen Leben, Empfinden und Handeln geschildert ist, trägt so sehr den Stempel des Natürlichen, Wahren und Einfachen an sich, dass man aus einem Entzücken ins andre gerät. Ich wünsche dem Buche viel Geniesser, es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. . . .
(Neue Badische Landes-Zeitung)



Die Grenzboten



Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 6

Ausgegeben am 5. Februar 1903

Inhalt: Seite

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Ver[illegible] persönlich richten J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20.

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers schrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Der goldne Engel

und kleine Geschichten von **Luise Glass.** Ein Band. Fein gebunden 5 Mark.

Fast zwei Drittel des Buches nimmt die Titelerzählung ein. Man könnte sie, auch um ihres Inhalts willen, füglich schon Roman nennen. In wohlverbundnen Zügen führt sie uns eine Familiengeschichte vor. Ihr Stoff ist sehr aktuell. „Der goldne Engel" ist das Modell eines lenkbaren Luftschiffs, an dessen Konstruktion der Vater und nach ihm der Sohn ihre Kraft, ihr Vermögen, die Existenz ihrer Familien setzen. Die Tochter und Schwester der beiden hat das Unding von jeher gehasst, aber daneben ihr möglichstes gethan, um durch Verzicht auf alle persönlichen Wünsche und durch ihre Arbeit die Familie wenigstens vor dem völligen Ruin zu bewahren. Endlich wird das Luftschiff doch auch ihr zum Verhängnis. Bei einem Brand im Hause will sie das Modell bergen und geht nun mit diesem Feind ihres Lebens zu Grunde. Luise Glass ist eine ausgezeichnete Erzählerin. Knapp, treffsicher in jedem Wort, eine Psychologin nicht gewöhnlicher Art und von einem stillen Humor, der höchst erfreulich wirkt. Davon geben auch die zehn kleinen Geschichten des Bandes, je in ihrer Weise, Zeugnis. (Schwäb. Merkur, Stuttgart)

Im Mund der Leute.

Erzählung von **Luise Glass.** Fein gebunden 6 Mark

Eine hübsche, schlichte Erzählung bringt eine Neuigkeit von Luise Glass. Es ist weniger die tragische Seite der Geschichte, die dem Büchlein seinen Reiz verleiht, auch nicht die teils wohltätigen, teils verderblichen Lichtstrahlen, die aus dem Leben der grossen Welt in das Getriebe einer Kleinstadt hineinfallen, sondern die anheimelnde Schilderung eben dieser Verhältnisse an sich. Das öffentliche und häusliche Leben innerhalb derartiger enger Grenzen ist mit solcher Frische ausgemalt, wie sie nur von einem genauen Kenner der einschlägigen Zustände nach dem Leben selbst geschaffen werden kann. Die behagliche Breite und die gemütliche Art der Erzählung passen trefflich zu dem behandelten Gegenstande. Besondre liebevolle Sorgfalt hat die Verfasserin der Darstellung ihrer Frauengestalten gewidmet, die sie vor allem mit einer Fülle feiner, der Natur abgelauschter Züge auszustatten weiss. (Schlesische Zeitung)



Die drei Kanoniere

und andre Geschichten von **Ernst Johann Groth.** Ein Band. Fein gebunden 4 Mark.

Inhalt: Kanonier Schimansky — Kanonier Abraham — Kanonier Radegast — Die Kuhhaut — Die Revisionsreise — Es wird schon kommen — Leopold Kümmerlich — Der Goetheforscher

Mit grossem Vergnügen und Behagen haben wir die Ernst Joh. Groth'schen Geschichten gelesen. Er ist ein Erzähler, an dem man seine Freude hat. Die einzelnen Abschnitte, zum Teil in einem gewissen losen Zusammenhang stehend, sind sehr geschickt in Komposition und Form. Durch alle zieht sich ein gemütvoller, sinniger Humor, eine reine, noble Denkungsart, der zwar nichts Menschliches fremd ist, die aber mit bewusstem Nachdruck bei dem Versöhnenden verweilt und den Dichter als einen Optimisten erkennen lässt, dem doch die reale Basis nicht mangelt. Gerade diese Grundstimmung ruft in dem Leser eine freudige Zustimmung hervor und stellt jenen seelischen Konnex her, ohne den die Lektüre eines Buches verlorne Liebesmühe ist. . . . Ernst Joh. Groth wird mit diesem Bande gewiss ebensoviele erfreuen, wie er bereits in seiner ersten Sammlung „Der alte Korpsstudent und andre Geschichten" gethan hat. Solche Sachen, die anspruchslos erscheinen und doch künstlerisch gedacht und geformt sind, verdienen es, gewürdigt zu werden. (Düna-Zeitung, Riga)



Der alte Korpsstudent

und andre Geschichten. Bilder aus dem Universitätsleben von **Ernst Johann Groth.** Neue Ausgabe. Ein Band. Fein gebunden 3 Mark.

Inhalt: Der alte Korpsstudent — Das Hohenzollernlied — Die Studentin — Pedell Papendick — Der Landpfarrer — Der jüdische Student — Die Wahlschlacht — Eine Studentenaufführung

Es giebt verhältnismässig wenig Schilderungen des studentischen Lebens, in denen dieses direkt im Vordergrunde steht. Zwar kommt der Student in der einen oder andern Weise in sehr vielen Romanen und Novellen vor — aber sein Leben und Treiben zum eigentlichen Gegenstande novellistischer Schilderung zu machen, ist nur von wenigen Schriftstellern versucht worden, und noch wenigern ist es gelungen. Die vorliegenden „Bilder aus dem Universitätsleben" bilden auf diesem Gebiete das Beste, was ich kenne. Mit grosser Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung verbinden sie scharfe Beobachtung, sichere Erkennung der Vorzüge und Fehler des studentischen Lebens und feine Erfassung der psychologischen Vorgänge. So werden diese kleinen Skizzen jedem Studenten, jedem, der es einmal gewesen ist, sowie jedem, der sich für das Leben der akademischen Jugend interessiert, Stunden angenehmer Erholung verschaffen können. (Akademische Rundschau)

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 7

Ausgegeben am 12. Februar 1903

Inhalt:



Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den [illegible] persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des [illegible] geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Neue Romane und Novellen

aus dem Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

Doktor Duttmüller
und sein Freund

[illegible] aus der Gegenwart

von

Fritz Anders

Ein Band. [illegible] Mark



Niels Glambäk
Wie er ein Mann wurde

[illegible]

von

K. G. Brøndsted

Ein Band. [illegible] Mark



Die Sonne des Siljethals
Pilt Ola

[illegible]

von

[illegible] Thoresen

Ein Band. [illegible]

Vergangenheit

Eine Erzählung aus der Emigration

von

Charlotte Niese

Ein Band. [illegible] Mark



Auf dem Wege zum Paradies

Thüringische Novellen

von

Marthe Renate Fischer

Ein Band. Fein gebunden 4 Mark



Kleine Frauen

oder

Meg, Jo, Beth und Amy

von

Louisa M. Alcott

Dritte Auflage

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

Der erste Beste

Erzählung

von

O. Verbeck

[illegible] — Zweite Auflage. Ein Band. Fein gebunden 3 Mark



Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 8

Ausgegeben am 19. Februar 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den [illegible] persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des [illegible] geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Vergangenheit.

Eine Erzählung aus der Emigrantenzeit von **Charlotte Niese**. Ein Band. Fein gebunden 7 Mark

Es ist eine liebenswürdige Gabe, die Charlotte Niese diesmal uns auf den Weihnachtstisch legt [illegible] Buch, das in mehr als einer Hinsicht unsere wärmste Teilnahme verdient. Wir kennen ja ihre Art, [illegible] Volksleben in seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten zu beobachten und darzustellen, und diese Gabe hat sie auch in der vorliegenden Erzählung wieder glänzend betätigt. … Das Bild, das sie von den [illegible] entwirft, ist so wunderbar [illegible], dass auch bei genauer Kenntnis der Einzelheiten sich im [illegible] [illegible] nichts Zutreffenderes sagen liesse. … Wir sehen: historisches ist mit freier Erfindung [illegible] [illegible] Harmonie verbunden und das Ganze stellt uns ein lebenswarmes Bild dar von dem, wonach [illegible] das Buch benennt: Vergangenheit! Wo sind sie hin, alle diese lustigen und vielgeschäftigen Franzosen [illegible] [illegible] gepuderten Köpfen, ihren leidenschaftlichen Herzen und beweglichen Seelen und jene Leute von [illegible] [illegible] mit dem starren Kopf und dem schwerfälligen Gang, mit ihrem treuen Gemüt und ihrer [illegible] [illegible], etwas ironisch angelegten Lebensphilosophie? Sind sie alle ins Grab gesunken? Auch [illegible] und [illegible] und der gute Magister Pappelius? Oder leben sie etwa noch unter uns und brauchen wir vielleicht nur uns auf hiesige Familiengeschichten zu besinnen, um sie wiederzufinden? Fragen wir Charlotte Niese, die wirds wissen! Wir danken ihr aber für ihr schönes Buch und wollen uns oft daran freuen.

(Altonaer Nachrichten)

Geschichten aus Holstein.

Erzählungen von **Charlotte Niese**. Ein Band. Fein gebunden 3 Mark 50 Pfennige

Auch diese neue Sammlung der schnell beliebt gewordenen Erzählerin wird viele Herzen erfreuen. Charlotte Nieses liebenswürdig-behagliches Talent [illegible] ihr gemütvoller Humor, ihre Gabe, originelle Charaktere, für die sie neben einer besondern Vorliebe auch besondern Spürsinn hat, uns anschaulich zu schildern, ihre [illegible] Art, das Kleinstadtleben mit seiner beschränkten Enge darzustellen, das alles bewährt sich wieder in diesen sechs hübschen Studien, die sich übrigens auch zum Vorlesen in der Familie trefflich eignen. Alle tragen echt holsteinisches Lokalkolorit. In den ersten beiden und in der vierten Geschichte wendet die Erzählerin mit Geschick die Form der Rahmenerzählung an. Am besten scheinen uns die vierte und fünfte [illegible] gelungen, namentlich jene mit ihrem feinen und diskreten Humor, die uns die Geschichte von Einem erzählt, „der nichts durfte,“ ist ein wahres kleines Kabinettstückchen. . . . Die Ausstattung ist ganz allerliebst.

(Nordd. Allg. Ztg.)

Aus dänischer Zeit.

Bilder und Skizzen von **Charlotte Niese**. Dritte, der Gesamtausgabe zweite Auflage. Ein Band. Fein gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Ein [illegible] Humor [illegible] alle diese Gestalten, deren man lebhaft jede kleine Herzensregung [illegible] kann, weil sie alle so wahr geschildert sind. … Wo, wie in diesen Erzählungen, die Sprache [illegible] über alle Unebenheiten und Steinchen rauher Charaktere mit leichtem heiteren [illegible] des [illegible] [illegible], wo sie den einfachsten Lebensverhältnissen ein wahres [illegible] [illegible], da ist dem Leser die Entscheidung in dem heutigen Streit wohl nicht schwer, in dem Streit [illegible] Malweise des echten Künstlers — und schwarz entwickelter photographischer [illegible] des [illegible] Dilettanten.

(Itzehoer Nachrichten)

Der Erbe.

Erzählung von **Charlotte Niese**. Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

Charlotte Niese [illegible] zu den [illegible] und gemütvollsten Erzählerinnen. Sie stellt sich [illegible] [illegible] mit besondrer Vorliebe den Nachtseiten des Lebens [illegible]. Und zu charakterisieren versteht Charlotte [illegible] Umgebung heraus, die nach ihren Vorzügen [illegible] geschildert werden. … Am grössten erscheint uns [illegible] die sie so sehr in ihr Herz geschlossen hat [illegible] immer das Herz auf und dem Leser nicht weniger [illegible] zu den schönsten, die von dem jungen [illegible] [illegible] uns hier, und wie weiss die Verfasserin [illegible] [illegible] und mit ihm zu fühlen und zu empfinden [illegible].

(Hamburger Korrespondent)



Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 9

Ausgegeben am 26. Februar 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 10

Ausgegeben am 6. März 1905

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

64. Jahrgang

Nr. 11

Ausgegeben am 12. März 1905

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Staatsmedaille in Gold 1896.

Hildebrand's

Deutschen Kakao

in 1/4, 1/2 und 1/1 Pfd Originalpackungen, Mk. 2,40 das Pfund

Deutsche Schokolade

Mk. 1,60 das Pfund

Thee *neuester Ernte*

in bester Gute, 2 Mk. bis 8 Mk. das Pfund,

empfehlen

Theodor Hildebrand & Sohn,

Hoflieferanten Sr. Maj. des Kaisers *BERLIN, Spandauerstr. 47/48.*

*Potsdamer Str. 22b. * Leipziger Str. 100 * Kurfürstenstr. 75.*

CHARLOTTENBURG, Berliner Str. 58.

Albert Rosenhains beliebter **Union-Koffer**

Leichter, unverwüstlicher, hocheleganter Koffer



Ia gefirnisstes Segelleinen, mit starker Rindleder-Einfassung, Messingbeschlägen und besten Patentschlössern.

[illegible] Mk. 30.— | 90 cm lang, 51 cm breit, 42 cm hoch Mk. 35.—
[illegible] 32,50 | 90 „ „ 52 „ „ 44 „ „ „ 42,50
[illegible] 46 cm hoch Mk 48.—
[illegible] Länge sind mit zwei Patentschlössern versehen

Albert Rosenhains neueste **Coupé-Koffer**

[illegible] D. R. G. M. und engl. Patent.

[illegible] massives Rindleder und echte Rohrplatten.

[illegible] praktische und leichte Handkoffer in allen Grössen.

ALBERT ROSENHAIN, BERLIN SW.

[illegible] Handkoffer und -Taschen.

[illegible] und Korbe, Handkoffer [illegible]

[illegible] und sämtliche Utensilien.

[illegible] frei.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 15

Ausgegeben am 26. [illegible]

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

